Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
VE
v.30²

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXX. Jahrgang 1915/1916

2. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

052
VE
v.30

Inhaltsverzeichnis

XXX. Jahrgang 1915/1916. Zweiter Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Birt, Prof. Dr. Theodor: Aus dem Papyrusfund des Doktor Sophus. Eine Kriegsplauderei 481
Caſtell, Alexander: Nerven. Erzählung 378
Enking, Ottomar: Warum ſchwieg ſie nicht? Roman (Schluß) 78
Ganghofer, Ludwig: Straßenkampf . . 110
Grazie, M. E. delle: Imago. Erzählung 41
Harbou, Thea von: Der heilige Kriſpin von Oberſchladerbach. Erzählung . 195
Hofer, Klara: Maria im Baum. Novelle 537
Keyſerling, Eduard Graf: Fürſtinnen. Erzählung 1, 145, 333
Küchler, Kurt: Die Totenfeier. Erzählung 403
Lewald, Emmi: Eheirrung 120
Münzer, Kurt: Der Gott und die Bacchantin. Erzählung 262
Pantenius, Th. H.: Die Pflicht gegen die Kommenden. Erzählung . . . 289
Queri, Georg: Strategenidyll beim Mohrenwirt. Stizze 235
Soyka, Otto: Das Syſtem. Erzählung 489
Trentini, Albert von: Auch du? Eine Kriegserzählung 517
Weber, Adelheid: Über den Tälern. Ein Frauenleben von damals . . . 433

Gedichte, Sprüche

Berlepſch, Karl Frhr. von: Als ich das Grab meines Bruders ſuchte . . . 204
Buſſe, Carl: Letzter Wunſch 402
Buſſe-Palma, Georg: Der Kellerſchuſter 268
Fernau, Peter: Zum neuen Jahr . . 26
Findeiſen, Kurt Arnold: Nachtquartier in Frankreich 40
Friedrich, Johann: Nonnen im Lindengang 202
Georg, Manfred: Sonia 194
Harder, Agnes: Erinnerung an Rußland 536
Havemann, Julius: Das erſte Grün . 491
Heyck, Hans: Nachts auf Poſten . . . 114
Holz, Arno: Phantaſus 363
Klimke, Hans: Weine nicht, vielliebe Frau 237
Liſſauer, Ernſt: Geſchenkſtrophen . . . 496
— — Homer und die Händler. Ballade 190
Maier, Karl: „Le malade imaginaire" 17. Februar 1673 109
Möller, Marx: Beſuch. Ballade . . . 274
*— — Oſterlegende 1916. Mit Zeichnungen von Heinrich Wieynk . . . 515

Seite

Münchhauſen, Börries Frhr. von: Der gewanderte Knecht. Ballade . . . 70
— — Wandlung 261
Roland, Emil: Am Styx 138
Salus, Hugo: Mozartweihe 208
Schanz, Frida: Der Trotzige 466
— — Mecklenburgiſche Städtebilder . 414
— — Sprüche 69
Schaukal, Richard: Abend 56
— — Die Blumen im Glaſe 496
— — Die Hexe 496
— — Sternennacht 56
Seidel, Ina: Trennung 176
Unger, Hellmuth: Der Helm 238
— — Die Wiege 509
Wrede, Fürſtin Gabriele: Laß uns ſchweigen 466
— — Selbſtbefreiung 466
Zobeltitz, Hans Caſpar von: Irrtum . 364

Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier

*Fechner, Hanns: „Meyerheims." Mit einem Bildnis 72
Zobeltitz, Hanns von: Lebenserinnerungen 227

Kunſt und Literatur

Bode, Wilhelm von: Erfahrungen bei der Sammeltätigkeit für öffentliche Kunſtſammlungen 492
Corinth, Lovis: An die Herren der neutralen Preſſe. Ein Vortrag in den Räumen der Berliner Sezeſſion . . 203
*Hayek, Prof. Hans von: Als Maler im Felde mit der 6. Armee. Mit ſechzehn Bildern aus den Studienmappen des Künſtlers in Faksimile-Wiedergabe 27
*Heuer, Prof. Dr. Otto: Der Königsleutnant und ſein Gemäldeſalon. Mit ſechsundzwanzig teilweiſe mehrfarbigen Abbildungen 209
*Höffner, Johs.: Fünfundzwanzig Jahre unſer! Hanns von Zobeltitz zum 1. April 1916. Mit einem Bildnis . 557
*Illuſtrierte Rundſchau 127, 281, 425, 570
Möller, Prof. Dr. Marx: Aus dem Lande Dörchläuchtings. Betrachtungen . . 408
*Oſtini, Fritz von: Allerhand Scheiben. Mit zwölf Bildern in teilweiſe mehrfarbiger Wiedergabe 97
*Roſenhagen, Hans: Fritz Rhein. Mit dem Bildnis des Künſtlers, drei

450498

Digitized by Google

Seite

Kunstbeilagen und dreizehn Abbildungen im Texte 177
*Scherman, Prof. Dr. L.: „Farbige Engländer" aus der Herbstoffensive 1915. Mit Zeichnungen vom Kriegsmaler Oskar Graf 497
*Schubert, Dr. Walter F.: Eduard Thöny. Mit dem Bildnis des Künstlers und zwölf Zeichnungen, teilweise in mehrfarbigem Faksimiledruck . . 321
Strecker, Karl: Eine deutsche Forderung an unsere Bühnen 57
*Werner, Prof. Heinrich: Oskar Frenzel, ein norddeutscher Tiermaler. Mit zwei Einschaltbildern in Faksimile- und Tondruck, dem Bildnis des Künstlers und dreizehn teilweise mehrfarbigen Textabbildungen 467
*Zobeltitz, Hanns von: Theodor Hermann Pantenius. Mit einem Bildnis 124
Zu unsern Bildern . . 127, 281, 425, 570

Sonstige Aufsätze

Bahr, Hermann: Die Entdeckung Österreichs. Ein Feldgespräch 205
Barth, Hans: Spionopolis 314
Bley, Fritz: Vom köstlichen Yankee-Humor 191
*Boerschel, Ernst: Café Geßwein in Leipzig. Zur hundertfünfzigsten Wiederkehr von Goethes Leipziger Studienjahren (1765—1768). Mit zwei Abbildungen 115
*Dominik, Hans: Vom Eisenerz zur Stahlschiene. Mit fünfzehn zum Teil mehrfarbigen Abbildungen nach Naturaufnahmen 382
*Godin, Marie Amelie Freiin: Wirtschaftliche und kulturelle Aussichten in Albanien. Mit einer Zeichnung, einer Karte und elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen 365
Herre, Prof. Dr. Paul: Das Gleichgewicht in der Politik 550
*Hesse-Wartegg, Ernst von: Gibraltar. Mit acht Bildern 62
Hoetzsch, Prof. Dr. Otto: Die Neutralität Skandinaviens 510
— — Griechenland 105
— — Zeitgeschichtlicher Rückblick 140, 276, 420, 561
Huschke, Dr. Konrad: Schuberts Erlkönig — hundert Jahre 359
Krückmann, Prof. Paul: Was wir der deutschen Jugend nach dem Kriege wünschen 251
*Norbert, Willy: Ypern — „die ewige Stadt". Mit achtzehn Abbildungen nach Kupferstichen, Zeichnungen und photographischen Naturaufnahmen . 522
*Planiscig, Dr. L.: Die Isonzo-Ebene. Mit achtzehn Abbildungen 239
Zimmermann, Legationsrat Dr. Alfred: Das mitteleuropäische Wirtschaftsproblem 395

Neues vom Büchertisch

Bonsels, Waldemar: Himmelsvolk . . 272
Braun, Lily: Lebenssucher 568
Eulenberg, Herbert: Letzte Bilder . . 419
Fontane, Theodor: Gesammelte Werke. Auswahl in fünf Bänden 137
Greeven, Erich August: Die letzten Brücken 134
Heer, J. C.: Der lange Balthasar . . 415
Hermann, Georg: Heinrich Schön jun. . 566
Ilg, Paul: Was mein einst war . . . 569
Keller, Paul: Ferien vom Ich 569
Ludassy, Julius von: Die große Stunde 568
Mühlau, Helene von: Der Kriegsfreiwillige 418
Münzer, Kurt: Menschen von gestern . 567
Otto, Friedrich: Die fliegenden Pioniere 136
Pietsch, Otto: Das Gewissen der Welt. 417
Presber, Rudolf: Der Don Juan der Bella Riva 273
Richter, Heinrich: Otto Weddigen . . 137
Rosegger, Peter: Gesammelte Werke . 273
Schieber, Anna: Heimat 133
Scholz, Wilhelm von: Fähnrich von Braunau 135
Schrickel, Leonhard: Land! 416
Schubert, Ernst: Ruhm 418
Seeliger, E. G.: Max Doberwitz, der Tantenmörder 136
Sternheim, Carl: Napoleon 273
Viebig, Clara: Eine Handvoll Erde . 269
Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten 419
Wassermann, Jakob: Das Gänsemännchen 270

Kunstbeilagen

Bartels, Prof. Hans von: Am Kaminfeuer. Gemälde. Faksimiledruck zw. 432 u. 433
— — Studie aus Concarneau. Aquarell. Faksimiledruck . . . . . zw. 440 u. 441
Beecke, Heinrich: Bildnis der Malerin Lika Marowska. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 168 u. 169
Bennewitz v. Loefen, Karl: Aus der Villa Falconieri. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 120 u. 121
Eberz, Josef: Jahrmarkt. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 488 u. 489
Feuerbach, Anselm: Iphigenie. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 424 u. 425
Frenzel, Prof. Oskar: Am Waldesrand. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 472 u. 473
Göhler, Prof. Hermann: Im Schloßgarten. Gemälde. Faksimiledruck zw. 408 u. 409
Greve-Lindau, Georg: Andante. Gemälde. Faksimiledruck 91
Haase-Jastrow, Kurt: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 288 u. 289
Hallavanya, Emilie von: Am Kaffeetisch. Gemälde. Faksimiledruck zw. 256 u. 257
Hendrich, Hermann: Vorfrühling im Riesengebirge. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 312 u. 313

Digitized by Google

Seite

Klemm-Jaeger, Hedwig: Wintersonne. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 16 u. 17
Knirr, Prof. Heinr.: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
List, Wilhelm: Slowakenpaar in Festtracht. Gemälde. Faksimiledruck zw. 144 u. 145
Messerschmitt, Prof. P. F.: An der Tauber bei Dettwang. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 88 u. 89
— — Auf dem Kutschbock. Studie. Faksimiledruck . . . . . zw. 80 u. 81
— — Herbstmorgen in Prien am Chiemsee. Ölstudie. Faksimiledruck . . . 85
Plückebaum, Karl: Mein Vogel. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 232 u. 233
Rasch, Prof. Otto: Aus der Stadtkirche in Weimar. Gemälde. Faksimiledruck zw. 336 u. 337
— — Kreuzgang in Magdeburg. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 352 u. 353
— — Studienkopf. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 344 u. 345
Rau, Martin: Friesisches Interieur. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 272 u. 273
Rhein, Fritz: Brücke im Tiergarten zu Berlin. Gemälde. Faksimiledruck zw. 200 u. 201
— — Dock in Middelburg. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 176 u. 177
Schultheiß, Carl M.: Im März. Gemälde Faksimiledruck . . zw. 296 u. 297
Speyer, Prof. Christian: Speerwerfer. Gemälde. Faksimiledruck zw. 152 u. 153
Tischbein, Joh. Fr. Aug.: Fürst Friedrich von Waldeck. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 456 u. 457
Unger, Prof. Hans: Weibliches Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 544 u. 545
Wellmann, Robert: Damenbildnis. Pastell Faksimiledruck . . . . zw. 48 u. 49

Einschalt- und Text-Bilder

Buchner, Ludwig: Kauerndes Mädchen. Marmorbildwerk. Tondruck zw. 320 u. 321
Frenzel, Prof. Oskar: Abend. Gemälde. Faksimiledruck 479
— — Bulle im Stall. Gemälde. Faksimiledruck 469
— — Der Ruheplatz. Gemälde. Faksimiledruck 475
— — Hainbuchengang. Ölstudie. Faksimiledruck 478
— — Im Stargarder Hügelland. Gemälde. Tondruck 473
— — In der Heide. Ölstudie. Tondruck 480
— — Kälbchen. Ölstudie. Tondruck . 468
— — Kühe in den Dünen. Gemälde. Faksimiledruck 471
— — Kuhstudie. (Öl). Faksimiledruck 472
— — Lämmchen. Ölstudie. Faksimiledruck 474
— — Nach dem Gewitter. Gemälde. Tondruck 470

Seite

Frenzel, Prof. Oskar: Pferdekopf. Ölstudie. Tondruck 473
— — Pferdeschwemme. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 464 u. 465
— — Waldbach. Ölstudie. Tondruck . 477
Freudweiler, Heinrich: Zirkusvorstellung. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 56 u. 57
Gebhardt, Prof. Ed. von: Christus. Ölstudie. Tondruck . . . . zw. 520 u. 521
Girard von Soucanton, Alice: Bildnisstudie. Gemälde. Tondruck zw. 208 u. 209
Graf, Oskar: „Farbige Engländer" aus der Herbstoffensive 1915. Zeichnungen 497—505
Heckendorf, Franz: Notbrücke. Übergang über die Angerapp. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 136 u. 137
Jaeckel, Willi: Sturmangriff. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 112 u. 113
Jettmar, Prof. Rudolf: Kämpfende Amazonen. Gemälde. Tondruck zw. 360 u. 361
Kampf, Prof. Arthur: Wir treten zum Beten . . . Gemälde. Tondruck zw. 8 u. 9
Kiemlen, Emil: Spielerei. Bronzebildwerk. Tondruck . . . . zw. 264 u. 265
Kirchner, Eugen: Scheibenbild. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 104 u. 105
May, Bruno: Eiserner Wehrmann. Bildwerk. Tondruck . . zw. 568 u. 569
Müller, Georg: Badende. Silberfigürchen. Tondruck . . . . . zw. 40 u. 41
Müller, Prof. Richard: Aus dem zerstörten Rethel. Zeichnung 25
Petersen, Prof. W.: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 304 u. 305
Rhein, Fritz: Bildnis des Majors von Schoeler. Faksimiledruck 185
— — Mein Junge. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 192 u. 193
Schmidt, Erna: Ranunkeln. Gemälde. Faksimiledruck 394
Seger, Prof. E.: Lebensfreude. Bronzebildwerk. Tondruck . . . zw. 448 u. 449
Stichling, Friedrich: Landstraße im Frühling. Radierung 521
Thedy, Prof. Max: Bildnis eines Malers. Gemälde. Tondruck zw. 416 u. 417
Thomann, Adolf: Dorfplatz im Engadin. Gemälde. Tondruck . . zw. 160 u. 161
Thöny, Eduard: Am Isonzo. Bosnische Telegraphensoldaten. Zeichnung . . 330
— — Aufstieg in den Dolomiten. Zeichnung 326
— — Die Schlacht in Masuren. Zeichnung 325
— — Die Verbündeten an der Aisne. Zeichnung. Faksimiledruck 322
— — Gedankenaustausch. Zeichnung. Faksimiledruck 321
— — Gefangene am Isonzo. Zeichnung. Faksimiledruck 331
— — Honvedhusar. Zeichnung . . . 328
— — Im Eise der Karpathen. Zeichnung 329
— — Im Osten. Zeichnung 324
— — Kroatischer Ulan. Zeichnung. Faksimiledruck 332

Digitized by Google

Seite

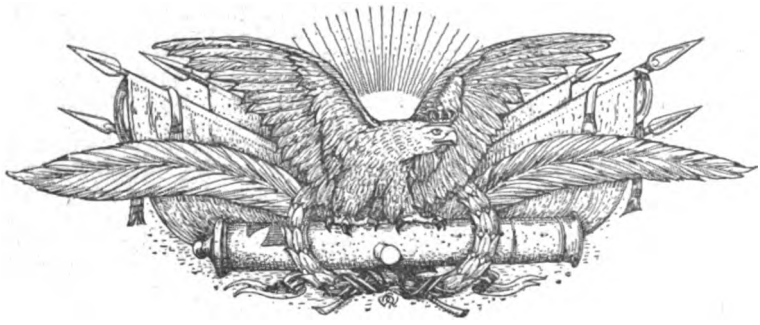
Thöny, Eduard: Liebesgaben in die Heimat. Zeichnung 327
— — Reiterkampf. Zeichnung . . . 323
Vogel, Prof. H.: Bildnis meiner Frau. Gemälde. Tondruck . . . zw. 496 u. 497
Vogts, J. i. h.: Im Kleid der Mutter. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 536 u. 537
Welti, Albert: Johann, der muntre Seifensieder. Skizze 320

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

*Behn, Prof. Fritz: Kronprinz Rupprecht von Bayern. Büste 570
*Bertsch, Karl: Möbel 283
*Bielefeld: Arbeiten und Entwürfe aus der Handwerker- und Kunstgewerbeschule 574
*Frentzen, Johanna: Neue Edelschmiedearbeiten 287
*Kampf, Prof. Arthur: Mosaikbild „Kriegers Abschied“ 132

Seite

*Kriegs-Schaumünzen, Neue 425
*Lietz, Otto, und Betty Berger: Stickereien 286
*Lille: Vom Liller Theater und der Liller Kriegszeitung 571
*Lübeck: Aus dem neuen St. Annen-Museum 127
*May, Bruno: Der „eiserne Wehrmann“ 573
*Perathoner, Hans: Statuette „Der Leineweber“ 427
*Radierungen, Künstlerische, zum Besten unserer Feldgrauen 281
*Seiden, Handgedruckte, der Wiener Werkstätten 430
*Wappenteller der Ostpreußenhilfe . . 428
*Warmbrunn: Neue Arbeiten der Holzschnitzschule 282
*Wiesbaden: Das neue Museum . . 431
*Zechbauer, Ivo: Schmuck 426
*Zumbusch, Prof. L. von: Der Rote Kreuz-Teller 132



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Stilleben

Gemälde von Prof. Heinrich Knirr

Digitized by Google

19 B35
J45 del

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXX. Jahrgang 1915/1916 Heft 5. Januar 1916

Fürstinnen

Erzählung von Eduard Graf Keyserling

Die verwitwete Fürstin Adelheid von Neustatt-Birkenstein ging um die Mittagstunde eines heißen Sommertages in das Bureau hinüber, um mit dem Major a. D. von Bützow, dem Verwalter ihres Gutes, über ihre Finanzen zu sprechen. Der Fürst Ernst von Birkenstein war im besten Mannesalter gestorben. Eine tückische Lungenkrankheit hatte ihn schnell dahingerafft. Da der Fürst keinen männlichen Nachkommen hinterließ, folgte ihm in der Regierung des Fürstentums sein jüngerer Bruder, Fürst Konrad. Die Fürstin Witwe jedoch zog sich mit ihren drei Töchtern auf die Herrschaft Gutheiden zurück, die sie im Osten des Reiches besaß. Der verstorbene Fürst war ein lustiger Herr gewesen, und das Familienvermögen befand sich bei seinem Tode in ziemlich zerrütteter Verfassung. Die Witwenapanage war mager genug, so beschloß denn die hohe Frau, ihre Töchter in ländlicher Stille zu erziehen. Aber auch so gehörte viel Umsicht dazu, um die Mittel für ein standesmäßiges Leben zu beschaffen.

Diese Besuche im Bureau, die langen Gespräche über Geld machten die Fürstin stets müde und traurig. Sie saß da in dem Korbsessel vor dem großen Schreibtisch, der ganz mit Kontobüchern bedeckt war. Ihr gegenüber saß der Major in seinem grauen Leinenanzuge, sehr erhitzt, das kleine, runde Gesicht war gerötet, selbst die Kopfhaut schimmerte rot durch das dünne, greise Haar, und die Enden des grauen Schnurrbartes hingen schlaff über die Mundwinkel. Leise und schnarrend gab er seinen Bericht ab, zuweilen hielt er inne und richtete die hervorstehenden blauen Augen auf die Fürstin, um zu sehen, welchen Eindruck sein Bericht mache. Die Fürstin jedoch lag regungslos in ihrem Stuhle und schaute durch das geöffnete Fenster auf den Hof hinaus, der jetzt in der Arbeitspause ganz still im Sonnenschein dalag, nur drüben bei den Stallungen regte es sich, ein Stallbursche, die Tressenmütze im Nacken, wusch einen großen, blanken Wagen. ‚Etwas Hoffnungsloseres,‘ dachte die Fürstin, ‚als die Stimme des Majors gibt es wohl nicht, und diese Zahlenreihen, diese Debets und Kredits und Saldos, wie feindlich das alles klang.‘ Eine große Brummfliege hatte sich in das Zimmer verirrt und begann laut und ärgerlich zu summen, als wollte sie das traurige Knarren der Stimme des Majors übertönen. Die Fürstin war noch eine schöne Frau, wie sie in ihrem weißen Piquékleide regungslos dasaß, das Haar sehr dunkel unter dem schwarzen Spitzenschleier. Die bräunliche Blässe des schmalen Gesichtes hatte etwas wie einen matten Bronzeglanz,

 Nachdruck verboten. Copyright 1915 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

die Züge waren von wunderbar ruhiger Regelmäßigkeit, und aus den großen braunen Augen schaute das träge Pathos byzantinischer Madonnen. Die kleinen Hände, schwer von Ringen, ruhten müde im Schoß. Jetzt war der Bericht zu Ende. Der Major schwieg, zog die weißen Haarbüschel seiner Augenbrauen in die Höhe und blickte seine Herrin erwartungsvoll an. Die Fürstin schaute noch immer auf den Hof hinab, als sei sie mit ihren Gedanken sehr weit fort, aber sie begann zu sprechen, sprach langsam und ein wenig klagend: „Das ist alles nicht ermutigend, aber an den großen Ausgaben der letzten Zeit und den Ausgaben, die bevorstehen, läßt sich nichts ändern. Ich mußte im Winter mit den Prinzessinnen nach Birkenstein reisen, um die Gesellschaften mitzumachen, nun, und dann kam die Verlobung der Prinzessin Roxane. Die Möbel im Saal, im grünen und im blauen Zimmer mußten vor dem Besuche des jungen Großfürsten neu bezogen werden. Und jetzt kommt die Aussteuer, und wenn die Hochzeit auch bei meinem Bruder, dem Großherzog, stattfindet, Ausgaben gibt es dabei genug. An alledem läßt sich nicht das geringste ändern. Wenn es vorüber sein wird, kann man ja versuchen, wieder eine Weile krumm zu liegen und zu sparen."

Es wurde an die Tür geklopft und sie öffnete sich, ohne daß jemand „Herein!" rief. Der Graf Donald von Streith trat ins Zimmer, lang und hager, in einem weißen Flanellanzuge. „Sie kommen gerade recht, lieber Graf," sagte die Fürstin, ohne sich umzuschauen, und streckte ihm die Hand hin, „wir sind hier gerade bei unseren Defiziten."

Der Graf küßte die dargebotene Hand und meinte: „So, so! Unser Major hat wieder alle Taschen voller Sorgen."

Der Major zuckte die Achseln und die Fürstin klagte: „Ach ja, es ist wieder diese schreckliche Ziegelfabrik."

Der Graf setzte sich weit vom Schreibtisch in einen Sessel, streckte die Beine von sich und rieb vorsichtig die Fingerspitzen aneinander. Seinen kleinen, länglichen Kopf bedeckte krauses, leicht ergrautes Haar. Seltsam dicht beieinander saßen im sonnengebräunten Gesicht die graublauen Augen. Was aber das Gesicht ganz beherrschte, war die mächtige, kühn gebogene Nase. Die Bartkommas auf der Oberlippe und am Kinn waren kohlschwarz. Die ganze Erscheinung hatte etwas von einem eleganten Don Quichote. Der Graf war zu Lebzeiten des Fürsten Ernst Hofmarschall in Birkenstein gewesen. Jetzt besaß er ein Waldgut in der Nähe von Gutheiden und lebte dort allein in seinem Jagdschlößchen. Seine Hauptbeschäftigung aber war, die Fürstin in der Verwaltung ihres Gutes zu beraten. Zu jeder Tageszeit konnte man sein kleines Automobil oder seinen Falben im Gutheidener Schloßhofe stehen sehen, und ein jeder auf dem Gute wußte, der eigentliche Herr hier, der zu entscheiden hatte, war doch der Graf Streith.

„Nun," begann der Graf, „wenn die Ziegelei uns im Stiche läßt, so muß der Wald herhalten."

„Denken Sie?" sagte die Fürstin und sah den Grafen hoffnungsvoll an. „Ich wußte gleich, Sie würden sich etwas ausdenken."

Der Major hatte seine Bücher geschlossen und erhob sich: „Darf ich jetzt zu den Arbeiten gehen?" murmelte er.

„Gewiß," erwiderte die Fürstin, „ich danke Ihnen, lieber Major," und sie reichte ihm ihre Hand hinüber, die er küßte. „Sie sehen, es findet sich immer ein Ausweg." Aber das Gesicht des Majors behielt seinen kummervollen Ausdruck, er verbeugte sich vor dem Grafen und verließ das Zimmer.

Die Fürstin schaute wieder nachdenklich zum Fenster hinaus, und der Graf rieb seine Fingerspitzen aneinander. Beide schwiegen eine Weile und lauschten dem leisen Klingen, das durch die heiße Mittagsluft irrte. Endlich begann die Fürstin, als spräche sie zu sich selbst: „Wenn der Major all diese unangenehmen Dinge vorträgt, klingt aus seiner Stimme etwas Vorwurfsvolles. Aber ich kann nichts dafür, daß die Ziegelei nichts trägt, deshalb werde ich doch nicht meine Töchter hier auf dem Lande verstecken. Ich muß mit ihnen die Gesellschaften in Birkenstein und in Karlstadt besuchen, sie sollen doch heiraten. Eine unverheiratete Prinzessin ist nirgends am Platz. Unverheiratete Prinzessinnen kommen mir vor wie diese Perlenarbeiten, die Gouvernanten zum Geburtstage schenken,

Digitized by Google

Lampenuntersätze oder Federwischer, man wußte nie, wo man diese Dinge lassen sollte."

Das sonore Lachen des Grafen schreckte die Fürstin auf, sie schaute ihn einen Augenblick überrascht an, dann begann auch sie zu lachen. Gleich darauf wurde sie wieder ernst und seufzte. „Nein, nein," sagte sie, „mir ist nicht nach Lachen zumute."

„Unsere Prinzessinnen werden heiraten," tröstete der Graf. „Der Anfang ist schon gemacht."

„Nun ja," sagte die Fürstin zögernd, „mit Roxanens Verlobung kann ich zufrieden sein, der junge Mann ist sympathisch, aber diese Leute von drüben — was weiß man, das ist doch alles so fremd. Und ein Kind in diese unbekannte Ferne zu schicken, das ist schwer. Rußland, mein Gott! das ist so dunkel und unbekannt wie — wie das Jenseits. Nun, Roxane ist kühl und vernünftig, die wird sich überall zurechtfinden. Da wird es meine Eleonore schwerer haben, sie ist so weich und leicht verwundbar, sehen Sie, das darf unsereines nicht sein. Und dann meine Jüngste, die ist meine größte Sorge. Mit ihren bald sechzehn Jahren noch so kindisch. Sie hat viel von ihrem Vater, dieses Unruhige, Unberechenbare. Dazu wächst sie hier auf dem Lande auf —"

„Unsere Prinzessin Marie," meinte der Graf, „wird es schon machen, sie hat ihren Kopf für sich und wird ihren eigenen Weg gehen."

„Aber Streith!" rief die Fürstin und schlug die Hände zusammen, so daß die Ringe leise aneinanderklirrten wie kleine Panzer. „Ihren eigenen Weg gehen? Wie kann eine Prinzessin ihren eigenen Weg gehen? Ihr Weg ist ihr vorgeschrieben, sie läuft wie auf Schienen und kommt sie von denen ab, dann ist sie verloren."

„Also kleine Lokomotiven," schlug der Graf vor und lächelte.

„Lokomotiven," wiederholte die Fürstin klagend, „wie wollen Sie, daß ich hier auf dem Lande Lokomotiven erziehe? Wenn ich als Mädchen einmal mit den anderen Mädchen lebhaft und amüsant sein wollte, dann sagte die Gräfin Breckdorff: ‚Lassen Sie das, Prinzessin Adelheid, bei den anderen jungen Damen ist das ja ganz nett, aber bei Ihnen ist das nicht angebracht.' Wie sollen die Mädchen hier auf dem Lande lernen, was alles nicht angebracht ist? Wie soll ich das machen? Wer hilft mir?"

Der Graf beugte sich ein wenig vor und sagte streng: „Und ich?"

„Ja, Sie, Streith," erwiderte die Fürstin, „natürlich Sie. Schon in Birkenstein, wenn es Unannehmlichkeiten gab, sagte ich immer: ‚Streith wird sich etwas ausdenken.' Und diese Gewohnheit habe ich noch immer." Sie hatte ihn dabei freundlich angesehen und der Blick ihrer Augen blieb träge und nachdenklich auf ihm ruhen.

Der Graf lehnte sich befriedigt in seinen Stuhl zurück und meinte: „Das will ich hoffen." Dann erhob er sich. „Ich will in den Wald fahren," sagte er, „und sehen, was zu machen ist."

„Kommen Sie zum Diner herüber?" fragte die Fürstin.

„Wenn ich darf," sagte der Graf.

„Ja, kommen Sie," erwiderte die Fürstin, „man unterhält sich dann, man braucht nicht an Geld zu denken, vielleicht kann man dann ein wenig zusammen lachen."

Der Graf küßte die Hand der Fürstin und ging. —

Die Fürstin saß noch einen Augenblick matt und mutlos da, obgleich dieser Raum mit seinem Geruch von Tinte und staubigen Kontobüchern, mit dem verstimmten Summen der großen Brummfliege ihr unendlich zuwider war. Endlich entschloß sie sich das Zimmer zu verlassen. Sie ging die lange Zimmerflucht des Hauses hinab. Alles war still, denn um diese Zeit pflegten die Hausgenossen sich zur Mittagsruhe zurückzuziehen. Nur im großen Saal ging Böttinger, der alte Kammerdiener, mit dem weißen Haar und dem weißen, faltigen Gesichte leise ab und zu, um zu sehen, ob die Vorhänge alle der Mittagsonne wegen herabgelassen waren. Die Fürstin blieb stehen und schaute nachdenklich die bronzefarbenen Atlasbezüge der Stühle an. „Böttinger," sagte sie, „ich denke, den neuen Möbeln lassen wir bis zum Nachmittage die leinenen Überzüge, ich fürchte, die Sonne schadet ihnen doch."

„Wie Hoheit befehlen," murmelte Böttinger.

Die Fürstin ging weiter bis in ihr Boudoir, hier atmete sie auf, hier in dem klei-

Digitized by Google

nen Raume mit den niedergelassenen, gelbseidenen Vorhängen, in dem es süß nach den großen, welkenden Rosen in der Kristallschale duftete, hier wehte die Luft, die sie zu atmen gewohnt war, und die widerwärtigen Eindrücke des Bureaus fielen von ihr ab. Sie streckte sich auf ihre Couchette aus, griff nach dem englischen Roman, schlug ihn jedoch nicht gleich auf, sondern schloß die Augen, um eine Weile das Wohltuende der ruhevollen Lebenslage zu genießen. ‚Man muß doch,' dachte sie, ‚aus seinem eigentlichen Leben sozusagen herausschlüpfen, um einen guten Augenblick zu genießen.'

* * *

Drüben im Obstgarten saßen die Prinzessinnen beieinander. Sie liebten es um diese Stunde, in der die Erzieherinnen ihre Mittagsruhe hielten, sich dort zusammenzufinden. In einer viereckigen Einsenkung des Bodens standen hier die Stachelbeerbüsche, Johannisbeerbüsche, Himbeerbüsche und einige Obstbäume, prall schien die Mittagsonne auf sie nieder, es duftete nach heißen Blättern und heißen Früchten und von dem höher gelegenen Gemüsegarten trug ein Windhauch zuweilen die strengen Gerüche des Sellerie und Porree herüber. Auf dem Abhang unter einem alten Pflaumenbaum hatten die drei Mädchen sich gelagert. Sie trugen alle drei weiß und rot gestreifte Batistkleider und kleine weiße Strohhüte. Roxane saß aufrecht, den Rücken gegen den Stamm des Baumes gelehnt, die Hände im Schoß gefaltet und schaute gerade vor sich hin in das Flimmern des Mittags hinein. Sie hatte die feierliche Schönheit ihrer Mutter, die großen braunen Augen, doch nahm die strenge Reinheit der Züge in dem jugendlichen Gesichte eine fast ausdruckslose Beruhigtheit an. Eleonore lag im Schatten des Baumes und starrte zum Himmel hinauf. Ein blühendes rundes Gesicht, in dem die Sphinxaugen der Mutter zu freundlichen, braunen Mädchenaugen geworden waren. Ganz im vollen Sonnenschein hatte sich Marie, die Jüngste, ausgestreckt. Sie lag auf dem Bauche, stützte den Kopf in die Hand, hämmerte mit den Spitzen ihrer gelben Schuhe Löcher in den Rasen und aß einige unreife Pflaumen, die vom Baum gefallen waren. Für ihre sechzehn Jahre war die Gestalt seltsam unentwickelt, schmächtig und eckig, und das Gesicht war ein breites Kindergesicht mit roten Backen und weit offenen, blauen Augen. Das krause honiggelbe Haar fiel tief in die kurze Stirn hinein. Alle drei hatten eine Weile geschwiegen, das grelle Licht, der starke Duft machten die Köpfe schwer und gaben den Gedanken eine müde Stetigkeit, wie wir sie vor dem Einschlafen empfinden, wenn die Gedanken sich anschicken Träume zu werden. Plötzlich schaute Marie zu Roxane auf, spie einen Pflaumenkern weit von sich und fragte: „Denkst du jetzt auch an deinen Großfürsten?"

Roxane zog ein wenig die Augenbrauen hinauf und antwortete ablehnend: „Was du nicht alles fragst."

„Nun ja," fuhr Marie fort, „ich meine nur, du hast jetzt etwas, an das du denken kannst. Wir nicht."

Roxane überhörte diese Bemerkung und sagte: „Speie doch die Kerne nicht so unanständig aus."

„Unanständig?" Marie sah die Schwester erstaunt an, „du hast das doch früher auch immer getan. Wenn ich mit einem Großfürsten verlobt sein werde, dann werde ich es auch nicht mehr tun Übrigens, wie man es in Rußland damit hält, ist noch sehr die Frage." Da Roxane nicht antwortete, plauderte Marie weiter: „Ich finde ja deinen Dimitri reizend, sehr schöne Augen mit langen Wimpern, sein Schnurrbart ist wie aus bronzefarbener Seide, hübsch ist es, wenn er deutsch spricht, es klingt, als ob er eigentlich singen wollte. Ein wenig stark parfümiert ist er, aber gutes Parfüm, Peau d'Espagne und etwas Süßes, ich glaube Heliotrop."

„Seine Augen sind schön," ließ Eleonore sich vernehmen. „Auch wenn er lacht, sind sie traurig."

„Ja, sie sind traurig," sagte Roxane feierlich. „Dimitri ist ja so heiter und amüsant, aber auf dem Grunde seines Wesens liegt etwas Trauriges. Schon seine Stimme. Wenn er von seiner Heimat erzählt, von Steppen, die blühen und von Tataren mit kleinen schiefen Augen, immer klingt etwas Melancholisches mit."

„Natürlich," meinte Eleonore, „wenn ich das Wort Rußland höre, denke ich an eine große Ebene, auf der es dämmert. Ich

Digitized by Google

kann mir nicht denken, daß die Sonne dort scheint, es ist dort immer Dämmerung, und in der Ferne ist eine große Stadt mit Lichtern in den Fenstern, und irgendwo in der Dämmerung singt einer oder weint einer."

„Mademoiselle Laure sagt," berichtete Marie, „der Petersburger Hof ist der ausgelassenste Hof in Europa."

Roxane zuckte, verachtungsvoll mit den Schultern: „Ach die."

Vom Abhang aus konnte Marie das Gartengitter sehen. Die Landstraße führte hier vorüber, dann ging es zur Dorfstraße in die Höhe mit den kleinen Häusern und Gärten, still und sonnig lag sie jetzt da, nur Hunde und Hühner trieben sich dort umher, zuweilen ging eine Frau mit einem Eimer zum Brunnen. Dahinter aber auf einem Hügel stand groß und weiß mit blitzenden Fenstern Tirnow, das Schloß des Grafen Dühnen. Marie ließ die Landstraße nicht aus den Augen, denn jeden Tag um diese Zeit kamen die drei Dühnenschen Jungen vom Flusse her, wo sie gebadet hatten, auf ihrem Heimwege hier vorüber. „Da sind sie!" rief Marie laut. Alle drei in blauen Leinenanzügen, die feuchten Badetücher über der Schulter, die Gesichter so gebräunt, daß die blonden Haare fast weiß erschienen. Da war Felix, der sechzehnjährige Kadett, hoch aufgeschossen und schmal, Bruno mit dem hübschen Mädchengesicht und Coco, ein ungezogener, siebenjähriger Gnom. Die beiden älteren Knaben grüßten zu den Damen hinüber, Coco blieb stehen, drückte sein Gesicht gegen das Gitter und zählte: „Drei Kohlköpfe, drei Salatköpfe, drei Prinzessinnen." Dann lief er davon. Marie folgte den Knaben aufmerksam mit den Augen, wie sie die Dorfstraße hinaufstiegen, immer kleiner wurden und endlich verschwanden. Und immer empfand sie dann etwas, das ihr das Herz schwer machte, als sei dort das freie, lustige Leben an ihr vorübergegangen.

Die Gräfin Dühnen war mit ihren Söhnen zwar einmal im Schlosse gewesen, aber da war Felix in seiner Uniform, steif und geziert, die beiden anderen mit glatt gekämmtem Haar und weißen Kragen waren stumm und verlegen. Und alle drei ganz andere Wesen als die Knaben mit den losen Leinenkitteln, die heiß und noch feucht vom Bade am Gartengitter vorüberzogen. Traurig wandte sie sich wieder zu ihren Pflaumen. Als sie einen Blick auf Roxane warf, rief sie: „Aber, Roxane, wie siehst du aus, du willst ja weinen, du weinst ja schon."

Wirklich waren Roxanens Wangen feucht von Tränen. Sie lächelte: „Es ist nichts," sagte sie, „mir war es nur plötzlich so seltsam, daß ich in wenig Tagen hier all dieses nicht mehr sehen werde, daß es ganz, ganz weit sein wird, ein kleiner sonniger Fleck, nach dem ich mich sehnen werde."

Marie zuckte die Achseln. „Diese alten Stachelbeerbüsche," meinte sie, „wären wohl das letzte, nach dem ich mich sehnen würde."

Ein kleiner Wagen fuhr jetzt auf der Landstraße am Gitter vorüber und Marie meldete wieder: „Ach Gott! da kommt er." Es war Professor Wirth vom städtischen Gymnasium, der zweimal wöchentlich ins Schloß kam, um den Prinzessinnen einen Geschichtsvortrag zu halten. Marie streckte und dehnte sich im Vorgefühl der kommenden Langeweile. „Das ist auch ein Segen, ein Segen der Verlobung," sagte sie, „daß man vom Elend dieser Geschichtsstunden loskommt. Komm, Lore, Roxane hat es gut, die kann hier bleiben und an ihren Dimitri denken." Seufzend erhoben sich die beiden Mädchen und gingen träge und langsam dem Schlosse zu.

⁂ ⁂ ⁂

Um vier Uhr stand die Kalesche mit dem Viererzug von Rappen vor dem Schlosse. Um diese Stunde pflegte die Fürstin mit ihren Töchtern eine Spazierfahrt zu machen. Marie hielt nicht viel von diesen Fahrten, sie verliefen meist schweigsam, und der Weg war ihr allzu bekannt. Immerhin war es eine Gelegenheit, ein wenig die Luft der Außenwelt zu atmen und einen Blick auf das Leben der anderen Menschen zu werfen. Da war zuerst die Dorfstraße. Wenn der Wagen durchfuhr, steckten die Frauen die Köpfe aus den kleinen Fenstern, Kinder saßen auf Gartenzäunen und sperrten die Mäuler auf, Männer grüßten, Hunde bellten, es gab eine lustig lärmende Erregung. Neben der Kirche lag das Pfarrhaus. Im Garten stand die Pfarre-

Digitized by Google

rin mit ihren zwei Töchtern, sie hielten große Schüsseln und pflückten Johannisbeeren. Ihre glatten, braunen Scheitel glänzten in der Sonne. Wenn sie des Wagens ansichtig wurden, faßten sie ihre Schüsseln mit beiden Händen und machten tiefe Knickse. Dann kam Tirnow. Alle Fenster standen offen, drinnen wurde auf dem Klavier ein Walzer gespielt, in den Kirschbäumen an der Gartenmauer saßen die Jungen; blaue Gestalten in all dem Grün und Rot. Coco schwenkte seinen Strohhut und rief dem Wagen etwas nach. Auf die Chaussee brannte die Sonne heiß nieder, eine Staubwolke begleitete den Wagen, die Gegend war nur durch einen trüben, gelben Schleier zu sehen, die großen Klettenblätter am Wegrain waren staubgrau wie Löschpapier, und widerwärtige, große Fliegen umsummten die Nasen der Fahrenden. Marie wurden die Augenlider schwer und sie begann wieder an dem Vergnügen dieser Spazierfahrten zu zweifeln. Aber noch gab es etwas zu sehen. Sie kamen an Schlochtin, am Landsitze des Baron Uechtlitz vorüber. Ja, das war der eigentliche Höhepunkt dieser Fahrten. Kühl lag das rote Haus zwischen seinen mächtigen alten Linden. Im Garten, auf dem Tennisplatze trieben sich junge Mädchen mit bunten Kappen, junge Herren in hellen Anzügen umher, ihre lauten Stimmen klangen bis auf die Landstraße hinaus. Im Grünen hing eine Schaukel und auf ihr saß ein Mädchen im roten Kleide, unten stand ein Offizier und schaukelte. Die Knöpfe an seinem dunkeln Waffenrock blitzten wie kleine Feuer. Und wenn das Mädchen hoch in die Zweige hinaufflog, dann stieß es einen kleinen, schrillen Schrei aus und der Offizier bog den Kopf zurück und lachte. ‚Köstlich,' dachte Marie und seufzte.

Jetzt bog der Wagen in den Wald ein und es gab nichts mehr, worauf sie sich freuen konnte. Steif und regungslos stand die endlose Reihe der Kiefern da, ein Wald riesiger Bleistifte, schräg schien die Nachmittagssonne durch die Wipfel. „Wie das duftet," sagte Eleonore, sie sagte das jedesmal, Marie wußte, daß das kommen würde. Und dann zeigten sich einige Rehe zwischen den Stämmen und Roxane sagte: „Sieh doch, Rehe!" Das geschah ebenso regelmäßig wie das Erscheinen des Kuckucks auf der alten Kuckucksuhr, die Fräulein von Dachsberg, die Erzieherin, von ihrer Mutter geerbt hatte, die Uhr schnurrt, der Kuckuck erscheint und sagt: „Kuckuck," die Uhr schnurrt, und Eleonore sagt: „Wie es hier duftet," die Uhr schnurrt, und Roxane sagt: „Sieh doch, Rehe." — Der Wald war nun zu Ende und die lange Pappelallee begann. Am Ende derselben wurde das Schloß sichtbar, groß und grau mit seinen geschweiften Giebeln, seinen dicken Säulen und seinem grünen Kupferdache. Auf der Freitreppe stand Böttinger, eine kleine blau und silberne Figur, und wartete.

Vor dem Diner versammelte man sich im grünen Zimmer, das war stets ein hübscher Augenblick, der etwas Festliches hatte. Die drei Mädchen erschienen in weißen Kleidern mit Rosen im Gürtel, Mademoiselle Laure de Bouttamcourt, die schwarzlockige Französin, liebte es, sich in helle Seide zu kleiden. Sie unterhielt sich mit dem Grafen Streith, sie bog den Kopf zurück und schaute aus den grell schwarzen Augen kokett zu ihm hinauf. Fräulein von Dachsberg, die Erzieherin, mit den blonden Scheiteln und dem bleichen, geduldigen Gesicht und der Major standen ein wenig beiseite und sprachen halblaut miteinander. Der Baron Fürwit scherzte mit den Prinzessinnen. Er war Hofmarschall beim Vater der Fürstin gewesen und glaubte hier auch so etwas zu sein, war aber wohl nur in das Haus genommen worden, um ihm ein sorgenloses Alter zu bereiten. „Auf Ehre," sagte er, „mir träumte, drei weiße Damen kommen auf mich zu. Ich sage mir, das sind Engel. Sofort denke ich aber auch, wenn die in das Schloß gehen, wie stelle ich sie vor? Wie stellt man Engel vor?" Er lachte, trippelte auf seinen kleinen Füßen und strich seinen schönen, braungefärbten Backenbart. Endlich kam die Fürstin mit der Baronin Dünhof, ihrer Freundin und Gesellschaftsdame, einer kleinen asthmatischen Frau mit einem großen weiß und rosa Gesicht und einer schneeweißen Perücke. Man konnte zu Tisch gehen. Die Fürstin nahm den Arm des Grafen Streith, die drei Prinzessinnen folgten, Baron Fürwit führte die Baronin Dünhof, der Major Fräulein von Dachsberg, Mademoiselle

Digitized by Google

Laure ging allein. „Wenn man zur Tafel geht," hatte Marie einmal zu Mademoiselle Laure gesagt, „sind alle hübsch angezogen, der Tisch, weiß und silbern, sieht aus wie ein Altar, man setzt sich ein wenig fröstelnd hin und wartet auf die guten Sachen, dann freut es einen doch etwas, daß man eine Prinzessin ist."

„Ah ma pauvre petite!" hatte Mademoiselle Laure geantwortet.

Bei Tische führte der Graf die Unterhaltung. Die Fürstin hörte ihm zu und man sah es ihr an, sie fühlte sich gut geborgen und gut unterhalten, wenn er sprach. Die Baronin Dünhof und der Baron Fürwit äußerten zuweilen etwas, Fräulein von Dachsberg sprach halblaut mit dem Major, die Prinzessinnen saßen gerade auf ihren Stühlen und schwiegen.

„Ja," sagte der Graf, „gestern war der Baron Uechtlitz bei mir. Der alte Herr schien ganz außer sich. ‚Denken Sie sich,' sagte er, ‚unsere Hilda will fort und etwas leisten. Will sie Kranke pflegen, will sie studieren, will sie Postfräulein werden? was weiß ich. Sie kann sich zu Hause nicht entwickeln, sagt sie. Haben Sie je gehört, daß zu unserer Zeit unsere Damen sich entwickelten? Nein — aber sie muß fort. Sie sagt, sie wird nicht wie eine Prinzessin zu Hause sitzen und auf eine Krone warten.'"

Das erregte Heiterkeit an der ganzen Tafel. „Sie war mir nie sympathisch," bemerkte die Fürstin, und die Baronin Dünhof meinte: „Schließlich, wenn diese Damen sich entwickelt haben, so weiß die Gesellschaft nicht, was sie mit ihnen anfangen soll."

„Und es endet gewöhnlich mit einer törichten Heirat," warf Baron Fürwit ein. Die Baronin nickte und erklärte mit Bestimmtheit, die Frau gehöre in das Haus.

Marie wurde nachdenklich. War Hilda das rote Mädchen auf der Schaukel gewesen, das sich von dem Offizier schaukeln ließ? Sie hatte Hilda immer bewundert, ihre aufgeregten, grauen Augen, die aschblonden Zöpfe und dann, Hilda hatte zuweilen eine Art, über Eltern im allgemeinen, über den lieben Gott oder über Liebe zu sprechen, daß es einem kalt über den Rücken lief, es war schrecklich, aber doch angenehm erregend. Die Fürstin hob die Tafel auf.

Die Gesellschaft begab sich in den Gartensaal. Hier verhüllten grüne Spitzenschirme die Lampen, die Glastüren standen weit offen, und die Sommernacht füllte den Saal mit ihrem kühlen, süßen Duft. Die Fürstin ließ zwei Sessel an die Türen heranrücken, dort saß sie, neben ihr der Graf. Sie unterhielten sich, der Graf dämpfte seine Stimme, gab ihr einen weichen, singenden Klang, zuweilen hörte man sie zusammen lachen oder sie schwiegen und schauten in die Nacht hinein. Dann legte die Fürstin wohl flüchtig die Hand auf den Ärmel des Grafen und sagte: „Streith, die Sterne."

„Ja, hm, die Sterne," erwiderte der Graf und suchte nach etwas Besonderem, das er sagen könnte.

„Eigentlich müßten sie uns nervös machen, diese stets erleuchteten Nachbarhäuser, von denen wir nie erfahren, wer in ihnen wohnt."

Die Baronin Dünhof spielte mit dem Baron Fürwit Halma und der Major schaute ihnen zu. Die anderen gingen in den Garten hinaus. Eleonore legte den Arm um Roxanens Taille und beide wanderten den breiten Kiesweg hinab. Jetzt, da die Trennung bevorstand, hatten sie viel miteinander zu besprechen und konnten dabei einen dritten nicht brauchen. Fräulein von Dachsberg und Mademoiselle Laure folgten den Prinzessinnen in einiger Entfernung. Marie fühlte sich ausgeschlossen und vernachlässigt. Was sollte sie tun? Sie ergriff Mademoiselles Arm und zog sie auf einen Nebenweg.

„Kommen Sie," sagte sie, „erzählen Sie wieder von der Pension und wie Sie aus dem Fenster stiegen, um mit dem Studenten spazieren zu gehen."

„Ce n'est rien pour les petites princesses," erwiderte Mademoiselle Laure steif.

Das kannte Marie. Wenn die Französin guter Laune war, dann erzählte sie lauter Geschichten, die nichts für kleine Prinzessinnen waren, war sie jedoch traurig und sehnte sie sich nach dem Vikomte, mit dem sie heimlich verlobt gewesen war und der sie verlassen hatte, dann war alles unpassend.

Gut, Marie ließ sie einfach stehen und schlug einen anderen Weg ein.

„Prinzessin Marie!" hörte sie es hinter

Digitized by Google

sich her rufen, aber sie kümmerte sich nicht mehr darum, jetzt wollte sie einsam und unglücklich sein. Angenehm war es nicht, allein in der Finsternis umherzuirren, aber sie wollte leiden. Die Nacht um sie her war samtschwarz, schaute sie empor, dann flimmerten die Sterne so unruhig, daß ihr schwindelte. Von der Dorfstraße kam noch ein leises Singen und Lachen herüber, ein Wagen fuhr auf der Landstraße, durch die nächtliche Stille hörte man lange sein Rollen, und es gab Marie das Gefühl einer unendlichen, dunklen Weite. Ja, wenn die anderen einen verlassen, dann ist man allein in einer unendlichen, dunklen Weite.

Drüben aus den schwarzen Massen der Parkbäume scholl ein sachtes Rauschen, es wurde unheimlich. Selbst die Blumen, an denen sie vorüberging und die sie an ihrem Dufte erkannte, die Rosen und Levkojen schienen fremd und wenn sie sich auf sie niederbeugte und sie anfaßte, waren sie kalt und feucht und abweisend.

„Prinzessinnen sitzen zu Hause und warten auf eine Krone," das fiel ihr jetzt ein und sie sprach es laut in das Dunkel hinaus. Das klang eigentlich tragisch, es klang eigentlich unheimlich, sie wußte nicht warum, aber es klang unheimlich und mit großen Schritten ging sie dem Hause zu.

Im Gartensaal rüstete man sich zum Aufbruch. Graf Streith verabschiedete sich und auch die anderen wollten sich zurückziehen und man bot sich eine gute Nacht. Nur Mademoiselle Laure fehlte, sie streifte noch durch den finsteren Garten und dachte an ihren Vikomte.

Die Prinzessinnen schliefen alle in einem großen, weißen Zimmer. Alles war hier weiß, die Wände, die Betten, die Toilettentische und die vielen Musselinvorhänge. Marie ließ sich von Alwine, der alten Kammerzofe schweigend und regungslos wie eine Puppe entkleiden. Sie wollte schlafen, sie sehnte sich danach, diesen freudlosen Tag zu beschließen. Als sie im Bette lag und die Zofe fortgeschickt worden war, saßen Eleonore und Roxane noch beieinander und flüsterten. Marie hörte es dem Tonfalle der Stimmen an, daß das Gespräch innig und rührend war, das rührte auch sie. Plötzlich begann auch sie mitzusprechen: „Ich kann es immer noch nicht verstehen, warum ich nicht mit zur Hochzeit fahren darf?"

„Weil du zu jung bist," antwortete Roxane sanft.

„Zu jung," erwiderte Marie böse, „das ist es nicht. Hochzeiten kann man auch mitmachen, wenn man nicht erwachsen ist. Es ist der Toilette wegen und das finde ich so unglaublich kleinlich." Da keine Antwort kam, schloß sie die Augen, allein die Erbitterung ließ sie nicht schlafen. Im Zimmer wurde es still, Eleonore war zu Bett gegangen und Roxane saß vor ihrem Spiegel, bürstete ihr schönes, schwarzes Haar und schaute in das Licht der Kerzen. Das tat sie allabendlich und seitdem sie verlobt war, dauerte es oft bis tief in die Nacht hinein. Heute aber erschien Marie diese Gestalt, die unermüdlich über das lange schwarze Haar hinstrich und dabei in die Kerze starrte, herzbrechend traurig. Sie begann zu weinen.

„Weinst du, Kleine?" fragte Roxane. Sie erhob sich und trat an Mariens Bett heran: „Warum weinst du?"

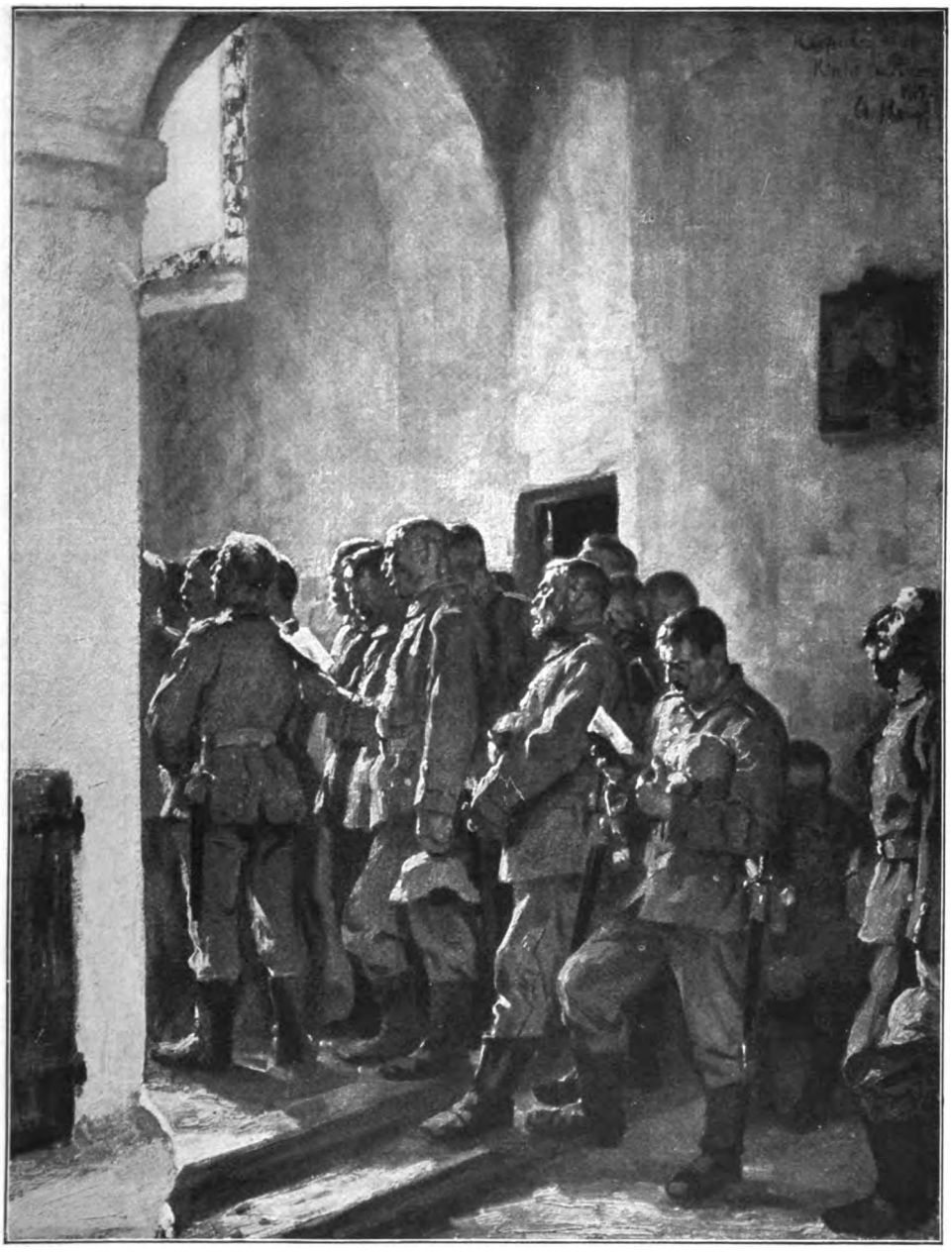
„Weil du fortgehst," schluchzte Marie, „und weil alles so traurig ist."

Roxane küßte die Stirn der Schwester: „Schlafe nur," sagte sie, „so ist es nun zuweilen, und dann wird alles wieder gut und lustig." Damit ging sie zum Spiegel zurück und Marie drückte ihr Gesicht in die Kissen und weinte, bis sie einschlief.

⁂ ⁂ ⁂

Der Morgen der Abreise nach Karlstadt kam. Für Marie waren die vorhergehenden Tage schon unerfreulich gewesen. Die anderen waren so sehr beschäftigt, man sprach von Toiletten, von Koffern, von der Abfahrzeit der Züge, nur sie hatte nichts zu tun, sie konnte mit den Erzieherinnen spazierengehen und allein dem Geschichtsvortrag des Professors Wirth zuhören. Als der Augenblick der Abfahrt kam, hing Marie an Roxanens Halse und weinte leidenschaftlich, aber sie war mit ihrem Schmerze ziemlich allein. Selbst Roxane, von der Erregung der Abfahrt hingenommen, brachte es zu keiner tieferen Rührung. So fuhren sie denn ab. Marie ging in ihr Zimmer, warf sich auf das Bett und schluchzte. Zuweilen kam Alwine nach ihr zu sehen, stand da und versuchte es, ihr zuzureden: „Wozu das Weinen?

Digitized by Google



Wir treten zum Beten . . .
Gemälde von Prof. Arthur Kampf

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Wie lange wird es dauern, und Prinzeßchen wird selbst Hochzeit halten."

Allein das konnte Marie nicht trösten. Zum Frühstück erschien sie mit verweinten Augen, saß wortlos da und ärgerte sich darüber, daß Fräulein von Dachsberg, der Major, Mademoiselle Laure, alle die sonst bei Tisch zu schweigen oder nur halblaut zu sprechen pflegten, heute eine laute Unterhaltung führten. Nach dem Frühstück ging sie in den Garten hinaus und streckte sich unter dem alten Pflaumenbaume platt auf den Rasen hin. Sie lag ganz still da, die tiefen, beruhigenden Stimmen der Hummeln sangen nahe an ihrem Ohr vorüber, Libellen setzten sich auf ihre Brust, aber sie regte sich nicht, sie lag da wie tot. Ja, das hätte sie denen im Schlosse gegönnt, wenn sie wirklich tot gewesen wäre, gestorben an Vereinsamung und Enttäuschung. Plötzlich fuhr sie auf, die Dühnenschen Jungen mußten gleich kommen. Sie beschloß, die Knaben heute am Gitter zu erwarten, es war unschicklich, sie wußte es, aber gerade das wollte sie. Sie erhob sich und ging, sich am Gitter aufzustellen. Da kamen sie schon, gerade bogen sie auf die Landstraße ein, voran Coco, die Hände voller Kieselsteine, mit denen er nach den Stäben des Gartengitters warf. Als er Marie sah, blieb er verwundert stehen.

„Holla!" rief er, „heute nur eine." Auch die beiden anderen Knaben blieben stehen und grüßten.

„Heute allein?" fragte Felix und errötete.

Auch Marie errötete: „Ja," erwiderte sie, „meine Mutter und meine Schwestern sind verreist."

Da Felix nichts mehr zu sagen wußte, führte Marie die Unterhaltung weiter: „Haben Sie gebadet?"

Ja, sie hatten gebadet.

„Baden Prinzessinnen nicht?" fragte Coco.

Marie antwortete darauf nicht, sondern wandte sich wieder an Felix: „Ist es weit, dort, wo Sie baden?"

„Nein," erwiderte er, „gleich hier um die Ecke auf der kleinen Wiese am Waldrande."

„Ist es dort schön?" forschte Marie weiter.

„Kennen Sie das nicht?" fragte Felix erstaunt, „wenn Sie hier über den Weg gehen, sind Sie gleich da," und plötzlich erhellte ein schlaues Knabenlächeln Felix' sonst so ernstes Gesicht, „wir führen Sie hin," schlug er vor.

„Wie kann ich?" stotterte Marie und das Herz schlug ihr stärker.

„Nun," meinte Felix, „wir laufen ganz schnell über den Weg und die Wiese hinab, im Walde sieht uns keiner."

Ein leichter Schwindel ergriff Marie, wie er Menschen ergreift, die sich mit einem plötzlichen Entschluß blindlings in eine große Gefahr stürzen. „Warten Sie," sagte sie und lief zu der kleinen Gitterpforte des Gartens und dann stand sie auf der Landstraße.

„Sie kommt! Sie kommt!" triumphierte Coco.

„Nun los!" kommandierte Felix, und sie begannen zu laufen. Von der Landstraße bogen sie auf eine kleine, gemähte Wiese ab. Der Boden war dort feucht, bei jedem Schritte gab es ein leise glucksendes Geräusch und ein wenig schwarzes Wasser spritzte über die Schuhe. Da war auch der kleine Fluß blitzend im Mittagscheine, umstanden vom hohen, grünem Schilfe. Hier roch es nach Wasser, nach Schilf und feuchter Erde. ‚Eine seltsam aufregende Abenteuerluft,' dachte Marie. Und endlich waren sie am Waldrande, Marie blieb stehen, legte die Hand auf die Brust und rang nach Atem.

„Tüchtig gelaufen," bemerkte Felix.

Marie versuchte zu lächeln: „Es ist nichts," sagte sie, aber das Weinen war ihr nahe.

„Jetzt können wir langsam gehen," meinte Felix. Bruno und Coco liefen voraus, sammelten Tannenzapfen und warfen damit nach einem Eichkätzchen, das von einem Baume spöttisch auf sie niedersah. Felix ging neben Marie her und machte höflich den Wirt des Waldes. Alte Tannen standen hier mit majestätisch niedergebogenen Zweigen und grauen Moosbärten, weiter fort kam dichtes Unterholz, mächtige Wurzeln schlängelten sich über den Boden, der mit grün und rotem Moose bedeckt war. Die Sonne sprühte auf den Tannennadeln und die Luft war schwer von warmem Harzgeruch. „Ja, mit den Wurzeln muß man sich hier in

Digitized by Google

acht nehmen," sagte Felix, „man sieht sie nicht und dann fällt man. Das dort ist eine Eidechse, soll ich sie fangen? Sie hat einen gelben Bauch."

„Ach nein," bat Marie.

„O, sie tut nichts," sagte Felix, „ja, Heidelbeeren gibt es hier auch, aber wir kommen an eine Stelle, da gibt es mehr davon, da können wir uns voll essen."

Marie blieb stehen und lauschte einem Ton, der durch das Gehölz zu ihr drang. „Was ist das?" fragte sie.

„Das sind die Tauben," berichtete Felix. „Am Morgen, wenn man sich unter einen abgestorbenen Baum stellt und sie lockt, dann kommen sie." Und Felix begann den Ruf der Waldtauben nachzuahmen.

„Das können Sie gut," sagte Marie bewundernd.

Felix zuckte die Achseln: „Ich kann noch viele Vögel locken," meinte er. Allerdings dieser Wald war anders interessant, als der Wald, durch den Marie nachmittags mit der Kalesche fuhr, oder in den sie mit Fräulein von Dachsberg, den Lakaien hinter sich, spazieren ging. Und wie zu Hause die Knaben hier waren, Bruno und Coco sprangen umher wie in einer großen Spielstube, und Felix sprach von den Tannen und Eidechsen, wie von Kameraden, und es war ihr demütigend, nicht auch zu dem allen zu gehören, sondern hier umherzugehen wie ein fremder Besuch. Jetzt kamen sie an einen kleinen Bach, der sich durch die schwarze Walderde durchwühlte, auch sein Wasser war schwarz, nur hie und da mit einer grünen Pflanzendecke überdeckt. Ein morsches Brett diente hier als Brücke. Coco und Bruno liefen sicher hinüber und ließen das Brett schaukeln.

„Können Sie hinüber?" fragte Felix höflich.

„O ja," antwortete Marie zuversichtlich, aber das Herz klopfte ihr, das Brett war schlüpfrig und schaukelte, sie fürchtete zu fallen und — dann fiel sie auch schon, stand mitten in dem schwarzen, lauwarmen Wasser und am Ufer erhoben Bruno und Coco ein lautes Gelächter. Hilfesuchend schaute sie zu Felix auf, aber auch dessen höfliches Gesicht war von einem breiten, höhnischen Knabenlachen verzerrt. Auf einem großen Blatte saß eine dicke Kröte und sah sie starr und verdrießlich an, und über ihr in den Baumwipfeln lachten die Waldtauben.

‚Das ist ja wie ein ganz, ganz böser Traum,' dachte Marie und sie begann zu weinen.

Endlich sprang Felix herzu, streckte ihr die Hände entgegen und sagte gutmütig: „Kommen Sie." Mühsam wurde Marie an das Ufer hinaufgezogen, da stand sie dann, das Kleid schwarz und naß, die Füße schwer von Schlamm. Sie weinte noch immer, und Coco lachte noch immer sein wildes Lachen, Felix aber wurde ernst und nachdenklich. „Das ist dumm, was tun wir?" sagte er. Er besann sich und faßte einen Entschluß. „Bitte, Prinzessin Marie, gehen wir hier hinein," wandte er sich jetzt wieder sehr höflich an Marie und führte sie in das Dickicht an einen kleinen mit Moos und Heidekraut bedeckten Platz, der ganz von jungen Tannen umstanden war. „Bitte es sich hier bequem zu machen," fuhr Felix fort, „hier sieht Sie keiner, hier sind unsere Badetücher, bitte. Ich laufe schnell nach Hause und sehe, ob ich etwas Trockenes erwische. Ich bin bald wieder da, Sie können ganz ruhig sein."

Damit ging er. Marie ließ sich auf das Moos nieder, sank kummervoll in sich zusammen. Ihr war sehr elend zumute, jetzt hatte sie Gewissensbisse, was würden die zu Hause sagen, aller Mut, alle Abenteuerlust waren gewichen und sie war nur noch das kleine Mädchen, das fürchtete gescholten zu werden. Mechanisch begann sie sich die Strümpfe und Schuhe auszuziehen, legte die nassen Röcke ab und hüllte sich in die Badetücher. Der Erregung folgte eine große Müdigkeit und eine dunkle Ergebung. Aus der Ferne hörte sie die Stimmen der beiden Knaben, Coco sang: „Ich habe die Beine der Prinzessin gesehen!" Sie streckte sich auf das Moos aus, über ihr in einem lichtblauen Himmel wiegten sich Tannenwipfel langsam hin und her, um sie an den Zweigen schaukelten sich winzige Spinnen an blanken Fäden, und Meisen flogen lautlos hin und her wie kleine, graue Federknäuel, alles war so beruhigt und sorglos, es war fast demütigend hier zu liegen und ein böses Gewissen zu haben. Der Wald sang seine Töne zu ihr herüber, ein Specht arbeitete unermüdlich irgendwo und der Eichelhäher

Digitized by Google

stieß zuweilen seinen erregten Wacheruf aus. Marie streckte sich, die Sonne schien jetzt warm auf ihre nackten Füße. ‚Wenn es nicht so schrecklich gewesen wäre, so hätte es gemütlich sein können', dachte sie, griff nach einigen Heidelbeeren, die neben ihr wuchsen und aß sie. Über ihr auf einem Föhrenzweig ließ sich ein großer, blauer Vogel nieder, ruhig saß er da und äugte auf Marie herunter. Sie aber empfand es wie eine Ehre, daß der schöne Vogel auf sie wie etwas Bekanntes und Hierhergehöriges herabsah. Sie schloß die Augen, sie dachte nicht mehr an das Schloß und an Fräulein von Dachsberg, das alles schien plötzlich unendlich weit, sie dachte an nichts mehr, ein süßes Daseinsbehagen erwärmte ihren Körper, es war ihr, als wiegte sie sich wie die besonnten Tannenwipfel dort oben im Blau sachte hin und her, oder als würde sie wie die kleinen Spinnen an silbernen Fäden sanft geschaukelt.

Sie wurde von etwas aufgeschreckt, das auf sie niederfiel. Sie richtete sich auf, mißmutig darüber, daß sie gestört wurde. In ihrem Schoß lag ein Paket in eine Zeitung gewickelt und als sie es öffnete, fand sie darin ein Paar Knabensocken und eine reingewaschene blaue Leinwandhose. Ratlos blickte sie die Gegenstände an, dann legte sie sich zurück und begann zu lachen, lachte so, daß es ihren ganzen Körper schüttelte und ihr warm dabei wurde. Das gab ihr neuen Mut. Gut, es ging auch so. Sie zog die Socken an, schlüpfte in die Leinwandhose, legte darüber ihre nassen Kleider an und trat so aus dem Dickicht hervor. Die drei Knaben empfingen sie ernst, gewaltsam hielten sie ihre Gesichter und ihre Lippen in Zucht. „Nicht wahr, Prinzessin," sagte Felix zeremoniös, „so geht es auch, etwas anderes war nicht zu haben."

„O, ich danke," erwiderte Marie, jetzt wieder ganz Prinzessin, „so ist es sehr gut."

Sorgsam wurde sie über den gefährlichen Steg geleitet, und auf dem Gang durch den Wald gab Felix Anleitungen dazu, wie sie ungesehen an das Haus gelangen könnte. Er tat das mit der Sachkenntnis eines, der in verbotenen Unternehmungen wohl bewandert ist. Auf der Wiese begannen sie wieder zu laufen, jagten über die Landstraße hin und hielten vor der Gittertüre des Schloßgartens.

„Ich danke Ihnen," sagte Marie jetzt wieder befangen, „es war doch sehr schön."

„Das machen wir jetzt öfters," meinte Felix, dann trennten sie sich.

Vorsichtig schlich Marie durch die Stachel- und Johannisbeerbüsche, den Buchsbaumhecken entlang, dem Schlosse zu, das noch schweigend in seiner Mittagsruhe dalag. Wäre nicht ihr nasses Kleid gewesen und die übel zugerichteten Schuhe, sie hätte das eben Erlebte für einen Traum halten können, so unwahrscheinlich erschien es ihr hier mitten in der altgewohnten feierlichen Stille. Ungesehen gelangte sie an die Hintertüre des Schlosses und in ihr Zimmer. Dort klingelte sie nach Alwine, die würde schelten, aber sie nicht verraten. Vordem jedoch zog sie die leinene Hose aus und verbarg sie.

Alwine kam und als sie erfahren hatte, was geschehen war, schalt sie sehr heftig: „Eine Prinzessin, die sich mit fremden Jungen im Walde umhertreibt, hat man je so etwas gesehen! Es war eine Schande! Das wird eine schöne Königin geben. Ich möchte das Volk sehen, das solch eine Königin will." Marie mußte sich zu Bett legen und ruhig liegen bleiben, Alwine wollte draußen sagen, die Prinzessin habe Kopfweh und dürfe nicht gestört werden.

Als die Alte fort war, schloß Marie die Augen, nein, sie bereute nichts, sie war nur sehr müde und schlief lächelnd ein.

Marie erwachte heiter und erquickt. Sie mußte sich zuerst darauf besinnen, was denn Besonderes geschehen war und dann wußte sie es, in ihr einfaches Prinzessinnenleben hatte sich ein Geheimnis, eine lustige Ungeheuerlichkeit, eingeschlichen, die ihr entgegenkicherte, sobald sie daran dachte. Und sie dachte viel daran. Sie dachte daran, wenn der Baron Fürwirt sie zum Diner führte, und sie dachte daran während des Essens mitten in der Feierlichkeit des Eßsaals, vor dem weiß und silbernen Altar des Eßtisches, und dann spürte sie ordentlich wieder den Hauch der Moorerde, des Harzes und der Tannen. Abends ging sie mit Mademoiselle Laure im dunkeln Garten auf und ab, und Mademoiselle rezählte von der Pension und den Stu-

Digitized by Google

denten. Als sie schlafen ging, bat sie Alwine, ein wenig bei ihr zu bleiben, denn sie fürchtete sich allein in dem großen, weißen Zimmer. Es war behaglich vom Bette aus Alwines friedliches Gesicht, mit der großen Brille über den Strickstrumpf gebeugt und von der Lampe hell beschienen, vor sich zu haben.

„Alwine," sagte Marie, „warst du hübsch, als du jung warst?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte Alwine verdrießlich, „Prinzeßchen soll schlafen."

Aber Marie fragte weiter: „Alwine, liefst du auch zuweilen mit fremden Jungen in den Wald?"

„So was fragen Prinzeßchens nicht," antwortete die Alte.

Marie schaute zur Decke empor. Ja, das eigentliche Leben eines jeden sind seine Geheimnisse, das war ihr jetzt klar. Alle hatten sie ihre Geheimnisse, alle, das ganze Schloß war voll davon. Mademoiselle Laure hatte einmal erzählt, wenn sie sich zur Mittagsruhe in ihr Zimmer zurückzieht und ihre Türe verschließt, dann tanzt sie ganz allein für sich oft eine Stunde lang, denn, sagte sie, das Leben hier im Schlosse war kein Leben, „on étouffe." Ja, das war es, so machten sie es alle, das ganze Schloß mit seinem feierlichem Leben war voll von solchen verschlossenen Türen, hinter denen die Leute heimlich tanzten. Alle taten sie das, der alte Baron Fürwit und das traurige Fräulein von Dachsberg, der Major, die kleine Baronin Dünhof und die Mama — ja, auch die Mama. Und dieser Gedanke erregte Marie so sehr, daß sie mit ihrem ganzen Körper aufschnellte wie eine Forelle im Wasser.

„Heute sind Prinzeßchen aber schlimm," brummte Alwine.

Am nächsten Tage um die Mittagszeit saß Marie auf ihrem Platze unter dem Pflaumenbaum, die Leinwandhose in Papier gewickelt neben sich und wartete.

Zuerst kamen Coco und Bruno. Coco drückte seine Nase an die Stäbe des Gitters und rief: „Er kommt nach." Dann lief er davon und trällerte: „Er hat sich verliebt in 'ne Prinzessin!"

Marie nahm ihr Paket und stellte sich an der Gittertüre auf.

Da kam auch schon Felix herangeschlendert, das Badetuch über der Schulter. Er blieb stehen und lachte: „Ist es gut bekommen?" fragte er.

„Ja, ich danke," erwiderte Marie, „ich wollte Ihnen dieses hier abgeben." Sie öffnete die Gittertür und fügte errötend und sehr höflich hinzu: „Wollen Sie nicht ein wenig eintreten?"

„Hier?" fragte Felix erstaunt.

„O, es sieht uns keiner," versicherte Marie, „wir müssen nur in die Johannisbeeren gehen."

„Das ist etwas anderes," erwiderte Felix verständnisvoll und trat in den Garten.

Marie ging voran, um ihm den Weg zu zeigen, mitten in das Dickicht der Stachel- und Johannisbeersträucher hinein. Vor einem großen Johannisbeerstrauche blieb sie stehen und sagte: „Bitte hier."

Felix mußte sich dort ausstrecken und Marie setzte sich zu ihm. Beide saßen ernst da wie in einem Besuchszimmer. Um sie her und über ihnen hingen die Zweige voll glashelle, roter Trauben, heiß von der Mittagsonne und die Büsche waren voll eines leisen Surrens und Klingens, als brodelten und kochten hier in der Hitze all die reifen Früchte. Dazu glitzerte die Luft von unzähligen blanken Flügeln und blitzenden Leibern.

„Essen Sie Johannisbeeren?" fragte Marie.

„Ja, die esse ich schon," erwiderte Felix und seine braune Knabenhand mit den vielen Rissen und Mückenstichen griff in die Trauben.

„War das Bad kalt heute?" führte Marie die Unterhaltung weiter.

Nein, das Bad war nicht kalt gewesen, um diese Zeit war es nie kalt.

„Können Sie schwimmen?" forschte Marie weiter.

Ja, Felix konnte schwimmen, sie mußten das in der Kadettenschule lernen. Und nun fragte Felix seinerseits: „Können Sie schwimmen?"

„Nein," erwiderte Marie, „ich wollte es lernen, aber der Arzt hat es verboten."

„Sind Sie kränklich?" erkundigte sich Felix höflich.

Marie errötete: „O nein," sagte sie, „nur, weil ich im Winter hustete."

Felix zuckte die Achseln: „Ärzte sind immer so ängstlich," meinte er verachtungsvoll.

Digitized by Google

Dann wußten sie eine Weile nichts zu sagen, Felix aß die Johannisbeeren, und Marie betrachtete aufmerksam ihren Gast, diesen Knabenkörper, der sich so bequem und träge unter dem losen Leinwandkittel reckte, das braune Gesicht, in dem die blauen Augen so hell und die Zähne so grell weiß erschienen. Merkwürdig war der Mund mit der kurzen, geschwungenen Oberlippe, er konnte sich fest schließen und sah dann seltsam ernst aus, aber wenn er sich öffnete und lachte, dann lachte das ganze Gesicht mit, ein rücksichtsloses und unendlich leichtsinniges Lachen.

Plötzlich schlug Felix auf Mariens Hand: „Pardon," sagte er, „eine Mücke."

„Sie können aber stark schlagen," bemerkte Marie.

„Ist es rot?" fragte Felix und griff nach Mariens Hand und hielt sie einen Augenblick in seiner heißen Knabenhand. „Ich sehe nichts," sagte er und ließ sie fallen. Und dann mußten die beiden Kinder sich anlachen, sie wußten nicht warum.

„Jetzt ist es wohl Zeit, daß ich gehe," sagte Felix, und da Marie nichts einwandte, schlüpfte er gewandt wie ein Wiesel unter den Sträuchern hindurch bis an das Gartengitter. Marie aber saß noch lange unter dem Johannisbeerstrauch, pflückte sich nachdenklich Johannisbeeren und träumte dem seltsamen Fühlen dieser bedeutsamen Stunde nach.

Für Marie hatten die Tage jetzt nur eine Stunde, eine heiße, goldene Stunde. Mit der Verschwendung solch junger Herzen strich sie alle anderen Erlebnisse um dieses einen Erlebnisses willen. So war es denn auch gleich, ob sie dem Geschichtsvortrag des Professors Wirth zuhören oder am Nachmittage mit Fräulein von Dachsberg allein spazieren fahren mußte. Das, worauf es ankam, war, daß um die Mittagszeit die lange Knabengestalt unter dem Johannisbeerstrauch lag, heiß vom Gehen, das Haar feucht, in den Kleidern noch etwas von dem Hauche des Wassers und des Schilfes, um sie her der säuerliche Duft der Johannisbeeren und das Brodeln des Mittags. Die Unterhaltung ging auch besser von statten.

„Ist es wahr," fragte Marie, „daß Sie wild sind?"

„Wer sagt das?" fragte Felix scharf zurück.

„Der Graf Streith sagte das," erwiderte Marie, „er sagt, es fehlt Ihnen an Subordination."

Felix lachte befriedigt: „Na ja," meinte er, „immer kann man sich von den Kerls nicht unterdrücken lassen." Und nun kamen die Geschichten von dem heimlichen Rauchen und Trinken und Aus-den-Fenstern-steigen, immer wieder von leisem, höhnischem Lachen unterbrochen.

Marie hörte aufmerksam zu und lachte auch das leise, höhnische Lachen. Felix' Lachen war zu ansteckend, sie mußte mitlachen, es war, als führe jemand mit einer Feder leise über ihr Gesicht und kitzele es. Gut war es auch, wenn sie sich nichts zu sagen hatten, wenn Felix unablässig die roten Trauben zwischen seinen hübschen Lippen verschwinden ließ und nur ab und zu eine Mücke auf Mariens Hand erschlug.

Dann kam eine süße Beklommenheit über Marie, das Atmen wurde ein wenig schwer und die Handflächen brannten. Einmal jedoch war Gefahr ganz nahe. Sie hörten durch die Mittagsstille plötzlich die Stimme des Fräuleins von Dachsberg, die mit ihrem klagenden Diskant „Prinzessin Marie!" rief.

Felix machte sich ganz klein und verkroch sich unter dem Johannisbeerstrauch wie ein Igel. Marie war sehr erschrocken. „Gehen Sie nur, ich bleibe hier," flüsterte Felix.

Da tauchte Marie auf, sehr erhitzt, kleine Blätter im wirren Haar. Drüben bei den Himbeeren standen Damen in hellen Kleidern und Fräulein von Dachsberg rief und winkte. Marie erkannte die Baronin von Uchtlitz mit ihrer Tochter Hilda.

„Aber Prinzessin," sagte Fräulein von Dachsberg traurig, „um diese Zeit ist man doch nicht draußen."

Die Baronin aber lächelte und meinte: „Um diese Zeit schmecken die Beeren am besten, das weiß ich. Ich habe Ihnen hier, Prinzeß Marie, meine Hilda gebracht, sie soll Ihnen ein wenig Gesellschaft leisten."

Die Baronin war eine große, schöne Dame, die sich sehr gerade hielt und den Kopf mit dem noch jugendlichen Gesichte vorsichtig bewegte, als sei der Aufbau des

Digitized by Google

blonden Haares eine Krone, die herunterfallen könnte. Neben ihr stand Hilda, auch groß und aufrecht. Der Graf Streith hatte gesagt: „Die Uechtlitzschen Damen haben eine Art sich zu halten, als trügen sie einen Küraß unter dem Kleide.“ Hilda hatte prachtvolles, aschblondes Haar, schöne Farben und einen breiten, sehr roten Mund.

Marie war so erregt, daß sie nicht wußte, was sie sagte, nur eines war ihr klar: fort von hier mußten sie. Sie nahm Hildas Arm und sagte: „Wir wollen in die Allee, in den Schatten gehen.“ Die beiden Mädchen gingen voran und die älteren Damen folgten ihnen langsam.

Marie sprach viel und schnell wie im Fieber, sie dankte Hilda stürmisch, daß sie gekommen war. „Ich bin ja so einsam. Zu dieser Hochzeit hat man mich nicht mitgenommen, das ist doch schändlich, nicht wahr?“

Hilda hörte mit ihrem überlegenen Lächeln still zu und sah dabei Marie aufmerksam an. „Sie haben sich verändert, Prinzessin,“ sagte sie, „Sie sind so lebensvoll und angeregt.“

„Wirklich?“ fragte Marie, „vielleicht habe ich mich entwickelt?“

Hilda zuckte leicht mit den Schultern: „Ach nein, Prinzessinnen entwickeln sich nicht.“

Das kränkte Marie, sie wurde ganz rot: „Warum sollen wir uns nicht entwickeln? Natürlich, Krankenpflegerin oder Postfräulein will ich nicht werden, deshalb kann ich mich doch entwickeln.“

Hilda jedoch lachte ihr lautes, gutmütiges Lachen: „Das mit dem Postfräulein hat mein Vater gesagt, das erkenne ich. Nein, Postfräulein will ich nicht werden, es gibt so viel andere Berufe, ja, es gibt eigentlich alle Berufe, wir müssen sie nur erobern. Unsere Brüder bleiben auch nicht zu Hause und werden, was sie wollen. Warum sollen wir immer Töchter bleiben? Tochter ist so ein schreckliches Wort. Tochter ist ein Wesen, das eigentlich nur dazu da ist, um abends ins Haus zurückgeschickt zu werden, damit es der Mama einen Schal holt, weil es anfängt kühl zu werden.“

Marie hörte nicht mehr recht zu, sie dachte daran, ob drüben unter dem Johannisbeerstrauch die blaue Gestalt noch versteckt läge, und da Hilda merkte, daß ihre Zuhörerin zerstreut wurde, schwieg sie. So gingen die beiden Mädchen eine Weile nachdenklich durch das Flirren der Blätterschatten und den Sonnenschein in der großen Lindenallee. Endlich fragte Marie ganz unvermittelt: „Waren Sie das rote Mädchen auf der Schaukel, das sich von dem Offizier schaukeln ließ, als wir vorüberfuhren.“

„Ja,“ bestätigte Hilda, „der Offizier war mein Vetter Barnitz, er hat sich so in mich verguckt.“

„Wirklich? Erzählen Sie doch,“ drängte Marie, „haben Sie ihn auch gern?“

„Ach ja, warum nicht,“ erwiderte Hilda, als handelte es sich um etwas Alltägliches, „er hat eine poetische Liebe. Er schenkt Rosen, drückt heimlich die Hand und macht Liebeserklärungen. Jeden Abend, wenn wir im dunkeln Garten spazieren gehen, macht er eine Liebeserklärung. Wenn wir an ein bestimmtes Levkojenbeet gekommen sind, fängt er an.“

„Was sagt er?“ forschte Marie.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Hilda, „bei einer Liebeserklärung kommt es hauptsächlich auf den warmen, singenden Ton an, der muß zu Herzen gehen. Gott, solange sie in uns verliebt sind, sind sie alle nett; aber sobald sie merken, daß auch wir schwach werden, dann sind sie lächerlich; dann spielen sie gleich den königlichen Löwen, der seine Mähnen schüttelt und wir sollen die kleinen, nackten Löwinnen sein. Nein, dann erst werden Mann und Weib gleich sein, wenn die Männer uns küssen können, ohne gleich eine dumme Protektormiene aufzusetzen.“

Marie wurde ein wenig verlegen: „Ja, wie wissen Sie . . .“

Hilda aber lachte: „Ach diese kleinen Prinzessinnen, was die nicht alles wissen wollen.“

Jetzt waren sie bis an das Schloß gelangt und stiegen die Stufen zum Gartensaale hinauf, wo der Tee genommen werden sollte. Marie drückte fest Hildens Arm und sagte leise: „Wie hübsch und klug Sie sind.“ In diesem Augenblick begann sie Hilda stark zu lieben. Hilda lächelte mitleidig.

Am nächsten Tage wurde die Fürstin zurückerwartet. Marie teilte ihrem Ge-

Digitized by Google

fährten unter dem Johannisbeerstrauche mit, es sei heute das letztemal, daß sie sich hier träfen.

Felix zog die Augenbrauen empor und machte ein seltsames Gesicht, ein Gesicht, das gleichgültig aussehen sollte. „So, so," meinte er, „ja, ich muß nun auch bald fort, die verdammte Schule fängt wieder an."

Marie fragte nach dem Bade, Felix schlug eine Mücke auf Mariens Hand tot, aber sonst war es heute ein einsilbiges und trübseliges Beisammensitzen, alles erschien Marie heute traurig, der Sonnenschein und die Johannisbeeren und das eintönige Summen der Bienen. Einer müßte jetzt etwas Schönes und Süßes sagen, von Felix jedoch ließ sich nichts erwarten, und ihr selbst fiel nichts ein. „Ja, jetzt muß ich gehen," sagte Felix leichthin, reichte Marie ungelenk die Hand und machte sich bereit fortzuschlüpfen. Doch plötzlich wandte er sich um, ergriff Mariens Kopf von hinten, bog ihn zurück und drückte seine heißen Lippen ganz fest auf ihren Mund. Dann war er fort.

Marie saß regungslos und bestürzt da, das hatte sie nicht erwartet. Es verletzte sie, er war wirklich zu wild und es fehlte ihm an Subordination. Und doch erschütterte es sie tief, Tränen traten in ihre Augen, sie begann zu weinen, Tränen, die von der Sonne auf den Wangen heiß wurden; sie weinte, weil er sie beleidigt hatte und weil ihr Erlebnis heute zu Ende war und weil sie den großen, wilden Jungen hier unter dem Johannisbeerstrauch so schmerzlich vermißte.

Die Fürstin war zurück, und das Leben ging wieder seinen ordnungsgemäßen Gang. Wie gewohnt versammelte man sich nach dem Diner im Gartensaal. Die Baronin Dünhof spielte Halma mit dem Baron Fürwit, und die Fürstin saß an der geöffneten Gartentüre, neben ihr Graf Streith, der sie unterhielt.

„Ach Graf," sagte die Fürstin langsam, als täte es ihr wohl, die Worte träge verklingen zu lassen, „wie gut tut es wieder zu Hause und in seiner Ruhe zu sein. Ich tauge nicht mehr für das Hofleben, diese Welt der kleinen Wichtigkeiten macht mich müde und interessiert mich nicht."

„Gewiß," bestätigte der Graf und schlug dabei die Augen nieder, so daß es aussah, als säße er mit geschlossenen Augen da, „dort ist es ein eintöniges Staccato prestissimo. Wir haben hier doch unsere ruhevollen Orgelpunkte."

„Das klingt hübsch," meinte die Fürstin, „aber es soll vielleicht nicht sein. Meine Schwägerin, die Herzogin, fragte mich, ob es nicht schwer sei, die für die Erziehung der Mädchen nötige Etikette aufrechtzuerhalten. Du lieber Himmel, die gute Dünhof tut ja, was sie kann, aber ich fürchte, unsere arme Etikette würde vor der Herzogin nicht bestehen. Was wollen Sie, hier auf dem Lande wird man bequem und ein wenig feige."

Der Graf lachte leise. „Ja, ja, ich habe auch wieder unsere Helden des Hoflebens bewundert, und zu denken, daß man selbst solch ein Held gewesen ist."

„Sehen Sie," fuhr die Fürstin nachdenklich fort, „mir kamen diese Leute alle vor wie kostbare Dinge, die immer in einem Etui stecken. Ich war auch einmal solch ein Wesen, das nie aus einem Etui herauskam. Nun, jetzt bin ich aus dem Etui herausgenommen worden, das ist vielleicht unrecht, aber es tut wohl."

Der Graf beugte sich ein wenig vor und sagte mit gedämpfter Stimme: „Es gibt vielleicht doch einen Augenblick, in dem wir ein Recht auf unser eigenes Leben haben."

Die Fürstin sah ihn ruhig freundlich an. „Jetzt haben wir einige stille Wochen vor uns," meinte sie, „die wollen wir genießen, unseren, wie sagten sie doch, Orgelpunkt. Später kommt wieder Unruhe, mein Neffe, die Verlobung, die Jagd. Morgen, denke ich, will ich wieder reiten." Sie lehnte sich in den Sessel zurück, starrte in die schwarze Stille der Nacht und strich sachte mit der einen Hand über die andere, als seien die Hände einander dankbar: „Ach Graf," sagte sie, „wie die Levkojen heute stark duften."

Marie ging mit Eleonore in den Garten hinunter. Jetzt wollte sie es sein, die mit der Schwester vertrauliche Gespräche hatte und sie wußte es, Eleonore hatte ihr Wichtiges anzuvertrauen. Mademoiselle Laure, die, weiß es Gott woher, stets alles zuerst erfuhr, hatte Marie mitgeteilt, Eleo-

Digitized by Google

norens Verlobung mit dem Vetter Joachim aus Neustatt-Birkenstein sei eine abgemachte Sache. Im Oktober sollte der Erbprinz nach Gutheiden kommen, und dann würde die Verlobung bekannt gegeben werden. Das war es, was Marie von Eleonore hören wollte. Diese jedoch blieb einsilbig und traurig. Natürlich Marie war auch traurig, weil Roxane ihnen fehlte, allein das war kein Grund, um sich nicht zu unterhalten. So erzählte sie denn zuerst von sich, von ihrer Einsamkeit und wie wichtig Fräulein von Dachsberg und der Major es bei Tische gehabt hatten, und wie Fräulein von Dachsberg sich bei der Spazierfahrt in den Wagen zurückgelehnt hatte, als sei sie die Fürstin. Als dann jedoch Eleonore noch immer schwieg, ärgerte sich Marie. „Ich verstehe nicht, Lore," sagte sie, „warum du es mir nicht sagst, daß du mit dem Vetter Joachim verlobt ist."

„Du erfährst das bald genug, Kleine," erwiderte Eleonore gelassen.

„Also ist es wahr?" versetzte Marie, „jedenfalls ist es verletzend, daß ich alles erst durch Mademoiselle Laure erfahren muß. Und dann, Roxane und du, ihr habt so eine Art zu tun, als sei eine Verlobung etwas Trauriges."

„Sie ist etwas Ernstes," meinte Eleonore. Marie wurde nachdenklich. Ja, das gab sie zu, vielleicht war eine Verlobung etwas Ernstes.

Ob nun die Verlobung etwas Ernstes war oder nicht, jedenfalls änderte sie vorläufig nichts an der Eintönigkeit des Lebens in diesen Spätsommertagen mit ihrem stetig blauen Himmel und ihrem grellen Sonnenschein. Am Morgen ritt die Fürstin mit Eleonore aus. Marie durfte nicht reiten, der Arzt hatte es verboten. Trübselig stand sie auf der Freitreppe und sah zu, wie hübsch die beiden Gestalten in dunkelblauen Reitkleidern, die kleinen blanken Reithüte auf dem Kopfe, die Schleier im Winde wehend in den sonnigen Morgen hinausritten. Sie folgte ihnen mit den Augen, bis auch die letzte Spur des blau und silbernen Rückens des folgenden Reitknechts hinter den Parkbäumen verschwunden war. Die Fürstin liebte es in scharfem Trabe den Reitweg hinab bis an die Parkpforte zu reiten, dann bog man in die junge Föhrenschonung des Waldes ein. Die Luft hing noch voll glitzernder Feuchtigkeit, die angenehm kühlend in das Gesicht wehte. Zu beiden Seiten des Rasenweges standen die kleinen Bäume wie grünblaue Kandelaber, die Waldwiesen waren noch grau von tauschweren Spinnweben. Die Fürstin wurde auf solchen Morgenritten ganz jugendlich erregt. „Kind," rief sie, „ist das nicht schön? Kann es etwas Schöneres geben! Warum antwortest du nicht?" Leichte Röte stieg in ihre Wangen und ihre Augen wurden feucht. Eleonore bewunderte die Natur, sie bewunderte vor allem ihre Mutter. In ihrer stillen und ruhigen Gemütsart jedoch begriff sie nicht, daß man sich darüber so aufregen konnte.

An einer Biegung des Weges erwartete sie Graf Streith. Sehr gerade saß er auf seinem großen Falben und grüßte, indem er die schwarzsamtene Jockeikappe bis auf den Sattelknopf herabsenkte. „Ach Graf," rief die Fürstin, „ist dieser Morgen nicht wundervoll? Diese Luft und dieses Licht machen einen betrunken."

Der Graf schloß sich den Damen an, er hatte eine hübsche zeremoniöse Art neben der Fürstin hinzureiten und auch der Falbe trabte vorsichtig und aufmerksam. Der Weg wurde hier breiter und die Fürstin kommandierte Galopp. In kurzem Galopp ging es nun an hohen Tannen hin, aus denen der Morgenwind blanke Tropfen auf die Reiter niederstreute. Die Fürstin gab sich ganz der Bewegung hin, lächelte dem Luftzug und dem Lichte mit einem seltsam verträumten Lächeln zu. Endlich zog sie die Zügel an und die Pferde fielen in Schritt. „Das war gut," sagte sie und atmete tief auf, „so trinkt man noch am besten die ganze Schönheit in sich hinein."

„Ja, hm," meinte der Graf, „der Wald als Frühschoppen, sehr gut." Eine Weile ritten sie schweigend nebeneinander her, dann begann die Fürstin sich mit dem Grafen zu unterhalten: „Sie waren gestern nicht zum Diner. Was haben Sie den Abend über getan?"

„Ich feierte ein Einsamkeitsfest," erwiderte der Graf.

„Wie ist das?" fragte die Fürstin.

„Nun, ich lasse alle Lampen in meinem Salon anzünden," berichtete der Graf,

Digitized by Google

Wintersonne. Gemälde von Hedwig Klemm-Jaeger

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„und gehe in den Garten hinaus. Gestern gab es keine Sterne, und die Nacht war so dunkel, daß ich mich nur nach dem Duft der Blumen in den Wegen zurechtfand. Das ist sehr hübsch, man hört wie die Frühbirnen auf den Rasen fallen, und ringsherum raschelt es wie Schritte auf weichen Sohlen, das sind meine Igel, die auf die Mäusejagd gehen. Und wenn ich zum Hause hinübersehe, dann glänzen die Fenster und ich stelle mir vor, dort sitzt jemand und wartet auf mich. Das sind so die Phantasien eines Einsamen."

Die Fürstin erwiderte nichts, beugte sich ein wenig nieder und klopfte zärtlich den Hals ihres Pferdes. Eleonore hörte dem Gespräche schweigend zu und sie hatte das Gefühl, daß die beiden sie ganz vergessen hatten.

Marie durfte während dieser Zeit mit Fräulein von Dachsberg einen Spaziergang durch den Wald machen. Der Wald erschien ihr unendlich öde und uninteressant. Die Pilze am Wege hatten keinen Humor, und die Eichhörnchen auf den Zweigen schienen leblos wie die Eichhörnchen auf den Tafeln der Naturgeschichte, die Marie als Kind so oft an langweiligen Sonntagsnachmittagen mit schläfrigen Augen betrachtet hatte. Fräulein von Dachsberg führte die Unterhaltung: „Wenn meine Mutter," erzählte sie, „mich einmal morgens in den Wald mitnahm, das war eine Seligkeit, ich fühlte mich so belebt, geradezu ausgelassen war ich und ich bestürmte meine Mutter mit Fragen, alles wollte ich wissen, über alles wollte ich mich belehren lassen."

Marie zog die Augenbrauen hoch, nein, sie war entschlossen, nicht eine einzige Frage an Fräulein von Dachsberg zu richten. Sie verstand sich dann schon eher mit dem Lakaien Friedrich, der schläfrig und gleichgültig hinter ihnen hertrottete. Sonst war kein Vergnügen für diese Zeit in Aussicht. Um die Mittagsstunde saßen die Prinzessinnen unter dem Pflaumenbaume, allein die Luft hier mit ihren Düften und Tönen erinnerte Marie schmerzlich an Felix. Sie wartete gespannt darauf, daß die Dühnenschen Jungen draußen am Gitter vorübergingen und wenn sie kamen und Felix lächelte und grüßte, dann wurde ihr das Herz ganz warm.

Die Fürstin erzählte abends beim Diner, der Wächter habe vorige Nacht aus der großen Linde vor dem Hause einen Ton wie das Girren einer Taube gehört. Als er das näher untersuchte, habe sich herausgestellt, daß oben im Baume einer saß. Der Wächter habe sich den Mann heruntergeholt und da war es kein anderer als Felix Dühnen. Die Gräfin war heute im Schlosse gewesen, um sich ihres Sohnes wegen zu entschuldigen. Die arme Frau hat viel Sorge mit dem unbändigen jungen Menschen.

„Mit diesem jungen Herrn," meinte der Graf Streith, „wird sie noch so manches erleben, und da hilft die übermäßige, Strenge des Vaters auch nichts."

Marie beugte sich tief auf ihren Teller, sie fühlte, wie das Blut ihr heiß in die Wangen schoß, sie hatte Lust zu lachen und doch schnürte eine seltsame Rührung ihr die Kehle zu.

* * *

Für den 20. August pflegte jedes Jahr eine Einladung aus Schlochtin zu kommen, an diesem Tage wurde der Geburtstag der Baronin von Uechtlitz gefeiert. Die Fürstin liebte diese Einladung nicht. „Die Baronin," meinte sie, „ist eine kluge und erfrischend lebensvolle Frau, aber das ganze Treiben dort ist mir für meine Töchter zu, wie soll ich sagen, zu weitherzig." Dieses Mal kam die Einladung ihr besonders ungelegen, denn sie behauptete in letzter Zeit fanatisch verliebt in ihre Ruhe zu sein. Allein, die Uechtlitzens durften nicht verletzt werden, so wurde denn beschlossen, daß die beiden Prinzessinnen in Begleitung der Baronin Dünhof und des Barons Fürwit der Einladung Folge leisten würden.

„Endlich geben wir auch ein Lebenszeichen von uns," sagte Marie während des Ankleidens zu Alwine. Der Landauer stand vor der Türe, der Baron Fürwit trippelte unruhig auf der Freitreppe hin und her und schaute immer wieder nach der Uhr. Auch die Prinzessinnen waren zur Abfahrt bereit in ihren blauen Sommerkleidern, Korallenschnüre um den Hals.

„Bitte Exzellenz," sagte Marie, „verträgt es sich eigentlich mit der Etikette, daß man Prinzessinnen warten läßt?"

Digitized by Google

Baron Fürwit schmunzelte: „Lizenzen des Landlebens," erwiderte er.

„Gut," sagte Marie, „darauf werde ich mich nächstens auch berufen." Der Baron lachte, so daß sein kleines Gesicht ganz kraus wurde, er fand Prinzessin Marie sehr witzig. Endlich kam die Baronin Dünhof, und man konnte abfahren.

Während der Fahrt besprachen der Baron und die Baronin, welche Maßregeln sie treffen würden, um die Prinzessinnen vor Gefahren zu schützen, die dort ihrer warten mußten. Da klang wie ein fein durchdachter Plan. Marie hörte dem gelangweilt zu. Diese Vorsichtsmaßregeln allein konnten einem die Freude an der Ausfahrt schon verleiden.

Der Wagen fuhr nicht beim Schlosse vor, sondern bog auf eine Wiese ein, in deren Mitte ein Lindenwäldchen stand, dort sollte der Tee genommen werden. Die Wiese und das Wäldchen waren voll Menschen, voll bunter Kleider, bunter Bänder, bunter Hüte und in dem Grün des Gehölzes, in dem Gold der Nachmittagssonne nahmen all die Farben einen hübschen Edelsteinglanz an. Vor dem Wäldchen hatte sich die Familie Uechtlitz aufgestellt, die Baronin mit ihren drei Töchtern, Henriette, Marga und Hilda, aufrechte, helle Gestalten, blond und rosig, hinter ihnen die Söhne des Hauses, der Assessor, der Referendar und der Leutnant, auch mächtige, breite Gestalten mit großen Schnurrbärten und Backenbärten, und mitten unter dieser kraftvollen Familie erschien der Baron Uechtlitz selbst, grauhaarig und etwas gebeugt, seltsam alt und gebrechlich.

Als der Wagen hielt, erschien auf allen Gesichtern ein freundliches, ein wenig starres Lächeln und Marie fühlte, daß auch auf ihrem Gesichte dieses freundliche, ein wenig starre Lächeln sich zeigte. Sie war zufrieden damit, denn nun wußte sie, das Prinzessinsein würde ihr heute mühelos gelingen. Auch bei der Begrüßung fiel ihr zur rechten Zeit etwas ein, das sie sagen konnte, sie bewunderte die Wiese und die Linden und fand, daß all die bunten Farben sich sehr schön im Grün ausnahmen. Nur eines war störend, neben sich hörte sie Eleonorens ruhige, angenehme Stimme, die fast dasselbe sagte wie sie.

„Ich denke wir machen einen kleinen Rundgang," schlug die Baronin Uechtlitz vor, „die Aussicht ist hier so hübsch."

Langsam gingen sie über die Wiese um das Wäldchen herum, voran die Baronin Uechtlitz mit Eleonore, Marie folgte mit Henriette Uechtlitz, die Baronin Dünhof ging mit Marga Uechtlitz. Entschlossen sprachen alle vom Wetter. Sie hatten schon gefürchtet, ein Gewitter würde das Fest stören, aber nun war der Himmel ganz klar, das Wetter war ja in diesem Sommer so beständig, man konnte wohl auch auf einen schönen Herbst rechnen, darin waren sie alle einig. Auf der Wiese standen Herren und Damen beisammen, man hörte laute Stimmen, zuweilen ein helles Auflachen. Wenn die Prinzessinnen vorübergingen, schwiegen die Gespräche, es wurden tiefe Verbeugungen gemacht, eine und die andere Dame kam heran, um die Prinzessinnen zu begrüßen. Da war die Gräfin Dühnen im bleichen, kränklichen Gesichte doch Felixens eigensinnig lustigen Mund, die schöne Frau Staatsanwalt von Böse verneigte sich tief, ein zartes Figürchen im roten Seidenkleide, das Gesicht durchsichtig weiß, die Augen unnatürlich groß und dunkel, und der hellrote Mund klein und böse. Mademoiselle Laure hatte gesagt, die Frau Staatsanwalt habe einen schlechten Ruf, und Marie sah sie neugierig an. Mitten auf der Wiese standen die Pfarrerstöchter in rosa Musselinkleidern, große Schäferhüte auf dem Kopfe, runde, lachende Gesichter, es war als beglückte es sie, so schöne Farbenflecke in der Natur zu sein. Zu Marie und Henriette Uechtlitz hatte sich jetzt der Landrat Graf Krüden gesellt, er trug einen goldenen Kneifer, und sein Bart, braunrot wie Kapuzinerkresse, wehte im Winde. Er erzählte von der Hitze in Berlin, er tat das wohl mit viel Humor, denn er lachte beständig dabei, auch Marie und Henriette lachten, und die Vorübergehenden glaubten, daß sie sich sehr gut unterhielten. Am Ende der Wiese wurde haltgemacht, man wollte die Aussicht bewundern. Weit und eben lag das Land da, Stoppelfelder, gemähte Wiesen, hie und da ein Haferfeld, auf kleinen Anhöhen standen Windmühlen ganz im Sonnenschein, graue Ungeheuer mit riesigen Libellenflügeln. Ganz weit aber in gol-

Digitized by Google

denem Dunste erblickte man den Kirchturm des Städtchens.

„Wie schön," sagten die Damen, „wie weit man sieht!"

Der Landrat wurde pathetisch: „Ja, meine Damen, es ist doch ein schönes Ländchen, dieses unser Vaterland. Sehen Sie, hier ist kein Fleckchen, das nicht von dem Fleiße der Bewohner spricht."

„Ein erhabener Anblick," meinte die Baronin Dünhof.

Nun war es jedoch Zeit, zum Wäldchen zurückzukehren, um den Tee zu nehmen. Auf dem Rasen unter den Linden waren Polster ausgelegt und Decken ausgebreitet worden. Für die älteren Damen und die Prinzessinnen standen Stühle und kleine Tische bereit. Unter dem Laubdach war es ein wenig schwül, schräg fielen die Sonnenstrahlen durch die Stämme, und fuhr ein Windhauch in die Bäume, dann regneten weiße Blüten auf die Gesellschaft nieder, hingen sich in die Haare der Damen und Bärte der Herren und ein schwüler, süßer Duft senkte sich da nieder. Diener reichten Tee und Sandwiches herum, die Gesellschaft auf den Polstern und Decken schien heiter, überall war gedämpftes Lachen vernehmbar, zuweilen wagte eine der Pfarrerstöchter einen schrillen, kleinen Schrei, weil der Leutnant von Uechtlitz gar so tolle Sachen erzählte. Den Prinzessinnen widmeten sich die Töchter des Hauses. Bei Marie war Henriette von Marga abgelöst worden, und diese erzählte von ihren Hunden, und als auch sie sich etwas mit dem Tee zu schaffen machen mußte, wollte Henriette Hilda zu der Prinzessin schicken. Hilda jedoch weigerte sich, Marie sah es deutlich, sie schlug es rund ab. ‚Natürlich,' dachte Marie, ‚wir sind wie langweilige Kranke, bei denen man ungern déjourirt.'

Der Landrat schlug jetzt vor ein wenig zu singen, „denn," sagte er, „eine Landpartie ohne Gesang ist wie eine Frau ohne Seele."

„Ich kenne keine Frau ohne Seele," äußerte der Rechtsanwalt von Bärensprung, der schön und düster wie Hans Heiling aussah.

„Bravo," sagte eine Frauenstimme. Die Frau Staatsanwalt wurde gebeten, zuerst etwas vorzutragen. Sie lehnte sich an einen Buchenstamm, verschränkte die Finger der herabhängenden Hände lose ineinander und schlug die Augen nieder. So stand sie einen Augenblick da wie ein kleines, befangenes Mädchen, dann plötzlich schlug sie die Augen auf, groß und dunkel wie das Schicksal und begann mit einer schönen Altstimme zu singen: „Vorrei morir nella stagion' del anno." Sie sang sich in eine so leidenschaftliche Klage hinein, daß die Gesichter der Zuhörer ernst und ein wenig betroffen dreinschauten.

‚Was hat sie, daß sie so singt?' dachte Marie, ‚ist es, weil sie einen schlechten Ruf hat? Jedenfalls ist es unerträglich traurig.' Marie fürchtete weinen zu müssen. Als das Lied aus war, riefen die Uechtlitzschen Söhne sehr kräftig: „Bravo!" Die Gräfin Dühnen aber sagte zur Baronin Dünhof: „Bühne."

„Das war herrlich," rief der Landrat, „aber meine Damen und Herren, nach soviel Wehmut wollen wir uns das Herz mit einem patriotischen Liede stärken," und er stimmte an: „Deutschland, Deutschland über alles." Kräftig fiel der Chor ein, und das Lied erklang so laut über die Wiese, daß drüben im Schlosse die Hunde zu bellen begannen.

Nach dem Liede zerstreute die Gesellschaft sich im Gehölz. Es schienen dort Spiele gespielt zu werden, denn Lachen und Rufe wurden laut, und die Pfarrerstochter Johanna schlüpfte durch die Büsche, ihr folgte der Leutnant Uechtlitz, um sie zu fangen.

„Die Jugend unterhält sich," sagte die Gräfin Dühnen.

„Ja," erwiderte Marie und versuchte es auch so nachsichtig zu lächeln wie die Gräfin, ihr war aber recht bitter zumute.

Endlich kam Hilda, die Wangen gerötet, das Haar voller Lindenblüten. Sie setzte sich zu Marie, lachte und sagte: „Nun, Prinzeßchen."

Marie mußte auch dieses schöne, lebensvolle Gesicht anlachen, aber dann sagte sie melancholisch: „Sie wollen gewiß lieber zu den anderen gehen statt hier zu sitzen."

„Nein," erwiderte Hilda bestimmt, „bisher war es langweilig, das weiß ich, nach dem Souper aber wird es besser werden, da gibt es Feuerwerk, da wollen wir entschlüpfen."

„Entschlüpfen?" fragte Marie.

Digitized by Google

„Gewiß," bestätigte Hilda, „wir treiben uns im dunklen Park umher, da erlebt man manches."

„Wenn es geht," meinte Marie zaghaft.

„Es muß gehen," sagte Hilda fest. „Wir müssen nur nicht daran denken, was die anderen später dazu sagen werden. Wir tun, was wir wollen."

„Tun, was wir wollen," wiederholte Marie und schaute Hilda bewundernd an.

Die Sonne ging unter, und die Baronin von Uechtlitz bat ihre Gäste, in das Schloß hinüberzugehen. Purpurnes Licht ergoß sich über die Wiese, breitete eine plötzliche Festlichkeit über das Land. Pfarrers Johanna streckte die Arme aus und sprang mit beiden Füßen in die Höhe, sie nannte das ein Sonnenuntergangsbad nehmen. Die Frau Staatsanwalt aber trieb es zu laufen, ein rotes Figürchen im roten Lichte, der Rechtsanwalt schaute ihr begeistert zu: „Du, Uechtlitz," sagte er zum Referendar, „sieht sie nicht aus wie eine kleine Flamme, von der all dies hübsche Licht ausgeht?"

Uechtlitz lächelte spöttisch: „Gefühlvoll, mein Alter, was? Na ja, so was vom Irrwisch hat sie."

Das Schloß war hell erleuchtet und das Souper stand bereit. Die Soupers in Schluchtin waren gefürchtet, weil es dabei allzuviel zu essen gab. Der Graf Streith pflegte zu sagen: „Ich bin den Soupers bei Uechtlitzens nicht gewachsen, ich kann es, was essen betrifft, mit diesem Enaksgeschlechte nicht aufnehmen."

Marie saß bei Tisch neben dem Assessor von Uechtlitz, und dieser erzählte von einem kleinen Automobil, das er besaß. Marie interessierte sich dafür, das war ein Gesprächsstoff, den man nicht so bald fahren lassen durfte. Unterdessen kamen immer wieder große Pasteten und dampfende Braten. Der Landrat hielt eine Rede, und dann sprach auch der Baron Uechtlitz. Marie wurde müde und verstimmt, bisher war der Tag eine Enttäuschung gewesen.

Nach dem Essen strömte alles in den Garten hinaus, die Nacht war warm und sternhell, an Bäumen und Büschen waren bunte Papierlaternen angezündet worden, überall im Dunkel blühten diese matt scheinenden Farben auf, zuweilen stieg knatternd über die Kronen der Bäume eine Rakete auf, ein goldener Riß in all dem Schwarz und dann das ruhevolle bunte Niedersinken der Leuchtkugeln. Marie fühlte sich von einer Hand erfaßt und fortgezogen. „Hier findet uns keiner," flüsterte Hilda. Marie ergriff Hildas Arm, ein angenehmes Gefühl ängstlicher Spannung machte ihr Herz schneller schlagen. Sie gingen eine dunkele Allee hinab, das leise Knirschen des Kieses verriet, daß sie nicht allein waren. Irgendwo sagte eine weiche Stimme: „Nein Roth, das dürfen Sie nicht sagen."

„Pfarrers Johanna mit ihrem Sekretär," flüsterte Hilda.

„Sind sie verlobt?" fragte Marie.

Hilda zuckte die Achseln: „Pfarrerstöchter sind immer verlobt. Aber da kommen zwei, die wollen wir vorüberlassen." Es mußte ein Stockrosenbeet sein, in dem sie jetzt stehen blieben, denn an Mariens Wange streifte es wie große, kühle Seidenquasten. Ein Paar ging an ihnen vorüber Arm in Arm, eng beieinander, und eine klagende Stimme sagte: „Feste sind immer traurig, Bärensprung, auch wenn Sie so zu mir sprechen ist es traurig, aber sprechen Sie nur weiter, es ist doch das Beste im Leben."

„Die Frau Staatsanwalt und ihr Rechtsanwalt," erklärte Hilda leise.

„Warum ist sie so traurig?" fragte Marie.

„Ich weiß nicht," erwiderte Hilda, „sie glaubt es vielleicht ihren tragischen Augen schuldig zu sein. Aber jetzt müssen wir schnell dort in den Seitenweg hinüber, denn ich höre jemand kommen, das wird der Vetter Barnitz sein, der uns sucht." Sie bogen in einen kleinen Weg ein, der zwischen dichten Haselnußgesträuch hinführte. Hier war es dunkel und voll von dem lauten Wetzen der Feldgrillen. Allmählich lichtete sich das Gesträuch, es wurde heller, und sie standen an einem kleinen, schwarzen Weiher, in dem sich die Sterne spiegelten. Leises Gurgeln und Plätschern wurde zuweilen im Wasser laut, und eine feuchte Kühlung stieg aus ihm auf. Plötzlich prasselte wieder eine Rakete hoch über die Bäume hinauf, ein goldenes Blitzen lief über das Wasser, und dann spiegelten sich die Leuchtkugeln in ihm, als beginne es tief im dunkeln Grunde zu glühen. Marie drückte Hildas Hand.

Digitized by Google

„Wie schön," sagte sie atemlos, „wie ich Sie liebe, Hilda. Wir wollen Freundinnen sein."

„Wir wollen Freundinnen sein," erwiderte Hilda ernst.

„Und Du zueinander sagen," fuhr Marie fort.

„Wenn niemand es hört," ergänzte Hilda.

„Wenn niemand es hört," wiederholte Marie, und die beiden Mädchen umarmten und küßten sich. „Wie du zitterst," sagte Hilda, „wie dein Herz schlägt, so ein armes Prinzessinnenherz." Hand in Hand gingen sie weiter.

„Höre," sagte Hilda in ihrer bestimmten nachdrücklichen Weise, „wenn du dich sehr nach etwas sehnst, nach etwas, das euer dummes Prinzessinnenleben verbietet, dann kannst du auf mich rechnen."

Marie drückte fest Hildas Hand, sie war sehr gerührt, das, ja das war eigentliches Leben, Hand in Hand durch die laue Dunkelheit irren, auf allen Wegen leise Schritte liebender Paare, in allen Büschen flüsternde Geheimnisse. „Eines wünsche ich mir noch," sagte sie leise.

„Was ist das?" fragte Hilda.

„Einmal zu schaukeln," fuhr Marie fort.

Hilda lachte: „Zu schaukeln? Nur das? Ach du armes Hühnchen! Aber das wollen wir gleich machen."

Vom Park waren sie wieder in den Garten zurückgelangt und, als sich Schritte auf dem Wege vernehmen ließen, blieben sie stehen. Hilda horchte und rief dann leise: „Vetter Egon!"

Die Schritte kamen schnell näher, und die freundliche Stimme des Leutnants von Barnitz sagte: „Da sind die Damen, ich suche sie die ganze Zeit."

„Das wissen wir," erwiderte Hilda, „aber jetzt gibt es etwas zu tun. Die Prinzessin will schaukeln, es ist natürlich geheim."

„Zu Befehl!" versetzte der Leutnant.

Zwischen großen Bäumen ganz im Dunkel hing die Schaukel, auf ihr wurde Marie mit Sachkenntnis zurechtgesetzt, und nun begann es. Marie flog hoch hinauf bis in die schwarzen, feuchten Zweige der Bäume, unter ihr begann der dunkle Garten mit seinen winzigen farbigen Lichtpünktchen, über ihr der dunkle Himmel mit seinen Sternen mitzuschwingen und mitzuschaukeln, und ein Gefühl des Losgelöstseins von aller Wirklichkeit, ganz traumhaft, machte ihr Herz schneller schlagen, benahm ihr ein wenig den Atem. Und dennoch war es unendlich ruhevoll, sich so von der großen Dunkelheit im freien Raume wiegen zu lassen, und, als die Schaukel plötzlich stillhielt, fuhr Marie wie aus dem Schlafe auf: „Der alte Hofmarschall sucht dich," flüsterte Hilda, „er kommt hierher."

Der Baron Fürwit kam äußerst erregt, er hatte die Prinzessin überall gesucht, die Baronin Dünhof war bereits sehr besorgt, sie hatte eine Herzattacke bekommen, und der Wagen stand vor der Tür. Marie hörte das alles kühl an, sie sei ja nur ein wenig spazieren gegangen, meinte sie. Die Besorgnisse des Barons Fürwit, die Herzattacke der Baronin Dünhof erschienen ihr jetzt sehr geringfügig und gleichgültig.

⁂ ⁂ ⁂

Der Erbprinz Joachim von Neustadt-Birkenstein war mit seinem Adjutanten, dem Hauptmann von Keck, zu einem kurzen Besuche nach Gutheiden gekommen. Der lange, schmalschulterige, junge Herr mit dem glattgescheitelten, rotblonden Haar und dem blassen, ein wenig kränklichen Gesicht brachte Leben in das stille Schloß. Die kurzsichtigen, blauen Augen blinzelten nervös mit den blonden Wimpern, und die roten feuchten Lippen waren seltsam beweglich. Den ersten Abend saß der Prinz im Gartensaale, sprach viel in einer hastig überstürzten Art, erzählte von sich, lachte ein prasselndes, helles Lachen, zeigte Kartenkunststücke, spielte auf der Flöte vor, und die übrige Gesellschaft saß schweigend da und hörte ihm zu wie in einer Vorstellung. Als er mit dem Hauptmann Keck allein in seinen Gemächern war, sagte er: „Die Damen scharmant, scharmant, aber die Luft hier im Schlosse ist ein wenig muffig, finden Sie nicht, Keck?"

„Ich habe nichts bemerkt," erwiderte der Hauptmann mit seiner müden Korrektheit.

Am nächsten Tage verlangte der Prinz schon frühmorgens die Wirtschaftseinrichtungen des Schlosses zu besichtigen. Unter der Führung des Majors gingen er, die Prinzessinnen, Fräulein von Dachsberg

Digitized by Google

und der Hauptmann von Keck in die Ställe. Im Kuhstalle interessierte sich der Prinz für die Namen der Kühe, der Milchmädchen; mit dem Pferdestall war er sehr zufrieden. „Famos!“ rief er, „ein Sanssouci der Pferde. Und wie fromm sie alle aussehen, wie Hofdamen,“ flüsterte er Eleonore zu und lachte laut darüber, „gewiß, sie sehen ein wenig müde aus, als hätten sie nicht gut geschlafen, als hätten sie zu lange im Bett gelesen.“ Dann wurden die Hunde besehen, und endlich begab man sich an den kleinen Mühlensee, um eine gute Angelstelle in Augenschein zu nehmen. Später ging der Prinz auf dem Gartenwege zwischen den bunten Reihen der Dahlien mit Eleonore auf und ab. Die Baronin Dünhof, die das Paar anfangs begleitet hatte, blieb diskret ein wenig zurück. Der Prinz machte ein ernstes Gesicht, zog die Augenbrauen zusammen, als müßte er scharf denken: „Ich habe dir noch nicht gesagt,“ begann er, „wie glücklich mich das Arrangement unserer Eltern macht, du warst immer meine Lieblingscousine. Ich sagte schon zur Tante in Karlstadt: ‚Cousine Eleonore ist prachtvoll, sie ist wie — angeln.‘“ Er lachte auf: „Ja, das klingt dumm, aber angeln ist für mich Ruhe, Frieden. Du mußt mich angeln sehen, nur wer mich beim Angeln gesehen hat, kennt mich. Eine Dame, die mich angeln sah, sagte mir: ‚Nun verstehe ich auch, daß Sie einmal gut regieren werden.‘“

Eleonore nahm das alles mit ihrem stillen, freundlichen Lächeln hin, aber das Gesicht des Prinzen wurde jetzt sorgenvoll: „Ich weiß nicht,“ sagte er, „ob ich deiner Mutter gefalle. Sie schaut mich so kühl an, ich bin ihr wohl zu unruhig, das verstehe ich, ich bin mir selbst zu unruhig. Ich denke, es wäre eine Erholung, könnte ich einmal einen Tag der Hauptmann Keck sein. Na, man ist eben, wie man ist. Jetzt wollen wir Tennis spielen,“ schloß er, ohne Eleonorens Antwort abzuwarten, „und nach dem Frühstück angele ich, und ihr alle schaut zu.“

Nach dem Frühstück begaben sich die Prinzessinnen in Begleitung von Fräulein von Dachsberg und Mademoiselle Laure zum Mühlensee, um zuzuschauen, wie der Prinz angelte. Für die Damen waren Gartenstühle aufgestellt worden, der Prinz saß am Ufer und angelte, von einem Jägerburschen bedient, während der Hauptmann von Keck sich mit seiner Angel in das Erlengebüsch zurückzog.

„Die Stunde ist nicht sehr günstig,“ sagte der Prinz, „aber versuchen wir es. Jetzt bitte acht zu geben, ich werfe die Angel aus, das ist nämlich auch eine Kunst, bitte immer auf den Korken zu sehen, natürlich muß die größte Ruhe beobachtet werden.“

In schönem Schwunge flog die Angel in das Wasser, die Damen beugten sich ein wenig vor, schauten angestrengt auf den Korken, und es dauerte nicht lange, so begann dieser zu zucken, ging unter Wasser, der Prinz zog an und brachte einen schönen, wie ein Juwel schimmernden Barsch heraus. „Tadellos, tadellos!“ rief er und lachte.

„Nein, das mache ich selbst!“ wehrte er dem Jägerburschen. Mit weißen, nervösen Fingern umklammerte er den Fisch und zog den Haken heraus, sein Gesicht zuckte dabei, als empfände es einen Schmerz. Dann aber lachte er wieder und triumphierte: „Ist er nicht schön? N'est-ce pas, il est beau, mademoiselle?“

„Oh, Altesse, superbe,“ sagte Mademoiselle Laure andächtig.

„Gut, jetzt werfe ich wieder aus, ich bitte um Ruhe!“ kommandierte der Prinz. Die Angel flog in das Wasser, alle schwiegen, allein kein Fisch wollte beißen. Die unbewegte Luft war drückend heiß, harter Glanz zitterte auf dem Wasser und in den Schachtelhalmen, es war sehr still ringsum, nur zuweilen schnatterte eine Stockente im Schilfe, oder ein Bläßhuhn stieß seinen freudlosen Schrei aus. Eleonore schaute den Prinzen an, das eben noch so bewegliche Gesicht war schlaff, aller Ausdruck schien von ihm fortgelöscht, es war das Gesicht eines müden, kränklichen Knaben. Eleonore mochte es nicht anschauen, sie schloß die Augen. Wie wohl die Ruhe tat, wie wohl es tat zu fühlen, wie die Gedanken allmählich undeutlich wurden und sich verwischten. Fräulein von Dachsberg saß längst mit geschlossenen Augen gerade auf ihrem Stuhl, und Marie blinzelte schläfrig in den Sonnenglanz. Sie hatte sich eine Verlobung anders gedacht, all

Digitized by Google

das sah einem Alltag sehr ähnlich. Wer war denn hier bräutlich, höchstens Mademoiselle Laure, die mit ihren grellen, schwarzen Augen starr den Prinzen ansah. Nein, das Beste war zu schlafen, wie die anderen.

„Wenn es nicht geht, dann geht es nicht!" rief der Prinz plötzlich. Die schlummernden Damen fuhren auf, der Prinz stand am Ufer, hatte die Angel fortgeworfen, und sein Gesicht war rot vor Ärger. Gleich darauf lächelte er aber wieder und meinte: „Die Damen haben geschlafen, nun ja, es ist verständlich. Aber jetzt müssen wir zum Schlosse zurück, Exzellenz Fürwit plante einen Spazierritt. Keck, wo sind Sie?"

Aus dem Erlengebüsche tauchte der Hauptmann von Keck auf, erhitzt und verschlafen.

„Na!" schloß der Prinz, „von einem großen Erfolge kann ich hier nicht sprechen."

Im Schloß war Baron Fürwit eifrig dabei gewesen, den Ausflug in den Wald zu organisieren. Die Fürstin und Prinzessin Eleonore ritten mit den Herren, die übrigen Damen folgten im Wagen. Vor dem Försterhause sollte der Tee eingenommen werden, Graf Streith hatte hier alles angeordnet und machte den Gastgeber.

„Wunderhübsch, werter Graf," sagte der Prinz, „was sind all unsere Eßsäle gegen solch einen Platz im Walde. Diese Dekoration, dieses Parfüm und dieses Oberlicht."

Während des Tees jedoch war der Prinz unruhig, ein Gang nach einer Waldwiese war geplant und er fürchtete, es könnte zu spät werden. „Die Rehe gehorchen Exzellenz Fürwit nicht, sie fügen sich nicht ins Programm."

So brach die Gesellschaft bald auf, die Fürstin blieb mit dem Grafen Streith zurück. Als alle fort waren, lehnte sie sich bequem in ihren Stuhl zurück und schloß halb die Augenlider, so daß die Augen nur wie schmale, blanke Streifen hervorschauten. Der Graf sagte nichts, er sah, daß der Fürstin das Schweigen wohltat. Schräg schien die Sonne durch die Stämme, unter den regungslosen, großen Tannen lag eine wunderbare, grüngoldene Stille. Endlich begann die Fürstin ihre Gedanken vor sich hin zu sprechen: „Er ist so ruhelos, es ist, als fürchte er stets etwas zu versäumen. Wie ich das kenne! Wie schmerzlich er mir wieder die ganze Vergangenheit zurückruft."

Der Graf zog ein wenig die Augenbrauen zusammen, und als die Fürstin nicht weiter sprach, sagte er leise und zögernd: „Ist es nicht vielleicht Verschwendung, immer wieder zu gestatten, daß die Vergangenheit in eine Gegenwart eindringt, die doch glücklich sein könnte. Ich meine, wir müssen unsere Gegenwart so stark machen, daß sie die Vergangenheit verdrängt. Eine Aufgabe, die ich mir wünsche, wäre dort, wo ich verehre, die Vergangenheit fortschieben zu dürfen." Und seine flache Hand fuhr leicht über die Tischplatte, als schöbe sie etwas Unsichtbares fort, „um an ihre Stelle eine wohltuende Gegenwart zu setzen, die ganz über die Vergangenheit herrscht." Und mit spitzen Fingern legte die andere Hand etwas Unsichtbares behutsam auf den Tisch. Die Fürstin schaute sinnend zu, wie die beiden großen, weißen Hände sich auf dem Tische zu schaffen machten: „Ich weiß, Streith, ich weiß, aber mir ist heute, als gäbe ich meine Schmerzen an mein Kind weiter." Sie lehnte den Kopf in den Stuhl zurück und schloß die Augen. „Wenn meine Eleonore heiratet," fuhr sie fort, „dann ist der größte Teil meiner Aufgabe erfüllt. Meine Jüngste, ach Gott, das arme Kind mit seiner schwankenden Gesundheit, da wird ein stilles, bequemes Leben wohl das Wünschenswerte sein."

Die Fürstin schwieg eine Weile und als sie wieder zu sprechen begann, hatten ihre Gedanken einen andern Weg eingeschlagen: „Unsere Erziehung ist wohl daran schuld, unsere Fürstenerziehung, daß wir so schwer den Mut finden, ganz wir selbst zu sein."

„Eine Pflanze, die nicht den Mut zur Blüte findet," bemerkte der Graf.

Die Fürstin öffnete die Augen und lächelte matt: „Ach, Streith, immer galant."

Der Graf verneigte sich leicht. Vom Walde her erklangen die Stimmen der zurückkehrenden Gesellschaft, die Unternehmung war sehr gelungen gewesen, „es war," meinte der Prinz, „als seien alle Rehe des Waldes für mich zusammenbestellt worden."

Da die Sonne jetzt unterging, mahnte Baron Fürwit zur Rückkehr in das Schloß.

Das Diner war feierlicher als sonst, die

Digitized by Google

Damen erschienen in großer Toilette und der Erbprinz hielt eine Ansprache. Er dankte für den schönen Tag, den er hier hatte verbringen dürfen. „In diesem Schlosse," fuhr er fort, „wohnt nicht nur das Glück, auch der Fremde, der hier einkehrt, kann sich hier sein Glück holen." Die Baronin Dünhof lächelte und die Augen wurden ihr feucht.

Nach dem Diner verlangte der Prinz nach einem Mondscheinspaziergang, da der Vollmond über dem Garten stand. „Wir haben ein Recht auf unsere Sentimentalitäten," erklärte er. So stieg er mit den jungen Damen in den Garten hinab und sie gingen langsam die hell beschienenen Wege entlang. „Zu den Frühbirnen wollen wir gehen," schlug der Prinz vor. Der Birnbaum stand mitten auf einem runden Rasenplatze und seine Zweige bogen sich unter der Last der kleinen, gelben Birnen. „Bitte, meine Damen, sich unter den Baum zu stellen," rief der Prinz, „Fräulein von Dachsberg, Mademoiselle Bouttancourt, wenn ich bitten darf. Eleonore, Marie bitte hier, Keck, stehen Sie dort." Der Prinz begann kräftig den Baum zu schütteln und die Früchte fielen prasselnd und blank im Mondschein nieder. Marie und Mademoiselle Laure stießen kleine Schreie aus, der Prinz lachte schallend und nannte das „eine Birnendusche", Fräulein von Dachsberg aber nahm es übel.

„Ich muß doch bitten, Hoheit," sagte sie, „es ist genug, wenn ich bitten darf."

„Gut, es soll genug sein," beschloß der Prinz, „jeder ißt jetzt eine Birne. Darf ich anbieten?" und er selbst biß herzhaft in eine der taufeuchten Birnen und rief: „Süß, süß, süß wie Cousinen. Und nun kommt der Mondscheinspaziergang."

Nun zog die Gesellschaft an den Reihen der mondbeglänzten Dahlien und Stockrosen entlang, der Prinz ging neben Eleonore und wurde gefühlvoll. „Wie wohltuend," meinte er, „ist ein Tag, auch nur eine Stunde, in der wir nach Herzenslust gefühlvoll sein dürfen. Wir müssen ja sonst unsere Gefühle verstecken und da sammelt sich dann so vieles an. Ist hier nicht eine Laube, in der es süß duftet? Nein? Nun dann setzen die Damen sich hier auf die Gartenbank und ich deklamiere etwas."

Die Damen mußten sich setzen, der Prinz jedoch blieb stehen und deklamierte:

„Fülleſt wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz."

Er sprach mit viel Ausdruck, ja es war als übermannte ihn eine tiefe Rührung, denn seine Stimme zitterte. Hell vom Monde beschienen erschien seine Gestalt im Abendanzuge länger und schmäler, sein Gesicht blässer als sonst.

‚Was hat er?' dachte Eleonore, ‚ist das ein wirklicher Schmerz, der in seiner Stimme zittert?' und zum ersten Male fühlte sie etwas wie zärtliches Mitleid mit diesem bleichen jungen Menschen.

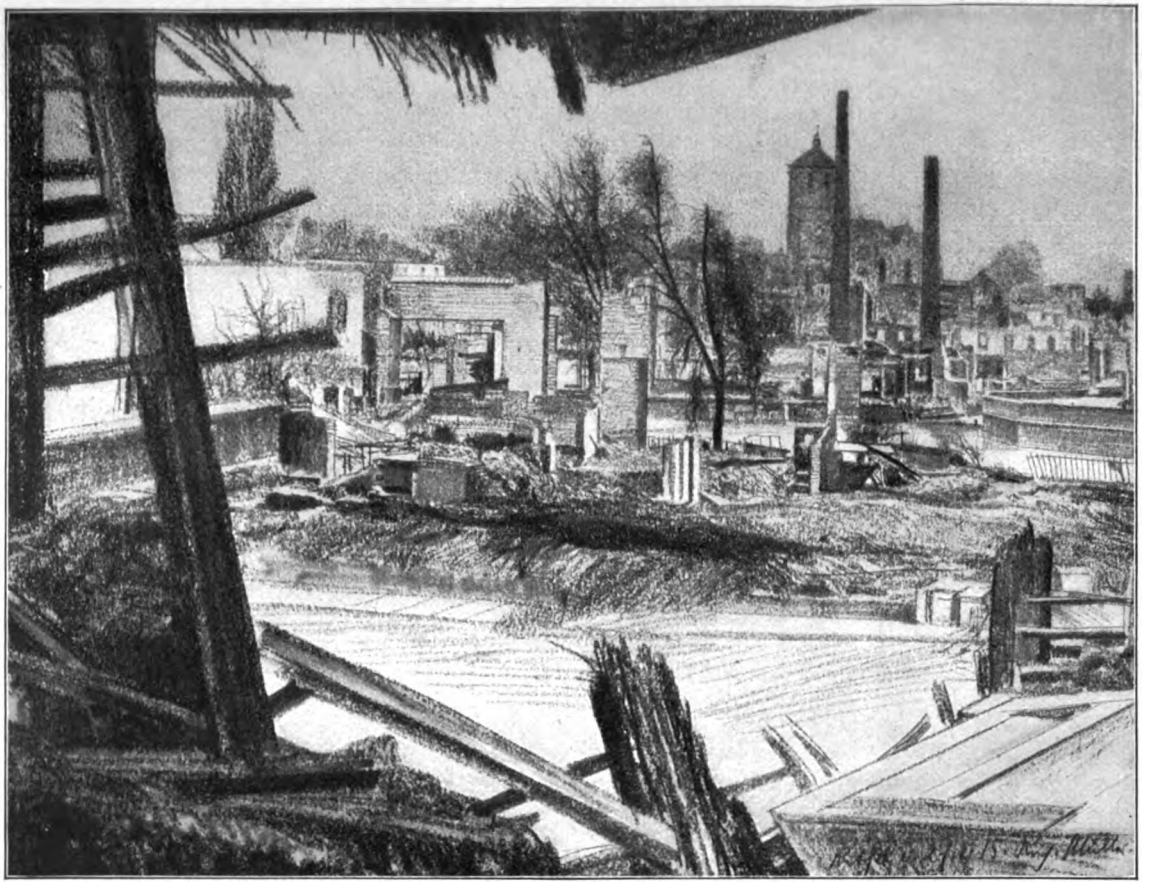
Marie aber dachte: ‚Er sieht aus wie ein Gespenst.'

Das Gedicht war zu Ende, niemand sagte etwas, nur Mademoiselle Laure murmelte leise ein „sublime." Der Prinz machte ein wenig befangen einige Schritte, sah zum Monde auf und verzog wie geblendet sein Gesicht. Fräulein von Dachsberg aber mahnte zur Rückkehr in das Schloß.

Als die Prinzessinnen in ihrem Schlafzimmer allein waren und Marie bereits im Bette lag, fühlte sie sich gedrungen ein Endurteil abzugeben: „Ich finde ihn nett," sagte sie, „und ich glaube, wenn man einen Tag über mit ihm zusammengewesen ist, dann schläft man gut."

Eleonore stand am Fenster, sie hatte die Vorhänge zurückgezogen und schaute in den Garten hinab. Plötzlich ließ sie ein leises „Oh" hören. Dieses „Oh" klang so seltsam, daß Marie aufhorchte, eilig aus dem Bette stieg und an das Fenster lief. In dem taghell beschienenen Garten konnte sie anfangs nichts Ungewöhnliches sehen, doch dann bemerkte sie, daß sich zwischen den ruhig und schwarz auf den Wegen liegenden Schatten der hochstämmigen Rosen etwas regte, und nun traten zwei Gestalten in das volle Licht, Mademoiselle Laure und der Prinz. Langsam gingen sie an der Buchsbaumhecke hin und verschwanden im Dunkel der Lindenallee. Eleonore hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, sie war blaß geworden und schaute gerade vor sich hin. Auch Marie war erschüttert. Was sie da erlebte, erschien ihr unheimlich und

Digitized by Google



Aus dem zerschossenen Rethel. Zeichnung von Prof. Richard Müller

Digitized by Google

ein Schauer überlief sie. Sie wunderte sich über ihre eigene Stimme, die trocken und belehrend sagte: „Ja, liebe Lore, daran wirst du dich nun gewöhnen müssen."

„Gewöhnen," wiederholte Eleonore und sah die Schwester verständnislos an.

Marie ging ruhig zu ihrem Bette zurück und legte sich nieder. „Gewiß," bemerkte sie noch, „das lernt man schon aus der Geschichte."

Im Zimmer wurde es einen Augenblick still, plötzlich stand Eleonore vor Mariens Bett, die sonst so sanften Augen blitzten: „Ich verbiete dir so zu sprechen," stieß sie leise und leidenschaftlich hervor, „ich verbiete dir jemandem zu sagen, was du gesehen hast, ich würde mich zu Tode schämen, wenn jemand das wüßte."

Marie war erschrocken und schwieg, Eleonore aber wandte sich ab und ging zu ihrem Spiegel. ‚Natürlich wird sie sich jetzt das Haar bürsten wie Roxane,' dachte Marie, und das erschien ihr sehr traurig.

Am nächsten Tage verabschiedete sich der Erbprinz. Er war sichtlich bewegt, als er der Fürstin die Hand küßte: „Hier bei euch," sagte er, „wird man nicht nur glücklicher, sondern auch besser."

(Fortsetzung folgt)

Zum neuen Jahr

Einst schienen nur versonnen und still
Die Neujahrsglocken zu sprechen.
Heut klingt's, als ob gewaltig und schrill
Festungstore zerbrechen! —
Weiter! — Der Schritt der Zeit hallt hart
Wie eisenbeschlagene Sohlen!
Es ist kein Trugbild, das uns narrt!
Wir werden den Sieg uns holen!
Und schickt Amerika noch soviel Blei
Den Feinden zu tückischen Schüssen:
Wir werden siegen! Einerlei!
„Wir werden, denn wir müssen!"

So sprachen wir schon am ersten Tag. —
Der Generalstab lenkte.
So wagten wir trotzig Schlag auf Schlag,
Bis Gott uns Siege schenkte!
Nun haben die Spötter bald ausgelacht!
Nun wird bald stumm das Prahlen!
Man hatte sich's doch anders gedacht
Bei Neidern und Neutralen!
Wir müssen doch wohl geboren sein
Zu Friedenshütern auf Erden!
Wir müssen's! Manche sehen's schon ein:
„Wir müssen, denn wir werden!"

Hört fromm die Glocken! Laßt euch nicht
Den Glauben an Deutschland rauben!
Bewahrt das Feuer und das Licht!
„Wir siegen, denn wir glauben!"

Peter Fernau

Digitized by Google

Als Maler im Felde mit der 6. Armee

Von Prof. Hans von Hayek

Mit sechzehn Bildern aus den Studienmappen des Künstlers

Auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr war ich eben mit Studien beschäftigt, als die ersten Sturmzeichen des kommenden großen Krieges hereinbrachen.

Hell loderten die Flammen der Begeisterung, als unser Bundesgenosse die frechen Herausforderungen der Serben mit der Kriegserklärung beantwortete. Zwei Tage darauf kam der Befehl, daß sämtliche Truppen in ihre Garnisonsorte abzurücken hätten. Noch gab es Hoffnungsfreudige, die eine friedliche Lösung der Lage für möglich hielten, doch sie sollten nicht recht behalten. Schlag auf Schlag kam nun Kriegsbereitschaft, Mobilisierung, Aufmarsch. Seit mehreren Jahren hatte ich mich mit dem Problem befaßt, dem Militärleben neue künstlerische Gesichtspunkte abzugewinnen, und hatte durch die Liebenswürdigkeit meines, leider gefallenen, verehrten Freundes, des Generals U. oft Gelegenheit gehabt, auf Truppenübungsplätzen und bei Herbstübungen Studien in dieser Richtung zu machen. Natürlich war es nun auch mein sehnlichster Wunsch, als Maler dem Heere ins Feld folgen zu dürfen. Ein dahingehendes Gesuch ging wohlbefürwortet an den Großen Generalstab. Nach einer, mir schier endlos dünkenden Zeit des Wartens, kam endlich die Bewilligung meiner Bitte und die Einberufung nach Trier.

Sieben Berufsgenossen, die gleich mir die Erlaubnis, dem Kriege zu folgen, erhalten hatten, waren da zusammengekommen. Wir wurden unseren Wünschen entsprechend den verschiedenen Armeen zugewiesen. Bevor wir jedoch an unsere Bestimmungsorte abgingen, hatten die Herren des Generalstabes die große Güte, uns in gemeinsamer Fahrt in das Kriegsleben einzuführen. Longwy und die Schlachtfelder bei Longuyon wurden besichtigt. So waren wir mit einem Schlage mitten in die Schrecknisse des Krieges versetzt. Die furchtbar zerstörende Wirkung der schweren Artillerie trat uns in Longwy das erstemal vor Augen. Schwüle Sommersonne brütete auf den Resten der kleinen Festung, süßlich widerlicher Leichengeruch über den Trümmern. Dann die Fahrt über die Schlachtfelder. Wohl war schon aufgeräumt, immerhin gab das, was noch geblieben war, ein deutliches Bild des heftigen Kampfes, der dort getobt hatte. Tote Pferde auf Landstraßen und auf Feldern. Weggeworfene Ausrüstungsgegenstände, Gewehre, Uniformen, zertrümmerte Autos und Fahrräder in schwerer Menge. Es war die Einleitung zum großen Drama, dessen Zeugen wir sein würden. Am Tage darauf Abreise zu den betreffenden

In Erwartung des Kaisers. Dieuze, 5. Sept. 1914

Digitized by Google

Schützengraben bei Frélinghien. 24. Januar 1915

einsetzte, mühsam im Straßenkot wankten lange Reihen dieser Opfer schwerer Kämpfe gegen totspeiende Höhenzüge, den Feldlazaretten zu. Was gab es da zu sehen! Die Lager der Parkkolonnen, die Feldbäckereien, das Straßenleben, alles auf die damals noch neue feldgraue Note gestimmt.

Ein Ausflug in einem Postauto brachte mich das erstemal an die eigentliche Front. Artilleriestellungen westlich Moncel konnte ich besuchen und die Beschießung der Höhen östlich Nancy beobachten. Eine zweite Fahrt im Auto mit Hauptmann L. ging nach Lagarde. Ein ganzer Tag der Arbeit war mir dort geschenkt. Die Offiziersgräber am Ortseingang mahnten an die schweren Kämpfe, die hier stattgefunden hatten. Der Ort selbst hatte wenig gelitten. Die Luke im Kirchturm aber war noch vorhanden, aus der die französischen Maschinengewehre den beiden Eskadronen bayrischer Ulanen so schwere Verluste zugefügt hatten. Auffallend war mir an diesem Tage die ununterbrochene Reihe der fahrenden Kolonnen. Bis zum Abend riß die Kette der Wagen nicht ab, und alles bewegte sich in der Richtung nach Osten.

Armeen. Mein Ziel war Dieuze, das Standquartier Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern, des Führers der 6. Armee. Reges militärisches Leben erfüllte die Stadt. Am Tage meiner Ankunft hatte ich das Glück, den Besuch Seiner Majestät des Kaisers in Dieuze zu erleben. Im Flaggenschmuck prangte der Ort und jubelnder Zuruf der Truppen begrüßte den obersten Kriegsherrn.

Die Kämpfe um Nancy waren damals noch im vollen Gange, und täglich kamen lange Munitions- und Proviantzüge an, täglich auch wurden Verwundete auf Leiterwagen, in Autos herangebracht. Im Staub der Landstraße, und als dann Regenwetter

Fabrikruine in Ronchin bei Lille. 9. November 1914

Digitized by Google

Blick auf Bailleul bei Arras. Deutsche Stellung im Vordergrunde, von der aus der Sturm auf den Ort am 5. Oktober 1914 unternommen wurde

Am Straßenkreuz, an dem ich abends Hauptmann L. mit seinem Auto erwarten sollte, stand ich bis in die sinkende Nacht. Regenwetter hatte eingesetzt, der Strom der Fuhrwerke war versiegt, und nun kam das wenig angenehme Gefühl, sozusagen allein zwischen den beiden Fronten zu stehen. Daß etwas im Gange war, schien klar. Aber was? Ich wußte nur: viele Truppen waren den Tag über abgezogen, nun kam nichts mehr, und ich stand allein in Regen und Dunkelheit auf der Landstraße. Endlich leuchteten

Lager einer Munitionskolonne bei Vimy in der Gegend von Arras

Digitized by Google

Gefechtsstelle des Generalkommandos des IV. Preuß. Armeekorps bei Fontaines während der Kämpfe um Arras, 2. Oktober 1914

Scheinwerfer auf, und durch die Wasserlachen platschte das Auto heran. Mit einem Umweg über Château-Salins ging es heimwärts. Abenteuerlich war diese nächtliche Regenfahrt, fortwährend an vorwärts strebenden oder haltenden Kolonnen entlang. Je nach Veranlagung standen die Gäule ruhig mit hängenden Köpfen im strömenden Naß, oder schreckten jäh zusammen, als der Lichtkegel des Scheinwerfers plötzlich aufzuckte. — — —

Während der nächsten zwei Tage war ununterbrochener Durchzug von Truppen durch Dieuze. Eine große Verschiebung fand statt. Bald hieß es packen und zur Abreise sich bereit halten. Nach einer endlos scheinenden Fahrt waren wir in Namur angelangt.

Schon als ich in Friedenszeiten einmal an der Stadt vorüberfuhr, fielen mir die wundervollen Linien der Zitadelle auf. Diesmal hatte ich Gelegenheit, drei Tage Namur genauer zu besehen. Grimmig waren die Verwüstungen am Rathausplatz. Auch in den Vorstädten Merkmale der stattgefundenen Beschießung. An jeder Haustür stand genau verzeichnet, wer in dem Hause wohnte, wieviel Männer, Frauen oder Kinder es beherbergte. Zum erstenmal sah ich auch die Aufschrift: „Gute Leute, bitte schonen.“ Aus den meisten Fenstern hingen weiße Fahnen. Ganz ohne Franktireurkämpfe scheint es da nicht abgegangen zu sein. Jetzt war die Bevölkerung ruhig, war doch schon ein Monat seit der Einnahme verstrichen. Man hatte sich ins Unvermeidliche gefügt.

Gefechtsstelle der 2. Garde-Infanterie-Division. 4. Dezember 1914

Digitized by Google

Dorfstraße in Kruseik bei Ypern. Ablösungsmannschaften sammeln sich zum Marsch in die Gefechtsfront

Digitized by Google

Landstraße Menin-Ypern bei Vieuxchien am Tage des Angriffs der Garde am 11. November 1914

Nach dreitägigem Aufenthalt in Namur wieder eine lange Bahnfahrt ins Ungewisse. Der unverwüstliche Humor des Kommandanten des Hauptquartiers, Majors v. L., ließ die Stunden rasch vergehen. Die Fahrt war lang, aber nicht langweilig. Valenciennes und Cambrai lagen hinter uns und immer noch ging's weiter südwärts. Spät abends erreichten wir St. Quentin. Da wurden wir endlich ausgeladen. Wir waren von dem linken auf den rechten Flügel geworfen worden.

Nun kam eine bewegte Zeit, auch für mich und für meine Arbeit. Die Herren des Generalstabes nahmen sich in liebenswürdigster Weise meiner an, fast täglich durfte ich eine Fahrt mitmachen, und namentlich Major v. X. sorgte rührend dafür, mir Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen.

Ein Wort über die Landschaft der Picardie: Sanfte Höhenzüge mit schönen Baumgruppen besetzt, üppiges, reiches Land, herrlicher Ackerboden. Die alten großen Straßen aus Napoleons I. Zeit durchschneiden schnurgerade die Landschaft. Hügelauf, hügelab führen sie, ohne den Steigungen auszuweichen, so daß es oft aussieht wie eine Rutschbahn. St. Quentin, mit seiner herrlichen Kathedrale auf beherrschendem Hügel gelegen, überragt die umgebenden Lande. Wohl hatten in der Nähe schwere Kämpfe mit den Engländern stattgefunden, St. Quentin selbst aber war unberührt geblieben. Die Ortschaften der Umgebung hingegen wiesen ernste Kampfspuren auf. In dieser Zeit begannen die großen Umgehungsversuche der Franzosen. Täglich dehnte sich die Front weiter nach Norden aus. Täglich verlängerte sich unser rechter Flügel. Ohne genau zu wissen was eigentlich geschah, ahnte man doch, daß sich wichtige Dinge vorbereiteten.

Bald sollte mir auch der Anblick einer richtigen Schlacht gegönnt sein. Ein Hügel nordwestlich Péronne gab einen prachtvollen Überblick auf Maricourt und rechts davon auf das in der Ferne liegende Albert. Alle Höhen und Orte waren in Granat- und Schrapnellwolken gehüllt. Die eigenen schweren Batterien vorn im Grunde sandten ihre ehernen Grüße heulend und pfeifend hinüber. Maricourt vor uns brannte, und die Rauchschwaden zogen wie Nebelschleier über Baumgruppen und Bodenwellen hinweg. Trotz vieler Einschläge feindlicher Geschosse weidete Vieh in aller Ruhe keine 500 Meter von den feuernden Batterien entfernt. Hier sah ich auch die ersten Gefallenen. Beiläufig sechzig Franzosen lagen steif und starr in einer Reihe unter Obstbäumen. Die Unseren waren eben dabei, ein Massengrab zu schaufeln. Major Sch., der diesmal die Güte hatte, mich mitzunehmen, frug, ob ich das nicht zeichnen wolle. Ich gestehe, daß ich es nicht übers Herz brachte. Später hat sich die Scheu vor den Toten verloren und oft saß ich seitdem mitten unter den stillen und stummen Gesellen und zeichnete.

Bald darauf kam eine Fahrt nach Echreu und Champien. Champien war am Morgen gestürmt worden, nach dreitägiger Beschießung durch unsere schwere Artillerie. Schlagworte mögen andeuten, was sinnverwirrend, wie ein Wildbach phantastischer, grauenvoller Bilder über mich hereinbrach. Der Ort, um-

Digitized by Google

säumt von Schützengräben; darin und darum Leichen über Leichen. Rothosen und Feldgraue, zerrissen, zerhackt von den Sprengstücken, fast alle zur Unkenntlichkeit entstellt. Schon längs der Straße lagen die staubbedeckten Leichen. Dann der Ort selbst. Ein Chaos von Trümmern und Menschenresten. Hinter einer Mauer ein Haufe von wohl vierzig Menschenleibern, wie durch eine Riesenhand zu einem wüsten Knäuel geballt: die Wirkung einer einzigen schweren Granate, die eine in Reserve stehende Abteilung erledigt hat.

Es wurde Abend. Einwohner kamen zurück. Nie werde ich den irren, an Wahnsinn grenzenden Blick der Ärmsten der Armen vergessen. Alte Weiber, gestützt auf ihre Begleiter, weinende Kinder, schluchzende Frauen: ein Zug des Jammers. So standen und gingen sie ratlos zwischen den Trümmern ihrer Heimat. Trümmer, unter denen noch die halbverschütteten Leichen ihrer Landsleute sichtbar waren. Man greift sich an den Kopf: ist es denn möglich, wacht man oder träumt man, können sich Menschen gegenseitig so unmenschliches Leid zufügen? Aber weg mit weichlichen Gedanken! Unsere Schuld ist es nicht. Westlich des Ortes tobte der Kampf weiter, und vereinzelte Granaten platzten mit scharfem Knall unweit des Dorfrandes.

Einige Tage darauf eine Fahrt im Gefolge Seiner Majestät des Kaisers. Wieder war Major v. X. so freundlich, mich in einem Begleitwagen mitzunehmen. Jubelnde Truppen, Verwundete, die, ihre Schmerzen vergessend, ihrem Kriegsherrn zujauchzen. Sie huldigen ihm, dem Kaiser, der Verkörperung des Reiches und des Vaterlandes, für das sie bluten. Auf einer Höhe bei Avricourt wird das Gefecht beobachtet. Amy im Grunde beschossen. In einem Rübenfelde der Kaiser und sein Stab, die Schlacht beobachtend. Zwei Skizzen konnte ich von dieser denkwürdigen Stunde zeichnen. Der Front entlang geht die Fahrt. Überall der gleiche jubelnde Empfang.

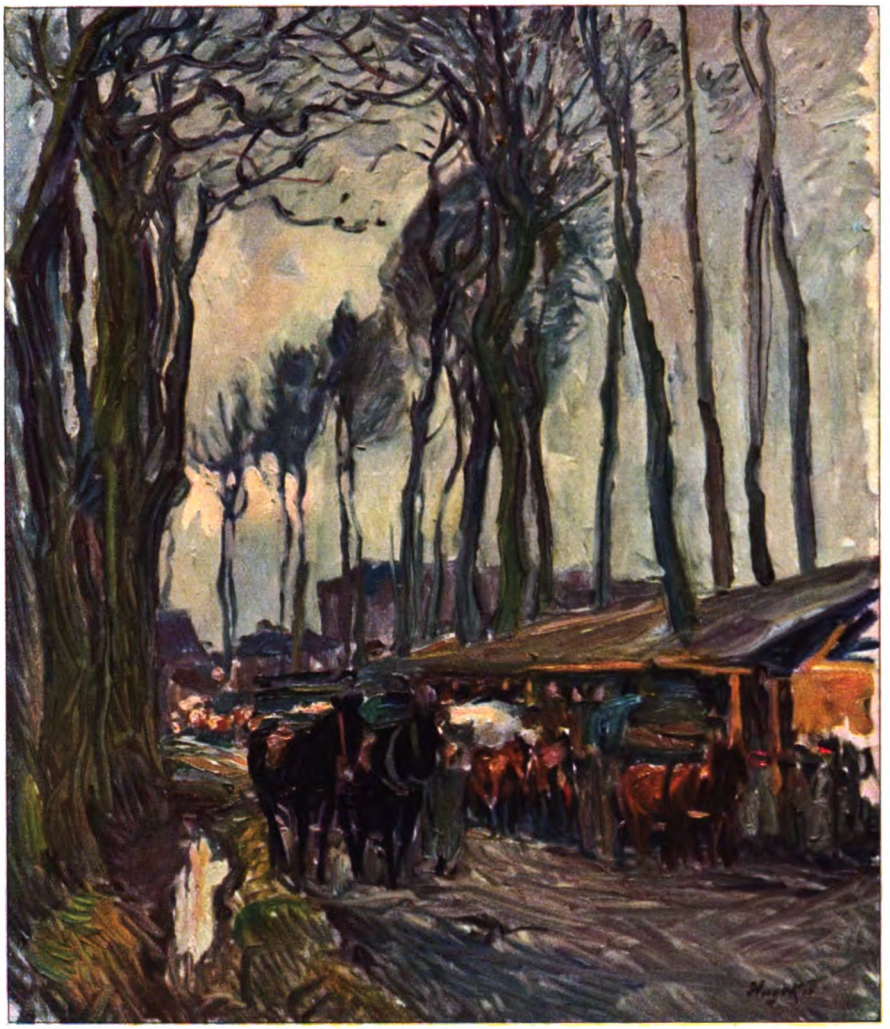
Dann kamen die ereignisreichen Oktobertage. Korps an Korps wird eingesetzt. Gegner, die sich bei Nancy gegenüberstanden, treffen hier wieder aufeinander. Kavalleriemassen des rechten Flügels werden abgelöst von neu eintreffenden Infanterieregimentern. Bei Croisilles entwickelt sich ein Schlachtenpanorama großartigsten Stiles. Das vierte preußische Korps rückt auf Arras.

Am Abend stürmen Bayern Douai. Auf einer Höhe hält der Korpsstab. Auf der Straße schieben sich Kolonnen auf Kolonnen vorwärts. Die Dämmerung sinkt herab. In der Ferne lodern Brände. Douai wird genommen. Der Gegner zieht gegen Lille.

Die Fahrt dieses Tages hatte dadurch einen eigenen Reiz, daß wir mehrere Ortschaften berührten, die noch nicht von Deutschen betreten worden waren. Wie Karnickel verschwanden die Einwohner in ihren Häu-

Einmarsch einer Landsturmkompagnie in die Zitadelle Lille

Digitized by Google



Kolonne beim Proviantamt des XIX. Armeekorps

sern, als sie das Auto ankommen sahen, und wenig freundliche Blicke folgten uns.

Die nächsten Tage brachten schwere Kämpfe. Monchy le Preux wurde genommen. Bailleul gestürmt. Der Halbkreis um Arras schloß sich und bis in die Vorstadt St. Laurent drangen die Bayern ein. Schon entwickelten sich die Kämpfe im Kohlengebiet, dem einzigen Frankreichs.

Trostlos dieser Landstrich! Trostlos Städte und Ortschaften! Trostlos auch die Wohnhäuser und ihre Bevölkerung. Aus der Ebene, die im Westen durch die später so berühmt und berüchtigt gewordene Lorettohöhe begrenzt wird, ragen neben den Schornsteinen und Förderschachtaufbauten nur die Schuttkegel in den düsteren grauen Herbsthimmel empor. Die Kämpfe ziehen sich weiter nach Norden. Schon ist La Bassée genommen. Auf einer Fahrt in die dortige Gegend kamen wir über das Kampffeld eines Kavalleriegefechts. Tote Pferde liegen reihenweise nebeneinander: sie sind in das wirksame Bereich eines Maschinengewehres geraten. Frische Gräber, mit glänzenden Stahlhelmen darauf, zeugen von schweren Verlusten. Kavallerie wieder am rechten Flügel. Aber schon greifen neue Truppen ein, und es geht gegen Lille. Bei Ronchin hat ein schwerer Kampf stattgefunden. Reste von Windmühlen und Fabrikgebäuden ragen gen Himmel. Wir sind nach Douai übersiedelt.

Digitized by Google

Antwerpen ist gefallen! Da kommt eines Abends die Nachricht, daß Lille genommen wurde. Tags zuvor war schon eine starke Bewegung im Stabe bemerkbar. Unsere Herren vom Generalstabe waren verschwunden und auch am Abend nicht heimgekommen. Endlich fand sich des Rätsels Lösung: Lille war unser! Zuerst aufgegeben, dann doch wieder verteidigt ohne entsprechende Vorbereitung, weil die Engländer im Anmarsch sich befanden, zwanzigstündige Beschießung und eine brennende, sich ergebende Stadt waren das traurige Ergebnis.

Die Tage, die nun folgten, waren voll Aufregung und Bewegung. Auto auf Auto raste gegen Lille. Ich selbst hatte das Glück, mit Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Bayern am Tage nach der Übergabe nach Lille fahren zu dürfen. So konnte ich die Szene erleben, als Seine Königliche Hoheit dem Kommandanten von Lille den Degen zurückgab. Ein Bild so eindrucksvoll und malerisch, daß es sich tief in das Malerherz eingrub. Auf dem Exerzierplatz vor der Zitadelle gaben die langen Reihen der Gefangenen, am Boden liegend oder kauernd, den Hintergrund für die große Figurengruppe der handelnden Personen. Die lange, hagere Gestalt des französischen Obersten in seiner schwarzen Uniform, ihm gegenüber die Gruppe der Offiziere vom Stabe Seiner Königlichen Hoheit in grauen Mänteln. Ernste Stimmung über dem Ganzen. Nässender Nebel. Tiefdunkel die den Exerzierplatz umsäumenden Bäume in herbstlichem Braun, im Hintergrunde die brennende Stadt.

Wir fuhren dann durch die Straßen. An der Place Faidherbe loderte ein wüster Brand. Das Feuer greift immer weiter. Große Geschäftshäuser sind vom Erdgeschoß bis zum Dach in Flammen gehüllt. Niederkrachende Balken sperren die engen Straßen. Ein Gewirr von hängenden Drähten der elektrischen Bahn macht das Durchkommen schwer. Zwischendurch flüchtet die Bevölkerung von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Auf Handwagen werden Kranke in Sicherheit gebracht. Verängstigte Kinder, kopflose „Pompiers“ irren umher. Es ist ein Bild, oder vielmehr eine Kette von Bildern, die den Kopf wirbeln läßt. Trotz allem Schrecken, der uns umgibt, saugt das Auge ein, sieht schließlich nur den phantastisch-grauenhaft-malerischen Eindruck, möchte festhalten und in sich aufnehmen. Hätte man hundert Hände zu zeichnen! Aber ein Bild flieht das andere. Ein Erlebnis, wie es einmal nur im

Gefangene Inder in der Zitadelle zu Lille

Digitized by Google

Leben kommt, und dann — hoffentlich — nie wieder.

Oft kam ich während der nächsten Tage wieder nach Lille, um zu arbeiten, oder durchfuhr es nach der Front. Bald hatte sich das Volk beruhigt. Es war ein eigener Reiz, wieder in einer großen Stadt zu sein. Alles, was Gelegenheit fand, kam hierher: Offiziere sämtlicher in der Nähe liegenden Truppen eilten geschäftig durch die Straßen, um einzukaufen, was einzukaufen war.

Mittlerweile entwickelten sich schwere Kämpfe nicht weit vor den Toren Lilles. Von Armentières aus machten die Engländer verzweifelte Anstrengungen, Raum zu gewinnen. Ennetières wurde von uns gestürmt. Sachsen und Württemberger ließen den Briten keinen Zweifel, daß Lille für sie verloren sei.

Kurz nach der Erstürmung haben wir Ennetières betreten. Wieder wie bei Champien Schützengräben vor dem Dorf. Diesmal aber waren es tote Engländer, die durch ihre khakifarbene Uniform noch grausiger wirkten, als die bunten Franzosen. Eine große Spritfabrik am Ortseingang beherrscht das Bild. In der Dorfstraße quellen aus den zerschossenen Leibern der Häuser die Einrichtungsgegenstände auf die Straße: Betten, Tische, Porzellan, Kleider, Bücher, Kochgeschirre in wirrem Durcheinander. Unter eingestürzten Mauern zerschmetterte Gliedmaßen halbverschütteter Toter. Mitten auf der Straße ein Engländer mit dem Gesicht wie in den Boden hineingeschlagen. Links am Ortseingang feuert eine Batterie 15 cm Haubitzen aus einer Mulde. Max Slevogt und ich arbeiteten dort, bis die Einschläge der gelbgrünen Rauch erzeugenden Lyddit-granaten in so bedenkliche Nähe kamen, daß das in der Nähe befindliche Generalkommando des ... Korps uns zurückholen ließ.

Die nur kurze Zeit, die mir vergönnt war, mit Professor Slevogt zusammen zu arbeiten, gehört zu der genußreichsten dieses Feldzuges. Leider zwang ihn nämlich sein Gesundheitszustand den Kriegsschauplatz zu verlassen.

Wieder dehnten sich die Kämpfe gegen Norden aus. Die große Kette von der Schweizer Grenze bis zur Nordsee wurde geschlossen. Im ganzen hatte der Bewegungskrieg sein Ende erreicht. Die schweren Kämpfe, unter denen die Engländer langsam gegen Ypern zurückgedrängt wurden, boten oft und viel Gelegenheit zur Arbeit.

In dieser Zeit sollte mir ein lieber, verehrter Kampf- und Feldzugsgenosse erwachsen in der Gestalt des bekannten Schriftstellers, des Rittmeisters Georg Freiherrn von Ompteda. Manche genußreiche Stunde verdanke ich ihm, manche gemeinsame Fahrt brachte uns zur Front und vieles, was wir zusammen erlebten, wird immer in meiner Erinnerung haften bleiben.

Blick auf Lille von der Zitadellen-Batterie aus

Digitized by Google

Abkochen während des Marsches bei Ennequin. 10. Februar 1915

Im November nahm der Herbst Abschied, und der graue, trübe, ewig melancholische, nasse Winter Flanderns hatte seinen Einzug gehalten. In Kruseik entstanden viele Skizzen und Bilder. Die Stäbe der Gardedivisionen hatten dort oder in der Nähe ihre Gefechtsstellen. In einem kleinen, zerschossenen Haus, die Granatlöcher mit Planen verhängt, brüteten die Herren über den Karten. Der Boden war mit Stroh belegt, um die Füße warm zu halten. In der Ecke glühte ein kleiner, eiserner Ofen, der die eine

Digitized by Google

Körperseite braten, die andere frieren ließ. Und draußen krachte Schuß auf Schuß herüber und hinüber. Am Tage, als die Garde den großen Angriff machte und Gheluvelt erstürmt wurde, hatte mich wieder Major v. K. mitgenommen. Nicht weit hinter der Kampffront hielten die Autos. Diese Straße herab kamen Reihen von Verwundeten. Ein stiller, langer Zug von Helden. Wer es allein konnte, ging ohne Unterstützung. Selbst Leute mit Brustschüssen verschmähten Hilfe. Immer habe ich neben dem Mitleid grenzenlose Bewunderung vor unseren Verwundeten empfunden, aber an keinem Tage war der Eindruck so gewaltig. Diese Heldenschar wortloser Dulder, die mit gleichem Mut den feindlichen todbringenden Reihen entgegenstürzen, wie sie mit Ergebenheit ihr Schicksal tragen, den Schmerz niederkämpfen, klaglos leiden.

Und dann die grauen Winterabende. Die Ablösungen gehen in die Schützengräben. Nebel steigen, in der Dämmerung ziehen lange Reihen vermummter Gestalten dahin und verschwinden im Grau. Die Uniformen nicht mehr vorschriftsmäßig, denn jeder hatte sich irgendeine eigene Zugabe erdacht: Überhosen und Schürzen, um sich gegen den Schlamm in den Gräben zu schützen. Alle möglichen Decken und Schals hatten sie sich umgebunden. Neben der Waffe trug jeder noch ein Brett oder Gerät, das da vorn wohl zu verwenden war. Was im Laufe des Winters an Arbeit geleistet worden ist, um den Aufenthalt in den Gräben erträglich zu machen, erscheint erstaunlich. Als ich später öfters Gelegenheit hatte, bis in die vordersten Stellungen zu kommen, da war es wirklich bewundernswert, zu sehen, mit welcher Erfindungsgabe fast allen Bedingungen der Hygiene, ja selbst der Bequemlichkeit, insoweit von solcher überhaupt gesprochen werden konnte, Rechnung getragen war. Und knapp hinter der Front begann sich ein Leben zu entwickeln, wie es in Friedenszeiten auch nicht viel anders sich gestaltet. Die Proviantämter arbeiteten gleich einer Maschine. Was war da nicht alles entstanden: Schuppen hatte man gebaut, Laderampen errichtet, tagtäglich zur bestimmten Stunde kamen die leeren Fuhrwerkskolonnen und fuhren wieder vollbeladen ab.

Auch in Lille hatte sich ein Friedensleben entwickelt. An Sonntagen wandelten die Spaziergänger wie sonst die Boulevards auf und nieder. Die holde Weiblichkeit gefiel sich wieder in schicken und eleganten Toiletten. Aber nicht immer war die Stimmung eine friedliche. Die großen Durchbruchsversuche der Franzosen und Engländer, die Tage von Festhubert und Neuve Chapelle ließen die Fenster erzittern vom Kanonendonner, der Tag und Nacht brüllte.

Der Winter verging. Frühling zog ein in die flandrischen Lande. Was an Schneedecke vermißt wurde, ersetzte Blütenschnee der Bäume. Es grünte und sproßte allüberall. Der Frühling war gar nicht in Einklang zu bringen mit den wilden Kämpfen täglich von Schützengraben zu Schützengraben. In den verwilderten Gärten der zerstörten Dörfer wucherte es durcheinander. Lauch und Wintergemüse schossen in Samen, Brennnesseln und Unkraut deckten bald die herumliegenden Trümmer. Über zerknickte Zäune kletterten Schlingrosen. Vogelgezwitscher erfüllte die Luft. Leben und Tod nahe bei-

Mittag bei der Ballonabwehrkanone in Peronchies. 16. Februar 1915

Digitized by Google

Wachtparade auf der Grande Place in Lille

einander. Frech hausen die Spatzen im Gebälk zerborstener Dachstühle, sie achten nicht der heulenden Granaten und platzenden Schrapnells. Ihr Spatzenleben geht weiter wie sonst, sie raufen um Nahrung und Liebe.

Oft fuhren wir hinaus, wenn Kämpfe im Gange waren. Städte und Dörfer, die das Unglück hatten, in der Feuerlinie zu liegen, sah ich langsam in Trümmer sinken. Es ist staunenswert, wie lange sich die Einwohner in derlei unglücklichen Orten halten. Einschlagende Granaten, und wenig hundert Meter davon spielen Kinder auf den Straßen, eilen Frauen und Mädchen unbekümmert zum Brunnen. Wohl ist die deutsche Verwaltung bestrebt, die Leute nach Möglichkeit zum Verlassen der Orte zu bewegen; aber sie halten aus, sie wollen nicht fort, bis höherer Befehl sie aus der todbringenden Zone entfernt.

Die Kämpfe, die Ende April so schöne Erfolge bei Ypern gezeitigt haben, boten auch mir Gelegenheit, wieder Neues zu sehen und zu erleben. Langemarck! Das Wort zaubert vor mein Auge einen großen Park, über den es wie ein furchtbarer Wirbelsturm dahingebraust ist. Baumriesen gegeneinander geworfen. Wie Zündhölzer abgedreht, so daß der Stumpf einem großen borstigen Pinsel ähnelt. Gleich gebrochenen Glied-

Digitized by Google

maßen ragen die kahlen, zerschlissenen Äste gegen den Himmel. Im Park die Ruine eines einst fürstlichen Schlosses, jetzt ein öder, brandgeschwärzter Trümmerhaufen. Und das alles überragend ein Gebilde wie ein Dolomitzacken. Es war einmal eine Kirche. Mächtig, mit dicken Ziegelmauern, muß sie einstens ein schönes, gotisches Baudenkmal gewesen sein. Granate auf Granate hat an dem Mauerwerk gefressen, hat Stein auf Stein ausgebrochen, hat ganze Seitenwände niedergelegt. Jetzt starrt dies rötlich-gelbe Steingebilde gleich einem verirrten Felskoloß aus dem flachen Hügelland Flanderns. Am Ortseingang, auf sechzig bis achtzig Meter auseinanderliegend, die beiderseitigen Stellungen und Gräben. Ein vergleichender Blick läßt den gewaltigen Unterschied zwischen deutsch und französisch erkennen. Auf unserer Seite: Sauberkeit, Ordnung, sorgfältige Arbeit. Drüben: Schmutz und Schlamperei.

Der im Juni wiederholte Durchbruchsversuch bei Arras bot Gelegenheit, einen Artilleriekampf fürchterlichster Art zu beobachten. Der Angriff setzte am 16. Juni ein. Major v. X. hatte wieder die Freundlichkeit, mich mitzunehmen. Von einem Beobachtungsstand aus konnte man das ganze Kampffeld übersehen. Links die Höhen 119 und 140 bei Gichenvy. Vor uns der unheimliche, kahle, zerrissene Rücken der Lorettohöhe. Rechts die flachen Hügel von Vermelles. So weit das Auge blickt, eine ununterbrochene Reihe platzender Schrapnells und Erdfontänen schwerer einschlagender Granaten. Rauchgebilde in allen Formen und Farben. Rings um uns ein Gewühl anrückender Kolonnen. Infanterie, Maschinengewehre, Munition. Fliegerbomben sausen krachend dazwischen. Sprengstücke der auf Flieger abgeschossenen Schrapnells prasseln herunter. Ein tolles, sinnverwirrendes Bild voll Leben und Bewegung. Dazwischen hinein fährt heulend der Tod. Der Ausgang dieser Riesenkämpfe ist bekannt. Die Franzosen haben abgebaut, und unsere braven Truppen bewiesen, daß sie nicht unterzukriegen sind, sei die Überzahl der Feinde auch noch so gewaltig.

Und nun noch eine merkwürdige Erscheinung dieses Krieges. Kaum ist der Kampfstreifen verlassen, so erscheinen Bilder tiefsten Friedens: keine zerstampften oder brachliegenden Felder mehr, nein, soweit das Auge blickt, wogende Ähren, goldgelber Hafer und Weizen. Neben den noch zurückgebliebenen Einheimischen emsiges, geschäftiges Treiben unserer Feldgrauen. Wie nun der Sommer fortschreitet, schwanken reichbeladene Wagen mit goldener Brotfrucht entstehenden Feimen zu. Bald zieht über die Stoppelfelder der Pflug wieder seine Furchen. Jedes, aber auch jedes Stück Land steht bebaut. In den Gärten, fast bis zur Feuerlinie, ist Gemüse gepflanzt. Wo es die Bevölkerung nicht schafft, da schaffen es unsere Soldaten. Mit weiser Voraussicht und voller Menschlichkeit zugleich, sorgen die „Barbaren" dafür, daß der schrecklichen Begleiterscheinung des Krieges, dem Hunger, vorgebeugt werde.

Dem sogenannten „Kriegsmaler" ist der Stellungskrieg natürlich nicht günstig Aber der Künstler findet immer und überall Quellen der Anregung und Gelegenheit zur Betätigung. Trotzdem hoffen wir Maler hier im Westen mit allem, was in der Front steht, daß auch uns die Stunde wieder schlagen werde, wo neue, große Eindrücke auf uns einstürmen: wo es wieder vorwärtsgeht.

Nachtquartier in Frankreich

Tapetenblumen, prahlerische, blühn
Um den verröchelten Kamin,
Drauf die zertrümmerte Pendule starrt
Wie ein Gesicht, das irren Geistes ward.
Starblind die Spiegel. Haltlos gähnt der Schrank.
Alles Gestühl hockt krumm und krank.
Quer überm ahnenalten Himmelbett
Ein Bajonett — —

Der Tag war heiß und mühereich.
Nun tastet sich der Zapfenstreich
Herüber vom Hotel de Ville,
Und aus den Gassen schattet's kühl.
Wir sinken stumm in dumpfes Stroh
Wie totes Wild. Doch irgendwo
Sind unsre Füße noch verstrickt,
Auf meilenweiten Marsch geschickt,
Doch irgendwo in Feindesland
Fährt unser Herz noch Proviant — —

— — — Der Morgen graut.
Durch das zerbrochne Fenster schaut
Der Himmel, blaßblau angetuscht,
Von Wölkchen selig überhuscht.

Selig. Nur daß die Wolkchen grell
Gebar ein berstendes Schrapnell,
Nur daß ein Flieger ihrer Jagd
Entstiebt und todesbange Kurven
wagt — —

Kurt Arnold Findeisen

Digitized by Google

Badende. Silberfigürchen von Georg Müller

Digitized by Google

Digitized by Google

Imago. Von M. E. delle Grazie

Die Türe nach dem Garten stand weit offen, und seine herbstliche Buntheit lag wie ein leuchtendes Bild in dem weißen Rahmen. Schlanke Feuerlilien starrten mit flammenden Blütenspeeren zu dem pausbackigen Barockamor empor, der noch immer Miene machte, seinen längstzerbrochenen Bogen zu spannen. Die Trauben, die an der Mauer des Gartens reiften, funkelten wie goldene Bernsteintropfen aus dem Spalier. Der blanke Silberahorn aber, den noch Großvaters zitternde Hände gepflanzt, schimmerte so märchenhaft und unwirklich in den Abend hinein, als wär' er soeben aus irgendeinem Traum in all dies herbstliche Leuchten und Reifen hineinversetzt worden oder aus einem Sonntagsland der Seele, in das nur der Menschen Ahnen hinüberfindet, und ihre Sehnsucht an Tagen, die noch voll des Lebens scheinen und doch schon so ernst und feierlich dem Tod entgegenblühten, wie dieser ...

Der Tisch der Stube, in der das junge Paar saß, stand knapp vor dem offenen Fenster, und die rubinroten Ranken des wilden Weines hingen wie leuchtende Festons in dem zarten Blau des Abends, in das der Verwundete hineinsah: groß, stumm ... Fast betroffen von dem tiefen Frieden, der ihn wieder umgab. Von all dem Behagen, in dem er wieder atmen konnte und ruhen.

„Darf ich dir noch einen Apfel schälen?" fragte die junge Frau. „Diesen — ja?"

In die ernsten Züge des Genesenden trat ein leises Lächeln. Sie konnte so süß schmeicheln, seine kleine, blonde Frau! War noch immer das Kind, das ihm der Krieg wie in einem Traume angetraut, rasch, rasch ... das er sich wie vom Rand eines Abgrundes weggeholt — in letzter Stunde, eine letzte Blüte des Lebens!

Und eine Woche, bevor das geschehen, hatten sie ihre tote Mutter hier hinausgetragen! Ein volles Jahr hätten sie sonst noch warten müssen. Das Jahr der bürgerlichen Trauer. Da war der Krieg gekommen und hatte die Verwaiste wie ein sturmverwehtes Blatt an seine Brust geworfen. Über die Schwelle des Todes hatte er ein Glück getragen, das vielleicht schon wieder einem anderen Tod entgegenreifte ...

Aber sie waren selig gewesen — ganz unsagbar selig! Bis der große Sturm sie voneinandergerissen. Den Mann dem Kampf entgegen und vielleicht dem Tode. Das kindliche Weib ins Dunkel einer Ungewißheit, die eine einzige Qual war — ein tägliches Vergehen.

... Und kaum, daß er dem Feind so recht ins Auge geschaut, hatte sich auch schon seine Kugel zu ihm gefunden. Gleich in den ersten Wochen des Krieges. Da unten in Serbien, irgendwo. Und nun saß er da, schon wieder langsam der Genesung entgegengepflegt, und derselbe Herbst leuchtete noch immer über ihnen!

Wie ein Traum war es. Oder wie die Phantasien eines Fiebernden. Dieser hastende Flug buntesten Geschehens in so kurzer Zeit. Heißes, gierigstes Erfassen des Daseins ... unerbittlichstes Verzichten. Das Würfeln mit dem Tod und dieses wunderbare Geschenk eines neuen Lebens! Wie ein schwindelnder Flug von Höhe zu Höhe. Ein tolles Springen von Abgrund zu Abgrund. Und alles so unwahrscheinlich zusammengedrängt! Als gäb' es überhaupt keine Zeit mehr. Das Unsagbarste, Unglaublichste. Wofür der Mensch oft ein ganzes Leben braucht, es bloß zu begreifen.

Sie aber —

Und wieder mußte er lächeln ...

Wie ein Kind stand sie vor ihm, den Gravensteiner in der Hand, das zärtliche Flehen im Blick. Als hätte sie nie geweint, nie gebangt. Das Gewaltige und Entsetzliche nicht gerade so gut erlebt, wie er.

‚Laß dem Weibe die Liebe, und die ganze Welt hat ihm nichts mehr zu sagen!'

Das hat er einmal wo gelesen. Und ganz leise den Kopf dazu geschüttelt; fast befremdet. Der Mann. Nun ist ihm, als könne er es verstehen. Aber er weiß nicht, warum ihm gerade deshalb noch einmal

Digitized by Google

so bange wird um sie. Denn er muß ja doch wieder da hinaus! Solang' eine Kugel ihn nicht zum Krüppel schießt oder der Tod auf ihr einhersliegt. Und er ist ein gar schlauer Spieler — der Tod, da draußen. Ein-, zweimal gibt er den Einsatz zurück. Kehrt mit tückischem Humor den Verlust nach der eigenen Seite. Bis endlich doch der letzte Würfel fällt — der schwarze. In seinem eigenen Regiment hat er das erlebt. Und zugleich staunend gesehen, wie tollkühn es die Menschen machen kann.

‚Für mich ist keine Kugel gegossen.'

Wie oft hat er das nicht gehört!

Und wenn sie dann kam ...

Es war seltsam, aber gerade die lagen immer am friedlichsten da! Als wären sie eben nur eingeschlummert. Und hätten bis zuletzt nicht daran geglaubt.

So spielte der Tod da draußen. Und hier —

Ihre Augen baten noch immer. In schelmischer Zärtlichkeit, funkelnd von dem Glück, ihn wieder zu haben.

Und leise, kaum merklich seufzt er auf. Auch sie würde nicht daran glauben, er fühlt es. Bis zuletzt nicht ...

„Also schäl' deinen Apfel," nickt er endlich. „Aber nur, wenn wir ihn zusammen essen!"

Und sie lächelt ihm zu und dreht die herrliche Frucht wie einen Ball zwischen den rosigen Fingern hin und her, daß die edlen Steine ihrer Ringe silberne Pfeile ins Licht des Abends schießen.

„Du bist so still heute, Robert!" plaudert sie dabei über das geschäftige Messerchen hinweg. „Oder schmerzt der Arm wieder?"

Er schüttelte leise das Haupt, strich langsam über die Stirne, der die brennende Augustsonne an der Save dieses dunkle Braun angesengt.

„Es ist nur ... Wenn ich so zurückdenke, an die letzten Wochen! Und dann hier um mich schaue ..."

Und sein Blick glitt wieder in den Garten hinaus; nach dem silbernen Ahornwipfel, der so regungslos in dem blauen Abend stand ... von dem Garten in die stille Stube zurück, die ganz Behagen war und glückliche Beschränkung, wie die Zeit, die sie mit ihrem gediegenen Hausrat angefüllt: Der dickbauchigen Kommode aus blassem Kirschholz; den schweren Biedermeierschränken; dem Silberspind, in dem noch Urgroßmutters Brautschatz funkelte ... dem weißen Kamin mit der Uhr aus Vieux Saxe.

Gerade holte sie zum Stundenschlag aus: „Eins — zwei — drei — vier ..."

Rasche, helle, pinkende Schläge. Wie von einem gläsernen Hammer auf singendes Metall getippt.

„Und daran soll ich nun glauben!" Er lächelte kopfschüttelnd vor sich hin. „Mit einem Trommelfell, das schon auf das Geheul der Skodamörser eingestellt war."

Ihr blondes Köpfchen fuhr angstvoll empor. „O bitte, bitte!" flehte sie mit beklommener Stimme. „Nun bist du ja doch daheim. Kost' es erst wieder aus! Wie ich das Glück, daß du mir geblieben, diesen Mordwaffen zu Trotz."

Und mit bebender Hand schob sie ihm den zierlichen Obstteller zu, auch aus Urgroßmutterszeit. „Da iß! Und bedenke, daß diese Bomben in unserem eigenen Garten gewachsen sind."

„Nur, wenn wir teilen!" beharrte er.

Mit einem strahlenden Lächeln griff sie noch einmal nach der Frucht, schnitt sie entzwei — und ließ sie mit einem lauten Ruf der Enttäuschung wieder auf den durchbrochenen Goldrand des Tellerchens zurückfallen: „O weh — ein Wurm!"

Dann nahm sie das Tellerchen und trat ans Fenster.

„Schädling das! Aber ich will ihn nicht töten."

Doch das geängstigte Tier war flinker. Verstört von dem ersten Lichtstrahl, der so jäh in das Dunkel seines dumpfen Behagens eingebrochen, glitt es von dem Rand des Tellers über den Finger der jungen Frau, und von da, durch die pulsierende Lebenswärme eines anderen Geschöpfes noch mehr geängstigt, geradeswegs auf den Fenstersims herab.

„Was es nun wohl beginnen wird?" meinte sie in ihrer neugierigen Kinderart.

Aber das gelbe Räupchen schien sich nicht erst besinnen zu müssen. Mit einer Sicherheit, als wär' es schon tagelang hier herumgekrochen und nicht soeben erst ans Licht hinausgepurzelt, glitt es dahin — so behend es nur immer in seiner Art liegen

Digitized by Google

mochte und scheinbar so zielgewiß, daß die staunenden Augen des jungen Weibes immer größer wurden.

Warum es gerade diesen Weg nimmt?" fragte sie zu dem Gatten empor, der unterdes an ihre Seite getreten war. „Er führt ja gerade in eine Ecke hinein!"

Sein Blick, der da draußen, in dem fürchterlichen Ringen zwischen Leben und Tod so versonnen und ernst geworden, ging eine Weile zerstreut hinter dem Tierchen her. Plötzlich aber wurde er aufmerksam.

In der Ecke, der das Räupchen zustrebte, war ein Mauerspalt. Er lief die ganze Höhe des Fensters entlang und war kaum breiter, als die Spitze eines Bleistiftes. Und gerade da hinein zwängte sich das Tier! Erst rechts und links, wie in fühlenden Windungen seine Umgebung abtastend. — Dann mit einer Eile und Sicherheit, die wie eine freudige Entdeckung war.

„Muß sie Angst haben vor unseren großen Menschenaugen...!" lächelte die junge Frau. „Daß sie so dumm ist, da hinein zu flüchten."

Er schüttelte ernst das Haupt. „Du irrst. Das ist eingeborener Daseinswille; sicherster Instinkt. Ein Stückchen heimlichster Schöpferfürsorge, was wir da belauschen."

Ihre fragenden Augen starrten ihn groß und ungläubig an.

„Gewiß!" Er nickte. „Ihre Wiegenzeit in dem Apfel war zu Ende. Auch wenn du ihn nicht in die Hand bekommen hättest, wär' sie ans Licht gekrochen. Weil ein innerster Trieb sie dazu genötigt hätte. Die vollkommene Raupe, satt und großgefüttert! In der schon der zukünftige Schmetterling träumt und sie zwingt, nun zu tun, was ihm eines Tages das Dasein ermöglicht —"

„Und da glaubst du?" —

„Verpuppen wird sie sich da drinnen," sprach er mit einem sinnenden Blick nach der schmalen, dunklen Mauerritze, in der das Tier verschwunden. „Und über Winter dem Frühling entgegenträumen, der ihr die Flügel gibt für ein neues Leben und eine höhere Daseinsform."

Sie atmete tief und staunend auf. „Wie wunderbar das ist, wie seltsam!" —

Er mußte lächeln. „Das geschieht doch unzählige Male in der Natur. Eben jetzt!"

„Aber daß sie es so mit sich bringt," staunte die kleine, blonde Frau. „Es so in der Seele hat! Alles weiß, kaum aus dem Dunkel gekrochen." Sie beugte sich weit vor, guckte in den Spalt hinein. Und etwas von der Neugier des Kindes, das zerstört, um zu wissen, kam über sie.

„Wenn ich sie nun da herausstochere, immer wieder ... was glaubst du, würde geschehen?"

„Ein Frevel!" sprach er mit einem dunklen Blick. „Denn du würdest töten und ein Geschöpf in seiner Vollendung stören. Wenn es auch nur ein Räupchen ist ... Man schiebt nicht ungestraft Gottes Hand zur Seite!"

Sie blickte auf, hielt den Atem an. Dann faltete sie die Hände — wie in einem schauernden Besinnen — einem bangen Erkennen.

„Und du mußtest töten!" sprach sie leise. Ihre Stimme bebte. Zwei große Tränen hingen an den goldbraunen Wimpern.

Er starrte mit einem tiefen Blick in den leis entschlummernden Garten hinein.

„Auch das wollte Gott!" sprach er langsam. Und es klang fest und ruhig. „Da draußen aber ist der Friede. Der Tod, der sich in tausend Larven verpuppt und doch nichts ist, als ein heiliger Lebenswille..."

Und noch einmal sah er in den Garten hinein: nach dem silbergrauen Ahorn, der so regungslos in dem geheimnisvollen Dämmer des Abends stand; dem Obst, das an dem Spalier seinem Fall entgegenreifte; den Blüten, die schon leise dem Tode zunickten, ob die Erde ihren Stamm auch noch mit nährender Muttersorge umfing ...

Und wie ein Erwachender strich er sich langsam die Stirne entlang. Als käme seiner Seele wie aus weiter, weiter Ferne ein schauerndes Ahnen, daß der Augenblick, den sie beide soeben erlebt, in irgendeiner Weise einmal in ihr Leben zurückmünden würde.

Aber wie und wann?

Und warum dieses gleichsam fröstelnde Sichbesinnen der Seele?

Langsam trat er vom Fenster zurück, mit der Rechten den verwundeten Arm in der Schlinge stützend.

Digitized by Google

Sie starrte noch immer nach der Mauerritze. Dann schüttelte sie den jungen, blonden Kopf.

„So ein kleines Tier. Und weiß so genau, was es muß!“

* * *

In der Dämmerung erzählte er ihr dann wieder vom Kriege. Von dem wilden, fernen Land da drunten. Das so voll Schönheit und so voll Tücke war. Von den Weibern, die mit Flinte und Handschar wie die Männer kämpften. Den Kindern, die mit dem Werfen der Handgranaten so vertraut waren, als wären es Gummibälle. Den zahnlosen, uralten Hexen, die kaum mehr einen Schritt gehen konnten und doch noch Bosheit genug in sich hatten, das Wasser, das sie dem dürstenden Feind reichten, erst zu vergiften.

Und wie serbische List und Grausamkeit in der ganzen Welt nicht mehr ihresgleichen hatten, gab es auch ein Gift da unten, dessen Bereitung und Mischung ein Geheimnis des ganzen Volkes war. Von der Bauerndirne angefangen, die es mit dem süßesten Lächeln in die Suppe der Nebenbuhlerin zu schmuggeln wußte, bis zu der Schwieger, der die Eltern des Mannes zu lange lebten oder gar der Gatte selbst.

„Sie nennen es ‚Saratschika‘,“ erzählte er mit einem heimlichen Schauder. „Und in der Art, wie es tötet und lähmt und doch zugleich auch ganz seltsam erregt, liegt die geradezu teuflische Bosheit seiner Mischung.

„Wie gespießte Käfer wanden sich die Unseren am Boden, die arglos getrunken hatten, dabei wie Berauschte. Unsere Ärzte suchten umsonst nach einem Gegenmittel. Und als wir die ruchlose Hexe zwangen, das eigene Gift zu trinken, tat sie es mit einem Lächeln und einer Gebärde, die etwas Heroisches hatten ...

„Und wie diese Menschen, so ist die Natur, die sie umgibt. Ein heimtückisches, üppiges Blühen und Leuchten und mörderisches Lauern ringsum. Die funkelnden Kupfervipern im Gras. Die Skorpione am Felsrand, auf den du im Emporklimmen die Hand legen mußt. Die Golubacer Fliege, deren einkreisender Flug so tückisch-lautlos ist, daß du sie immer erst entdeckst, wenn du mit ihrem Stich auch schon das Gift der Malaria in dir hast! Ein Volk und ein Land, das die Natur förmlich geschaffen hat, damit Tücke und Mord und Grausamkeit immer wieder darin ihre ruchlosen Mysterien feiern — Gott allein mag wissen, warum.“

Er verstummte und sah in der Dämmerung zu seinem Weibe hinüber, das blaß und lautlos vorgebeugt nach ihm hinhorchte.

Wie schön sie war, wie blütenjung! Wie doppelt unschuldsvoll und reizend in dem kindlichen Märchenschauer, mit dem sie all den Schreck und all dies Böse anhörte, das zum erstenmal in die weiße Blütenwelt ihrer Seele trat.

Ob er gut tat, ihr den blutigen Graus und die ganze Niedertracht der entfesselten Instinkte da draußen, so grell wie sie waren, vors Auge zu zaubern — ?

Ihr, die zwischen leuchtenden Blumen und in stillen Stuben aufgewachsen war, zwischen dem versonnenen Zauber dieses alten Hausrates, im verblichenen Glanz von Großmutters Silberschränken, unter dem graziösen Gepink der Uhren aus Vieux Saxe?

Aber er mußte wohl, er mußte!

Da draußen ging eine eherne Zeit auf ehernen Sohlen vorüber und schlug mit ehernem Hammer die Stunden aus — bellte sie mit dem Furiengeheul der Mörser von Land zu Land, von Meer zu Meer! Und wußte er, wann seine Stunde kam?

Sie mußte es ertragen lernen!

Und plötzlich, über all den Gedanken her, die so heroisch auch das Weichste in ihm anspannten, war ihm, als säh' er wieder das Räupchen vor sich, das aus dem Apfel gefallen war und so rasch, so sicher den Weg gefunden hatte, der die Flucht war und ein neues Leben.

Das sollte sie lernen, die kleine, blonde Frau. Sein armes Kind, das die blutige Zeit in ihrer ganzen Größe ergriff und doch mit dem Herzen immer zurückhalten wollte, was sie eines Tages auch von ihr fordern konnte.

Denn nicht auf die Begeisterung kam es an, er wußte es. Die war ein loher Brand und ein irrer Taumel, wehende Fahnen und das bißchen Musik ...

In die große „Zone des Schweigens“, die dem Tod und dem heiligsten Opferwillen gehörte, mußte er ihre Seele einführen. Mußte —!

Digitized by Google

Wie er sie aber so vor sich sah: still vorgeneigt, Hand in Hand geklemmt; die großen Augen in atemlosem Schreck an seinen Lippen und so totenblaß im lauernden Schweigen des Abends ... da kam doch wieder eine unsägliche Weichheit und Rührung über ihn. Diese deutsche Wunderart, die da draußen allen Schrecken des Mordens und Sterbens ins Antlitz schauen gelernt und daheim doch Ehrfurcht hatte vor dem Leben eines Tierchens und der schauernden Blumenseele eines Weibes...

Und er verstummte und streckte den Arm nach ihr — den Arm, den der Krieg ihm gelassen, daß er daheim ein Weib auf seinen Schoß ziehen könne, das ganz Liebe war und Angst. —

⁂ ⁂ ⁂

Wie ein Stern stand in dieser Nacht die Liebe über ihnen. Daß etwas Geheimnisvolles in die Glut ihrer Küsse kam und ein rätselhaftes Erschauern in ihre Umarmung. Als könnten sie sich von nun ab nie und nimmer verlieren! Aber keiner sprach zu dem anderen von diesem Letzten seiner Empfindung. Wie in weiße, heilige Schleier hüllten die Seelen ein, was nur ihnen über die fernen Lande Gottes einherkam. Und dann kam der Schlaf und schloß ihm zuerst die Lider. —

Sie lagen bei offenen Fenstern; denn diese letzten Septembernächte waren noch milde. So trat die Nacht mit all ihrem Zauber an die Kissen des jungen Weibes heran: dem blauen Silberglanz des Mondes, der das Fensterkreuz in einem schwanken Schatten auf ihre Decke zeichnete — dem leisen Gerieſel des Windes, der draußen durch die Bäume ging, und dem Duft der letzten Blumen, die auf den Beeten blühten — Violen und Reseden und Balsaminen und jene geheimnisvollen, weißen Wasserlilien, die wie aus einem Wundergarten stammen und über Nacht erblühen und welken können.

Dem jungen Weibe war, als hätten sie noch nie so heiß und schwer geduftet! Selbst der Honigatem der Früchte, die draußen reiften, stahl sich in einer Wolke herein, die wie schwanger war von der Glut der Sommertage, die des Frühlings Blüten in diesen saftschweren Segen verwandelt.

Den weißen Arm unter dem blonden Köpfchen, lag die junge Frau da und fand eine ganze Weile noch keinen Schlummer. So selig-müde sie auch war, so geborgen sie sich fühlte in dem alten Haus, in dem Generation um Generation die Ihren gewohnt, Samen auf Samen dieselben Blumen im Garten geblüht. Immer dieselben feinen Uhren getickt hatten und die Tassen und die Wiegen sich von Mutter zu Tochter vererbt. Auch alt waren die Ihren meist geworden, soweit sie zurückdenken konnte und dann eines friedlichen Todes gestorben. Rasch oder eben nur wie sanft hinüberschlummernd, nach einem Dasein, das immer geruhsam und schön gewesen. Den Vater freilich hatte sie früh verloren. So früh, daß sie sich kaum mehr seiner entsann. Aber die Mutter hatte ihre Jüngste bis zuletzt gehütet und war an einem Herzschlag dahingegangen — schön, leicht und mitten aus einer Freude heraus!

Und dann waren die Tage ihrer jungen Ehe gekommen und hatten mit der Glut ihres angstvoll-hastigen Glückes auch die Tränen von ihren Wangen geküßt. Daß ihr selbst der Tod in einem Meer von Seligkeit untergegangen war, wie die Liebe sie gleichsam von Hand zu Hand gegeben — aus dem Arm der Mutter ans Herz des Gatten.

Aber nun? Der Geliebte mußte ja doch wieder fort und dann —? Schon jetzt erbebte ihr Herz, wenn sie nur daran dachte. Wie hatte sie Stunden um Stunden gebangt, das erstemal. Ganze Nächte durchweint und sich wie ein fieberndes Kind in die tränennassen Kissen gewühlt.

‚Jetzt — jetzt — jetzt!‘ Wie oft war ihr diese Ahnung des Todes, der ihn von Minute zu Minute ereilen konnte, vor die zuckende Seele getreten! Daß sie oft mitten in einem fröhlichen Lachen einhielt, weil sie ja nicht wußte —? Nur laut aufgeschrien hatte, wenn der Schatten einer Gewitterwolke über das Haus hingestrichen war, in diesen schwülen, beklemmenden Augusttagen! Da sie den Geliebten in dem Lande der Schlangen und Königsmörder wußte. Und nachts — wenn alles so still lag ... Wie hatte sie da mit klopfendem Herzen auf jeden heimlichen Laut gelauscht, der von ihm Kunde bringen konnte, vielleicht schon aus dem

Digitized by Google

fernen Lande der Ewigkeit! Das Geriesel des Sandes in dem alten Gemäuer. Das Getick des Holzwurms im Paneel. Das erschauernde Geraune der Nacht, das oft wie ein Geflüster aus dem Munde der Toten ist ...

Freilich — als er dann wieder in ihren Armen lag und sie ihn hatte — fühlbar, sichtbar, in liebeswarmer Nähe, tage-, wochenlang ... Durch all diese blühenden Hecken vom Tode getrennt, der ihm so oft aufgelauert und nun ohnmächtig draußen stand, schier komisch anzuschauen mit dem grinsenden Gefletsch ... Wie rasch hatte sie da alles wieder vergessen! Ihres Herzens Not und den mordenden Krieg da weit draußen, der nun an ihre Geborgenheit nicht herankam; bloß mit der Zeitung zu ihren Augen fand. Daß der Geliebte sie zuweilen mit leisem Tadel im Blick angeschaut hatte: „Es ist noch alles, wie es war, Maria!"

Sie aber hatte nur die Empfindung dieses seligen Entlastetseins. Als hätte sich eine schwere Krankheit von ihnen hinweggehoben und wäre eben ein Haus weitergegangen. Es tat ja weh, gewiß. Auch wenn der Nachbar litt. Aber deshalb durfte man doch glücklich sein für sein Teil. —

Und nun würde das Entsetzliche bald wieder Wahrheit werden für ihre zitternde Liebe! Kam näher und näher, von Tag zu Tag. So glücklich war sie gewesen, daß seine Wunde sich so rasch geschlossen hatte, so gut „wegzupflegen" war. Nun wünschte sie fast, ihre Liebe wäre etwas säumiger gewesen. Bis jetzt hatte sie sich von seinem Burschen, dem Basyl, grausige oder drollige Geschichten von „da drunten" erzählen lassen. Wie sie dem Volke gefallen oder es zu lustigem Weiterspinnen an dem Faden eines eigenen Erlebens verlocken. Nun krampfte sich ihr schon langsam das Herz zusammen, wenn sie den Basyl so stramm hin- und hergehen sah — seinen rhythmischen Schritt in Haus und Hof hörte. Den Schritt des Soldaten ... den Takt, in dem sie alle dort einhergingen, die Tapferen, Braven, Todgeweihten.

„Gott, mein Gott!" Sie bebte. Und ihre Hände falteten sich in zagender Angst über dem jungen Herzen. Das noch im geheimnisvoll-raschen Rhythmus der Liebe flog, die sie so heiß und müde geküßt hatte. Aber endlich entschlief sie doch.

Und ihr träumte — —

⁂ ⁂ ⁂

Wie durch opalfarbige Flöre hindurch sah sie zwei schlanke, jugendliche Gestalten — einen Mann und ein Weib. Beide von einer Schönheit, die etwas Überirdisches hatte, beide nackt. Doch war es eine Nacktheit, die an jene der Engel erinnerte — weiß und keusch, wie eben aus der Bildnerhand Gottes hervorgekommen. Und doch fühlte, nein, wußte sie sofort: die beiden lieben sich. Lieben sich über alles! Und eine ganz eigene Seligkeit strömte von diesem Wissen in ihr Herz zurück. Bis sie plötzlich in seligstem Erkennen ausrief: „Das sind ja wir ... Ich und er. Wir selbst sind es!"

Und doch blieb, was sie vor sich sah, wie ein Bild. So hoch und ferne und selig über ihrem Schauen aufleuchtend, daß sie die Schwere ihres eigenen Leibes mit einem Male nur doppelt daran empfand.

‚Aber wenn ich ihn anrufe — ihn!' sagte sie sich im Traume. ‚Dann wird er doch das Haupt nach mir wenden und mich anblicken? Nicht so hoch und himmelferne bleiben von mir, wie in einem Bilde, nach dem nur meine Sehnsucht die Hände ausstreckt!'

Und sie rang die Arme nach ihm und warf das Haupt zurück und rief den Namen des Gatten, der bei ihr war und doch nicht mit ihr.

Und er schien sie zu hören ...

Die wunderbare Gestalt, die seine Züge trug, kehrte sich ihr zu, lächelte sie an — und schien plötzlich in einem einzigen Glanz aufzuleuchten ...

‚Maria!' hörte sie den Geliebten rufen und noch einmal laut und mit einem Ton, in dem eine unsägliche Sehnsucht vibrierte — ‚Maria!' —

Aber da verfärbte sich die Wolke, die um ihn war, wurde immer dunkler, immer dichter — und so, die Arme weit ausgebreitet, in jeder Linie seines Leibes noch einmal seltsam aufleuchtend, als zöge eine geheimnisvolle Hand mit flammendem Stift die Umrisse seiner Erscheinung nach — schwand er vor ihrem Blick dahin und versank, wie aufgesogen von dem Dunkel, das sich plötzlich um ihn gebreitet hatte.

Digitized by Google

Und sie wollte schreien in ihrem Weh und konnte es nicht. Ihm nachstürzen — und stand doch wie gebannt. Nichts mehr vor sich, als das leuchtende Abbild des eigenen Wesens.

Das aber schien nichts zu wissen von ihrer Trauer, nichts zu fühlen. Die Hände über der Brust gekreuzt, starrte die Erscheinung, die ihre Züge trug und doch nicht ihr Leid erlitt, wie in seliger Verklärung lauschend empor. Und mit einem Male war ihr, als höre auch sie ein geisterhaft leises Erklingen. Als griffe hoch über den Wolken eine Hand in die Saiten einer ungeheuren Harfe, daß sie einen Ton von sich gab, wie sie all ihr Lebtag noch keinen gehört: so süß und mit geheimster Gewalt ihre Seele durchschauernd ... wie aus der Ewigkeit kommend, oder aus den ungeheuren Fernen, in denen die Sterne geboren werden und der Thron des Schöpfers über den Sonnen stand.

Und mit einem Male zerriß die schwarze Wolke, die ihr den Liebsten entzogen hatte, und ein kleines, blondes Engelchen glitt daraus hervor. Es hielt das Köpfchen, wie in reizender Hilflosigkeit, halb auf das rechte Schulterchen geneigt und sah süß fragend und bange zagend nach dem leuchtenden Weibe dort droben. Ein Geschöpfchen, schön wie ein Götterkind und nackt wie ihr Ebenbild, das ihm plötzlich wie in einer einzigen Sehnsucht entgegenzuleuchten begann und die Arme nach ihm streckte, wie sie früher die Arme nach dem entrückten Gatten gestreckt hatte.

‚Aber das ist ja nicht er!‘ wollte sie rufen. Und fühlte doch mit einem Male dieselbe Sehnsucht in sich nach dem kleinen Himmelsboten. Nur daß die Liebe, die sie dabei durchströmte, noch reiner, weicher und inniger schien.

Und doch war ihr, als gehöre das süße Wesen, nach dem sie plötzlich in erschauernder Sehnsucht die Arme hob, noch immer dem Himmel an; so hilflos und menschlich es auch schien. —

Hatte es doch zwei Flügelchen! Bunte, seidenweiche, ganz seltsam erzitternde, nur langsam und wie zaubernd sich entfaltende Flügelchen — ja, wahrhaftig — eines Schmetterlings Flügel!

Und mit einem leisen Schrei erwachte sie. Weit und sehnsuchtsvoll die Arme geöffnet, wie sie sich selbst im Traum gesehen hatte.

* * *

Als sie am nächsten Morgen in der herbstroten Clematislaube das Frühstück nahmen, lag die junge Frau lang mit sich im Streite, ob sie dem Gatten von ihrem seltsamen Traum erzählen sollte.

Denn er saß so versonnen da; still und in sich gekehrt, wie es sonst nicht seine Art war. Und auch ihr war es wie ein leiser Schauer in der Seele zurückgeblieben. Noch nie hatte sie so geträumt. So geliebt und gelitten in einem Traume. So Weltfremdes geschaut und doch dabei gefühlt, daß das Geheimnisvolle jenes Traumgesichtes auf irgendeine Weise auch in der Wirklichkeit Gestalt annehmen könne.

Und wußte sie, welche Träume ihn besucht hatten? In dieser Nacht, in der die Liebe wie ein Stern über ihnen gestanden. —

Als sie am frühen Morgen erwacht war und nach ihm geblickt hatte, war der Schlummernde fast qualvoll zusammengezogen dagelegen, die Rechte fest an die Schläfe gepreßt, die Faust des wunden Armes wie in einem Krampf zusammengeballt, und sein Atem war so tief und schwer gegangen, daß sie ihn geweckt hätte, wenn er im gleichen Augenblick nicht selbst erwacht wäre. Der Blick aber, mit dem er ihr im fahlen Morgengrauen ins Antlitz gestarrt, war so ferne hergekommen und hatte sich dann in einem jähen Aufleuchten plötzlich so befreit der Wirklichkeit besonnen, daß sie wohl zu wissen glaubte, warum er nun so ernst dasaß und was er geträumt.

So strich sie ihm ruhig sein Honigbrötchen und lächelte ihn wie ahnungslos an, als sie fragte: „Woran denkst du nur, daß du so still bist, heute?“

Doch er schüttelte das Haupt und sein Blick glitt in den Garten hinaus. „Woran soll ich denken, du großes Kind, du? Es liegt wohl in der Zeit, daß wir alle schön langsam stiller werden!“

Sie schlug die Augen nieder. Daß er noch immer nur das Kind in ihr sah! Und doch — war sie es nicht? Sie fühlte es ja selbst zuweilen. Mit all ihrer Angst; dem wehen Trotz, der sich gegen die Unerbittlichkeit dieser Zeit wehrte — der

Digitized by Google

Selbstsucht ihrer Liebe, die bis in den Traum hinein so weh und scheu vor dem Gewaltigen erzitterte, das die ganze Welt um sie in heroischer Hingabe erlitt. Ja, bis auf die Neugierde, die sie trotz aller Scheu selbst jetzt wieder verleiten wollte, von ihrem Traum zu reden und nach dem seinen zu fragen. Bloß, um sich aufs neue vorzutäuschen, daß ihrem Glück kein Unheil drohen könne.

Und in die Pause des Schweigens, das plötzlich wie ein angespannter Faden zwischen ihnen zitterte, klang scharf und schrill das Gezirp einer Grille hinein, daß es fast wie eines Messers Geschürf die lauernde Stille durchschnitt . . .

„Warum bist du plötzlich so blaß geworden?" fragte er.

Ihr Blick entwich ihm und irrte wie suchend in dem sonnigen Grün umher. Dann legte sie wie müde die Hand an die Stirne.

„Ich weiß nicht... war es dieser schrille Zikadenruf? Oder weil ich gerade an Mama gedacht habe? Und wie groß und staunend sie noch immer vor sich hingestarrt hat, obwohl sie schon eine ganze Weile tot war?" Und sie sah ihn an — fragend, prüfend.

Er aber schwieg und dachte: ‚Wie gut, daß ich ihr nichts von meinem Traum gesagt habe —!'

Als sie in der frühen Dämmerung des Herbstabends an dem Dienerzimmer vorüberkam, das einen Austritt in den Garten hatte, fiel es ihr auf, daß der Bursch, der den Mägden eben mit großer Wichtigkeit etwas erzählt hatte, plötzlich die Stimme sinken ließ und verstummte. Er mußte durch die offene Tür ihre Schritte gehört haben oder das leise Geraschel, mit dem ihr Kleid an den welken Blättern der Weinlaube vorüberstrich. Und nun sah er befangen vor sich nieder. Den Mägden aber stand noch immer der Mund offen über das, was sie gehört. Und die Köchin strich wie fröstelnd über ihre nackten, mageren Arme.

„Nun, Basyl," munterte sie den Diener auf. „Warum erzählen Sie nicht weiter? Oder soll bloß ich es nicht hören?"

Er sprang empor, beide Arme an den Seiten, stramm und frisch, wie es seine Art war. Dann grinste er: „Die Frau Hauptmann würden doch nur lachen —"

„Dann um so lieber!" meinte sie.

Er starrte noch immer befangen zu den Mägden hinüber.

Da nahm die jüngere das Wort: „Vom Träumen haben wir gesprochen —"

Sie hob den Kopf und horchte auf. „Und was hat Ihnen denn geträumt, Basyl?"

„Mir nicht, bitte," gab der Bursche gehorsam zurück. „Aber ich hab' ja heute Ausgang gehabt, wie die Gnädige wissen, und da hab' ich die Witwe vom Greuter besucht, der doch mit uns im Feld gestanden ist. Da drunten, in Serbien. Und die hat mir erzählt —"

Er stockte und sah aufs neue halb verlegen, halb unschlüssig um sich . . .

„Ich werde gewiß nicht lachen, Basyl!" sagte sie mit einem versonnenen Blick in den zuckenden Schein des Herdfeuers, das durch die offene Küchentür in die Stube hineinleuchtete.

„Also, die hat mir erzählt," sprach er, und seine Stimme, die sonst so feste und sichere Stimme des Soldaten, nahm mit einem Male fast einen anderen Klang an — „daß ihr in derselben Nacht, in der der Johann gefallen ist, so merkwürdig und gruselig von ihm geträumt hat. Als wenn er plötzlich von draußen hereingekommen wär' — mit einem ganz wilden Bart. Und sich zu ihr und den vier Kleinen, die sie haben, an den Tisch gesetzt hätt' — so mir nichts, dir nichts! Und ohne ein Wort zu sagen . . . Sie wären gerade beim Essen gewesen, und da hätt' sie ihm die Schüssel hingeschoben, wie sonst: ‚Iß doch, Vater.'

Aber er hätt' bloß den Kopf geschüttelt. ‚Das ist jetzt nichts mehr für mich!'

‚Ja, was möcht'st du denn?' hat die Greuterin drauf gefragt.

Und da wär' er rechts und links in seine Taschen gefahren und hätt' zwei Hände voll Erde daraus hervorgeholt und zwischen sich und sie gelegt — mitten auf den Tisch! — Darüber ist sie mit einem Schrei aus dem Schlaf aufgefahren und ihre Kinder haben zu weinen angefangen — alle vier zugleich. Und da hat sie gewußt, daß er in dieser Nacht gestorben sein muß. Und hat sich's von niemand mehr ausreden lassen."

Digitized by Google

Bildnis

Paſtell von Robert Wellmann

Digitized by Google

Digitized by Google

„Es hätte auch anders kommen können!“ sprach die junge Frau laut und fest in das gruselnde Schweigen der anderen hinein. „Glauben Sie nicht?“

Aber die alte Magd schüttelte leise das Haupt. „Wenn einem einmal so träumt, gnädige Frau?!“

„Aberglaube!“ sprach sie noch lauter. „Oder — oder Zufall!“

Und doch fühlte sie, daß ihre Stimme um nichts fester war als der Ruf, mit dem ein geängstigtes Kind in ein schreckendes Dunkel hineinschreit . . .

⁂ ⁂ ⁂

„Was das Räupchen jetzt wohl machen wird?“ fragte sie, als sie einige Tage später mit dem Gatten an dem Fenster stand, in dessen Spalt sich das Tierchen verkrochen.

Er sah hin und ihr schien, als würde er ganz merkwürdig ernst. Doch sein Mund lächelte. „Was soll es machen? Schlafen, ruhen — in dumpfer Bewußtlosigkeit einem neuen Leben entgegenwerden.“

„Glaubst du, daß es etwas ahnt davon?“

„Wer könnte das sagen?“ meinte er achselzuckend. „Nicht einmal das Tier selbst! Denn wenn es wieder zu sich kommt, ist es ein anderes Geschöpf, das anderen Lebensbedingungen folgt. Die Raupe, die du kriechen sahest, kommt als fertiger Schmetterling aus einer Larve, die kaum mehr ist, als ein bewegliches Unding.“

„Und das geht so weiter“ — sann sie laut.

Er mußte lächeln. „Ganz wie mit uns! Die wir von unserem Leben vor der Geburt gerade so wenig wissen, als von unserem Dasein nach dem Tode. Und von dem, was wir hier unser Leben nennen.“ Und der Blick, mit dem er in den klaren Mittag hineinsah, wurde weit und tief. „Ja — was wissen wir denn eigentlich davon?“

„Alles, was wir fühlen,“ sprach sie. „Ist das nicht genug?“

Er zog die Stirne hoch. „Und wenn das wieder nur ein Leben wäre, das sich auch in uns verpuppt, um über uns wieder weiter hinauszuschreiten — irgendeiner anderen Form zu? Von der wir kaum mehr ahnen, als das Tierchen da drinnen?“

„Findest du nicht, daß das todtraurig ist?“ forschte sie leise. „Denn mehr als das Räupchen wissen wir doch von uns!“

Da nahm er ihre beiden Hände und sah ihr ins Auge, lange, lange. Und dann sprach er fest. „Aber darum können wir doch nicht mehr tun, als das Tierchen.“

„Was — ?“ hauchte sie leise zurück.

„Uns ergeben!“

Und sie fühlte, daß es wie ein Schauer von ihm zu ihr herüberwehte und der ganze klare Mittag nicht hell genug war, das Dunkel zu erleuchten, in dem ihre Seelen sich dem Schicksal entgegentasteten . . .

⁂ ⁂ ⁂

Und dann kam der Tag, da sie ihn wieder an die große Sache des Vaterlandes hingeben mußte; ihn in das Dunkle, Ungewisse hinausziehen lassen, das jeden Augenblick der Tod sein konnte oder eine unendliche Qual.

Der Wagen, der ihn davontragen sollte, fuhr vor und wurde von Basyl mit den zwei kleinen Köfferchen beladen, die Herr und Diener mitnehmen durften. Säbel und Riemzeug glänzten. Die juchtene Tasche, in die sie selbst die letzten Leckerbissen verpackt, die er von daheim mitnahm, stand schon auf dem Sitz. Nur einsteigen mußte er noch, und wenn dann der Wagen dort um die Ecke bog, wo der uralte Nußbaum so blank und friedlich in der Sonne stand, als gäb' es nun weitum nichts, als bunte Farben und reife Früchte und die geruhsamen Träume des Herbstes — dann hatte sie ihn vielleicht zum letzten Male gesehen. Zum letztenmal —!

Und sie durfte doch nicht aufschreien, wie sie da in seinen Armen lag — sie, die Soldatenfrau! Er hätte sich vor seinem Burschen geschämt, sie wußte es. Vor diesem rotbäckigen, prächtigen Kerl, für den auch der Krieg nicht mehr war, als eine selbstverständliche Angelegenheit des Lebens. Und der Tod ein Dunkel, in das man frischweg hinein mußte, wann es einem bestimmt. Und wieder kam ihr das Räupchen in den Sinn, einen kurzen, flüchtigen Augenblick lang. Und das Wort, das der Geliebte ihr als aller Weisheit Schluß genannt.

Ergebung!

Doch es war stärker als sie und was sie nicht hinausschreien konnte, krampfte ihr

Digitized by Google

das Herz zusammen, daß sie wie schwindelnd in seinen Armen lag, totenblaß, tränenüberströmt, keines Wortes mächtig, wie ein Kind, das einen tiefen Fall getan.

Da ließ er sie selbst aus den Armen. „Es ist höchste Zeit — ich muß!"

Und er sprang in den Wagen.

„Vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben, Basyl!" schluchzte sie dem Diener zu.

„Die Frau Hauptmann können sich verlassen!"

Er hatte geschworen, in jeder Weise auf seinen Herrn zu achten. Ihn verwundet oder tot dem Feinde zu entreißen.

„Kind du!" Ihr Mann lächelte mit nassem Aug' noch einmal auf sie nieder. Dann sahn sich die beiden Soldaten an: „Acht geben — da draußen!"

Aber freilich, was wußte ein Weib vom Kriege?

Und mit diesem Blick glitt es wie ein Visier über die braunen Züge der beiden Soldaten — daß ihre Augen starr wurden und ihr Lächeln so fremd und hart, wie sie es da draußen brauchten.

Mit diesem Blick fuhren sie fort . . .

Den Gärten entlang — um die Ecke herum, wo der uralte Nußbaum stand —

Dann war sie allein!

⁂ ⁂ ⁂

‚Was fürcht' ich denn?' dachte sie immer wieder. ‚Nichts, gar nichts, was sich voraussagen ließe! Oder alles, was ich schon einmal gefürchtet habe und was doch nicht geschehen ist!'

Und die langen, sonnigen Wochen, die sie mit dem Verwundeten verlebt, traten wieder vor ihre Seele und machten sie in der Erinnerung noch einmal glücklich, daß sie wenigstens über die ersten Tage hinwegkam und in stiller Versonnenheit im Hause waltete; verträumt und leis aufseufzend durch die blanken Stuben ging, in denen alles stand, wie es immer gestanden, alles war, wie es seit nahezu hundert Jahren gewesen, die Schränke, die Bilder, die Stühle und die Uhren. Lauter behäbige, durch und durch respektable Dinge, denen man von der Wirrsal dieser Tage so wenig anmerkte, daß es selbst ihrer Herrin zuweilen schien, als wäre das ganze Chaos da draußen nur ein einziger, schwerer Traum.

So sicher durfte man sich fühlen hier — weit, weit hinter der Front! Die Dinge, die Menschen und die Natur, die draußen in Feldern und Gärten ihr letztes gab.

Aber Tausende und Tausende kämpften und litten und bluteten und fielen für diese Geborgenheit, und langsam begann auch aus ihr ein Strom von Tränen emporzuquellen, wie der Tod sich mit jedem Herzen da draußen auch eines griff, das in Angst und Sehnsucht da hinten geschlagen und gehofft hatte!

Daß selbst die Stille ihr zuweilen wie ein einziges, grausiges Warten des formlosen Gespenstes schien und sie mit einem wehen Schrei in den Garten hinausflüchtete . . .

Zwischen den Beeten, auf denen die letzten Blumen welkten und froren, schlich sie dann ruhelos umher, immer mit dem Blick über das Gitter nach der Straße, auf der um diese Zeit der Briefbote daherkam, der die ersten Feldpostkarten aus „Norden" brachte. —

Und dann kam wieder für einige Tage der stille Friede des Hoffens über sie, die Sicherheit, daß der Gott, zu dem ihre Liebe betete, ihn nicht verlassen werde.

Und noch einen Trost — einen ganz wunderlichen, zog sie sich langsam groß: Sie hatte keine ängstigenden Träume, trotz aller Angst des Tages! Fast wie ein Zeichen des Himmels erschien ihr das zuletzt, daß sie, die so viele Stunden nur an den Tod dachte, nachts immer so süß und schön träumte. Blühende Wiesen sah und Quellen, die eben erst ans Licht sprangen, oder eine Landschaft, die wie in einem blauen Märchenfrieden vor ihr lag und weit, weit in eine Welt hineinführte, in der alles besser und schöner und gütiger war.

„Das ist sehr gut, daß die Gnädige so schöne Träume hat!" meinte die alte Agne, unter deren Hut sie aufgewachsen, wenn die junge Frau ihr des Morgens davon erzählte.

Von jenem Traume freilich, der sie einmal so tief beglückt und zugleich geängstigt hatte, schwieg sie noch immer. Wie sie dem Gatten bis zuletzt davon geschwiegen. So oft eine heimliche Angst sie auch verleiten wollte, ihm davon zu erzählen. Und zuletzt schien ihr, als wär' es vielleicht überhaupt das Beste, diesen seltsamen Traum

Digitized by Google

ganz und gar zu vergessen, und ihn so tief in die stillen Brunnen der Seele hinabsinken zu lassen, daß er auch für ihr eigenes Erinnern verschwand . . .

So kam langsam der Winter heran.

Die alte Agne aber hatte, wenn sie in der Küche von ihrer Gnädigen sprach, nun immer ein ganz eigenes Lächeln um den zahnlosen Mund . . .

⁂ ⁂ ⁂

An einem frostklaren Dezembertag geschah es zum ersten Male, daß sie mitten in der Stube zusammenbrach und mit einem leise gurgelnden Schrei rechts und links um sich griff, als fürchtete sie, ins Bodenlose zu sinken.

Die Jungfer, die gerade zugegen war, stützte sie mit Kissen und Decken im Nacken und lief dann spornstreichs in die Küche, um Agne zu holen. Als hätte sie dergleichen noch niemals erlebt. Obwohl sie schon seit Jahren ihr Kleines „in Pflege" hatte. Aber niemand wußte hier noch davon. Drum war es gut, die alte Agne das erste Wort sprechen zu lassen.

Die kam und sah und wußte sofort Bescheid. Und wie sie vor genau einundzwanzig Jahren die Mutter ihrer jungen Herrin in demselben Fall zum letzten Male mit Essig und Lavendelsalz eingerieben und dann, Schritt für Schritt, die Erwachende nach der großgeblumten Bergère in die Fensternische geführt hatte, so tat sie es auch diesmal. Und dann pflanzte sie sich vor dem jungen Weibe auf und sagte mit ihrem breiten Lachen dasselbe, was sie vor genau einundzwanzig Jahren zum letzten Male gesagt hatte: „Da wird aber der gnädige Herr eine Freude haben!"

Worauf sie die Vorhänge zusammenzog, damit die Sonne nicht wehtäte und stolzen Schrittes in die Küche trabte, um eine besonders kräftige Suppe zu kochen.

Das junge Weib aber lag da und wußte nicht, ob es weinen oder lachen sollte? Und eine unsägliche Müdigkeit kroch über sie und eine Wehmut, die sie immer rätselhafter zu umschatten begann.

⁂ ⁂ ⁂

In der Nacht, die diesem Tage folgte, fuhr sie plötzlich aus einem unruhigen Schlummer empor und griff sich wie in einem jähen Besinnen an die Stirne. Sie hatte nicht geträumt. Aber klar und deutlich stand mit einem Male wieder der Traum vor ihr, der sie in jener Liebesnacht zuerst mit einer so wundersamen Seligkeit erfüllt und dann mit einer Angst, die während der ersten Tage immer wie ein dunkler Falter vor ihr hergeflattert war. Bis ihr Wille auch die letzte Erinnerung daran fest und herrisch von sich gewiesen. Wie man es wohl auch mit einer Sache hält, die an sich nicht bedeutend genug ist, ihr lange nachzuhängen und doch auch wieder zu geheimnisvoll, um ohne Grauen daran herumzufingern. Woran sie sich damals aber fast krank und müde gedacht hatte, ohne in das fast Unirdische des Bildes einen natürlichen Sinn bringen zu können, das stand nun plötzlich in klarer und erschreckender Deutlichkeit vor ihr. Daß sie mit einem Male wußte: der Engel, den ich in diesem Traum gesehen, war das neue Leben, das ich in jener Nacht empfangen! Und wie Gott mir dieses Leben gezeigt hat, ehe denn es ward, so hat er mich auch zugleich den Tod des Liebsten ahnen lassen! — Denn nur der Tod konnte sich in der dunklen Wolke verhüllt haben, die ihn vor ihr entrückt. Oder sonst ein entsetzliches Verhängnis, das nun kommen mußte. Nun auch das neue Leben in ihr langsam wuchs und wurde . . .

Und eine lähmende Angst kroch plötzlich an ihr empor; eiskalt wie ein Reptil, den stieren Basiliskenblick fest und höhnisch mitten in ihre Seele hineingerichtet: ‚Wehr' dich erst nicht, es ist umsonst! Und was du auch tun magst, es wird geschehen. So und nicht anders, als es da droben geschrieben steht.'

Sie sprang auf, machte Licht und begann in der nachtstillen Stube hin- und herzueilen, ratlos, hilflos, immer wieder seinen Namen rufend. Bis sie sich in einem neuen Grauen entsann, daß sie schon einmal dasselbe getan — in eben jenem Traume! Und die dunkle Wolke, die ihn damals entrückt hatte, sie stand schon vor ihr und mitten zwischen ihnen: die Fernen, in die sie vergeblich nach ihm schrie — das lauernde, finstere Ungeheure, das wie ein Polyp vielleicht gerade jetzt nach ihm die eiskalten Arme streckte . . . der Tod!

„Ich komm' dir nach, wenn du fällst!" schrie sie in das eherne Schweigen der Mitternacht hinein.

Digitized by Google

Das Kind, das über den Tod des Vaters kam, sollte auch keine Mutter haben!

Sie verabscheute es. Von dieser selben Nacht an.

⁂ ⁂ ⁂

Der nächste Tag aber brachte ihr wieder einen Brief von ihm — einen langen, süßen, funkelnd von Lebensmut und fröhlicher Siegeszuversicht. Und er stand doch im Norden! Hoch droben auf einem vereisten Karpathengipfel, und die Zahl der Feinde war noch immer „dicht wie die Schneeflocken", wie er schrieb. „Und der Winter da droben selbst ein Russe: brutal, tückisch, unberechenbar." Aber sie wichen nicht! Deutsche, Österreicher und Ungarn standen Schulter an Schulter dort droben und wehrten wie eine eiserne Mauer den Wogenprall der sarmatischen Barbarei ab. Und wenn sie heute einige Fußbreit freigeben mußten, warfen sie den Feind am nächsten Tag wieder ins eigene Blut zurück. „Du ahnst nicht, wie das stählt," jubelte er. „Zu sehen, wie Gott selbst mit uns ist! Seine geheimnisvolle Kraft in jedem von uns wirkt — und aufrechthält in einem Frost, der die Knochen zu zerbeißen scheint und seine Kristalle an Wimpern und Lippen und Nase hängt, wie in der Hölle Dantes. Aber immer wieder färben wir seinen Hermelin mit dem Blute des Feindes — stellen ihm Fallen, in die er wie ein richtiger Bär hineintappt — halten seine Überzahl oft mit einem Häuflein auf, so klein, daß man es Wahnsinn nennen müßte, wenn man nicht zufällig wüßte, daß jeder, aber auch jeder dieser wenigen ein Held ist! Vielleicht entsinnst du dich noch, wie herzlich ich einmal, bei aller Ehrfurcht vor der Bibel, über die Einnahme Jerichos gelacht habe? Ich könnte es nicht mehr. Dieser Kampf hier oben hat mich auch daran glauben gelehrt!" Und dann sprach er von seiner Liebe und seiner Sehnsucht, die jeden Abend über die vereisten Höhen zu ihr flögen. Und daß sie selbst aus diesem langen Briefe schließen müsse, wie gut es ihnen trotz alledem da droben gehe. Obwohl er auf einem Betschemel schreibe, den sie einem Wallfahrtskirchlein enttragen, in dem der Feind, vielleicht schon in Friedenszeiten, mit Hilfe verräterischer Popen ein schweres Geschütz aufgestellt. „Aber die Honveds haben dem russischen Herrgott bald das Donnern verleidet," schloß er voll Übermut. —

Sie hatte sich also wieder umsonst geängstigt, umsonst gequält und das werdende Leben mit! Der Geliebte lebte noch, war gesund, fröhlich, siegesgewiß. Zeile um Zeile leuchtete von einem Humor und einer Zuversicht, die sie daheim von Tag zu Tag mehr an ihm vermißt hatte. Immer ernster und zaghafter war er im sicheren Frieden des Heims geworden. Nun wuchs ihm die Seele da draußen über alles empor, daß es wie ein stählernes Lachen zu ihr herüberklang aus Nacht und Frost und Graus und Tod. —

‚Wie schmählich wär' es, wenn ich ihm darin nicht nachkäme!' dachte sie. ‚Hier, mitten in einem Winter, der ein einziger, molliger Friede ist. Und nichts, als ein weicher Schimmer von Haus zu Haus.' Und wie da draußen eben jetzt die Flocken niederfielen ... weich, silbern, als schüttelten Seraphe die Federchen von den weißen Schwingen — diese heilige Stille, die der Heldenmut der Tapferen da draußen uns sicherte!

Fast schämte sie sich ihres Bangens. Und sie setzte sich hin und schrieb ihm einen langen, langen Brief, voll Liebe und Sehnsucht und Stolz. Nur — von dem Segen, der ihm daheim geworden, schrieb sie nichts! So oft sie auch dazu ansetzte und immer wieder der Worte der alten Agne dabei gedachte: „Da wird der gnädige Herr aber eine Freude haben!"

Nicht ein Wort wollte ihr in die Feder kommen, davon. Und zuletzt begann selbst ihre Hand zu beben — leise, scheu, in einer Art abergläubischen Widerwillens. Bis sie fühlte und wußte: es ist doch noch immer jener Traum — noch immer! Und ich bin die letzte, die auch nur mit einem Worte helfen darf, daß er noch weiter Gestalt annehme. Aus der Wolke, die den Geliebten von ihr hinweggenommen, war das Kind getreten. Wie konnte sie ihm da von diesem Kinde reden? Ebensogut hätte sie ihn an den eigenen Tod erinnern können!

Nein, sie liebte es nicht, dieses Kind und würde es nie lieben können — dieses Kind, das aus dem Dunkel gekommen war, in das sie noch immer nicht hineinsah und davor ihr graute und grauen

Digitized by Google

würde, bis er wieder heil und lachend vor ihr stand!

Bis dahin wollte sie leben, als ob sein Tod auch der ihre sein könnte — jeden Tag und jede Stunde ...

⁂ ⁂ ⁂

Aber Wochen vergingen — Monate. Und er lebte — lebte immer neuen Siegen entgegen, berichtete von Kämpfen und einem Ausharren, das schon etwas Legendenhaftes hatte, in seiner heroischen Größe und schlichten Selbstverständlichkeit. Wohl brannte der Fall Przemysls auch ihm wie eine offene Wunde am Herzen. Seine Briefe ließen es merken. Aber wie der Frühling nun Tag um Tag näher kam — mit seinen kürzeren Nächten und dem sonnigen Geleucht seiner Tage — da blühte auch langsam etwas aus seinen Worten hervor, das wie die Hoffnung auf ein glorreiches Aufleuchten der goldenen Kaiseraare war — hoch droben in den Karpathen, und tief unten, wo die breiten Ströme Galiziens dahinrauschten. Er sprach es nicht ganz aus. — Durfte vielleicht nicht, oder ahnte bloß mehr, als er selbst schon wußte. Wie alle Welt ja wieder zu ahnen begann und zu hoffen, nach all dem Kampf, nach all dem Dunkel. Aber es leuchtete aus jedem Wort, quoll aus jeder Zeile, glitt wie ein sonniger Widerschein auch in ihre bangende Seele hinüber. Bis sie eines Tages auch das letzte Grauen von sich schüttelte und ihrem sieggewissen Helden mit den ersten Veilchen ihres Gartens auch die erste Kunde von der jungen Knospe ihrer Liebe schickte, die daheim dem Frühling entgegenblühte. Demselben Frühling, der ihnen im Norden den großen Sieg und der Menschheit vielleicht den Frieden bringen sollte.

„Darum soll das Kleine auch Siegfried heißen, wenn es ein Junge wird," schrieb sie mit zitternder Hand noch in einem Postskript darunter. Und dabei war ihr, als hätte sie dem Kind erst jetzt mit Liebe und Willen das warme Plätzchen in ihrem Schoß gegeben.

⁂ ⁂ ⁂

Auf einer rasch bekritzelten Feldkarte kam ihr nach zwei Wochen sein Jubel und Dank zu. Und dann kam lange, lange nichts ... Obwohl der April schon langsam seinem Ende entgegenging und die ganze Welt nur mehr ein einziges, atemloses Aufhorchen war — dem Großen entgegen, das sich, noch in tiefstes Schweigen gehüllt, auf den blutigen Gefilden fern im Norden vorbereitete: des Sieges Geburt!

⁂ ⁂ ⁂

‚Er wird jetzt nicht schreiben dürfen,' dachte sie in den schlaflosen Nächten, die nun wieder wie dunkle Wolken über ihr hingen. ‚Oder nicht können; in dem raschen Vordrängen, in dem des Kaisers Truppen nun wie Lawinen von den Bergen auf den Feind niederbrachen.'

Warum sollte es ihn gerade jetzt ereilen? Wo der Feind ihnen immer öfter den Rücken zeigte — bald nur mehr wie ein einziges Chaos zurückfluten mußte?

Nein, gewiß! Sie quälte sich wieder umsonst. Sich und das Kleine, das sich schon so munter und lebensbewußt zuweilen in ihrem Schoße regte. Daß es wie ein schüchternes und doch fröhliches Entfalten junger Flügel war in dem Dunkel, das es noch umhüllte. Dem Licht entgegen, dem Leben, um es mit dem ersten Schrei zu begrüßen!

Wie bald schon?

Sie rechnete nach ...

Ja, wenn die Rosen blühten, mußte es da sein —

Vielleicht zugleich mit dem Siege.

„Siegfried!"

Und daß der Basyl auch nicht schrieb, obwohl er, seinem Versprechen getreu, hinter dem Rücken seines Hauptmannes auch seine „Wohlbefundsberichte" gesandt hatte, war ihr jetzt nur eine Beruhigung mehr. Es war nicht so leicht anzunehmen, daß beiden zugleich etwas geschehen sei.

Und wenn — dann gewiß nichts Allzuschlimmes.

‚Eine leichtere Verwundung vielleicht,' sann sie. Wie damals, in Serbien. Da hatten die beiden ja auch eine Weile ganz heimtückisch geschwiegen, um sie nicht zu sehr zu ängstigen. Und waren dann eines Tages mit dem Sanitätswagen vorgefahren: „Es ist nur der Arm, nicht das Leben!" —

⁂ ⁂ ⁂

Die Pfirsichbäumchen an den Spalieren hatten längst abgeblüht. Schon stäubte der Schnee der Kirschblüten über die grünenden Gartenbeete. Die Apfelbäume aber stan-

Digitized by Google

den voll dicker, roſiger Knoſpen. Und um den pausbäckigen Barockamor blühten die erſten Vergißmeinnicht auf und die dunklen Violen, die er immer ſo geliebt hatte . . .

Sie war eben aus dem Garten hereingekommen und hatte ſich, etwas müde, an das Tiſchchen geſetzt, an dem ſie ſo viele Dämmerſtunden mit dem jungen Gatten verplaudert und erſt geſtern wieder ein beflügeltes Kärtchen an ihn geſchrieben, warum er ſo lange ſchweige? Und daß ſie nun ſchon wochenlang ohne Nachricht ſei . . .

Da war ihr, als höre ſie aus dem Erdgeſchoß erſt die gedämpfte Stimme eines Mannes, dann einen lauten Ruf der alten Agne, der faſt wie ein Schrei klang. Darauf wurde wieder die fremde Stimme laut — und nun . . . hatte ſie recht gehört? Nun klang es zu dem offenen Fenſter wie ein leiſes Weinen empor.

Sie lauſchte — dachte aber nichts Arges. Die Leute hatten eben auch ihre Angelegenheiten! Bekamen Nachrichten, die nicht immer fröhlich waren. Sie wollte nicht zuerſt danach fragen. Und doch. Was legte ſich mit einemmal ſo ſchwer auf ihre Bruſt — nahm ihr faſt den Atem?

Plötzlich war ihr, als ſchlürfe ein leiſer Schritt an ihre Tür heran, hinter dem die alten Dielen des Vorſaals noch von einem andern knarrten, einem ſchweren, fremden, der aber auch nur langſam herankam . . .

Und da ſchlug ihr auch ſchon der Schreck und die Angſt wie eine einzige kalte Welle ans Herz empor und noch eine Empfindung — die gleichſam wie ein innerſtes Erſchauern der Seele war, daß ihr ein jähes Fröſteln über den Leib lief, den Rücken empor bis über die Haut unter ihren Haaren . . . Ein Grauen, das ſie noch nie empfunden. Oder doch — ja — einmal: Damals, in jenem Traume!

Und ſie ſtürzte zur Tür, riß ſie auf. So raſch, daß der alten Agne all die wohlgeſetzten Worte, mit denen ſie ihre arme Herrin ſchonend vorbereiten wollte, in der Kehle ſtecken blieben. Und der Huſar, der ihr ſtatt des Baſyl den Säbel und die Uhr des toten Gatten zu überbringen hatte, nicht mehr Zeit fand, auch nur einen Schritt zurückzuweichen; ſondern blaß daſtand und meinte, daß er nicht einmal in den brechenden Augen ſeiner Kameraden jemals ein ſolches Herzeleid geſehen, wie im Antlitz dieſes jungen Weibes.

Und mit dem Blick nach der Uhr, die an ſeinem Herzen ſtille geſtanden — und nach der Waffe, die ihm der Tod aus der Hand gewunden, glitt ſie mitten in die Arme der alten Agne hinein: ſchwer, hilflos und mit einem Schrei, der den ſo lange gehüteten Frieden des alten Hauſes wie ein einziger Blitzſtrahl niederriß . . .

⁂ ⁂ ⁂

„Du kannſt den Mann jetzt hereinlaſſen, Agne,“ ſagte ſie, als der Schreck ſeine lähmenden Bande langſam zu löſen begann.

Die Alte zauderte eine Weile. „Sie haben noch nicht eine Träne weinen können! Zittern am ganzen Leib.“

„Ich will wiſſen, wie er geſtorben iſt, Agne!“

„Wie wollen Sie es ertragen? Sie und das Kind?“

Sie erhob ſich, ſchritt wie in geſpenſtiſcher Faſſung ſelbſt nach der Tür . . .

„Und wenn ich es ſchon längſt gewußt hätte? Und noch eh' dieſes Kind war, Agne? Wenn auch ich es — geträumt hätte?“ Ihre Stimme zitterte wie ihr Leib. Man ſah, daß die Füße unter ihr zu brechen drohten.

Da rief die Alte den Huſaren herein.

Und dann hörten ſie es.

Ein Stirnſchuß war es geweſen! Mitten in die rechte Schläfe hinein und glatt durch. Kaum einige Tropfen Blutes wären herausgetreten. Und ſeine Hand ſei wie die eines Schlafenden daran gelegen. Der Baſyl habe ihn aus dem blutigen Gewühl getragen und wäre auch ſchon faſt wieder am Graben geweſen. Da habe, knapp vor dem Waldſaum, auch ihn eine Kugel erreicht. Den Sieg ihres Regiments hätten noch beide geſehen . . .

Dann legte der Mann Säbel und Uhr auf den kleinen Biedermeiertiſch und einen Brief, den die Kameraden des Toten unterzeichnet hatten; wie Reliquien legte er Stück um Stück vor dem ſtummen Weibe nieder und ſeine Hände bebten.

„Ich danke Ihnen,“ nickte ſie, noch immer in ſeltſamer Faſſung. „Sie können jetzt gehen. Man wird Ihnen unten ein Glas Wein reichen. Agne!“

„Ich werd' es hinabrufen,“ meinte die

Digitized by Google

Alte ängstlich. „Damit die Gnädige nicht allein bleibt."

„Ich will allein bleiben — jetzt!" klang es schroff und herb zurück.

Der Husar schlug die Sporen zusammen. Mit einem Seufzer schlich die Alte ihm nach. —

⁂ ⁂ ⁂

„Die Rechte an der Todeswunde, wie ein Schlafender . . ."

Wie sie ihn gesehen hatte in jenem Traum! Nun war sie zerrissen, die dunkle Wolke. Und sie wußte alles, alles. Auch das, was ihr noch zu tun blieb.

Dort in dem kleinen Medizinschränkchen aus Rosenholz barg sie noch das schwere Herzgift, mit dem der alte Hausarzt die entweichenden Lebensgeister ihrer sterbenden Mutter noch einmal zurückzulocken versucht. Es war vergeblich gewesen, damals, und sie hatte es auf sein Geheiß weggeschlossen. Nun sollte es seine Kraft nach der anderen Richtung erproben. Den Tod bringen! Einem Wesen, das nicht mehr sein wollte und einem, für das es besser war, nie zu sein . . .

Wenn sie die ganze Flüssigkeit austrank, die nur in behutsamen Tropfen zugezählt, dem versagenden Herzen neue Kraft gab — es sonst lähmte . . . In einem Zuge trank, ohne Halt und ohne Besinnen. Daß weder die Furcht noch die Reue auch nur eine Minute Zeit fanden . . . Ihm nach und ihrem jungen Glück, für das sie umsonst Gottes Schutz erfleht! —

Ja aber — wo hatte sie denn nur gleich den Schlüssel? Gut verwahrt, gewiß, aber wo?

Die Hand an der Stirne sann sie nach. Und wie mechanisch glitt ihr Blick dabei nach dem Fenster, an dem sie so oft mit ihm gesessen; dem Tischchen, auf dem nun seine stumme Uhr lag, sein Säbel. — Das volle Sonnenlicht lag in dem offenen Fensterrahmen. Der Frühling lachte wie ein Bild herein. In rosigen Knospen standen draußen die alten Apfelbäume. Aber alles wie unendlich ferne, wie todfremd . . .

‚Den Schlüssel — den Schlüssel?' sann sie noch immer.

Da war es, als beginne sich vor ihrem starren Blick etwas langsam zu regen. Aus der Ritze des Fensterstockes kroch es hervor — lang, schmal, mit Flügeln, die sich noch wie verklebt an den zarten Leib preßten, aber schon leuchtende Pünktchen wiesen und einen Schmelz, in dem das Sonnenlicht widerleuchtete. Immer weiter schob es sich aus dem Spalt hervor, versuchte, am ganzen Leib erschauernd, die zerknitterten Flügelchen langsam zu öffnen, fuhr mit zwei kleinen Putzfüßchen wie erwachend über das kugelige Köpfchen . . . Als müsse es sich einen langen, langen Schlaf aus den Augen wischen . . .

Das Räupchen, das vor ihren Augen im Herbst dort hineingekrochen war und nun als Schmetterling im Frühling wieder ans Licht zurückkam! Das unscheinbare Lebewesen, das der Geliebte damals vor dem Zerstörungstrieb ihrer Neugierde behütet hatte — mit weichen, gütigen Worten, die ihr plötzlich wie mit seiner Stimme widerklangen: „Du würdest ein Geschöpf in seiner Vollendung stören . . . man schiebt nicht ungestraft Gottes Hand zur Seite!"

Und sie — sie wollte sein Kind töten!?

Mit einem Schrei brach sie vor dem kleinen Falter ins Knie und bekam endlich Tränen, — die ersten, erlösenden Tränen. Tränen, die auch aus dem Dunkel kamen — aus dem tiefen, heiligen Dunkel, in dem Gott alles werden und alles enden läßt und von Geschöpf zu Geschöpf den geheimnisvollen Faden des Lebens weiterspinnt.

Ein kleines Räupchen hatte der Geliebte damals beschützt und nicht geahnt, daß er Worte gesprochen, die einmal für das Leben seines Kindes bitten würden. Die ersten Vaterworte! —

Es war nur ein unscheinbarer Schmetterling, der dort am Sims zum erstenmal die feuchten Schwingen entfaltete — aber für die Verlassene mehr, als sie schauernd erfassen konnte: Das Dunkel des Todes, in das ihr der Geliebte entsunken war — und das strahlende Licht des Lebens, in das er sich wieder hineinfinden sollte, mit dem Kinde, das sie unter ihrem Herzen trug!

Digitized by Google

Zwei Gedichte

Von

Richard Schaukal

Abend

Ragender Wald, ich geh auf deinem Grunde:
Kaum kann ich über mir den Himmel sehen,
Und deine Stämme, die mich still umstehen,
Geben von oben keine Kunde.

Und wie's nun düstrer wird und immer dichter
Die dunkeln Massen sich der Nacht verbinden,
Bedrängt es mich, aus dir hinauszufinden.
— Ich bin an seinem Saum, schon wird es lichter!

Friedlich im Abend liegt das Tal gebreitet
Und froh begrüß ich über mir die Tiefe.
Ich wende mich: es ist, als ob er schliefe,
Der schwarz gelagerte, der mich geleitet.

Und leise ist dort auch der Mond gekommen,
Sein sanfter Glanz erfüllt mit Macht die Runde,
Die Wiesen duften wie aus einem Munde:
Ich hab mich wieder in Besitz genommen.

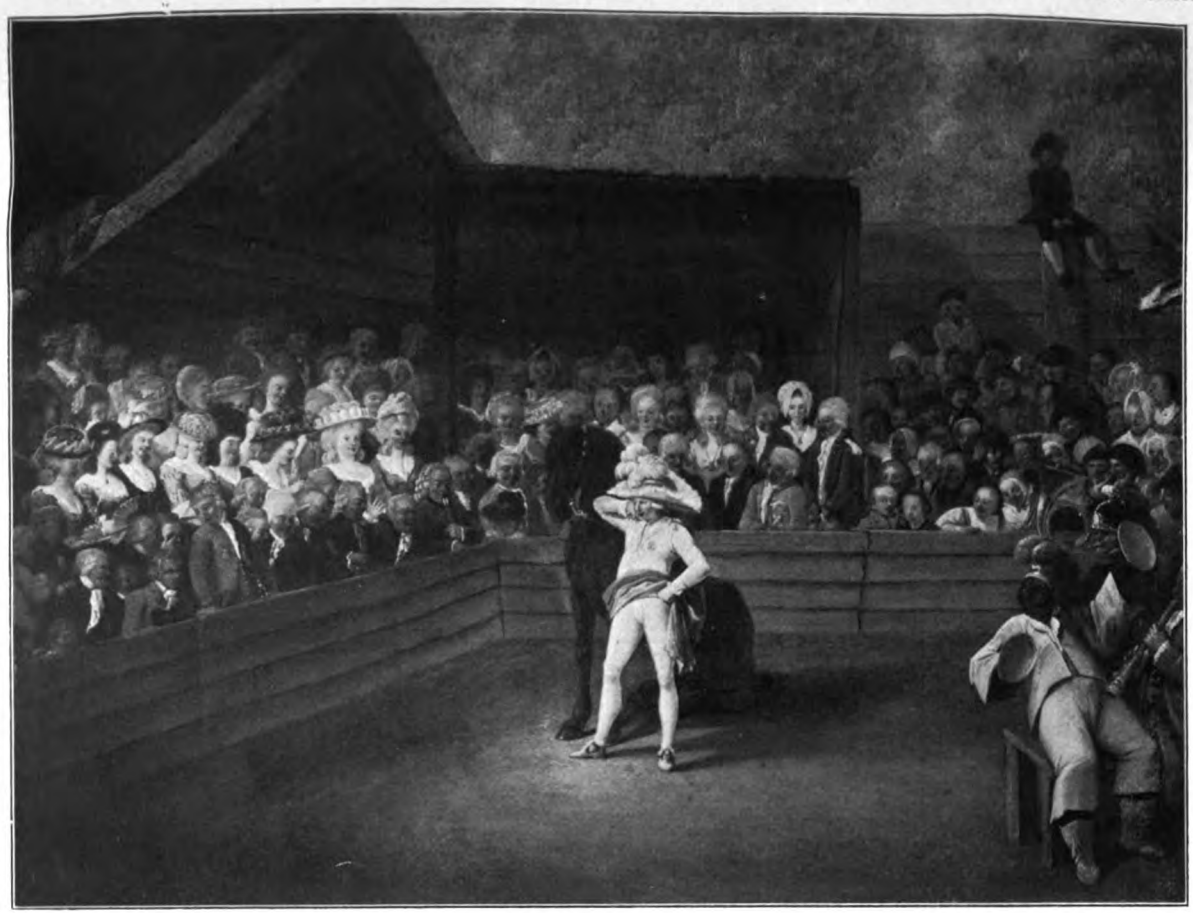
Sternennacht

Kühl und grün von unsichtbaren Fernen,
Schweigend schwebt die Nacht.
Heilige Stille angefüllt mit Sternen.
Wie ein Vogel ist mein Herz erwacht.

Dort im Dunkeln welches weiche Rauschen?
Ewig wallend Wasser, nun auch du?
Laß mich deinem Wunderlallen lauschen,
Rastlos Raunen, ach, dich nenn' ich Ruh!

In den Bäumen schlummern schon die Winde,
Holder Blätterschatten hüllt das Haus.
Sicher gehst du, Seele, gleich dem Kinde
Schlafend in die Nacht hinaus.

Digitized by Google



Zirkusvorstellung. Gemälde von Heinrich Freudweiler
(Im Besitz des Herrn Prof. Dr. Gerold Meyer von Knonau in Zürich)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF

Digitized by Google

Eine deutsche Forderung an unsere Bühnen

Von Karl Strecker (Berlin)

Von einer Not muß hier gesprochen werden und von einer Notwendigkeit. Die Not ist alt an Jahren, aber weil sie jung in ihrem Kern geblieben ist und weil wir erst in Tagen der Selbstbesinnung und der geistigen Wiedergeburt ganz ihre furchtbare Bedeutung erkennen, darum ist es jetzt höchste Zeit, diese alte deutsche Not mit dem harten Hammer der Notwendigkeit zu beklopfen, und nicht nur zu — beklopfen. Niemals, selbst bei früheren Kriegen der Deutschen nicht, war die Gelegenheit so günstig, die Frage so brennend, die Gefahr, die Stunde zu versäumen, so groß wie jetzt. Es gilt heute doppelt und dreifach, was Fichte einst den Deutschen zurief: „Bedenket, daß ihr die letzten seid, in deren Gewalt diese große Veränderung besteht."

... Nur wenn der Deutsche gereizt, wenn er bedroht wird, pflegt er sich auf sich selber zu besinnen. Darum finden wir auch da draußen im Felde den besten, den wahren deutschen Geist. Jene jungen Regimenter, die, kaum ausgeladen, zum Sturmangriff geführt, im betäubenden Höllenlärm des Kanonengebrülls „Deutschland, Deutschland über alles" zu singen begannen, sie sind das Edelste, das ver sacrum des deutschen Vaterlandes. Denken wir nun zurück an die Öffentlichkeit vor zwei Jahren noch, an die Sprache, die damals in der Mehrzahl der Zeitungen und Zeitschriften, im Verkehrsleben und in der „guten Gesellschaft" geführt wurde — wo sich jeder unmöglich gemacht hätte, der etwa Ausdrücke wie deutsches Wesen, oder Vaterland, oder Männlichkeit gebraucht hätte! Der klaftertiefe Abgrund, der sich zwischen zwei Zeiten öffnet, die so nahe aneinanderliegen, müßte uns erschrecken, wenn es nicht wichtiger wäre, daß sein Anblick uns spornte.

Der unfehlbare Instinkt der Jugend hat unsere Truppen draußen zurückfinden lassen zu dem, was uns not tut, was unseres deutschen Wesens bester Kern ist, worin allein unsere Rettung in schwerer Gefahr liegt. Oh, die da draußen im Schützengraben, die fühlen es wohl, daß es in diesem Kriege mehr gilt, als Land und Besitz, mehr als Schiffahrt und Handel — es gilt den Fortbestand deutschen Empfindens, deutschen Geistes, deutschen Wesens. Was uns auch verloren gehen kann: aus ihm heraus kann alles wieder neugeboren werden, aus ihm allein. Nicht nur im Kriege jetzt, auch im Frieden nach ihm liegt unser Schicksal allein beim neuen deutschen Geist. Auf ihn nur ist sicherer Verlaß. Haben wir das jetzt endlich erfahren?

Wer Ohren hat, der höre auf die Stimmen unserer Zeit! „Ihr Deutschen, seid gewurzelt!" so ruft es lauter als Trommelfeuer und das Krachen zusammenstürzender Festungen. Erkennt in diesem überwältigenden Neuwerden, daß ihr nur dann ganz stark sein könnt, wenn ihr auf euch selbst gestellt seid, wenn alles Fremde wie ein Pfahl aus eurem Fleisch gerissen ist.

Danken wir unseren Feinden! Sie haben gerade durch ihre Abkehr von uns uns erkennen gelehrt, wie belanglos im Grunde aller Plunder ist, den wir von ihnen geborgt hatten. Wir haben uns wiedergefunden. Wir sind genesen. Von den vielen Erbübeln fremder Herkunft erlöst, die uns entstellten.

Sind wir es wirklich? Ach, daß wir es nicht sind, wenigstens nicht ganz, nicht so sind, um hoffnungsfroh in die Zukunft blicken zu können, das ist ja gerade jene Not, von der wir am Eingang sprachen. Freilich, vorläufig täuscht noch vieles über diese Not hinweg. Ein beispielloser Opfermut, der für alle Zeiten den deutschen Namen ehrt, beseelt die Mehrzahl unseres Volkes. Millionen deutscher Männer, blühende Jugend und grauhaariges Alter haben sich auf den ersten Ruf unter die Fahnen gestellt, willig haben arm und reich ihre Säckel geöffnet, zur Deckung der Kriegskosten beizutragen; weder an bereitwilliger Wohltätigkeit, noch an dem harten Willen zu entsagen und zu entbehren um des Zieles willen fehlt es. Die Sozialdemokratie hat, von belanglosen Ausnahmen abgesehen, ihre Träume von der „Internationale" für die Kriegsdauer auf Urlaub geschickt, die Großkaufleute und Industriellen des „Welthandels", die bei uns schon halbe Amerikaner geworden waren, haben sich ebenso in die Zeit geschickt wie jene nicht gar so kleine Schicht der „Intellektuellen" und Ästheten, die sich nur noch als „gute Europäer" menschenwürdig vorkamen und diesen Standpunkt am besten dadurch zu vertreten glaubten, daß sie alles Ausländische ebenso übertrieben verehrten, wie sie das Deutsche geringschätzten.

Ja, diese guten Europäer! Man durfte anfangs gespannt sein, wie sie sich mit der neuen Zeit abfinden würden. Aber siehe da: sie machten mit! Sie verfertigten schleunigst schöngereimte Kriegsgedichte in nicht zu knapp bemessener Zahl. Genau wie gewisse Witz- und andere Blätter, die bis dahin nichts versäumt hatten, den Glauben an die Knechtung und Knebelung Deutschlands durch einen barbarischen „Militarismus" in der ganzen Welt zu erwecken, Stimmen, die niemals hitziger sich übergeiferten, als wenn es den deutschen Offizier, das deutsche Heer und

Digitized by Google

anderes Bodenständige bei uns zu verhöhnen, zu besudeln, als verblödet und schlecht hinzustellen galt. Sie wären, hätten sie es gewagt, nach Ausbruch des Krieges diese Richtung beizubehalten, glatt fortgefegt von der Bildfläche. Sie wären erledigt gewesen. Und siehe da: sie konnten plötzlich auch anders. Sie machten mit. Hatten sie bisher die linke Tasche dem dummen Publikum aufgehalten, jetzt öffneten sie die rechte, und munter klimpert es nun dort hinein. Welch ein Glück, daß man zwei Taschen in der Hose und zwei Herzen in der Brust hat!

Es mag der Mantel wenn auch nicht der Liebe, so doch des Vergessens heute über so manches dieser Art gebreitet werden, zumal wenn es vor Dingen, die zurzeit wichtiger sind, zurücktreten muß. Aber damit wir für kommende Friedenszeiten die Augen offen halten, wollen wir uns doch in keinem Augenblick darüber täuschen, daß durch diese Hetzarbeit im eigenen Vaterlande — man denke an das betäubende Gekreisch und Geheul seinerzeit im Fall Zabern! — das Ausland die Überzeugung gewinnen mußte und tatsächlich gewonnen hat, daß unser Heer und Offizierskorps im innersten Mark faul, nur noch durch die eisernen Zwangsmaßregeln unmenschlicher Disziplin zusammengehalten werde, daß eine tiefe Kluft zwischen dem Volk und dem „Militarismus" klaffe. Mit Behagen berief sich die gekaufte und organisierte Hetzpresse des Auslandes auf diese „Zeugen" in Deutschland, von denen sie keinen übersah. So wurde jahrzehntelang nicht nur in der ganzen Welt der Haß gegen Deutschland geweckt und geschürt, sondern auch die Überzeugung, daß es, im innersten Kern zersetzt und zwiespältig, mit Leichtigkeit zu zermalmen sei.

Diese Betrachtung scheint von dem Grundgedanken abzuzweigen, auf den die Überschrift hindeutet. Und doch führt sie uns gerade vor die rechte Schmiede. Denn einerseits sind es genau dieselben und ihnen verwandten Schichten in unserem Volkskörper, die unsere Zustände daheim geflissentlich verzerrt darstellten, mit Spott übergossen — eben die sind es, die auch alles, was vom Auslande kommt, schon um seiner Herkunft willen wie eine Offenbarung preisen und staunend nachäffen. Anderseits wird durch sie im Auslande der Glaube erweckt, daß wir in Literatur und Kunst kein Rückgrat und keine starken Wurzeln haben. Denn jene weit sich ausbreitenden Schichten erwecken ja den Anschein, daß wir nicht zu uns selbst kommen können. Zu den unfaßbarsten Erscheinungen bei Kriegsausbruch gehörte es für viele verständige Deutsche, daß uns unsere Feinde insgesamt „Barbaren" nannten. Aber wurde durch jenes, hier gekennzeichnete Verfahren nicht der Eindruck im Auslande erweckt, es mangle uns an eigener selbständiger Kultur? Ist es nicht ein Merkmal des Barbaren, daß er alles Fremde, wenn es nur anders ist als daheim, sich aneignet und bewundert? Scheuen wir uns nicht vor der äußersten Folgerung: der Neger kommt sich kultiviert vor, wenn er einen europäischen Zylinderhut und ein rotes Halstuch als Schmuck anlegt; in Wirklichkeit gibt er sich damit gerade als Barbaren kund. Das Beispiel scheint grob, aber wer will bestreiten, daß es treffend ist?

Es kann uns im Grunde gleichgültig sein, was der Haß unserer Feinde uns für Eigenschaften andichtet, uns für Spottnamen gibt. Aber aufhorchen sollten wir, wenn ein Ausländer, der es gut und aufrichtig meint, wie Stendhal, der sogar seinen Namen aus Bewunderung für einen Deutschen änderte, in seinem Tagebuch sagt: „Der Deutsche ist das Gegenteil des Franzosen. Statt alles sich anzupassen, paßt er sich allem an. Wenn er über die Geschichte Assyriens gerät, ist er Assyrer. Liest er die Abenteuer des Cortez, so ist er Spanier oder Mexikaner. Wenn er ins Nachdenken versinkt, dann hat in seinen Augen alle Welt recht."

Es ist die alte deutsche Not bis auf den heutigen Tag. Wann werden wir endlich zur Besinnung kommen? Wann wird sich diese Besinnung endlich zur Gesinnung verdichten? „Wir müssen," so rief schon eben jener Fichte eindringlich aus, „wir müssen, um es mit einem Wort zu sagen, uns Charakter anschaffen. Denn Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend."

Charakter haben heißt feststehen, bodenständig sein. Bodenständig ist das Nationale, das Internationale ist bodenlos. Das Bodenlose, Wesensfremde war immer der Fluch im deutschen Geistesleben, es kann und wird uns niemals Segen bringen. Und wenn wir Deutschen uns nicht von Grund aus ändern, wenn wir nicht rücksichtslos das fremde Unkraut aus unserem Acker roden, dann werden diese Ströme von Blut umsonst geflossen sein, dann wird jedes der hunderttausend Gräber, die deutsche Jugendkraft mit Feindesland decken, eine furchtbare stumme Anklage sein. Hunderttausend Jünglinge und Männer sind ohne Besinnen für die deutsche Sache gestorben, ihr aber könnt nicht einmal dafür leben?

Wer das nicht kann, wer durch die Ereignisse der letzten anderthalb Jahre nicht gewandelt, nicht ernst und männlich, nicht von Grund aus deutsch geworden ist, der wird immer ein schädliches Glied in unserem Volkstum bleiben, darüber müssen wir uns klar sein.

Sind wir uns über die Notwendigkeit einer Wiedergeburt aber wirklich klar, so kann uns ein Blick in die Zustände so mancher „Kulturstätte" Deutschlands nur mit schwerster Besorgnis erfüllen. Der Besorgnis, daß man hier schon bald nach dem Kriege wieder lustig im internationalen Fahrwasser segeln, in alter Weise fortwursteln wird, daß man nur solange den meisten Deutschen (doch wenigstens vorübergehend) die Augen geöffnet sind und also eine gewisse Zensur durch die öffentliche Meinung

Digitized by Google

besteht, sich vorsichtig zurückhält, eine Maske vornimmt, „mitmacht".

Diese Besorgnis wird wenn nicht am stärksten, so doch am deutlichsten und sichtbarsten auf einem Gebiet der Öffentlichkeit erweckt, das Schiller als „moralische Anstalt", mit Schwert und Wage, als „Verstärkung von Religion und Gesetz" angesehen wissen will. Schiller meint:

„Nationalgeist eines Volkes nenne ich die Ähnlichkeit und Übereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anderes meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Übereinstimmung in einem hohen Grade zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel hinunterleuchtet; weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat."

Schiller geht im Verfolg dieses Gedankens bis zu der Behauptung: „Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation." Unsere „Kosmopoliten" in Deutschland kehren folgerichtig diesen Satz um: „Wenn wir es erlebten, eine Allerweltsbühne zu haben, so würden wir auch international . . ." Und dazu waren sie schon auf dem besten Wege, ja eigentlich hatten sie dies Ziel schon erreicht, denn eine Allerweltsbühne war das Theater in Deutschland in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des Krieges wirklich schon geworden. Vor mir liegt ein Berliner Wochenspielplan aus dem Jahre 1903. Danach tischten damals nicht weniger als sieben Berliner Bühnen Abend für Abend ihren Schaugästen Pariser Schwänke auf. Statistisch ist nachgewiesen, daß etwa seit 1890 französische Stückeschreiber und Verleger jährlich durchschnittlich zweieinhalb bis drei Millionen Francs Gewinnanteil von deutschen Theatern bezogen.

Und was lieferte uns Paris hierfür? Den üblen Abschaum einer niedergehenden Kultur: Ehebruchstücke mit schlüpfrigem Grisettengeschwätz, einer sinnlosen Fabel, die jedesmal auf das Gesellschaftsspiel „Wechselt das Weibchen" hinauslief, das Ganze hohle Fabrikarbeit nach den ewig sich gleichbleibenden Vorschriften der Pariser Possenindustrie. Hätten die deutschen Abnehmer dieser veralteten Spielwaren nur ein wenig mehr Geschmack und Urteil, so müßten sie einsehen, daß die ewigen Ehebrechreize der schematischen Pariser Komödie und ihre schmunzelnde Darstellung lediglich dort einen Anflug von Sinn haben, wo die ganzen Zustände, die Rasse, die Lebensanschauung, die Mädchenerziehung, die Ehegesetze durchaus verschieden von deutschen Verhältnissen sind, wo man für häusliche Zustande und Familienleben mehr Spott als Liebe hat. Selbst ein Heinrich Heine, der gewiß nicht einer allzu engherzigen Anschauung in dieser Beziehung verdächtig ist, bekannte: „Der französische Lustspieldichter kommt mir zuweilen vor, wie ein Affe, der auf den Ruinen einer zerstörten Stadt sitzt und Grimassen schneidet und ein grinsendes Gelache anhebt."

Bis auf den heutigen Tag haben diese Grimassen und dieses Gelache sich immer im selben Stil, in gleicher Manier erhalten. Immer ist's derselbe treulose Mann mit 50000 Franks Renten, der seine ebenso treulose Frau mit der Gattin eines Freundes oder mit einer Kokotte betrügt, der in immer das nämliche Labyrinth von Verlegenheiten gerät, sich herein- und herauslügt, immer abgefaßt wird, aber immer mit blauem Auge davonkommt.

In Deutschland wurden diese abgetragenen Muster aus der Pariser Ehebruchskonfektion immer wieder als „neueste Mode" eingeführt und bewundert. Es gibt eben bestimmte Literaturgruppen bei uns, die unentwegt Paris als die Stadt der wahren Kultur preisen und das Deutsche als plump verachten. Selber wurzellos, wollen diese Gruppen uns das wurzellos Eingeführte als das einzige was uns frommt aufschwatzen; und bei einem Teil des „Publikums", das, selber ohne sichern Geschmack, nur immer fürchtet, den Anschluß an das „Allerneuste" zu verlieren und somit ungebildet zu erscheinen, haben sie damit immer noch Glück.

Wird man nach diesem Kriege, der so manchem über wahre und falsche Werte die Augen öffnet, endlich einsehen, wie unsäglich fade, innerlich faul und unsrer gesunden deutschen Kraft unwürdig diese gichtbrüchigen französischen Bühnenkünste sind? Wird man endlich nicht mehr auf die behenden Geschäftsmänner, Agenten, Verleger, Übersetzer, Theaterpächter hineinfallen, die uns solch Dramenspülicht über die Grenze bringen und als frische Wasser vom kastalischen Quell verzapfen? Nur grundsätzliche Auslandvergötterung kann so blind sein, das durchaus Rückständige, Veraltete in der französischen Dramatik nicht zu erkennen. Die Kunstformen und -gesetze sind dem Franzosen starr und unveränderlich. Er versteht heute unter „tragédie" genau das gleiche, das er vor zweihundert Jahren darunter verstand, nämlich ein Drama in gereimten Alexandrinern, das die drei Einheiten wahrt und seinen Stoff dem Altertum entnimmt. Also haben nach französischer Kunstauffassung weder Schiller noch Shakespeare eine einzige Tragödie geschrieben. Schon Goethe erkannte diese Rückständigkeit der Franzosen, er sagte am 6. März 1830 zu Eckermann: „Was die Franzosen bei ihrer jetzigen literarischen Richtung für etwas Neues halten, ist im Grunde weiter nichts, als der Widerschein desjenigen, was die deutsche Literatur seit fünfzig Jahren gewollt und geworden." Es läßt sich nachweisen, daß von Goethe bis auf unsere Zeit Frankreich gerade bei den größten Erscheinungen der europäischen Kulturwelt immer als einer der letzten Anhängewagen hinter dem dahinbrausenden Zuge der Zeit hinterher-

Digitized by Google

gerasselt ist — dann freilich mit um so größerem Getöse. Frankreich war bekanntlich das letzte von allen Kulturländern, in dem Richard Wagners Kunst zur Anerkennung gelangte, Shakespeare bringt man dort ein lächerlich mangelhaftes Verständnis entgegen — man denke an den Hamlet der Sarah Bernhard, übrigens hat selbst der kluge Taine Shakespeare mißverstanden — Ibsen wurde erst am Ende des vorigen Jahrhunderts dort entdeckt und wenig geschätzt. Die ernste aufwühlende Anklageliteratur Deutschlands fand drüben nur erheiternde Nachäffer vom Range des Herrn Brieux, bis man endlich im Jahre 1902 — Sudermanns „Ehre" entdeckte und bei Antoine bewunderte, dies hohle Konstruktionsstück, das in Deutschland längst, nach Verdienst, versunken und vergessen war.

Wenn man sich diese Tatsachen vergegenwärtigt, so versteht man nicht, wie es möglich war, daß die französische Bühnenliteratur bei uns in Deutschland immer noch, bis 1914 hin, als das Neueste, Überraschendste, Geistvollste gepriesen und bewundert wurde. Die einzige Erklärung dafür ist neben dem Sichspreizen gewisser Schriftsteller, die nichts weiter können, als in fremdem Schrifttum herumsuchen und sich mit Federn, die sie dem gallischen Hahn ausgerupft haben, schmücken — das Geschäft. Die Makler, Krämer, Übersetzer, ästhetischen Phrasenwindmüller und kleinen Theaterdirektoren, die verdienen wollen, sind schuld an dieser beschämenden Überschwemmung unseres Theatermarkts mit minderwertiger Einfuhr.

Das muß anders werden. Nie wird eine Gelegenheit wiederkehren, die so günstig ist, uns endlich von der Franzosenherrschaft auf unseren Bühnen zu befreien. Darum gilt es jetzt für alle, die es angeht, in dieser Richtung aufzuklären und Forderungen zu stellen. Das strömende Blut unserer deutschen Söhne düngt einen neuen Kulturacker, wehe uns und den Nachkommen, wenn wir ihn unbestellt lassen! Nicht eindringlich genug kann man heute ins Volk rufen: Ihr Deutschen, seid gewurzelt, lernt es endlich, stolz auf euch selbst zu sein und das Fremde abzuschütteln. Ihr könnt den Ausländer ja doch nicht in dem übertreffen, was seine Eigentümlichkeit ausmacht, seiner Wesensart am besten entspricht. Auch werden wir ihn nie freiwillig zu uns bekehren.

Ohne Selbstüberhebung, ohne jenes marktschreierische Prahlen, in dem sich die feindliche Presse gefällt, aber auch ohne falsche und schwächliche Bescheidenheit erkennen wir, daß wir von allen Völkern heute das stärkste sind ... Und diese Stärke ist nicht roh-körperlich, besteht nicht in dem plumpen Gewicht der Masse — denn wir sind weit in der Minderzahl —, sondern im Geist. Deutsche Kultur, deutsche Zucht, deutscher Geist sind es allein, die planvoll die Szenerie des großen Kriegstheaters hierhin und dorthin verschieben, je nach unserem Vorteil, die Millionenheere der Russen aufreiben. Deutsche Kultur ist es, die den Verleumdungen und dem Geschimpf der beinah ganzen Auslandspresse gelassen standhält und ruhig unsere Grenzen verteidigt. Wie ein Stern ist die Kraft des deutschen Volks aufgegangen. Nicht französische Eitelkeit, nicht englischer kaltrechnender Krämergeist, nicht italienische Strauchdiebinstinkte haben uns das Schwert in die Hand gedrückt, sondern die heilige Not und Vaterlandsliebe, der unverzagte Opfermut für den Bestand deutschen Wesens.

Und indem wir diese Werte bedachtsam in die Wagschale legen, dürfen wir an jeden einzelnen unserer Feinde die ruhige Frage richten: Was kannst du armer Teufel geben? Was wiegt in deiner Schale so schwer? Und bei dieser Frage schon erkennen wir die tiefe Kluft, die uns von den Völkern des Vierverbandes trennt. Ihr schließt einen Bund gegen uns und unsere Kultur? Recht so. Wurmstichig ist eure Zivilisation. Ihr zimmert ein Bündnis mit Negern und Kosaken. Wir aber umfrieden fortan unseren Herd, daß keiner von euch seiner heiligen Flamme zu nahe trete.

Ja, das sei unser erstes und ehernstes Gesetz nach dem Kriege, alles Fremde, was unser deutsches Wesen trüben, verwirren, ableiten und schwächen kann, auszuschalten. So nur wird einer starken deutschen Kultur Licht und Kraft geschaffen, daß wir fortan fest und gesichert unseren Platz im Weltleben behaupten.

Es scheint glücklicherweise in vielen Schichten unseres Volkes diese Überzeugung schon Wurzel gefaßt zu haben. Nur an eben jener Stätte, die gerade berufen ist, ein Spiegel und eine Chronik unserer Zeit zu sein, läßt sich das Gefühl für die Notwendigkeit eines völligen Neuwerdens recht beschämend vermissen. Unwürdig, undeutsch, wie die Theater mit ihrer Masseneinfuhr fader Plattheiten vom Auslande her waren, sind sie größtenteils auch während des Krieges geblieben. In jenen ersten Kriegswochen vor sechzehn Monaten, als unser ganzes Leben tiefer und ernster wurde, da durfte man hoffen, daß die vaterländische Wiedergeburt, die große Läuterung ihre Nachwirkung auf allen Kulturzweigen bekunden werde, und besonders hoch, besonders festlich waren wohl viele gespannt auf das, was die dramatische Kunst aus diesem neuen, reichen Leben gewinnen werde. War unseren Theatern doch hier eine Gelegenheit geboten, ihren Spielplan zu vertiefen und zu veredeln, wie nie zuvor. Aber, ach, gerade bei unseren Bühnenleitern machten wir die traurigsten Erfahrungen. Wo andere erwacht waren, waren sie betäubt, ratlos. Sie meinten in ihrer Bestürzung, die große Erregung der Straße müsse sich sogleich und unvermittelt auf die Stätten der Kunst fortpflanzen. Gewohnt, Maske, Schminke und Kulissen für echtes Leben zu nehmen, hatten sie keinen Sinn dafür, daß unser Volk gerade in dieser Zeit, allem Plunder abhold, nach ernsten,

Digitized by Google

tiefen Werken verlangte. Es entstand in größter „Fixigkeit" jene Unzahl „zeitgemäßer" Stücke, die das große Erleben der Zeit wie ein Kuchenblech breitwalzten, die heiligernsten Gemütsbewegungen unserer Krieger und ihrer Angehörigen zu billiger Rührseligkeit, flachem Singsang und schrecklichen Kalauern verarbeiteten. Es war beschämend.

Und nicht nur das vielgeschmähte Berlin schwelgte in diesen Geschmacklosigkeiten — gerade hier hielten sich einige der ernsten Bühnen davon fern —, sondern im ganzen Reich wurde, soweit ich bemerken konnte, hierin bitterböse gesündigt. Haben wir wirklich so viele charakterlose Theaterdirektoren ohne Deutschbewußtsein? Ein bekannter Wiener Bühnenleiter durfte es wagen, öffentlich seinen Wunsch auszusprechen, der Krieg möge bald zu Ende gehen, damit er — es ist kaum glaublich — seine Pariser Ehebruchpossen wieder geben könne. In München wurde während des Krieges Shaw, der eitle englische Schwätzer, der Deutschland beschimpfte, aufgeführt, aus Hamburg, Leipzig und anderen Großstädten wurde ähnliches berichtet.

Sind unsre Direktoren zum Teil wirklich so geschmack- und würdelos, so ist es Pflicht der Kritik und des Publikums, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Ich weiß wohl, daß das schwer halten wird. Denn so tapfer der Deutsche auch ist, zumal in der Schlacht, im Angriff, so berechtigt ist leider das Wort Bismarcks: es fehlt dem Deutschen an bürgerlichem Mut. Sich als Bürger kräftig zur Wehr zu setzen gegen undeutsche Schamlosigkeiten ist er nicht gewohnt und ist nicht nach seinem Geschmack. Das, meint er, sei Sache der Obrigkeit, die es schon machen werde. Die Obrigkeit hat aber anderes zu tun, gerade hier muß die Selbsthilfe eingreifen.

Des deutschen Volkes dringliche Forderung an die deutschen Bühnen heißt: Fort mit allem wertlosen Auslandsplunder von euren Brettern! Der Schatz der klassischen Literatur ist unerschöpflich, auch an heiteren Stücken besserer Art fehlt es nicht, suchet, so werdet ihr finden. Fort vor allem mit der ganzen französischen Literatur von unseren Bühnen. Was kann sie uns geben — abgesehen von ganz wenigen, wie Molière, der freilich schlichter, gerechter, frischer, ehrlicher und weitherziger war als seine heutigen Landsleute. Sie können uns nichts geben als polierte Oberfläche, hohle Form. Nie wieder sollten französische Leichtfertigkeit, pariserisches Geckentum bei uns ganze Staffeln von Gedankenlosigkeit hinter sich herlocken. Auch die Gezierten und Gespreizten und Losgelösten bei uns können sich jetzt überzeugen, wie kulturfremd im Innersten die französische Zivilisation ist, sie brauchen nur den Ton der Zeitungen dort und bei uns, die Behandlung der Gefangenen dort und bei uns miteinander zu vergleichen. Die französische Roheit und Verlogenheit wird nur noch durch die französische Eitelkeit übertroffen. Was können die dem deutschen Wesen geben? Sie können ihm nur etwas nehmen.

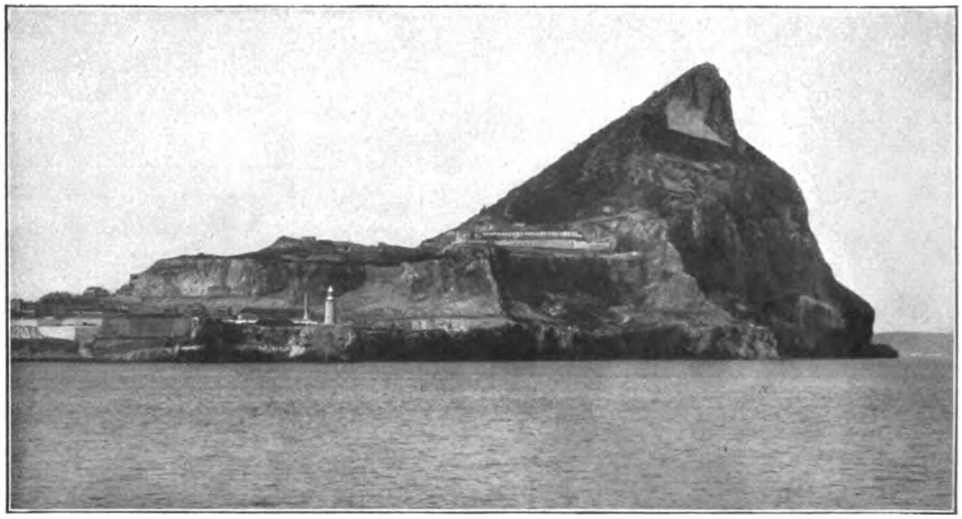
Auch von der englischen und italienischen Literatur unserer Zeit sollten die deutschen Bühnen völlig absehen, sie bieten uns nichts, was einer Aufführung wert wäre. Was Italien anlangt, so genügt der Name des dort gepriesensten Bühnendichters d'Annunzio, dieses gespreizten Phrasendreschers, zur Kennzeichnung seiner geistigen Höhe. Um England ist es noch schlimmer bestellt, dort ist nicht einmal Empfänglichkeit und Verständnis für unverlogene Literatur vorhanden. Ein englischer Dramatiker der Gegenwart gesteht: „Das englische Publikum mit seiner unglaublichen Kritiklosigkeit hat von dem künstlerischen Wert eines Dramas keine Ahnung." Das ist sehr erklärlich in einem Lande, wo das öffentliche Leben von religiöser Heuchelei, stumpfsinniger Prüderie, gesellschaftlichem Kastengeist, roher Selbstsucht, geschäfts- und sportmäßiger Wohltätigkeit, sozialer Versumpfung und der Diktatur der oberen Zehntausend beherrscht wird, wo der Geschmack dieser Kaste an Fußball, Negertänzen und der eigenartigen Kunst Londoner Musikhallen ihr Genüge findet. Schweigen wir davon.

Es ist selbstverständlich, daß nach wie vor ein Shakespeare auf unsern Bühnen ebenso willkommener Gast bleiben muß, wie etwa Dante in unserem Studierzimmer. Beide trennt von ihren heutigen Landsleuten eine Welt ... Auch die nordgermanische Literatur und einige Russen schalten wir nicht aus. Aber nur das Echte und Gehaltvolle, nur das Stärkste und Tiefste darf uns in dieser Zeit befruchten, ohne deshalb wahrer Heiterkeit, die mit wirklicher Freude und wirklichem Humor verwandt ist, den Zutritt zu wehren.

Es ist eine bittere Not, aus der heraus wir unseren Bühnen ein „Besinnt euch!" zurufen. Wenn diese Gelegenheit einer Wiedergeburt, einer Durchtränkung mit neuem deutschen Geist vorübergeht, können wir alle Hoffnung auf Erlösung unserer Theater von falschem Auslandplunder aufgeben. Besinnt euch: noch ist es Zeit. Der neue deutsche Geist soll herrschen, muß herrschen auf unseren Schaubühnen. Das deutsche Volk selber hat die Pflicht darüber zu wachen! Von unserem Geschlecht muß das Vestafeuer stolzen Deutschgefühls einer neuen Jugend treulich bewahrt werden.

Das ist, wie die Dinge liegen, nur durch energische Selbsthilfe zu erreichen. Der einzelne, Mann und Frau, die deutsche Familie muß sich entschlossen abwenden von diesem beschämenden und gänzlich unfruchtbaren Auslandsdienst an so weithin sichtbaren Kulturstätten. Denn den Maklern, die sie uns aufschwatzen und vermitteln, kann man leider nur steuern, indem man ihr Geschäft nicht fördert und — indem man das Würdelose als würdelos kennzeichnet.

Digitized by Google



Das Vorgebirge Punta de Europa im Süden von Gibraltar mit den schweren Festungsbatterien

Gibraltar. Von Ernst von Hesse-Wartegg

Der Einfahrt ins Mittelländische Meer ist an der Südspitze Spaniens eine Torwache vorgelagert, wie sie sich auf dem weiten Erdenrund nicht zum zweiten Male vorfindet. Schon weit draußen, wo die mächtigen Wogen der Atlantis das marokkanische Kap Spartel mit weißem Gischt umbranden, bei der vierzig Kilometer breiten Einfahrt in die Straße von Gibraltar wird der Reisende durch den Anblick des gleichnamigen Felsens überrascht, der sich am anderen Ende zwischen Europa und Afrika in einsamer Majestät ganz unvermittelt aus der Wasserwüste erhebt. Je mehr man sich in der allmählich schmäler werdenden Wasserstraße Gibraltar nähert, desto klarer und überwältigender tritt er hervor. Der Dampfer fährt an dem malerischen Gemäuer von Tarifa vorüber, wendet sich bei Algeciras in die gleichnamige Bucht, am Fuße des Felsens wird die Stadt Gibraltar mit ihrem stets belebten Hafen sichtbar, aber dennoch bleibt der Blick des Reisenden dem gewaltigen Felsklotz zugewendet, der sich fünf Kilometer lang und einen halben Kilometer hoch in wundervollen Umrissen weit ins Meer vorschiebt. Er erscheint wie eine Spanien vorgelagerte Insel, denn die schmale, sandige Landzunge, die ihn an der Nordseite mit dem Festland verbindet, erhebt sich nur wenig über den Wasserspiegel und ist so flach, daß man von der Algecirasbucht die Masten und Segel der Schiffe jenseits, im Mittelmeer, wahrnimmt.

Man kann sich das Vorhandensein dieses düstern, grauen, nackten Kalkfelsens inmitten der flachen Umgebung kaum erklären, es sei denn, daß er als Trümmer irgendwelcher Welten hierherfiel, die in mächtigem Anprall aneinander in Stücke zerschellten. Eingebettet in der tiefblauen Wasserfläche liegt er da wie ein Denkmal dieser gestorbenen Welten, in seiner kühnen Form den rätselhaften Sphinxen Ägyptens nicht unähnlich, in seiner überwältigenden Größe aber die letzteren so sehr übertreffend, daß sie neben ihm verschwinden würden wie Mücken zu Füßen eines Megatherions. Ihre senkrecht aufragende Stirne hat diese Sphinx drohend nach Norden, gegen Spanien, gerichtet, ihr Rücken verläuft gegen Süden, und wie an dem Sphinx von Gizeh der Wüstensand, so hält an dieser Sphinx zwischen Europa und Afrika das Meer den unteren Teil begraben.

Wie heute jeden der Hunderttausende von Seefahrern, die Gibraltar alljährlich berühren, so muß der Felsen auch die vielen Völker in Staunen versetzt haben, die im Laufe der Jahrtausende herüber- und hinübergeflutet sind von einem Weltteil zum andern. Die Wasserstraße, die diese Erdteile trennt und dafür zwei Meere verbindet, ist ja an dieser Stelle nur dreizehn Kilometer breit, also kaum ein Drittel der Straße von Calais. Deshalb wählten die Völker den Übergang hier wohl schon in jener Zeit, als die phönizischen Seefahrer ihre kühnen Fahrten nach den fernen Küsten Britanniens unternahmen. Ihr Gott Herkules-Melkarth gewährte ihnen seinen Schutz, und wohl um ihn zu ehren, nannten sie die beiden hochragenden Felsen an den gegenüberliegenden Küsten bei Gibraltar und Ceuta die Säulen des Herkules.

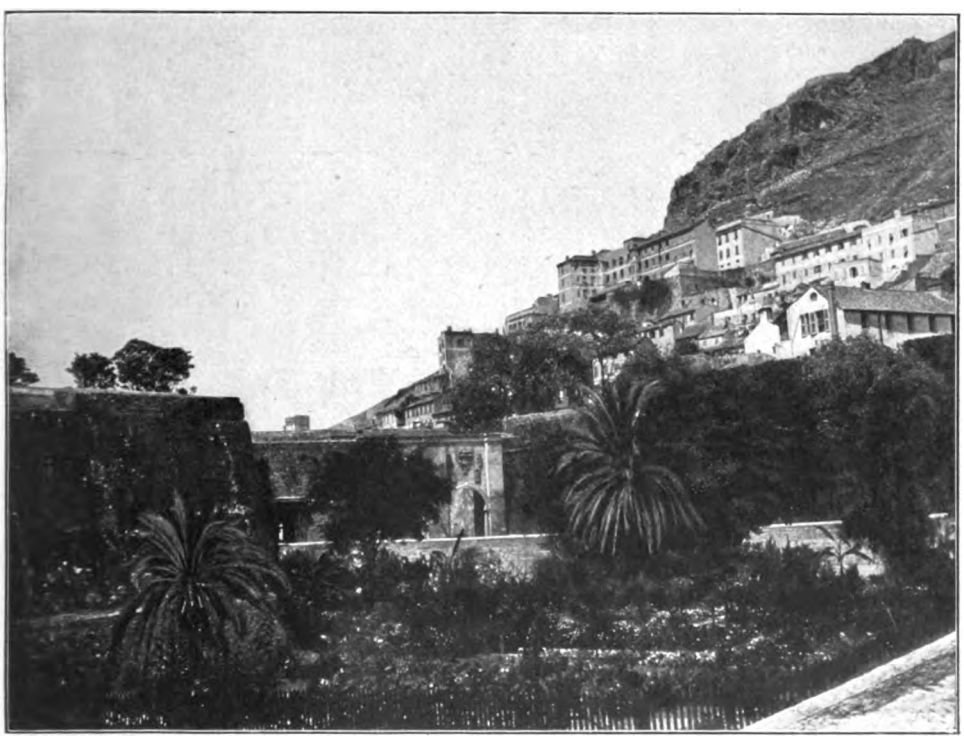
Wer heute durch die mächtigen, von den Engländern streng bewachten Steintore die an der Westseite des Felsens eng zusammengekauerte Stadt betritt und sich in dem Gewirr schmaler, dämmeriger Gäßchen der Altstadt verliert, wandelt auf geschichtlichem Boden. Wer weiß, ob nicht schon die Phönizier, als sie vor Jahrtausenden ihre Han-

Digitized by Google

delsniederlassung hier gründeten, eine solche der alten Iberier vorgefunden haben? Durch den Einbruch der Vandalen im 5. Jahrhundert wurde jede Spur aus alter Zeit verwischt, und Gibraltar tritt erst wieder in die Geschichte ein, als zu Beginn des 8. Jahrhunderts die Sarazenen in Spanien eindrangen. Was die Stadt an alten Bauten aufzuweisen hat, stammt von ihrer Hand, und fürwahr, diese mächtigen krenelierten Umfassungsmauern und Festungstürme, die sich am Hafen emporziehen zu der dräuenden Maurenburg, die die Stadt beherrscht, scheinen in keiner Weise zurückzustehen hinter den gewaltigen Festungswerken, die die heutigen Herren von Gibraltar gebaut haben. Als die Sarazenen im Jahre 711 zur Niederwerfung des morschen Reiches der Westgoten hier eindrangen, war der tapfere Tarik der Einäugige, ihr Heerführer, und von ihm erhielt Gibraltar seinen jetzigen Namen Dschebel-al-Tarik — der Felsen des Tarik.

Der Tapferkeit der Spanier gelang es wiederholt, Gibraltar den maurischen Almohadenherrschern zu entreißen, aber es fiel immer wieder in deren Hände zurück, bis sie im Jahre 1462 von den Spaniern unter Guzman, Herzog von Medina-Sidonia, endgültig daraus vertrieben wurden. Zweieinhalb Jahrhunderte erfreuten sich die Spanier des Besitzes der Feste, und um sie gegen die Einfälle der marokkanischen Seeräuber besser zu schützen, ließ Karl V. sie durch den Straßburger Speckel umbauen. Berühmter als das Dutzend Belagerungen aus der älteren Zeit ist die Überrumpelung Gibraltars während des spanischen Erbfolgekriegs 1704 durch die Engländer unter dem Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt. Durch einen kühnen Handstreich gelang es diesem deutschen Fürsten, die von Spaniern und Franzosen verteidigte Feste zu nehmen, auf der alten Maurenburg die kaiserliche Fahne zu hissen und den Erzherzog Karl zum König von Spanien auszurufen. Aber der englische Flottenbefehlshaber, Admiral George Rooke, die ungeheure Bedeutung Gibraltars für England wohl erkennend, ließ die Kaiserflagge durch die englische ersetzen und die Königin Anna von England zur Herrin des Felsens erklären. Seither blieb Gibraltar englisch, trotz wiederholter blutiger Versuche der Spanier, die Rotröcke, die ihnen hier wie eine Fliege auf der Nase sitzen, aus ihrem Lande zu vertreiben.

Die schwerste Belagerung war jene von 1779 bis 1783, als Spanier und Franzosen sich vergeblich bemühten, Gibraltar einzunehmen. Damals kamen u. a. die von dem Franzosen d'Arcon erfundenen „unverbrennbaren und unversenkbaren" schwimmenden Geschützbatterien zur Anwendung, die indessen von den englischen Kanonen ebenso in den Grund geschossen wurden, wie sie alle



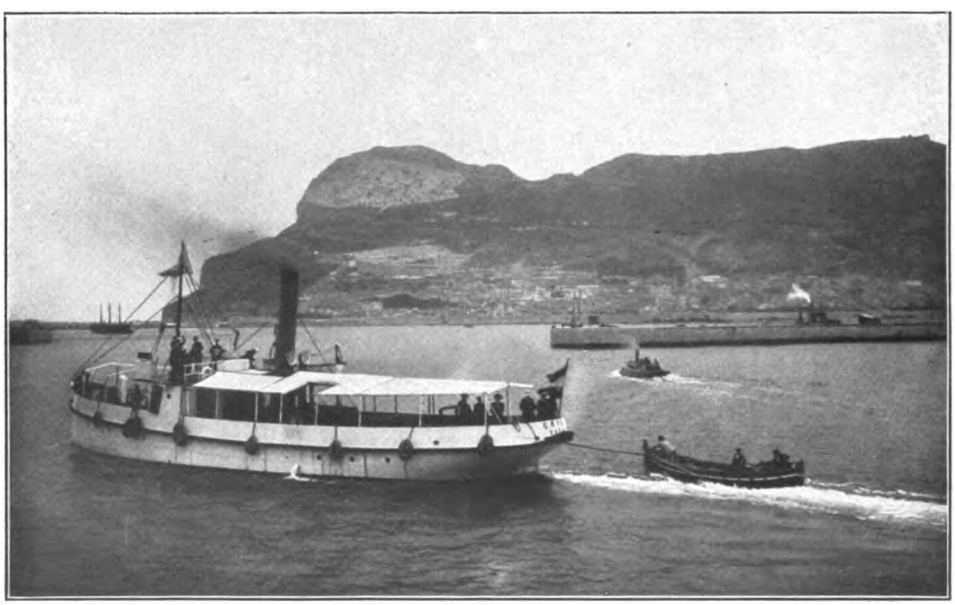
Festungsmauer und Tor, darüber der obere Teil der Stadt

Digitized by Google

anderen Angriffswerke zerstörten. Wohl gelang es, die Feste von der See- wie von der Landseite zu umzingeln und die Stadt in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, aber der Befehlshaber der Verteidiger, General Elliot, hielt aus, bis Admiral Howe ihm mit der englischen Flotte zu Hilfe kam und den Belagerern eine schwere Niederlage bereitete.

Seither ist eine Belagerung Gibraltars nicht wieder versucht worden, doch die Engländer waren der Uneinnehmbarkeit ihres Felsens anscheinend immer noch nicht sicher, denn sie verwendeten weiter ungeheure Summen zur Verstärkung ihrer Befestigungen, die heute bis auf die höchsten Spitzen hinaufreichen. Aber gegenüber einer Belagerung durch einen mit den heutigen Geschützen ausgerüsteten Feind würden sie doch nicht genügen, und liegt es in der Absicht eines tatkräftigen, zähen Angreifers, Gibraltar, diese, wie sie genannt wird, „stärkste Festung der Welt", zu nehmen, so wird sie ebenso fallen, wie sie vor zweihundert Jahren dem deutschen Prinzen von Hessen-Darmstadt in die Hände fiel. Natürlicherweise wird niemand daran denken, die hunderte von Metern hohen Felsmauern, in denen die englischen Batterien ganz unsichtbar eingebaut sind, zu bombardieren oder von der Seeseite anzugreifen. Bei der riesigen Tragweite der heutigen Geschütze dürfte es genügen, die Batterien auf der Landseite in zehn Kilometer Entfernung bei Algeciras und San Roque zu errichten, die offen daliegende Stadt zu vernichten und Gibraltar von jeder Verbindung mit dem Festlande wie mit der englischen Flotte abzuschneiden. Das Wort „uneinnehmbar" muß ja, scheint es, nach den Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges aus dem Militärlexikon gestrichen werden.

In der ungefähr fünfundzwanzigtausend Einwohner zählenden Stadt selbst sind an Festungswerken nur die alten maurischen, steinernen Bollwerke wahrzunehmen, die zu der malerischen Maurenburg, heute einem Gefängnis, hinaufführen. Was sich sonst zeigt, hat durchweg recht friedfertigen Charakter, denn Gibraltar ist ja eine Handels- und Hafenstadt, wie viele andere an den Mittelmeerküsten, mit ausgesprochen spanisch-maurischem Einschlag. Nach der endgültigen Besetzung des Felsens durch die Engländer wanderten freilich viele der spanischen Bewohner aus und siedelten sich in dem nahen auf spanischem Boden stehenden Städtchen San Roque an, das heute noch in offiziellen spanischen Schriftstücken benannt wird „die Bewohner Gibraltars, in San Roque wohnhaft". Damit ist wenigstens dem spanischen Stolz Rechnung getragen. Doch die unteren Volksschichten blieben in Gibraltar zurück und bewahrten mitten unter dem seltsamen Rassen- und Völkergemisch von diesseits und jenseits des Suez-Kanals, das mit der Zeit durch die Schiffahrt hierher verschlagen wurde, ihren echt spanischen Charakter. Mit den Engländern vermengen sie sich ebensowenig, wie Öl mit Wasser. Die Engländer schwimmen obenauf, haben die Regierung und die Militärgewalt in ihren Händen, bewohnen die zahlreichen Kasernen und Kasematten, sowie die hübschen Villen außerhalb der Stadt. Post und sonstige Behörden sind ebenso englisch wie die Straßennamen, die auf großen



Gibraltar vom Hafen aus gesehen

Digitized by Google

Gibraltar, von der neutralen Zone aus gesehen

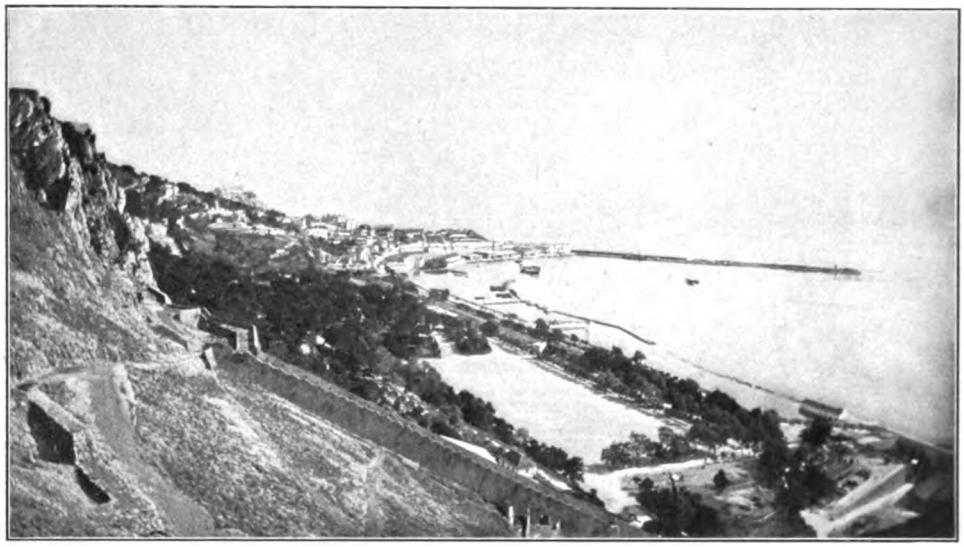
Tafeln an den Ecken prangen. Aber die Stadt ist spanisch.

Vom Hafen gesehen, nehmen sich die bunt gestrichenen, balkonreichen Häuserreihen mit ihren flachen Ziegeldächern, die sich auf dem schmalen Landstreifen zwischen Hafen und Felsen zusammendrängen oder stellenweise hinter- und übereinander gegen die Maurenburg sich aufbauen, recht malerisch aus; hier und da kommt dazwischen das Dunkelgrün von Orangen-, Zitronen- und Zypressenbäumen zum Vorschein. Die Gassen sind wohl eng, und mit Ausnahme der zwei Hauptstraßen Waterport Street und Irishtown winklig wie in den marokkanischen Städten an der gegenüberliegenden Küste, doch sie sind dafür gut gepflastert und beleuchtet. Besonders bemerkenswerte Gebäude gibt es nicht, ausgenommen die katholische Kathedrale und den Gouverneurpalast. Die erstere war ursprünglich eine maurische Moschee mit einem hübschen Orangenhof, der heute noch vorhanden ist; alles andere wurde unter Ferdinand und Isabella nach der Vertreibung der Mauren umgestaltet. Der Gouverneurpalast, Convent genannt, war einst ein Franziskanerkloster und besitzt in seinem an Tropenpflanzen reichen Garten als Merkwürdigkeit einen riesigen Drachenbaum, der angeblich tausend Jahre alt sein soll. In den schönen Innenräumen des mit großen Steinwappen geschmückten Gebäudes gibt es zahlreiche große Bildnisse früherer Herrscher und Gouverneure, Fahnen und sonstige militärische Erinnerungen.

Das weitaus Interessanteste der inneren Stadt ist das bunte Leben und Treiben, besonders in Waterport Street und auf dem Hauptplatz, wo auch das Stadthaus steht. Man könnte sich dort in den Soko chico von Tanger oder das Marina-Tor von Tunis versetzt denken, denn marokkanische Händler in Turban und buntem Kaftan haben hier mit Rücksicht auf den großen Fremdenverkehr von den aus aller Welt hier vorbeifahrenden Schiffen ihre reichhaltigen Basare aufgeschlagen. Da gibt es in langen Reihen orientalische Teppiche, Waffen, Geschmeide und allerhand Krimskrams. Straßenhändler bieten Früchte und Dulces (Süßigkeiten) feil; Katalonier und Valencianer, Malteser und Andalusier, Araber und Levantiner lungern vor Cafés oder Tabakläden, ihre unvermeidliche Zigarette rauchend; Frauen vom Lande, hauptsächlich aus dem jenseits der Bucht gelegenen Algeciras bringen ihre selbst im Winter frischen Gemüse und Früchte, dann Hühner, Fische auf den Markt; Holzkohlenverkäufer treiben ihre geduldigen Eselchen vor sich her; andalusische Dulcineas, kokett in ihre buntgestickten, langbefransten Mantillas gehüllt, Blumen im Haar, den Fächer in der Hand, spazieren auf und ab. Häufig sieht man auch Inder, Chinesen, Japaner von den Schiffen, Berber und Beduinen aus den spanischen Besitzungen vom gegenüberliegenden „Riff“ oder typische moderne Reisende der verschiedensten Nationen, die auch wohl in einem der vielen mittelmäßigen Hotels an der Waterport Street einige Tage verweilen.

Zwischen diesen Gestalten wandern besonders des Abends rotröckige Tommies oder hosenlose schottische Hochländersoldaten, das Käppchen schief auf dem Ohr, das Stöckchen

Digitized by Google



Paradeplatz, Alameda und Kriegshafen

in der Hand, die fremdartigsten aller Straßentypen, denn sie gehören nicht hierher, sie sind Fremdlinge, die mit dem bunten Verkehr in gar keiner Verbindung stehen. Man sollte meinen, daß das spanische Volk gegen diese fremden Eindringlinge, die das strategisch wertvollste Stück Spaniens in Händen haben, Haß und Feindseligkeit hegen würde. Davon ist indessen nichts zu bemerken, denn die englische Verwaltung ist mild, der Einfuhrzoll gleich null, Abgaben und Steuern sind gering, und das Leben daher sehr wohlfeil. Dabei haben die Engländer den Spaniern ihre Eigenart gelassen: sie besitzen ihre Kirchen und Schulen, ihre Sprache und Zeitungen, und dazu größere persönliche Freiheit als ihre Stammesgenossen im benachbarten Spanien. Die mehrere tausend Mann starke Garnison trägt außerdem viel Geld unter die Leute, und der Handel besteht hauptsächlich aus Vieh und Lebensmitteln zu ihrer Verpflegung.

Die Engländer haben auch den großen Handelshafen mit Docks, Kohlenlagern und allerhand Schiffsbedarf geschaffen und dadurch den Schiffsverkehr, der sich früher nach Cadix und Malaga wandte, nach Gibraltar gezogen.

Nur ein Verkehrsmittel besitzt die Stadt noch immer nicht: die Eisenbahn. Aus militärischen Gründen soll der Landverkehr möglichst beschränkt bleiben. Die Bahn von Madrid, Sevilla und Cordoba weicht bei San Roque im großen Bogen aus und endet in Algeciras, jenseits der Bucht. Von dort fahren regelmäßig kleine Dampfer in einer halben Stunde über die Bucht nach Gibraltar. Der neuen großen Hotels in Algeciras wegen hat auch der Fremdenverkehr erheblich nachgelassen; die Fremden von den Schiffen steigen in Algeciras ab und kommen nur zu kurzen Tagesbesuchen nach der englischen Stadt herüber. — Des Abends werden die Stadttore geschlossen und erst bei Tagesanbruch wieder geöffnet. Das militärische Schauspiel der Einholung der Schlüssel bleibt also den Stadtbewohnern allein vorbehalten.

Haben die Engländer die Stadt in einen Festungsgürtel eingezwängt, so haben sie sie doch auch durch Anlagen verschönert, und das tat auf dem von einem Sandstreifen umgebenen Kalkfelsen, aus dem Gibraltar ursprünglich bestand, gewiß sehr not.

Jenseits des wappengeschmückten nördlichen Stadttores haben sie einen wundervollen Park und Paradeplatz angelegt, der ihrer Gartenkunst alle Ehre macht. Die herrlichsten und seltensten Pflanzen der Tropenwelt prangen hier, sorgfältig gehegt und gepflegt, auf einer Fläche von mehreren Morgen; ja selbst der tiefe Wallgraben und die aus dem Felsen gehauenen Terrassen sind mit so üppiger Tropenvegetation gefüllt, daß man darüber die gewaltigen schwarzen Kanonen vergißt, mit denen die Wälle gespickt sind.

Jenseits dieser Alameda führen Wege über grüne Rasenflächen und durch Gärten zu dem südlichen Endpunkt des Felsens, in dessen Nähe eine zweite kleinere Stadt, Europa geheißen, entstanden ist, ruhiger, sonniger als Gibraltar, dabei viel malerischer in seiner Lage, ein zweites Monaco. Der Felsen fällt hier in mehreren, beinahe senkrechten Absätzen in die Fluten, die die Klippen stets schäumend umbranden. Auf jedem Absatz, jedem Felsvorsprung haben die Engländer reizende Offizierswohnungen, Klubhäuser und dergleichen gebaut, und mit großen Kosten von Algeciras Erde herbeigeführt, um auf dem kahlen Kalkfelsen Platz zu schaffen für Gärten, aus denen sich heute

Digitized by Google

Bananengestrüpp und Palmengruppen herausheben. Weiter gegen die südlichste Felsspitze, Europa point, liegen die einsamen verstaubten Gäßchen des gleichnamigen Ortes, halb spanisch, halb afrikanisch, wie ein Stückchen Marokko auf englischem Boden.

Die Felsspitze selbst, sowie das westliche Ufer des ganzen Felsens ist mit gemauerten Bollwerken und Wällen, Batterien, Kasematten, Munitionsmagazinen usw. bedeckt, scharf bewacht von englischen Notröcken. Die militärischen Anlagen ziehen sich auch die steilen Felsterrassen hinauf, an den senkrechten Abstürzen entlang auf scheinbar ganz unzugängliche Höhen, und jedem Besucher wird es ein Rätsel bleiben, wie die vierzig und mehr Tonnen schweren Festungsgeschütze auf solchen Felsenpfaden nach den auf schwindelnden Vorsprüngen thronenden Batterien hinaufgeschafft werden konnten. Sie liegen dort in Reihen übereinander, ja die Felsmauern sind ganz von künstlich ausgehauenen Galerien und Kasematten durchzogen, aus denen die dräuenden Mündungen riesiger Kanonen hervorlugen. Warum all diese viele Millionen verschlingenden kühnen Werke an dieser einsamen Stelle angelegt wurden? Ist doch auch ohne sie die Landung hier eine physische Unmöglichkeit! Einzelne Batterien sind wahre Adlernester, ohne sichtbaren Zugang, höchstens für Luftschiffe angreifbar, aber sie stammen aus einer Zeit, als es noch gar keine Luftschiffe gab! Mit Grauen blickte ich hinab in die mit weißem tosenden Gischt erfüllten, vom Meere ausgewaschenen Felsenhöhlen tief unter mir, und dann die senkrechten verwitterten, kahlen Wände hinauf, wo auf dreifacher Kölner Domturmhöhe noch Batterien dräuen! Jenseits des Meeres zeigen in dreizehn Kilometer Entfernung die Höhenzüge der afrikanischen Küste mit der hohen Felspyramide von Ceuta, die zweite Säule des Herkules.

Noch steiler, noch grausiger erscheint der Absturz des Gibraltarfelsens auf der Ostseite, eine kahle Mauer ohne irgendwelchen Absatz, so daß der Weg jenseits der Europaspitze keinen Platz mehr finden konnte und ganz unvermittelt endet. Stellenweise sind hier die Felsmauern mit Kaktusgestrüpp überwuchert, dessen Früchte einer kleinen Herde wilder Affen als Nahrung dienen, die einzigen in freier Natur lebenden Affen des europäischen Kontinents. Erst ganz im Norden bietet der fast senkrechte Hang an seinem Fuße eine kaum hundert Schritte breite sandige Uferstelle dar, und dort haben catalanische Fischerleute einige Steinhütten, das Dörfchen Catalan Bay. Um dorthin zu gelangen, muß man um den ganzen Felsen herum und den seine Nordseite umgürtenden Weg entlang wandern. Ganz oben endet der Felsen in einen schroffen Grat, so schmal, daß selbst die kleine Platte auf seiner höchsten Spitze, wo sich die Signalstation befindet, aus dem Felsen gesprengt werden mußte. Die dort oben in Einsamkeit hausenden Wachtposten melden telegraphisch jedes einzelne die Straße von Gibraltur durchfahrende Schiff, viele Tausende im Jahre, den Behörden in der Stadt. Um den Mannschaftswechsel und die Verpflegung

Blick auf Stadt und Hafen. Im Hintergrunde die afrikanische Küste

Digitized by Google

dort hinauf zu erleichtern, wurden schwebende Seilbahnen angelegt.

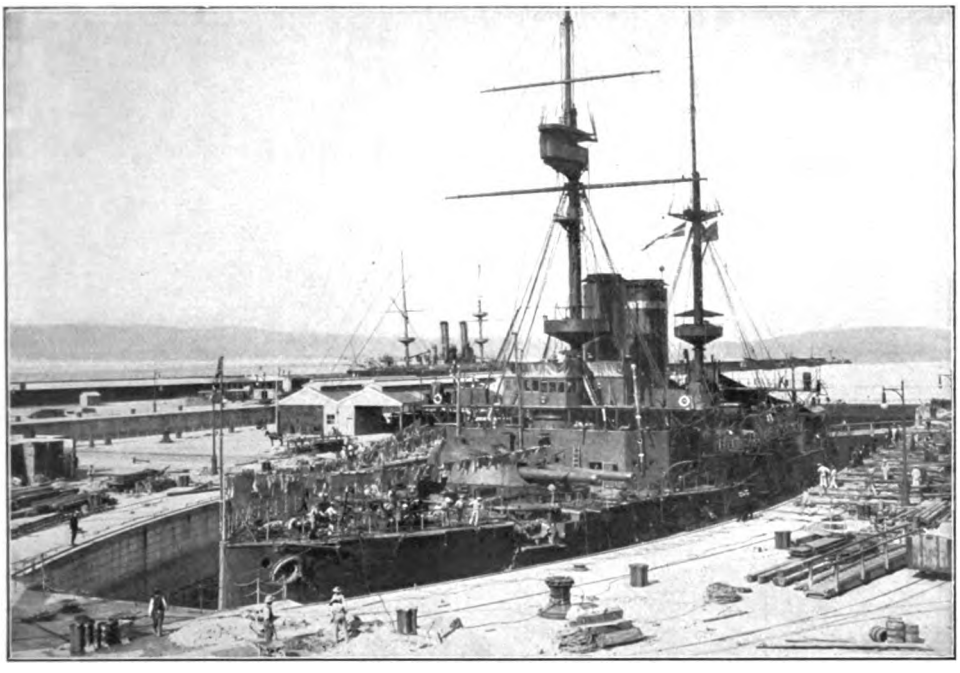
Den Schutz der Ostseite des Felsens der hier unbezwinglichen Natur überlassend, haben die Engländer nach den drei anderen Seiten doppelte und aus schweren Granitblöcken dreifache Linien von Kasematten erbaut, deren niedrigste im Uferwasser liegt. Auch diese kilometerlangen Reihen sind mit Geschützen schwersten Kalibers gespickt, und zwischen ihnen sind Spitzgeschosse von nahe einem Meter Länge und einem drittel Meter Dicke zu Pyramiden aufgeschichtet. Zwischen Europa Point und Alameda stehen allein dicht an der Fahrstraße Hunderte von Kanonen, darunter jene der Begrüßungsbatterie. Vor ihr umfaßt der einen halben Kilometer lange Steindamm, New Mole genannt, den Kriegshafen mit seinen Werften; die Stadt selbst wird unten am Ufer durch mehrfache Reihen von Festungswerken geschützt, und an sie schließt sich im Norden der Handelshafen.

Indessen, die stärksten Batterien sind nicht die jedem Besucher sichtbaren, sondern die in den Felswänden verborgenen, die selbst den meisten Offizieren der Besatzung unbekannt sind und Fremden niemals gezeigt werden. Doch erhielt ich als besondere Vergünstigung vom Gouverneur die Erlaubnis, wenigstens die älteren Felsbatterien an der Nordseite zu besuchen. Ein stets verschlossenes, streng bewachtes Eisentor nahe der Maurenfeste führt zu einem aus der senkrechten Felsmauer gesprengten Hohlweg mit einer natürlichen Brüstung so hoch, daß die Verteidiger von keinem Punkte, es sei denn aus einem Luftschiff, gesehen werden können. Der Felsen bildet an dieser gegen das spanische Festland gewendeten Seite eine senkrechte Mauer im wahren Sinne des Wortes, vier bis fünfhundert Meter hoch. Vollständig kahl, grau, verwittert, ohne die geringste Unterbrechung hebt sie sich in die Wolken, die im Winter fast beständig den Gipfel umhüllen. Als ich diese nackte Wand mit dem Fernrohr durchmusterte, gewahrte ich indessen doch auf zwei-, drei- und vierhundert Meter Höhe Reihen kleiner, gleichmäßiger Löcher, und in den untersten konnte ich einige schwarze Punkte entdecken. Sie sind die berüchtigten Felsbatterien, und die schwarzen Punkte sind die Kanonenmündungen.

Nach viertelstündigem Marsch gelangten wir zu einem schweren Gittertor, das zur ersten Felsengalerie führt, ein Tunnel mit wagerechten Durchbrüchen nach der zehn bis zwölf Meter entfernten Außenwand. Helles Tageslicht drang durch diese Öffnungen, und in jeder schlummerte ein Hinterladergeschütz schwersten Kalibers mit Geschoßpyramiden an jeder Seite und Munitionskammern aus dem Felsen gesprengt. Am Ende der mehrere hundert Meter langen Batterie liegt eine kreisrunde Halle, wie die

Die alte Stadt, überragt von der Maurenburg, umschlossen von Festungswerken

Digitized by Google



Englisches Kriegsschiff im Dock von Gibraltar

Kasematten eines mächtigen Martelloturmes, aus einem Felsvorsprung gehauen. Durch die Luken strecken riesige Kanonenrohre ihre Hälse nach drei verschiedenen Richtungen.

Vom äußeren Rand dieser Luken war die Fernsicht von unbeschreiblicher Großartigkeit. Unten in Gibraltar regnete es, hier oben genossen wir Sonnenschein, und in seinem Glanz gewahrte ich das breite, blaue Band der Straße von Gibraltar, die fernen Höhen der afrikanischen Küste, dazu ein gutes Stück des südlichsten Spaniens mit den schneebedeckten Höhen der Sierra del Pinar, den grünen Tälern und dunklen Korkeichenwäldern, zahlreichen Städten und Ortschaften; näher am Fuße liegt die schmale sandige Landzunge, die den Felsen mit dem spanischen Festland verbindet, und auf einem sechshundert Meter breiten Streifen aussieht, als wäre sie aus der Sahara geschnitten worden. Es ist die neutrale Zone zwischen England und Spanien. Jenseits grüßen die hübschen Villen und Gärten des ersten spanischen Städtchens herüber, Linea de la Concepcion genannt, mit dreißigtausend Einwohnern, und darüber hinaus glänzen die weißen Häuser von San Roque.

So hoch auch mein Standpunkt war, über mir gab es noch andere Kasematten, Batterien, Zerstörungswerke, Beobachtungsposten, bis hinauf an der obersten Spitze! Dabei werden noch immer neue Verteidigungslinien und Hafenwerke angelegt. Diese allein verschlangen während des letzten Jahrzehnts weit über hundert Millionen Mark! Aber was wird alles das nützen, wenn einmal eine starke, willenskräftige, zielbewußte Kriegsmacht Gibraltar im weiten Kreis von der Landseite her abschließt und mit weittragenden Riesengeschützen und Mörsern die Straße von Gibraltar und das Meer bis zu den jenseitigen afrikanischen Küsten beherrscht? Dieses „Einmal" ist vielleicht gar nicht so fern, wie man glaubt, denn mit der Abschließung und Beherrschung der Meere durch England ist es vorbei: die Welt verlangt mit Recht die vollständige Freiheit des Seeverkehrs!

Sprüche

Aus den Wirren, draus wir uns nie retten,
Formt der Dichter Kettlein ohne Ende.
Schönheitsfrohe, sichre Kennerhände
Spielen gern mit solchen feinen Ketten.

Leide stark und schön
In vollem Wachen!
Hol' Dir den Trost aus Höhn,
Nicht aus dem Flachen!

Frida Schanz

Digitized by Google

Der gewanderte Knecht

Ballade von

Börries, Freiherrn von Münchhausen

Der Gutsinspektor, Herr Siedentopf,
Der sagte: „Jaja, das Wandern!",
Hob mit zwei Fingern die Mütze vom Kopf
Und kratzte sich mit den drei andern:

„Da war der Florus, das war ein Korn,
Das paßte in jede Kimme! -
Nur Ochsen, - da kam er nich mit nach vorn,
Da hattr zu wenig Stimme.

Ja, also Florus, der Pferdeknecht,
Der kommt so vor zehn, zwölf Jahren,
- Es war im Herbst, und das Wetter war schlecht,
Und wir hatten Jauche gefahren,

Und sagt „Guten Morgen, Herr Siedentopf,"
(So sagt er) „ich muß mich verändern, -
Ich hab eine Spekulatschon im Kopf
Nach den ungebräuchlichen Ländern!"

„Mein Gott (so sag ich), was is denn los, -
Dich kneipen doch nich Alimente?!"
Er weberte mit den Kopfe bloß
Und ging am ersten Advente. - -

Und denn drei Jahre, ich komm in Stall,
Da schreien sie alle im Chorus:
„Herr Siedentopf, da is er all,
Herr Siedentopf, - unser Florus!"

Digitized by Google

Und auf der Haferkiſte da ſitzt
Der Kerl, wie ſonſt in Blauleinen,
Und hat ſich ne Peitſchen-Schmicke gefitzt
Und baumelt ſo ſacht mit den Beinen.

Und denn erzählt er: „Erſcht machtch da raus
Nach Schenua,*) - ach die Wärme!
Da weichen ſe aber linkswärts aus,
Und da machtch rüber nach Bärme**).

Da habch beim Sultan von Rangun
Einen Opernſänger mußt machen,
Bei „Keinen Tropfen trinkt das Huhn"
Da mußt er doch immer ſo lachen!

Und nachher, da bin ich hüben rein
Nach Stambul, da warn ſe grad aufſtändſch,
Da ſprechen ſie wieder mehr wie Latein
Und ſind auch ſonſt richtg ausländſch.

Da packtch mei Schnupptuch und in mein Kopf
Da dachtch in meinen Gedanken:
Nu mag der Inſpektor, Herr Siedentopf,
Mich meinthalb wieder zanken!

Nu bleibch derheime und kann ja wohl
Die Schimmel auch wieder nehmen -"
Und ich, ich ſage aufs Gradewohl:
„Na nimm ſe nur, die kannſte zähmen,

Du Opernſänger! Na du büſt ein Korn,
Das paßt in jede Kimme, -
Nur Ochſen, - da kommſt du nicht mit nach vorn,
Da fehlt dir denn doch die Stimme!" -

Und der Inſpektor, Herr Siedentopf,
Der lachte: „Jaja, das Wandern,"
Nahm mit zwei Fingern die Mütze vom Kopf
Und kratzte ſich mit den drei andern.

*) Genua
**) Birma

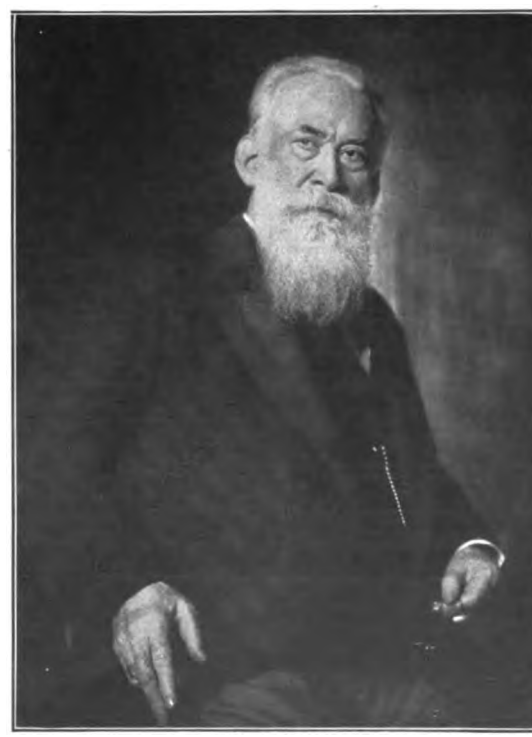
Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

„Meyerheims". Von Hanns Fechner

Wenn ich den so wohlbekannten Namen Paul Meyerheim höre, kommen mir alsbald Erinnerungsbilder aus vergangenen Tagen. Fast möchte ich meinen, ein ganz feiner, aus der Kindheit her vertrauter Geruch durchzöge plötzlich die Luft. Jener eigene Atelierdunst von frischen, selbstangeriebenen Ölfarben, vermischt mit dem der Lacke und harzigen Firnisse und dem durchdringenden Terpentin, das so eigenartig nach dunklen Fichtenwäldern mit klebrigen Baumstämmen riecht. Weihrauchdüfte waren das für den Knaben, die ihm die Malerwerkstätten so geheimnisvoll machten, die ihm die Männer bei der emsigen Arbeit an ihren Bildern gleich Zauberern erscheinen ließen. Gleich Wunderleuten, die mit dem Pinsel oder dem Stifte wie mit einem Zauberstabe gar wundersame Dinge auf die Leinwand bannen konnten.

Mächtig klopfte mir jedesmal das Herz, wenn ich in der Ritterstraße des alten Berlins in einem oder dem andern der heimeligen Ateliers eine Botschaft meines Vaters ausrichten durfte. Neues gab es da immer zu schauen: hier sah man Bilder von alten Städten mit seltsamen Giebelhäusern, verwitterten zum Himmel ragenden Burgen, in einem andern glaubte man sich zwischen uralten Eichenwäldern, dunklen Tannenbäumen und lichten, sonnenbeschienenen Wiesen und Bergabhängen. Oder es gab da nackte Menschen zu sehen, die die alte klassische Sagenwelt verkörperten, von der ich freilich damals noch so wenig wußte, wie von der Bedeutung der herrlich in alte Gewänder gekleideten Menschen, denen irgendein historisches Moment zugrunde lag oder die nur um ihrer Schönheit willen gemalt wurden. Am verständlichsten aber waren mir immer die Leute unseres Landes mit ihren wettergefesten, sonnengebräunten Gesichtern, die kräftigen Bauerngestalten bei der Arbeit draußen auf dem Felde oder drinnen beim häuslichen Zusammensein, so wie sie beispielsweise beim alten O. Becker als Studien und Bilder die Atelierwände schmückten. Das war ein großer, hagerer Mann, dessen freundlicher Gesichtsausdruck durch ein kleines, blondes Schnurrbärtchen erhöht wurde und durch einen Kranz blonder Haare, der den glatten Schädel umrahmte. ‚Kuhbecker' nannten sie ihn wegen seiner Vorliebe für Bilder, auf denen allerhand Rindvieh in landschaftlicher Umgebung die Hauptsache ausmachte. Seine kleinen Bilder aber, die buntes Hühnervolk in seinen glänzenden Farbenspielen zeigten, liebte ich damals doch am meisten. Hatte mir ja der freundliche Herr erklärt, wie er diese wunderbaren, buntschillernden Farben, in die die Natur so viele ihrer Geschöpfe kleidet, ganz besonders gern male. Der liebe Gott sei ein gar guter Maler, versicherte er mit fröhlichen Augen, und so schöne, farbige Geschöpfe müsse man hübsch in den Vordergrund stellen, damit ihre ganze Pracht recht klar auch im Bild dann erscheine. Das leuchtete mir ein, und der Anblick eines solchen fertigen kleinen Bildchens, das zudem noch köstlich nach dem Parfüm des frischen französischen Firnisüberzuges roch, war ein Ereignis für mein Kinderherz.



Paul Meyerheim. (Phot. Nicola Perscheid)

Paul Meyerheim! Erinnerungen an Brockmanns Affentheater, die schönste

Digitized by Google

Weihnachtsfreude der Kinder aus meiner Zeit, an Zirkus Renz oder Ciniselli draußen am Wege zur Hasenheide — oder war da Salomonsky? — tauchen auf. Und mit dem Geruch des Affenvolkes und der Zirkusmanege geht der des Raubtierhauses im Zoo eine Mischung ein, in der dieser schließlich die Oberhand gewinnt. Das waren damals schöne Zeiten, als der „Zoo“ sich die Liebe des ganzen Berlins eroberte. Nach und nach war aus dem alten Garten, der uns Jungen ein Urwald mit seinen frei umherlaufenden Rehen dünkte, ein Park mit Hügelanlagen und schönen Teichen entstanden. Auf ihnen tummelte sich im Winter, wenn das vielerlei seltsame Wasservogelvolk seine Winterquartiere bezogen hatte, die Jugend im fröhlichen Eislauf. Behausungen für allerhand Arten von Getier entstanden im Lauf der Zeit, eine kostbarer und schöner als die andere, und mehr und mehr mußten die Maler, die den Tieren mit Pinsel und Bleistift zu Leibe rückten, mit einer großen Zuschauerschar rechnen, wie sie mit Recht dem besten zoologischen Garten Deutschlands zuströmte. Aber es gab auch Stunden für ungestörte Arbeit. —

Aus mir, dem Knaben, dem einst der Blick in eine Malerwerkstatt höchste Wonne bedeutete, war inzwischen selber ein Kunstjünger geworden, der auch im Zoo allerhand Fressen für sein Skizzenbuch suchte. Oftmals zusammen mit meinem Akademiegenossen, Hubert von Heyden — der als hervorragender, moderner Tiermaler späterhin in München wirkte und leider zu früh von der Erde fort mußte. — Einst kam er ganz aufgeregt, mich hinüber zu der Sippe der Papageien zu holen: „Komm schnell, Menzel zeichnet einen Kakadu!“ Leise ohne zu stören schlichen wir uns mit gierigen Blicken an dem Skizzenbuch, das der kleine große Maler fest gegen den Leib gestemmt vor sich hielt, vorbei. Und jedesmal, wenn wir unsern Gang wiederholten, war der Vogel in einer neuen, charakteristischen Stellung zu sehen. In ein paar Stunden hatte der Meister ihn wohl zwanzigmal in den verschiedensten Haltungen tadellos auf das eingehendste gezeichnet. Begeistert machten wir uns davon, aber doch voll bangen Zweifels. Würden wir wohl je etwas von solcher Meisterschaft erringen? — „Und nun hinüber zu Paul Meyerheim. Er malt beim Löwenkäfig,“ drängte mein Freund Hubert, um seinem späteren Lehrer nun auch ein wenig zuzuschauen, wie er es mache. Meyerheims reckenhafte Gestalt — wenn er mit seinem älteren Freund Menzel, der übrigens auch sein Taufpate war, zusammen ging, gaben sie beide ein gar ungleiches, fast komisch wirkendes Paar ab — war schon von weitem neben der kleinen Feldstaffelei sichtbar, aber man mußte nahe hinzugehen, um sich über seine Arbeit klar zu werden. Einzelne Teile vom Löwen, der Kopf, ein Stück Vorderpranke, die Hinterbeine in verschiedenen Stellungen, alles sachlich klar studiert, war da zu betrachten. „Löwenklein“ wie er wohl scherzhaft mal seine Einzelstudien genannt hatte. „Löwenklein“, das jetzt in den verschiedensten Nachrufen als amüsantes Wort der Leserwelt vorgesetzt wurde.

Damals wußte ich von seiner Bedeutung noch so wenig wie wohl die meisten dieser Leser. Und doch gibt es den Schlüssel zum Wesen der Kunst Meyerheims. Ihm lag die Fähigkeit ganz weniger großer Künstler im Blute, lebende Wesen in ihren intimsten charakteristischen Bewegungen aus dem Gedächtnis, aus der Erinnerung zu malen. Hierzu gehört selbstverständlich genaueste Kenntnis des anatomischen Baues und ganz gewissenhaftes Studium der Einzelheiten der verschiedenen Körperteile und ihres Verhältnisses zueinander. Das nannte er scherzhaft das „Löwenklein“ seiner vielen so meisterhaft dargestellten Löwenbilder. Für den trefffsicheren Schützen aber gab es wohl nichts, was da fleucht und kreucht, das ihm nicht als künstlerische Beute verfallen wäre. Und als man ihm in späteren Jahren wohl einmal den Vorwurf machte, daß er immer nur Löwenbilder ausstelle, da er doch die ganze Tierwelt meistere, antwortete er, der Kunsthandel wolle leider von ihm immer nur Löwenbilder erwerben. Aber mit dem ihm eigenen feinen Humor fügte er dann hinzu: „ — Löwen und löwen lassen.“ Ein andermal äußerte er sich Leistikow gegenüber, der der verhätschelte „Grunewaldmotiv“-Maler des Berlin W geworden war, auf seine Anzapfung: „Aber lieber Herr Professor, schon wieder einen Löwen!“, ihn fröhlich über die Brille anblinzelnd: „Ja, lieber Herr Leistikow, was bei Ihnen der Irunewald, das sind bei mir die Löwen!!!“ — Diese Schlagfertigkeit des Wortes glich seiner Kunst der malerischen und zeichnerischen Improvisation. Ein schlagendes Beispiel für diese sah ich auf einer Studienfahrt einst in dem guten Städtchen Mittenwald in Oberbayern. Mein alter Freund Reiter, der bekannte Geigenmacher, führte mich, noch ehe ich meine Siebensachen recht verstauen konnte, mit den Worten: „Gib fei Obacht, da wirst amal schaug'n“ alsbald in den großen, halboffenen Laubengang hinter der Post. Die getünchte lange Mauer, die die Rückwand bildete, zeigte die ganze Reihe der bekanntesten Tiere des Hochlandes. Spielende Murmeltiere, kühn kletternde Gemsen, den balzenden Auerhahn — mit den eigenartig gestellten Schwanzfedern, dem „Stoß“, der den Neid eines jeden Jagabuabn erwecken mußte —, den stolzen Berghirsch, daneben einen Sprung Rehe, feistes Weidevieh, dann den zottigen Meister Petz, der früher droben in den Geklüften sein Wesen trieb, und nicht zu vergessen das Volk der heimischen Eulenarten. So ungefähr sind mir die aus Mangel an Ölfarben mit Teer oder Wagenschmiere kühn hingesetzten Wandmalereien noch jetzt lebendig in der Erinnerung. „An Regen, wenn wir die Wochn net g'habt hättn, nacha hättn mir auch die feinen Bilder net, die

Digitized by Google

uns der große Malner naufg'malt hot. Rat amal, wer's war?" — „Brauch gar nicht zu raten, Reiterle, etwas so großartig an die Wand malen, nur so aus dem Stegreif, so improvisieren, das kann nur einer: Paul Meyerheim." Der Alte stutzte einen Augenblick und nickte: „Freili, freili, so hoaßt ma ihn," und dann nachdenklich: „An Namen unterm letztn Bild host net g'lesn. Dös is g'wiß. Muß halt so san wie mit die altn Amatigeign, ma hörts glei, was ane Amatigeign is, braucht an Nam'n am Bodn drinnen net erst z'lesn." Da mußte ich dem Alten beistimmen und konnte ihm noch erzählen, wie der Meyerheim ein gar guter Cellospieler sei und sich gleich so manchem der besten Künstler das letzte Innerste, was die Farbe nicht herausbringt, so von der Seele herunter spielen müsse. — — —

Diese Kunst, aus dem Kopf ohne Modell daneben, das zu malen, auszudrücken in Farbe, Linie und Bewegung, was einem künstlerisch am Herzen liegt, ist schönste Kunst. Vergleichbar mit der eines Musikers, der improvisierend ein neues Lied finden kann, es wunderbar zu Gehör bringt, und es auch formvollendet in die Notenlinien zu schreiben vermag. Lange suchen muß man unter den Malern nach solchen genialen Naturen. Von den vielen, die ich auf meiner Lebenswanderung kennen lernte, konnten nur wenige — der Münchener Piglhein zum Beispiel — diese Kunst ihr eigen nennen ...

Noch einmal zurück zum alten, guten O. Becker, von dem ich anfangs sprach. Seine Freude am schillernden Farbenkleide bevorzugter Tiere und die naive Wiedergabe dieser Farbenpracht an sich, ähnelt etwa der Freude an der Farbenwirkung eines schönen orientalischen Gewebes. Nur eins brauchte es bei dieser Kunstauffassung nicht: das Sichversenken in die Wesenheit der lebenden Geschöpfe. Für seinen Zweck, dieser Art Stillebenmalerei, konnten ihm auch gut ausgestopfte Exemplare der Hühnersippe dienen, wenn er sie etwa hinaus in die Sonne oder in den Schatten zum Abmalen stellte. Auf diese Weise schon vermochte sich der Maler seiner Lust am Glanz der Farben an sich hinzugeben. Mit ein bißchen weniger künstlerischem Einschlag wäre so etwas nur rein naturwissenschaftlichen Abbildungen gleichgekommen. Im letzten Grunde aber gibt weder diese Beckersche Darstellungsart, die mit den Farben an sich arbeitet, noch die gewisser Anhänger neuerer Kunstauffassung, deren moderne Farbengier am liebsten alles in bengalischen Beleuchtungen malen möchte — ein richtiges Bild des Wesens der Geschöpfe. Wie anders stand Meyerheim der Tiermalerei gegenüber! Ihm ging's um mehr. Vielleicht aus seiner kosmischen Weltanschauung heraus, die im Gegensatz zur rein mechanistischen, nach dem Seelenleben in allen Wesen suchte. Er wollte mehr als nur naturalistische Kunst geben. Es wird das verständlich, wenn man einen schnellen Blick in die Entwicklungsgeschichte der Tierdarstellungen tut. In den Uranfängen einfache, zum Teil angetönte Umrißzeichnungen von Jagd- und Haustieren, wie sie die Wandmalereien in den Höhlen der Dordogne zeigen. Dann die altorientalischen Malereien und Skulpturen von jenen seltsamen Fabeltieren, die in ihrer künstlerischen stilisierten Weise zu noch jetzt gebräuchlichen Symbolen wurden. Diese künstlerische Umgestaltung der Tiere, man denke an den Greif, diese Löwengestalt mit dem Vogelkopf, an den Delphin, an den geflügelten Drachen, an alle die vielgestaltigen Fabelwesen, die dann zur Zeit des Rittertums heraldischem Schmuck dienten und sich als Wappentiere Unsterblichkeit erwarben. Und das eben durch die künstlerische Umgestaltung, die höhere Werte als den reinen Naturalismus erstrebt. Viel später erst tritt das Zeichnen und Malen von Tieren wieder energisch mit dem jeweiligen Einsetzen des naturwissenschaftlichen Interesses auf. Naive Nachzeichnungen der alten Skulpturen bilden den Grundstock für die Mönchsillustrationen, die in den ersten Handschriften über die „Bestien" berichten. Mit der Erfindung des Holzschnittes und der Buchdruckerkunst wird das Feld für Tierbilder allerart frei. Unglaublich kindlich, nicht nach dem Leben gezeichnet, sondern nach Beschreibungen zusammengelogen kommen uns diese ersten Holzschnitte vor, die doch zu naturwissenschaftlichen Büchern naturalistische Abbildungen geben wollten. In der Malerei, die der Haus- und Gebrauchstiere gelegentlich nicht entraten konnte, kommen die wild lebenden zu kurz, bis sich die niederländische Kunst ihrer mit realistischer Beobachtungsgabe bemächtigte. Von da an zeigt sich eine immer weiter greifende Darstellungskunst, die das Leben der Tierarten malerisch wiedergibt und sich durch intimes Studium auch mit dem organischen Bau vollkommen vertraut macht. Unsere neueste Kunst rückt von diesem Studium wieder ab und weist dem Tier oft nur den Wert eines Farbenfleckes zu. Was Wunder, daß ein Meyerheim, der seine besten künstlerischen Fähigkeiten dem Studium des Tierlebens gewidmet hat, auf einer anderen Warte stehend, höhere Werte als die des Farbenfleckes suchen mußte. Werte, die gleich denen jener alten Fabeltierwesen die Zeit überdauern. Daß er sie fand, verdankte er seiner Beobachtungsgabe des Innenlebens der Tiere. — Ich vermeine ordentlich den Klang der Stimme zu hören, wie der Mann, dem das Wortspiel so locker saß, eine Tafelfreudenrede ausklingen läßt: „... Wer den Bestien seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten!" Das humoristische Wort hätte sehr wohl auf ihn selbst gemünzt sein können. Bölsche sagt einmal: „Vom höheren Einheitsboden gibt es keinen Witz, der nicht im Kern Ernst wäre. Das Witzige ist bloß eine Attrappe. Aber wer kommt darauf ohne weiteres?" ... Damals galt

Digitized by Google

das Wort dem hochverdienten und von Meyerheim verehrten Bodinus, dem Neuschöpfer des Zoologischen Gartens. — Welch hübsche Idee von seinem Nachfolger, unserm Heck, dem alten Meister zum siebzigsten Geburtstage zwei ganz junge Löwen am Festmorgen zu senden: „Löwenklein", das in natura die Glückwünsche des Zoo und seiner ihrem Meister dankbaren „Bestien" auf einem beigefügten Zettel bringen sollten. —

Noch einmal die alte Rolljalousie in die Höhe und einen Blick durch das kleine mit bunten Blumen bestandene Guckfenster der Erinnerungen. In früher Jugend schon durfte ich meinen Vater gelegentlich auf Sommer- oder Winter-Künstlerfeste begleiten. Unter den originellen Kostümfiguren, deren ich mich noch deutlich erinnere, wirkte Meyerheim immer besonders durch seine scherzhaften und geistreichen Vermummungen. Auch hier der Mann mit den guten Einfällen. Ich sehe ihn majestätisch als alten Assyrerkönig mit braunem stilisiertem Lockenbarte — der sich bei näherem Zusehen als ein Bündel schön gedrehter Havannazigarren erwies. Ein andermal merkte man erst ganz zuletzt, daß seine gleißende Ritterrüstung aus nichts anderem als einem Paar gewöhnlichen strohgeflochtenen Fußabtretern bestand, die durch geschickte Bemalung täuschend einem goldenen Kettenpanzer glichen. War er's nicht auch, der einmal — wie eine ovidische Metamorphose — als gespaltener Baumstamm, in dem ein listiger Fuchs in der Klemme saß, auf einem Künstlerfeste erschien? Und wie originell wirkte er nicht auch als wandelnde Herme, seine eigene Büste vorstellend, von den Schultern an in die Enge eines Postamentes gezwängt! Charakteristischerweise immer solche Darstellungen, bei denen er nicht durch eine Sprechrolle die Wirkung zu erzielen brauchte. Das lag ihm nicht. Beobachten und dann das Ergebnis in einem guten, knappen Worte zusammenfassen — so hielt er es mit den humorvollen Leuten jener Tage, wie den unvergeßlichen Zeichnern Gustav Heil, dem Kladderadatsch-Scholz, den Denkern und Dichtern Emil Jakobsen, dem langjährigen eigentlichen spiritus rector der Berliner Künstlerschaft, dem sie ja auch die glänzenden Bernauer Festspiele verdankte, Julius Stettenheim, Stinde und wie sie alle hießen. Humor und Witz in schöpferischer Form erwiesen bei ihnen ihre Jungbrunnenkraft bis ins hohe Alter. Dagegen können reproduzierter Witze und Humor nicht ankommen. Leute wie Julius Jakob und Julius Ehrentraut zum Beispiel, einst in ihrer Jugend die beliebtesten und launigsten Humoristen, deren Auftreten immer schallende Lachsalven begleiteten, verloren denn auch, anders wie Meyerheim, mit Amt und Würden ihren einst so bejubelten Witz. —

Meyerheim, der als Lehrer so hervorragende Eigenschaften besaß, brauchte seinen Humor aber auch dann, wenn er erziehlich wirken wollte. Besonders gefürchtet waren seine Anreden, nach genauer Betrachtung einer Schülerarbeit, die da anfingen: „Sagen Sie einmal, wie alt sind Sie eijentlich?" Und dann, wenn der Schüler sein jugendliches Alter nannte: „Na sehen Sie, da sind Sie ja jung jenug, um noch einen tüchtigen Beruf zu ergreifen!" Er war ein durchaus kritischer Lehrer, dem es in der Hauptsache daran lag, gutes Material an Schülern zu haben, was sich ja auch mit seinem zu den Kunstjüngern oft geäußerten Satz deckt: „Es gibt keine guten Lehrer, es gibt nur gute Schüler." — Einen trefflichen Beweis von der ehrlichen Unbestechlichkeit seines künstlerischen Urteils erzählte mir Carl Kappstein, der als Schüler, Freund und späterer Amtskollege des Meisters ihn wie wenige von Grund aus kennt: „Kommt da vor vielen Jahren aus München ein grüner Akademikus mit zwei dicken Mappen voller wüster Akte in Kohle gezeichnet, mit dick gespachtelten Landschaftsskizzen usw. — alles so ‚mit Genie hingeschmissen', und bittet Paul Meyerheim um Begutachtung und Empfehlung, da angeblich auch schon Menzel sich ‚sehr anerkennend' über diese Arbeiten ausgesprochen ‚hätte'! — Der Meister sieht mit steigender Entrüstung die zwei Mappen durch und sagt dann ganz fröhlich zu dem total überraschten Jüngling: ‚Wissen Sie, das beste für Sie wäre, wenn Ihr Atelier mit allem was drin is, mal abbrennte, dann müßten Sie von vorne anfangen!'" — Kappstein, der 29 Jahre mit dem Meister über den Erdenball gewandert ist, weiß auch besonders seine hervorragende Begabung als Lehrer der Jugend zu schätzen. „Die Überfülle," so schildert er begeistert, „seiner so klaren Anschauung über das Wesen und die Grundbedingungen künstlerischer Darstellung war geradezu staunenswert. Er gab jedem, bei dem er nur irgendwie wirklichen Ernst und Streben sah, aus schier unbegrenztem Wissen und unerschöpflicher Erfahrung, gestützt durch ein phänomenales Gedächtnis für die Erscheinung und Darstellung der Bilder älterer und lebender Meister, alles her. Er erklärte und beschrieb Kompositionelles und handwerklich Technisches nicht nur, sondern nahm irgendeine Malpappe und malte mit Umbra und Weiß in wenigen Flecken die ganze Grunderscheinung irgend eines berühmten Bildes, sei es ein Italiener, Holländer oder Franzose gewesen, aus der Erinnerung hin — und in wenigen Minuten hatte er uns Schülern so die Ursache der Bildwirkung des betreffenden Kunstwerkes klar vor Augen geführt." Sicher wäre es sehr verdienstvoll, wenn Professor Kappstein seine Erinnerungen an Meyerheim als Lehrer zu Nutz und Frommen der kunststudierenden Jugend ausführlich niederschreiben würde. Den Lehrern aber könnte er zeigen, wie man junge Künstler in nachahmenswerter Weise durch die blühenden Gefilde deutscher Kunst führen kann, damit sie später mit rechtem Verstehen die reifen Früchte brechen mögen.

Digitized by Google

Jeder Kunstliebhaber aus der Zeit vor dreißig Jahren mußte einen echten „Paul Meyerheim“ besitzen. Natürlich gab es damals schon sogenannte Sammler, die Bilder nur des Namens wegen einhandelten und oftmals sich nicht erinnern konnten, was eigentlich auf solchem Bilde zu sehen sei, mit dessen Unterschrift sie prahlten. Diese guten Leutchen gehörten auch meist zu den ständigen Besuchern der Lepkeschen Bilderauktionen. Da hörte ein zwar an Lebensjahren reicher, doch im „Kunstsammeln“ noch junger „Mäzen“, daß im Auktionshause zwei kleine Meyerheim-Landschaften zur Versteigerung stünden. „Meyerheim,“ sagte er sich, „ist ein berühmter Name.“ Eigentlich wollte er nur dreihundert Mark anlegen. Voller Angst aber, daß ihm die gute Beute weggeschnappt werden könnte, bot er scharf mit, bis ihm für tausend Mark die Bildchen zugeschlagen wurden. „Es ist ja für ein paar echte Meyerheims,“ entschuldigte er sich gleichsam bei den Umstehenden. „Da meinen Sie doch wohl Paul Meyerheim,“ bemerkte ein freundlicher Herr aufklärend. „Die Bilder sind nicht von ihm. Die sind von einem sonst unbekannten Namensvetter, der meist so kleine Landschaften malt.“ ..... Wie mag der echte gelacht haben, als er von dieser Begebenheit erfuhr! Eine Bestätigung mehr für seinen Ausspruch: „Der Deutsche sieht die Bilder mit den Ohren.“ In diesem Sinne äußerte er sich auch einmal einer Dame gegenüber, die sich abends in einer Gesellschaft erkundigte, ob diesmal am „großen Tag“ bei Lepke viel verkauft worden sei. „Ach nein,“ winkte er ruhig ab, „genug gute alte Werke waren zwar da. Aber wissen Sie, Bode ist ja verreist, und da hatten die Leute keinen Geschmack.“

Des Meisters Kenntnis in der Wertbeurteilung wurde ja auch oft genug in Anspruch genommen. Aber nur wirklich gute Bilder interessierten ihn. Eine sehr bekannte Dame der Berliner Gesellschaft lud Meyerheim einmal zu einem köstlichen Diner ein und zeigte ihm, bevor man zu Tisch ging, ein neu erworbenes, sehr teuer bezahltes „altes Bild“ mit der Bitte, es zu begutachten, d. h. hoch zu schätzen! Meyerheim besieht sich flüchtig das Ding und sagt: „Ach, jetzt kann ich noch nichts Rechtes sagen, ich bin nämlich sehr hungrig.“ Man geht zu Tisch. Meyerheim ist sehr aufgeräumt und lustig, die Hausfrau freut sich sehr und bringt gleich nach dem letzten Gang das teure Kunstwerk wieder zum Vorschein: „Nun, liebster Meister, was sagen Sie jetzt zu dem Werk?“ — Der besieht es sich lange und sagt sehr vergnügt: „Ja, wissen Sie, nun finde ich's erst recht scheußlich!“ — Gesellschaftliche Abfütterungen, wie sie Berlin so liebt, waren ihm immer ein Greuel. Und es ärgerte ihn besonders, so als „große Kanone“, wie er's bezeichnete, eingeladen zu werden. Dennoch brachte seine ablehnende Haltung gelegentlich ein famoses Witzwort zustande, wie bei jener Gastgeberin, die während ihres üppigen Mahles von ihren Fürsorgebestrebungen um die kleinen Leute, besonders aber von ihrem energischen Eintreten für Frauenbewegung sprach. Meyerheim hatte das letzte Wort: „Gnädige Frau, die einzige Frauenbewegung, die ich gutheiße, ist der Walzer.“

So manches frohe Wort fiel auch in den Kommissionssitzungen der vielen Ausstellungen, denen er als Vertrauensmann beiwohnte. Als die Liste der einzuladenden ausländischen Künstler für die Jubiläums-Ausstellung Anno 1896 aufgestellt werden sollte, schlug Meyerheim unter anderen einen englischen Tiermaler vor mit den Worten: „Ich male ja besser, aber er ist berühmter.“ Man kann sich den Heiterkeitserfolg denken. — Oft beendet ja auch ein treffender Witz eine allzu lange Debatte. So ein anderes Mal, als in einer Sitzung lang und breit beraten wird, wie und an wen die Verpachtung der „Garderobe“ zu vergeben sei. Die Kommission kann sich nicht einig werden. Da sagt Meyerheim plötzlich: „Ich mache den Vorschlag, diese Angelegenheit dem ‚Schirmherrn deutscher Kunst‘ zur Entscheidung zu übergeben!“ Ein großes Gelächter erscholl, und in einer Minute war alles erledigt. — Meist nicht so schnell aber ging es mit dem Erklären der Tischkarten zu Ende, worin Meyerheim eine ganz besonders humorvolle Meisterschaft besaß. Ich sehe noch meinen Freund Jüttner, der öfter mal die Karten erfinden und zeichnen mußte, sich die Haare raufen: „Was nützen mir meine schönsten Witzerfindungen, wenn Meyerheim sich überhaupt nicht daran kehrt und ganz etwas anderes herausdeutet.“ Das war so recht der Humorist Meyerheim. Er erklärte, frisch drauflos improvisierend, solch eine Zeichnung, auf der er seiner schlechten Augen wegen in letzter Zeit überhaupt nichts mehr erkennen konnte. Jüttner erhob dann bisweilen ernsten und würdevollen Einspruch, um als launiger Selbstdeuter seiner Witzzeichnungen die Palme des Humors zu erstreiten.

Lang ist's her, um die Zeit der Münchener Kunstkämpfe zwischen den „Schokoladenen“ und „Mehlbernen“, da begegnete ich zufällig einmal dem Meister und begleitete ihn in angeregtem Geplauder bis an sein Haus, Hildebrandtprivatstraße. In dieser scheinbar so großstadtentrückten, vornehmen Villenkolonie lag auch sein schönes Malerheim, ebenso wie das von Knaus und Gentz. „Die Münchener Kämpfe,“ meinte er, „dringen nicht bis in diese stille Gasse. Obgleich sie ihre Parteifärbung schon im Namen kundtut. Nun denken Sie natürlich ‚Künstlerpatenkind‘. Nee, unsere Straße hat ihren Namen von dem berühmten Schokoladenfabrikanten!“ —

Heute waltet Freund Kappstein in dem verlassenen, einst von Messel so meisterlich umgebauten Hause seines Amtes und ordnet den künstlerischen Nachlaß des Meisters. Im alten Garten aber fegt der Herbstwind die letzten farbigen Blätter von Baum und Strauch, und mit leisem Rascheln spielen sie

Digitized by Google

ihr letztes Spiel. Nun hat sie der Regen naß und schwer zur Ruhe gelegt, und still harren sie der Bestimmung aller Wesen und Dinge, neuen Nährboden zu schaffen für das Kommende. Droben im Atelier aber zieht der Wind durch die weit geöffneten Fenster, macht die Saiten des Cello im Winkel leise tönend erzittern. Erinnerungen werden wach und erfüllen die Leere ringsum mit ihrem Leben. Vertraut und lebendig sprechen die Werke, die Studien und Bilder von des toten Künstlers Wirken, von seiner Schaffensfreude. Und wie der Meister sichtbar in seinen Bildern weiterlebt, so lebt seine Seelengüte, die so warm für seine Mitmenschen, für das Los der Mitstrebenden empfand, weiter in unseren Herzen. „Ja, groß dachte er über die Kunst,“ nickte Freund Kappstein nachdenklich, „und groß, weitherzig und gebefreudig war er allen Künstlern gegenüber, die seinen Rat und seine Hilfe suchten. Ohne Besinnen gab und half er. Waren seine eigenen Mittel erschöpft, dann bat er selten vergebens bei seinen reichen Freunden aus der Geldwelt für die Hilfsbedürftigen. Wie verstand er es stets an die rechte Tür zu klopfen!“ — „Da haben Sie wohl recht,“ stimmte ich bei, „ich erlebte selber etwas Kennzeichnendes. Liegt da ein Brief von einem armen Schlucker, der ein paar hundert Mark wirklich dringend braucht, auf dem Schreibtisch beim Meister. Der überlegt hin und her, was tun, hat sich gerade verausgabt. Im rechten Augenblick kommt ihm ein ‚Kunstsammler‘ hereingeschneit. ‚Herr Professor, ich muß ein kleines Löwenbildchen von Ihrer Hand haben! Leider kann ich nicht mehr dafür geben als dreihundert Mark. Nicht wahr, Sie machen's dafür?‘ Ärgerlich will der Meister auffahren, da fällt sein Blick auf jenen Brief. ‚Wo sind die dreihundert Mark?‘ — Und schmunzelnd streicht er die freudig hingelegten blauen Lappen für — seinen Bittsteller ein. Dann ein Stück Leinewand schnell auf die Staffelei und zu dem Sammler: ‚Bitte, nehmen Sie Platz, Sie können gleich darauf warten.‘ — Eine halbe Stunde später — und der verblüffte Käufer kann mit seinem Löwenkopf, obendrein noch einem vorzüglich hingemalten, sprachlos von dannen ziehen.“

„In der Tat, er war geradezu ein Meister in der Kunst des Helfens. Manch heimliches Leid ist durch ihn gebannt, manch armer Künstler gerettet worden. Auf Dank rechnete er dabei nie, dazu war er zu klug. Und wenn ihm oft genug krasser Undank begegnete, so bedauerte er nur, daß solche Menschen so ‚furchtbar dämlich‘ seien. Überhaupt“ — fuhr Kappstein fort — „erhob ihn seine von Jugend an bewiesene philosophische Ruhe, seine innere Heiterkeit über alle Beschwerden des Lebens. Durch kleine Dinge ließ er sich nie aus der Fassung bringen. Folgende bezeichnende Geschichte erzählte er mir einst vor Jahren: Noch im Hause seiner Eltern am Karlsbad hatte er sich über dem Bett ein großes Wandbrett angebracht, auf dem sein ganzer Stolz stand — eine Reihe von kleinen Tierplastiken aus Gips unter Glasstürzen. Über all dem hing ein eben neuerworbenes riesiges Hirschgeweih. In einer stockfinstern Nacht nun sauste das Geweih herab, und zertrümmert Gläser und Gipse in tausend Scherben, Bett, Schläfer und Boden mit Splittern übersäend. Er fährt aus dem Schlaf auf, hat kein Licht am Bett und sagt sich: Wenn du jetzt aufstehst, trittst du in die Scherben — dreht sich auf die andere Seite und schläft bis acht Uhr früh unbekümmert weiter. Erst nachdem das Schlachtfeld von seinen herbeigerufenen Leuten gesäubert ist, erhebt er sich vom Lager.“ —

88 88 88

Dunkel heben sich die Baumwipfel mit ihrem kahlen Astwerk vom winterlichen Himmel ab. All das Geäst leer und dürr. Blüten, Früchte und Blätter fielen im steten Kreislauf — doch verborgen schlummert tausendfach keimendes Leben dort, wo der Tod Erfüllung brachte. Vergehen und Werden in ewigem Wechsel ... Ohne Erben ihres Geschlechtes blieben die beiden Malerbrüder Paul und Franz. Mit ihnen starb eine bedeutsame hochbegabte Künstlerfamilie aus. Der jüngere Bruder Franz mußte in jungen Jahren schon fort von dieser Erde, ehe sich noch sein hohes Talent entfalten konnte. Paul aber durfte sich in der vollen Sonne entwickeln zu dem hervorragenden Künstler und dem prächtigen Menschen. So ist sein Leben jetzt für unsere deutsche Jugend ein Vorbild geworden, das echtes Künstlertum und schönstes Menschentum in sich vereint. Zu einem Träger deutscher Kultur, dessen Wesensart geschaffen ist, überall gute Saat zu streuen. Eine ausgestorbene Künstlerfamilie — und doch wird ihr Geschlecht lebendig fortwirken.

... Wenn ich an der langen Festtafel des Lebens auf dich, Paul Meyerheim, zu reden hätte, angesichts des großen leeren Platzes, der Lücke, die du hinterließest, so würde ich, deiner vielsagenden Kürze nacheifernd, mein Glas erheben:

Unser Meyerheim ist tot,
— es leben die ‚Meyerheims!‘

Digitized by Google

Warum schwieg sie nicht?

Roman von Ottomar Enking

(Schluß)

Frau Petersen kam am Spätnachmittage tränenüberströmten Angesichtes nach Hause: „Rasmus — sage bloß, ist das wahr? Läßt Doktor Rönneberg die kleine Gerda nicht mehr bei uns zur Schule gehen? Und ihr habt euch erzürnt, weil du und seine Frau immer so gegen die Preußen gewesen seid? O, mein Gott! Das kann uns aber viel Schaden tun!“ — — —

Ja, und dann brach die Stunde herein, wo der Lehrer und seine kleine Inge allein im Kämmerlein saßen, und wenn jemals ein Mensch es kennengelernt hat, was da heißt: eine Beichte ablegen, so war es Erasmus Traulsen.

Er hat zerknirschten Herzens und bitterlich weinend vor seiner Frau auf den Knien gelegen und ihr alles, alles gestanden.

Wie er trotz seiner ehrlichen Liebe zu Inge doch gegen sein treues, gutes Weib gefrevelt hatte, wie er ganz gewiß kein Heuchler vor ihr gewesen war, aber doch lange Zeit ein Doppelleben führte: das eine gehörte mit Innigkeit diesem seinem Hause — das andere schweifte hinaus und fand eine Frau, die ihm als die Verkörperung dessen erschien, was nun einmal die Hausfrau, wofern sie ein tüchtiges und keusches Weib und eine treue Mutter sein will, dem Manne nicht bieten kann, mag und darf.

Pflicht des Mannes ist es, dies Doppelleben — es ist keiner da, der es nicht ebenso wie Erasmus Traulsen irgendwo und irgendwann in seiner Seele gespürt hat — in ein ganz einfaches, schlichtes Dasein zurückzuführen.

Das geht nun einmal nur dadurch, daß der Mann den draußenherumschweifenden Gesellen unbarmherzig verschmachten läßt, damit das andere, das dem eigenen Hause anhangende Ich um so besser gedeihe.

Eine schmerzliche Weisheit! Aber es ist nun einmal eine Weisheit, und also ist es auch gut, danach zu handeln.

Hatte sich Erasmus Traulsen vor seinem Schulkameraden noch einen Stolz bewahrt, denn der Mann zeigt sich nicht gern dem Manne in Demut, auch wenn er Schuld auf sich lasten fühlt — vor seiner kleinen Inge ist er lauter Bescheidenheit und Selbsterniedrigung gewesen und hat nicht das mindeste Fältchen seines Gemütes vor ihr zu verschließen gestrebt.

Im Gegenteil: er hat sich eher zu hart angeklagt und alles auf sich genommen, wo er doch einen Teil seiner Fehle auf jene Frau hätte häufen dürfen, die zu frei war, um ihres Mannes Magd zu sein, und sich doch nicht frei genug machen konnte, um sich neben ihn als Herrin aufzuschwingen oder auch seine Schwelle hinter sich zu lassen, und die daher ihre Tage träge und inhaltsleer vergehen ließ — was sollte eine Aslaug denn übrigens auch in Korsholm beginnen? — und sich dann Träume von einem ihr versagten Glück, von einem Beglückt- und Behuldigtwerden erlaubte.

Er hat seiner Inge nicht das mindeste Unrecht verheimlicht, das er ihr angetan hatte, und in Inges weiches Gesicht hat diese Abendstunde einen wehvollen Zug eingegraben, der auch nicht wieder daraus verschwunden ist.

Sie verstand ja nichts davon, daß die Seele ein Doppel-, ach nein, ein gar vielfältiges Wesen sein sollte, sie verstand nichts davon, wie das Begehren eines Menschen, der da liebte und geliebt wurde, sich noch zu einem anderen Gegenstande verlieren konnte. Sie begriff es nicht, wie es anging, daß einer satt und hungrig zu gleicher Zeit war.

Sie war ihrem Erasmus treu, ohne daß sie jemals über das Wort und seine Bedeutung nachgedacht hätte. Ihr eigenes reines Herz sah und empfand auch nur Reines bei anderen Menschen.

Vernahm sie je von bösen Ehegeschichten, wo ein Gatte dem andern etwa durch Treulosigkeit schwere Betrübnis zufügte, so schien ihr immer, als täte sie einen Blick in eine ganz fremde, ferne Welt.

Jetzt mußte sie erleben, daß sich eine solche Geschichte in ihrer allernächsten Nähe abspielen konnte, daß sogar ihr Mann, für den sie nicht nur die liebe fleißige Hand,

Digitized by Google

nein, für den sie ihren ganzen lebensfrohen Leib ins Feuer gelegt hätte — daß ihr Erasmus zu denen gehörte, die sie stets mit Schaudern und Scheu betrachtet hatte: zu den Männern, die imstande sind, das Bildnis ihrer Frau zu entheiligen, indem sie noch ein anderes, nach ihrem Wähnen schöneres Bildnis daneben errichten.

Inge hat aus dem Schluchzen ihres Mannes heraus die Wahrheit des Satzes erfahren, den Erasmus einmal zu Aslaug sprach: daß jede Ehe eine Tragödie ist, denn jede Ehe kann nur durch Selbstabtötung bestehen. Und es ist wahrlich nicht der schlechteste Geselle, den wir da draußen unbarmherzig verkümmern lassen müssen!

Der Frau aber, wenn sie selber auch von Zwiespältigkeit des Liebens und Sehnens nichts weiß, legt das eine Ja, das sie vielleicht innerlich jubelnd vor dem Altar gesprochen hat, das schwere Opfer der Entsagung auf: es kommt die Zeit, wo sie in eine tiefe, grausige Kluft hinabzusehen vermeint, weil ihr offenbar wird, daß ihr der Mann, dem sie sich ehrlich und völlig hingab, nicht die gleiche, rückhaltlose Hingebung schenkte. Sie ihr seiner Natur nach gar nicht zu schenken vermag.

Er gehört ihr nicht ganz, wenigstens sind Augenblicke gewesen, da ihm ein anderes Geschöpf reizender und seiner Zärtlichkeit würdiger erschien als das eigene, seiner stets in aller frohen und gehorsamen Liebe harrende Weib daheim.

Aber Inge hat dann auch, weil sie ihren Erasmus eben liebte, rasch das Wort Verzeihung für ihn gefunden. Fast noch größer als ihre Trauer war ihr Mitleid mit diesem Manne, den sie doch genug kannte, um ihm glauben zu dürfen, daß er unter seiner Sehnsucht nach verbotener Frucht gelitten hatte.

Eine kleine, menschlich wohl zu verstehende Befriedigung gewährte es ihr ja, wie sie ihn so schier in Verzweiflung vor ihr liegen sah, aber dann war er ihr gleich wieder viel zu viel wert, als daß sie sich an seiner Beschämung hätte erfreuen können.

„Das ist denn wohl nicht anders bei euch," meinte sie milde, „auch nicht bei den Allerbesten von euch. Laß uns uns freuen, weil nun gar nichts mehr zwischen uns steht. Dafür, daß er das zuwegegebracht hat, will ich Doktor Rönneberg sogar dankbar sein. Im übrigen aber hat er so elend kleinlich und schlecht an dir gehandelt, daß ich für dies Leben mit ihm fertig bin. Und Aslaug hat weiter nichts getan, als daß sie sich deine Gutmütigkeit zunutze machte. Laß sie nur! Sie sollen uns nicht auseinanderbringen — das gönn' ich ihnen nicht. Nein, Erasmus, wenn wir noch niemals richtig zusammen waren: jetzt sind wir's! Und was nun kommt — das halten wir tapfer aus. Es soll uns nicht über den Kopf wachsen, mein Erasmus!"

Und sie sah, an seine Brust geschmiegt, mit ihrer ganzen holden Frauenliebe zu ihm auf: „Ich steh' dir bei!"

* * *

Ja, Inge stand ihrem Erasmus bei, aber das war auch nötig, damit er nicht den Mut verlor, denn es brach eine böse Zeit über ihn herein.

Korsholm war in Aufruhr.

Rönnebergs Vorgehen hatte mit einem Schlage ein starkes Mißtrauen gegen das Petersensche Institut hervorgerufen.

Die ganze Kleinstadt stand betroffen: wenn ein Mann, wie der Physikus, ein Schulkamerad und Freund Traulsens, die Schule nicht als passend für seine Tochter ansah — da mußte doch wahrhaftig etwas faul im Staate Dänemark sein.

Hatte der Leiter des Instituts sich irgend etwas zuschulden kommen lassen? War er moralisch nicht mehr der einwandfreie Mann, als den man ihn bisher immer kannte?

Nicht das geringste hatte er, solange die Schule unter ihm stand, auf politischem Felde getan, woraus man ihm etwa hätte einen Vorwurf machen können, aber wo waren seine Verdienste um die deutsche Sache in der Nordmark?

Man suchte und prüfte und fand nichts Rechtes, und dieser Mangel war dann schon genug, um Erasmus Traulsen bei dem preußisch denkenden Teile der Korsholmer Bevölkerung schwer zu verdächtigen.

Aus den Familien, von den Stammtischen drangen die Gerüchte über den Lehrer durch die Türen auf die Straßen, — aus den Straßen quollen sie auf den Markt hinaus. Die Behörden wurden aufmerksam. Traulsens alter Feind, der Gymnasialdirektor, hatte seinen ehemaligen Untergebenen bei all den Vorträgen vermißt, die er zur Einführung und Förderung der deutschen Kultur in diesem seiner

Digitized by Google

Ansicht nach barbarischen Lande hielt, — jetzt empfahl er ganz beiläufig dem Bürgermeister, doch ein Auge auf das Petersensche Institut zu werfen, — ob es sich wirklich mit den Zielen der Regierung vereinbaren ließe, wenn eine derartig unparteiisch geleitete Schule von der Stadt unterstützt würde.

Vielleicht war auch der Gymnasialdirektor mit die Ursache davon, wenn jetzt der Schleswiger Schulrat häufiger bei Erasmus vorsprach und ihn, was Lehre, Religion und politische Überzeugung betraf, scharf ins Gebet nahm.

Traulsen bestand wohl solche Examina, jedoch: es war nun einmal von dem Vertrauen, das die Regierung ihm bis dahin geschenkt hatte, etwas abgebröckelt, und so hatte der Herr Schulrat, wenn er von der Revision des Instituts kam, nicht mehr die wolkenlose Stirn wie ehedem.

Der Bürgermeister aber sah diese Schatten mit Besorgnis um den Hochmögenden wallen und war nur zu leicht zu der Annahme bereit, daß bei Traulsen etliches innerlich und äußerlich in Unordnung angetroffen worden sei.

Der Abmeldungsbrief, den Gorm ihm geschrieben hatte, indem er Aslaugs Rachegelüsten nachgab, war das Verdammungsurteil für die Schule. Das Beispiel des Physikus wirkte ansteckend, und als wieder Ostern herankam, da blickte Traulsen mit Trauer auf seine halbentvölkerten Klassen.

⁂ ⁂ ⁂

Sorge und Schandegefühl, — auch eine härtere Natur als die eines Erasmus Traulsen wäre darunter schwer gebeugt worden. Und das war das Furchtbare: es gab nirgends eine Rettung für ihn. Er mußte Rönnebergs wie entfernte Bekannte grüßen, denn er brachte es doch nicht fertig, wie Inge es sehr wohl verstand, ohne Gruß an ihnen vorüberzugehen. Es war ihm erst recht verwehrt, das Haus in der Wittenstraße noch wieder zu betreten, und also blieb es bei dem Klatsch, daß es um der Frau des Physikus willen zum eigentlichen Bruche zwischen den beiden alten Freunden gekommen war. Es hätte Erasmus auch erbärmlich gedünkt, wenn er sich nun auf einmal besonders schwarzweiß betätigt hätte, nach wie vor wollte er von der im Lande beliebten preußischen Kolonisation nichts wissen, und also mußte es denn bei dem Gerüchte sein Bewenden haben, daß er in seinem Herzen den Danebrog aufgepflanzt hatte und unentwegt zu dieser verbotenen Flagge hielt.

Gewiß gab es in Korsholm vernünftige Männer, die alles Gerede verachteten, gewiß gab es auch dänisch Gesinnte, die ihn wegen seiner politischen Stellung sogar liebten, aber sie halfen ihm nichts. Sie waren in zu geringer Anzahl und standen auch in der Gesellschaft nicht so hoch im Ansehen, als daß sie eine tüchtige und maßgebende Traulsen-Partei hätten bilden können.

Der Bürgermeister und seine Magistratshelfer schielten angstvoll nach oben. Sie wußten genau, daß man in Schleswig nicht fackelte: wer sich nicht stramm national erwies, für den fand man schon die Tür, um ihn an die frische Luft zu befördern.

Also Vorsicht! Und im Patriotismus lieber einmal zu viel tun als zu wenig.

So wurde gegen das Petersensche Institut der entscheidende Schlag geführt. Den Stadtverordneten ging eine Vorlage zu, daß vom nächsten Jahre an der städtische Zuschuß, der bisher Erasmus Traulsen zugebilligt worden war, geteilt werden sollte, und zwar dergestalt, daß die bis jetzt damit unterstützte Schule nur noch die Hälfte der Summe bekam, während die andere Hälfte für die in starkem Aufblühen begriffene und neuerdings von der Regierung sehr bevorzugte höhere Töchterschule des Fräulein Rohde verwendet wurde.

Der Antrag ging auch durch, obgleich er nur eine geringe, sozusagen verschämte Mehrheit fand, und also war Traulsens Stellung in Korsholm vernichtet.

Sorge und Schandegefühl!

Ach, wenn ihn sein Töchterchen, die kleine, kluge und nachdenksame Lotte unter ihren langen, dunklen Wimpern hervor manchmal so ernst-fragend anschaute, so hätte er aufschreien, den Kopf auf den Tisch niedersinken lassen und in beide Arme bergen mögen. Aber es galt, den Kindern und insbesondere Lottchen nach Kräften ein lächelndes Gesicht zu zeigen, damit sie nicht allzuviel von dem Elend merkten, das nicht ganz ohne Schuld des Vaters über die sonst immer so fröhliche Lehrerfamilie hereinbrechen wollte.

Es galt, aufrecht zu stehen, denn Wille und Trotz, das waren noch die beiden ein-

Digitized by Google

Auf dem Kutschbock

Studie von Prof. Pius Ferdinand Messerschmitt

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

zigen Hilfen, um den Untergang wenigstens ehrenvoll zu gestalten.

Mutter Petersen war für Traulsen nur noch eine Last. Über Jammern und Wimmern und auch über Vorwürfe gegen den Schwiegersohn kam sie nicht hinaus. Höchstens faßte sie den verwegenen Gedanken, sie selber wolle noch einmal wieder die Leitung der Schule übernehmen. Ihr makelloser Name würde alles gut machen.

Da gab es ein unfruchtbares Hin und Her, wenn ihr Erasmus dann darzulegen suchte, daß sie Unmögliches plane. Mit der Hartnäckigkeit des Greisenalters bestand Mutter Petersen darauf, trotz aller Schwachheit die Ernährerin der Familie zu werden. Sie schalt auf Erasmus: nur aus Eifersucht auf sie stemme er sich gegen das letzte Mittel, um ihrer aller Dasein über Wasser zu halten. Er habe überhaupt keinen Funken Gemüt, denn er könne ruhig zusehen, wie Frau und Kinder verdürben.

Erasmus wurde unendlich müde von den fruchtlosen Bemühungen, die Alte zur Vernunft zu bringen. Die Arme sanken ihm schlaff herab. In seiner Schule mochte er sich kaum blicken lassen. Einige seiner Lehrkräfte, die gern den Mächtigen der Stadt gefällig waren, hatten schon die Stunden bei ihm aufgegeben — er selber bestritt an Unterricht, was er nur leisten konnte, aber er mußte erkennen: seine Schule war eine Ruine — er durfte es als gewissenhafter Mensch den Eltern kaum noch zumuten, daß sie ihre Töchter zu ihm schickten.

Minuten kamen, wo Erasmus meinte, es müsse eine Wonne sein, seinem verfehlten Leben ein Ende zu bereiten. Und wer weiß auch, was der unglückliche Mann schließlich getan hätte, wenn nicht in seinem Hause eine Liebe gewesen wäre, stärker als alles, was ihn herabziehen wollte. Diese Liebe verkörperte sich in Inge, die immer größer zur Daseinsheldin aufwuchs, je schlimmer und bedrängter die Zeiten wurden.

Sie war dasselbe frische Geschöpf wie immer, sie besänftigte den Streit zwischen ihrer Mutter und Erasmus, und sie nahm mit unbeschreiblicher Freundlichkeit und Zartheit oft das Haupt ihres Mannes in beide Hände, küßte ihn und hauchte ihm alle Zuversicht ihrer eigenen, nie verzagenden Seele ein.

„Es wird uns nicht schlecht gehen, Erasmus, und wenn wir hier nicht länger leben können — die Welt ist weit, wir finden schon einen Platz, wo wir uns wieder unser Glück bauen. Zugrunde richten sollen sie dich hier nicht. Das schwöre ich dir!"

Gewiß, auch die kleine Inge hatte ihre Stunden, da es dunkel um sie herum war, und da sie nicht mehr ein und aus wußte. Aber ihr Kummer galt viel mehr Erasmus, als eigentlich ihrem Schicksal. Sie sah ihren Mann vergrämt, seine Wangen fielen ein, sein Haar wurde an den Schläfen grau. Ach, wo war sein rundes Gesicht, wo waren seine hellen Augen geblieben? Und ein gesunder Haß wachte auf in der kleinen Frau gegen die ganze kleinliche Kleinstadt, die am Marke ihres Mannes nagte und ihn am liebsten ja wohl mit Füßen getreten hätte.

Das durfte nicht sein! Die Kleinstadt sollte nicht siegen.

Inge hatte noch nie darüber nachgedacht, daß der in enge Mauern eingepferchte Mensch den Angriffen seiner Mitmenschen jammervoll wehrlos ausgesetzt ist — sie hatte ja bisher die Korsholmer Straßen gar nicht als eng empfunden! Jetzt dämmerte ihr eine Ahnung davon auf; die Rettung für ihren Erasmus und damit für sie selber und ihre Kinder winkte dort, wo die Leute einander nicht alle seit vielen, vielen Generationen kannten und beobachteten, wo sie einander nicht auf Gnade und Ungnade ausgeliefert waren, wo der einzelne mehr Daseinsmöglichkeiten hatte als nur die eine einzige, in der er unerbittlich gezwungen war, zu leben oder zu sterben, je nachdem, ob er es verstand, sich seine Mitbürger untertan zu machen, oder ob sie seine Herren wurden, die ihn ganz nach ihrer Laune auf den Schild hoben oder in den Abgrund stürzten.

Wie köstlich mußte es sein, in einer großen Stadt unterzutauchen! Da durfte man sein Eigen werden, da war man gefeit gegen die schändlichen bedauernden oder scheelen Blicke der guten Nachbarn und Freunde — gegen jene Blicke, die wie Nadelstiche in die Brust drangen und dringen sollten.

Korsholm erschien der kleinen Frau als ein Gefängnis. Ihr Mann war zu gut dafür, um hier noch länger zu schmachten, und sie selbst lechzte nach der Erlösung: ins Freie, Große, Unbekannte!

Digitized by Google

Und also hatte Inge rasch herausgefunden, was notwendig war, um sie alle vor dem Untergange zu bewahren. Sie streifte ihre Liebe zur Heimat ohne jedes Zaudern ab, denn sie sah ein, die eigentliche innere Heimat trägt der Sterbliche stets mit sich herum, solange er noch die Gabe und die Kraft besitzt, sich ein eigenes, persönliches Glück zu schaffen und dieses Glück auch mit Bewußtsein auszukosten. Auf die paar altgewohnten Häuser, Felder, Wälder und Gewässer kommt es gar nicht an.

Und nun begann sie, mit nie lästigwerdender Fraueneindringlichkeit, ihrem Manne diese Erkenntnis mitzuteilen.

„Hinaus müssen wir," war ihre Rede, „was ist dabei? Es ist nicht anders, als wenn man in ein und derselben Stadt umzieht. Mögen die Stuben anders sein — die Sachen bringt man doch mit. Und man selber verwandelt sich erst recht nicht oder höchstens zum Guten. Ich möchte lernen, mich in der Welt zu bewegen. Mir ist, als hätte ich im ganzen Leben noch nicht gearbeitet. Wie freue ich mich darauf, Erasmus!"

Der Lehrer hatte es sich bisher nie ausgemalt, wie ein Dasein außerhalb Korsholms überhaupt denkbar sein könne. Ihm zitterte die Seele. Anderswohin? Unter fremde Menschen? Ins eisig Kalte?

Er war davon überzeugt, daß es nirgends so schön sei wie in dieser Stadt, in diesem Lande. Überdies hatte er seine Eltern, die er natürlich mit der Wahrheit über seine Lage verschonte, hier nahe bei. Und nun ins Elend wandern?

Erasmus schauderte.

Aber Inge stand ihm treulich bei, die Angst vor dem Weiten, die ihm wie das Wesenlose vorkam, zu überwinden, und was ihr Zuspruch nicht tat, das bewirkte die wohltätige Not, um Erasmus Traulsen von Korsholm zu befreien. Er mußte die Arme regen, damit er bestehen konnte, und da ihm seine Mitbürger jegliche Bewegung unterbanden, so hatte er keine andere Wahl, als dort draußen nach Ersatz für das zu suchen, was ihm in der Heimat verlorengegangen war.

Monate des Suchens, Schreibens, Reisens, der Hoffnungen, der qualvollen Ungewißheit und der Enttäuschungen ... endlich glückte es. In einer großen Stadt gründeten gemeinnützig gesinnte Männer ein Unternehmen, dazu bestimmt, den Dorfgemeinden gute geistige Kost zu übermitteln. Man kannte und schätzte Erasmus Traulsen als den Erzähler volkstümlicher und gerade das Bauerngemüt richtig erfassender Geschichten, so wurde er als die taugliche Kraft für die junge Schöpfung angesehen.

Inge jauchzte auf. So war denn eine neue Stätte bereit, wo sie zum Segen der Ihrigen wirken durfte. Mochte die Mutter weinen, mochte Erasmus im Gedanken an den Abschied von der Heimat, die ihm doch seine Liebe so schlecht vergalt, den Kopf hängen lassen — Inge war von einer Rührigkeit, als ob nun das ganze liebe Leben erst beginnen sollte.

Die Jungens, nach dem Wechsel begierig, jubelten bei der Kunde, daß sie nun bald in eine ungeheuer große Stadt mit einem ungeheuer großen und schiffreichen Hafen kämen. Lotte mit der Weltanschauung aber wandte das feine Haupt stumm nach dem Vater hin, und als der sich dann nicht bezwingen konnte und ihm die Augenränder naß wurden, da ging das Mädchen auf ihn zu und streichelte ihm sacht die Wange, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Dann aber wußte sie es so einzurichten, daß sie die Vertraute ihrer Mutter wurde, und sie war schon gescheit genug, um Inge bei allen für den Umzug nötigen Gängen und Besorgungen zu helfen.

„Männer verstehen das nicht, nicht wahr, Mutter?" meinte sie. „Wir Frauen kommen leichter damit durch."

Für Wohnhaus und Schulgebäude fanden sich Käufer. Und dann war es bald so weit. Traulsen hatte sein Heim abgebrochen und reiste schon vor den Seinigen an den Ort, wo er fortan arbeiten sollte.

Als der letzte Korsholmer Kirchturm hinter den Pappeln verschwand, die dicht vor der Stadt den Bahndamm eingrenzen, da erfuhr Erasmus mit Schmerzen, was Trennung vom Altgeliebten heißt ...

Ein paar Tage später folgte ihm Inge. Sie schickte Mutter und Kinder schon frühzeitig auf den Bahnhof und sagte: „Ich will nur noch einen Besuch machen."

Dann schritt sie, sehr bestimmt auftretend, zum Hause in der Wittenstraße.

„Guten Tag, Herr Doktor. Kann ich Ihre Frau sprechen? Nur einen Augenblick."

Digitized by Google

Und ohne erst von Gorm, der sie einigermaßen überrascht und betroffen ansah, lange auf die Erlaubnis zu warten, klomm sie die Treppen empor und stand auch gleich vor Aslaug.

„Aslaug, für den Fall, daß wir uns nicht mehr wiedersehen, sollst du nur wissen: böse bin ich dir nicht, wenigstens jetzt nicht mehr. Du und dein Mann, ihr habt euch immer für etwas Besseres gehalten als uns, und Erasmus und ich sind so töricht gewesen und haben das auch geglaubt. Und weil ihr euch für eine feinere Rasse ansaht, so habt ihr euch nicht gescheut, meinen Mann zu benutzen, wie ihr ihn brauchen konntet. Und mein armer Junge ist nicht kräftig genug gewesen, sich rechtzeitig von euch loszumachen. Er hat sich immer unter deinen Mann gestellt und hat dir stillgehalten, als du es für nötig befandest, ihm mit Geschichten in den Ohren zu liegen, die nie hätten über deine Lippen kommen dürfen. Er hat auch nicht so ganz Widerstand genug gehabt, als es der gnädigen Frau dann einfiel, sich ein bißchen Trost in der Einsamkeit zu verschaffen. Du als Frau weißt, wie ich als Frau über solche Dinge denke. Und ich kann dir versichern: ich bin dir, nachdem ich alles mit mir abgemacht habe, sogar noch dankbar. Denn was uns beiden, Erasmus und mir, daran gefehlt hat, um so recht innig und unauflöslich miteinander verbunden zu sein, das haben wir durch dich hinzubekommen. Jetzt hat unsere Liebe wirklich etwas Ewiges. Der Tod kann uns nicht trennen, denn das vermochte ja nicht einmal das Leben. Und auch noch für etwas anderes sind wir dir und deinem Manne dankbar. Ihr habt uns die Augen über euch geöffnet, besser, als es euer ärgster, euch ganz genau kennender Feind gekonnt hätte, und es fällt uns nicht mehr ein, euch für höhere Wesen zu betrachten. Im Gegenteil, wir sehen euch in eurer wahren Gestalt, und die ist sehr gering und klein, so wichtig und groß ihr euch auch damit habt. Und zuletzt sollt ihr noch vielen Dank dafür haben, weil ihr den Anstoß dazu gebt, daß Erasmus in freies Fahrwasser gelangt ist. So bitter er auch erst seine Heimat entbehren wird — es kommt die Stunde, wo er euch alle hier, euch mit eurem kleinen Treiben, belächelt und einsieht, daß es überall auf Erden schön ist, wenn man nur sich selber überallhin mitbringt. Und ich will dafür sorgen, daß Erasmus noch viel glücklicher wird, als er es hier war. Ich, Aslaug! Du wolltest bloß ein bißchen mit ihm spielen. Dir wäre es einerlei gewesen, was dann nachher, wenn dir die verliebte Laune verging, aus ihm und aus mir wurde. Du dachtest nicht weiter als an deine augenblickliche Stimmung, dachtest überhaupt nur ganz allein an dich. Ich aber, Aslaug, ich bin für ihn da, unabhängig davon, wie mir Stimmung und Laune stehen. Ich bin sein Weib, fröhlich, wenn ich ihm nur dienen und nützen kann. Deshalb, weil ich sozusagen das Ja in seinem Leben vorstelle, du aber das Nein — deshalb bin ich Siegerin über dich geblieben und baue mit Freuden auf, wo du nur hättest niederreißen können. Nun lebe wohl! Alles Gute für eure künftige Tage."

Ehe Aslaug auch nur ein Wort zu erwidern vermochte, war die kleine Frau schon wieder die Treppe hinter und zum Hause hinaus.

Sie fuhr mit leichter Seele ab. Wovor hätte ihr auch bangen sollen? Sie war, um ihr neues Heim zu errichten, ihrer eigenen und ihres Mannes Liebe sicher, und edlere, wetterbeständigere Bausteine, als sie aus solcher Liebe zu formen sind, hat der Herrgott auf dieser Erde nicht geschaffen.

Nun kann man aber nicht sagen, daß die Herzenserleichterung, die sich die kleine Inge vor ihrer Abreise aus Korsholm verschaffte, auf Aslaug einen großen Eindruck gemacht hätte. Sie hatte in all der Zeit in der Tat so gut wie gar nicht an Inge gedacht. Die war ja in ihren Augen nur eine unbedeutende, im Kochen und Flicken aufgehende Hausfrau ohne irgendwelche besonderen Regungen und Wünsche. Aslaug sah über sie hinweg.

Eine Frau, die sich dem Manne einer anderen zuneigt, betrachtet diesen Mann immer, als stände er allein vor einer leeren, weißen Wand. Daß jene andere Frau, daß vielleicht auch Kinder zu ihm gehören, nimmt die Eigenliebe des fremden Weibes nicht wahr. Sie will und darf es nicht wahrnehmen, denn sie weiß wohl: im gleichen Augenblick, wo sie die Menschen erkennt, die einzig und allein einen Anspruch

Digitized by Google

auf den Mann haben, da träufelt sie sich das Gift der Gewissensbisse ein und tötet sich damit selbst. Ja, die Geliebte oder die, der auch nur von weitem die Sehnsucht aufgestiegen ist, eine der Geliebten ähnliche Rolle im Leben eines Mannes zu spielen, verleugnet den Begriff der Gattin am liebsten vollständig. Tritt aber das Bild der Gattin doch je störend in die Erscheinung, so wird es unbarmherzig in Grund und Boden verachtet. Der Mann wird um seiner Gebundenheit willen bemitleidet, und es kommt das holde Wort von dem Recht auf Freiheit hervor, das wir allemal da brauchen, wo wir ein Unrecht begehen und bemänteln wollen.

Eine Inge kam natürlich für eine Aslaug gar nicht in Betracht, und Aslaug machte sich auch keineswegs den Zusammenhang der Dinge klar genug, um einzusehen, daß sie selber die Hauptschuld daran trug, wenn nun ein tüchtiger Mensch aus seiner geliebten Arbeit herausgerissen wurde und das wehe Gefühl des Entwurzeltseins nur deshalb überwinden und anderswo wieder Wurzeln schlagen konnte, weil ihm die Liebe in ihrer reinsten und selbstlosesten Gestalt die hilfreiche Hand bot.

Aslaug gehörte eben zu den Charakteren, die immer mit sich selber beschäftigt sind und nicht merken, daß ihr Kreis desto enger und öder wird, je kleiner sie die Menschen unter sich zu sehen wähnen.

Aslaug hatte ihre Augenblicksrache haben wollen, indem sie Gerda aus Traulsens Schule nahm. Das hatte für ihn persönlich und allein eine Kränkung bedeuten sollen. Es war ihr nicht in den Sinn gekommen, welche erheblichen Folgen ihr Beginnen für den Lehrer haben könne, und auch jetzt empfand sie weder Reue noch etwa Freude über das, wovon Traulsen betroffen worden war. Sie hatte es ja nicht bezweckt, in die äußerlichen Schicksale ihres einstigen Freundes einzugreifen, geschweige denn, ihn irgendwie in Not zu stürzen.

So schob sie aus innerster Überzeugung die Schuld an den letzten Geschehnissen zum Teil Erasmus selber, zum Teil dann auch wohl ihrem Manne zu, im ganzen aber machte sie einfach die Umstände dafür verantwortlich, mit denen sie nichts zu tun hatte, die sie doch nicht ergründen konnte und die ihr deshalb gleichgültig bleiben durften.

Nein, Aslaug war nicht zu ihrer Genugtuung und nicht zu ihrem Leide der Ansicht, daß sie Traulsens Geschick bestimmt hatte. Sie ließ ihn ziehen, ohne sich die geringsten Sorgen um seine Zukunft zu machen, und den Auftritt, den Inge ihr bereitete, tat sie, das höherentwickelte Wesen, mit einem Achselzucken über die Ungebildetheit der kleinen Frau ab, die bei ihr eindrang und ihr eine sehr überflüssige und zugleich unverständliche Rede hielt.

Aber das war merkwürdig: der Gedanke, daß Erasmus Traulsen nun nicht mehr in Korsholm wohnte, erzeugte in Aslaug doch das Empfinden einer Leere, die allmählich zur Pein wurde. Sie hatte Erasmus mit Absicht Schmerz zugefügt, sie hatte ihn dann überhaupt nicht mehr gesprochen, indessen so wunderlich ist nun einmal das Frauenherz — trotz ihres Grolles gegen ihn hatte sie in dem Bewußtsein gelebt, daß Erasmus der einzige Mensch sei, der etwas von ihr begriff, ob er zu ihr kam oder ihr fernblieb, ob sie seiner mit Freundlichkeit oder mit Haß gedachte. Alles war einerlei. Ihr Frauenherz nach seinem eigenen, aus eigener Herrlichkeit heraus geschaffenen Rechte beanspruchte doch und glaubte auch fest daran, daß Erasmus sich mit ihr verbunden fühle. Sie glaubte, ihm nur winken zu können, wenn ihr der Sinn danach stand, so mußte er kommen, und alles war wieder gut.

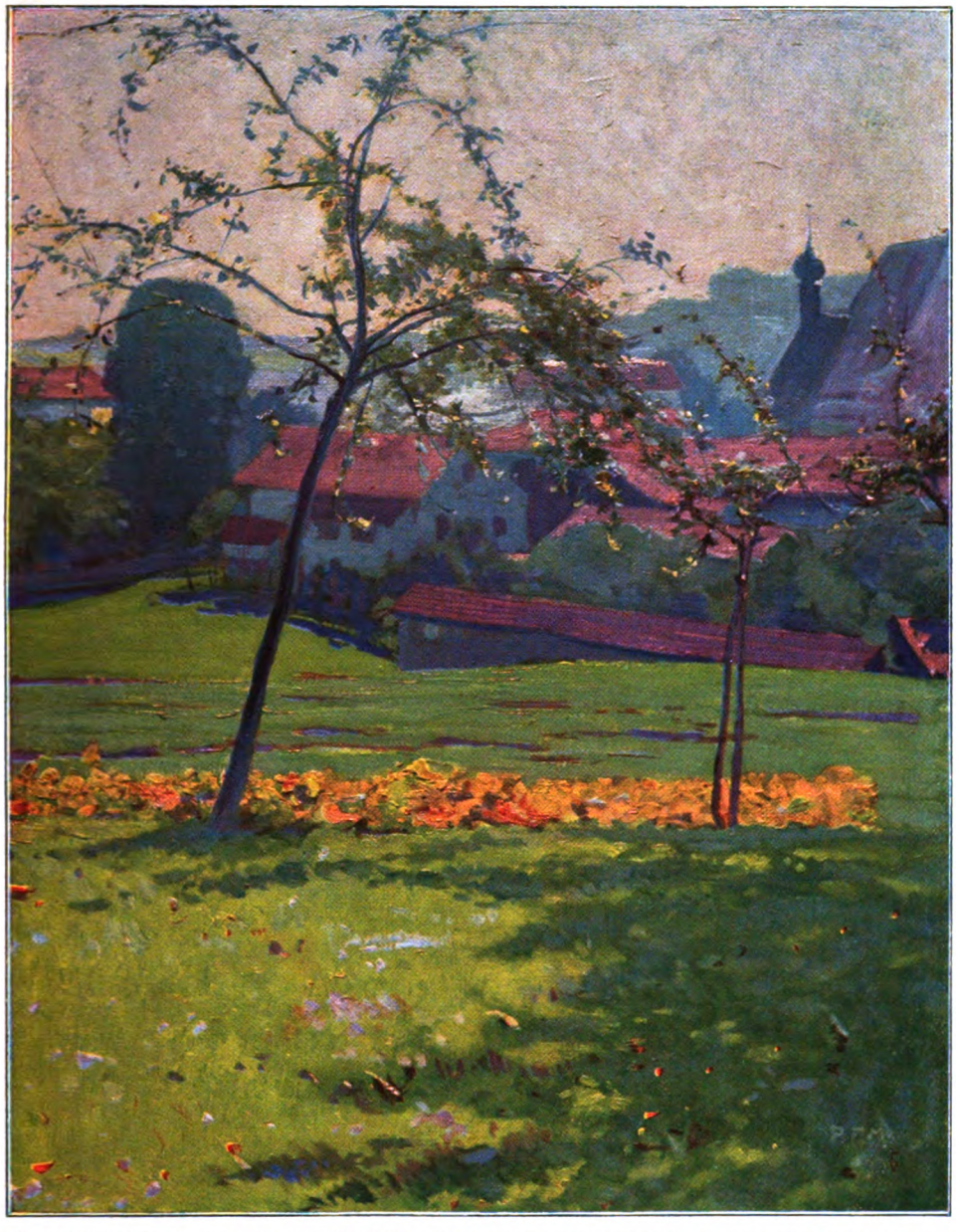
Jetzt war die Möglichkeit einer solchen leicht zu bewerkstelligenden Versöhnung ein für allemal ausgeschlossen, und das war der wieder ganz eigensüchtige Grund dafür, weshalb Aslaug den Lehrer entbehrte.

Wo fand sie Ersatz für ihn?

Bei ihrem Manne gewiß nicht, und so sehr sie ihr Kind liebte — eine volle Genüge ward ihr nicht als Mensch und nicht einmal als Mutter bei Gerda zuteil, denn das Mädchen, von Tante Alinde betreut und verzogen, artete mehr und mehr ihrem Vater nach und hielt es oben in Aslaugs Stuben nie lange aus. So kam zwischen Mutter und Kind kein Verschmelzen zustande.

Frau Aslaug saß an ihrem Lieblingsplatze, auf jener Diele vor ihren Zimmern, wo ihr durch die ehemalige Luke der freieste Blick über die Stadt und den Hafen gewährt wurde. Traurig und immer trauriger ward ihr in ihrer vermeintlichen Ver-

Digitized by Google



Herbstmorgen in Prien am Chiemsee
Ölstudie von Prof. Pius Ferdinand Messerschmitt

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

lassenheit zumute. So frisch die Luft in dieser Höhe ging, Aslaug dachte doch zu ersticken. Sie sprang auf, eilte hinab, zum Hause hinaus, und was ihr ein einzelner Mensch hätte sein sollen und nicht geworden war, das wollte sie nun von vielen Menschen erreichen: sie, die sonst zurückhaltend war wie keine andere Frau in Korsholm, fing jetzt an, Besuche zu machen, sie nahm an den Sitzungen im Tinner Gehölze teil, drängte sich den anderen Damen geradezu auf, lud sie zu sich ein, ließ sich einladen und strebte auf die Art danach, zu einem Vergessen ihrer selbst zu gelangen.

Sie wurde eine recht aushäusige Frau, und Tante Alinde, die ja schon von Anfang an ein sehr nützliches Mitglied der Rönnebergschen Familie gewesen war, wurde jetzt notwendiger denn je. Der ganze Haushalt lag auf ihren schwachen und doch so tragefreudigen Schultern. Gorm besprach die wirtschaftlichen Dinge nur noch mit ihr. Ihm war es nicht völlig unlieb, wenn Aslaug sich draußen umtat — er erwartete, daß sie nach öfterem und langem Ausbleiben mit einer gewissen Sehnsucht zu ihm zurückkehren würde.

Aber das war schlimm: man wollte in den Honoratiorenkreisen gar nicht recht etwas von der Frau Physikus wissen. Sie kleidete sich auffällig, sie redete aufgeregt und viel, sie verteidigte Ansichten, die für Korsholm den Untergang jeglicher Sitte bedeuteten, sie hatte endlich auch eine Weise, über ihren Mann zu sprechen, die den Damen bedenklich vorkam, obgleich sie doch selber gewohnt waren, ihr Ehegespons nicht zu schonen und so manchen Vorgang aus ihrem ehelichen Zusammensein zu offenbaren.

Wenn Aslaug sagte: „Mein Mann ...“, so lag etwas furchtbar Hartes und merkwürdig Heftiges darin, und als sie dann einmal mitten in einem Kaffee bei Bürgermeisters das Wort fallen ließ: „Wie er mich manchmal anfaßt — so schrecklich!“ — ja, da regte sich in den Damen eine lebhafte Empörung.

Alles hatte seine Grenzen. So vertraulich, wie die Frau Physikus, durfte man schließlich denn doch nicht werden.

Also wurde die Parole ausgegeben: ein leises Zurückziehen von der Frau Physikus.

Man überging sie mit Einladungen, man nahm etliche Mal ihre Einladungen nicht an.

Aslaug, im Herzen voller Verachtung für die Gesellschaft, die sie jetzt aufsuchte, spürte alsbald, wie der Wind wehte. Da sie aber nicht mehr soviel Selbstbeherrschung und Stolz hatte, sich nun erst recht für sich selber zu halten, so zwängte sie sich ein paarmal fast mit Gewalt in die Kreise hinein, die ihr versteckt oder deutlich zeigten, daß sie nicht beliebt sei. Sie holte sich böse Niederlagen. Was sie erlebte, war eigentlich so zu beurteilen, als ob man ihr den Rücken zudrehte. Die Gesellschaft, die in all den Jahren von Aslaug nicht des Vertrauens gewürdigt worden war, rächte sich, indem sie jetzt, wo Aslaug ihr das Vertrauen aufdrängte, durch entschiedene Ablehnung.

Erschien sie am Arme ihres Mannes, so wurde sie ihrem Korsholmer Patrizierrange gemäß behandelt, eben um ihres Mannes willen.

Allein aber sah man sie nicht gern.

Und da nun Aslaug nicht stark genug war, um über diese Haltung ihrer Standesgenossinnen zu lächeln, so tat sie, immer in dem Bestreben, ihr Einsamkeitsgefühl zu dämpfen, den verhängnisvollen Schritt, sich ihre Bekanntschaften unter ihrem Stande auszuwählen.

Bei den kleinen Leuten ...

Da war sie einer guten Aufnahme sicher, da wurde sie hoch geehrt, da konnte sie sich über ihr unbefriedigtes Dasein ausklagen, soviel sie Lust hatte.

Die guten, einfachen Leute, wie Aslaug sie nannte, hielten ihr still, bestaunten ihre Kleider und ihr feines Wesen, bedauerten sie wortreich, weil sie es zu Hause so schlecht hätte, und luden sie viele, viele Male ein, doch bald wiederzukommen und sich so recht das Herz freizusprechen.

Natürlich war Aslaug eine bei weitem zu kluge Frau, um nicht zu wissen, daß sie sich mit der Knüpfung solcher Freundschaften etwas vergab. Aber ihr Anlehnungsbedürfnis war nun einmal zu groß — sie brauchte Menschen, die mit ihr und für sie fühlten, und so wurde bald ihre Schneiderin, bald ihre Bäckersfrau in die Einzelheiten ihres Lebens eingeweiht.

Nicht genug damit, daß sie zu den Leuten in die Häuser ging und stundenlang bei ihnen saß: sie holte sie auch in ihr eigenes Haus hinein.

Gorm begegnete auf dem Flur Frauen,

Digitized by Google

die sich scheu an ihm vorüberdrückten und dann schnell die Treppe zu Aslaugs Gemächern emporhuschten.

„Was sind das für Leute?“ fragte er Tante Alinde.

„Ach, lieber Gorm,“ erwiderte die, „laß nur. Aslaug unterhält sich nur ein bißchen mit ihnen. Das kann ja nichts schaden.“

Tante Alinde, die stets zum Guten redete, wagte doch nicht, in irgendeiner Weise die Vermittlerin zwischen Gorm und Aslaug zu spielen. Sie war zu bescheiden, als daß sie sich in irgend etwas, was die Eheleute betraf, hineingemischt hätte, sie entfaltete nur alle ihre Kräfte, um beiden, wo sie immer konnte, gefällig zu sein und Ausgleich und Frieden unter ihnen zu schaffen. So räumte sie durch ihr stilles Wirken, ohne daß Gorm und Aslaug dessen gewahr wurden, manchen Stein vor ihnen aus dem Wege.

Und so — obgleich sie mit Schrecken sah, was sich Doktor Rönnebergs Frau für Gäste zusammenholte, tat sie doch das ihrige, damit Gorm nur besänftigt wurde. Sie kannte sein Aufbrausen. Wenn er diesen Besucherinnen einmal jählings die Tür wies, so war wieder tiefer Zwist im Hause. Tante Alinde brachte es nicht über sich, Partei für Gorm oder für Aslaug zu nehmen, ihre Liebe und ihre Dankbarkeit wollten das Ehepaar immer zusammen sehen. Es war ihr unbegreiflich, wie zwei Menschen zueinander gehören und doch nicht miteinander leben, sich nicht gegenseitig alles Gute bezeugen konnten.

Gott, wenn sie einen Menschen gehabt hätte, der sie seine Frau nannte. Keine Stunde hätte es geben sollen, wo zwischen ihnen auch nur der geringste Riß klaffte!

Gorm ließ sich auch wirklich durch Tante Alinde eine Weile beruhigen. Da aber seine Frau anfing, Redewendungen zu gebrauchen, die in der guten Gesellschaft nicht üblich waren, da sie im Gebaren und in der Tracht etwas Unfeines bekam, und da endlich die Frauenzimmer, mit denen der Physikus nie und nimmer verkehrt hätte, sich stets häufiger und, wie das so geht, dreister in seinem Hause zeigten, so richtete er zuletzt auch an Aslaug die Frage, die er an Tante Alinde getan hatte: „Was sind das eigentlich für Geschöpfe, die du bei dir empfängst?“

Aslaug antwortete: „Menschen, mit denen ich mich aussprechen kann und die ich also nötig habe. Du wolltest mir ja das volle Verfügungsrecht über mich lassen, so laß mich auch meinen Verkehr selber wählen.“

„Gewiß, soweit unser Ansehen das verträgt und solange ich das Vertrauen haben kann, daß du in diesem Umgang genug Rücksicht auf mich und auf deine eigene Person nimmst. Wenn ich da nicht mehr sicher bin, so werde ich leider gezwungen sein einzugreifen und dich davor zu bewahren, daß du in eine Schicht hinabsinkst, für die du zu gut bist.“

Es bedurfte nur dieser Worte, um in Aslaug den Trotz hervorzurufen: jetzt erst recht!

Sie hing sich an Klatschweiber. Nähterinnen und Krämerfrauen prunkten mit Schmucksachen herum, die sie von Aslaug bekommen hatten, und wiesen sogar mit Stolz die Photographie der Frau Physikus vor.

Ihrer lieben Freundin ..., hatte Frau Doktor Rönneberg darauf geschrieben.

Ja, und wenn es noch bei Nähterinnen und Krämerfrauen sein Bewenden gehabt hätte! Aber Aslaug, die um jeden Preis mit Menschen sprechen und sich austauschen mußte, wenn sie nicht in der Furcht des Erstickens leben sollte, machte auch Bekanntschaften mit Männern, die ihrer durchaus nicht würdig waren und die sich deshalb gerade in aller Öffentlichkeit damit aufspielten, daß sie die Frau Physikus gut kannten.

Kamen diese Männer auch nicht ins Haus — nun, man traf die Frau Physikus mal am anderen Orte und huldigte ihr, die noch immer eine Schönheit war, mit den dicksten Schmeicheleien, vor denen sie früher schmerzlich das Ohr verschlossen haben würde, die ihr aber jetzt nicht übel klangen.

Menschen wollte sie haben!

Immer mehr, immer furchtbarer zerbröckelte Aslaugs ganze Persönlichkeit. Es gab kein Halten mehr.

Zuletzt vertrat Gorm einer dieser Freundinnen, die im Umschlagetuch schüchtern und frech zugleich hereingeschlüpft kam, entschieden den Weg: „Wo wollen Sie hin?“

„Entschuldigen Sie nur, Herr Physikus! Frau Physikus hat mich zu heute nachmittag eingeladen.“

„Meine Frau ist krank und nimmt niemand an.“

Digitized by Google

An der Tauber bei Dettwang. Ölstudie von Prof. Pius Ferdinand Messerschmitt

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Im Handumdrehen war die Geschichte herum: der Physikus schließt seine Frau von aller Welt ab! Was die Ärmste von dem Manne auszustehen hat! Eingesperrt hält er sie, und wer weiß, ob er nicht noch Schlimmeres tut!

Gorm gab Tante Alinde den Befehl, keine einzige dieser Besucherinnen mehr zu seiner Frau hinaufzulassen, und Gift und Galle spritzten nun die Klatschweiber, die sich eben bei Aslaug sehr wohlgefühlt hatten, gegen den Physikus. Es war ihnen ein leichtes, sich für die Abweisung empfindlich zu rächen. Sie brachten, außer daß sie ihn für einen brutalen Ehegatten erklärten — wußten sie das nicht von seiner eigenen Frau? —, seinen Ruf als Arzt ins Wanken.

Hatten sie früher seine Wunderkuren gepriesen und ihn als Retter aus verzweifelten Nöten gefeiert, so konnte er nun auf einmal nicht mehr die kleinsten Leiden beheben und war durch seine falsche Behandlung am Tode vieler seiner Patienten schuld.

Wie das flüsterte und wisperte um den Physikus herum — so mitleidslos-giftig!

Aus den niederen Schichten fraß sich der Klatsch höher und höher hinauf. Die Waschfrau erzählte es der Köchin, die Köchin dem Hausfräulein, das Hausfräulein der Frau, die Frau dem Manne: „Rönneberg hat lauter Unglück mit seinen Kranken — er versteht aber auch gar nicht zu erkennen, was ihnen eigentlich fehlt. Und dann nachher — ja, wie soll er da einen gesund machen, nicht wahr?"

Und langsam, aber doch bemerklich wandten sich die maßgebenden Familien, die bis dahin auf ihren Doktor Rönneberg geschworen hatten, den anderen, jüngeren Korsholmer Ärzten zu, die — mochten sie noch so geschickt sein —, vorher nur die kleinen Leute und die kleinen Fälle in die Finger gekriegt hatten. In Doktor Rönnebergs Wartezimmer drängte es sich nicht mehr so von Rat- und Hilfebedürftigen.

Seine Macht war auf dem Abstieg begriffen.

Unheimliche Kräfte, die so ein Leben niederdrücken wollen!

Der Physikus war nicht der Mann danach, sich das Errungene wehrlos aus den Händen winden zu lassen. Er spürte wohl, daß eine Feindschaft in der Stadt gegen ihn vorhanden war, und er hatte auch eine Ahnung davon, woher sie stammte. Noch sah er indes nicht das Mittel, womit er sie bekämpfen und besiegen konnte, aber eines Tages wurde es ihm plötzlich grell klar, was er tun müsse, wenn er seines Daseins, seiner Stellung Herr bleiben wollte.

Denn es kam ein alter Bekannter zu ihm, dem seine weißen Haare es schon gestatteten, dem Physikus Unangenehmes zu sagen, was jeder andere lieber schön für sich behalten hätte.

„Herr Doktor," sprach er, „Sie wissen, daß ich nur aus dem lautersten Interesse und als alter Freund Ihres Hauses zu Ihnen komme. Ich darf sogar nicht schweigen: bitte, antworten Sie mir! Geschieht es mit Ihrer Kenntnis und Billigung, daß Ihre Frau Gemahlin das Tinner Gehölz in Begleitung eines jungen Menschen aufsucht, der, wie ich höre, als Schreiber hier in einer Reederei tätig ist und jedenfalls nicht zu Ihren näheren Bekannten zählt?"

Gorm erblaßte jählings, fuhr empor... beantwortete die Frage des alten Freundes nicht, sondern drückte ihm nur heftig die Hand: „Ich danke Ihnen!"

Jetzt sah er seinen Weg.

„Laß die großen Koffer vom Boden holen," befahl er Tante Alinde, nachdem er den Freund in aller Höflichkeit bis an die Haustür gebracht hatte. „Meine Frau verreist morgen für längere Zeit. Ich fahre mit ihr, komme aber bald wieder. Hörst du? Die Koffer! Schnell!"

Dann stand er vor seiner Frau: „Je länger ich dich beobachte, desto klarer wird es mir, daß du leidend bist. Da muß etwas geschehen, und das unverzüglich. Ich werde dich morgen in eine für deinen Fall geeignete Anstalt bringen."

Aslaug starrte ihn an: „Anstalt? Was heißt das? Ich bin nicht krank, nicht einmal leidend. Und du willst mich hier wegbringen? Auf die Art soll mir wohl meine Freiheit genommen werden?"

„Ich will zu unser beider Wohl dafür sorgen, daß du deine Freiheit nicht mißbrauchen kannst. Sobald du einsiehst, was sich für meine Frau ziemt, erhältst du sie voll zurück. Vorläufig muß ich sie dir allerdings beschränken."

Aslaug schrie gellend auf: „Du willst erklären, daß ich meiner fünf Sinne nicht mächtig bin?"

Digitized by Google

Er trat drohend auf sie zu: „Sei gehorsam und hüte dich, daß ich nicht dazu gezwungen werde!“

„Ich fahre nicht mit dir! Du hast gar kein Recht über mich! Ich will von dir, für immer!“

„Ich darf das nicht zugeben, Aslaug. Ehescheidungen sind moralische Bankrotterklärungen und schon deshalb nicht nach meinem Geschmack. Zwei Menschen, die sich einmal miteinander verbunden haben, müssen auch zusammen aushalten, besonders wenn sie schon so alt sind wie wir und nicht mehr die Entschuldigung triebhaften Handelns für sich geltend machen können. Ich fürchte, du hättest, wenn wir uns trennten, nicht den Halt, den eine geschiedene Frau in viel höherem Grade haben muß als jede andere. Die Mutter meines Kindes soll nicht in schlechte Hände geraten. Darüber will ich wachen, soweit ich kann. Und nicht nur, weil du Gerdas Mutter bist — nein, mein Kind —“ und hier wurde seine Stimme so weich, wie Aslaug sie nie in ihrem Leben vernommen hatte, „sondern auch, weil wir doch hier vor diesem Ausblick miteinander gesessen und uns viel Freundliches gesagt haben, — auch, nein, ich will ganz ehrlich sein, hauptsächlich deshalb lasse ich dich nicht los. Aslaug, sollte es nicht möglich sein, daß diese Zeit noch einmal wiederkommt? Wenn du jetzt folgsam bist?“

Das letzte Wort verdarb alles, was sein Erinnern an die Zeiten ihrer Leidenschaft vielleicht gut gemacht hätte.

„Ja!“ rief sie, „folgsam! Was heißt das? Daß ich nichts vor dir bin? Höchstens ein minderwertiges Geschöpf, mit dem du schalten und walten kannst, wie es dir beliebt!“

„Zwinge mich, dich zu achten. Jetzt kann ich es nicht. Und du mußt mir dankbar sein, daß ich einen Ausweg finde, um deinen Ruf zu retten. Triff deine Vorbereitungen. Es bleibt dabei. Wir reisen morgen früh.“

Der Physikus ging. Aslaug stand und lauschte seinem schweren Schritte. Ach, was seine Füße unter sich traten, das war nicht das armselige Treppenholz, nein, das war ihr Herz, das er einst mit herrischer Gewalt an sich gezogen hatte, um es dann doch nur zu verachten! — Sollte sie es dulden, daß er immer und immer wieder zeigte: er bedeutete alles, sie besaß keine Menschenrechte vor ihm, sie hatte nur folgsam zu sein, und wenn er selbst soweit ging, ihr den Verstand abzusprechen?

Das ganze Leben sollte es nun so gehen? So elend sklavisch sollte sie ihre Tage unter seinen harten Fäusten hinseufzen — sollte nach und nach auch den letzten Rest ihres einstigen Stolzes vermorschen sehen und in die Reihe jener Weiber hinabsinken, für die der Mann das gesamte Schicksal ist, der Gott, der es sich gnädig gefallen läßt, angebetet zu werden, gegen den aber jeder Widerstand lächerlich und frevelhaft zugleich ist.

Sie sah es: das würde ihr Daseinsweg sein, der nun durch eine Anstalt hindurchführte, um sie dann, wenn sie nach der Meinung ihres Mannes wieder zu Verstand gekommen war, in dies Haus zurückzuleiten, gebrochen, allen Bewußtseins bar, daß sie einmal als selbständig denkendes und handelndes Wesen ins Leben geblickt hatte.

Sich selbst, das war sein Plan, sollte sie vergessen — dann hatte sie nirgendwo einen Halt mehr, dann mußte sie sich wohl oder übel, wofern sie überhaupt noch so etwas wie ein Glücksgefühl genießen wollte — und welche Kreatur will das nicht? — mußte sie sich in eine würdelose und darum unwürdige Knechtseligkeit hineinfinden, damit er mit ihr zufrieden war und sie nicht von neuem in die Folterkammer, Anstalt genannt, einsperrte, um sich bis zur formlosen Masse zu zermartern.

Formlose Masse — —. So wollte er sie. Warum sollte das aber erst so lange dauern, ehe sie in dieser Ungestalt vor ihm war? Warum nicht jählings das von ihm angestrebte Ziel erreichen in einer Weise, die für sie selber zugleich ungeheuer viel einschloß: das Ende eines jämmerlichen Dahinsiechens, den Sieg ihres Willens über seine Brutalität und — sie jauchzte innerlich auf! — eine furchtbare Rache für die ihr angetane Schmach und Demütigung. Im ganzen: den Triumph ihres Wesens über das seine, der Freiheit über alle Fesselung!

Und wenn sie diesen Jubel auch nur einen kurzen, kurzen Augenblick genießen konnte — ach! — sie wollte ihn in der Sekunde, in der einen, letzten Sekunde, die ihre

Digitized by Google

Andante

Gemälde von Georg Greve-Lindau

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Sinne noch wahrnahmen, auskosten bis auf den tiefsten Grund — die eine, letzte, lichte Stunde sollte sie entschädigen für alle die dumpfen und stumpfen Jahre, die sie an Gorms Seite verbracht hatte, hatte verbringen müssen, weil er nicht die Spur eines Verständnisses für das in sich trug, was ihr eigenstes, wertvolles Ich war, — die Sekunde sollte ihr eigentliches Leben werden, auf das die gesamte Vergangenheit hingearbeitet hatte. Alle früheren Geschehnisse, alles Leid, alle Bitterkeit, alle Schuld — sie waren nur dazu dagewesen, um ihr in der letzten Zuckung vor dem Verlöschen ins Nichts das Empfinden zu geben: du bist! Du darfst sein, wie du sein willst und mußt! Du hast keinen, keinen Herrn über dir, in Ewigkeit nicht!

Dann hatte sie das Größte und Höchste gewonnen, was dem Menschen zu gewinnen überhaupt vergönnt sein kann, und zu einer Rückkehr in die Gebundenheit war sie von keiner Macht der Erde, nicht einmal von ihrem Manne, zu zwingen, denn sie war tot.

Er aber — und wieder jauchzte es in ihr auf — er mußte das Bild ihres zerschmetterten Leibes, das Abbild ihrer von ihm zerstampften Seele, mit sich herumschleppen, zentner-, zentnerschwer, seine ganzen, sicherlich noch langen Tage hindurch. Er sah, daß er mit all seiner Klugheit falsch gerechnet, mit allen Stricken und Ketten nichts festgehalten hatte.

Auf! Hinein in den gewaltigen Triumph, auf der Welt nur einer Stimme zu gehorchen: dem rasenden Verlangen nach ihrer einzigen großen Tat, nach der großen, erhabenen Rache, nach der Selbstvernichtung, worin sich alle Selbsterhöhung zusammendrängte!

Auf! Die Augen schließen und ...

Aslaug, das Gesicht dem Ausblick zuwendend, von dem aus ihr Doktor Rönneberg zuerst die Herrlichkeit des Korsholmer Landes und Meeres gewiesen hatte, beugte das Haupt zurück. Sie war furchtbar blaß. Kleine Tropfen perlten auf ihrer Stirn und an ihren Schläfen. Von seltsamer, leuchtender Schwärze, als wolle es Funken sprühen, wellte sich das reiche Haar um ihr edelovales Antlitz. Ihre Lippen taten sich voneinander. Sie brannten in trockenem Rot und zuckten leise, wie nach Labung. Als feine, rosa Sicheln schimmerten die Lidränder durch ihre sanft nach außen gewölbten Wimpern.

Aslaug streckte die Arme weit vor sich, und ihre Finger waren gespreizt. So ging sie, schwer und langsam, in der Luft herumtastend, der Luke zu. Um ihre feinen Knöchel rauschte bei jedem Schritt die üppige Seide ihres Gewandes.

Sie ging, eine absichtlich Blinde, die doch sieht, wo ihr das Glück, das erste und letzte auf Erden, aufgeblüht ist, — die wankt und kaum weiß, wo sie sich befindet, und dennoch die unumstößliche Gewißheit hat, daß sie an ihr heißersehntes Ziel gelangen wird.

Jetzt ... schon leuchtete der Tag ihr hell durch die Augenlider — sie konnte nur eine ganz kurze Strecke von dem offenen Ausblick entfernt sein —, vielleicht trat der Fuß, den sie vorstreckte, wenn sie ihn niedersetzen wollte, ins Leere und sie stürzte — —

Jetzt — —

Nein. Dieser Fuß hatte noch festen Boden gefunden.

Aber der Gedanke: ins Leere! kroch als Grausen durch Aslaugs Gehirn und zwang sie, innezuhalten auf ihrem Gange zum Triumph und zur Rache.

Unwillkürlich ließ sie die Arme sinken und hielt die Hände wie jemand, der etwas schauerlich Heraufkriechendes abwehren möchte. Jetzt — —

Es kam soviel Licht in ihre geschlossenen Augen ... ja, sie mußte am Rande des Abgrunds stehen.

Jetzt zweifeln? Zaudern? Sich alles verderben? Ihm schließlich den Sieg lassen?

Sie rief, um nicht schwach zu werden, ihren Haß gegen Gorm, den Zertrümmerer ihres Ichs, zu Hilfe. — Haß! Komm! Gib mir den Mut! Nur noch den einen Schritt vorwärts, dann — herrlich! Herrlich! Erlöst sein! Hilf, grimmer Haß gegen den Unterdrücker, den ...

Ja, sie hatte den Mut, der ihr einen Augenblick erschlaffte, wieder gefunden, sie hob den Fuß und schleuderte zugleich die Arme in die Höhe: ein Mensch, bereit zum Sprunge ins Urnichts, stand sie da.

Da drang aus der Tiefe das Wort: „Mutter!“ zu ihr herauf.

Jäh durchzuckte es sie. Jählings riß sie die Augen auf.

Mein Gott, ja! Sie war wahrhaftig

Digitized by Google

auf der Schwelle des Ausblicks — die geringste Bewegung nach vorn mußte sie in den Tod stürzen.

Sie taumelte rückwärts.

Und wieder kam er herauf, der feine Ton aus zarter Kindesbrust: „Mutter!"

Sie faßte sich. Sie wagte, den Blick hinabzuwerfen.

Dort unten ihr Kind.

Ihr Kind nickte. Die Augen strahlten ihm. Das war ein Licht, wie es sonst in der ganzen Welt, in all der Helle, die hier über Stadt, Feld und Wasser lag, nicht schien — ein Licht: darin flimmerte viele Sehnsucht.

Es schwindelte Aslaug. Sie hätte sich in die dunkelste Ecke ihres Zimmers verkriechen mögen, um ganz zusammengekauert erst das Grauen ein wenig verzittern zu lassen, aber sie brachte es doch nicht fertig, sich jetzt ihrem Kinde zu entziehen.

Der feine Ton klang so innig bittend in ihr Herz hinein: „Fall nicht, Mutter!"

Aslaug faßte sich mit übermenschlicher Kraft, schlug hart die untere Türhälfte vor der Luke zu — so! Gott sei gelobt! Nun hatte sie die Schranke zwischen sich und dem Tode errichtet. Nein, nein! Der Tod sollte sie noch nicht haben, wenn er auch die große, erhabene Rache bedeutete — es war doch einfach eine Unmöglichkeit, daß sie sich ihrem Kinde vor die Füße schleuderte.

Das Weib stöhnte auf. Beinahe hätte Gerda ihre Mutter gesehen, wie sie zerklüfteten Hauptes ...

Aslaug wollten die Sinne schwinden, aber merkwürdig, da war auf einmal eine Kraft, die es ihr möglich machte, Herrin zu werden über alles, was ihr das Mark aus den Adern saugen wollte. Und diese Kraft ging aus von dem kleinen, zierlichen Geschöpf dort unten, diesem von ihr geborenen Geschöpf, an das sie bei ihrer Sucht nach Rache und Sieg noch gar nicht gedacht hatte.

„Mutter! Soll ich zu dir kommen?" rief das Kind und hielt seine Puppe im Arm.

Aslaug glaubte nicht, daß sie einen Ton aus der Kehle bekommen würde, aber es half nichts — sie mußte versuchen, ihrem Kinde zu antworten. Mit aller Anstrengung bildete sie die Worte, und wirklich, sie vermochte es über sich, zu sprechen, so fremd und eigentümlich trocken ihr auch die eigene Stimme klang: „Bleib' nur noch eine Stunde unten, Liebling, dann kannst du kommen."

„Ja, dann spiel' ich oben bei dir. Sieh mal! Die hübsche Kappe, die Tante Alinde für meine Puppe gemacht hat."

Gerda streckte das Spielzeug empor. Aslaug winkte. Dann konnte sie nicht mehr. Sie wandte sich ab — sie warf sich aufs Sofa und schluchzte.

Seid gesegnet, ihr Tränen! Keine Flut ist so gewaltig wie ihr. Die dräuendsten Felsen des Hasses schmelzen in euch gleich Salzkörnchen — die schwersten Blöcke der Schuld schwemmt ihr davon, als wären es nur Papierschifflein. Und nicht nur der alles mit sich reißende, allüberwindende Sturzbach seid ihr —, nein, auch der holde, Tau, unter dem aufwächst, was an guter und lieber Saat in der Seele des Menschen ruht von Anbeginn, was sich nur in der Dürre des Lebens und in der Unfruchtbarkeit der Nächte nicht hat entfalten können. Ihr lockt es hervor, der Saft quillt und strömt durch die Zellen und baut und bildet Köstlichkeit über Köstlichkeit — Blumen und Früchte, soviel unsere Arme nur zu fassen vermögen. Seid gesegnet, ihr Tränen, ihr erlösenden, entsühnenden!

⁂ ⁂ ⁂

Ja, so war es. Was Aslaug beinahe in den Tod trieb, das waren die unbarmherzigen Worte, die sie zuletzt von ihrem Manne gehört hatte. Der Ruf ihres Kindes traf sie gerade im Augenblick der höchsten Spannung und Erregung ihres ganzen Lebens, darum konnte er auch ein blitzschnelles Wunder in ihr bewirken.

Es wirbelte durch das Gehirn dieser Frau. Der Schrecken vor dem Sprung, den sie hatte tun wollen! — Sie ächzte auf, wenn sie nur daran dachte, wie nahe sie der Tiefe gewesen war, sie klammerte sich an der Lehne des Sofas fest — ihr war es, als sinke die ganze Stube mit ihr hinunter — rasend — rasend ...

Sie schrie auf, richtete sich graß empor ... ihre Füße zuckten von der Diele zurück, auf die sie trat: waren jene Bretter stark genug, um sie zu tragen?

Und in die Angst mischte sich immer wieder die Scham vor ihrem Kinde, dem sie sich gezeigt hatte in einem Zustande, wo sie jeglicher Mütterlichkeit bar gewesen war.

‚Mutter, fall nicht!'

Digitized by Google

Gerda war die freilich unbewußte Erretterin ihrer Mutter geworden, aber Gerda hatte auch ihre Mutter um den Triumph gebracht, den Aslaug bis zur Neige trinken wollte — um den Sieg über alle Härte und Grausamkeit ihres Mannes.

Mußte sie ihrem Kinde nicht zürnen?

Ja, ihr Verstand sagte es ihr, sie hätte Gerda zürnen müssen, aber — und da setzte nun nach langem, bitterlichem Weinen das milde Wunder ein: Aslaug wandte sich gleichsam unwillig von der Stimme des kalten Verstandes ab. Die unbarmherzigen Worte Gorms hallten plötzlich nicht so mehr in ihr nach, sondern sie lauschte auf etwas anderes, was er auch bei ihrer letzten Unterredung gesprochen hatte, auf etwas Schmerzliches, was trotz allem und allem nicht von Unliebe zeugte. Sie erinnerte sich, wie er gesagt hatte: Nicht nur, weil du Gerdas Mutter bist, lasse ich nicht dich los, mein Kind, sondern hauptsächlich deshalb, weil wir hier miteinander gesessen und uns viel Freundliches gesagt haben — Wort für Wort, so dünkte sie es, hatte sie seine Rede behalten. Wort für Wort kam hervor wie unter Schutt und Asche. Ja, so war es: Sollte es nicht möglich sein, daß diese Zeiten noch einmal wiederkommen? Und klar stand es auf einmal vor ihr: sie hatte Rache an ihrem Manne nehmen wollen, nicht nur, um dem Physikus Rönneberg die Schande vor der Welt anzutun, daß seine Frau zu denen gehörte, die eigentlich in die wüste Ecke des Friedhofes verscharrt werden mußten, nein, sie hatte ihn im Innersten treffen wollen. Sie war sich bewußt gewesen, daß sie das mit ihrem Tode auch erreichen würde, und zwar deshalb, weil eben doch — er hatte es selbst verraten — doch ein Gefühl für sie in seiner Brust lebte, das des Namens Liebe nicht unwert war und das vielleicht diesen Namen noch einmal voll verdienen konnte, wenn — nun es war ja das Einfachste von der Welt! — wenn sie selber, anstatt sich im Trotz zu verbohren und sich immer weiter von ihrem Manne zu entfernen, den Pfad zu ihm suchte.

Der Pfad aber, den sie ruhig gehen durfte, ohne zu fürchten, daß sie sich etwas vergab, führte durch das Herz ihres Kindes.

Alles so ungeahnt schlicht und natürlich! Alles frei von der Häßlichkeit, die selbst an der noch so wenig empfundenen Rache klebt, ledig alles Unedlen und Kränkenden — kein Verneinen, sondern ein herzhaftes, fröhliches Bejahen.

Sollte es nicht möglich sein, daß diese Zeiten noch einmal wiederkommen?

Sie waren also einmal dagewesen diese Zeiten, an die ihr Mann sich erinnerte als an ein Glück ...

Wie aber konnte es möglich werden?

Aslaug kämpfte gegen das Wunder, das aus dem reinen Auge ihres Kindes in sie hinübergestrahlt war und sich nun mehr und mehr in ihr entfaltete, um ihre Seele zu heilen — sie kämpfte, aber ihr Trotz wurde schwächer und schwächer, und zuletzt überkam sie eine sehnsüchtige Lust danach, in diesem Kampfe die Unterlegene zu sein.

Wie die Zeiten zurückkehren konnten?

Wenn sie folgsam war. — Anders nicht.

Folgsam ...

⁂ ⁂ ⁂

Noch einmal bäumte es sich heftig in Aslaug auf, dann wurde sie stille und begann, ihre Zukunft zu zergliedern.

Niemals wieder würde sie auch nur im entferntesten daran denken, das Leben abzuschütteln. Die Schranke, die sie nach dem Rufe ihres Kindes zwischen sich und dem freiwilligen Tode aufgebaut hatte, war nicht mehr niederzureißen. Wie sollte sie also ihre Tage hinbringen? Weiter so in der Auflehnung gegen Gorm — mit jenen Bekannten, die sie wahrlich selbst nicht achten konnte? In jener Vertraulichkeit zu den ihr gleichgültigen Menschen, die ihr nichts, aber auch gar nichts geben konnten?

Mein Gott! Warum schwieg sie damals nicht vor Traulsen? Warum hatte sie nicht die Kraft, das Leid in sich selbst zu behalten, anstatt es einem andern preiszugeben?

Von jener Stunde rührte alles Unheil her. Sie hatte das Heiligste und Geheimste, ihre Ehe, nicht vor fremden Blicken bewahrt, sie war zu anderen gegangen und hatte sich damit der Macht beraubt, ihren Mann zu sich zu ziehen.

Warum schwieg sie nicht? Warum wartete sie nicht, bis zwischen Gorm und ihr selber, zwischen diesen beiden Naturen, die einander doch leidenschaftlich umschlungen hatten, ganz von allein alles verschwand, was Starre und Mißverständnis hieß? Die

Digitized by Google

Stunde wäre ja gekommen. Sie kommt stets im Leben zweier Menschen, die sich einmal geliebt haben; die selige Stunde, wo sie sich wieder und nun für immer zusammengefunden hätten — gekommen wäre sie, wenn Aslaug nur geschwiegen hätte!

Da lastete die Schuld auf Aslaugs Seele, da kam die Buße, nahm sanft ihr Haupt in die Hände und beugte ihr die Stirn nach vorn. — —

Aber dann flog auch die Hoffnung hervor! Gorm hatte davon gesprochen, ob es nicht wieder so werden könnte wie im Anfang, und ihr Kind hatte gerufen: „Soll ich zu dir kommen, Mutter?"

Wohlan! Sie war ja gar nicht so einsam, wie sie sich bis jetzt immer einbildete. Sie hatte ja zwei Menschen, die sich nach ihr sehnten. Was wollte sie mehr? Das Glück lag sonnenbeschienen vor ihr — sie sollte nur die Tapferkeit haben, mit einem großen Sprunge über den sumpfigen Graben ihrer Eigenliebe und ihres Eigensinnes hinüberzuschreiten, dann war sie im goldenen Lande der Frauen- und Mutterfreude.

Es war die Stunde, wo Aslaug ihre Wandlung und Genesung erlebte. Sie wurde vielleicht ein kleinerer Mensch, wuchs aber dafür zum vollen Weibe empor.

Folgsam sein. — Ja.

⁂ ⁂ ⁂

Aslaug trat zu Gorm ins Zimmer.

Er schaute sie finster an, sie aber lächelte ihm zu und hob bittend die Hände: „Gorm, bringe mich denn hin, wo du es für gut und nötig hältst. Du hast recht. Ich bin nicht so gewesen, wie ich sein sollte. Es kann nicht so weitergehen. Ich sehe alles ein. Ich will gesund werden, denn ich muß gesund werden ... für dich und für Gerda. Ja, bringe mich hin, irgendwohin, ich widerspreche dir nicht, aber ich will alles tun, um bald wieder nach Hause zu kommen ... zu euch. Und dann sollst du nicht mehr zu klagen haben. Es soll werden wie in der ersten Zeit, und doch ganz anders, Gorm — mit uns dreien. Schöner, viel schöner. So ganz rein und heimlich, heimlich — kein einziger Mensch soll ahnen, wie schön es ist. Ich schweige — oh, ich schweige! Glaub' es mir."

Gorm hatte sie erst mit zweifelnden, mißtrauischen Blicken betrachtet, aber je länger sie sprach, mit diesem innigen, tief traulichen Tone, den er kaum je von ihr kannte, desto mehr spürte er, daß sie die lauterste Wahrheit redete.

Und als sie nun endete und in unsagbar rührender Bescheidenheit vor ihm stand, da strömte ihm eine nie gefühlte Wärme zum Herzen. Er empfand sich wohl als Sieger über diese Frau, aber zugleich erwachte doch ein weiches Verlangen in ihm — als ob er vor Aslaug niederknien müsse, um sie sich zu gewinnen.

Er schritt auf sie zu, er nahm sie in seine Arme: „Wenn du so sprichst, mein Kind, dann wollen wir freilich reisen, aber anderswohin, als ich bis jetzt dachte. Ich sehe, daß deine Seele Heilkräfte genug in sich selber hat und sie nicht von außen her braucht. Und die Arbeit, diese deine Gesundungskraft zu stützen und zu fördern, will ich keinem andern überlassen — ich will sie selber tun, und fürchte nichts! Du bist, wie es deine Pflicht war, zu mir gekommen und hast erkannt, daß ich nur das Notwendige und Nützliche für dich plane — dafür, das verspreche ich dir, sollst du mich fortan auch so finden, wie dein Gemüt es braucht, denn auch ich habe etwas gutzumachen, das weiß ich wohl. Laß, Kind! Wir reisen, und wir bleiben zusammen, wo es uns gefällt, und so lange, bis wir mit allem, was uns angeht, ins reine gekommen sind. Dann heim, und du sollst es erleben: es ist doch noch nicht das schlechteste Los, Physikus Rönnebergs Frau zu sein!"

Aslaug lehnte an der Brust ihres Mannes. Ihr war, als schaute ihr inneres Auge in ein tiefes, dunkelgrünes Meer hinab. Dort unten auf dem Grunde gleißte es wie goldenes und demantenes Kleinod. Das waren geheimnisvolle Schätze des Lebens, für sie bereit, wenn sie nur den Mut hatte, in die Tiefe zu tauchen und die Köstlichkeiten heraufzuholen. Und ihre Brust hob sich in der gewissen Hoffnung, daß es ihr vergönnt sein werde, alle diese Schätze noch zu besitzen. Von ihrem Kinde war sie zu neuem Leben wachgerufen worden — nun wollte sie es führen, eng an die Seite ihres Mannes geschmiegt, wollte ihr eigen werden, nicht, indem sie sich wie vordem von ihrem Manne fernhielt, sondern indem sie sich ihm ganz zu eigen gab, ihm und ihrem Kinde. Das war dann alles Frauenglück auf Erden ...

Digitized by Google

Scheibenbild einem Berliner Schützenverein gewidmet von Adolf von Menzel
(Jetzt im Besitz der Königl. Nationalgalerie zu Berlin)

Allerhand Scheiben.

Von Fritz von Ostini

Schönheitsfreude, Schießkunst und Vaterlandsliebe, das sind drei Dinge, die wohl seit fünf Jahrhunderten in unserer deutschen Heimat und germanischen Landen überhaupt, sich für besondere Gelegenheiten eng verschwistert haben. Die Bürger taten sich schon in der Vorzeit in den Städten zu eifrigen Waffenübungen zusammen und schossen nach Adler und Scheibe lange, ehe es handliche Feuerwaffen gab. Die Armbrust und der Bolzen taten's auch. Stolz auf die erzielte Waffenfertigkeit, die die Männer auch für ernste vaterländische Zwecke tüchtig machte, vereinigten sich jene zu Schützengilden, feierten ihre Feste und diese Gilden wurden nach und nach noch ein politischer Faktor, eine nicht zu unterschätzende Macht, wenn es galt, die städtischen Rechte oder auch die weitere Heimat gegen Feinde und Übergriffe zu verteidigen. Wer die „Dulenstücke" des Frans Hals kennt, jene prachtvollen Gruppenbildnisse von Schützenoffizieren der St. Georgs- und St. Adriansgilde, die heute im Harlemer Rathausmuseum das Wallfahrtsziel für so viele Kunstfreudige bedeuten, der weiß, daß die Entfaltung von Glanz und Pracht schon damals zum Schützenwesen gehörte, sieht in den reichen Trachten jener Offiziere einen wahren Wetteifer von Aufwand, und daß die martialischen Herrschaften von keinem Geringeren als einem Frans Hals ihre Bildnisse malen ließen, zeigt wohl hinreichend, wie wichtig sie sich nahmen. Die Schützenfeste haben schon in alter Zeit neben derben Vergnügungen auch die dekorativen Künste allerart eifrig herangezogen, in der Neuzeit sind sie bei uns in Deutschland oft geradezu zu wichtigen Etappen in der Entwicklung des Zierstils geworden. So z. B. das Münchener Schützenfest von 1881, das für die Wiederbelebung des Sinns fürs gute alte Kunsthandwerk vielleicht größere Wichtigkeit gewann, als irgendeine Ausstellung.

In der Beziehung der Kunst zum Schützenwesen spielt nun vor allem auch die Scheibenmalerei eine große Rolle, und zwar ebenfalls schon seit ein paar Jahrhunderten. Es gab nicht immer goldene und silberne Pokale zu „erschießen", oft genug mußte sich der Schützenkönig damit begnügen, die mehr oder minder schön verzierte Scheibe mit der Spur seines Meisterschusses als Trophäe nach Hause zu tragen. Nicht nur das Bedürfnis nach gemalten Scheiben ist daher immer groß gewesen — auch die Aufgabe des Scheibenmalers hat die Künstler von jeher gereizt, sie bot jedem nach Gegenstand und Komposition so unglaublich mannigfaltige Möglichkeiten, daß der Maler vor solcher

Digitized by Google

Aufgabe unbegrenzten Spielraum für seine Phantasie fand. In alten Scheiben spielen die barocken allegorischen Gestalten der olympischen Götterwelt ihre große Rolle, vor hundert Jahren etwa fing man an, politische und militärische Ereignisse auf Scheiben zu verewigen, empfindsame Szenen, derber Witz, Wild und Wald, alle die Zwischenfälle der Jagd kamen daran. Oft stümperten bäuerische Tuifelemaler auf den kreisrunden Brettern herum, aber auch die Höchsten von der Malerzunft haben die Probleme der Scheibenmalerei nicht verschmäht, sondern ganz ernsthaft aufgenommen — daß ein Adolf Menzel an der Spitze der Maler marschiert, deren Scheiben hier wiedergegeben sind, beweist das zur Genüge.

Wenig, respektive nichts — oder besser: noch weniger als nichts, hatten bisher bei uns (und jedenfalls auch im Auslande) die militärischen Scheiben mit der Kunst zu tun, ob sie gleich die wichtigsten von allen sind und unmittelbar dem Wahlspruch dienen: „Üb' Aug' und Hand — fürs Vaterland!" Wer jemals selber als junger Kriegsmann seine „Latte" nach dem Schießplatz hinaustrug, der kennt die ganze lederne Trostlosigkeit der militärischen Scheibe, den steif dastehenden und starr blickenden Soldaten, der noch dazu nie eine feindliche, sondern unsere eigene Uniform trägt, auf daß das Gemüt des Soldaten nicht kriegerisch verfeindseligt und verrohet werde. Dieses militärische Scheibenbild ist nun, wie gesagt, von aller Kunst soweit als möglich weg und niemand hat daran gedacht, daß dies einmal auch anders werden könnte oder sollte. Bis in dieser Kriegszeit ein Münchener Offizier, der Führer einer Ersatzkompagnie, auf die Idee kam, die Kunst auch zur Erhöhung des militärischen Schießeifers heranzuziehen — und nebenbei einen recht hübschen und wertvollen Bilderschmuck für das Kasino des Truppenteiles zu gewinnen. Eine Anzahl unserer bekanntesten Künstler malte ihm auf seinen Wunsch Scheiben allerart — die Mehrzahl der hier abgebildeten stammt daher! — und die Scheiben sollten nun von Soldaten der betreffenden Abteilung hier ausgeschossen werden. Freilich so, daß die Malerei selbst von keinem Geschosse beschädigt wurde. Auch bekommt der glückliche Schütze die Scheibe

Von Prof. Franz von Defregger

Digitized by Google

Von Thomas Theodor Heine

nicht als Preis mit — wohl aber wird auf ihr sein Name zu ewigem Gedächtnis vermerkt.

Das wird nun freilich kaum eine Reformierung der militärischen „Scheibenkunst" für immer bedeuten, denn die namhaftesten Künstler werden in Friedenszeiten nicht alljährlich ein paar Dutzend wertvolle Scheiben für die betreffende Garnisonsstadt stiften und zu militärischen Zwecken ist die alte, kunstlose Scheibenfigur eines stocksteifen Infanteristen geeigneter, als das schönste Kunstwerk. Aber vielleicht gibt das gelungene Münchener Experiment immerhin einen Ausgangspunkt für außerdienstliche Förderung der Schießkunst. Es wird ja künftig noch viel mehr darauf ankommen, als bis jetzt, daß der Mann Freude an seiner Waffe hat und stolz darauf ist, sie zu beherrschen. In weiten Schichten des Volkes, überall im Hochland z. B. ist der männlichen Jugend dieser Sinn ohnedies angeboren, in Tirol, in der Schweiz ist fast jeder wehrfähige Mann ohne weiteres schon ein Schütze, und es bedarf nur kleinen Anreizes, um diese Lust an der Waffenübung zur Passion zu steigern. Vielleicht könnte dabei die, als Trophäe nach Hause zu bringende, von Kindern und Enkeln noch angestaunte Ehrenscheibe eine viel nützlichere Rolle spielen, als die Geldpreise, durch die sich an manchen Orten ein nicht eben erfreuliches Berufsschützentum herausgebildet hat. Man könnte mit der Herstellung von Scheiben unter Umständen viele jüngere Künstler beschäftigen, Kopien, ja selbst gute Reproduktionen in Druck verwenden, um beim Scheibenschießen das Vergnügen und die Befriedigung des Ehrgeizes mit dem heiligernsten Zwecke zu verbinden! Daß man künftig wohl auch unsere heranwachsende Jugend — nicht die Schulbuben, wohl aber die Jünglinge ein paar Jahre vor dem wehrpflichtigen Alter — mit der Handhabung des Gewehres vertraut machen muß, versteht sich von selbst und sei nur nebenbei erwähnt! Hat doch so mancher Siebzehnjährige auch jetzt zur Büchse gegriffen und mancher Siebzehnjährige hat auch schon den Feinden zur Zielscheibe gedient, die nur zu gut getroffen wurde — Gott sei's geklagt. In dem Scheibenbilde von Professor Otto Rasch auf S. 104 ist's recht hübsch angedeutet, mit welchem Interesse auch unsere Jüngsten sich solch ein geheimnisvolles Ding von Schießwaffe ansehen. Freilich hat der Maler die Szene ins Gewand der Blücherzeit gekleidet, aber unsere Jungen von heute beneiden wieder, wie zur Zeit der Befreiungskriege, jeden leibhaftigen Soldaten um sein Gewehr. Auf

Digitized by Google

dem Lande hat's heuer an allen Ecken und Enden gekracht, von Wehrkraftjungen, Jungsturm und „irregulären" Barfüßlerbanden wurde geschossen und wieder geschossen — meist zum recht geringen Vergnügen der Jäger! — und statt Zuckerzeug und Zigaretten zu kaufen, wie sonst, wendeten unsere kleinen Dorfbanditen ihre erbettelten Groschen an den Ankauf von Pulver. Das war Unfug — aber was dahintersteckt, ist was Besseres und kann jedenfalls zu Besserem gelenkt werden.

Von Max Feldbauer

Die Gelegenheit, für jene bayerische Ersatzkompagnie Scheibenbilder zu schaffen, war unmittelbar aus Geschehnissen dieses Weltkrieges geschaffen — und so brachte sie vor allem eins, was der Scheibenmalerei der letzten Zeit ganz gefehlt hat: Aktualität. Wenn jene überhaupt noch künstlerischen Wert besaß, so beschäftigte sie sich fast ausschließlich mit dem Jagdstück: ein Hirsch in der Flucht, ein roter Bock im Grünen, ein balzender Auerhahn — damit war so ziemlich das Gebiet der Themen erschöpft. Jetzt aber nahmen die Maler ihren Stoff wieder aus der Tagesgeschichte. Die drastischste von den hier abgebildeten Scheiben ist wohl die von Thomas Theodor Heine, dem bekannten Simplizissimuszeichner, der die Karikatur von Tommy Atkins bringt, so, daß das „Zentrum" mitten in das weitaufgerissene M—und des Braven fällt. Das Ganze ist furchtbar einfach — und so schlagend, in jeder Weise schlagend, als Bild und als Gedanke. Daß eine deutsche Kugel dem großmäuligen Burschen das Maul stopft, der sich noch vor kurzem brüstete, jeder einzelne Mann des Vierverbandes sei besser als irgendein deutscher Soldat — und das zu einer Zeit, wo auf einen Deutschen mindestens zwei Feinde kamen! — das ist sicher ein guter Scheibenwitz, und gemacht ist das lustige Bild mit jener raffinierten Einfachheit, jener grausamen Treffsicherheit, die den bitterbösen Satiriker Heine von jeher auszeichnete. Dieser Brite mit seinen gesunden und gefräßigen Zähnen ist eine köstliche, die schlimmen Seiten dieses Volkes von Deutschenhassern und Feinden der Menschheit erschöpfende Karikatur! Harmloser gibt sich Max Feldbauer in seinem Scheibenbild. Wie Heine immer Zeichner bleibt, auch wenn er malt, so bleibt Feldbauer immer Maler, was er auch schafft, und seine beiden Typen sind mit breitem Pinsel in Flecken hingesetzt: Der Franzose in jener, jetzt nicht mehr existierenden Uniform des Piou-Piou mit Kapotrock, roten Hosen und weißen Gamaschen, der Brite verkörpert in der Gestalt eines Schotten mit Kilt und Bändermütze. Der letztere trägt einen Brief mit rotem Siegel, das das Zentrum der Scheibe abgibt — wohl einen neuen „unfehlbaren" Kriegsplan. Auch der Franzose auf Walther Firles Scheibe trägt noch die historisch gewordene französische Infanterieuniform mit Képi und roten Epaulettes, einen Kriegerschmuck, der bekanntlich jetzt zeitgemäßeren Formen und Farben gewichen ist. Jetzt tragen

Von Prof. Hugo Freiherrn von Habermann

Digitized by Google

Von Prof. Carl von Marr

sie einen an die Kreuzzüge erinnernden nicht üblen Stahlhelm und „horizontgraue“ Uniformen; auch der Typus des Soldaten mit dem Henriquatre und flott aufgewichsten Schnurrbart soll nicht mehr so häufig an der Front zu sehen sein. Auf einen besonderen Scheibenwitz hat Firle sein Bild nicht eingestellt — wir wollen aber hoffen, daß die Weltgeschichte einen Witz aus der Geschichte macht und das Ergebnis des Krieges so ausfällt, daß der Herr im roten Képi seine frech herausfordernde Miene nicht sobald wieder gegen seinen deutschen Nachbarn aufsteckt. Den Deutschen hat Josef Futterer, wohl einer der merkwürdigsten, an Können reichste Münchener Maler der „mittleren Generation“, trefflich verkörpert, in der Gestalt eines Feldgrauen, der mit seinem requirierten Gockel ruhig und sicher dahinschreitet. Da ist keine Spur von Renommage, nur Seelenruhe und naives Kraftbewußtsein. Der Michel hat die Zipfel- mit der Pickelhaube vertauscht und sich den Respekt verschafft, den sie ihm, dem Friedliebenden, vorher nicht gönnen wollten. Solche bunte Gockel, wie der Feldgraue einen trägt, hat der Kolorist Futterer ihrer farbigen Pracht wegen schon immer gerne gemalt, und zwar mit besonderer Meisterschaft. Dieser aber hat natürlich auch noch eine symbolische Bedeutung: es ist der gallische Hahn, dem eine derbe Faust die Lust am Krähen für immer verleiden soll. Sein blutroter Kamm ist eine phrygische Mütze und die blauweiße Kokarde darauf gibt so ungefähr das Zentrum der Scheibe an. Auch für die Malerei Futterers ist die Scheibe in hohem Grade bezeichnend. Er kennt als Maler nur die reinste Farbe als Ausdrucksmittel, und in seiner Werkstatt wird jeder vergeblich nach einer Tube mit Schwarz und Braun suchen. Bloß die klaren Farben des Prisma wendet er an und den tiefsten Ton auf seiner Palette bildet ein durchaus nicht sehr dunkles Ultramarinblau. Was an Dunkelheiten, an tiefen Schattentönen auf dem Bilde erscheint, erzielt er, der den Pinsel, wenn möglich, überhaupt vermeidet, in seiner Spachtelmalerei durch geschicktes Nebeneinander- und Übereinandersetzen jener reinen Farben. Durch diese Technik, die durchaus nicht etwa pointillistisch, sondern breit und fest gehandhabt wird, kommt eigenartig prickelndes Leben und spielendes Licht in die Bilder Futterers und in allem wird das Material ihrer Farbe zum Email.

Hugo von Habermann, sonst der Maler einer Frauenwelt von seltsamer, eigenwilliger Eleganz, und nur ausnahmsweise, dann aber immer mit Glück ein Landschafter, hat seinem Scheibenbild einen Vorwurf von der Marine gegeben: U 21! Das abendliche Meer mit unheilschwangerem, rotdurchzucktem Himmel, mit der Andeutung einer Steilküste, wie sie Südengland hat, links im Hintergrunde — und inmitten der glänzenden, abendstillen Flut, winzig fast, das deutsche Tauchboot. Durch den einfachen Gedanken, daß dies Fahrzeug in der Weite des Mee-

Von Prof. Leo Putz

Digitized by Google

Von Josef Futterer (oben) — Von Prof. Walther Firle (unten)

Digitized by Google

res so mikroskopisch, so verloren klein erscheint, wird die Kühnheit unserer U-Boot-Helden, die Wagehalsigkeit ihrer Fahrten ins Ungewisse hinaus wundersam illustriert; die flammende Unterweltbeleuchtung, die der Maler der Szene gab, verleiht ihr etwas Wildes und Aufregendes — und erzielt ist die kriegerische Wirkung mit den Mitteln der reinen Landschaft. Durch dies wird Habermanns Kriegsscheibe eine der originellsten in der ganzen Reihe.

Unmittelbar auf den Krieg nimmt auch noch die Scheibe von Leo Putz Bezug, die ein paar verwundete Russen in felsiger Umgebung darstellt, man kann dabei wohl an die Karpathenkämpfe denken. Auch Putz ist mit dieser Darstellung ganz aus dem Rahmen seines beliebten Stoffgebietes getreten: sonst malt er ja bekanntlich mit Vorliebe Freilichtbilder blühender Frauen, sei es im Bade oder in heiterer Gewänderpracht, von Sonnenkringeln überstreut. An diese seine Besonderheit, die er immer wieder mit neuen Motiven, neuen Licht- und Farbreizen abzuwandeln weiß, erinnert nichts an dem kriegerischen Scheibenbilde — nur seinen breiten, flüssigen Strich wird der Kenner seiner Art da bald wiederfinden. Leo Putz, ein Tiroler von Geburt, hat übrigens auch sonst noch mit seiner Kunst an den Stimmungen dieses Krieges teilgenommen — von ihm rührt ein merkwürdiges Bild her: ein Geisterzug der Männer von 1809, der Andreas Hofer, Speckbacher und Haspinger, die an den Tiroler Felswänden vorüberschweben und das Geschlecht von heute zur Nachahmung ihrer Taten auffordern.

Hermann Gröber, der wegen seiner hohen malerischen Qualitäten ebenso zu schätzen ist wie wegen der Lebenstreue seiner oberbayerischen Bauerntypen, hat ein halbwüchsiges Pärlein, einen Buben und ein Dirndl, auf seine Scheibe gemalt, welche eine schwarz-weiß-rote und eine weiß-blaue Fahne in Händen halten. Irgendein schulfreier Tag einer Siegesfeier hat den beiden wohl die patriotischen Fahnen in die Hand gedrückt, und so bildet das jungfrische Grüppchen ein Idyll aus der Kriegszeit, das nicht von Blut und Wunden, sondern von dem Frieden der Heimat erzählt, den unsere Feldgrauen beschützen. Noch weniger kriegerisch an sich ist Carl von Marrs liebenswürdiges Scheibenbild: ein nacktes Bübchen mit einer Pickelhaube, das sich am Glanz des Wappenschmucks auf dem Helm zu freuen scheint. Man kann in das Bildchen wohl den symbolischen Sinn hineindenken: auch das deutsche Geschlecht von morgen wird den Geist der Wehrhaftigkeit weiterpflegen, der heute einer Welt von Feinden widersteht und im Grunde doch zugleich ein Geist des Friedens ist!

Die anderen Scheibenbilder, die in diesem Hefte nachgebildet wurden, haben wohl keine Beziehungen zum Krieg. Oder doch? Der feiste Falstaff mit seiner Kanne, eine Lieblingsfigur Eduard Grützners seit dessen Anfängertagen — kann er uns nicht als Personifikation unseres wütendsten Feindes gelten, der auch, übersatt und unersättlich zugleich, nichts Höheres kennt als sein eigenes Ich, ein selbstgefälliger Prahlhans und Lügner ist und im Verein mit einem Halbdutzend anderer Mächte mit enormer Überzahl über uns herfallend, den billigen Ruhm erhoffte, einen Toten totzuschlagen. Gott sei Dank: der Tote hat sich recht lebendig gezeigt! Den Scherz mit den „Sieben in Steifleinen" aber erleben wir immer wieder in Frenchs Siegesberichten, in den Prahlereien der Kitchener, Asquith und Konsorten. Die Rasse des

Von Prof. Eduard Grützner

Digitized by Google

Sir John, den Grützners Charakterisierungskunst mit so köstlichem Humor schildert, ist nicht ausgestorben — und so hat der dicke Kerl wohl seine Berechtigung, auch in dieser Reihe aktueller Scheibenbilder zu figurieren. Der greise Meister Franz von Defregger hat den schnittigen Kopf eines alten Gebirgsjägers beigesteuert und auch in diesem lassen sich Beziehungen zum Riesenkampf von heute entdecken. Es senden genug solcher wetterharter alter Prachtmenschen jetzt als Verteidiger ihrer, Franz von Defreggers Heimat den Tod aus nie fehlenden Stutzen hinab ins Tal auf den welschen Feind. Ganz ohne politische Beziehungen ist schließlich nur das Scheibenbild des famosen Humoristen Eugen Kirchner, der lustige Trommelschläger im Gewande des 17. Jahrhunderts, dessen harmlose Wichtigtuerei so spaßig anmutet. Eugen Kirchner ist einer der wenigen Humoristen, deren Kunst ohne Falsch und Galle ist wie die Tauben, und zwingt dabei mehr zum Lachen als irgendein anderer. Das hübsche Stückchen Landschaft hinter dem mit vielem Witz in die Mitte der Scheibe hineinkomponierten Trommelmann erzählt von einer zweiten Seite von Eugen Kirchners Kunst, seiner Landschaftsschilderung.

Von Prof. Otto Rasch
nach seiner Vaterstadt Artern gestiftet

Von Prof. Hermann Gröber

Digitized by Google

Schützenscheibe

Von Prof. Eugen Kirchner

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Griechenland

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin

Abgeschlossen am 10. Dezember 1915

Zar Ferdinand von Bulgarien hat den entscheidenden Entschluß rechtzeitig gefunden und im Bunde mit Deutschland und Österreich-Ungarn heute schon ganz Serbisch-Mazedonien erobert. Rumänien steht nach wie vor, zaudernd und unsicher, abseits. Dafür wächst der Druck unserer Gegner auf Griechenland, damit dieses die Partie rette, die nach menschlichem Ermessen auf der Balkanhalbinsel für die Entente verloren ist. Eine große volkstümliche Strömung ist trotzdem in diesem Lande für den Anschluß an England und Frankreich. Sie gruppiert sich um den früheren Ministerpräsidenten Venizelos und hofft aus dem Kampfe an der Seite der Entente das großgriechische Reich auf beiden Seiten des Ägäischen Meeres zu gewinnen, das der Traum vieler Griechen von heute ist. Ganz demokratisch ist das Land; seine Verfassung von 1864 und sein letztes Wahlgesetz können kaum an freiheitlichen Bestimmungen überboten werden. Demokratisch-parlamentarisch wird das Reich regiert. Trotzdem steht König Konstantin fest.

Der 1868 geborene Monarch folgte seinem am 18. März 1913 in Saloniki ermordeten Vater Georg, der der eigentlich erste König der Hellenen war (weil die Regierung König Ottos weder dem Lande Ordnung gebracht noch tiefe Spuren in ihm hinterlassen hat). Im preußischen 2. Garde-Regiment hat König Konstantin die militärische Ausbildung erhalten, die ihn befähigte, im zweiten Balkankriege erfolggekrönter Sieger zu werden. Wie bekannt, ist er seit 1889 mit einer preußischen Königstochter, Sofia, der Schwester unseres Kaisers, vermählt. Deshalb überbieten sich auch heute die Blätter der Entente in pöbelhaften Angriffen gegen den „Hohenzollernknecht", der unter dem Einfluß seiner Frau den Befehlen Kaiser Wilhelms gehorche. Aber wenn verwandtschaftliche Beziehungen auf die Haltung König Konstantins von Einfluß wären, so würden diese ihn unbedingt auf die andere Seite weisen. Denn sein Vater war der Bruder der englischen Königin-Mutter und der russischen Kaiserin-Mutter, seine eigene Mutter ist eine russische Großfürstin, einer seiner Brüder hat eine Großfürstin zur Frau, seine Schwester einen Großfürsten zum Mann. König Konstantin steht also viel tiefer in den dänisch-russischen Familienbeziehungen drin, als in denen mit dem Hause Hohenzollern. Aber für ihn sind diese Beziehungen nicht das Entscheidende. Und auch nicht die Erinnerung an den Befreiungskampf seines Volkes, der sich wenigstens halb und halb unter russischem Schutz vollzog und um deswillen Rußland noch heute, wie gegenüber Bulgarien, den Anspruch auf Dankbarkeit gegen den Befreier herleitet. Alle diese Einflüsse und Erinnerungen bewegen den griechischen König nicht, aus der Neutralität herauszutreten, die nach seiner unerschütterlichen Überzeugung die einzige Möglichkeit für Griechenlands Haltung im Weltkriege ist. Wir wollen versuchen, die Begründung dafür ebenso aus der Geschichte klarzulegen, wie wir es für die beiden Gegenspieler Bulgarien und Rumänien an dieser Stelle getan haben.

⁂ ⁂ ⁂

Ist das Volk der Griechen von heute die Nachkommenschaft der alten Hellenen, deren Sprache und Literatur uns heute noch unvermindert eine der wertvollsten Grundlagen unserer Kultur ist? In den Tagen des griechischen Aufstandes, im Anfange des 19. Jahrhunderts, ist das von sehr sachkundiger Seite entschieden in Abrede gestellt worden: „Nicht ein Tropfen echten und ungemischten Hellenenblutes fließt in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands. Nachkommen der Slawen und Albanier sind die Bewohner des heutigen Griechenlands, nur eine romanhaft erhitzte Phantasie kann in unseren Tagen noch von einer Auferstehung der alten Hellenen mit ihren Sophokleſſen und Platonen träumen", so schrieb 1828 in leidenschaftlicher Stellungnahme Fallmerayer, einer der ersten und ausgezeichnetsten Forscher in der mittelgriechischen und byzantinischen Geschichte. Sein Wort ist übertrieben. Allerdings haben die Wanderungen der nachchristlichen Jahrhunderte diesem Volksstamme der Griechen viel slawisches und albanisches Blut zugeführt; türkisches hat er übrigens nicht aufgenommen, trotz der Herrschaft der Türken auch über das alte Griechenland. Aber Slawen serbischer Art und vor allem Albanier haben den Volkscharakter der Griechen, dem Blute nach, stark verändert; fast ganz Attika, außer Athen und dem Piräus, ist, soweit die Abstammung in Frage kommt, von Albaniern besiedelt. Aber Griechen sind die Bewohner dieses Gebiets, das sich bis zum zweiten Balkankriege mit dem eigentlichen alten Hellas in der Hauptsache deckte, deshalb doch geblieben.

Die Kraft der griechischen Sprache und damit der griechischen Kultur, die ja auch durch die Verbindung mit dem Christentum nur gesteigert, keineswegs beseitigt worden ist, ist trotz der Vermischung und trotz aller Bedrückung unter türkischer Herrschaft bis zum 19. Jahrhundert so stark geblieben, daß

Digitized by Google

sie sich das fremde Volks- und Sprachgut unbedingt assimiliert hat. Kenner des Volks behaupten heute sogar und wohl mit Recht, daß trotz aller Veränderungen, die im Laufe von zwei Jahrtausenden über das griechische Volk hingegangen sind, die Züge der alten Hellenen in Art und Unart überall zu erkennen sind. Jedenfalls haben weder Slawen noch Albanier ihre Eigenart demgegenüber behaupten können. Und so blieb hier der Boden für eine neuartige Kultur, die wir mit byzantinisch bezeichnen und mit der wir gewöhnlich den Begriff des Toten und Erstarrten verbinden. Ganz unberechtigterweise. Denn die deutsche Forschung, vor allem Karl Krumbachers und seines Nachfolgers A. Heisenberg, haben uns gelehrt, daß in dieser byzantinischen, oder wie wir sie besser nennen mittelgriechischen Kultur eine große geistige Kraft steckt. Wäre dem nicht so, so hätte sich ja auch das Griechentum gar nicht so erhalten und entfalten können, wie es der Fall war.

Diese byzantinische Kultur war aber in erster Linie eine religiös-kirchliche, die Kultur der orthodoxen Kirche, und dieser dankt es das Griechentum von heute, wenn es durch die Jahrhunderte der türkischen Bedrückung hindurch Sprache und Religion und damit seine Nationalität erhalten hat. Früher hat man das zumeist unterschätzt, weil man die orthodoxe Kirche und die byzantinische Kultur zu wenig kannte. Man glaubte, daß die Freiheitsbewegung des 19. Jahrhunderts, der die deutschen Philhellenen zujubelten, einfach eine Renaissance des alten Hellenentums sei. Heute aber wissen wir, wo die Voraussetzungen für diese Freiheitsbewegung lagen. Die griechische Kirche mit ihrem Patriarchen in Konstantinopel, der heute noch, obwohl die Kirche des Königreichs selbständig ist, als das kirchliche Oberhaupt verehrt wird, sie blieb der gemeinsame Rahmen, die einzige gemeinsame Einrichtung des griechischen Volkes, das von den Türken unterjocht war und in Gefahr war, seine Sprache und Nationalität an die jugendkräftigen Einwanderer slawischer und albanischer Art zu verlieren. In ihr sind die Gedanken an die Erhebung, an die Befreiung von der Türkenherrschaft lebendig geblieben, von ihr aus sind sie im Volke wieder lebendig gemacht worden. Durch sie ist dem griechischen Volke von heute eine politische Idee eingehaucht worden, um die es ringt, nämlich nicht (wie man vor hundert Jahren bei uns glaubte) das alte Hellas zu erneuen, sondern die Nachfolge des gewaltigen, auf griechischer Grundlage ruhenden, byzantinischen Kaisertums. Und diese Gedanken leben heute in den Köpfen der Griechen, wenn sie vom Weltkrieg auch für ihr Vaterland einen gewaltigen Schritt vorwärts erwarten.

⁂ ⁂ ⁂

Als das alte Hellas ganz zu Grabe gegangen war, strömten seit dem 6. Jahrhundert Slawen in das Land ein, Albanier folgten, und es wurde ein Spielball der Kämpfe zwischen den verschiedenen Völkern um die Herrschaft auf der Balkanhalbinsel, bis die Unterwerfung unter die Türken auch für dies Land die Möglichkeit weiterer Entwicklung endete. Seit 1503 war Griechenland eine türkische Provinz, die dahinvegetierte, wie die Provinzen dieses Reiches überhaupt. Aber doch nicht in dem Maße wie die anderen vermochten die Türken die Lebenskraft der Griechen zu erdrücken. Sie brauchten für sich den lebhaften Seehandel der Griechen, die das Ägäische Meer und das Schwarze Meer beherrschten, und wertvollste Dienste leisteten ihr jene Griechen aus der Umgebung des Patriarchen, die nach dem Fanar, einem Stadtviertel Konstantinopels, Phanarioten heißen, und aus denen die Bischöfe der griechischen Kirche über die ganze Balkanhalbinsel hin hervorgingen. Den Freiheitskampf, der 1821 begann, brauchen wir nicht zu schildern; die Erinnerung an Alexander Ypsilanti begleitet uns ja aus unserer Jugendzeit. Schon Katharina II. hatte davon geträumt, im Kampfe gegen die Türkei ein selbständiges griechisches Reich zu schaffen, das sie ihrem jüngeren Enkel Konstantin bestimmt hatte. Alexander I. ist dem nachgegangen, und unter halber Unterstützung, jedenfalls der Zustimmung Rußlands, löste sich Griechenland von der Türkei. Vor allem in Deutschland fand diese Bewegung leidenschaftliche Sympathie. König Ludwig von Bayern, der Dichter Wilhelm Müller (der sog. Griechen-Müller) und viele andere warfen sich mit Leidenschaft in die Arbeit, dem griechischen Volke Befreiung aus seinen Leiden durchzusetzen. Wesentliches aber haben dafür geleistet England und Rußland, in verschiedenen Stufen, bis 1832 unter ihrer Obhut ein bayerischer Prinz, Otto, der Sohn König Ludwigs I., zum König des freigewordenen Griechenlands erhoben wurde. Er hat sich nicht halten können. Erst unter seinem Nachfolger, eben jenem 1863 gewählten dänischen Prinzen Georg, wurde der neue Staat auf feste Grundlagen gestellt. Er ist unter dieser Regierung dem Gebiet nach erheblich gewachsen. 1881 erhielt er durch den Druck der Westmächte auf die Türkei fast ganz Thessalien, und obwohl 1897 der Krieg mit der Türkei für Griechenland durchgängig ungünstig verlief, hat es Thessalien darin doch behaupten können.

Zum Gebiete des freigewordenen Königreichs gehörte eine Reihe von Inseln, zu denen England von sich aus die jonischen Inseln geschenkweise hinzufügte. Aber die wichtigste Insel gehörte ihm nicht und wurde Veranlassung langdauernder, vielverschlungener, internationaler Verwicklungen, nämlich Kreta. Kreta zählt 330000 Einwohner, zumeist Bekenner der orthodoxen Kirche, und wenn es auch eine vom griechischen Festland getrennte Entwicklung durchlaufen hat, so ist in ihm doch längst das Streben lebendig gewesen, mit dem Mutterlande vereinigt zu

Digitized by Google

werden, als dessen Kolonie es sich fühlte. Hier aber sprachen wichtige Interessen der Großmächte mit. Was Kreta für die Stellung Englands im Mittelmeer bedeutet, lehrt jeder Blick auf die Karte; besonders die Suda-Bai ist ein Hafen von allergrößter Wichtigkeit für die Machtverhältnisse im östlichen Mittelmeer. So war die Kretafrage viel mehr als die eigentlich griechische eine Angelegenheit der großen Politik, zumal die unablässigen Streitigkeiten zwischen Griechen und Mohammedanern das Land niemals zur Ruhe kommen ließen. Schließlich haben die Großmächte 1897 die Autonomie Kretas unter türkischer Suzeränität ausgerufen, und von 1898 bis 1907 hat ein griechischer Prinz, Georg, der Bruder Konstantins, als Generalkommissar unter dem Schutz der Mächte die Insel regiert. Deutschland hat sich übrigens, wie erinnerlich, sehr früh aus diesen Schwierigkeiten herausgezogen. Nachdem ist diese kretische Bewegung in die große Erschütterung der orientalischen Frage, die 1908 beginnt, eingeflossen. Die Inseln des Meeres aber, die im Norden und Osten des Archipels türkisch geblieben waren — die Kykladen und Samos waren griechisch geworden —, wurden sofort ein Streitobjekt, als der Krieg zwischen Italien und der Türkei einsetzte.

So war Griechenland bei Beginn der Weltkrisis ein Land von 65000 Quadratkilometern und 2,6 Millionen Einwohnern, wobei wir unter Griechenland das Königreich verstehen. Über diese Grenze hinaus aber — und das ist die für das Verständnis des Folgenden entscheidende Tatsache — wohnten noch Millionen Glieder derselben Nationalität: in Albanien und in Mazedonien, auf den Inseln des Ägäischen Meeres überall, auf der alten Chalkidike mit ihrem Mittelpunkte Saloniki (dem alten Thessalonich), an den Küsten des Schwarzen Meeres, vor allem aber an der Westküste Kleinasiens, ins Innere Kleinasiens hinein und bis nach Syrien und Ägypten. Heute zählt das Königreich Griechenland nach den Erweiterungen durch die Balkankriege 120000 Quadratkilometer mit 4,6 Millionen Einwohnern, aber Kenner berechnen die gesamte griechische Bevölkerung innerhalb und außerhalb des Königreichs auf über 8 Millionen Menschen. Das muß man festhalten für die Beurteilung der politischen Zusammenhänge, ebenso wie die Tatsache, daß es im asiatischen Teile der Türkei zwar Millionen griechischer Untertanen gibt, aber fast nirgends größere geschlossene Gebiete griechischer Siedlung. Nur von der Westküste Kleinasiens aus sind die Griechen stärker in das Land eingedrungen und haben sich in gewissem Sinn ein Hinterland geschaffen. Aber auch dort ruht ihre Bedeutung in erster Linie darauf, daß sie städtische Bevölkerung sind und durch ihre überlegene Kultur, die in einem lebhaft geförderten Schulwesen pulsiert und voranschreitet, die Möglichkeiten einer ziemlich weitgehenden Gräzisierung der andersstämmigen Bevölkerung haben.

Als der Kampf der Türkei um ihre Existenz begann, den der Angriff Italiens 1911 einleitete, nahm Griechenland entschieden Stellung. Es beteiligte sich mit Bulgarien, Serbien und Montenegro an dem Balkanbund, der das Fell des noch nicht erlegten Bären bereits unter den Bundesgenossen verteilte. Es zog auch die Bündnisbande fester, die es schon aus früheren Zusammenhängen her mit Serbien verbanden. Griechenland und Serbien hatten annähernd gleiche Interessen gegen Bulgarien im Kampfe um jenes Mazedonien, das als Gegenstand des Streites recht eigentlich die orientalische Frage immer wach erhielt. Die griechische Schätzung rechnete in diesem Mazedonien nicht weniger als 680000 Griechen gegen 430000 Bulgaren und 10000 Serben, worauf freilich die serbische Statistik mit 1,3 Millionen Serben und 220000 Griechen und 50000 Bulgaren, die bulgarische mit einer Million Bulgaren, gar keinen Serben und 210000 Griechen antwortete. Aber geographisch liefen die Interessen Serbiens und Griechenlands parallel und gegen Bulgarien. Griechenland erstrebte, was ihm schließlich das Endergebnis gebracht hat, Saloniki und Kawala mit ihrem Hinterlande, Serbien nahm für sich den ganzen Rest Mazedoniens in Anspruch und suchte von da im Bunde mit Montenegro einen Durchgang zur Adria zu erzwingen. Dann blieb für Bulgarien territorial recht wenig übrig und ein gewaltiger Teil Mazedonisch-Bulgariens der Gräzisierung ausgesetzt. Darin lag im Keim schon der Gegensatz begründet, der durch die Hartnäckigkeit des bulgarischen Ministers dann so völlig zu ungunsten Bulgariens auslief. König Konstantin holte sich in diesem Kriege mit der Türkei Lorbeeren, er eroberte am 8. November 1912 Saloniki, Kreta wurde besetzt und, indem seine Abgeordneten in die griechische Kammer eintraten, seine langersehnte Vereinigung mit dem Mutterlande vollzogen. Die Friedensschlüsse von Bukarest und Athen (14. November 1913) brachten Griechenland die Erfolge in der Erweiterung seines Gebietes um Mazedonien, Epirus und den Archipel, im ganzen 48000 Quadratkilometer und 1,6 Million Einwohner. Die Frage nach dem Schicksal bestimmter Inseln blieb freilich nach wie vor den Großmächten vorbehalten. Sie waren durch Italien besetzt worden und wurden von ihm nicht herausgegeben, weil die Besitzverhältnisse der Türkei durch den Angriff des Balkanbundes so völlig in Verwirrung gebracht worden waren. Italien sitzt heute noch fest in diesem sogenannten Dodekanes, der gleichfalls immer ein Gegenstand der Verhandlungen zwischen Griechenland und der Entente ist.

Digitized by Google

Im Laufe des Jahrhunderts hat das griechische Volk seit den Befreiungskämpfen einen erheblichen Aufschwung genommen. Zwar ist sein Bauerntum noch arm und werden die Schätze seines Bodens noch nicht zur Genüge gehoben, aber der griechische Kaufmann hat in den neuen Verhältnissen den alten Vorteil seines Landes, die reiche Gliederung seiner Küsten, im vollsten Maße ausnutzen können. Und wenn er nicht überall in der Levante beliebt ist, so hat man doch Respekt vor seiner Tatkraft und seinem Fleiß. Im Zusammenhang damit steht eine große Entwicklung der Schiffahrt, die bei einem Lande verständlich ist, das im Verhältnis zu seinem Flächeninhalt die reichste Küstengliederung von allen Ländern der Erde hat.

Lebhaftes geistiges Streben pulsiert in diesem Volk, das auf den Reichtum seiner Schulen stolz ist und diese Schulen gar wohl als Mittel des nationalen Kampfes zu verwenden weiß. Nicht in allem gesund sind seine Verhältnisse. Die Entwicklung ist in vielem überreizt und überspannt worden. Namentlich hat die Entfaltung der Finanzkräfte nicht Schritt mit der inneren Gesundung gehalten, so daß die außerordentlich schlechte Finanzlage des Königreichs zu einer Finanzkontrolle der Großmächte (Deutschland, Frankreich, England, Italien, Österreich, Rußland) hat führen müssen. An innerer Festigkeit wird Griechenland heute wohl von Rumänien, sicherlich von Bulgarien übertroffen, während es darin vor Serbien und Montenegro weit voraus ist. Aber die Weltgeschichte hat nicht danach gefragt, wie weit die innere Reife dieser Balkanstaaten sei, als sie ihnen im Weltkriege die Schicksalsfrage über die Zukunft stellte. Wie lautet diese an Griechenland?

⁂ ⁂ ⁂

Wir haben für die politische Idee des heutigen Griechentums das Wesentliche schon gesagt. Der Mann, in dem sie sich verkörpert, der in Kreta geborene Venizelos, hat sich zum Diener dieser sogenannten „großen Idee“ (megale idea) gemacht. Sie strebt in kurzen Worten an eine Vereinigung aller Griechen in einem Reich und damit eine Erneuerung der byzantinischen Kaisermacht. Spricht man das aus, so liegt schon auf der Hand, daß die Idee heute phantastisch ist. Sie trägt in sich großen Schwung, indem sie das alte Gefühl des Panhellenentums, wie es im Orakel zu Delphi oder bei den olympischen Spielen so glänzend zum Ausdruck kam, neu belebt. Es ist, als hörten wir durch diese Gedanken etwas rauschen von den Klängen der Siegeshymnen Pindars und würden neu umstrahlt von der Märchenpracht von Byzanz, die für die ganze Welt des Ostens ein volles Jahrtausend der Mittelpunkt höchsten Glanzes und reichster Kultur war. Darin liegt das Geheimnis der Persönlichkeit Venizelos', und das erklärt, wie schwer es König Konstantin wird, einen anderen Standpunkt festzuhalten.

Ersichtlich aber fehlt dieser Idee die Grundlage. Griechisch-Mazedonien ist ihr bereits gewonnen, Griechisch-Albanien kann der Weltkrieg ihm bringen, die Inseln vielleicht wohl auch. Aber wie ist, schon territorial angesehen, eine Vereinigung mit den asiatischen Griechen im Sinne dieser großen Idee denkbar, da diese, wie gesagt, nirgends große geschlossene Bezirke besitzen? Und dann: man stößt mit dieser Idee mit sämtlichen Faktoren der orientalischen Frage zusammen, mit Serbien und Bulgarien natürlich zuerst, mit der Türkei vor allem, aber auch mit den Ansprüchen Rußlands, Englands, Frankreichs, Italiens und nicht zuletzt auch mit unseren Interessen und Forderungen an die orientalische Frage. Wie soll eine derartige Politik auf so schmaler Grundlage durchgeführt werden? Berauschend mag der Traum sein, daß in Konstantinopel ein neues griechisches Kaisertum errichtet würde, aber wie soll man ihn verwirklichen gegen eine ganze Welt? Das hatte natürlich Venizelos auch erkannt. Darum wollte er sich bedingungslos auf die Seite der Entente schlagen in dem Programm der Vernichtung der Türkei. Die Entente bot ihm die Inseln und Smyrna, das heißt einen guten Teil von Kleinasien, sowie ein großes Stück von Mazedonien. Da Venizelos zu klug war, um sich nicht zu sagen, daß dieses Programm gegen Bulgarien nicht durchzusetzen war, war er bereit, mit dem Verzicht auf Kawala, das den Bulgaren einen wertvollen Hafen der ägäischen Meerküste bot, Bulgarien in diesen Konzern mit hereinzuziehen. Das war eine schöne Rechnung, mit der sich Venizelos blindlings und mit Haut und Haar der Entente verschrieb. König Konstantin hat sie sich nicht zu eigen gemacht: dreimal hat er sich bereits dagegen entschieden, auch heute hält er daran fest, daß Griechenland neutral bleiben muß.

Er sah, welches Risiko Griechenland bei dieser Rechnung seines Ministerpräsidenten lief, und blickt er heute auf den Verlauf des serbischen Feldzuges und die klägliche Expedition in Saloniki, so hat sich vollauf bestätigt, was er Anfang Oktober 1915 als richtig erkannte. Gegen die volkstümliche Strömung hat er so vermocht, seinen Standpunkt abwartend zu behaupten. Er hat das Bündnis mit Serbien preisgegeben, weil die Voraussetzungen dafür völlig weggefallen waren. Er hat sich vielleicht mit Bulgarien noch nicht völlig geeinigt und er müht sich, in einer außerordentlich peinlichen und unangenehmen Lage, den Ausbruch einer Krisis zu vermeiden, zu der die letzten Kämpfe des serbischen Feldzuges gegen die englisch-französischen Landungstruppen jeden Tag führen können. Wohl mit Zähneknirschen hat er dulden müssen, daß England und Frankreich die Neutralität seines Landes glatt verletzten und Saloniki zur eigenen Angriffsbasis

Digitized by Google

machten. Hindern konnte er das nicht. Wohl aber konnte er hindern, daß sein Land von der Entente in den Strudel des Krieges hereingezogen wird, nur ihr zum Dienst.

In dieser schwierigen Stellung zwischen den Feuern hält König Konstantin klug und entschlossen sein Land, gewissermaßen die Hand am Abzug, denn sein Heer hat auch er seit Wochen mobil gemacht. Dauernd wird sich Griechenland nach menschlichem Ermessen nicht in dieser Lage halten können. Auch wenn es gelingt, Verwicklungen zu vermeiden, die aus der Verfolgung der Ententetruppen auf griechisches Gebiet durch die Bulgaren jederzeit entstehen können, völlig neutral wird Griechenland auf die Dauer nicht zu bleiben vermögen. Natürlich erwartet das Volk von seinem Könige, daß dessen Politik, die ihm den Krieg ersparen will, doch auch Griechenlands Interessen unmittelbar diene und direkt fördere. Das kann nur geschehen, wenn Griechenland den Zentralmächten und Bulgarien näher rückt Letzteres bemüht sich aufs ängstlichste, die griechischen Ansprüche zu schonen. Denkt man sich aber die Verteilung der serbischen Beute einschließlich Albaniens, so kommt Griechenland an der Seite der Zentralmächte und Bulgariens ohne wesentliche eigene Opfer der Verwirklichung der groß-griechischen Idee doch ein Stück näher. Ihm kann im Bunde mit diesen Mächten Südalbanien ohne weiteres zufallen, und auch über die Inseln des Ägäischen Meeres wird sich eine Grundlage zu Verhandlungen finden lassen. Ob diese Aussicht sich verwirklicht, ohne daß Griechenland Blutsopfer noch bringen muß, oder nicht, ist heute noch nicht zu erkennen. Gelingt es König Konstantin, gegen die Entente und gegen den Widerstand im eigenen Volke seine Politik so durchzuführen, so wird er die Stellung des Königtums gewaltig festigen, weil er dann nicht nur der glückliche Feldherr der Balkankriege, sondern auch der Mehrer des Reiches im Sinne großer und alter Überlieferungen geworden ist. Wir wollen die schwierige Lage Griechenlands vor allem verstehen, das, weil unter den Kanonen der englischen Schiffsgeschütze liegend, ganz anders in einer Zwangslage ist als Rumänien, und wir wollen hoffen, daß mit tätiger Unterstützung der Zentralmächte und unserer Verbündeten ihm diese Lösung gelingt. Dann sind wir einen Schritt weiter auf dem Wege zur Ordnung der Balkanverhältnisse. Griechenland aber hat dann eine Verbreiterung seiner Machtgrundlage davongetragen, die ihm eine größere Stellung auf der Balkanhalbinsel und auf dem Ägäischen Meere gewährt und sichert. Freilich wird damit Phantasien ein Ende gemacht, die, mit allen Erinnerungen griechischer Geschichte verbrämt, wohl die Volksversammlung auf der Agora berauschen mögen, aber eine Stätte immer nur in Wolkenkuckucksheim haben können.

„Le malade imaginaire“

17. Februar 1673

Kaum einer lacht im Saal. Der tolle Schwank
Wird heute schlecht gespielt. Molière vor allen
Will diesmal niemandem so recht gefallen.
Er übertreibt. Schlecht auch der Stimme Klang.

„Er scheint mehr eingebildet heut als krank!“
Sagt einer laut. Zwei schrille Pfiffe schallen.
„Sprecht etwas lauter drunten! Euer Lallen
Versteht kein Mensch!“ ruft man vom letzten Rang.

Ein Ei fliegt durch die Luft. „Hier eine Pille!
Schluckt sie, spielt besser dann!“ . . . Doch auf einmal
Wird jähe Ruhe. Nur des Kranken schrille
Klanglose Stimme ächzt in tiefer Qual.
Er taumelt, fällt . . . Kein Laut durchbricht die Stille.
Es zog ein dunkler Engel durch den Saal.

Karl Mayer

Digitized by Google

Straßenkampf. Von Ludwig Ganghofer

Fünf Uhr morgens, am 3. September. In Nebelstimmung, bei zögerndem Tageserwachen, geht die Fahrt durch das nördliche Polen gegen Grodno, dessen westliche Festungswerke am 1. und 2. September durch die badischen, schleswig-holsteinischen, hamburgischen und ostpreußischen Regimenter der Armee des Generals von Scholtz genommen wurden.

Auf hindernisreichen Boden gestellt, kämpfte dieser Heerführer seit dem Beginn unserer neuen Offensive in Russisch-Polen Heerseite an Heerseite mit General von Gallwitz. Vor fünfundvierzig Jahren, im deutsch-französischen Kriege, standen die beiden als junge Artilleristen Batterie an Batterie. Nun wirkten sie als siegreiche deutsche Heerführer nachbarlich nebeneinander. Während Gallwitz die Festungen Ostrolenka, Rozan und Pultusk nahm, eroberte General von Scholtz das von Sümpfen umgebene Lomza und Ossowiez und zertrümmerte jetzt mit wuchtigen Schlägen die Außenwerke von Grodno, dessen Fall ich mitzuerleben hoffe. Morgen? Oder schon heute?

Unsere Reise geht an dem trüben Tage durch dunkle Föhrenwälder von üblem Aussehen; sie scheinen unter grauem Flor über die Verwüstung zu trauern, der sie halb zum Opfer fielen. Dann kommt ein Moorland von trostloser Öde und Melancholie. Nur Sumpf und Schilf. Die Unken singen, und manchmal hört man das Pfeifen eines Wasserhuhns. Hier lagen die Unseren monatelang vor dem von den Russen hartnäckig verteidigten Ossowiez. Überall die Spuren eines schweren Kampfes. Und viele Gräber. Die Festung ist ein Gewirre von Schutthaufen, denen man es noch ansieht, wie stark diese Burg des Feindes gewesen ist.

Hinter Ossowiez muß man lange fahren, bis die Landschaft sich aufhellt und ein bißchen gefälliger wird.

Um zehn Uhr erreichen wir Krasnostok, eine alte Klostersiedelung, jetzt das Hauptquartier des Generals von Scholtz, des Siegers von Lomza, der morgen der Bezwinger von Grodno sein wird.

Weiter! Ich möchte keine Minute versäumen. „Recht haben Sie!“ sagt der General. „Aber am Abend, wenn alles schön in Ordnung ist, werden Sie, wie ich hoffe, mein Gast sein. Mehr als ein Zimmer mit Strohsack, Tisch und Sessel kann ich Ihnen nicht anbieten. Die Russen, als sie von hier wegzogen, haben nicht nur die Nonnen, auch die Betten mitgenommen.“

Das Auto beginnt zu jagen, wir haben Eile, die Unseren sind schon in den Straßen von Grodno, wo sie kämpfen müssen um jedes Haus. Je näher wir der Festung kommen, um so lauter rollt das Dröhnen der Geschütze ineinander. Zur Rechten und Linken der Straße sieht man auf sandigen Hügeln etwas Zerrupftes: die westlichen Forts, die schon genommen sind. Fünf russische Grabenstellungen mit dichten Drahthindernissen liegen hintereinander. Die Wälder zwischen ihnen sind auf weite Strecken abgeholzt, die noch stehenden Bäume von Granaten zerrissen. Auch jetzt, in dieser Verwüstung, sehen die Festungswerke noch aus wie uneinnehmbare Stellungen. Und die Unseren haben sie doch genommen.

Ein Zug von Gefangenen. Von der Stadt her hört man schon das Gewehrgeknatter, und eine vieltürmige Dächersilhouette steigt über die Hügel herauf. Ein Bahnhof, den wir durchfahren, liegt in Trümmern; zwischen den niedergebrannten Güterschuppen gewahren wir schwere Geschützmunition in großer Menge. Als die Kisten, in denen sie verwahrt gelegen, zu glühen begannen, explodierten viele Granaten. Hunderte von zentnerschweren Geschossen liegen wie Erbsen durcheinandergeworfen.

Wir kommen zu einer Beobachtungsstelle, die in einen Feldhügel eingegraben ist. Man sieht im Tal drunten ein Stück des Flusses, drüben die feindlichen Stellungen am Waldsaum. Immer und überall Gewehrsalven. Und drüben über den glänzenden Wasserflächen des Njemen sieht man einzelne Russen zwischen den Bäumen hin und her huschen, sieht brennende Häuser und wallenden Rauch.

Eine stille, fast menschenleere Vorstadt. Auf steiler Straße geht es zum Njemen hinunter, über dessen dunkle Fluten die riesenhaften Trümmer und Gitterschläuche der beiden von den Russen gesprengten Brücken hin und her starren, gleich dem ungestümen und im Zorn zerschlagenen Spielzeug eines Gigantenkindes. Und drüben steht die über ein Hügelgehäng emporgebaute Stadt, an deren Mauern das Echo eines jeden Schusses rasselt wie der Einschlag eines Blitzes.

Über die Pontonbrücke, an der noch immer gerichtet und gezimmert wird, geht ein ununterbrochener Strom von Feldgrauen, von Geschützen und Munitionswagen. In dem Stadtteil, der von den Unseren schon erkämpft wurde, wagen sich die Einwohner zögernd und verschüchtert aus den Häusern heraus. Spricht man die Leute an, so schweigen sie oder geben ausweichende Antworten. Die Polen glauben noch nicht an die Niederlage der Russen, und die Juden sagen: „Wir müssen jedes Wort überlegen, sonst tragen es die Polen den Russen zu.“ Die hatten den Juden prophezeit, daß die

Digitized by Google

Deutschen ihre Häuser ausrauben, ihre Weiber schänden und ihre Kinder davonschleppen würden, um „Deutschlands Geburtenrückgang" auszugleichen. In solcher Stunde, in der die verstörten Menschen noch zittern vor Angst und Sorge, wären mancherlei wissenswerte Wahrheiten zu erfahren. Aber zu langen Gesprächen ist keine Zeit. Noch fallen die russischen Granaten über die Stadt her, und in der gegen Osten gelegenen Kasernenvorstadt krachen ruhelos die Gewehrschüsse des Straßenkampfes. Wagen mit Verwundeten fahren vorüber, einer von ihnen läßt auf dem Pflaster eine rote Zitterlinie zurück. In der Tiefe einer langen Gasse beginnt ein großes Gebäude zu brennen. Das sieht ganz unwirklich aus und erinnert an eine Theaterszenerie.

Am südöstlichen Ende der Stadt liegen die Russenleichen in verschwenderischer Menge über dem groben Fahrpflaster und auf den Bürgersteigen. Einer sitzt gegen einen Laternenpfahl gelehnt, und einer läßt aus zertrümmertem Erdgeschoßfenster den Oberkörper mit langen Armen heraushängen. Manche, die da umherliegen, haben noch Lebensfarbe im Gesicht, noch einen ungebrochenen Glanz in den Augen. Von dem namenlosen Künstler, der das Straßenbild dieses Tages schuf, würde ein strenger Kunstrichter sagen: er hat Kitsch gemacht, hat zu viel Rot verschwendet, ohne den grellen Ton zu dämpfen.

In einem engen, schmutzigen Höfchen sehe ich etwas Furchtbares. Da knien, seitlich an die Mauer gelehnt, zwei russische Soldaten voreinander, die sich im Tod noch umschlungen halten. Waren es zwei, die einander haßten und sich schwer beschimpft und beleidigt hatten? Und wollten sie sich, ehe der Kampf dieses Tages begann, nach russischer Sitte versöhnen? Knieten sie in Reue voreinander nieder, umarmten und küßten sie sich? — Während sie es taten, flog die Granate, die den Türstock aus der Mauer schmetterte, zwischen den beiden Köpfen hindurch und nahm die Gesichter mit. So erstarrten die zwei Versöhnten, kniend, einer noch den anderen mit den Armen umklammernd. Und die zwei Köpfe hängen mit leeren, rostfarbenen Wundhöhlen hin und her, als möchten sie einander noch in die Augen schauen, die nimmer da sind. —

Wir erreichen die letzten Häuser der inneren Stadt. Ihre Mauern sind wunderlich getüpfelt. Und drüben über der Bahnstrecke liegt die Kasernenvorstadt, aus der die Stimmen des Kampfes zu mir herüberrasseln. In dem tief eingeschnittenen, unter feindlichem Flankenfeuer stehenden Hohlweg der Eisenbahn graben sich unsere Schwarmreihen über den hohen, steilen Rasendamm empor. Die erste Reihe schiebt sich schon über die Böschung hinaus. Aus den Fenstern und Dachluken der russischen Blockhäuser und des großen Offizierskasinos krachen die Gewehrschüsse. Ihr Hall vermischt sich mit einem dumpfen, unbestimmten Lärm, von dem sich nicht erraten läßt, woher er kommt und was ihn erzeugte. Ist es Brandgeprassel in geschlossenen Räumen? Verzweifeln die Russen an dem Glauben, sich halten zu können, und werfen sie Feuer in die Magazine? Es wirbelt schon braun und schwarz aus vielen Dächern. Aber in und hinter den großen steinernen Kasernen leistet der Feind noch erbitterten Widerstand — da sieht man die Rauchfinger und Blitzpfeile der Gewehrschüsse in vermehrter Menge aus verbarrikadierten Fenstern und aus schmalen Schießscharten herauszucken.

Die Unseren führen zwei große Minenwerfer ins Gefecht. Innerhalb weniger Minuten sind die todspeienden Ungetüme in der Deckung eines Obstgartens aufgestellt. Es donnert ihr erster Schuß. Man sieht die mächtige stählerne Bohne hinaufschweben gegen den Himmel, sieht sie gleich einer schwarzen Sternschnuppe wieder fallen, mitten hinein in einen Kasernenhof. Ein paar Sekunden, dann eine furchtbare Detonation. Die Erde zittert. Und da drüben fliegt ein schwarzes Ungeheuer von Rauch und Schutt in die Luft empor und flattert nach allen Seiten auseinander.

Ein Erkundungstrupp der Hamburger und Schleswig-Holsteiner, denen ich mich angeschlossen, rückt mit flinken Sprüngen in die Kasernengasse hinein, jeden Alleebaum für einige Sekunden als Brustschild nützend — und hinter uns besetzt die erste Schwarmreihe die dem Feinde schon abgerungenen Blockhäuser. Wohin sich der Blick verirrt, überall sieht man einen gefallenen Russen — jeder ist lang ausgestreckt, die meisten auf dem Gesicht, mit vorgeschobenen Armen, und das Gewehr liegt einige Meter vor ihren gespreizten Fingern — ein Zeichen, daß sie im Davonspringen fielen.

Immer aufs neue brüllen die Minenwerfer, und überall ist die Luft durchzwitschert von Dingen, die man nicht fliegen sieht.

Mein Begleitoffizier, ein junger schwäbischer Generalstäbler und ich, wir nehmen Deckung in einem Kasernengebäude, in dem es schauderhaft aussieht. Die Russen, ehe sie vor wenigen Minuten von hier entwichen, haben alles kurz und klein geschlagen, alles vernichtet und verschweint. Durch das Fenster sieht man auf brennende Proviantschuppen, und noch immer stechen die Feuerstrahlen der feindlichen Schüsse aus den Nachbarhäusern. Im Gewirbel des Qualmes, der alles schon zu umschleiern beginnt, schießen die Russen schlecht. Die Hamburger und Schleswig-Holsteiner lachen dazu, und wenn sie durch die Stubenfenster hinausschießen, kracht es immer wie ein Böller. Auch beginnt in den brennenden Gebäuden schon die Munition zu explodieren. Das gibt ein Getöse, daß man taub wird und das Wort seines Kameraden nimmer versteht.

Drüben im nächsten Haus verstummen die Schüsse des Feindes. Vorwärts, weiter um dieses Haus! Eine Reihe von zehn

Digitized by Google

Schleswig-Holsteinern mit einem schneidigen Oberleutnant rückt ungedeckt in der Straße vor, sperrt sie von Mauer zu Mauer und gibt Feuer, so oft ein Russenkopf irgendwo herausguckt oder ein paar fliehende Feinde über die Straßentiefe gegen die offenen Felder springen. Immer brüllt der Minenwerfer dazwischen, immer aufs neue schrillt der Warnungsruf: „Obacht, Mine!“ Rasch bergen sich die Unseren bei diesem Ruf hinter Bäumen und Mauerkanten. Die schwarze Stahlbohne saust aus der Luft herunter, fünfzig Meter vor uns. Zwischen Dächern und Gemäuer verschwindet sie. Ein grauenvolles Aufdröhnen inmitten der feindlichen Verstecke. Dann eine turmhohe Schuttfontäne. An allen Fenstern in der Runde zerklirren die Glasscheiben, deren Scherben umherspritzen wie blitzender Hagel. Und als der schwarze Rauch sich verzieht, ist die Hälfte einer Kaserne verschwunden. „So,“ sagt einer von den Schleswig-Holsteinern, „nu haben wir freieres Schußfeld!“ Die zehn, zwölf festen Männer sperren wieder die Straße. In rasendem Laufe springen da vorne ein paar Russen über den Weg. Die Salve der Unseren knattert. Zwei von den Feinden stürzen, einer bleibt liegen, der andere rafft sich wieder auf und verschwindet hinter einem deckenden Rasenbuckel.

Weiter, zum nächsten Haus! Es ist das russische Offizierskasino. Auch hier die gleiche Verwüstung wie in den Mannschaftsräumen. Nein, noch schrecklicher ist es. Weil mehr zum Verwüsten vorhanden war, sind die Scherbenhaufen noch größer als in den Soldatenstuben. Auch scheint die russische Offiziersintelligenz mehr Phantasie im Vernichten zu haben, als der slawische Bauernverstand. Alle Möbelstücke sind zerschmettert, alle Bücher der Bibliothek zerrissen und in Fetzen umhergestreut, alle Spiegel zerschlagen, alle Lampen, das Tafelgeschirr und alle Bilder. Unter dem schauerlichen Wust, der den Boden bedeckt, gewahre ich ein zerknülltes, von Stiefelabdrücken beschmutztes Bild, das ich kenne und liebe: die „Sünde“ unseres Franz von Stuck. Ich kann und darf dieses Bild nicht liegen lassen im russischen Verwüstungsdreck, nehm' es vom Boden auf, rolle das Blatt zusammen und umwickle es mit einer roten Vorhangschnur. So hab' ich die „Sünde“ während der folgenden Stunden immer in der Hand.

Zu sehen ist nimmer viel, alles ist von Rauch umweht, und die nahen Brände wachsen zu gewaltigen Flammen empor, deren strahlende Hitze man über hundert Meter empfindet.

Noch immer knattert's von der letzten Kaserne her. Und wieder brüllt von unseren Minen eine. Unter Gedonner geht ein Gerieſel durch den Erdboden. Wieder verschwindet ein Kasernentrakt, und aus der Explosionswolke spritzen Quadersteine, Balken, Hausgerät, Fensterteile und Türstöcke heraus. Inmitten dieser tobenden Hölle stehen die Schleswig-Holsteiner und die Hamburger, als wären sie die „eisernen Männer“ von Innsbruck. Und einer sagt: „Guck, wie se loofen, die Luderſch!“ Alle Gewehre fahren auf, die Salve kracht, ich sehe keinen Russen mehr.

Vorwärts um zwanzig Meter. Eine Mine kommt. Ich decke mich hinter einem Baumstamm und trete auf etwas Lindes, auf die Hand eines Gefallenen. Verzeih mir's, du Toter! Ich sah dich nicht.

Weiter, weiter! Eine heiße Arbeit ist's für die Unseren. Einer von den Hamburgern sagt zu mir: „Gestern hat der liebe Gott zu früh Abend werden lassen, wir haben nichts mehr gesehen, und da sind die Kerls wieder in die Häuser hereingekrochen. Nu haben wir schon den ganzen Tag Arbeit mit diesen russischen Kaninchen.“

Immer höher wachsen die Flammen der brennenden Gebäude. Ein dreihundert Meter langes Feuergewoge und Rauchgewirbel. Hinter dieser lodernden Riesenhecke dröhnen die Explosionen unserer Minen. Und immer wieder knattert im Glutgemenge die platzende Munition. Man kann nimmer unterscheiden, was Gefecht und was Sprengung im Feuer ist.

Zwischen zwei Bäumen sah ich einen von den Unseren taumeln und rasch mit der Hand an die Stirne greifen. „Nu ooch, heute brauch' ich nich mehr zu kochen!“ sagt er ruhig. Dann überwirft es ihn, und er redet nimmer. —

Es hat zu regnen begonnen, und ein fauchender Sturmwind bläst in die Gluten. Rauch und Flammen schlagen über die Straße hin. Jener verwundete Russe, der sich hinter den Rasenbuckel rettete und der's in diesem Qualm und in der sengenden Hitze nimmer auszuhalten vermag, streckt den kappenlosen Kopf über den Graswall heraus und bettelt mit beiden Händen. Was er schreit, ist nicht zu verstehen; man merkt nur, er bittet um Hilfe. Da sagen drei von den Schleswig-Holsteinern gleichzeitig: „Den müssen wir holen, 's is doch 'n Mensch!“ Sie stellen die Gewehre fort und schreiten los. Nun bringen sie ihn auf zwei Zaunstecken aus dem Rauch herausgetragen. Der Russe hat ein leichenblasses Gesicht, aber ganz ruhig ist er, und eine Hoffnung glänzt in seinen Augen. Der Regen, der über ihn herfällt, scheint ihn zu erquicken; mit der Zunge schlürft er die Nässe ein, die ihm über die Lippen sickert.

Auch aus einer anderen Gasse seh' ich ein Kleeblatt von Barmherzigen herauskommen. Drei Hamburger bringen in einer Wolldecke eine alte, kranke Frau getragen, in deren Stube die Russen hineinschossen. Und zwischen allen Kampfbildern ist immer eine hastige Wallfahrt der armen Leute zu sehen, die mit ihrem Säcklein voll Habe vor dem russischen Kugelregen und vor dem nach allen Seiten umherspringenden Feuer flüchten.

Bei strömendem Regen klettern unsere nachrückenden Reserven in langen Zügen

Digitized by Google

Sturmangriff. Gemälde von Willi Jaeckel
(Aus der Ausstellung der Berliner Sezession)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

durch den tiefen Hohlweg der Eisenbahn. Prachtvoll ist's anzusehen, wie die langen, feldgrauen Männerschlangen sich über das Gehänge des Dammes herunterrollen, das Bahngeleise überfluten und drüben wieder hinaufklimmen über die steile Böschung. Aus allen Gassen quellen Feldgraue heraus, und die dichten Gruppen lösen sich zu Schwarmreihen. Jeder Weg nach vorwärts geht zwischen brennenden Häusern hindurch.

Bei den letzten Gebäuden der Kasernenvorstadt beginnt das Salvengerassel der Russen schwächer zu werden; sie müssen sich auf ihre Feldstellungen und gegen den Waldsaum zurückziehen.

Um freien Ausblick über das Feld zu gewinnen, folge ich mit meinem Begleitoffizier einer nach Osten führenden Straße. Neben einem der letzten Häuser nehmen wir Deckung. Das Feld, über das wir hinschauen, ist noch unbesetzt von den Unseren. Und da seh' ich aus einer Ackermulde drei Russen heraustauchen. Jeder von ihnen winkt mit einem Stecken, an dem ein grauer, schmutziger Lappen hängt. Ich hebe die weiße Papierrolle der Stucksches „Sünde" hoch und winke, winke und winke. Die drei Russen kommen herangelaufen. Einer ist unter ihnen, der ein bißchen Deutsch versteht. Ich frage: „Sind noch andere da, die sich ergeben wollen?" Eifrig nickt er und zeigt mit den gespreizten Fingern fünf- oder sechsmal die Zahl zehn. Ich gebe ihm mein frischgewaschenes Taschentuch, damit er die Zögernden mit diesem deutlicher erkennbaren Weiß heranzuwinken vermag. Sie kommen nicht. „Holen! Flink!" Er rennt davon, und noch ehe die erste Schwarmlinie der Unseren hinter uns herankommt, seh' ich den hurtigen Russen mit vielen Kameraden aus der Ackermulde heraushasten. Je rascher ich mit der weißen Papierrolle winke, um so flinker springen sie, dem Friedenszeichen vertrauend.

Ich versuche den braunen Schwarm zu zählen, der da herangesprungen kam. Sechzig oder siebzig müssen es sein; doch um genau zu zählen, fehlt es an Zeit. Schon holt uns die erste Schwarmreihe der Unseren ein, und nun geht's weiter über die Felder, über die Brachböden und durch die nassen Kartoffeläcker. Hinter dem Dunst, der die östliche Ferne umspinnt, erkennt man undeutlich die russischen Feldstellungen und ihre Schützengräben am Waldsaum, aus dem die Maschinengewehre heraustacken. Die Schwarmketten der Hamburger und Schleswig-Holsteiner, denen die Linien der Ostpreußen folgten, müssen sich in Deckung werfen. Wo sich einer hinschmeißt auf die Erde, seh' ich vom Kartoffelkraut die Nässe aufspritzen, als wäre der Feldgraue in eine Pfütze gesprungen.

Hinter uns die roten, hochausgezackten Flammenmauern der Brände, vor uns das dämmergraue Nebelreißen. Alle Häuser, die noch nicht in Feuer aufgingen, sind von den Unseren besetzt. Aus allen Fenstern und Türen krachen die Schüsse der Deutschen. Auf den Dachböden werden Maschinengewehre aufgestellt und beginnen ihr hartes Knatterlied. Und weit hinter uns, über den Njemen und über die erkämpfte Stadt herüber, dröhnt die kraftvoll einsetzende Hymne unserer Geschütze. Ein wundervoll ineinandergreifendes Wirkungsschießen beginnt. Drüben, wo die Russen liegen, donnern die Granatenschläge wild und rasch, alles verwandelt sich im Grau des sinkenden Abends in Qualm und feuriges Aufspritzen. Zur Rechten der Straße liegen die Unseren unbeweglich in den Kartoffelfeldern; dann immer wieder ein rasches Emporspringen, ein flinkes Vorwärtsstürmen um hundert oder hundertfünfzig Meter — und werfen sich die Feldgrauen von neuem in Deckung, so meldet das Aufsteigen einer weißen Leuchtkugel, wo sie liegen.

Zur Linken der Straße, zwischen der feindlichen Stellung und den von den Unseren besetzten Gebäuden, knattert und pfeift es ruhelos hin und her. Ich springe zu einem dieser Häuser hin. In die dämmerigen Stuben, durch deren Fenster die Unseren hinausfeuern, quillt der rubinrote Glanz der Brände herein, und die Feldgrauen sehen aus wie tintenschwarze Schatten. Und immer dieses hurtige Aufblitzen, das in den Abend hinausgreift wie ein aus Golddrähten geschmiedetes Gitter. Und immer die lustigen Worte, die derben Scherze der Unseren.

Draußen ist es schon so trüb geworden, daß ich mit dem Glase kaum noch zu sehen vermag. Dennoch kann ich erkennen, daß aus der feindlichen Feldstellung eine lange Reihe von Russen davonschleicht und gegen den Waldsaum hinüberhuscht. Die Schüsse der Unseren wirren sich zu einem jagenden Geprassel ineinander. Und plötzlich verstummt das Dröhnen der deutschen Geschütze. Es ist sechs Uhr abends. In dieser grauen Stille, in der nur das kleine Zischen noch hinfährt durch die Lüfte, hallt weit von rechts ein jubelndes Hurra von tausend Stimmen über die Straße herüber. Da drüben haben die Unseren eine Waldstellung genommen. Und nun tauchen über die ganze Breite der Felder alle Schwarmlinien der Schleswig-Holsteiner, der Hamburger und der Ostpreußen aus ihren Deckungen; die Häuser werden leer, durch Fenster und Türen springen die Feldgrauen ins Freie, und überall zwischen den roten Bränden quellen die stürmenden Gruppen hervor. Wohin ich schaue, hastet eine von diesen herrlichen Gestaltenreihen dem Feind entgegen.

Zur Linken der Straße verstummt die feindliche Knattermühle. Aus den Feldmulden und aus den Waldsäumen tauchen Schwärme von Russen heraus, waffenlos, mit aufgehobenen Händen. Doch rechts von der Straße trommeln noch immer die Salven eines erbitterten Kampfes. Nun auch dort das deutsche Hurra, dieser wundervolle, brausende Aufschrei der deutschen Kraft. Die Bajonette voraus, rasen dort die Feldgrauen

Digitized by Google

im Laufschritt gegen die letzte Stellung, in der sich der Feind noch zu halten sucht. Etwas Unbeschreibliches geschieht, so rasch, daß ihm die Augen nicht zu folgen vermögen — das Handgemenge. Dann ist alles still und ruhig. In diesem heiligen Abendschweigen das frohe Geschrei der Unseren, ihr Schwatzen, ihr Lachen. Und Russen, Russen, Russen, überall gefangene Russen. Der Sieg ist vollendet, Grodno in deutscher Gewalt.

Weiter und weiter rollt dieses freudige Stimmenrauschen in die von Dämmerung umsponnene Ferne hin. Und hinter uns das rote Glutgewoge der Brände, das alle Regenwolken in riesenhafte Rosen verwandelt.

Die Schwarmreihen sammeln sich zu Gruppen, die Züge der Gefangenen werden gegen die Stadt geführt. Ein junger Feldgrauer, mit der linken Hand in einer weißen Schlinge, zündet die Zigarette, die ich ihm reichte, am glühenden Balkenstumpf eines niedergebrannten Hauses an.

Wie der ganze Himmel, so röten sich auch der Waldsaum und die Felder vom Schein des immer weiterfressenden Feuers.

In der Stadt, deren Einwohnerzahl sich seit dem Morgen verdoppelt und verdreifacht zu haben scheint, begegne ich dem Gewimmel des nachrückenden Heerzuges. Der Regen rauscht und macht allen Lärm und alles Gerassel zu einer milden Sache. Und bei der Njemenbrücke — jetzt könnte man sagen: bei der Brücke über die Memel — seh' ich unter dem Spiel der Scheinwerfer ein Gewirr von phantastischen Licht- und Schattenbildern. — — —

Und dann die festlich gehobenen Abendstunden, die ruhige, aller Opfer dankbar gedenkende Siegesfeier im Hauptquartier des Generals von Scholtz, des Eroberers von Lomza, Ossowiez und Grodno. Er hat Augen, aus denen auch in Tagen des härtesten Ringens eine unbeugsame und gläubige Zuversicht herausleuchtet. Doch heller, als in jenen Abendstunden, in denen alles „in schöner Ordnung" war, hab' ich sie niemals glänzen sehen. Im Naturell dieses echt deutschen Führers vermischen sich geschulte Besonnenheit und zäher Soldatentrotz mit einem gesunden Sanguinismus, der kein Hindernis kennt, weil er jedes Hindernis für überwindbar hält — man muß es nur zu packen verstehen in der rechten und vorbereiteten Stunde. Dazu ein Vorgesetzter, der seine Soldaten, „die braven Kerls", nach dem Grundsatz behandelt: „Lieber ein warmes Wort *mehr* und eine Ermahnung weniger!" Das führte ihn zum siegreichen Tage von Grodno.

Für mich kam, als dieser Tag unter rauschendem Regen in schwarzgewordener Nacht zu Ende ging, ein nachdenklicher Rückzug in die leere, kühle, nach unenträtselbaren Dingen duftende Klosterzelle, aus der die Nonne und leider auch jede Spur eines Bettes verschwunden war. Dem Evakuierungsbefehl der Russen hatten sich mit Erfolg nur die Flöhe widersetzt, die bekanntlich nicht gerne auf weite Reisen gehen. Um so flinker orientieren sie sich über alles Naheliegende. Und ich Armster verstand es nicht, die Hindernisse dieser Nacht in der rechten Sekunde zu packen.

Ich weiß, das ist für die Geschichte des Tages von Grodno ein würdeloser Schluß. Aber die Wahrheit ist es. Der Riese eines großen Weltgeschehens kann nicht über die Erde schreiten, ohne daß die Satyrspiele des kleinsten Lebens um seine Mantelsäume hüpfen.

Nachts auf Posten

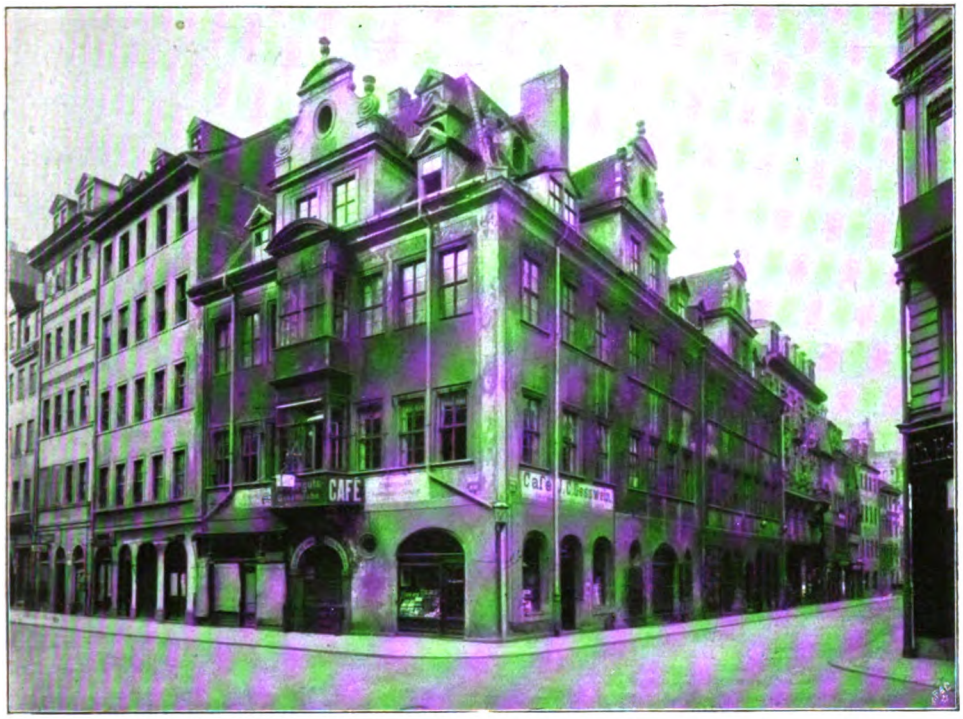
Sommernacht, gelehnt ans Sternenzelt,
Wogen von Jasmin!
Ferne rollend über Frankreichs Feld
Die Kolonnen ziehn.
Aus dem Tal getragen
Deutsche Lieder klagen,
Und die Grille kratzt ihr Violin.

Kugelpfiff, du grauer Flüsterton,
Haste durch die Nacht!
Ruhig steht der deutschen Mutter Sohn,
Dem du zugedacht.
Sinkt er heute nieder,
Treten morgen wieder
Drei der Kameraden an zur Wacht.

Träumend in des Lagerfeuers Glut
Roter Morgen glimmt.
Dämmert schon des neuen Lichtes Flut,
Die den Traum uns nimmt?
Eh' ihr bleichet, Sterne:
Eines wüßt' ich gerne — — —
Frage nicht! Schon ward es dir bestimmt.

Hans Heyck

Digitized by Google



Das alte Café Geßwein in Leipzig, zu Goethes Zeiten das Haus „Zum goldenen Apfel"

Café Geßwein in Leipzig

Zur 150. Wiederkehr von Goethes Leipziger Studienjahren (1765—1768)

Von Ernst Boerschel

Ach sie kömmt gewiß nicht wieder
Dieser Tage Frühlingszeit.
Goethe im August 1767 in Leipzig.

Durch das alte Leipzig geht der Traum verklungener Zeiten. Du stehst in den engen Gassen und Winkeln und in den langen Durchgängen von Straße zu Straße mit der Vergangenheit zusammen, und was sie erzählt, ist so superklug, daß du lächelst. Die alte Matrone Leipzig hat ein kokettes Wesen wie keine ihrer Schwestern; man spürt ordentlich ihren Duft, der zugleich wieder hausmütterlich ist.

Aber die Zeit ist grausam. Eifersüchtig verwischt sie der Erinnerung ihre Zeichen. Einer ist es, dessen Augen ewig über Leipzig leuchten. Stille, große Augen, hier noch des Fragens voll, und brennend mehr nach Genießen denn nach Ergründen: Goethe. Ihm raubte man eine Heimstätte seines Herzens. Das stattliche Haus Brühl 21 an der Ecke der Plauenschen Straße, als Café Geßwein jedem bekannt, der einmal durch Leipzig zog, und im Baedeker mit einem Sternchen geehrt, ist niedergerissen worden und als Mietsgebäude neuzeitlicher Art auferstanden.

Es ist wegen des Cafés am Brühl lange verhandelt worden. Es fanden sich Leute, die vor dem Namen Goethe stillestanden. Aber es war nur der Versuch, den Rückzug ehrenvoll zu gestalten. Der Trost war, daß ein Flügel des Gebäudes, und gerade der, in dem Goethes Studentenherz frohlockte und litt, Anno 1842 abgebrannt und durch eine fürchterliche Kabache ersetzt worden war. Der Hauptteil des Gebäudes, der stehen geblieben war, ließ die Phantasie das Verlorene sich neu gestalten: wie der Barockbau sich über Erker und Vorsprünge in den hohen Giebel verlor, wie die Patriziersolidität hier einen Schwung ins Anmutige bekam, wie hinter breitem Torbogen sich die Treppen nach oben wanden und in matt beleuchteten Fluren endeten. Und wir traten dann im Anblick dieses Hauses gut vorbereitet in die Stuben nebenan und sprachen artig: „Ihr Diener Herr Schönkopf, wie befinden Sie sich Madame, guten Abend Mamsell, Peterchen guten Abend. NB. Sie müssen sich vorstellen, daß ich zur kleinen Stubentüre hineinkomme. Sie, Herr Schönkopf, sitzen auf dem Kanapee am warmen Ofen, Madame in ihrem Eckchen hinterm Schreibtisch, Peter liegt unterm Ofen, und wenn Käthchen auf meinem Platze am Fenster sitzt, so mag sie nur aufstehen und dem Fremden Platz machen."

Café Geßwein ging als letzter greifbarer

Digitized by Google

Überrest einer seligen Erinnerung in Stücke. Das Haus ist eins der pompösesten Häuser im alten Leipzig gewesen. Schon 1827 findet der Name sich in den Leipziger Adreßbüchern. Zu Goethes Zeiten hieß es das Haus „Zum goldenen Apfel". Im rechten Flügel hatte Schönkopf seine Weinstube. Der Zusammenhang dieses Flügels mit dem zum Abbruch stehenden Café Geßwein ist klar und ergibt sich baulich. Der Keller, ein mächtiges Gewölbe, zeigt aus dem Gebäude des Cafés Geßwein deutlich seine Fortsetzung in den Schönkopfschen Flügel. Der Bauherr hat Humor gehabt und hat sich mit Behagen alle abgeschüttelt, die schöner bauen lassen wollten als er. Der Bürgermeister Romanus hatte die Absicht. Er ließ fünf Jahre nach der Errichtung des „Goldenen Apfels", Anno 1702, geradeüber, an der Ecke der Katharinenstraße nicht geschmackvoller, aber protziger bauen. Da setzte der Bader Christian Schmid, dem der „Goldene Apfel" gehörte, ein Männchen auf sein Haus, das grinsend auf den Nebenbuhler zeigte. Nicht genug, er schrieb, so heißt es, eine Abhandlung „De stultitia in aedificandis aedibus apud Romanos", „Von der Torheit des Bauens vornehmer Häuser bei den Römern", und da ihm auch diese Anspielung nicht faustdick genug erschien, ließ er in den Schlußstein seines Gebäudes noch die Worte meißeln: „Et aspice vanitatem", „Und schau an die Eitelkeit."

Jugendbildnis Goethes, vermutlich entstanden kurz vor seinem Abgang nach Leipzig
Gemälde im Frankfurter Goethe-Museum

Wie gerne geht man gerade in dieser Gegend der Stadt Goethe nach, wie gerne sieht man an diesem Ort sein junges, kaum aus den Knabenträumen erwachtes Herz aufgeregt pochen und schließlich, ganz nach seiner Art, bedächtig davoneilen. Er war, als er nach Leipzig kam, eben 16 Jahre alt. Wer es verstünde, ganz in diese Jugend einzutauchen und aus den Fluten von Wunsch und Willen die Hauptströmung sicher festzuhalten! Gerade er verlangt als Mensch genommen zu werden, mit allen Trieben und Schwächen. Aber wie einzig ist alles in ihm geformt. Er hat in langen Briefen uns unmittelbar sein Herz ausgeschüttet während seiner Liebe zu Käthchen. Der Gefühlsbrand

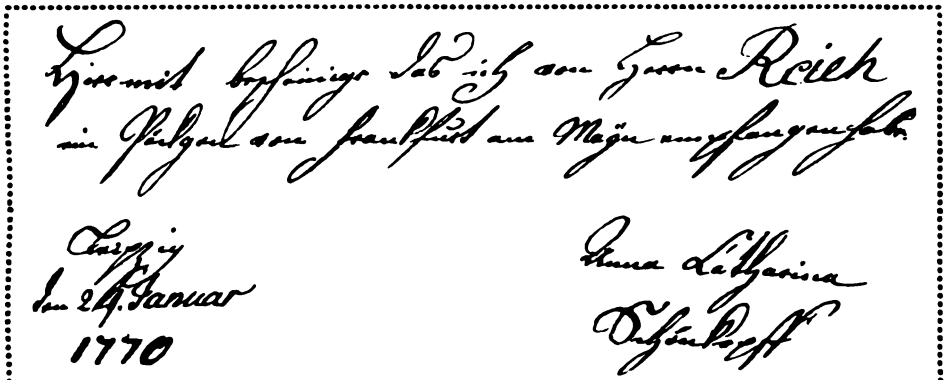
Die Eltern Schönkopf. Schattenrisse angeblich von Goethe geschnitten

Digitized by Google

durchrast sie, aber sicher geht der Genius seinen Pfad und läßt nichts zu, was unnatürlich und zu widerrufen wäre. Goethe sah Käthchen Schönkopf zur Ostermesse 1766 das erstemal. Zur Meßzeit nahm der alte Christian Gottlieb Schönkopf Schlafgäste bei sich auf. Unter ihnen war 1766 Goethes Schwager Schlosser. Mit Schlosser aß Goethe hier, und nach des Schwagers Abreise behielt er den Mittagstisch weiter. Er hatte anregende Gesellschaft gefunden, und wenn der Alternde später in „Dichtung und Wahrheit" nur die Worte schrieb, daß ihm in der Gesellschaft um so wohler war, als ihm die Tochter vom Hause, „ein gar hübsches, nettes Mädchen, sehr wohl gefiel", und ihm Gelegenheit ward, „freundliche Blicke zu wechseln", so war die Wunde vernarbt. Damals war's anders. Er legte den Weg vom Neumarkt 3 bis zum Brühl in Hast zurück. Er bog von seiner Wohnung in der „Großen Feuerkugel" scharf um die Ecke nach dem Altmarkt ein und sah in Auerbachs Hof nach seinem Freund Behrisch, dem er sich mit einem Vertrauen, wie es nur die Jugend hat, erschloß. Von Behrisch ging er geradeaus über den Altmarkt und durch die Katharinenstraße nach dem Brühl und auf Schönkopfs Weinhandlung zu. Als ihn das Gefühl zu Käthchen übermannt hatte, kam es vulkanisch zum Durchbruch. Welche Welt mag sich jetzt der Sechzehnjährige aufgebaut haben! Käthchen war gerade drei Jahr älter als er, also neunzehn. Das Mädchen stieß ihn nur aus Mitleid nicht zurück. Gekämpft wurde hier nur einseitig. Wie wenn er diese Leidenschaft als ein Opfer auffaßte, hat er Käthchen gequält. Dann mußte Behrisch am nächsten Morgen lange Episteln lesen. Stoßweis kam es heraus: „Sie hat mich unter den heftigsten Liebkosungen gebeten, sie nicht mit Eifersucht zu plagen, sie hat mir geschworen, immer mein zu sein. Und was glaubt man nicht, wenn man liebt. Aber was kann sie schwören? Kann sie schwören, nie anders zu sehn als jetzt, kann sie schwören, daß ihr Herz nicht mehr schlagen soll? Doch ich will's glauben, daß sie's kann ... Behrisch, das ist einer von den Augenblicken! Du bist weg und das Papier ist nur eine kalte Zuflucht gegen deine Arme. O Gott, Gott. — Laß mich nur erst wieder zu dir kommen. Verflucht sei die Liebe! O sähst du mich, sähst du den Elenden, wie er rast, der nicht weiß, gegen wen er rasen soll, du würdest jammern."

Käthchen Schönkopf, Miniaturbildnis
Vermutlich im Auftrage Goethes gemalt

Wer hört da nicht die Glut des „Werther" heraus? Alles steht in dieser Sprache in Flammen. Er, fiebernd, erfährt, daß Käthchen in die Komödie gegangen sei. Die Mutter ist mit, aber ihn packt der Argwohn. „Wie! sollte sie mit denen in der Komödie sein. Mit denen!" Schönkopfs hatten wieder Meßgäste. Es war am 10. Oktober 1767 zur Herbstmesse. Er wird nachsehen gehen, ob einer von „denen"



Käthchens Handschrift

Digitized by Google

Buchzeichen für Käthchen von Goethe radiert

Etikett für Weinflaschen Für Vater Schönkopf von Goethe radiert

beiKäthchen ist. Er nimmt sich ein Billett auf die Galerie und sieht in der Loge hinter ihrem Stuhl richtig einen, „in einer sehr zärtlichen Stellung". „O Behrisch, ich dachte, mein Kopf spränge mir für Wut." Am nächsten Morgen stürmt er zu ihr, und nun reißt er uns in den Gefühlsbrand seiner tiefen erschauenden Seele hinein: „Ich hatte Stärke genug, ihr meine Narrheit mit der Komödie zu verbergen. Siehst du, sagte sie, wir waren gestern in der Komödie, du mußt darüber nicht böse sein. Ich hatte mich ganz in die Ecke der Loge gerückt und Lottchen neben mich gesetzt, daß er ja nicht neben mich kommen sollte. Er stand immer hinter meinem Stuhle, aber ich vermied, soviel ich konnte, mit ihm zu reden, ich plauderte mit meiner Nachbarin in der nächsten Loge und wäre gern bei ihr drüben gewesen. — O Behrisch, das alles hatte ich mir gestern überredet, daß ich es gesehen hätte, und nun sagte sie es mir. Sie! um meinen Hals gehangen. Ein Augenblick Vergnügen ersetzt Tausende von Qual, wer möchte sonst leben, mein Verdruß war vorbei, ein vergangenes Übel ist ein Gut. Die Erinnerung überstandener Schmerzen ist Vergnügen. Und so ersetzt! mein ganzes Glück in meinen Armen. Die schöne Scham, die sie ohngeachtet unserer Vertraulichkeit so oft ergreift, daß die mächtige Liebe sie wider das Geheiß der Vernunft in meine Arme wirft; die Augen, die sich zudrücken, so oft sich ihr Mund auf den meinigen drückt; das süße Lächeln in den kleinen Pausen unserer Liebkosungen, die Röte, die Scham, Liebe, Wonne, Furcht auf die Wangen treiben, dies zitternde Bemühen, sich aus meinen Armen zu winden, das mir durch seine Schwäche zeigt, daß nichts als Furcht sie je herausreißen würde."

Ein Jahr später war alles aus. Ohne Abschied ist er gegangen. „Daß ich nicht Abschied genommen habe," schrieb er am 1. Oktober 1768 von Hause aus an den alten Schönkopf, „werden Sie mir doch vergeben haben. In der Nachbarschaft war ich, ich war schon unten an der Türe, ich sah die Laternen brennen und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht, hinaufzusteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich wieder heruntergekommen." Acht Briefe besitzen wir, die Goethe nach der Trennung an Käthchen schrieb. Der letzte ist vom 23. Januar 1770. Im Mai 1769, also dreiviertel Jahr nach seinem Weggange, hatte sie ihm ihre Verlobung mit Dr. Kanne angezeigt. Er schrieb ihr eine längere Epistel darauf, aber nur einmal bricht's siedend durch: „Wer einmal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gerne daran denken, geschweige davon reden." Und wenn er in „Dichtung und Wahrheit" das heißeste Erlebnis seiner Jugend wie eine Episode mit einer dürren Seite abtut, so ist's, als ob er noch immer davor fliehen müßte. Einige Lieder des „Leipziger Liederbuchs" und das Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" waren der poetische Niederschlag. Die Welt des Neunzehnjährigen reichte noch nicht aus, um von dieser Liebe zu schöpferischem Pulsschlag bewegt zu werden. Mehr als das Spätere, sind aber die beiden Leipziger Liebesjahre ein rein menschliches Erlebnis Goethes.

Denkstein auf Käthchens Grabstätte (Erbbegräbnis der Familie Sickel) auf dem alten Johannisfriedhof in Leipzig

Im Hause Schönkopf nahm alles den gewohnten Gang

Digitized by Google

wieder auf. Am 7. Mai 1770 kam Käthchen durch ihre Heirat mit Dr. Kanne aus dem Hause, nach Borna, wo der Gatte Amtmann war. Ihre Lebensschicksale lassen sich leider nicht so verfolgen, wie man es möchte. An Goethischen Erinnerungen bewahrte sie seine Briefe. Von Goethes Hand radiert haben wir ein Ex libris, das mit seinem S aber wohl der ganzen Familie galt. Dem Vater Schönkopf hat Goethe ein Etikett für seine Weinflaschen radiert. Drei Flaschen stehen eng aneinandergerückt, vor ihnen liegt eine Traube, darunter steht in großer Schrift C. G. Schönkopf. Was wir von Käthchen selber an Erinnerungen besitzen, ist herzlich wenig. Professor Julius Vogel in Leipzig hat für sein Buch „Goethes Leipziger Studentenjahre" eifrig herumgeforscht und nur spärliche Reste gefunden. Was noch da ist, besitzt zum Teil Frau Dr. Rietschel in Zwickau, eine Urenkelin Käthchens: ein Stammbuch, ein Kochbuch, ein Buch, in dem vor ihrer Verheiratung Käthchens Wäscheausstattung eingetragen war — das ist so ziemlich alles. Briefe sind von ihr nicht da. Käthchens spätere Lebensjahre vollzogen sich in Leipzig. Dr. Kanne wurde Beisitzer des sächsischen Oberhofgerichts, der Juristenfakultät und des Rates zu Leipzig. Wann Käthchen aber von Borna nach Leipzig zurückgekehrt ist, steht nicht fest. 1791 starb ihr Vater, die Mutter war bereits ein Jahr vorher gestorben. Von beiden besitzen wir Silhouetten, die sich mit vierzehn anderen Bildnissen der Schönkopfschen Tafelrunde im Nachlaß von Goethes Freund Hermann vorfanden. Goethe ist der Schneider dieser Silhouetten, wie oft behauptet wurde, wohl sicher nicht. Mit des alten Schönkopf Tod 1791 zog auch die lebendige Erinnerung aus dem Haus am Brühl. Im Jahre 1776 besuchte Goethe Käthchen in Leipzig. „Alles ist wie's war, nur ich bin anders," schrieb er an Frau von Stein, „nur das ist geblieben, was die reinsten Verhältnisse zu mir hatte damals — mais ce n'est plus Julie." Am 20. Mai 1810 starb Käthchen, 64 Jahre alt. Auf dem alten Johannisfriedhof in Leipzig liegt sie begraben.

Es ist schön, daß wir zwei treffliche Bilder von ihr besitzen. Das eine Bild, eine Miniatüre, die Julius Vogel im Besitz der Frau Kommerzienrat Fanny Zuckschwert in Magdeburg aufgestöbert hat, zeigt sie uns als Goethes Käthchen. Das Bildchen ist in Goethes Auftrage gemalt und ist sicher sehr ähnlich gewesen. Es gibt uns Käthchen, wie Goethes Freund Horn es 1766 an Moors geschildert hat: „Denke Dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene, sanfte, einnehmende Miene, viele Freimütigkeit ohne Koketterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben." Das andere Bild ist von Anton Graff gemalt und befindet sich im Leipziger Museum. Käthchen ist darauf bereits Frau Dr. Kanne. Das Porträt hat mit der Miniatüre alle Ähnlichkeit bis auf die Augen, die bei einer Frau anders sind als bei einem Mädchen. Wie Käthchen auf dem Graffschen Porträt dargestellt ist, sah sie Goethe vermutlich in Leipzig wieder.

Bildnis Käthchen Schönkopfs, verheiratete Frau Dr. Kanne
Gemälde von Anton Graff im Leipziger Städtischen Museum

Nach Schönkopfs wohnten noch viele in dem Hause am Brühl. Das Café nebenan sah viel vornehme Gäste kommen. Eine Zeitlang dröhnte ein Stück Weltgeschichte über die alte Wendelstiege. Napoleon saß 1813 hier und spielte Roulette. Der runde Tisch mit der Vertiefung wird heute noch gezeigt.

Durch das alte Leipzig geht der Traum verklungener Zeiten ...

Digitized by Google

Eheirrung. Von Emmi Lewald

In einem Tannenabhang oberhalb Goslar gelagert, ein „wirklich glückliches“ Ehepaar, das vierzehn Jahre lang in vorbildlicher Eintracht ohne Mißton in normalem Dasein hingelebt hat.

Er Oberlandesgerichtsrat einer Hansastadt. Sie aus einem schöngeistigen Hause Berlins. Anmutig, schlank, nervös.

Sie spielt mit einem Farnkrautwedel. Er, die Hände um die Knie, blinzelt mit den etwas kurzsichtigen Augen auf die braunroten und schiefergrauen Türme Goslars hinunter.

Sie (mit zusammengezogenen Brauen): „Schade, daß der Harz so niedrig ist ... wenn schon Gebirge hier sein sollten, warum nicht ansehnlichere Linien? ... Gott! Letztes Jahr am Antelao! ...“

Er (belehrend): „Wir tun weise, unsere Augen und unsere Geschmacksrichtung nunmehr auf das einzustellen, was erreichbar ist. Die Verächter deutscher Mittelgebirge haben einen großen Lebensfehler begangen, indem sie diese so erfreulichen und so wohltuenden Reize von vornherein ablehnten. Ich habe es dir oft gesagt, liebe Elisabeth, daß der gewisse Eigensinn, mit dem du dich lediglich auf Italien beschränktest und andere Reisen kaum rechnen wolltest, mir nicht richtig und nicht billig erschien. Reisen nach deinem Herzen mußten stets damit beginnen, daß man Tag und Nacht mit D- oder Luxuszug gen Süden an die Grenze rollte. Was rechts und links vom deutschen Schienenstrang an lockenden Schönheiten in grünen Tälern, am Rand unsrer heimatlichen Flüsse lag, das erfreute sich nie deines Beifalls. Deine Genußfähigkeit fing immer erst hinter München oder Basel an —“

Sie (seufzend): „Allerdings ... und dann begann für mich der Reigen herrlicher vier Wochen, die mich dafür entschädigten, daß mein Schicksal mich die übrigen elf Monate in den nebligen Norden verwies. Da fühlte ich mich erst als ganzer Mensch. Das Klimatische ist für mich ausschlaggebend. Wo ich ewig frieren muß, bin ich nur ein halber.“

Er: „Arme Elisabeth! Nun bist du plötzlich auf Mittelgebirge angewiesen und, ein wenig schadenfroh veranlagt, wie ich nun einmal bin, gönne ich es dir beinah, daß du nun auch einmal im Harz sommerfrischen mußt, eine Möglichkeit, die du wohl nie in deine Berechnungen aufgenommen hattest.“

Sie: „Ich verdiene mehr Mitleid als Schadenfreude, bin ich doch besonders getroffen. Jenes Land, dessen einst so teuren Namen ich kaum mehr zu nennen wage, war schon in meinen Mädchenträumen mein irdisches Ideal. Ein Brunnen des Glücks, aus dem ich, ach! so oft geschöpft habe! Wie manches Mal hat mir der Anblick des ersten Carabinieri, aufgepflanzt am blühenden Rande eines italienischen Sees, das Herz beseligt klopfen gemacht. Die Harztannen riechen hier sehr gut, (sie hebt die Nasenflügel witternd in die Luft) aber weißt du, lieber Freund, Oleum fragrans war noch etwas anderes! Und dann das Licht da unten, dies verklärende Licht! Ach, die Dinge so an sich sind ja da auch nicht immer so bedeutungsvoll — aber die Beleuchtung, dies Tauchen der Campanile in Gold und Blau, dies abendliche Verschwimmen ferner Seen — und wie konnten die Albanerberge rotviolett erglühen! Wie standen die alten Bogen der Kaiser so seltsam geschwungen im Abendlicht — mein Gott, daß das alles verloren sein soll!“

Er: „Für mich haben die Heinriche von Goslar entschieden auch eine sehr starke Anziehung. Ich liebe die Sachsen und die Franken — —?“

Sie: „Hat nicht Goethe gesagt, daß er hätte leben mögen zur Zeit Kaiser Hadrians, hat er nicht gesagt, daß ihm nie wieder ein ganz glücklicher Tag zuteil geworden wäre, seit er zum letzten Male über den Ponte Molle fuhr —?“

Er (lächelnd): „Ich kenne deine Gepflogenheit, einem immer Goethe entgegenzuhalten, wenn du einen mit einem ganz starken Beweis übertrumpfen willst. Aber sage mir: sind es nicht vielleicht mit die schönsten Goethestrophen, in denen es vom Brocken heißt: ‚Du liegst mit unerforschtem Busen geheimnisvoll offenbar über der erstaunten Welt. Und schaust aus Wolken

Digitized by Google

Aus der Villa Falconieri. Gemälde von Karl Bennewitz von Loefen

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

auf ihre Reiche und Herrlichkeit.' Der Glanz dieser Dichtersonne ist auch auf den Harz gefallen, meine Gnädige!"

Sie (seufzend): „Er ist so furchtbar handfest, sozusagen breitbeinig, dein Brocken! Er hat gar keine melodischen Linien! Wie ein Mensch, der ganz überaus sicher auf allzu großen Füßen dasteht, scheint er mir. Ein fataler Wind weht über seine Höhe! Ach, die linden Lüfte im Pinienhain des Monte Cavo! Und wenn man da oben Glück hat, wie der Mann auf dem Brockenturm einen überzeugt versichert, dann sieht man beim angestrengten Ins-Weite-Spähen an klaren Tagen Sachen wie Magdeburg — und wenn man ganz besonders wetterbegnadet ist, leuchtet ganz hinten am Horizont etwas Rundes, Goldnes — man sieht die Synagoge von Berlin! War es nicht schöner, vom Sorakte aus nach der Peterskuppel zu spähen oder von Girgenti nach Afrika hinüber?"

Er: „Gewiß! Es war schön — aber über dem allen liegt nun für gesund empfindende Menschen doch einmal der Hauch der Entwertung. Wir alle haben im Leben so oft Kompromisse gemacht. Nun fordert die Zeit klares Bekennen und manches unerbittliche Entweder-oder. Das Odium des Verrats liegt wie ein dumpfer Brodem über dem ganzen welschen Stiefel, vom schönen oberen Seenrand bis zum berühmten sizilianischen Hacken hinunter —"

Sie: „Du sprichst so kalt und nüchtern davon. Mir aber blutet die Seele! Ich kann nicht so rasch meine Leidenschaften umschalten, wie die Ingenieure jetzt ihre Betriebe — ich sorge mich auch um die geistige Umwelt der nächsten Generation. Wie wird es in den deutschen Jünglingsköpfen aussehen, in denen der Traum der italienischen Reise nicht mehr spukt? Um die feinsten Genüsse ärmer geht ihre Entwicklung hin — sie werden nicht mehr die reizenden Tagebücher schreiben, in die sie von Mailand bis Sorrent ihre jungen Begeisterungen hineinströmten.

„Phili wird ein nüchterner praktischer Typ werden, wie so viele sind da oben in den Nebeln. Alles, was ich ihm an Kulturbedürfnis zu vererben hoffte, wie soll es sich entfalten ohne die Anschauung von Rom und Florenz? Nur am Original kann sich der Kenner heranbilden! Was nützen angestrichene Gipse? Und Else, die ohnehin doch schwunglos ist und diese starke innere Zufriedenheit hat, die in deiner Familie so verbreitet ist und meinem empfindlichen Denken so widerspricht — was für ein prosaisches Produkt wird aus ihr werden, wenn man sie niemals untertauchen kann in den Zauber Venedigs?"

Er (lächelt): „Sei nicht so pessimistisch in betreff dieser netten Kinder! Schicksalsgewalten, die so groß sind wie die jetzt entfesselten, soll man gefaßt hinnehmen und ihnen nicht vorwerfen, daß sie eben in jedes Leben irgendwie einschneiden! Danke du Gott, daß Phili erst zwölf ist! Und sei nur ruhig, gerade er wird von der neuen Zeit schon Horizonterweiterung genug abbekommen, wenn auch nicht in der Richtung, die du meinst — Kann er nicht mehr nach Italien pilgern, wird er eben in die Kolonien gehen!"

Sie (die Hand erhebend): „Kolonien! Gegenden, aus denen keine Trümmer der Vergangenheit steigen, ferne Steppen ohne Geschichte, wo man nie in die Fußstapfen jener Großen tritt, auf denen man in Italien wandelt — Wer den Neptuntempel von Pästum betrat, stand der nicht auf Platons Spuren? Und Kolonien! Schafzuchtfragen, Bewässerungen, Bohrkolonnen und so weiter. Nur Wirtschaftliches. Ach! Du weißt nicht, wie niederziehend ich alles Wirtschaftliche finde!" —

Er (gereizt): „Ich billige dir gern zu, daß du als Frau subjektiv empfinden darfst. Dies aber geht mir zu weit. Wo bleibt die Patriotin?"

Sie: „Ach, das hat ja gar nichts damit zu tun. Das steht ja auf anderen Blättern!"

Er: „Nein, nein, meine Liebe — das ist eben die große Errungenschaft dieser Zeit, daß jeder mit der doppelten Buchführung aufzuhören hat. Du bist deutsche Staatsangehörige — deine Seele lebt aber stets jenseits der Alpen! Ich habe das bisher als kleidsame Marotte an dir empfunden. All deine anmutigen Verworrenheiten und Wunderlichkeiten liebte ich sogar, denn sie schienen mir ungefährlich, und es war mir viel lieber, du liebtest ein anderes Land als einen anderen Mann. Nun aber wird das, was Geschmacksverschiedenheit war, zum Abgrund. Auch die besten Freunde müssen jetzt vorsichtig sein!

Digitized by Google

Wenn sie nicht auch Verluste erleiden wollen, müssen einander wie Glas behandeln."

Sie (seufzend): „Wie venezianisches, denn das Glas von anderswo hält ja manchen Stoß aus. Weißt du noch, wie wir in Murano standen und das entzückende braungoldne Wunder, mit dem Gelb des Zitronenfalters durchschossen, aus der roten Flamme stieg? Mein Gott, wie ich das las ‚Bomben auf Venedig!' Und San Markos Kuppel feldgrau angestrichen! Was sind das für Zustände —"

Er: „Es ist sehr viel besser, als daß Goslar mit Bomben belegt würde!" —

Sie: „Natürlich — ja, aber — — ich fühle, wir können uns nicht verstehen. Es ist so ein billiger Schachzug von euch Männern, einem schlechtweg den Patriotismus abzusprechen, wenn man nach den Schönheiten der nun verschlossenen Länder seufzt — dabei forderst du mich unentwegt auf, dir gegenüber offen zu sein. All meinen sonstigen Bekannten gegenüber lüge ich und rede, wie man jetzt reden muß. Von deinem Anerbieten zur Offenheit mache ich Gebrauch und erlebe, daß du keineswegs mitfühlst, dich entrüstest — daß ich dir aus der Hand falle . . . ist es nicht besser — ich lüge auch dir gegenüber? Kannst du dir unsere Wandertour nach Claustal und Zellerfeld erbaulich denken, wenn wir uns dauernd über solche tiefgehenden Verschiedenheiten in die Haare geraten?"

Er: „Liebe Elisabeth, was uns verbindet, sind anderthalb Jahrzehnte. Was uns trennt, sind die Katastrophen von 1915! — Lassen sich nicht Wege finden, den drohenden Abgrund zu umgehen?"

Sie: „O ja — Trennung bis nach Friedensschluß, wie weise Mischehepaare es gemacht haben, wo er Deutscher, sie Ausländerin war. Besser sich nicht sehen, als sich unvergeßbare Grobheiten sagen. — Wenn wir am ersten Tage in Goslar schon mit Mißverständnissen beginnen, wo werden wir in Zellerfeld sein? Und ich taxiere, in Stöberhai zerschneiden wir bereits Tischtücher!"

Er: „Es wäre aber doch ein gar zu klägliches Ende des Sommerplans!"

Sie: „Nur das kleinere Übel — außerdem gar kein originelles, sondern heutzutage sehr häufiges Erlebnis. Es hat eben jeder seine Kriegspsychose besonderer Art..."

Er: „Ich fühle mich durchaus normal."

Sie: „Das ist heutzutage das untrüglichste Symptom der Leute, die es nicht sind."

Er: „Ich bin stets nur Deutscher gewesen. Ich habe nie mit fremden Kulturen geliebäugelt. Der deutsche Wald war von jeher mein landschaftliches Ideal, der grüne mit den rauschenden Buchen und Eichen, den alten erinnerungsvollen Städten am Rande. Ich war einfach. Du hast es oft genug primitiv gescholten. Jetzt habe ich den Vorteil vor euch Kosmopoliten. Niemand zerschlägt mir jenseits der Grenzen Ideale, denn die meinen liegen innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle —"

Sie: „Nun verstehe ich nur kaum, daß du mich liebtest — irgendeine blonde, unwissende Einfalt vom Lande hätte es am Ende auch getan?" —

Er: „Ich liebte dich, weil du irgendwie mein Verhängnis warst. Nicht wegen deiner Belesenheit oder Vielgereistheit. Wie ich dich noch liebe, trotz deiner Kriegspsychose und starken Verstimmtheit! Du tust mir leid, daß dir deine Michelangelos entzogen sind und deine Götter in den Staub gefallen. Mitleid ist bekanntlich eine starke Triebkraft für die Liebe — ich liebe dich weiter über alle Verschiedenheiten hinweg — denn schließlich ist Liebe doch etwas, das mit Politik nichts zu tun hat —?"

Sie: „Meinst du? Mir scheint das doch das Verhängnisvolle an den jetzigen Zeitläuften, daß die großen Ereignisse ihre Riesenschatten auf alles werfen, daß alles gewissermaßen von ihnen abfärbt! Haben nicht die Vögel ihren Lauf geändert? Richtet sich nicht der Regen nach der pulvergeschwängerten Atmosphäre über den Schlachtfeldern? Wenn selbst das Meteorologische in Abhängigkeit gerät, was doch bisher so eigenwillig handelte, wie es wollte, wie sollten da wohl unsere wichtigsten Gefühle freibleiben? — Alles, das Abstrakte und Konkrete, muß den Kompaß richten nach den Riesenschicksalen, die sich vollziehen. Ich liebe dich noch — aber ich fühle immer dabei, auf wieviel Trümmern ich stehe! Meine Schwungkraft ist hin."

Er (seufzend): „Ich habe acht Tage Urlaub für den Harz. Mehr kann ich meinem Gewissen nicht abringen. Laß sie mir unangekränkelt! Zieh keine Vergleiche! Politisiere nicht! Wandre schweigsam mit mir durch diese Wälder: ‚Es grüne die

Digitized by Google

Tanne, es wachse das Erz! Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!'"

Sie: „Aber Philipp! Du zitierst, was auf Postkarten und Teetassen hier steht!"

Er: „Es ist einer meiner Lieblingsverse — er ist kraftvoll und deutsch!"

Sie: „Philipp! Du konstruierst gewaltsam Unterschiede zwischen uns!"

Er: „Bitte, scheide das Wort ‚konstruiere' aus. Es läßt sich durch ‚feststellen' durchaus ersetzen."

Sie: „Philipp, du bist unaushaltbar."

Er: „Ich bin nur entschlossen, fortan einzig der Linie treu zu bleiben, die diese Zeit uns weist!"

Sie: „Und früher bestärktest du mich doch immer in meinem Kulturbedürfnis. Als ich junges Mädchen war, hast du dich doch gerade dadurch so bei mir in Gunst gesetzt, daß du Gregorovius last und über die Äigineten eine eigene Meinung hattest —"

Er: „Eigen war sie nicht — nur aus einem Buch, das du zufällig nicht kanntest."

Sie: „Und das gestehst du jetzt nach vierzehnjähriger Ehe?"

Er: „Ja, denn es ist das Merkwürdige — alle Schaumschlägerei fällt von einem ab in der starken Herrlichkeit dieser Zeit! Man schämt sich alles Unechten und dankt für fremde Federn. Ich weiß, bei dir sind es keine fremden! Es ist bei dir etwas Eingewurzeltes, das, was man bisher ‚geistige Position' nannte. Und doch bitte ich dich, Elisabeth, gewöhne dir das Schielen in andere Länder ab! Du verdirbst meine Sommertage."

Sie: „Ich glaube, ich lasse dich besser allein wandern. Meine Füße sind ohnehin müde. Man hat zu viel im Kopf, all die Tatarennachrichten! Ich fühle es bis zu den Sohlen hinunter."

Er (zu ihr aufsehend): „Mittelgebirge gehen dir, scheint's, wirklich auf die Nerven!"

Sie: „Ich bin so unglücklich. Jeden Augenblick kann eine Bombe auf Padua fallen und den Gattamelata zerschlagen. Du liebtest doch auch Verrocchio."

Er: „Ja, vor dem Krieg! Seit dem Kriegsbeginn ist mir aber eine ganze Reihe früherer Werte völlig einerlei geworden. Mich interessieren nur mehr unsere Siege —"

Sie (mit visionärem Blick): „Ich möchte zur alten Tante nach Lübeck reisen. Wenn Vollmond ist, sieht das Rathaus wie Italien aus. Dann hat man wenigstens etwas — und Nelken werde ich mir in großen Bündeln kaufen und sie in die Sonne stellen. Dann riechen sie vielleicht wie Gardenien aus welschen Gärten ..."

Er (ärgerlich): „Mir ist dieser Harzwaldozon weit lieber!"

Sie (seufzend): „Ach, Philipp, du hattest immer einen Stich ins Prosaische! Und dein Verhältnis zu Italien war nie ein ganz aufrichtiges. Ich habe es ja schon auf der Hochzeitsreise gemerkt, daß du in Raffaels Stanzen gähntest und immer so leere Blicke warfst, wenn du merktest, daß in einer Galerie mehr Saalfluchten sich auftaten, als du gehofft hattest ... Dein Kunsthunger war immer außerordentlich leicht gestillt! Du quältest dir die Begeisterung an."

Er: „Und wenn ich das tat, so war das doch riesig nett von mir! Du müßtest die Ritterlichkeit, die darin lag, doch besonders anerkennen. Deine schönen Augensterne waren mir eben mehr als alle besternten Sachen!"

Sie: „Mir scheint, daß unsere Harmonie auf Mißverständnissen basiert war —"

Er: „Willst du vielleicht rückwärts noch unser Eheglück in Frage stellen?"

Sie: „Wir hätten uns vielleicht nicht heiraten sollen ..."

Er: „Du tust gerade, als hätte ich den italienischen Krieg eingebrockt —"

Sie: „Du willst mich nicht verstehen — es ist besser, ich gehe ins Hotel zurück. Ich will an Else schreiben. Ich möchte noch von ihrer Bildung retten, was zu retten ist. Sie soll Kunstkurse hören — gerade jetzt."

Er: „Ach, laß sie lieber Feldpostbriefe lesen. Das ist wichtiger. Liebe Elisabeth! Es darf doch nicht direkt zum Tollpunkt bei dir ausarten, das mit dem Italienfanatismus!"

Sie (bitter, mit Tränen): „Tollpunkt nennst du, was meiner Seele tiefste Liebe war?"

Er: „Nach früheren Bekundungen waren das doch ich und die Kinder?!"

Sie erhebt sich, nickt ihm mit einem hoffnungslosen Blick zu und schreitet zu Tal, langsam, anmutig und gebeugt.

Er pfeift vor sich hin, schwer verstimmt. „Merkwürdig! — Sonst verlor man die Frau in diesen Jahren zuweilen an Verehrer. Jetzt durch Zeitereignisse! Vielleicht wäre es wirklich das richtigste, man machte es wie jenes Mischehepaar ... Trennung auf Zeit bis nach Friedensschluß ..."

Digitized by Google

Theodor Hermann Pantenius †

Am 16. November starb in Leipzig der langjährige Herausgeber dieser Hefte, Theodor Hermann Pantenius. Auch ihn hat der Krieg, in dem wir leben und leiden, niedergerissen. Zwei teure blühende Söhne gab er dem Vaterlande hin. Unter die Anzeige ihres Heldentodes setzte er: „in tiefer stolzer Trauer“ — und wer ihn kannte, wußte, daß diese Worte seinem innersten Empfinden entsprungen waren. Das Herz des Greises aber war der Aufregung und dem Schmerz nicht mehr gewachsen.

Ein Balte war er. Fest, kernig und treu, gewissenhaft bis zum letzten in allem, was er begann und tat, ein vornehmer Mann in jedem Zuge seines Wesens. Es war nicht immer ganz leicht, mit ihm oder unter ihm zu arbeiten, obwohl er jedem jede Tätigkeit zu erleichtern strebte. Ecken und Kanten hatte er, ein sehr starkes Selbstbewußtsein bei aller Bescheidenheit; am liebsten hätte er jedwede Arbeit auf die eignen Schultern genommen. Und doch ist uns allen die Erinnerung an gemeinsames Tun unvergeßlich, lieb und wert. Gelernt haben wir alle von ihm, ein Vorbild war er uns stets und wird es bleiben.

Diese unsere Hefte hob er mit aus der Taufe. Ihre erste Entwicklung leitete er mit fester, zielsicherer Hand; ihr Aufblühen war zum großen Teil sein Werk, die Frucht seines feinen redaktionellen Verständnisses und eines unermüdlichen, nie verdrossenen Fleißes, dem auch das winzigste Rädchen innerhalb des immer größer werdenden Unternehmens wertvoll erschien, besonderer Obhut und Pflege würdig. Und in aller Tagesfrone blieb stets der Dichter in ihm lebendig, dessen Romane und Novellen in deutschen Landen lange nicht nach Gebühr gewürdigt worden sind. Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, vielleicht sind wir ihr sehr nahe, sind schon von ihr umfangen, in der ernste Dichtungen wie „Allein und frei“, „Im Gottesländchen“, „Die von Kelles“ ihrem wahren Werte nach gewogen werden, dem Verewigten eine breitere Gemeinde gewinnen. Auf kurischem Boden spielen sie alle, sind erfüllt von einer Fülle eigenartiger Gestalten, ganz durchdrungen von dem Geist, der noch im Baltenlande lebte, bis dieser Krieg über es hinwegrauschte. In dem schönen Baltenlande, das Pantenius so heiß liebte, wie man nur die Heimat lieben kann. In jenem Lande, dem wir alle ein neues Blühen wünschen.

Neun Jahre vollverdienter Ruhe, freilich durch manch körperliches Leiden beschwert, sind dem trefflichen Mann noch beschieden gewesen. Im 73. Lebensjahre entschlief er. Wir alle, die ihm einst nahestanden, Schulter an Schulter mit ihm arbeiteten, werden sein Andenken in höchsten Ehren halten: er war ein ganzer Mann!

Hanns von Zobeltitz

Digitized by Google

Theodor Hermann Pantenius

geboren zu Mitau 22. Oktober 1843, gestorben in Leipzig 16. November 1915

Herausgeber der „Monatshefte“ bis zum Jahre 1906

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

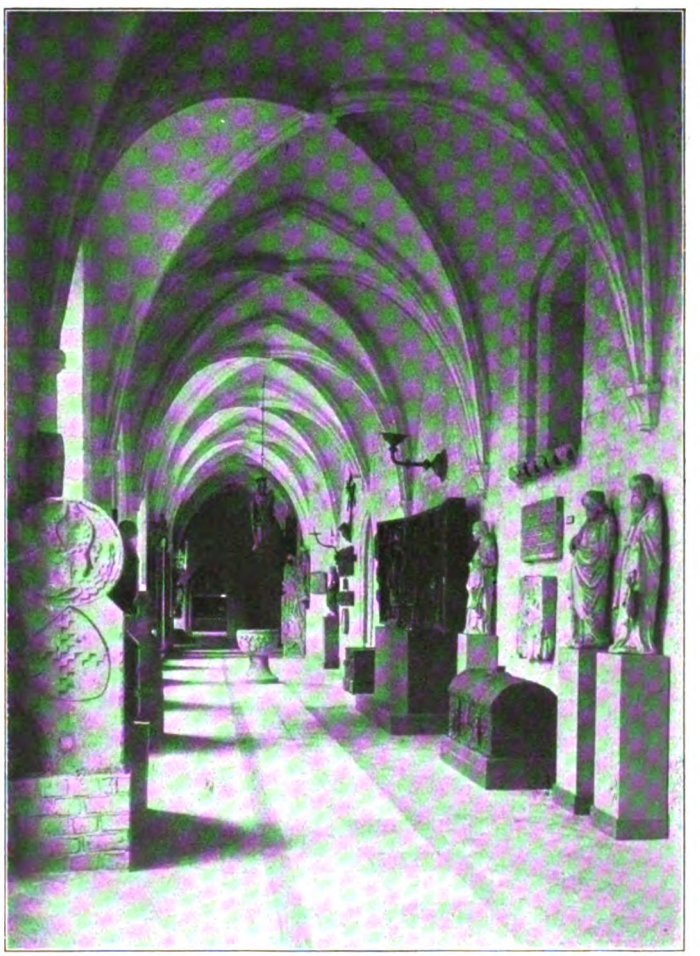
Illustrierte Rundschau

Aus dem neuen St.-Annen-Museum zu Lübeck — Der Rote Kreuz-Teller von Prof. von Zumbusch in München, ausgeführt von Ph. Rosenthal & Co. in Selb — „Kriegers Abschied", Gemälde von Prof. Arthur Kampf, zu Wohlfahrtszwecken als Mosaik auszuführen — Zu unseren Bildern

Ein sinnfälliges Werk friedlicher Kulturarbeit ist in diesem kriegerischen Herbst zu Lübeck vollendet worden. Die alte Hansestadt hat ein Museum geschaffen, das nicht weniger gibt als eine anschauliche Darstellung ihrer gesamten Vergangenheit, ihrer reichen Geschichte, die so innig mit dem Namen der Hanse, ihrer Kriege und ihrer Blüte verbunden ist.

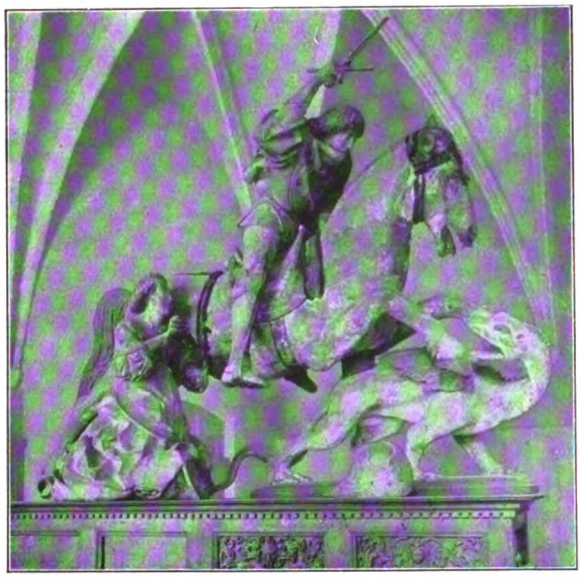
Kein Ort, schreibt uns Franz Fromme, war geeigneter für solch ein anschauliches Gesamtbild als Lübeck. Die Stadt selbst hat ihr Aussehen von damals her zwar nicht überall unverfälscht, aber in großen Zügen doch getreu bewahrt. Von den Profanbauten ihrer Blütezeit ragen noch Hunderte von Giebeln empor, einzelne romanisch, an die hundert gotisch und noch mehr aus der Renaissance; ihre Kirchen prangen noch im leuchtenden Rot der alten Backsteingotik und bergen manch ein köstliches Werk des Mittelalters. Und aus Gebäuden, die — nicht immer mit gutem Grund — dem erbarmungslosen Fortschritt der Zeit zum Opfer fielen, haben kluge Hände manches gerettet und aufgestapelt, das der Nachwelt Wertvolles zu sagen hätte.

Was Julius Milde, ein feinsinniger Maler und Naturbeobachter, um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts (er starb 1875), mit unermüdlicher Hingabe gesammelt und gesichtet, was durch seine gleich fleißigen Nachfolger vermehrt worden war, das hat jüngst unter der Leitung Karl Schaefers eine geschlossene Gestalt angenommen in den fünfzig Hallen, Sälen und Gemächern des St. Annenklosters, eines spätgotischen Backsteinbaus, der den Charakter jener reichen Zeiten allen Zerstörungen zum Trotz gewahrt hat. — Viel später als die rheinischen sind die „wendischen" und baltischen Orte an der Ostsee in den Bereich der römisch-mittelalterlichen Kultur getreten; von Rundbogenstil und romanischen Skulpturen finden wir daher nicht viel; um so reicher entfaltet die Gotik ihre Blüte. Von Raum zu Raum steigern sich Reichtum und Wirkung malerischer und bildhauerischer Werke. Im stimmungsvollen Licht alter



Kreuzgang im Neuen Lübecker Museum mit Werken des 14. und 15. Jahrh.

Digitized by Google



St. Jürgen. Holzgruppe von Henning von der Heide in Lübeck. 1504

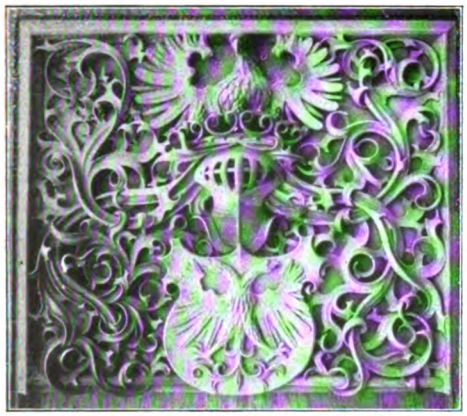
Kreuzgänge und Remter wirken die Standbilder von Heiligen, von törichten und klugen Jungfrauen und von Aposteln, oft noch mit der ganzen Wucht frühgotischer Herbheit; die „Mutter Gottes an der Säule" thront über einer Sammlung gleichwertiger Holzschnitzereien, Bronzen und Schmiedearbeiten, die um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert entstanden sind. Bald darauf wird Lübeck auch der Sitz von Künstlerschulen und -werkstätten, die das ganze Gebiet der Ostsee mit Werken kirchlicher Kunst versorgen.

Madonna am Pfeiler
Bildwerk aus der Mitte des 15. Jahrhunderts

Unsere Forschung hat sich erst in neuester Zeit mit diesen Arbeiten — meist Altarschreinen und -gemälden — näher beschäftigt; wie groß der Wirkungskreis dieser Lübecker Künstler war, ist wohl erst durch eine Sammlung kirchlicher Kunstwerke recht anschaulich geworden, die in Malmö neben der Baltischen Ausstellung, 1914, zu sehen war. Dänemark, Schweden, die Ostseeprovinzen und Finnland bezogen noch bis ins 16. Jahrhundert ihre meisten Kirchengemälde und -schnitzereien aus Lübeck. Da ist die schlichtdeutsche Innigkeit von Hermann Rode, von dem zum Beispiel der Lukasaltar in Lübeck verblieben ist; später, um 1500, die dramatische Beweglichkeit von Claus Berg, zu dessen besten Werken sein „Altar der heiligen Sippe" gehört; noch später, zwischen 1500 und 1550, die kräftige

Flügel des St. Lukasaltars von H. Rode in Lübeck. 1484

Digitized by Google



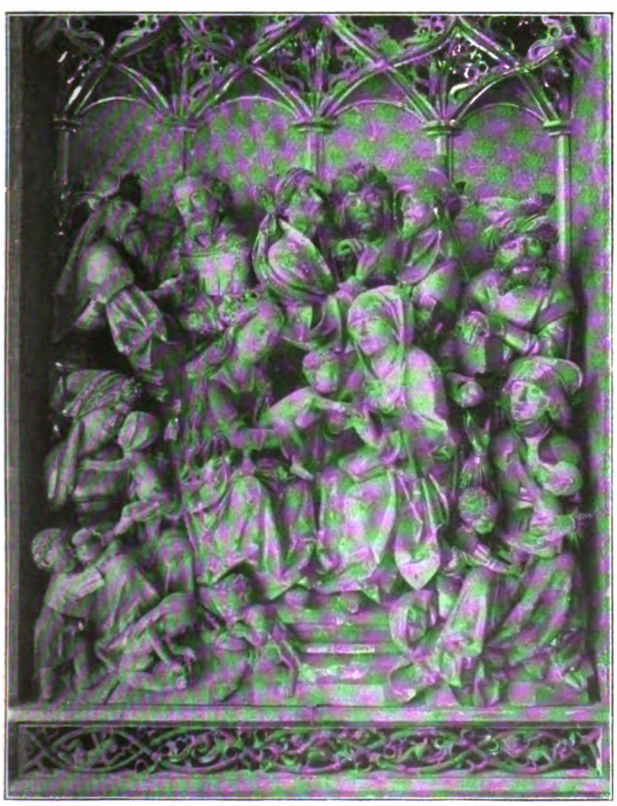
Schnitzerei mit Wappen vom Bürgermeisterstuhl der Marienkirche in Lübeck. Um 1515—1522

Plastik von Benedikt Dreyer, dessen Antoniusaltar (mit dem heiligen Sebastian) eine starke persönliche Note zeigt. Neben diesen fällt im Lübecker Museum ein eigenartiger Bildner auf, Henning von der Heide, der kaum noch eine Spur von Gotik zeigt; man ist fast versucht, seinen wuchtigen St. Jürgen als ein Werk des Naturalismus zu bezeichnen! Während diese Künstler in Lübeck arbeiten, erhebt sich auf dem Gipfel der Hansezeit auch das Kunstgewerbe zum höchsten Gedeihen; wir durchwandern die weiteren Säle, die uns mit der Schiffahrt und dem Handel der Hanse bekannt machen, mit Meisterstücken der Früh- und Hochrenaissance. Dahin gehören auch die Terrakotten des Statius von Düren, dessen Geschlecht im weiten Bereich der Ostsee, zum Beispiel auch in Lund, tätig war.

Ärmer muten uns die folgenden Zeiten und Räume an, Barock und Rokoko, Zopfzeit und Empire. Wohl blieb bis in die neueste Zeit hinein die alte Hansestadt ein

St. Sebastian. Bildwerk von Benedikt Dreyer in Lübeck. Um 1522

wichtiger Vermittler zwischen Skandinavien und Frankreich, zwischen Rußland und Westeuropa; reiche Bürger (wie Fredenhagen) ließen sich wohlbekannte Künstler kommen, zum Beispiel den Antwerpener Thomas Quellinus; Dielen und Schränke, Haus- und Ziergerät dieser wohlhabenden Zeit bieten wahre Prachtstücke des Kunstgewerbes und Handwerks; zur Behaglichkeit und Behäbigkeit des bürgerlichen Lebens gehörten immer noch Gegenstände, die mit Geschmack gearbeitet sein mußten. Aber jene schöpferische Kraft, die mit Inbrunst und Gestaltungslust zu neuen und wieder neuen Formen sich durchringt, ist es nicht mehr.



Mittelstück des Altars der heiligen Sippe
Holzschnitzwerk von Claus Berg in Lübeck. Gegen 1515

Digitized by Google

Und dennoch kann gerade eine solche Vergangenheit einer einzelnen Stadt, wenn sie in Bildern und mannigfaltigen Formen an unserem Auge vorüberzieht, wieder Anlaß zu Werken neuer Kunst werden. —

Die keramische Kunst und das anzugliedernde Kunstgewerbe sind unermüdlich tätig, Erinnerungsstücke an den Großen Krieg zu schaffen. Neben — leider — recht viel Mittelgut findet sich dabei doch manch feines Stück. Dazu gehört unbedingt ein schöner Teller, den das Zentralkomitee (ein böses Fremdwort für eine gute deutsche Sache!) des Preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz und der Hauptvorstand des Vaterländischen Frauenvereins in der Kunstabteilung der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co. zu Selb in Bayern herstellen ließen. Für den Entwurf des Tellers wurde Professor von Zumbusch in München gewonnen. Der Preis ist auf 4,50 Mark festgesetzt; der Reingewinn aus dem Verkauf ist für die Zwecke des Roten Kreuzes bestimmt, vornehmlich soll er der Fürsorge für verwundete und erkrankte Krieger, ihre Angehörigen und Hinterbliebenen dienen.

Wahrlich, es hat etwas tief Rührendes, Ergreifendes und Herzerhebendes, wie immer neue Wege für die gleichen Ziele ausfindig gemacht werden: für den edlen Zweck der Sorge um unsere Feldgrauen. In allen größeren deutschen Städten und in vielen kleinen wird jetzt mit Eifer „genagelt"; was benagelt wird, ist nicht immer meisterlich und schön, aber der aus Hunderten von Bächen und Bächlein zusammenströmende Ertrag ist sehr, sehr groß und wird viele Wunden lindern. Künstlerisch ungleich höher als die meisten der Nageldenkmäler (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) steht ein in Berlin gemachter Versuch, die Mosaikkunst gutem Zweck dienstbar zu machen. Professor Arthur Kampf ließ sich opferwillig für den Entwurf einer schönen kraftvollen Zeichnung „Kriegers Abschied" gewinnen, auf Grund deren nun das eigentliche Mosaikbild durch 200000 einzelne Steine und Steinchen ausgeführt wird, wobei jeder Spender das Recht hat, sein erkauftes Steinchen selbst einzufügen. Die schwerer zu behandelnden Köpfe müssen freilich von geübteren Händen geschaffen werden und bleiben daher auch besonders großmütigen Spendern bewahrt. Das Bild ist augenblicklich auf dem Wittenbergplatz in Berlin ausgestellt in einem hübschen kleinen Bau, um den sich der Kunstgewerbler Julius Gipkens verdient gemacht hat. —

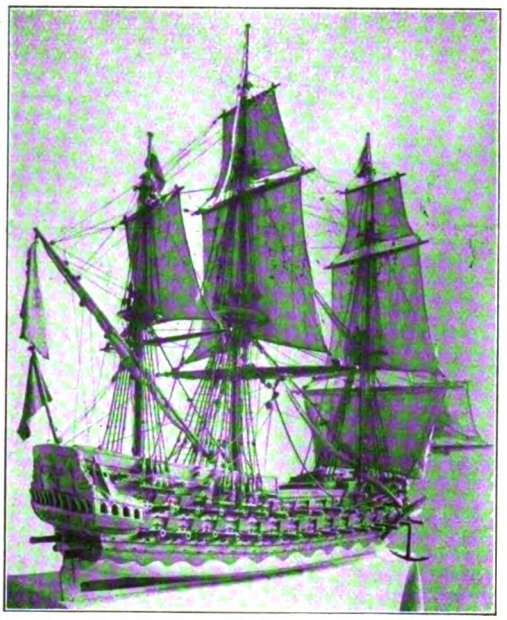
Büste des Ratsherrn Thomas Fredenhagen
Von Thomas Quellinus. 1697
Im St. Annen-Museum zu Lübeck

Eines lieben, kürzlich verstorbenen Mitarbeiters müssen wir zuerst gedenken, wenn wir die Reihe unserer Kunstblätter durchgehen. Professor P. F. Messerschmitt nämlich, der unseren Heften durch volle zwei Jahrzehnte immer gleiche Treue bewahrte. Im Jahre 1858 in Bamberg geboren, studierte Messerschmitt hauptsächlich bei Lindenschmidt in München, und in der Isarstadt ist er haften geblieben. Er hatte sein Note ganz für sich, trieb immer Heimatskunst im besten Sinne. Leutchen aus dem Volk, irgendein lustiges Dorferlebnis oder die enge Straße eines bayerischen Kleinstädtchens, womöglich mit einer ururalten Posttutsche darin, das gab er mit Vorliebe; einseitig war er aber keineswegs, meisterte auch die Heimatslandschaft und wußte ihr allerlei Tierzeug hübsch einzufügen. Drei schöne Blätter sollen heut sein Andenken ehren: ein Prachtmädel „auf dem Kutschbock" (zw. S. 80 u. 81) und zwei frische Landschaften (S. 85 u. zw. S. 88 u. 89).

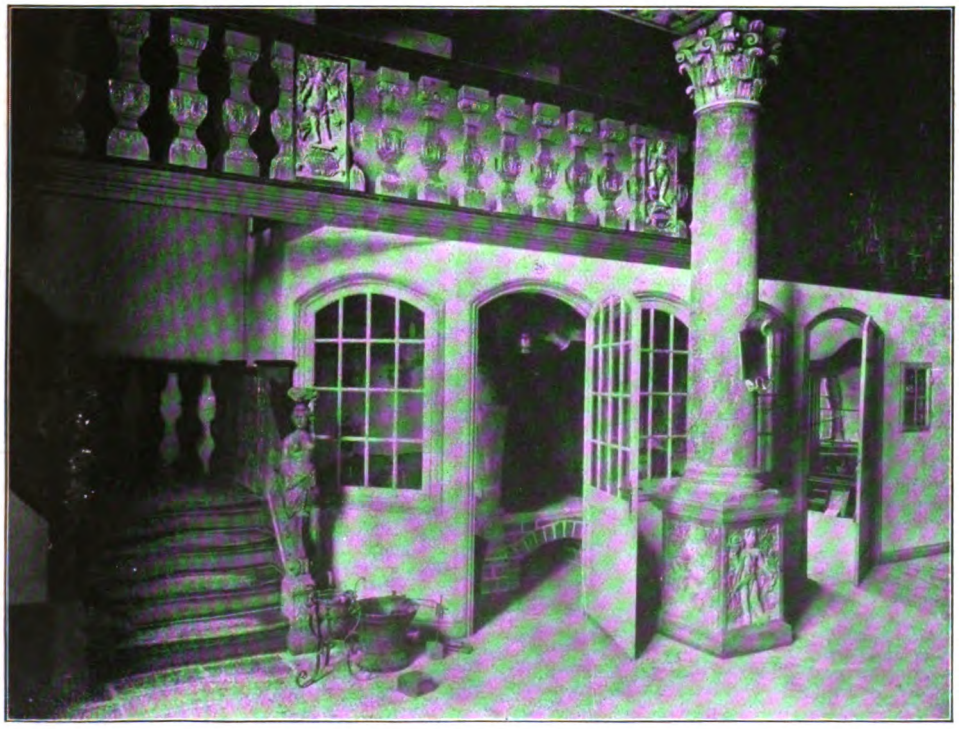
Ein Münchener Meister gab uns auch das Titelbild, ein schönes Blumenstück von ungemeinem Farbenreiz. Prof. Heinrich Knirr ist freilich kein Bayer von Geburt, er stammt sogar aus ziemlich fernem Gebiet, nämlich aus Pancsova in Ungarn: er ist aber schon lange, ehe wir uns mit den tapferen Ungarn zu Kampf und Sieg verbanden, an der Isar völlig heimisch geworden. — Prof. Arthur Kampf, von dem in dieser Rundschau noch ein weiteres, unter anderen Voraussetzungen entstandenes Bild enthalten ist, gab uns sein schönes, künstlerisch reifes, erhebendes Gemälde „Wir tre-

Digitized by Google

ten zum Beten ...“ Es will mir scheinen, als ob hier, wie in keinem anderen zeitgenössischen Werk, die ernste Stimmung unserer Tage zum ergreifendsten Ausdruck gelangt sei. Dies Gemälde wird bleiben! — Eine Landschaft von Frauenhand, die aber den Pinsel mit männlicher Kraft zu führen weiß, ist hinter Seite 16 eingeschaltet: „Wintersonne“ von Frau Hedwig Klemm-Jäger, einer hochbegabten Schülerin von Nauen-Fehr und Eugen Bracht. — Von Robert Wellmann, dem trefflichen Bildnismaler, bringen wir das Porträt eines jungen blühenden Mädchens, frisch und farbig in Pastell hingesetzt (nach Seite 48); die Abbildung eines feinen Silberfigürchens „Die Badende“, keusch und anmutig, ist zw. S. 40 u. 41 eingefügt; der Schöpfer des zierlichen Werkchens, Bildhauer Georg Müller, lebt in München. — Aus der diesmal sehr großen Zahl der farbigen Kunstblätter möchte ich noch das fein abgetönte „Andante“ von Georg Greve-Lindau (Seite 91) hervorheben und einen Innenraum aus der Villa Falconieri bei Rom von Karl Bennewitz von Loefen (nach S. 120). Ob die Italiener wohl diesen herrlichen Besitz unseres Kaisers achten werden, den sie jedenfalls leichter „erobern“ könnten, als



Modell einer Dreimastkogge. 1658
Im St. Annen-Museum zu Lübeck



Diele von 1736 aus der Glockengießerstraße. Jetzt im St. Annen-Museum zu Lübeck

Digitized by Google

das Plateau von Doberdo oder den Col di Lana?! Nach der deutschen und österreichischen Botschaft, dem Palazzo Caffarelli und dem Palazzo Venezia strecken sie auch schon ihre gierigen Heldenfinger aus! — Zwei heiteren Bildern — einer „Zirkusvorstellung" von Heinrich Freudweiler (zw. S. 56 u. 57), der „Scheibe" von Prof. Eugen Kirchner in München (zw. S. 104 u. 105) — seien noch zwei tiefernste Blätter angereiht, Bilder aus der Zeit. Das eine, von Fritz Hekkendorf (nach S. 136), bringt in faßlich-lebendiger Darstellung einen Ausschnitt aus der großen Masurenschlacht Hindenburgs, den Übergang über die Angerapp. Das zweite, „Sturmangriff" von Willi Jaeckel (nach S. 112), dem Berliner Sezessionisten, ist bei aller Realistik gleichsam eine Symbolik unseres Riesenkampfes — ich möchte diesem Gemälde gegenüber meine alte Bitte wiederholen: länger betrachten und dann erst urteilen! Es steckt in dem seltsamen Bilde ein überaus scharfes Erfassen, eine große Kompositionsgabe, ein starkes Können.

Kriegserinnerungsteller des Roten Kreuzes
Aus der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co., A.-G., Selb in Bayern

All unseren Lesern, den alten und den vielen neu hinzugekommenen, sei nach gutem Brauch ein „Glückliches Neues Jahr" zugerufen! Mögen unsere heißesten Hoffnungen und Wünsche, die ja all dem einen Ziele gelten, 1916 in Erfüllung gehen!

H. v. Sp.

Abschied. Entwurf zu einem Mosaikbilde von Prof. Arthur Kampf, bestimmt zum Besten der „Mütter- und Säuglingsfürsorge des Roten Kreuzes", aus 300000 Mosaiksteinchen zusammenzusetzen

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Anna Schieber, Heimat (Heilbronn, Eugen Salzer) — Erich August Greeven, Die letzten Brücken (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Wilhelm von Scholz, Fähnrich von Braunau (Konstanz, Reuß & Itta) — Ewald Gerhard Seeliger, Max Doberwitz, Der Tantenmörder (Dresden, Carl Reißner) — Friedrich Otto, Die fliegenden Pioniere (München, Georg Müller) — Heinrich Richter, Otto Weddigen (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) — Theodor Fontane, Gesammelte Werke. Auswahl in fünf Bänden (Berlin, S. Fischer)

Es war diesmal nicht leicht, ein Buch für den Anfang zu finden. An den Anfang, da stellt man doch gern etwas Tapfres und Schönes. Man will nicht nur zu dem literarischen Talent Ja sagen können, sondern auch zu dem Menschentum, mit dem es sich untrennbar verschwistert. Man will den großen Schauer spüren oder doch wenigstens die kleinen warmen Wellen, die unversehens übers Herz laufen. Man will mit einem Worte einen Dichter haben, nicht nur einen Schriftsteller. Ob er uns dann mit harter Hand packt, daß wir erzittern, oder ob er uns mit linder Hand übers Haar fährt, daß wir wie gestreichelte Katzen voll Behagen spinnen, das ist am Ende gleichgültig. Nur muß, wenn wir von ihm gehen, etwas Gutes in uns wie eine Feder gespannt sein.

Da habe ich suchend diesmal an viele Türen geklopft und auf viele Stimmen gehorcht. Aber es hat immer irgend etwas nicht gestimmt. Wenn der literarische Kontrapunkt in Ordnung war, dann klang die vox humana nicht, und umgekehrt. Bis ich zuletzt doch noch vor die rechte Schmiede gekommen bin und das Buch für den Anfang gefunden habe.

Es stammt von Anna Schieber, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine Schwäbin und eine sparsame Schafferin ist. Vor Jahr und Tag brachte sie uns ihren Roman „Alle guten Geister", dem ich hier ein Loblied gesungen habe und der es mittlerweile ganz ohne Lärm zur 45. Auflage gebracht hat. Nun erzählt sie in dem Buche „Heimat" (Heilbronn, Eugen Salzer) fünf Geschichten vom Kriege — oder besser, fünf Geschichten von der behüteten und verschonten Heimat. Keine davon hat besondre stoffliche Reize. Ein Schuhmacher, der auf Urlaub kommt, seine Ernte einbringt, mit den Kindern spielt und wieder hinausgeht. Verwundete, die im Lazarett von ihren Pferden und Hunden sprechen. Eine Mutter, die den Tunichtgut von Sohn durch einen ehrlichen Soldatentod verliert und damit zugleich ein ähnliches Glück findet, ein „Glück zum Heulen", wie die Jungfer Christiane, die durch ihre Geschichten einem Sterbenden die letzten Stunden leichter macht.

Aber mit welcher Gemütskraft ist das erzählt! Mit welcher Innigkeit und Herzlichkeit! Wie natürlich sind Handlung und Stimmung aus dem Charakter der Gestalten entwickelt! Wieviel Wärme und Liebe hat sich in den Sätzen verfangen, und wieviel menschliche Güte, die doch niemals verschwommen und weichlich ist, überstrahlt das Ganze! Da sagt die Schmidbergerin einmal: „Ich habe immer alles so stark spüren müssen!" Und ganz genau solch ein Herz hat Anna Schieber: eines, das Lust und Leid der Kreatur übermächtig empfindet und in sich austragen muß. Diese Fähigkeit des Mitlebens hat ihr Herz reich und weit gemacht. So erscheint auch sie von einem „inwendigen starken Licht" erfüllt, wie jener alte Weber, der mit seinem trocknen, verknitterten Gesicht in ihre erste Erzählung hineinschaut.

Deshalb fühlt man sich auch niemals bedrückt, obwohl sie nur in die Enge führt. Sie erzählt von kleinen Leuten, aber man kann groß dabei atmen. Diese Schuster und Schäfer, Badefrauen und Krämerinnen, diese bescheidnen Handwerker und Gevattern haben immer irgend etwas, was ihnen zur Schwinge wird. Sie trinken irgendwie aus unsichtbaren Quellen. Sie haben eine Art Jakobsleiter, die aus ihrer Tiefe sich zur Höhe emporbaut. Es ist gleichgültig, woher ihnen die Kraft des Aufschwungs zuwächst: ob sie aus dem „Buch" kommt, der Bibel, ob aus einem stärker fühlenden Herzen, ob aus einer Phantasie-Mitgift. Die Hauptsache, daß sie da ist und als Kraft ausstrahlt. In keinem Zuge sonst fallen die Leute aus ihrer Umgebung heraus. Sie gehn und stehn in festen Stiefeln und verlieren nichts an Körperlichkeit. Wie prachtvoll ist diese Schmidbergerin in ihrem Kramlädchen, die nicht viel redet, aber aus der Jugend noch immer ein warmes und rasches Herz herübergebracht hat! „Du lachst anders und heulst anders als andre Leut'!" sagt die eigne Tochter zu ihr, die eheliche Tochter, die ihrem Wesen fremd ist. Sie aber, die Mutter, denkt an den Buben, den sie in die Ehe gebracht, der ihr Blut geerbt hat und der als Taugenichts in die Fremde gelaufen ist. Die Größe der Zeit bewegt ihr feuriges Herz; sie leidet darunter, daß alle geben dürfen, nur sie nicht; daß sie dem an-

Digitized by Google

gegriffenen Vaterlande aus ihrem Haus und Blut keinen Helfer stellen kann. Aber als der verlorene Sohn dann von weither zu den Fahnen eilt — wie sie ausgewechselt, wie sie glücklich ist! Wie die Schweigsame fast geschwätzig wird, wie sie seitdem gerade so tut, als ob der ganze Krieg ihr gehöre! Man lebt mit dieser Frau, man versteht sie so ganz, wie man auch den Sohn versteht. Er wünscht sich selbst manchmal einen raschen Soldatentod, weil er wohl fühlt, daß er nicht in den Frieden hineinpaßt und dann doch nur wieder ins Fallen und Gleiten kommen wird. Die Kugel findet ihn auch. Da streichelt die Mutter ihren Nelkenbusch, der geheimnisvoll mit dem Gefallenen verwirkt ist, und sagt mit schwerer Stimme nur: „O Gottlieb! O mein Büble!“ Es ist eine Klage, aber die Klage wird später auch ihre Freude und ihr Reichtum sein: daß sie solchermaßen, so stolz und so traurig wie andre Mütter, um ihren Tunichtgut klagen darf.

Ergreifender noch sind vielleicht die kleinen Szenen, die Anna Schieber „von der „stummen Kreatur“ erzählt: von dem Reitpferd Mingo, das der sterbende Hauptmann an sein Bett führen läßt; von den Bauernpferden, die heimkommen; von dem Schäferhund, der in derselben Nacht, da sein Herr in den Karpathen erfriert, in Unruhe heult und umherrast. Wenn Paul Heyse noch lebte, würde ich ihm diese Skizze senden. „Es scheint, wir sind die gleichen Tiernarren,“ hat er mir einst geschrieben, und immer, wenn ihm eine Geschichte von Treu' und Leid der stummen Kreatur ans Herz griff, ruhte er nicht eher, als bis sie seine Frau auch gelesen hatte.

Das Allerschönste aber hat sich Anna Schieber wohl doch bis zuletzt verspart. Da berichtet sie von der Jungfer Christiane, die ihr Herz nicht in die ewige Sockenstrickerei hineinlegen kann und es tiefer in den großen Strom von Blut und Opferseligkeit tauchen möchte. Der Wunsch wird ihr auch erfüllt. Auf welche Weise das geschieht, mag man selber nachlesen. Jedenfalls erlebt die Jungfer ihre große Stunde und hilft — „ein Glück zum Heulen“ — einem Feldgrauen über den Abschied fort. Es ist ganz wunderschön, wie sich die Gestalt der „Nane“ dabei entfaltet. Wie sie Glück und Opfer bringen darf gerade mit ihrem Allereigensten, um dessentwillen sie so oft geneckt wird. Es ist nämlich ihre Art, gern zu erzählen, und dabei kommt es ihr vor, daß ihr Traum und Wachen durcheinandergeraten wie Samen aus aufgegangenen Säcken. Sie macht aus allem eine Geschichte; sie färbt halb unbewußt ein verblaßtes Träumlein manchmal ein bißchen auf, und gutmütig spottend rufen ihr die Dörfler deshalb „G'schichtleslügere“ nach. Aber eben das „G'schichtleslügere“ kommt zu Ehren: es erzählt einem jungen Freunde so hübsche Erinnerungen von daheim, vom See, aus der Kinderzeit, daß es ihm bis in den Todeskampf hinein noch „lächert“ — „so Sachen zum Zudecken“.

Da huschelt man sich wohlig ein, wickelt sich ganz in Wärme und wird von mütterlichen Händen gestreichelt. Aber man wird auch gespornt und erzogen. Wenn man Raabe gelesen hat, so sagt man niemals wie bei andern Dichtern: Wie schön ist das! Sondern man atmet tief und fühlt eine Spannung in der Brust, die zu Vorsatz und Gelöbnis drängt: Ich möchte auch so tapfer und treu mein Leben bestehn, wie die Leute, von denen du erzählst! Ganz ähnlich wirkt Anna Schieber. Man denkt nicht an die Kunst bei ihr, man denkt nicht an sie, man denkt an das namenlose Volk der Tiefe, das im Felde und zu Hause kämpft und trägt, lacht und weint, sinniert und stirbt, das so viel des Besten, was wir haben und was wir deutsch nennen, verkörpert. Deutsch bis in die Wurzel ist das Buch der Schwäbin. Es ist tröstlich, obwohl es viel Trauriges erzählt; es macht Mut, obwohl viel Jugend darin stirbt; es stärkt uns für den Krieg in uns selbst, der immer noch neben dem Krieg von draußen einhergeht. Kann man Besseres verlangen? Da verschluckt man gern ein paar kleine kritische Randbemerkungen, die man sich sorgsam zurechtgelegt hatte: sie kommen einem selber läppisch vor gegen diese schöne, sonntägliche Gabe eines weltfrommen, tapfren und hilfreichen Herzens.

In dem umfänglichen Roman von Erich August Greeven: „Die letzten Brücken“ (Berlin, E. Fleischel & Co.) weht eine andere Luft. „Ich habe nicht gewußt,“ sagt eine Person Anna Schiebers, „daß das Leben so etwas Prachtvolles ist.“ Aber das letzte Wort Greevens lautet gerade umgekehrt, daß das Leben etwas Bitteres, Dunkles, Unfaßbares ist. Mutlos und zerschlagen steht der Museumsdirektor Heinrich Berlekom am Schlusse da und spricht mit Hiob: „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe. — Darin ist alles enthalten. Mehr ist es nicht.“

Ein Roman der Unruhe, der Seeleneinsamkeit, der Lebensschwäche. Ein Roman der verzweifelten Versuche an das unablässig vorüberrauschende Leben heranzukommen — mit diesem Mittel oder mit jenem. Ein Roman schließlich der müden Ergebung und Entmutigung. Neben der Geld-, Genuß- und Arbeitsgier der robusten Tat- und Willensmenschen steht die „Wollust der Wehrlosigkeit“, die Überreizheit der Unbefriedigung, die vorschnelle Ermattung ausgelaugter Ästheten. Mit feiner Beobachtung, mit erheblichem Charakterisierungs- und Erzählungstalent, mit einem überraschenden Reichtum an Realität vermag der neue Mann, der schwerlich mehr besonders jung sein dürfte, uns bis zum Schlusse festzuhalten. Aber er erzwingt nur Respekt vor seinem Können. Eine „Reinigung des Gemüts“ bringt er nicht zuwege. Niemand wird die Sehnsucht haben, sein Buch zum zweitenmal zu lesen — dieses Buch, das zwar viele vortreffliche schrift-

Digitized by Google

stellerische Eigenschaften besitzt, aber der besten, eben der Liebe, ermangelt.

Zwei Brüder und daneben zwei Schwestern stehen im Mittelpunkte der Handlung. Die Brüder untereinander die schärfsten Gegensätze, Vertreter verschiedener Menschenklassen: Heinrich, der unsichre, schwankende, problematische, sich selbst heimlich mißtrauende Kunstmensch; Christian der beschränktere, aber nicht durch Reflexionen gelähmte, den Stier immer an den Hörnern packende Landwirt und Geschäftsmann, der unter Umständen brutale Willensmensch. Es ist aller Ehren wert, wie sicher und klug Erich August Greeven beider Lebenskreise abschreitet. Aber obwohl er uns keine Farbe schuldig bleibt, um Christian, den Plantagenbesitzer aus der Nähe Ugandas, in seiner rechnenden Zähigkeit und Skrupellosigkeit zu zeichnen, mit ihm zugleich die ihm verbündete Hochfinanz, — so ist doch kein Zweifel, daß dieser Christian nur als Gegenspieler gedacht ist. Das höhere Interesse des Erzählers gehört fraglos dem älteren Bruder Heinrich; auf ihn hat er eine überraschende Fülle feinbeobachteter Züge gehäuft; er allein hat auch als Zeittypus (vor 1914!) Wert. Man erkennt den heimlichen Krüppel und Schwächling, der innerlich leer ist und in seiner Vereinsamung und Vereisung das Leben ebenso auslaugt, wie die Kunstwerke, aus denen er seine Abstraktionen zieht. Es ist grauenhaft und hat etwas Gespenstisches, wie er immer wieder einmal Blut zu trinken versucht, um aus seiner Mittelbarkeit, seinem Schattendasein herauszukommen. Auch an seiner Frau Maria hoffte er einst gesunden zu können, weil sie ein so ungebrochener und gerader Mensch war. Aber er hat sie selber nur gleichfalls krank gemacht, hat sie zermürbt, ihr die Sicherheit genommen, sie ausgelaugt, daß sie nun in sich selbst friert und verzweiflungsvoll gleich ihm die Brücken zum lebendigen Leben sucht. Sie jubelt und hofft, als sie ein Kind erwartet. Aber ihre Mutterhoffnung wird zuschanden, und da auch kein anderer Weg zur Freiheit sich auftut, wird sie schwer hysterisch und endet verwirrten Geistes. Ihre Schwester Thora sucht sich auf eigene Faust Erlösungsmöglichkeiten, doch sie muß die Erfahrung machen, die ihr der alte Sanitätsrat als Weisheitspille längst verabreicht hat, als er sagte: „Die heimlichen Dinge haben es so an sich, daß auch das Schöne daran in viel, sehr viel Dreck gewickelt ist." Sie geht anders als Maria, aber nicht erfreulicher zugrunde.

Spekulanten, Ästheten, Halbmänner, hysterische Frauen, komische Philister — das ist die Welt des Greevenschen Romans. Das wärmste Gefühl bringt man noch für die fleckige Thora auf, die durch die Schule alter Roués geht. An welche Planke soll man sich da klammern? An die gute Beobachtungsgabe, die nach Flaubert sowieso immer nur Künstler zweiten Ranges haben? An die psychologischen Feinheiten, die flüssige Darstellung, die klugen, oft fontanisch geprägten Worte? Je mehr bedachtes Können man in dem Roman entdeckt, um so unfroher wird man eigentlich. Denn man fühlt, daß es am Ende doch nutzlos bleibt und vergeudet wird, da alle gesunden und starken Instinkte des Lesers nicht mit dem Erzähler verbündet sind, sondern sich gegen ihn und den Geist seines Werkes richten.

Ein heimlicher Verwandter dieser ausgebrannten, immer auf der Flucht vor sich selbst befindlichen Phantasiemenschen Greevens ist auch der „Fähnrich von Braunau", von dem Wilhelm von Scholz in einem kleinen Büchlein berichtet (Konstanz, Reuß & Itta). Er trägt die Züge seines geistigen Vaters, der ja seinem Freunde R. M. Rilke einst die Worte zurief: „Die Phantasie ist nicht Notbehelf, sie ist Kern, Wesen und Quelle unsrer Kunst." Der Fähnrich von Braunau verliebt sich in ein Mädchen, dessen Ruf nicht der beste ist. Nach seiner verkümmerten Natur hätte er sie wohl am liebsten in seinen Gedanken angeschmachtet, denn die Wirklichkeit ist für Leute seines Schlages im Grunde nur eine Störung. Stoßen sie einmal mit ihr zusammen, so handeln sie überstürzt und mit jener Übertreibung, die den Schwächling verrät. Wenn irgend möglich flüchten sie aus jedem Konflikt aber in ihre spielenden Gedanken, in denen sie nichts Wirkliches hindert, in ihre Phantasie, wohin die „zerrissenen und wirren Gefühle des Lebens" ihnen nicht folgen. Wilhelm von Scholz brauchte offenbar nur in die eigene Brust zu greifen, um alle Voraussetzungen des Helden und der Handlung darin zu finden. Deshalb ist seine Novelle psychologisch sehr fein und richtig. Auch der überstürzte Selbstmord des Fähnrichs erscheint glaublich. Denn obwohl Menschen dieser Art sonst auch damit nur zu spielen pflegen und an Stelle des Revolvers eine gefällige Reflexion erwischen, so wird man im vorliegenden Falle doch den soldatischen Beruf Braunaus als Posten in die Rechnung stellen müssen. Es hätte also um ein Haar eine ausgezeichnete Novelle gegeben, wenn Wilhelm von Scholz mehr dichterische Ursprünglichkeit besäße. Aber da sie ihm mangelt, kommt er selber nur mittelbar, auf Umwegen, an das Leben heran, und seine Dichtung kennzeichnet sich stets nur als der mühsame Versuch, Abstraktionen und Phantasiereizungen ins Konkrete umzusetzen. So bleibt die Realität, die er gibt, immer unter Schleiern; er zwingt sie höchstens in die Dämmerung empor, nicht ins Licht. Gleich seinen Gedichten ist deshalb auch diese kleine Offiziersnovelle nur „ein Schattenspiel an der Wand", aber gleich ihnen beschäftigt sie trotzdem lange und steht am Rande einer höheren Bedeutung, was man von der zweiten, in Redereien zerfließenden Duellgeschichte nicht behaupten kann.

Ein grotesker Humor hätte nun eine hübsche Abwechslung in das Programm ge-

Digitized by Google

bracht, und in solcher Hoffnung griff ich zu dem neuen Roman von Ewald Gerhard Seeliger: „Max Doberwitz, der Tantenmörder“ (Dresden, Carl Reißner). Unwillkürlich summt man die Verse von Frank Wedekind vor sich hin:

„Ich hab' meine Tante geschlachtet,
Meine Tante war alt und schwach;
Ich hatte bei ihr übernachtet
Und grub in den Kisten-Kasten nach.“

Aber E. G. Seeliger, der gar zu gern einmal einen „Reißer“ mit hundert Auflagen zustande brächte, hat leider keine Groteske geschrieben, sondern einen verwickelten Roman. Einen Roman, den er selber zwar auf die leichte Achsel nimmt, an den er immerhin jedoch mehr Ernst setzt, als irgendein Leser. Es ist ein Wechselbalg von Kriminal- und exotischem Abenteuererroman, eine Mischung, die der skrupellose Seeliger liebt und die er nach einem bestimmten Schema fabriziert wie der Apotheker einen Schnaps. Sein Held, der biderbe und höchst lärmvolle Landwirt Max Doberwitz, kommt in den Verdacht, seine reiche Tante heimtückisch in die Gefilde hoher Ahnen befördert zu haben, und wird dafür zum Tode verurteilt. Tatsächlich ist er ebensowenig ein Tantenmörder, wie sein Vorgänger Peter Voß ein Millionendieb war, aber ein erbschleichender adliger Referendar — solchen hochmütigen näselnden Bierstudenten kann man alles zutrauen — würde ihn mit Hilfe des schneidigen, herausfordernd um sich schauenden und von seiner Bedeutung durchdrungenen Staatsanwaltes wahrhaftig um den Kopf bringen (entsatze dich, o Publikum!), wenn es nicht liebende Mädchenherzen und edle jüdische Verteidiger gäbe. Sie lassen nicht ab, bis im Wiederaufnahmeverfahren ein Freispruch erzielt wird, und hier könnte die Kriminalgeschichte zu Ende sein. Aber ein Roman muß mindestens 300 Seiten Umfang haben, nicht nur 185, und deshalb läßt Seeliger seinen Max noch nach Brasilien gondeln, allwo er Abenteuer erlebt, die den stärksten Mann umwerfen können. Vor allem findet er am Xingu einen vor 400 Jahren versteckten Schatz, eine gute Traglast Gold und Diamanten und in Joinville seine teure Frieda aus dem schlesischen Heimatsdörfchen.

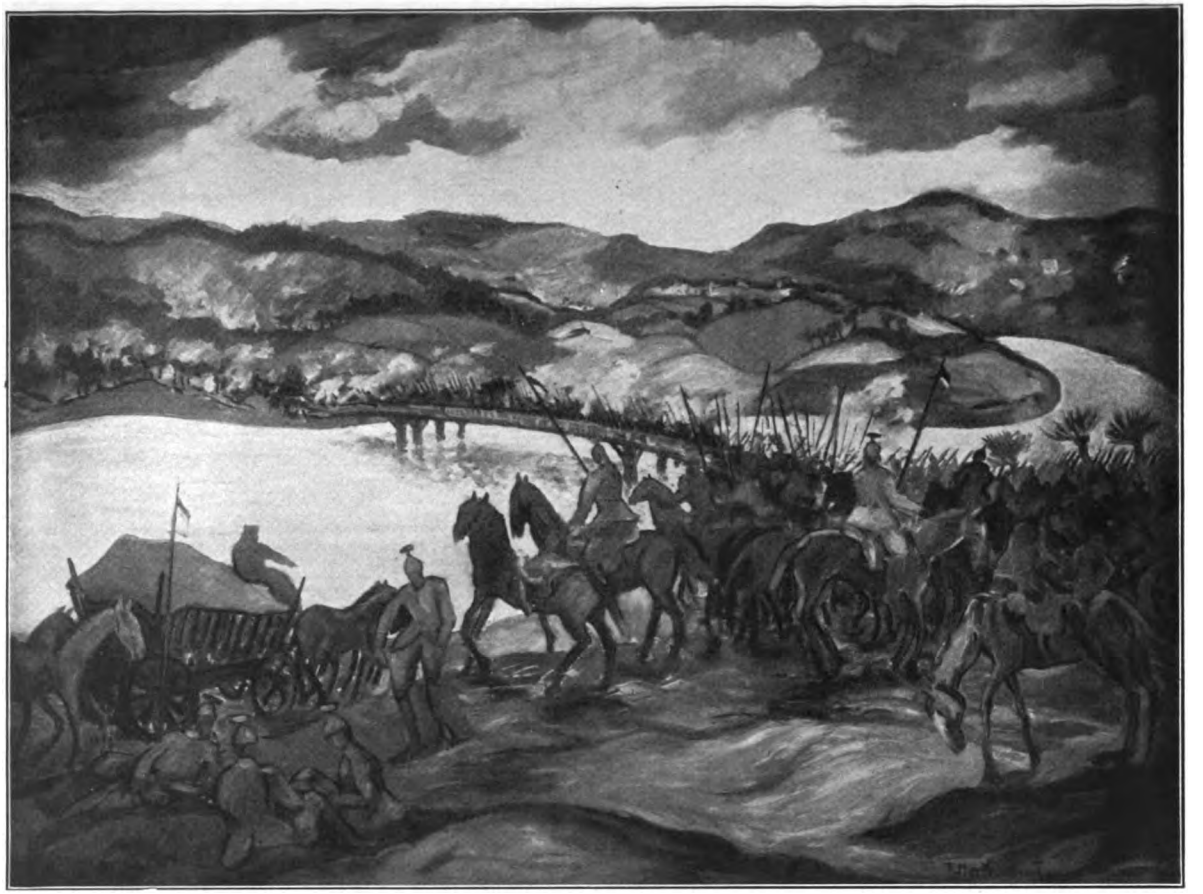
Für drei oder vier Mark kann der sparsamste Mensch nicht mehr Phantasie-Strapazierung verlangen. Und wie wird die Melodie nun weiter gehn? Ein Kassierer, den jeder für einen Millionendieb hält und der gar keiner ist. Ein Landwirt, den jeder für einen Tantenmörder hält und der das auch nicht ist. Ich glaube, bald heißt es: ein Schriftsteller, den jeder nach seinem Hamburger Balladenbuch für einen Dichter gehalten hat und der das erst recht nicht ist.

Nebenbei bemerkt beruhen Bücher wie das eben genannte auf einem Grundirrtum. Auf der Voraussetzung nämlich, daß schon durch das bloße Ausschweifen der Phantasie Interesse oder Spannung erweckt wird. Aber es ist mit der Phantasie wie mit dem Feuer und manchem anderen, das nur in strengster Haft und Dienstbarkeit seine wohltätigen Eigenschaften beweist. Das reiche, aber willkürliche Spiel kindlicher Einbildungskraft ermüdet unendlich rasch, und es gibt nichts Langweiligeres als jene sogenannten „spannenden“ Romane, die willkürlich phantastische Abenteuer häufen. Immer muß die Phantasie sich irgendwie an Gesetze binden und sich unterordnen. Da ist z. B. ein Buch erschienen: „Die fliegenden Pioniere“ von Friedrich Otto (München, Georg Müller). Es enthält „sieben Kriegsnovellen von gepanzerten Menschen und Maschinen“. Hier schaltet die Phantasie scheinbar gleichfalls ganz frei, ohne tiefere Verwirkung mit dem Menschlichen. Aber sie verbindet sich dafür aufs engste mit der Technik und ordnet sich ihren Gesetzen unter. Die so erregte Spannung hat natürlich etwas stark Äußerliches, aber sie ist da und kann uns packen, weil der Willkür des Erzählers durch die Möglichkeiten der Technik feststehende Grenzen gezogen sind. Außerdem bleibt Friedrich Otto verständigerweise immer in der Skizze. Ein ausgebauter Roman der gleichen Art wäre fürchterlich. Aber den kleineren Geschichten gelingt es, uns in eine ähnliche Nervenspannung zu versetzen wie der Endlauf eines Rennens.

Flieger vor Helgoland; Luftschiffe über der Nordsee; Pioniere an den masurischen Seen und Sümpfen; Horchposten an der Aisne; Panzerzüge an der Weichsel; Tauchboote bei der Arbeit; Schneeschuhläufer, Schleichpatrouillen, Scheinwerfer, Fallschirmraketen, Senkbomben, Minensprengungen, Leuchtbriefe, Funksprüche — der ganze technische Apparat, der „Dämon der Kriegsmaschine“, arbeitet da vor uns. Das Abenteuer regiert und erregt uns: in dieser Beziehung schießt Friedrich Otto wohl den Vogel ab. An rein äußerlichen Spannungsmomenten kommt kaum ein anderes Kriegsbuch mit seinen „Fliegenden Pionieren“ mit. Nur selten versucht er, dem Mechanischen noch einen tieferen menschlichen Bezug zu geben und vom Abenteuer zur Novelle zu gelangen. In einer Fliegergeschichte konstruiert er zwei Brüder, Polen, von denen der eine im russischen, der andere im österreichischen Heere dient, beide die besten Flieger ihrer Abteilungen. „Um die Teufelei voll zu machen, lieben beide ein Weib. Der eine Bruder liegt als Feind vor Przemysl, ihrer Heimatstadt, und kann nicht zu ihr gelangen. Der andere läuft Gefahr, von dem einen getötet zu werden, wenn er sich in die Festung begeben will.“ Aber auch bei dieser allzu spitzigen Konstruktion kommt es Friedrich Otto nur auf den Todeskampf in den Lüften an, und die Maschinen bleiben ihm wichtiger, als die Herzen.

Von „Otto Weddigen“, der mit U 9 jäh aufstrahlenden Ruhm erwarb und mit

Digitized by Google



Notbrücke. Übergang über die Angerapp. Gemälde von Franz Heckendorf
(Aus der Ausstellung der Berliner Sezession)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

U 29 in den kühlen Tod fuhr, hat Heinrich Richter, Pfarrer in seinem heimatlichen Herford, ein schlichtes Lebensbild entworfen (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing). Es erhält seinen dauernden Wert vor allem durch die eingewebte Fülle kleiner und kleinster persönlicher Züge, wie sie nur die Nächsten zu berichten wissen. Sie schließen sich zusammen und erlauben uns, hinter dem leuchtenden Namen des jungen Seehelden das Bild des Menschen zu formen — eines Menschen, der tapfer und fröhlich, ritterlich und vertrauend über die Erde geht, in keinem Zuge den besten Durchschnitt der Nation überragend, aber in jedem die Tüchtigkeit, die Treue, die sittliche Kraft der Nation spiegelnd. Immer wieder hat er seine persönlichen Leistungen auf das „Kriegsglück" geschoben, immer wieder erklärt, von einer Heldentat könne gar keine Rede sein, jeder andere hätte das auch gemacht. Diese schöne Bescheidenheit ehrt nicht nur ihn, sondern wirft doch auch ein helles Licht auf die Nation, als deren Teil und in deren Auftrag Weddigen gehandelt hat, auf den Geist, der nicht nur Heer und Marine, sondern das ganze Volk beherrscht. Es ist schön, daß er hier in einer Gestalt einen allen sichtbaren Ausdruck gefunden hat, in dem das Volk ihn erfassen und bekennen kann. Wie der junge Theodor Körner, so wird der junge Otto Weddigen noch den Enkeln im Gedächtnis bleiben: ein ewig Feuriger und Blühender, aus frühem Ruhm und aus den Armen der Liebe in den Tod gerufen, auf der Höhe seines jungen Daseins von gnädigen Göttern dem Abstieg, dem Altern und Welken entrückt. Wenn bei schlechtem Wetter überkommende Seen ihn bis auf die Haut durchnäßten, so pflegte er, wie Heinrich Richter erzählt, mit einem herzhaften „Hollala" darüber zu quittieren. Dieses „Hollala" war auf U 9 geflügeltes Wort geworden, und mit „Hollala" fährt der tapfere Kapitänleutnant in die Unsterblichkeit. Er wird noch hunderttausend deutschen Jungen klopfende Herzen und leuchtende Augen machen, und Heinrich Richter wird für sein Lebensbild, das auch zahlreiche Briefe und Bilder beibringt, den Dank vieler ernten. Diesem und jenem von uns mag das Symbol genügen; Volk und Jugend aber verlangen, wo sie lieben, die Gestalt in allen ihren menschlichen Bezügen. Heinrich Richter hat sie ihnen, soweit es heute schon möglich ist, gegeben.

In einer fünf Bände füllenden Auswahl ist eine neue schöne Ausgabe der „Gesammelten Werke" von Theodor Fontane erschienen (Berlin, S. Fischer), an der wir nicht vorübergehn wollen. Sie bringt neben den Gedichten das meiste Erzählerische, berücksichtigt aber nicht die autobiographischen Schriften und die „Wanderungen". Die sehr lesenswerte Einleitung hat Paul Schlenther geschrieben: er war wohl auch der gegebene Mann dafür. Dieser kluge, geschmeidige, etwas kühle Ostpreuße, dem die Ironie immer näher lag als das Pathos, darf sich in mancher Beziehung dem Märker verwandt fühlen, und da schließlich wohl nur wesensverwandte Naturen etwas recht Förderliches über eine Persönlichkeit aussagen werden, so braucht man hier um den Gewinn nicht zu sorgen. Für gewöhnlich stellt sich nach meinem Geschmack Schlenther mit allzu großer, allzu spielender Überlegenheit den Dichtern gegenüber: es ist ein Spiel wie von Katze und Maus. Selbst die Lorbeerkränze, die er höchst spärlich verteilt, haben gewöhnlich noch heimliche Stacheln. Während der Hauptsatz Honig träufelt, bohrt ein allerliebster kleiner Nebensatz dem Beglückten einen allerliebsten kleinen Dolch in die Weichteile, und bevor der Getroffene noch wütend werden und schreien kann, darf er schon wieder schlecken bis zum nächsten Stich. Diesmal liegt das feingeschliffene Dölchlein unbenützt und unschuldig neben seinem Herrn; es verrät sich nur kurz einmal durch ein heimliches Funkeln. Und in jenem persönlich gefärbten, aber mit der Sache verwirkten Stil, der mehr andeutet als ausführt, und der auch das Schwerste sehr leicht und gefällig sagt, wird Wesen und Wert Fontanes umschrieben. Anekdötchen, gerade bei ihm sehr angebracht, schwimmen als Schaumflöckchen auf dem rasch gleitenden Strome; die Kunst, die der Kritiker an seinem Helden rühmt: im Erzählen gleichzeitig zu reflektieren und doch zu gestalten, wird mutatis mutandis von ihm selbst auch geübt; die respektvolle Schätzung, ja die Wärme, die Schlenther für Fontane (wie sonst eigentlich nur noch für Hauptmann) aufbringt, verhindert die Gefahren allzu überlegenen Esprits. Vielleicht überschätzt er sogar den märkischen Poeten: für einen großen Dichter im Sinne der Weltliteratur kann ich bei aller Liebe und Bewunderung Fontane nicht halten. Sein Kritiker und einstiger Redaktionsgenosse hat gerade ihn nicht umschränkt, was er bei jedem anderen dichterischen Zeitgenossen gewiß getan hätte. Das werden fernerstehende Naturen nachholen. Im übrigen kann man fast allem, was Schlenther sagt, zustimmen. Auch mir erscheinen „Effi Briest", „Zwischen Zwanzig und Dreißig", „Der Stechlin" als die schönsten Schöpfungen des sich immer mehr verjüngenden Greises, und jenes entzückende Wort über die Engländer, das im Stechlin steht, verdient wirklich gerade heut Flügel, das Wort: „Sie sagen Christus und meinen Kattun!"

Digitized by Google

Am Styx

Von Emil Roland

Niederstieg ich in des Mittags Schwüle
Steilen Bergespfad verträumten Blicks,
Fühlte fächeln eines Quellbachs Kühle,
Und ich wußt' es wohl, es war der Styx!

Unterweltlich öde Felsenhänge
Starren rings, gebräunt von Sonnenglut,
Und es ziehn hesiodische Gesänge
Mit dem Tropfenfall der schwarzen Flut.

Schöner Mythos, langgeglaubt und ferne,
Ew'ger Nachglanz nun verlosch'ner Sterne!
Von des Chelmos schneebekrönten Riffen,
Eisig kühl durch heißes Sonnenglühen,
Zieht der Styx — und seine Tropfen blühen,
Regenbogenfarbig, buntgeschliffen —
In dem Zauberglanz der Mittagstunde!
Und ein Lächeln auf dem Göttermunde,
Leichtgewandet, kommt sie angegangen,
Iris, um die Tropfen aufzufangen
Dieses Quells in ihrer gold'nen Schale ...
Denn da droben in dem Götterssaale,
Wo die großen Rächer, großen Hasser
Auf dem Gipfel des Olympos thronten
Und beseligt über Wolken wohnten,
Schwuren sie bei diesem heil'gen Wasser

Digitized by Google

Schwere Eide, die unlösbar waren,
Ewig bindend über Zeit und Jahren,
Eh'rne Eisenketten des Geschicks,
Dunkle Schwüre feierlich beim Styx.

O, wie endlos lang und endlos ferne,
Wie der Niedergang verlosch'ner Sterne,
Ist es her, daß jene Götter starben!

Mövenschwingenweiß, am lichten Saume
Eines Sommerhimmels azurfarben,
Ragt der Chelmos Haupt im Mittagstraume.

Und noch heut von seinen schroffen Hängen
Zieht der Styx den steilen Weg zum Tale,
Klingt es von hesiodischen Gesängen,
Blüht der Tropfenfall im Sonnenstrahle
Farbenblitzend in dem Mittagsgolde —
Und nur Iris fehlt, die Wunderholde!
Nimmermehr neigt sie die Götterglieder
Wasserschöpfend zu dem Styx hernieder,
Wie in alter Zeit so viele Male,
Iris mit der gold'nen Himmelsschale!

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 10. Dezember 1915

Der Feldzug gegen Serbien ist beendet und er hat seine Ziele vollständig erreicht — mit dieser Feststellung hat der diesmalige Rückblick zu beginnen. So knapp und einfach sie klingt, sie enthält sehr viel, und zeigt, daß wir ein ordentlich Stück vorangekommen sind.

Zunächst der militärische Gang dieses kurzen, aber ereignisreichen Feldzuges, auf den alles in diesem Monat fast ausschließlich hinblickte. Am 28. November erhielten wir in einem ausführlichen Schlußberichte unserer obersten Heeresleitung wieder eins jener kostbaren historischen Dokumente, derengleichen uns von ihr während des Feldzuges schon eine ganze Reihe beschert worden sind. Danach begannen am 6. Oktober die Bewegungen der vom Feldmarschall von Mackensen geführten Truppenteile, am 14. Oktober die der ersten bulgarischen und am gleichen Tage auch die der zweiten bulgarischen Armee. Von Norden und Osten her wurde ein Kesseltreiben auf die serbische Armee eingeleitet, dessen Netz in einem außerordentlich schnellen und entschiedenen Vordringen rasch enger wurde. Bereits am 20. November wurde gemeldet, daß durch die Waffen der drei verbündeten Heere der Feind vom letzten Stück alt-serbischen Bodens vertrieben sei. Damit war das eigentliche Serbien in dem Umfang erobert, den es vor den beiden Balkankriegen hatte. Die Eroberung Neu-Serbiens vollzog sich ebenso schnell. In der Meldung vom 9. Dezember hieß es, daß Djakova, Dibra und Ochrida von bulgarischen Truppen besetzt seien, Kämpfe, die der entscheidenden Eroberung von Monastir am 2. Dezember unmittelbar folgten. In Monastir fiel die alte Hauptstadt Mazedoniens und mit der Linie der eben genannten Orte hat Bulgarien das ganze an Serbien gefallene mazedonische Gebiet bis an die albanische Grenze gewonnen.

Der Gedanke war, in konzentrischem Vorgehen das serbische Heer zur Einkreisung und Kapitulation zu bringen. Diese Entscheidung konnte nur auf dem sogenannten Amselfelde fallen, auf der Ebene vor den montenegrinischen Bergen. Indessen ist es den Serben, die zunächst versuchten, nach Süden zu, zur Vereinigung mit ihrer eigenen Südarmee und den englisch-französischen Verbündeten durchzubrechen, gelungen, sich der vollständigen Entscheidung insofern zu entziehen, als ein nicht unerheblicher Teil ihrer Armee — 70- bis 80000 Mann — in der Lage war, in die montenegrinisch-albanischen Berge zu entkommen. Einen Fehlschlag bedeutet dieser Ausgang für uns und die Bulgaren aber nicht, weil die Serben in den Bergen ruhig unseren natürlichen Verbündeten, dem Hunger und dem Winter, überlassen werden können.

Sodann haben österreichisch-ungarische Truppen, von Nordwesten her, den direkten Angriff auch auf Montenegro begonnen, hier längs dessen ganzer Nordgrenze bereits montenegrinisches Gebiet betreten und auf der Ostgrenze von Plevlje bis in die Gegend von Berane und über Ipek ein weiteres Stück Montenegro unterworfen, so daß im Augenblick das Königreich Serbien auch in seinem neuen Umfange fast völlig in den Händen der Verbündeten ist und von Montenegro knapp ein Fünftel.

So blicken wir auf einen Abschnitt dieses Krieges, auf den wir ganz besonders stolz sein können. Der Kampf gegen Serbien ist von den verbündeten Generalstäben so glänzend vorbereitet worden, daß weder die Hindernisse des Geländes noch der Jahreszeit irgendeine Rolle spielten. Der bulgarische Generalstab hat sich dabei seinen Waffenbrüdern in der strategischen und taktischen Behandlung der Feldzugsprobleme durchaus ebenbürtig erwiesen. Es hat alles so ineinandergegriffen, daß die Folgerichtigkeit der Ereignisse für den Gegner etwas Unheimliches bekam.

Von vornherein stand der Eindruck für die Welt fest, daß die Serben einen hoffnungslos verzweifelten Kampf aufzunehmen gezwungen waren. Dabei wollen wir ja nicht verkennen, daß wohl die Serben und die Bulgaren an sich und durch die Erfahrungen der beiden Balkankriege an einen Winterfeldzug in so hoher Gebirgslage wenigstens einigermaßen gewöhnt waren, unsere Truppen aber ganz gewiß nicht. Trotzdem sind Marschleistungen von ihnen bewältigt worden, die im Durchschnitt $12^1/_3$ Kilometer pro Tag betrugen und das unter Kämpfen, unter schwierigen Witterungs-, Ernährungs-, Unterkunfts- und Nachschubverhältnissen. Die Schnelligkeit sowohl wie die zähe Tapferkeit, in der dieser Feldzug von knapp zwei Monaten durchgeführt worden ist, verdient um so höhere Bewunderung, als es möglich war, diese Erfolge zu erzielen, wie die Heeresleitung hervorhebt, mit verhältnismäßig geringen Opfern und unter Ausschluß von Krankheitsverlusten, die hier ganz besonders tückisch lauerten. Die Weltgeschichte wird wenige Beispiele eines Koali-

Digitized by Google

tionsfeldzuges kennen, der so harmonisch und so in gegenseitigem Verständnis und gegenseitiger Unterstützung der Beteiligten durchgeführt wurde wie diese serbische Kampagne. Das Beuteergebnis aber zeigt die Größe der Erfolge. Allein die Bulgaren nahmen vom 14. Oktober bis zur Einnahme von Prizren (29. November) den Serben ab: 50000 Gefangene, 265 Geschütze, 236 Artilleriemunitionswagen, ungefähr 100000 Gewehre, 36000 Granaten, 3 Millionen Gewehrpatronen, 2350 Eisenbahnwagen und 63 Lokomotiven.

Das serbische Heer ist vernichtet, sein Offizierkorps, das der Hauptträger der großserbischen Idee war, zersprengt, sein König auf der Flucht, ohne daß man weiß, wo er sich aufhält. Erkennen wir zunächst auch an, daß sich die Serben gegen den unvermeidlichen Ausgang des Kampfes mit zähester Tapferkeit gewehrt haben. Das ist nur mit dem fanatischen Haß zu erklären, der die Serben gegen die Bulgaren seit alters beseelt. Alles andere, was sonst in schwierigen Verhältnissen ein modernes Heer zusammenhält, fehlte ja hier. Das Offizierkorps war demoralisiert, die Wirkungen der allgemeinen Wehrpflicht an sich aber konnten in diesem wenig gebildeten und disziplinierten Bauernvolk noch nicht so weit gehen. Wenn die Offiziere trotzdem fast alle den Eid hielten, den sie zu Anfang des Feldzuges geschworen hatten, lieber zu sterben, als sich gefangen zu geben, und wenn die Soldaten auf dem Rückzuge gleichwohl Zusammenhalt bewahrten und Widerstand leisteten, so liegt die Erklärung dafür eben in dem tiefeingewurzelten Nationalhaß, der in jedem Serben wohnt und dem Gegner in Mazedonien wirklich einen nationalen Kampfpreis allerersten Ranges streitig machen wollte. Nun hat es die Politik des Königs Peter dazu gebracht, daß die Erfolge der Balkankriege völlig wieder verspielt sind.

Kläglich ist, was in der Unterstützung Serbiens von der anderen Seite geleistet worden ist. Rußland, auf das man sich völlig verließ, hat Serbien einfach im Stich gelassen und damit seine Rolle zum mindesten auf dem Westbalkan endgültig ausgespielt. Englische und französische Truppen haben ja eingegriffen in diese Kämpfe, von Süden her, vor allem im Tale des Wardar. Aber sie haben nicht im geringsten die bulgarischen Erfolge aufhalten und beeinträchtigen können und werden in kürzester Zeit aus dem kleinen Südostzipfel serbisch-mazedonischen Bodens, den sie noch in der Hand haben, herausgeworfen werden. Überblickt man heute die Erfolge der Zentralmächte und vergleicht man damit die Gegenaktion der Entente, so ist es wirklich keine Voreingenommenheit, wenn wir sagen: der Gegenstoß war über alle Begriffe erbärmlich. Die Serben waren respektable Gegner, die Montenegriner sind es wohl noch, aber die englisch-französischen Truppen, die sich für eine völlig zerfahrene und direktionslose Aktion in den Bergen Mazedoniens verbluten müssen, konnten es gar nicht sein.

88 88 88

Wir wollen zunächst noch ein Wort von dem möglichen Fortgang der militärischen und politischen Ereignisse auf der Balkanhalbinsel sagen und dann die weltgeschichtliche Bedeutung des serbischen Feldzuges würdigen. Lord Kitchener, der englische Kriegsminister, ist ausgeschickt worden, um das letzte zusammenzunehmen, was gegen das siegreiche Vordringen der Zentralmächte nach Südosten aufzustellen sei. Wenigstens schien das der Sinn seiner Besuche in Gallipoli und Saloniki, in Athen und Rom zu sein. Von vornherein haben wir aber nicht geglaubt, daß England noch an eine ernsthafte Unternehmung auf der Balkanhalbinsel denkt. Die größte militärische Autorität, die England hat, eben Lord Kitchener, wurde entsendet, um nominell den letzten Druck in Athen und Rom auszuüben, tatsächlich aber, um den Staatsmännern daheim die Möglichkeit zu geben, daß sie vor ihr Land hintreten können mit dem Bekenntnis, auf der Balkanhalbinsel sei nichts mehr zu machen. Unerwartet schnell ist Kitchener dann nach einem ganz flüchtigen Besuche im italienischen Hauptquartier über Paris heimgekehrt; Ägypten hat er also nicht auf dieser Reise besucht. Welche Nachrichten ihn so rasch wieder nach Hause riefen, wissen wir nicht. Mitgebracht hat er aus Italien den Beitritt dieses Staates zum September-Abkommen der Entente, zu dem sich Italien in letzter Stunde vor dem Zusammentritt seiner Kammer, am 30. November, entschloß. Es hat lange gedauert, ehe Italien dies abgerungen worden ist, die Verpflichtung der übrigen Ententemächte auch zu übernehmen, keinen Sonderfrieden zu schließen. Das mag politisch für England ein Vorteil sein, militärisch nützt ihm das im Moment keinen Deut. Von einer italienischen Unternehmung nach Albanien hat die Welt nach wie vor nichts gehört. Ebenso ist es nicht gelungen, Griechenland zum Beitritt zu zwingen, obwohl die äußersten Mittel angewendet wurden, Geldversprechungen wie Blockadedrohungen. An anderer Stelle des Heftes sprechen wir von dem großen politischen Zusammenhang, in dem Griechenland heute steht. Sein König hält in der ungemein schwierigen Lage, in der er ist, sicher und fest die Linie ein, die er für richtig erkannt hat. Er kann nicht hindern, daß die Entente Saloniki und die Bahn nach Serbien für sich benutzt. Aber er weigert sich unbedingt, sie darüber hinaus irgendwie zu unterstützen. Die Lage wird bald im höchsten Grade kritisch, wenn nämlich im Verfolg der letzten Kämpfe auf serbischen Boden die verbündeten Truppen zurückweichende Ententetruppenteile auf griechisches Gebiet treiben. Dann wird König Konstantin unweigerlich vor die Entschei-

Digitized by Google

dung gestellt, der er mit vollem Recht bis jetzt ausgewichen ist. Durch die entschlossene Auflösung der Kammer am 12. November, deren Neuwahlen noch längst nicht beendet sind, hat er sich wenigstens ganz freigemacht von dem Einfluß lärmender Kammerdebatten, die sich in diesen Ländern so leicht auf die Straße fortsetzen.

Inzwischen ist die Aussicht, die Dardanellen zu gewinnen, für die Entente völlig verschwunden. Ihre Heeresleitung dort wird es selbst nur als eine Frage kurzer Zeit betrachten, wann sie ihre Truppen von dort zurücknehmen und damit auch dieses Unternehmen für völlig gescheitert erklären muß. Was die durch den serbischen Feldzug eröffnete Verbindung zwischen der Türkei und den Zentralmächten militärisch bedeutet, werden die Ententetruppen ja in kürzester Zeit erfahren. Bei dieser Lage des Krieges versucht man anscheinend eine letzte Hilfe herzuholen. Rußland hat große Truppenansammlungen in Bessarabien veranstaltet und in Reni, hart an der rumänischen Grenze, hat der russische Zar eine demonstrative Parade über seine Truppen dort abgehalten. Es hieß sogar, daß der aus dem japanischen Kriege bekannte, seitdem ganz zurückgetretene General Kuropatkin zum Oberbefehlshaber einer Invasionsarmee gegen Rumänien ernannt worden sei. Es sind nur unsichere Nachrichten, die bisher über diese Dinge vorliegen, aber unwahrscheinlich sind sie nicht. Wir glauben wohl, daß die Entente versuchen wird, an dieser letzten Stelle noch einmal das Kriegsglück zu ihren Gunsten zu wenden. Dann aber wird Rumänien in den Krieg hereingezogen. Wie dieses sich dann entscheidet, wenn ihm die Pistole auf die Brust gesetzt wird, steht immer noch nicht fest. Aber wahrscheinlich ist es wohl nicht, daß Rumänien gewissermaßen das Manöver des zweiten Balkankrieges wiederholen würde und Bulgarien in den Rücken fiele. Der Unterstützung, die es in der bessarabischen Armee Rußlands fände, stehen doch heute die Hunderttausende deutscher und österreichisch-ungarischer Soldaten gegenüber, die den Feldzug in Serbien beendet haben, die bereit sind zu neuen Schlägen, und die dem bulgarischen Heere einen unbedingt sicheren Rückhalt gewähren. Jedenfalls warten wir dies in Ruhe ab und warten auch ab, ob nicht gerade diese absoluten Fehlschläge in Politik und Kriegführung auf der Balkanhalbinsel die Gegensätze in der Entente nach und nach größer machen. Ein Anzeichen dafür ist schon sicherlich, so wenig klar die Maßregel an sich ist, die Ernennung Joffres zum Oberkommandierenden aller französischen Armeen (3. Dezember), die die französische Kriegführung wenigstens im Orient von der Entente, d. h. von der Leitung Englands, loslöst.

* * *

Für uns ist das nächste Ziel des Feldzuges in Serbien erreicht. Was seit Monaten als notwendig bezeichnet und gefordert wurde, ist hergestellt: die Verbindung zwischen der Türkei und den Zentralmächten über Bulgarien. Militärisch wie wirtschaftlich ist dieser Erfolg von ungeheurer Bedeutung, schon für die unmittelbaren Zwecke der Kriegführung und Kriegswirtschaft, der Versorgung der Türkei mit Kriegsmaterial, wie der Versorgung unserer Volkswirtschaft mit Lebensmitteln und Rohstoffen. Noch größer sind die Ausblicke, die dieser kriegerische Erfolg politisch eröffnet. Er schafft eine territoriale Zusammengehörigkeit, die nicht wieder auseinandergerissen werden darf. Das klang auch aus der Rede des deutschen Reichskanzlers im Reichstage am 9. Dezember laut hervor. Schon sein Hinweis, daß „ein Gebiet von Arras bis Mesopotamien gar nicht ausgehungert werden kann", sagte dies, dann aber überhaupt der auf die weltpolitische Bedeutung des Donauweges und des durch ihn zusammengefaßten südosteuropäischen und vorderasiatischen Gebietes.

Sehen wir unter diesen Gesichtspunkten den Erfolg des serbischen Feldzuges für uns an, so liegt er für die Bulgaren natürlich zunächst in der Befreiung Mazedoniens. Von den letzten Serben ist es befreit und mit Jubel sind überall die Bulgaren in diesen Städten Serbisch-Mazedoniens eingezogen. Natürlich erhebt sich nun die Frage, was aus den eroberten Gebieten werden wird? So schwierig sie ist, so klar liegen schon heute die Macht-Interessen in ihr. Die Verbindung zwischen uns und der Türkei über serbisches Gebiet, die im Krieg gewonnen ist, muß im Frieden erhalten bleiben, und was von serbischem Gebiet dafür in Frage kommt, wird in diese Notwendigkeit einzuordnen sein. Dann hat Bulgarien heute schon den Anspruch ausgedrückt, Mazedonien für sich zu behalten, auch Gebiete und Städte, die in der Konvention von 1912 mit Serbien nicht einbegriffen werden. Daß die Dynastie der Karageorgewitschi verschwindet, ist selbstverständlich; wir haben auch in den zahlreichen Reden der Ententestaatsmänner, daß Serbiens Unabhängigkeit erhalten bleiben müsse, nirgends ein Wort gefunden, das auch die Erhaltung seiner Königsdynastie einschließt. Nun ist ja klar, daß Nikita von Montenegro diese Aussicht für sich längst schon erwägt. Er hat das Abkommen, keinen Sonderfrieden zu schließen, nicht mit unterschrieben, er ist wohl auch bereit zu einem Abkommen, das ihm die Reste serbischen Gebietes überwiese, die die Machtinteressen der Sieger nicht beanspruchen. Was daraus wird, steht noch ganz dahin. Für das Weitere aber ist eins von größter Bedeutung.

Der Feldzug hat bereits Albanien erreicht, Ipek und Djakowa zum Beispiel sind albanische Städte. Nun haben wir sowohl in den bulgarischen wie österreichisch-ungarischen Berichten gelesen, daß die Albanier an den Kämpfen gegen die Reste der serbischen Armee von selbst teilnehmen. Der österreichisch-

Digitized by Google

ungarische Bericht vom 8. Dezember gebrauchte dabei die Bezeichnung Arnauten, die nicht jedem Reichsdeutschen geläufig sein wird. Arnauten ist die türkische Bezeichnung für Albanier, die sich selbst Skipetaren nennen. Also: die Niederlage Serbiens wird von den Albaniern so lebhaft begrüßt, daß sie am Kampf gegen es aus eigenem Entschluß teilnehmen. Sie stehen auch in ihren Sympathien unbedingt auf seiten Bulgariens, von dem aus schon früher manchesmal Unternehmungen gegen die serbisch-montenegrinischen Bemühungen um Albanien organisiert worden sind. Wir glauben nicht, daß der Feldzug ein selbständiges Albanien wiederbringen wird; Europa dürfte genug an den Erfahrungen haben, die es mit diesem Kunstprodukt der Londoner Botschafter-Konferenz gemacht hat. Nehmen wir die drei Tatsachen zusammen, daß die Albanier sympathisch den Bulgaren gegenüberstehen, daß ferner die große Erweiterung des bulgarischen Gebietes durch Mazedonien geradezu nach einem Hafen am Adriatischen Meere drängt, und daß Griechenland, wenn es unserem Bunde näherrückt, das ihm national zugehörige Südalbanien erhalten muß, so ergeben sich Linien der Zukunft, die wohl im einzelnen geändert werden können, aber im ganzen schon recht klar sind. Sie ordnen die Verhältnisse auf dem westlichen Balkan hoffentlich dauernd. Sie ermöglichen unserem Verbündeten Österreich-Ungarn Ruhe und Sicherheit an seiner Südgrenze, stellen es freilich auch vor gewaltige Probleme der Neu-Ordnung, da ja der Einheitsgedanke unter den neun bis zehn Millionen Serben und Kroaten nicht mit diesem Kriegsausgang erstickt ist. Man vergesse nie, daß Serben und Kroaten national eines Stammes sind und zueinander stehen, und daß dieser serbisch-kroatische Stamm bisher unter fünf verschiedene Regierungen aufgeteilt war. Daß schließlich diese ganze Lösung der westlichen Balkandinge erfolgt unter Zurückdrängung, ja Ausschaltung Italiens und gegen dessen Ansprüche, ist nicht nur selbstverständlich, sondern zugleich auch das, was wir für die Zukunft brauchen.

⁂ ⁂ ⁂

Das Bild der Kämpfe im Südosten wird schließlich erfreulich abgerundet durch den Sieg der Türken in den Kämpfen vom 23. bis 26. November an der Irakfront. Irak ist der südliche Teil Mesopotamiens, und diese Kämpfe in nicht zu weiter Entfernung von Bagdad haben den großen Erfolg gebracht, daß die Eroberung dieser Stadt durch England, auf die wir uns schon eingerichtet hatten, nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen worden ist. Die Tapferkeit und Schnelligkeit unseres türkischen Bundesgenossen hat dort einen großen Triumph gefeiert und einen monatelang von England geführten Feldzug um die erhoffte Wirkung gebracht. So ist die militärische Lage nicht nur günstig, sondern geradezu glänzend und eröffnet von sich aus den Ausblick für das Unternehmen, zu dem die Bahn jetzt frei liegt, nach der Meerenge von Suez, ein Vorhaben, das eine der verwundbarsten Stellen des englischen Weltreiches treffen soll.

⁂ ⁂ ⁂

An allen anderen Fronten haben entweder Kämpfe nicht stattgefunden oder sich auf das Halten der Linien beschränkt. Es ist auf diesen Riesenlinien stiller geworden, weil alle Heeresleitungen gespannt nach den militärischen Ereignissen im Südosten hinzublicken hatten. So ist dieses Mal weder von der Düna noch vom Styr, weder vom Isonzo noch aus Frankreich und Flandern erheblich Neues zu berichten. Man hält die Positionen, bis auch da wieder die Zeit zum Vorstoß beginnt. Eine der Entscheidungen des Weltkrieges fällt ja im Südosten, aber die andere haben wir nach wie vor im Westen zu suchen. Die unerbittliche Notwendigkeit steht nach wie vor vor uns, Frankreich niederzuwerfen, dessen Revanchegedanke doch den unmittelbarsten Anlaß zur Koalition gegen uns gab. Und da England und Frankreich hier militärisch auf das engste verbunden sind, so wird auch gegen England auf dem Kontinent eine Entscheidung herbeigeführt werden müssen. Einstweilen aber sind die Dinge noch nicht dazu reif und darum stehen wir überall dort in der Verteidigung.

⁂ ⁂ ⁂

Die inneren Bewegungen in den feindlichen Staaten gehen fort, aber sind nicht zu entscheidenden Wendungen gediehen. Das erklärt sich leicht. Man glaubt immer noch, daß an einer Stelle das Kriegsglück sich wenden werde, und solange man das glaubt, hält man die sinkende Widerstandskraft mit allen Mitteln aufrecht und beschwichtigt oder unterdrückt Stimmen, die auf eine baldige friedliche Lösung des ungeheuren Konfliktes als notwendig hinweisen. Im englischen Oberhaus sind solche Stimmen mit gewissem Nachdruck erklungen, indessen im Lande selbst nicht zustimmend begrüßt worden. Aus Frankreich oder Rußland sind dergleichen Stimmen überhaupt nicht laut geworden. Daraus ergibt sich die Ansicht der politischen Lage heute für uns von selbst. Wir sind militärisch überall im Voranschreiten, aber die Gegner fühlen und erklären sich noch nicht als besiegt. So muß der Kampf weiter geführt werden, bis unser Ziel erreicht ist.

Begreiflich ist, daß diese Erkenntnis zunächst für manche Kreise bei uns etwas Niederdrückendes hat. Monate und Monate dauern die Leiden des Krieges, müssen die Ernährer entbehrt werden, und mancherlei Schwierigkeiten der unmittelbaren Versorgung treten hervor. Das lastet auf uns allen, wenngleich wir uns früher schon hätten sagen können, daß ein Krieg in diesem Maße nicht

Digitized by Google

so bald zu Ende gehen kann, und daß Schwierigkeiten, die so starke und zähe Gegner uns bereiten wollten, sich einmal geltend machen mußten. Wir wollen sie aber auch nicht übertreiben. Seltsam war es doch, daß in den Wochen, in denen die hier geschilderten weltgeschichtlichen Erfolge von unseren Heeren erfochten wurden, sich daheim vielfach das Gespräch endlos drehte um die Versorgung mit Butter, die ins Stocken geraten war. Oft genug bedachte man in der Erörterung aller dieser Fragen der Versorgung nicht, daß man dem Auslande damit ein falsches Bild von unserer Stärke gab. Wir wissen, daß wir genug zur Versorgung haben, bis die neue Ernte 1916 von neuem aus dem Schoß der Erde uns den Bedarf liefert. Wir wissen, daß die Schäden, die sich in dieser Beziehung geltend machen, fast ausschließlich liegen in den Fragen der Verteilung, daß auch bei uns Ungeschick und böser Wille in der Zuteilung Schwierigkeiten hervorruft. Das Ausland aber glaubt, daß Deutschland tatsächlich Mangel an Nahrungsmitteln für Mensch und Vieh leide und nimmt darum aus den langen Erörterungen in unseren Zeitungen nur erneut den Grund für die Vorstellung, es bedürfe schließlich nur einer letzten, ganz großen Gesamtanstrengung der Entente, um Deutschland am Ende doch zu erdrosseln.

Weil man das glaubt, häufen sich auch die Artikel über den kommenden Frieden in der Presse des neutralen und feindlichen Auslandes immer mehr. Alle sind sie in dem Ton gehalten, daß Deutschland nicht mehr lange die Anspannung dieses Kampfes aushalten könne. Die Verhandlungen des Deutschen Reichstages am 9. Dezember haben darauf die beste Antwort gegeben. Wir haben genug kriegsfähige Männer, um die Opfer des Krieges auch weiter auszugleichen, und zwar ohne eine Ausdehnung der Wehrpflicht, um die (in verschiedener Form) unsere Gegner nicht herumkommen. Wir haben auch genug an den Bedarfsmitteln für die Versorgung allerart. Da diese Dinge so liegen, ist der Wunsch weiter Kreise unseres Volkes sehr verständlich, die eigentlichen Ziele des deutschen Krieges klarer vor Augen gestellt zu sehen. Wir fühlen, daß die Aufgabe der Notwehr erfüllt ist, und wir möchten uns selbst klarer darüber werden, was wir im besonderen vom Ausgange dieses Krieges erwarten. Mit gutem Grunde ist die öffentliche Erörterung der Ziele des Krieges und des Friedens nach wie vor untersagt. Aber das darf nicht hindern, die allgemeinen Grundlinien künftiger deutscher Entwicklung herauszuarbeiten und zu erkennen. Der Reichskanzler konnte noch nicht mehr sagen, als er sagte, daß dieser Frieden Garantien gegen jede Wiederkehr eines solchen Angriffes bieten müßte, daß die Feinde im Osten und Westen nicht mehr Ausfallstore haben dürfen, durch die sie uns wie bei diesem Kriege überfallen können. Aber die öffentliche Meinung muß sich von sich aus jetzt stärker mit den Zukunftszielen beschäftigen, nicht im Sinne kannegießernder Verteilung Europas, sondern in dem Streben, Stimmung und Wünsche zu vertiefen zu einem wirklichen politischen Urteil. Dahin zwingt uns geradezu das Ergebnis dieses Monats. Wir haben durch militärische Erfolge eine große Straße deutscher Zukunft freigemacht, Zukunft, nicht Gegenwart. Was auf ihr vor uns liegt, sind Aufgaben, Schwierigkeiten, Pflichten, nicht goldene Äpfel, die uns nun als Lohn kriegerischer Anstrengung nur so in den Schoß fallen. Was wir dort auf der Balkanhalbinsel, in Vorderasien und Mesopotamien wollen, wie sich dafür die Beziehungen zu unseren Bundesgenossen gestalten, wie wir das Bündnis vor allem mit dem treuesten und nächsten Genossen, Österreich-Ungarn, enger und fester ziehen, alles das sollen wir uns jetzt schon überlegen, und von diesen Dingen ist mit gebotener Zurückhaltung zu reden durchaus möglich. Wir müssen jetzt allmählich ganz herauskommen aus der allgemeinen Stimmung, die sich in unzähligen, aber heute eintönig gewordenen Artikeln und Broschüren niederschlägt, und müssen uns selbst reif machen, damit die Stunde, zu der die Entscheidungen über den Frieden fallen, nicht eine unvorbereitete öffentliche Meinung, ein unvorbereitetes Volk finden.

Im Angriff sind drei Königreiche unseren Gegnern abgewonnen worden, Belgien, Serbien, Polen. Damit hat die militärische Lage uns bereits vor Fragen reinpolitischer Natur gestellt, und es ist nicht mehr möglich, Erwägungen darüber damit zurückzuschieben, daß man sagt, die militärische Lage werde erst alles Weitere ergeben. Voraussetzung aber jedes tieferen Urteils ist, daß wir die Dinge kennen, daß wir wissen, worum es sich in Belgien und Serbien und Polen an sich und für uns handelt. Ohne das Wissen von den Dingen, von den nationalen und wirtschaftlichen Fragen, von den großen politischen Ideen und Zusammenhängen wird jede Erörterung deutscher Kriegsziele nur gutgemeinte Kannegießerei bleiben, und dieses Wissen und Erkennen muß im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht und des allgemeinen Wahlrechts jeder einzelne sich beschaffen. Auch das ist in erster Linie eine Pflicht derer, die daheim geblieben sind!

Nachdruck verboten Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Slowakenpaar in Festtracht

Gemälde von Wilhelm List

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXX. Jahrgang 1915/1916 Heft 6. Februar 1916

Fürstinnen

Erzählung von Eduard Graf Keyserling

(Fortsetzung)

Nach der Abfahrt des Erbprinzen wurde gleich wieder eine Reise nach Karlstadt an den herzoglichen Hof geplant. Von Marie war dabei nicht die Rede, das empörte sie so sehr, daß sie den Mut fand sich gegen ihre Mutter darüber zu äußern.

„Bei der Reise nach Karlstadt wird auf mich wohl nicht gerechnet?“ begann sie.

„Nein, mein Kind,“ erwiderte die Fürstin und schaute ihre Tochter zerstreut an, „aber deine Zeit wird auch kommen, werde nur recht gesund.“

„Ich bin gesund,“ sagte Marie und zog ein wenig die Augenbrauen zusammen, „ich meine nur, für mich ist also kein Vergnügen in Aussicht.“

Die Fürstin gab darauf keine Antwort. Sie mußte aber darüber nachgedacht haben, denn eines Tages hieß es, die Prinzessinnen würden mit der Baronin Dünhof in die Stadt fahren, um im Theater Schillers Räuber zu sehen.

Den Tag über hatte es geregnet, gegen Sonnenuntergang klärte sich der Himmel auf, die Fahrt im großen Automobil war erfrischend. Marie schaute durch das Wagenfenster mit runden, wachsamen Augen auf das vorüberziehende Land, auf diese Außenwelt, in der das Leben so seltsam selbstverständlich erschien. Die Wolken standen jetzt wie zerklüftete, kupferrote Gebirgszüge am Horizont, Schafe wurden heimgetrieben, ganz rosa im Abendschein zogen sie langsam über die gelben Stoppelfelder, Hüterkinder sangen aus voller Kehle, kleine struppige Dorfhunde riefen sich aufgeregt die Nachricht zu, daß ein Gefährt komme. In den Dorfgärten standen Frauen, die Schürzen voller Salatblätter, schauten auf die Straße hinab und verzogen die Gesichter, als täte die schnelle Bewegung des Wagens ihnen weh. Die Sonne ging unter, die Wälder wurden schwarz und das Land grau. In der Stadt dunkelte es schon, bleich und glasig stand der Schein der Gasflammen in der Dämmerung. Die Straßen waren belebt, langsam gingen die Leute in der Abendkühle auf dem Trottoir dahin, blieben zuweilen stehen und sprachen laut über die Straße hinweg miteinander. Einige Fenster waren schon erleuchtet und die Vorüberfahrenden sahen in Stuben hinein mit großen Sofas und runden Tischen. Hier saßen Kinder um eine Lampe und machten ihre Schularbeiten, dort wurde zu Abend gegessen, eine Frau mit großer weißer Haube biß in eine Semmel. Aus den kleinen Läden erklang beständig der dünne, schrille Ton der Türglocken. Wie eng die Menschen hier beieinander waren, dachte Marie, und wie eifrig sie lebten.

 Nachdruck verboten. Copyright 1916 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

— Das Automobil hielt vor dem kleinen Theater, Menschen hatten sich hier angesammelt, um die Prinzessinnen aussteigen zu sehen. Die Baronin Dünhof und der Baron Fürwit schienen aufgeregt, sie gaben dem Lakaien leise Befehle, flüsterten französisch miteinander und liefen in der Vorhalle neben den Prinzessinnen her, als müßten sie sie vor etwas schützen. Erst als man eine Treppe hinaufgestiegen war und sich in der Loge befand, mußte alle Gefahr vorüber sein, denn die Baronin murmelte: „Gott sei Dank."

Das Theater war schon gefüllt, all die Gesichter, die vom Parkett zur Loge der Prinzessinnen hinaufsahen, die Gläser, die sich aus den anderen Logen auf sie richteten, dazu der Geruch von altem Plüsche, von Kulissen und Gas, all das erschien Marie fremd und spannend. Nun verdunkelte sich das Theater, und der Vorhang ging in die Höhe. Marie folgte aufmerksam den Vorgängen auf der Bühne, allein der alte gebrechliche Graf, der alles glaubte, was man ihm einredete, der kleine rothaarige Franz mit seinen Schurkenstreichen ließen sie kühl und sie freute sich, als das Theater im Zwischenakt wieder hell wurde und sie sich im Raume umsehen konnte. Es war unterhaltend in das Stimmengewirr unten im Parkett hineinzulauschen, die Menschen zu sehen, wie sie einander begrüßten, miteinander plauderten, würdig ihre Theatertoiletten trugen. Da war die Konditorsfrau mit einem gelben Vogel auf dem Hut, dort stand Professor Wirth, die Dame neben ihm mußte seine Gemahlin sein, schön war sie nicht, sie sah aus, als habe sie Migräne. Gern hätten die Prinzessinnen über die Leute da unten zusammen gelacht, allein sie mußten ihre Haltung bewahren. Unterdessen kam Besuch in die Loge, der Landrat erschien und sprach vom jungen Schiller: „Welch eine Kraft in diesem jungen Menschen, ja geradezu ein Vulkan." Die Gräfin Dühnen kam und plauderte mit der Baronin Dünhof. In der Loge, gerade den Prinzessinnen gegenüber, saß eine Dame im schwarzen Kleide, die schwarzen Haarscheitel, flach über die Ohren gekämmt, umrahmten ein bleiches, scharfes Gesicht, neben ihr ein sechzehnjähriges Mädchen im schlecht gemachten grünen Kleide, das reiche, schwarze Haar lockte sich ein wenig wild, und das runde Gesicht mit den großen schwarzen Augen, den breiten, roten Lippen hatte einen so wunderbaren Glanz lachenden jugendlichen Lebens, daß Marie es erstaunt ansah und fühlte, wie das Herz ihr heiß wurde von einer Bewunderung, die fast schmerzhaft war.

„Wer ist denn dort unser Vis-a-vis?" hörte sie die Baronin Dünhof fragen.

„Ach, eigentlich niemand," erwiderte die Gräfin Dühnen, „eine Frau von Syrman, sie hat in unserem Walde das alte Forsthaus gemietet für den Sommer und ich glaube auch für den Winter. Sie soll eine geschiedene Frau sein, dunkle Verhältnisse, man verkehrt nicht mit ihr."

„Das Mädchen scheint hübsch," meinte die Baronin.

„Brutal!" sagte die Gräfin, „von Erziehung wird da wenig die Rede sein. Das wächst auf wie ein Pilz."

Das Theater verdunkelte sich wieder, und das Spiel nahm seinen Fortgang. Die Studentenszene interessierte Marie nur wenig, auch Arwin Biber als Karl Moor, von dem Hilda Uechtlitz eine Zeitlang so viel gesprochen hatte, enttäuschte sie: Sie dachte lieber an das schwarze Mädchen drüben in der Loge. Die Worte der Gräfin hatten ihr weh getan, das arme, schöne Mädchen, sie wächst auf wie ein Pilz, und Marie sah deutlich einen der kleinen, feuerroten Pilze, wie sie im Moose stehen, das Köpfchen blank vom Tau, leuchtend wie ein Edelstein. Ja, denen glich das schöne Mädchen, von dem Marie jetzt wußte, daß sie es liebte, und sie konnte den Augenblick kaum erwarten, da sie es wieder würde sehen können. Während des Zwischenaktes wandte Marie die Blicke nicht von der gegenüberliegenden Loge ab. Alles an dem schwarzen Mädchen gefiel ihr und rührte sie, die Art, in der es beide Arme auf die Logenbrüstung stützte wie ein müdes Schulmädchen sich auf den Schultisch stützt, wie es sorglos den Körper herumwarf und beim Lachen den Mund öffnete und die Zähne sehen ließ, wie es Gefrorenes aß, den Löffel ganz voll nahm und herzhaft zum Munde führte, als äße es Suppe. In dem allen lag etwas, über das Marie gern gelacht und geweint hätte. Auf der Bühne wurde es mittlerweile auch inter-

Digitized by Google

essanter, Karl Moor war Räuber geworden, er trug einen kleinen schwarzen Schnurrbart, einen breitkrempigen Hut und roten Mantel. Beim Sonnenuntergange lagerte er mit seinen Räubern im Walde schön und traurig und seine großen, schmerzvollen Worte erfüllten Marie mit einem unendlich feierlichen Mitleid, alles hätte sie getan, um den armen, schönen Mann zu trösten. Ohne daß sie es wußte, rannen ihr die Tränen über die Wangen. Als sie nach Schluß des Aktes zu der Loge der Frau von Syrman hinübersah, entdeckte sie, das auch das schwarze Mädchen verweinte Augen und tränenfeuchte Wangen hatte. Die Blicke der beiden Mädchen trafen sich und unwillkürlich lächelten sie einander an. Das machte Marie glücklich, es war ihr, als hätte sie einen Bund geschlossen mit dem Mädchen drüben und mit dem schönen Armin Biber, er, der seine großen Schmerzen litt und sie, die über ihn weinten. Von nun an erzitterte ihr ganzes Wesen in einer seltsam schmerzvollen und doch wohltuenden Ekstase, entrüstet wies sie ein Glas Limonade zurück, das ihr angeboten wurde, sie konnte jetzt nicht an Limonade denken. Während des Spieles weinte sie um Karl Moor, während der Pausen lächelte sie zu Fräulein Syrman hinüber und als das Stück aus war, als alles sich zum Aufbruch rüstete und die Baronin Dünhof und der Baron Fürwit aufgeregt den Rückzug organisierten, erwachte sie wie aus einem schicksalsschweren Traume.

Marie drückte sich in die Wagenecke, versonnen und verweint träumte sie vor sich hin. Die Straßen des Städtchens waren jetzt stiller, die Vorhänge an den Fenstern niedergelassen. In einem Fenster, das offen stand, lehnte ein Mädchen und sprach mit einem Herrn unten auf der Straße, ein kleiner Biergarten war hell erleuchtet und Musik scholl aus ihm herüber. ‚Das Leben geht hier weiter,‘ dachte Marie, das Leben, zu dem auch Armin Biber und das schöne Mädchen gehörten, sie aber fuhr hinaus in das nächtliche, schweigende Land. Doch sie hatte jetzt mitzutragen an Karl Moors Schmerzen, hatte zu tragen an dem Mitleid für das schöne Mädchen, von dem die anderen schlecht sprachen und das sie verachteten, sie gehörten jetzt zu ihr, sie nahm sie mit in ihre Einsamkeit.

⁂ ⁂ ⁂

Mariens Leben war jetzt um einen erregenden Traum reicher, ein Traum, vor dem die Ereignisse des Tages verblaßten. Die Fürstin fuhr mit Eleonore nach Karlstadt, um Eleonorens Verlobung zu feiern. Marie ertrug es ohne allzugroße Empörung, daß sie zurückbleiben mußte. Auf den Spaziergängen mit Fräulein von Dachsberg oder Mademoiselle Laure war sie schweigsam, in den Unterrichtsstunden des Professors Wirth schweiften ihre Gedanken weit ab. Sie fühlte ein großes Bedürfnis allein zu sein. Der Arzt hatte gemeint, die Herbstluft würde ihr gut tun, so irrte sie denn unablässig im Garten umher und wies schroff jede Begleitung ab. „Wenn Sie mich kontrollieren wollen,“ sagte sie zu Fräulein von Dachsberg, „so können Sie das vom Fenster aus tun, ich gehe ohnehin nur vor dem Hause auf und ab.“

Fräulein von Dachsberg zog ergeben die Augenbrauen hinauf und sagte zum Baron Fürwit: „Prinzessin Marie wird immer schwieriger.“

Der Baron nickte. „Ja,“ meinte er, „ihr fehlt die Hofluft, es ist schwer, Kamelien in Spargelbeeten zu ziehen.“

Die Herbsttage waren hell und kühl. Nachtfröste versengten die Köpfe der Dahlien, das Laub der Parkbäume wurde gelb und rot und auf den Wegen der Allee raschelten schon welke Blätter. Drüben im Obstgarten hörte man das beständige Fallen der Äpfel und ihr säuerlicher Duft erfüllte den Garten. Die Johannisbeeren in der Grube am alten Pflaumenbaum verloren ihre Blätter, die Trauben schrumpften ein und schmeckten ganz süß. Hier nun ging Marie, fest in den langen Herbstpaletot geknüpft, die Hände im Muff verborgen, mit kleinen, eiligen Schritten auf und ab. Ihr Gesicht hatte einen seltsam gespannten Ausdruck, ihre Augen schauten drein, als müßten sie sehr scharf in die Ferne sehen. Marie dachte an Armin Biber, ja, sie sah ihn, er kam durch die Allee auf sie zu mit seinem breitkrempigen Hute, das schöne Gesicht ganz bleich, Marie blieb vor ihm stehen, das Herz brannte ihr, sie wollte etwas sagen, das sie mit einem Schlage ihm ganz nahe brachte.

Digitized by Google

Da lächelte er sein schwermütiges Lächeln und sagte: „Kleine Prinzessin, kleine Prinzessin, Sie verstehen mich, Sie haben um mich geweint."

Auch an das schöne, schwarze Mädchen dachte Marie, sie nannte es „Armelia", weil das mit Armin verwandt war. Sie legte den Arm um Armelias Taille und war ihre Freundin.

Die Gräfin Dühnen beleidigte Armelia, Marie aber trat für sie ein, fand prachtvolle entrüstete Worte, dann führte sie die Freundin fort an einen stillen Platz des Waldes. Dort saßen sie festumschlungen, bis die Zweige sich auseinanderbogen und Armin Bibers schönes Gesicht auf sie niederschaute, er lächelte und sagte: „Meine treuen Kameradinnen."

Zuweilen wollten die Traumbilder nicht kommen, dann war es nur ein köstlich starkes Fühlen, das Mariens Herz schneller schlagen ließ, sie hätte weinen können vor Sehnsucht nach Armin Biber, nach Armelia, nach Liebe, nach großen Worten und großen Schmerzen. Dieses Gefühl machte sie stolz, hob sie hoch über die anderen empor. Wie verachtete sie die Teestunde am Nachmittage, während der der Baron Fürwit von früheren Verlobungen früherer Prinzessinnen erzählte. Oder die Abende im Gartensaal, der Baron Fürwit las langsam und deutlich die Kreuzzeitung vor, Fräulein von Dachsberg und Mademoiselle Laure häkelten, der Major saß gerade auf seinem Stuhle und hörte aufmerksam zu.

Wenn eine Pause eintrat, wandte er sich mit einer höflichen Bemerkung an Marie. „Ich glaube, mit den Balkanvölkern werden wir noch manches erleben."

„O wirklich, glauben Sie, Herr Major?" erwiderte Marie, die jäh aus ihren Gedanken auffuhr.

An einem Nachmittage kam Hilda von Uechtlitz. Sie war hübsch und lebensvoll, mit kühlen, rosa Wangen und blanken, scharf aufmerkenden Augen.

Marie ließ den Tee in ihrem Schreibzimmer servieren, sie hatte Hilda so viel zu sagen. Sie begann damit von Armelia zu sprechen, allein das interessierte Hilda nur wenig.

„Die kenne ich," meinte sie, „ich kümmere mich natürlich nicht um das Gerede, daß man mit diesen Leuten nicht umgehen kann, gerade deshalb bin ich zum Forsthause gegangen, nun vielleicht wird einmal etwas aus dem Mädchen, Rasse hat es, aber bisher ist es noch ein wildes, kleines Tier. Sie heißt übrigens nicht Armelia, sondern Britta."

Marie war verletzt, auch verstimmte es sie, daß Armelia Britta heißen sollte. Sie ließ daher dieses Thema fallen und sprach von Armin Biber.

Hilda hörte sehr aufmerksam zu. „Ja, das kenne ich," sagte sie dann ernst, „das habe ich auch durchgemacht, das kommt so über uns und da hilft nichts anderes, du mußt ihn sehen und sprechen."

„Ihn sehen und sprechen," rief Marie und wurde ganz rot vor Schrecken, „das ist doch nicht möglich!"

Hilda blieb ruhig und dachte ein wenig nach: „Es ist möglich," erklärte sie dann. „Du bist eine Prinzessin, wenn du ihm schreibst, dann kommt er."

„Das werde ich nie tun," versicherte Marie mit zitternder Stimme.

„Doch, das mußt du tun", fuhr Hilda fort, „du schreibst ihm, du willst ihm für seine große Kunst danken und so weiter, er soll um ein Uhr mittags auf der Landstraße an eurem Gartengitter vorübergehen, du erwartest ihn bei eurem alten Pflaumenbaume, nun und dann sprecht ihr miteinander durch das Gitter, mehr ist für den Augenblick nicht zu erreichen."

Marie fühlte wie ihre Hände kalt wurden vor Aufregung und sie hatte Lust zu weinen. „Ich würde sterben, wenn er käme," sagte sie leise.

Hilda lachte: „Davon stirbt man nicht, und dann, du bist zwar eine Prinzessin, aber du könntest dich doch bemühen, ein modernes Mädchen zu sein. Dieses Anschmachten aus der Ferne tut kein modernes Mädchen mehr. Wenn wir uns in einen Mann verlieben und das läßt sich nicht vermeiden, dann handeln wir auch. Nur keine unnütze Gefühlsverschwendung mehr."

„Ich werde es nie können," stöhnte Marie.

Hilda zuckte die Achseln: „Setze dich nur an deinen Schreibtisch," befahl sie, „ich nehme den Brief mit und besorge ihn, das wird gemacht, und du wirst sehen, es beruhigt."

Digitized by Google

Und es wurde gemacht. Hilda fuhr mit Mariens Brief in der Tasche nach Hause.

Nun verbrachte Marie täglich eine qualvolle Stunde drüben bei dem alten Pflaumenbaume. Blaß, mit erregten Augen ging sie zwischen den entblätterten Johannisbeerbüschen hin und her und warf zuweilen einen angstvollen Blick auf das Gartengitter. Oft war sie nahe daran fortzulaufen, sich im Park zu verstecken, Armin Biber mochte nun kommen oder nicht, allein sie fürchtete sich vor Hildas Verachtung, sie wollte ja auch ein modernes Mädchen sein, und endlich zog dieses Erlebnis, das sie so angstvoll erwartete, sie dennoch unwiderstehlich an. Es war am dritten Tage nach Hildas Besuch, daß Marie am Gartengitter einen Herrn sah, der von seinem Rade sprang, das Rad gegen das Gitter lehnte und zu ihr hinübergrüßte. Er trug einen braunen Radfahreranzug und einen kleinen, schwarzen Filzhut. Regungslos blieb Marie stehen und starrte den Fremden an, dann ging sie langsam und wie mechanisch auf das Gitter zu. Der Fremde zog wiederum seinen Hut tief ab und verbeugte sich. War das Armin Biber, dieser kleine Herr mit dem geröteten Gesicht, dem glattrasierten bläulichen Kinn und dem langen, bleichen Munde? Jetzt trat er nah an das Gitter heran, lächelte und zeigte dabei eine Reihe weißer Zähne, in denen eine Goldplombe blank hervorglänzte. Marie sah das alles ganz genau. Nun begann er zu sprechen, ja, das war Bibers schöne, tiefe Stimme.

„Durchlaucht haben befohlen," sagte er, „hier bin ich."

„Das ist sehr freundlich," hörte sie sich sagen und sie sah, wie ihre Hand zwischen den Gitterstäben hindurch sich Armin Biber reichte. Er ergriff sie und küßte sie.

„Ich wollte Ihnen so gern danken," fuhr Marie fort, „für den großen Genuß damals im Theater."

Armin Biber wurde ernst und Marie fand in seinen Augen etwas von Karl Moor wieder. Er nahm den Hut ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. „Ach Durchlaucht," versetzte er, „das ist ja der eigentliche Lohn unseres oft dornenvollen Berufes, daß unsere Kunst zuweilen in einem vornehmen und edeln Herzen wiederklingt."

‚Was soll ich jetzt sagen', dachte Marie, aber da sagte sie schon: „Es muß sehr schwer sein solche Rollen zu spielen."

„Nun ja," erwiderte Armin Biber, „die Hauptsache ist, daß man die Rolle fühlt, und da muß man schon einiges an Nervenkraft und Herzblut zusetzen."

„Das kann ich mir denken," bemerkte Marie. Eine Pause entstand und Marie dachte: ‚Wie wird das enden?'

Aber Armin Biber begann wieder zu sprechen: „Ich hätte gern als Erinnerung an diese bedeutungsvolle Stunde Euer Durchlaucht mein Bild mitgebracht, allein ich wagte es nicht."

„Wie schade," meinte Marie, „aber vielleicht geben Sie mir als Andenken die kleine, gelbe Blume dort am Wege."

„Die dort?" fragte Armin Biber, und kniff seine Augen zusammen, „bon, ich fliege." Er sprang zu der gelben Blume hin, pflückte sie und reichte sie lächelnd durch das Gitter.

Marie versuchte auch zu lächeln, als sie die Blume entgegennahm. „Ich danke Ihnen," sagte sie, „jetzt aber glaube ich, muß ich gehen."

Wieder streckte sie die Hand durch das Gitter, und wieder erfaßte Armin Biber sie und küßte sie. „Es wird mir eine unvergeßliche Erinnerung sein," versetzte er leise und innig. „Adieu, Durchlaucht, Adieu." Er schwenkte seinen Hut, sprang auf sein Rad und fuhr schnell und elegant die Landstraße entlang.

Marie schaute ihm nach und ein angenehmes Gefühl unendlicher Erleichterung erfüllte sie. Eilig schritt sie dem Schlosse zu, sie war froh, daß es vorüber war und stolz, daß sie das erlebt hatte. Als sie in ihrem Zimmer ankam, bemerkte sie, daß die kleine gelbe Blume ihr unterwegs entfallen war.

⁂ ⁂ ⁂

Der Winter setzte dieses Jahr früh mit starkem Schneefall ein. Nur selten drang die Sonne durch die niedrig hängenden hellgrauen Wolken. Immer wieder schneite es, jeden Morgen war der Park mit seinen Bäumen, der Garten, das Schloß wie in große Wellen weißen Musselins gehüllt. Der Baron Fürwit trippelte mit kleinen Schritten durch die Zimmer und regulierte ihre Temperatur. Graf Streith kam im

Digitized by Google

Schlitten mit hellem Schellengeläute angefahren. Marie hustete viel und nach Weihnachten wurde sie ernstlich krank. Mit hohem Fieber lag sie in ihrem Bette nnd die kärglichen Erlebnisse ihres Lebens umschwebten sie in ihren Fieberphantasien, Armin Biber kam, aber er schwebte eine Spanne hoch über dem Boden, und seine Beine schwangen hin und her wie der Pendel einer Uhr. Britta stand neben ihm, lachte und sagte: „Tick tack, tick tack." Auch Felix Dühnen erschien, er verzog seinen Mund zum höhnischen Knabenlachen und schlug Marie auf die Hand. Aber sie hatten alle etwas Gespenstisches und Feindseliges, Marie flüchtete angstvoll vor ihnen, flüchtete aus dem Traum in das Erwachen. Sie schlug die Augen auf, an ihrem Bette saß ihre Mutter und lächelte ihr zu.

„Geschlafen, mein Kind?" sagte sie.

„Ja," erwiderte Marie. Die klaren, braunen Augen ihrer Mutter taten ihr wohl, es war, als wehte etwas angenehm Kühlendes aus ihnen herüber, als läge in ihnen etwas, das den Durst löschte.

„Schlafe nur, meine Tochter," fuhr die Fürstin fort, „und wenn wir kräftiger sind, dann reisen wir dorthin, wo die Sonne ganz warm ist, an ein warmes, blaues Meer, dort werden wir ganz gesund."

Marie versuchte zu lächeln, seufzte tief und schloß wieder die Augen. Jetzt war ihr wohl, sie sah diese gelbe, warme Sonne und das warme, blaue Meer, eine große blau und goldene Stille. Dann kamen wieder Bilder, aber dieses Mal friedliche, halb Erinnerung, halb Träume, ein Zimmer im Schlosse Birkenstein, Marie mußte noch sehr klein sein, denn das Zimmer erschien ihr unendlich hoch und die Möbel sehr groß. Sie saß auf dem Schoße ihrer Mutter, saß da ganz in veilchenblauer Seide und spielte mit einem kleinen, goldenen Herzen, das an einer Kette auf der Brust ihrer Mutter hing. Vor ihnen aber im Zimmer ging ein Herr hin und her und sprach laut und schnell. Marie wunderte sich, daß auf das goldene Herz, mit dem sie spielte, zuweilen warme Tropfen fielen. Und dann wieder lag sie in ihrem kleinen Bette, es war Nacht um sie her, aber das Zimmer nebenan, wo die Schwestern schliefen, war hell von Mondenschein. Und plötzlich erschienen da in der bleichen Helligkeit zwei kleine Gestalten in langen, weißen Hemden, und sie faßten einander und tanzten. Marie sah deutlich auf dem hellbeschienenen Fußboden die rastlos tanzenden Füßchen. Allmählich verblaßten die Bilder und Marie sank in tiefen Schlaf.

Die Fürstin schaute sinnend den blonden Kopf ihres Kindes an, das Gesicht, über dessen weichen Zügen eine mutlose Erschöpfung lag, ein Ausdruck wie Menschen ihn haben, die bei einer zu schweren Arbeit matt niedersinken. ‚Wie dieses arme kleine Leben kämpft', dachte die Fürstin. In ihren Ohren klang Mariens Stimme: „Soviel ich sehe, ist jetzt für mich kein Vergnügen in Aussicht," das rührte sie so stark, daß es wehe tat. Sie wandte den Blick ab und schaute zum Fenster hinaus. Trotz der bleichen Wintersonne irrten doch einige große Schneeflocken langsam durch die Luft. Aus der Ferne klang das Schellengeläute eines Schlittens herüber. Die Gedanken der Fürstin suchten nach etwas, das nicht weh tat, das tröstete, sie dachte an das Jagdschlößchen, an Streith, wie er in den dunklen Garten hinausgeht und zu dem erleuchteten Gartensaale hinuntersieht. Sie kannte diesen Gartensaal, die Wände mit den vielen Ölbildern, die ihren Firnisgeruch in den Duft der ägyptischen Zigaretten mischten, die Möbel mit ihren seltsamen himbeerrot- und grüngestreiften seidenen Überzügen und den vergoldeten Zieraten auf der Lehne, den schwarzen Marmortisch mit den geschweiften, vergoldeten Füßen und das Tigerfell vor dem Kamin. Gut mußte es tun, dort abends zu sitzen ohne Gedanken, ohne Sorgen, denn draußen im dunklen Garten geht einer umher, der alle Härten des Lebens, ja auch das Schmerzvolle der Vergangenheit von ihr nimmt. Und sie steht dann auf, tritt in die offene Türe, schaut in die Nacht hinein, die ihr süß nach Rosen und Nachtviolen entgegenduftet. Er kann sie jetzt im Türrahmen stehen sehen und sie will rufen. Ein leises Stöhnen ließ die Fürstin aufschrecken, sie schaute wieder auf das Bett, Marie schlief, aber über ihr Gesicht zuckte es wie eine Qual, und die Hand, die auf der Decke lag, wurde unruhig. Die Fürstin beugte sich vor und schaute ihr Kind angstvoll an. Sie war mit ihren Gedanken so weit von ihm fortgewesen

Digitized by Google

und es schien ihr, als hätte sie ihm ein Unrecht, eine Grausamkeit angetan. Sie neigte sich auf die ruhelose, fieberheiße Hand der Kranken nieder und küßte sie. Dann erhob sie sich und verließ leise das Gemach.

Draußen ging sie langsam und bekümmert durch die stille Zimmerflucht, in ihrem Boudoir setzte sie sich nieder, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Sie war krank vor Mitleid, Mitleid mit ihrem Kinde, Mitleid mit sich selbst. Irgendwo im Hause ging eine Türe und das Parkett knarrte unter einem bekannten Schritte: Die Fürstin richtete sich auf und lächelte. ‚Ach ja, Streith ist da,' ging es ihr durch den Sinn.

88 88 88

Zwei Jahre waren verflossen und an einem schönen Maientage saßen die drei Schwestern wieder unter dem alten Pflaumenbaume, der jetzt ganz in Blüten stand. Die Großfürstin Dimitri und die Erbprinzessin von Neustadt-Birkenstein waren nach Gutheiden gekommen, um in der alten Heimat einige Tage beisammen zu sein, ganz wie einst in ihren Mädchenjahren. Nun gingen sie ihren Erinnerungen nach. Auf dem besonnten Rasen waren Decken gebreitet worden, auf welche die Damen sich niedergelassen hatten. Roxane saß wie früher aufrecht da unter ihrem roten Sonnenschirme, sie war sehr stattlich geworden, die regelmäßigen Züge hatten sich ein wenig verschärft, die Augen mit dem ruhigen Edelsteinglanz schauten gerade vor sich hin, so saß sie da wie eine sinnende Göttin unter ihrem roten Baldachin. Eleonore hatte sich bequem hingestreckt, sie war etwas stark geworden. Das Gesicht, wenn es lachte, war noch das freundliche Mädchengesicht von früher, es war jedoch blaß und, wenn es ernst dreinschaute, lag es über ihm wie verdrossene Müdigkeit. Marie lag platt auf dem Rücken und schaute zum Himmel hinauf. Die Jahre hatten ihre Gestalt schlanker und mädchenhafter gemacht. Das blonde Haar lockte sich noch ebenso eigensinnig über der kurzen Stirn, und die runden Augen schauten noch ebenso erwartungsvoll und kritisch in die Welt hinaus. Die Schwestern hatten lange geschwiegen, jetzt begann Marie zu sprechen: „Nun, erinnert ihr euch?"

„Dazu sind wir ja da, Kleine," erwiderte Roxane.

„Es ist nur merkwürdig," fuhr Marie fort, „daß es nichts zu erinnern gibt. Es geschah damals nichts."

„Das ist ja das Schöne," meinte Eleonore, „eine Zeit, in der nichts geschah. Nur so das bekannte Licht, die bekannten Gerüche."

„Sehr gut," plauderte Marie weiter, „aber man kann auch davon zuviel haben. Wenn wir von San Remo nach Hause reisen, freue ich mich auch. Ich denke, zu Hause wird es besser sein. Es ist nämlich sehr langweilig in San Remo die kranke Prinzessin zu sein, rechts Mama, links die Baronin Dünhof und es ist nur davon die Rede, ob ich mich erhitzt oder erkältet habe. Gut, wir kommen nach Hause und dann liegt zu denselben Stunden, in denselben Ecken derselbe Sonnenschein. Wenn wir spazieren fahren, stehen im Dorfe dieselben Frauen an den Fenstern, und dieselben Hunde bellen, und der Baron Fürwit macht dieselben Späße, und der Graf Streith spricht bei Tisch wieder von der Psyche der Franzosen und der Engländer. Das ist dann auch nicht heiter. Übrigens hat sich manches verändert, Mademoiselle Laure ist nicht da, die Dühnenschen Jungen gehen nicht mehr vorüber, sie haben eine andere Badestelle. Felix ist jetzt Leutnant. Er war gestern hier, er sieht lächerlich aus mit seinem Scheitel über den ganzen Kopf. Heute kommt er mit Uechtlitzens zum Tennis, denn Doktor Ruck hat mir Tennis verordnet. Nun ja, und die alte Malwine bekommt das Gnadenbrot und die kleine Emilie bedient mich, und Professor Wirth kommt nicht mehr."

„Ach der arme Wirth," meinte Eleonore.

Marie lachte: „Ja, der arme Wirth, es hat wohl nie ein Professor drei unaufmerksamere Schülerinnen gehabt, als er. Und wie höflich er immer war, besonders mit Roxane. ‚Darf ich vielleicht fragen, wie der Volkstribun hieß, von dem wir in voriger Stunde sprachen?' Und Roxane war dann auch sehr liebenswürdig: ‚Gewiß, Herr Professor, sehr gern, ich glaube der Name fing mit einem R an.' Und Lore war immer so mitleidig, wenn sie nichts wußte. ‚Es tut mir schrecklich leid, Herr Professor, aber ich habe es vergessen.'"

Digitized by Google

Sie lachten ein wenig, dann brach die Unterhaltung ab und sie hörten still dem Läuten der Bienen in den Pflaumenblüten zu.

Einmal äußerte Marie noch feierlich: „Nur wer etwas erleben will, erlebt etwas, sagt Hilda."

„Ach die," warf Eleonore hin, aber das ärgerte Marie: „Bitte," sagte sie, „Hilda ist meine Freundin."

Vom Hause klangen jetzt Stimmen herüber und Marie richtete sich auf: „Da kommen sie schon zum Tennis," meinte sie, „ihr bleibt wohl noch?"

„Ja, wir bleiben noch ein wenig," erwiderte Roxane.

Marie erhob sich langsam und widerwillig, sie warf noch einen letzten Blick auf ihre Schwestern und sagte: „Roxane ist prachtvoll, wie ein russisches Heiligenbild. Lore ist noch nicht soweit." Dann ging sie.

Auf dem Tennisplatze fand sie eine größere Gesellschaft, Hilda, ihr Bruder der Referendar und Felix waren gekommen, auch die Damen und Herren des Gefolges waren da, die üppige Fürstin Kusmin mit den schönen Augen, dem unreinen Teint und dem großen weichen Munde, das Fräulein von Dietheim, blond und zierlich und so bleich, daß selbst ihre Lippen weiß waren, der Hauptmann von Keck und endlich der prachtvolle Graf Minsky mit seinem klassischen Profil und einer hohen, dünnen Stimme. Marie begrüßte die Angekommenen, küßte Hilda und sagte: „Ich denke, wir fangen an."

„Du bist verstimmt," flüsterte Hilda ihr zu.

Marie zuckte die Achseln, und das Spiel begann. Marie spielte heute nachlässig und schlecht.

„Wenn Graf Dühnen die Bälle so perfide serviert," sagte sie ärgerlich, „dann kann ich keinen Ball machen."

„Galant, Graf Dühnen serviert nicht galant," rief Graf Minsky mit seiner hohen, singenden Stimme.

Felix lachte. ‚Wie kenne ich dieses Lachen,' dachte Marie. Das Spiel machte ihr heute keine Freude, so gab sie denn vor, es mache sie müde, und man brach ab. Die Gesellschaft stand noch auf dem sonnigen Platze umher und unterhielt sich. Marie nahm Hildas Arm und sprach mit Felix vom Tirnowschen Parke und dem Frühling in Berlin. Dabei begannen sie langsam den Gartenweg hinabzugehen.

Die Fürstin Kusmin schaute den Fortgehenden mit zusammengekniffenen Augenlidern nach und meinte: „Die Prinzessin macht einen kleinen Spaziergang."

„Ja," erwiderte Fräulein von Dachsberg leise, „die Prinzessin tut, was ihr gerade einfällt. Es heißt immer: ‚Das arme Kind, lassen Sie es doch,' und wir Hofdamen sind eigentlich nur dazu da, um vermieden zu werden."

„Ja, so auf dem Lande," sagte die Fürstin gerührt.

Hilda hatte dem Gespräch zwischen Marie und Felix schweigend zugehört, jetzt sagte sie: „Sind Sie denn noch böse wegen des Servierens der Bälle?"

Marie lachte: „Ach nein, das habe ich verziehen."

Felix entschuldigte sich, er war es nicht mehr gewohnt bei Hof zu servieren.

Marie beugte sich vor und schaute lustig zu ihm auf: „Wie geht es jetzt mit der Subordination?"

„Ich danke," erwiderte Felix, „es muß wohl."

„Schwer wird es dir fallen," bemerkte Hilda; sie und Felix sagten als Nachbarskinder zueinander du.

„Es kommen einem zuweilen Gedanken," berichtete Felix, „wenn ich vor dem Kommandierenden stramm stehe und er schnauzt mich an, dann denke ich zuweilen: Was würde geschehen, wenn ich statt ‚zu Befehl' nur ‚Kikeriki' sagen würde, nichts weiter als ‚Kikeriki'? Das gäbe doch eine Aufregung in der ganzen Armee, es würde in allen deutschen und ausländischen Zeitungen stehen, es wäre ein Weltereignis."

„Das werden Sie doch nicht tun," rief Marie erschrocken."

Felix beruhigte sie: „Nein, das tue ich nicht, ich bin jetzt ein Normalmensch, ein Leutnant. Ein Leutnant tut, was alle anderen Leutnants tun, im Dienste tun sie alle dasselbe und im Kasino und wenn sie mit Damen sprechen, sagen sie alle dasselbe und wenn sie Zivil anziehen, haben sie alle blaue Anzüge und gelbe Stiefel. Und wenn ich mich nachts zu Bett lege, weiß ich, daß tausend ganz solcher Herren wie ich sich zu Bett legen. Das ist so wie mit dem

Digitized by Google

Speerwerfer. Gemälde von Prof. Christian Speyer

Digitized by Google

Digitized by Google

Zinnsoldaten, der weiß auch, wenn er in die Schachtel gelegt wird, daß zwei Dutzend ganz solcher Kerlchen wie er in der Schachtel liegen."

„Meine Brüder hatten Zinnsoldaten, mit denen ich gern spielte," erzählte Hilda, „da war einer, bei dem hatte das Zinn nicht gereicht, er hatte ein zu kurzes Bein, den liebte ich besonders, weil er anders war, als die anderen."

Felix seufzte: „Ach ich glaube, bei mir hat das Zinn auch nicht gereicht, jedenfalls ist mein Vater dieser Ansicht."

„Und hier zu Hause?" fragte Marie.

„Hier zu Hause versuche ich zu tun, was nur ich tue. Gestern stand ich auf dem großen Rasenplatze im Hofe auf dem Kopfe. Mein Vater fand das unwürdig."

„Das war es wohl auch."

Felix zuckte die Achseln: „Nun ja, aber man will doch etwas für seine Persönlichkeit tun."

„Du kannst ja wieder auf einen Baum steigen und wie eine Taube girren," schlug Hilda vor.

Felix lachte: „Wozu? Es hört es ja doch nur der alte Gartenwächter."

Jetzt gingen sie an den Johannisbeerbüschen vorüber. Felix und Mariens Augen trafen sich in einem schnellen Blick des Einverständnisses und ihre Lippen zuckten.

Dann sagte Felix: „Ich glaube mich zu erinnern, daß hier im Gitter eine Tür ist. Ich würde sie benutzen, um mich hier von den Damen zu empfehlen."

„Ja, die Tür ist noch da," sagte Marie und errötete.

Felix nahm Abschied und ging. Die beiden Mädchen schauten ihm nach, wie er die Dorfstraße hinabeilte, schmal und knabenhaft im hellen Tennisanzuge.

„Der geht nicht wie ein Leutnant," bemerkte Hilda. Dann schlugen sie den Rückweg ein. Nach einer Pause sagte Hilda: „Es ist wahrscheinlich, daß er sich in dich verlieben wird, was wirst du dann tun?"

„Was soll ich tun?" erwiderte Marie ärgerlich.

Aber Hilda fuhr fort: „Männer sind solche Kinder, sie glauben eine Prinzessin —"

„Sprich doch nicht so," unterbrach Marie.

Da schwiegen sie beide, Marie aber dachte an den schnellen Blick des Einverständnisses, den sie mit Felix getauscht. Sie hatte noch nie so in fremde Augen hineingesehen, und es machte sie froh.

Zum Diner war Graf Streith gekommen. Er sprach bei Tisch mit Roxane über die hellen Nächte in Rußland, er war einmal in St. Petersburg gewesen.

Roxane liebte die hellen Nächte nicht. „Ich fürchte mich vor ihnen, meine Fenster können nicht dicht genug verhängt sein, ich habe dann eine solche Sehnsucht nach Dunkelheit."

„Dunkelheit," bemerkte die Fürstin, „ist oft so wohltuend, wenn sie alles um uns fortnimmt."

„Unsere Nächte," sagte Graf Minsky, „sind nicht zum Schlafen da, sie sind da zum Singen, zum Träumen, zum Flirten."

„Nun ja," bemerkte Graf Streith, „man muß in ihnen gesellig sein, sonst machen sie einen zu melancholisch."

„Sie machen nervös," flüsterte die Fürstin Kusmin und zog die Augenbrauen zusammen, als gebe schon der Gedanke an diese Nächte ihr Migräne.

Das Fräulein von Dietheim wünschte sich vom Hauptmann von Keck darüber belehren zu lassen, warum die Nächte in Rußland so hell seien. Sie liebte es sich vom Hauptmann von Keck belehren zu lassen.

„Es wird wohl mit der Sonne zusammenhängen," murmelte dieser mißmutig.

Da unternahm es Baron Fürwit, die Dame darüber aufzuklären.

Am anderen Ende des Tisches hatte das Gesprächsthema gewechselt, man sprach jetzt von der Gesundheit des Großherzogs von Mecklenburg, die zu Befürchtungen Anlaß gab.

Nach dem Diner wurde nach Mänteln gerufen, die Fürstinnen wünschten in den Garten hinunterzugehen, sie wollten alles tun, was sie einst als Mädchen getan hatten. So wandelten denn die drei Schwestern Arm in Arm den breiten Kiesweg hinab, die Hofdamen folgten ihnen zu zweien.

Die Fürstin trat mit dem Grafen Streith auf die Gartentreppe hinaus. Der Halbmond hing am Himmel, ein lauer Wind raschelte in den Buchsbaumhecken.

„Wie warm es ist," sagte die Fürstin.

Digitized by Google

Streith bog den Kopf zurück und atmete den Duft der Nacht ein. „Seltsam warm," erwiderte er, „am Horizonte wetterleuchtet es."

Vom Garten her scholl helles Lachen herüber.

„Wie sie lachen, die lieben Kinder," sagte die Fürstin und legte ihre Hand leicht auf Streiths Arm, „Roxane ist ganz wie ich es erwartet habe, sie geht ruhig und würdig ihren Weg, ein wenig starr ist sie geworden, aber das werden wir ja, wenn wir innerlich wund sind, und der Tod ihres Kindes hat viel Kühle in ihr Leben gebracht. Meine arme Eleonore aber, so liebevoll und liebebedürftig und — was hat sie jetzt?"

Die Stimme der Fürstin wurde klagend und versiegte dann. Streith erwiderte nichts, er stand regungslos da, um die Hand, die auf seinem Arme lag, nicht zu verscheuchen.

„Ich bin so froh, Sie bei mir zu haben," hub die Fürstin wieder an, „aber sehen Sie, zuweilen kommen mir Gedanken, deren ich mich schäme. Ich ertappe mich darauf, froh zu sein, daß ich nicht mehr in jener Welt dort lebe. Das ist unrecht, der Welt, in der meine Kinder leben, darf ich nicht ferne sein, ich muß ihnen doch helfen."

Als die Fürstin jetzt schwieg und eine Antwort erwartete, sagte Streith langsam, indem er die Worte suchte: „Gewiß, ich meine nur, wenn wir helfen wollen, müssen wir stark sein, und wir sind am stärksten, wenn wir ein wenig glücklich sind."

„Ich weiß, Streith, ich weiß," versetzte die Fürstin, ihre Stimme wurde ganz weich und sie strich mit der Hand sachte über Streiths Rockärmel.

Streith schwieg, diese leichte Liebkosung ergriff ihn zu sehr. Es wurde nichts mehr gesprochen, beide schauten in die Nacht hinaus, ein stärkerer Wind fuhr in die Bäume und ließ sie aufrauschen, am Horizonte wetterleuchtete es, als würden immer wieder Türen zu hellen Sälen auf- und zugemacht. Da entschloß sich Streith, er ergriff die Hand, die auf seinem Arme ruhte und führte sie an die Lippen. Die kleine, kühle Hand folgte willenlos der seinen.

Die Spaziergänger kamen zurück, denn sie fürchteten das aufziehende Gewitter. Streith war bleich, und die Fürstin hatte feuchte, schimmernde Augen. Einen Augenblick ruhten Roxanens Blicke wie fragend auf den beiden, und die Fürstin wandte sich vor ihnen ab. Jetzt kamen auch die Herren aus dem Rauchzimmer, und die Fürstin Kusmin wurde gebeten ein wenig zu musizieren. Sie setzte sich an den Flügel und spielte mit großer Bravour und glänzender Technik Liszts zweite Rhapsodie. Alle lauschten andächtig. Die Kaskaden von Tönen, die auf die Zuhörer niederrauschten, machten diese seltsam regungslos, als hielten sie stille unter einer Dusche. Fräulein von Dachsberg saß gerade da, ein starres Lächeln auf den Lippen. Graf Minsky verzog das Gesicht, als hätte er etwas Süßes im Munde. Die Fürstin hatte den Kopf zurückgelehnt, sie hielt die Augen halb geschlossen, und auf ihrem Gesichte lag noch der Ausdruck einer sanften Erregung. Eleonore war einfach schläfrig, sie zog die Stirn kraus, als täte die Musik ihr weh, während Roxane die Augen weit offen vor sich hinblickte, wie man in eine Ferne sieht. Marie lag bequem in ihrem Sessel, die Frühlingstage machten ihr die Glieder schwer, sie dachte an Felix, sie dachte an Hildas Worte: ‚Wahrscheinlich wird er sich in dich verlieben', sie dachte sie immer wieder, sie versuchte es, sie dem Rhythmus der Musik anzupassen, und sie entzündeten in ihrem Blute ein leichtes Fieber, das angenehm müde machte. Halb hinter dem Vorhang aber, in der Fensternische, stand Graf Streith, er schaute zu, wie draußen das Frühlingsgewitter aufzog, und sein scharfes Profil, seine mächtige Nase hoben sich dunkel von der mondbeschienenen Fensterscheibe ab.

Nun schlug die Fürstin Kusmin die letzten Akkorde an, stand auf und zog klirrend ihre Armbänder über, die sie vor dem Spiel abgelegt hatte. Eine leichte Bewegung entstand unter den Zuhörern, als erwachten sie. Die Fürstin erhob sich, um der Fürstin Kusmin zu danken, auch die anderen traten hinzu, man stand beisammen und sprach über Musik, bis die Fürstin das Zeichen zum Aufbruch gab.

Die Fürstinnen hatten gewünscht wieder in dem großen, gemeinsamen Schlafzimmer zu schlafen. Marie ließ sich von Emilie schnell zu Bette bringen, sie wollte wieder wie früher im Halbschlummer daliegen

Digitized by Google

und hören, wie ihre Schwestern sprachen. Die Kammerzofen wurden fortgeschickt, die Fürstinnen in ihren langen Nachtgewändern saßen vor dem großen Toilettenspiegel und unterhielten sich halblaut. Marie konnte auf der Wand ihre Schatten sehen, wie sie sich zueinanderneigten und wieder auseinanderfuhren. Roxanens tiefe Stimme erzählte langsam und eintönig: „Es war jene schreckliche Nacht, in der mein Kleiner starb. Draußen lag ein dichter, weißer Nebel, die Stadt war totenstill, man hörte nur die Schritte der Soldaten, die vor dem Palais auf und ab gingen. Aber wenn man das Fenster öffnete, schien es, als hörte man dort, irgendwo, ganz weit etwas rufen oder schreien. Ich weiß nicht, was es war, aber es klang, als geschähe dort etwas Entsetzliches. Mein Kleiner lag in hohem Fieber, und ich hatte mich auf sein Bett gesetzt und hielt ihn in den Armen. Alle, die in das Zimmer kamen, hatten seltsam bleiche Gesichter und angstvolle Augen, und wenn sie an den Fenstern vorübergingen, blieben sie stehen und horchten hinaus. Eudoxia, die alte Wärterin, und die Amme warfen sich immer wieder vor dem Heiligenbild auf den Boden und beteten leise. Die Ärzte kamen und, ich glaube, ein Geistlicher. Dimitri war nicht da. Ich hielt meinen Kleinen im Arm und hörte auf seinen Atem, er ging so schnell, als müsse das arme Kind laufen, immer laufen, und in seiner Brust gab es ein leises Geräusch wie von einer kleinen Uhr, in der etwas gesprungen ist. Und mir war es, als müßte auch ich so schnell atmen, als müßte auch ich laufen mit ihm zusammen, laufen, laufen und wir beide waren so müde. Und plötzlich wurde es in meinen Armen ganz still und mir selbst war, als wäre ich irgendwo hingefallen, und es kam eine große, dunkle Ruhe." Roxane schwieg.

‚Das ist zu traurig', dachte Marie und drehte sich auf die andere Seite.

Nach einer Weile sagte Eleonore etwas und Roxane antwortete: „Ja, ein großes, schönes Land und die Menschen sind freundlich und liebenswürdig. Wenn nur nicht die Angst wäre, die zuweilen über mich kommt. Weißt du, solch eine Angst wie in Birkenstein, wenn man des Nachts erwachte und an den Turm im Park dachte mit seinem Verlies, von dem der alte Gärtner erzählte, daß man dort ein Gerippe gefunden habe."

„Ja, ich weiß," sagte Eleonore.

Marie wußte das auch, an den alten Turm in Birkenstein jedoch wollte sie nicht denken. Dann mußte sie etwas geschlafen haben, denn als sie wieder die Stimmen ihrer Schwestern hörte, war von anderem die Rede.

Eleonore lachte leise und Roxane sagte: „Was geht da vor? Eine Mutter bräutlich, eine Mutter verliebt, das ist unmöglich."

Marie war zu müde um zu verstehen, sie dachte noch einmal: ‚Wahrscheinlich wird er sich in dich verlieben,' und schlief dann ein.

⁂ ⁂ ⁂

Der Graf Streith hatte schlecht geschlafen, nun saß er am Frühstückstisch, trank seinen Tee und starrte sinnend auf einen Kastanienzweig voll grellgrüner Blätter, der sich vor dem Fenster in der Maiensonne wiegte. Roller, der rotbraune Setter, hatte sich eine sonnige Stelle auf dem Parkett ausgesucht und schlief dort. Oskar Pose, der alte Diener, mit dem Gesicht eines Heldenvaters, ging leise ab und zu und bediente seinen Herrn.

Das Fatale an solch schlimmen Nächten war, daß Gedanken dann herandrängten und sich breit machten, die Streith sonst im Zaume zu halten verstand. Als er den Hofdienst aufgegeben und sich hierher zurückgezogen hatte, war ihm das wie eine Erlösung erschienen. Der Hofdienst war ein Mißgriff gewesen, wie denn manches in seinem Leben ein Mißgriff gewesen war. Jetzt, obgleich er die Vierzig überschritten hatte, jetzt sollte das eigentliche Leben beginnen. Erfahrungen hatte er genug gesammelt, das Handwerk des Lebens hatte er genügend gelernt, da mußte es mit dem Teufel zugehen, wenn nicht etwas seiner Würdiges dabei herauskam. So begann er denn sich einzurichten, er baute sein Schlößchen aus, kaufte schöne Sachen, legte seinen Garten an, ließ seinen Wald vermessen. Einige Jahre waren vergangen und er richtete sich noch immer ein, immer noch war alles Vorbereitung, und das Leben, auf das er sich freute, hatte noch nicht begonnen. Dazu verrann die Zeit,

Digitized by Google

nach einer solch schlaflosen Nacht hörte er sie ordentlich an sich vorübersausen wie ein durchgehendes Gespann, und er hatte das Gefühl eines Schülers, dessen Ferienzeit zum größten Teil vorüber ist und der noch immer auf die eigentliche Ferienlust wartet.

Die Türe öffnete sich, und Frau Buche, die Mamsell, erschien. Sie war ältlich und recht stark, und aus ihrem großen, bleichen Gesichte schauten zwei sehr friedliche, mausegraue Augen heraus. Sie verbeugte sich, und Streith erwiderte sehr höflich den Gruß. Dann lehnte Frau Buche an der Türe und begann, wie sie das jeden Tag tat: „Ich komme wegen des Essens, Herr Graf. Zum Frühstück habe ich Hechtkoteletts mit Morchelsoße, dann dachte ich —"

Allein Streith winkte ab: „Genug, geben Sie eine Tasse Bouillon und eine Omelette, das genügt. Übrigens wird das Diner sich heute ein wenig verspäten, denn ich will noch einmal nach den Schnepfen sehen."

Frau Buche neigte den Kopf und fuhr dann fort: „Für das Diner habe ich eine Krebssuppe vorbereitet, dann haben wir das Haselhuhn, dann dachte ich . . ."

Aber Streith unterbrach sie wieder: „Es ist gut, Frau Buche, Sie werden es schon machen."

Die alte Frau zog ihre Mundwinkel herab, was ein verhaltenes Lächeln bedeutete und meinte: „Der Herr Graf muß heute wichtige Dinge im Kopfe haben, daß er nicht an unser Essen denken mag."

Streith lehnte sich in seinen Stuhl zurück, blies den Rauch seiner Zigarette vor sich hin und betrachtete aufmerksam das Gesicht der Mamsell und sagte: „An Essen denken ist eine gute Sache, aber zu jeder guten Sache gehört auch die rechte Stimmung. Sind Sie immer in der Stimmung an Essen zu denken?"

Frau Buche wurde ernst: „Bei mir, Herr Graf, ist es Pflicht, wollte ich nicht an das Essen denken, so wäre das Sünde."

Streith zuckte die Achseln. „Sünde, Frau Buche, ist ein großes Wort, aber sagen Sie, waren Sie immer so still befriedigt oder gab es in Ihrem Leben auch Leidenschaften?"

Die alte Frau errötete: „Von Leidenschaften weiß ich nichts," erwiderte sie abweisend.

„Da war doch Herr Buche," warf Streith ein . . .

„Buche war ein starker Mann," berichtete die Mamsell, „und ein jähzorniger Mann, ich war jung und dumm, das ist nun vorüber, ich habe jetzt meine Arbeit und keine Sorgen, bis auf die Sorge um das ewige Seelenheil."

„Beste Frau Buche," rief Streith, „wenn Sie sich auch für die Ewigkeit einrichten wollen, dann werden Sie nie fertig."

Die alte Frau kniff die Lippen zusammen, darüber wollte sie nicht sprechen. Sie wartete noch einen Augenblick, fragte dann, ob der Herr Graf noch etwas befehle und als Streith verneinte, verließ sie das Zimmer.

Streith stand auch auf und ging in sein Arbeitszimmer hinüber. Dort lagen neuangekommene Bücher bereit, die er durchsehen wollte. Als er jedoch in seinem Sessel saß, das Falzbein in der Hand, verfiel er wieder in Sinnen. Der Abend gestern drüben auf dem Schlosse hatte ihn beunruhigt. Seine Verbindung mit der fürstlichen Frau betrachtete er als die Krönung seines Lebens. Sie sollte es zu jener kostbaren Ausnahme machen, die Donalt von Streiths Leben sein mußte. Seit er die Fürstin kannte, schon am Birkensteiner Hof, als sie die unglückliche Gattin eines allzu lebenslustigen Fürsten gewesen war, hatte er in ihr das auserlesenste Wesen der Schöpfung verehrt. Sie wußte, daß er sie liebte, daß er auf sie wartete, sie ließ das nicht nur geschehen, nein, sie wollte es. Nun waren gestern wieder mütterliche Gefühle und Skrupel in ihr aufgestiegen, die seine Hoffnungen bedrohten. Ein leiser Ton machte ihn aus seinen Gedanken aufschrecken, das Schildkrotfalzbein in seinen Händen war mitten entzweigebrochen. Ungeduldig warf er es fort, erhob sich und ging schnell in den Flügel des Schlosses hinüber. Dort befanden sich drei Zimmer, deren Einrichtung noch unvollständig war. Die Wände des ersten Zimmers bedeckte eine hübsche japanische Seidentapete, auf mattblauem Grunde blühende Kirschzweige und ein Zug silbergrauer Kraniche. Ein Chippendale-Schreibtisch stand da noch, eine Vitrine mit Porzellanfigürchen und kleine mattblaue Möbel. Die anderen Zimmer waren

Digitized by Google

fast leer, nur ein Spiegel in silbernem Rahmen, eine fliederfarbene Couchette und ein weißes Bärenfell befanden sich dort. Streith ging hin und her, rückte an den Möbeln, dachte nach. An diesen Räumen dichtete er schon manches Jahr, jetzt aber mußte das mit mehr Eifer betrieben werden. Roller war seinem Herrn gefolgt, stand da, sah ihn mit geduldigen Hundeaugen an und war freudig überrascht, als Streith ihn anredete: „Roller, mein Alter," sagte er, „eile, wir haben Eile." Damit verließ er das Gemach, nahm seinen Hut und ging in den Hof hinaus.

An der einen Seite des Schlößchens wurde ein Wintergarten angebaut, die Mauern standen schon und die Arbeiter waren eben dabei, die Tragbalken hinaufzuwinden. Streith blieb stehen, um der Arbeit zuzuschauen.

Der Baumeister trat an ihn heran, ein grämlicher Alter mit grauem Ziegenbart, und begann Bericht zu erstatten.

Streith hörte ihm nicht zu, er interessierte sich für die großen, blonden Burschen, die sich da mit den großen, gelben Balken zu schaffen machten. Die Sonne setzte ihnen hart zu, sie hatten die Mützen in den Nacken geschoben, die Gesichter waren gerötet und auf den Rücken der Kittel zeigten sich nasse Flecken. Es war jedoch hübsch, wie sie die schweren, heißen Glieder als Werkzeuge benutzten, mit ihnen hoben, stützten und stemmten, wie die Muskeln sich spannten und die jugendliche Kraft die Körper schwellte. Streith wurde es ganz warm bei diesem Anblicke, doch plötzlich wandte er sich ab, ließ den Baumeister mitten in seinem Berichte stehen und ging in seinen Garten hinüber. Dort schritt er langsam an den Rosenbüschen entlang, allein er beachtete sie nicht, er war verstimmt, denn er fühlte sich heute als ältlichen Herrn, der langsam auf und ab geht, um sich in der Sonne zu erwärmen.

Nach dem Frühstück ritt Streith aus. In den Waldschneisen zwischen den dichten Wänden der jungen Tannen war die Luft warm und feucht, sie machten den Reiter und das Pferd schlaff. Streith ließ den Falben gehen, wie er wollte, er selbst gab sich seinen Gedanken hin, aber auch diese hatten heute nicht den rechten Fluß. Immer wieder hakten sie sich an kleine Widerwärtigkeiten und kamen nicht davon los. Als er wieder um sich schaute, befand er sich am Rande seines Waldes, drüben begann der Tirnowsche Wald, dort lag auch der graue Holzbau des alten Forsthauses. In dem kleinen Gemüsegarten vor dem Hause ging eine schlanke Dame in dunklem Kleide, die Gießkanne in der Hand, langsam die Beete entlang und begoß die Kohlpflänzchen. Als sie den Hufschlag des Pferdes hörte, wandte sie ein wenig den Kopf, kehrte ihn jedoch gleich wieder ab, als gäbe es da nichts zu sehen und fuhr in ihrer Beschäftigung wieder fort. ‚Ah, die kompromittierte Dame,' dachte Streith, ‚die Bankiersfrau mit dem Roman, die sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat.' Auf der anderen Seite des Hauses lag eine kleine, eingezäunte Wiese, auf der zwei braune Kälber weideten, ein Kind hütete sie, ein kleines, verkümmertes Wesen mit einem roten Tuche auf dem Kopfe. Neben dem Kinde auf dem Boden saß ein junges Mädchen in blauem Leinwandkleide, der Wind ließ das krause, schwarze Haar um das runde, rosige Gesicht flattern. Beide, das Kind und das Mädchen, sangen aus vollem Halse. Als Streith vorüberritt, sprang das Mädchen auf, lief zum Zaune, stützte die Arme in den zu kurzen Ärmeln auf die Zaunlatten und betrachtete den Reiter. Streith waren diese großen, dunkeln Augen peinlich, die ihn mit ruhiger Neugierde anstarrten, als sei er eine Sache. Er trieb sein Pferd an, vom Hause rief eine Stimme: „Britta! Britta!"

‚Wie das mit Leben protzt,' ging es Streith durch den Sinn. In scharfem Trabe ritt er der Landstraße zu und dann an Gutheiden vorüber. Durch das Gartengitter sah er die Fürstin und Roxane langsam den breiten Kiesweg entlang gehen, zuweilen blieben die Damen vor einem Beete stehen und beugten sich auf die Frühlingsblumen nieder. Es schien Streith, als wehe ihm aus diesem Garten wieder die feine, milde Luft entgegen, die zu atmen er gewohnt war und er wurde wieder heiter.

Die gute Stimmung hielt auch an, als er sich zu Hause in seinem Arbeitszimmer auf den Diwan ausstreckte, um ein wenig zu ruhen. Im Halbtraum sah er noch die edle Gestalt der Fürstin, die leichte Bewegung der dunkel violetten Schleppe auf

Digitized by Google

dem gelben Kies, das gütige Sichniederbeugen zu den Hyazinthen und Krokussen des Gartenbeetes.

Um Sonnenuntergang ging Streith auf den Schnepfenstand. Nicht weit vom Hause lag eine kleine, feuchte Wiese mitten im Walde. Dort stellte er sich auf. Die Sonne war im Untergehen, goldene und rosige Wolkenflocken hingen am blaßblauen Himmel, die Vögel lärmten aufgeregt im Unterholze, Züge von Krähen flogen eilig über die Wipfel hin und riefen einander ihre heiseren Nachrichten zu, und unten in den Wasserlachen quarrten die Frösche. Streith war diese Lebhaftigkeit peinlich, er war froh, als die Sonne vollends unterging, er freute sich auf die Abendstille. Nun hörte er eine Schnepfe kommen, es war, als flöge sie direkt aus dem Gold des westlichen Abendhimmels heraus, langsam näherte sie sich, es schien, als schwimme sie wohlig in der Luft, die schwer von Düften und bunt von Farben war. Als sie nahe genug war, schoß Streith, sie fiel und Roller eilte sie seinem Herrn zu bringen. ‚Fatal,' dachte Streith, als er den toten Vogel in der Hand hielt, ‚aus einer so hübschen Situation so herausgerissen zu werden.' Dann lud er sein Gewehr und wartete wieder. Die Farben am Himmel verblaßten, die Vögel wurden stiller und das Quarren der Frösche klang jetzt beruhigt und eintönig. Streith hörte neben sich auf dem feuchten Boden Schritte und als er hinschaute, gewahrte er zwischen den Erlenbüschen ein Mädchen. ‚Das ist die Tochter vom Forsthause,' sagte er sich, ‚diese Britta.' Er erkannte sie an den großen schwarzen Augen. Britta grüßte, indem sie die Hand an den kleinen, grünen Filzhut legte.

„Darf ich hier stehen?" fragte sie.

„Bitte," erwiderte Streith kühl und wandte sich ab. Britta stand nun da, die Hände in die Taschen der grauen Lodenjacke gesteckt, den Kopf zurückgebogen, gespannt lauschend. Ihr Gesicht war vom Gange heiß, die Lippen halb geöffnet atmete sie schnell. Als sich jetzt in der Ferne eine Schnepfe hören ließ, wandten Roller und Britta die Köpfe der Richtung des Tones zu und Britta sagte: „Jetzt kommt sie." Hoch und schnell flog die Schnepfe heran, Streith schoß, die Schnepfe machte eine Zickzackbewegung und flog weiter. Streith hörte Britta leise lachen. „Zu hoch," murmelte er und ärgerte sich darüber, daß er sich vor dem Mädchen wegen des Fehlschusses entschuldigte. Aber das kam von solch ungebetenen Zuschauern. Eine Weile stand er noch da, durchsichtig und farblos wurde der Himmel, leichte Nebel stiegen von der Wiese auf und die Tannenwipfel wurden schwarz. „Sie kommen nicht mehr," sagte Streith endlich und warf sein Gewehr über die Schulter.

„Sie kommen nicht mehr," wiederholte Britta. Erstaunt schaute Streith zu ihr hinüber, da griff sie wieder an den Rand ihres Filzhutes, sagte „Guten Abend, danke" und wandte sich zum Gehen.

„Mein Fräulein," rief Streith ihr nach, „der Weg dort ist sumpfig. Sie tun besser, hier die Schneise hinabzugehen." Gehorsam kehrte Britta um, sie blieb neben Streith stehen und schaute ihn an, als erwartete sie von ihm weitere Befehle. „Ja," sagte Streith, „das ist auch mein Weg." So gingen sie denn nebeneinander über die Wiese, Britta, die Hände noch immer in den Taschen ihrer Jacke, trat kräftig in die Wasserlachen und es schien ihr Freude zu machen, wenn es tüchtig um sie her aufspritzte.

„Sie interessieren sich für die Jagd," begann Streith die Unterhaltung.

„Ja, sonst gibt es hier nichts zu sehen," erwiderte Britta, ihre Stimme hatte einen gedämpften, warmen Klang, gemischt mit ein wenig Herbigkeit, wie sie Mädchen aus dem Volke haben, die ihre Kehlen in der freien Luft nicht schonen.

„Im Forsthaus ist es wohl einsam?" fragte Streith weiter.

„Im Winter," berichtete Britta, „wenn es früh dunkel wird, und wenn Schritte am Hause vorübergehen und vor den Fenstern stehenbleiben und wieder weitergehen, dann fürchten wir uns wohl."

„Sind die Damen ganz allein?"

Nein, der rote André wohnte bei ihnen, er pflegte den Schimmel. Er war aber des Nachts oft nicht zu Hause. Streith lachte: „Weil er wildert."

„Ja, aber er ist noch nie erwischt worden," verteidigte ihn Britta. „Ich wollte, er soll mich einmal mitnehmen, aber er tut es nicht."

„Das würde sich für eine junge Dame

Digitized by Google

auch nicht schicken," bemerkte Streith zurechtweisend.

„Für eine junge Dame," bemerkte Britta nachdenklich, „nein, das würde sich nicht schicken, aber wer kümmert sich um uns? Übrigens fahre ich jede Woche einmal in die Stadt, um Musikstunden zu nehmen. Ich habe dort auch Freundinnen, die Tochter des Bahninspektors Müller und die Töchter des Postmeisters. Die wollen eine Gesellschaft geben, aber ich tanze so schlecht, Mama tanzt mich ein, dann ist aber niemand da, der Klavier spielt."

„Hm, ja, das ist schlimm," bemerkte Streith.

Die Unterhaltung verstummte für eine Weile, schweigend gingen beide nebeneinander her. Unter den großen Tannen dunkelte es bereits, in den Wasserlöchern begannen die Unken ihr dünnes Liebeslied vor sich hin zu singen, drüben im Walde riefen zwei Käuzchen leidenschaftlich einander zu, über das Moos huschten leise Schritte und es war, als würde ein keuchender Atem hörbar, das mochte wohl ein Dachs auf der Nachtwanderung sein. Streith wurde wunderlich zumute, als er in dieses heimliche Locken, Schleichen und Werben hineinhorchte, dazu neben ihm dieses Kind, dem die Mainacht wie starker Wein in das Blut gehen mußte.

Britta blieb stehen: „Hören Sie, da ist er wieder." Aus der Ferne kam der Ton eines kollernden Birkhahns herüber. „Er kommt immer noch heraus," fuhr Britta leise fort, „gestern habe ich ihn ganz nahe gesehen, ich mußte über ihn lachen. Warum springt er da ganz allein herum? Die Hennen kommen ja doch nicht mehr."

„Vielleicht gerade, weil er so allein ist," sagte Streith, um etwas zu sagen und begann weiterzugehen.

„Das ist wahr," bestätigte Britta eifrig, „wenn man ganz allein ist, will man sich zuweilen drehen, drehen, bis man umfällt." Dann lachte sie plötzlich.

„Warum lachen Sie?" fragte Streith.

„Ich dachte," antwortete Britta zögernd, „wie das aussehen würde, wenn Sie sich auf der Wiese ganz allein drehen würden. Aber verzeihen Sie, das war dumm."

Streith lachte gezwungen: „Das wäre allerdings merkwürdig," meinte er.

Nun waren sie an die Stelle gekommen, wo der Weg sich teilte. „Sie müssen dort hinabgehen," sagte Streith. „Fürchten Sie sich nicht allein zu gehen?"

„Ich fürchte mich nicht," erwiderte Britta zuversichtlich. „Gute Nacht."

Sie bog in den Weg ein, tauchte unter in die flüsternde Nacht, als gehörte sie zu ihr. Streith hörte noch eine Weile ihren Schritt auf dem feuchten Grunde. Während er langsam nach Hause ging, war es ihm zuweilen, als hörte er noch in der Finsternis des Waldesdickichts den leisen Atem des Mädchens.

Zu Hause zog Streith sich um. Er liebte es, auch wenn er bei sich allein war, zum Mittagessen feierlich angezogen zu sein. Im Eßsaal erwartete ihn der hübsche Mittagstisch, übersäet mit den kleinen Feuern, welche die Kerzen im Kristall und Silber entzündeten. Oskar stand da im Glanze seiner weißen Hemdbrust. Streith war hungrig, es konnte also behaglich werden. Während des Essens jedoch bemerkte er, daß es ihm nicht soviel Vergnügen gewährte, als er geglaubt hatte. Ja er war froh, als es zu Ende war. Er blieb am Tische sitzen, zündete sich eine Zigarre an und goß mehr Burgunder in sein Glas. Sonst, wenn er von der Jagd kam, liebte er es sich in einem Sessel auszustrecken, die wohltuende Müdigkeit zu genießen und den grünen Waldbildern nachzuträumen, bis der Schlaf kam. Heute fand er diese angenehme Ruhe nicht. Da war etwas, das mit Burgunder hinuntergespült werden mußte, eine unbegreifliche Melancholie, ja, ganz unbegreiflich.

⁂ ⁂ ⁂

In Gutheiden war es Sitte, im Mai eine Nachtigallenpartie nach der Webbra zu machen, einem dicht mit Erlen bestandenen Hügel auf einem der Vorwerke. Die Fürstinnen hatten gewünscht, auch dieses wieder zu erleben, so wurden die Diener mit Feldstühlen und Decken, mit der Waldmeisterbowle und Kuchen vorausgeschickt. Die Gräfin Dühnen mit Felix, die Uechtlitzschen Damen und die Pfarrerstöchter waren eingeladen worden.

Als Streith zur Gesellschaft stieß, ging die Sonne rot und strahlenlos unter.

„Der Sonnenuntergang ist heute nicht prima," meinte Graf Minsky.

Digitized by Google

Aber Fräulein von Dietheim sagte: „Ich finde ihn dramatisch."

Die Damen saßen auf den Feldstühlen, die Herren hatten sich auf die Decken gelagert. Marie saß ein wenig abseits unter den jungen Mädchen, bei denen die klaren, lauten Stimmen der Pfarrerstöchter die Unterhaltung beherrschten. Pfarrers Johanna neckte Felix Dühnen, der schweigsam und verstimmt seine Bowle trank.

„Es ist sehr schade, daß Graf Dühnen heute wieder ganz le beau ténébreux ist, und ich hatte soviel von der Liebenswürdigkeit der Berliner Leutnants gehört."

„Es ist ja Urlaub," warf Felix hin.

Die Pfarrerstöchter lachten zu gleicher Zeit hell auf und Pfarrers Wilhelmine rief: „Natürlich, für uns arme Mädchen vom Lande ist diese Liebenswürdigkeit nicht, die wird für die Damen der Hauptstadt aufgespart."

„So war er schon gestern auf der Krebspartie," berichtete Henriette von Uechtlitz, „er trank Bowle, sprach kein Wort und, als es dunkel wurde, verschwand er."

„Wie geheimnisvoll," meinte Johanna.

In der Gesellschaft der älteren Leute sprach man von Nachtigallen. „Warum singt die Nachtigall bei Nacht?" fragte Fräulein von Dietheim den Hauptmann von Keck.

„Wohl weil sie bei Tage keine Zeit hat," erwiderte dieser mürrisch.

Aber das Fräulein war damit nicht zufrieden. „Ach Keck, was Sie einem immer für Antworten geben," sagte sie gereizt.

Da ergriff die Baronin Dünhof das Wort, man hörte ihrer Stimme an, daß der Abend sie bereits gefühlvoll machte: „Herr von Keck hat ganz recht, der Tag mit seinem Lärm zerstreut, erst wenn es dunkel und still ist, kann die Nachtigall ihren einen schönen Lieblingsgedanken immer wieder denken."

„Ja, es ist merkwürdig," begann Fräulein von Dachsberg, „wenn alles um uns still und ruhig ist, dann kommt oft ein Gedanke, den wir immer wieder und wieder denken können."

„Zum Beispiel an unsere Schulden," flüsterte Graf Minsky dem Baron Fürwit zu. Das Fräulein von Dietheim jedoch hatte es gehört und sagte: „Schämen Sie sich, Graf."

„Die Nachtigall hat ganz recht," begann jetzt die Fürstin, „wenn wir ein Gefühl haben, das uns glücklich macht oder einen schönen Gedanken, warum sollen wir dieses Gefühl nicht immer fühlen und diesen Gedanken nicht immer wieder denken?"

Eifrig stimmten alle zu und Baron Fürwit murmelte: „Sehr schön."

„Mein Onkel, der General Bagration," berichtete Graf Minsky, „haßt die Nachtigallen. Wenn sich eine in seinen Park verirrt, läßt er sie abschießen. Er sagt: der Gesang der Nachtigall klinge nach bösem Gewissen."

„Dann hat der Herr wohl selbst kein gutes Gewissen," bemerkte die Fürstin Kusmin.

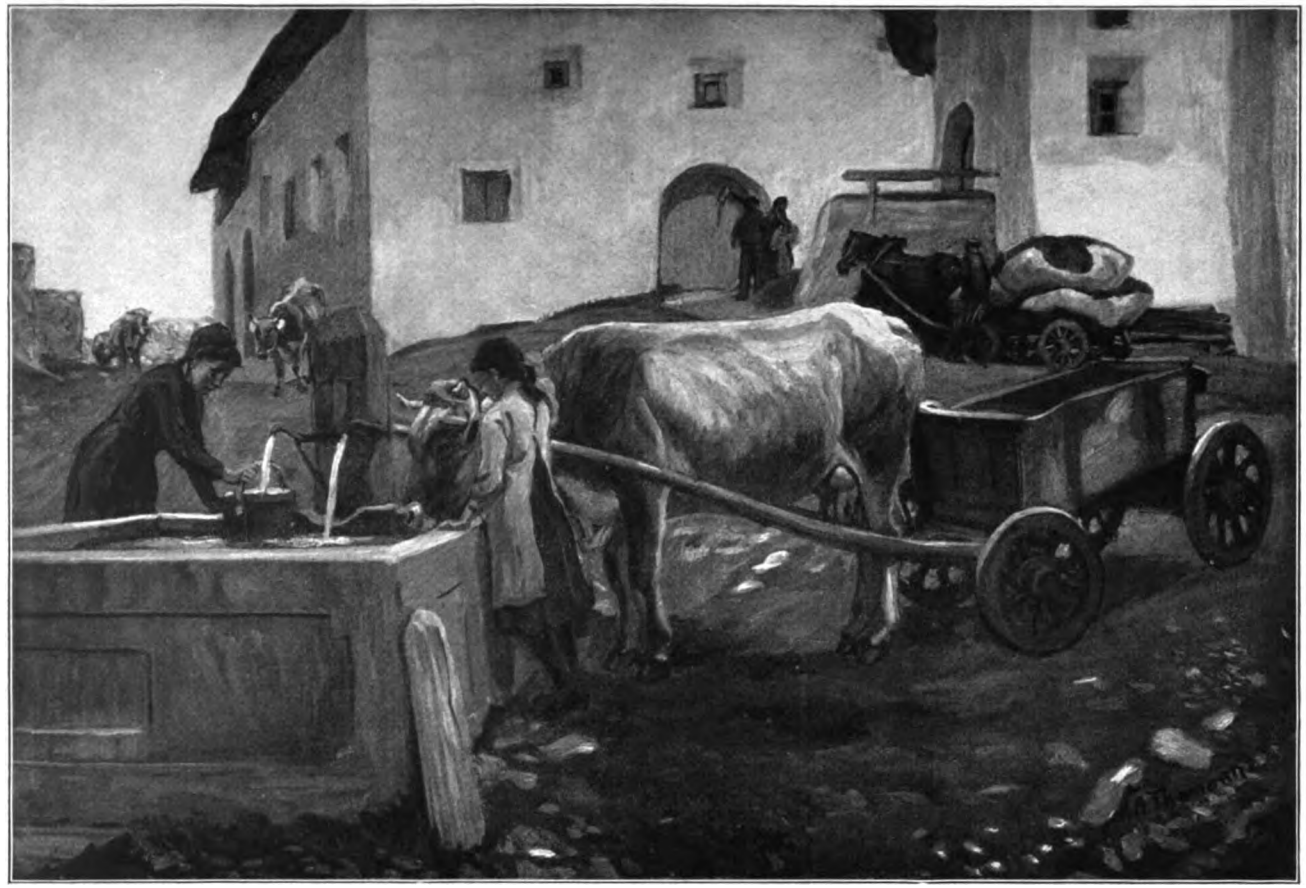
„Sehr möglich," bestätigte der Graf, „wenn man lange General im Kaukasus gewesen ist, da hat man manches erlebt."

„Jetzt fängt sie an," sagte die Fürstin.

„Ja, bitte um Ruhe," flüsterte Baron Fürwit und er wandte sich auch an die jüngere Gesellschaft, um Ruhe für die Nachtigall zu erlangen.

Aus dem Erlendickicht, das in der niedersinkenden Dämmerung schwarz und regungslos dastand, klangen die ersten Töne von der Nachtigall herüber, zuerst zögernd und wie suchend, dann wurde die kleine, erregte Stimme sicherer und lauter, bis sie endlich leidenschaftlich und hastig ihr Lied in den Abend hinausrief. Die Zuhörer nahmen weiche, nachdenkliche Stellungen an, die Augen schauten verträumt vor sich hin, die Fürstin Kusmin bedeckte die Augen mit der Hand, Fräulein von Dachsberg hatte ein mitleidiges Lächeln auf den Lippen, und der Graf Minsky saß da, den Kopf zur Schulter geneigt. Eine zweite Nachtigall setzte jetzt ein, es war, als wollte sie ihre Gefährtin übertönen und auf der andern Seite erwachte ein ganzer Chor, aus allen Büschen erklang das Flöten und Rollen, und jede dieser vielen Stimmen behielt doch ihre Einsamkeit, erzählte für sich ihre kleine leidenschaftliche Geschichte. In der Gesellschaft entstand einen Augenblick eine Bewegung, der Baron Fürwit flüsterte der Fürstin Kusmin zu: „Die Erbprinzessin weint." Die Fürstin gab die Nachricht an Fräulein von Dietheim weiter und diese erhob sich leise, ging zur

Digitized by Google



Dorfplatz im Engadin. Gemälde von Adolf Thomann

Digitized by Google

Digitized by Google

Erbprinzessin hinüber, um ihr Kölnisches Wasser anzubieten. Auch drüben bei den jungen Mädchen wurde es unruhig, die Pfarrerstöchter konnten nicht mehr stillesitzen, sie mußten ein wenig gehen und Henriette von Uechtlitz schloß sich ihnen an. Hilda berührte Mariens Schulter und flüsterte: „Gehen wir auch?"

„Gewiß," erwiderte Marie erfreut und nahm Hildas Arm. Felix sprang auf, um die Freundinnen zu begleiten. Seit den Tennispartien im Schlosse hielt er das für sein Recht.

Schmale Wege führten durch das Erlengebüsch hindurch. Hier war es dämmerig und duftete stark nach jungem Laub, am Rande des Hügels aber sah man auf das Land herab, das flach und farblos dalag, nur die Nebel, die vom Bache aufstiegen, zeichneten ein leuchtend weißes Band hinein. Unten im Vorwerke erglommen in den Fenstern trübe, rote Lichter und vor den Häusern schlangen Kinder einen Reigen, sie waren im Hemde, kleine, weiße Gestalten, hielten sich an den Händen und sangen ein Lied vom „blauen, blauen Fingerhut", und die dünnen, heiseren Stimmchen mischten sich in das Schlagen der Nachtigallen.

„Ich weiß sehr gut, warum du heute wieder die Flügel hängen lässest," sagte Hilda zu Felix und ihre Stimme klang gereizt, „du hast wohl die Auseinandersetzung mit deinem Vater gehabt."

„Nun ja," erwiderte Felix, „so etwas erhöht nicht gerade die Stimmung, aber sollen wir jetzt davon sprechen?"

„Ja, ja, gerade davon will ich sprechen," fuhr Hilda fort, „ich finde es unmännlich, sich so niederdrücken zu lassen. Als du deine Schulden machtest, wußtest du, daß die Szene mit deinem Vater kommen mußte, kann man so etwas nicht ertragen, nun so macht man keine Schulden. Macht man die Dummheiten aber doch, so erträgt man die Folgen und macht nicht ein Gesicht wie ein Bube, der in den Winkel gestellt worden ist."

„Du hast gut predigen," entgegnete Felix, die Stimme heiser vor Erregung, „laß dich einmal so behandeln, als wärest du der Auswurf der Menschheit, als wärest du unwürdig noch zur Familie zu gehören und was weiß ich, nur um einiger hundert Mark willen. Gut, man ist abhängig, aber es ist nicht angenehm, wenn an dem Stricke, der einen bindet, immer wieder gezerrt wird."

„Gut, ist das zu demütigend," meinte Hilda, „dann mache keine Schulden, aber ich finde es lächerlich, wenn ein Mann nicht den Mut seiner Dummheiten hat."

„Ach, ich kann das so verstehen," mischte sich nun Marie in das Gespräch, „ich würde in solchen Augenblicken sterben."

„Nicht wahr," rief Felix, froh über den unerwarteten Beistand, „aber Hilda versteht das nicht, sie hat so ein Heldenideal und wenn man nicht ganz so ist, wie ihre Romanhelden, dann verachtet sie einen."

„Von Helden ist hier nicht die Rede," höhnte Hilda, ihre Stimme zitterte und das Weinen war ihr nah, „mir ist nur diese Weichlichkeit zuwider. Übrigens, wenn ihr euch so gut versteht, bin ich ja unnütz, bitte."

Sie ließ Mariens Arm los, trat zurück und verschwand hinter den Büschen. Betroffen blieben die beiden stehen, Felix zuckte die Achseln und meinte: „So ist sie immer, ein gutes Mädchen, aber zu leidenschaftlich. Man soll immer so sein, wie sie es verlangt, aber ich habe nun mal nicht diese edle Männlichkeit, von der sie träumt, wo soll ich sie hernehmen?"

„Das muß schrecklich sein, Schulden zu haben," sagte Marie.

Felix lachte: „O, das ist nicht so schlimm." Beide schwiegen dann, Marie schaute befangen zu Boden. Endlich fragte Felix leise: „Es ist wohl etwas Unerhörtes, daß Hilda uns hier so allein läßt?"

Marie lachte: „Ja, aber ich habe schon zuweilen etwas Unerhörtes getan."

„So, nun dann können wir noch ein wenig weiter gehen." Sie schritten langsam zwischen den Büschen hin.

„Gestern um die Mittagszeit," erzählte Felix, „war ich in Gutheiden im Parke."

„Bei uns?" fragte Marie.

„Ja, es ist natürlich unschicklich, ohne Erlaubnis in einen fremden Park zu gehen, aber was angenehm ist, ist gewöhnlich unschicklich. Dort ist ein kleiner, schwarzer Teich und Fliederbüsche und eine Steinbank, dort saß ich. Durch die langen Alleen hindurch konnte ich bis zum Schlosse sehen, gerade ein Stück der Gartentreppe sah ich

Digitized by Google

und kleine, blaue und rosa Gestalten, die dort ab- und zugingen."

Marie blieb stehen und sagte besorgt: „Ich glaube, wir müssen zu den anderen zurückgehen. Ich fürchte, Fräulein von Dachsberg fängt schon an mich zu suchen."

„Gut," erwiderte Felix, „aber bitte, wollen wir noch einen Augenblick hier stehen, nur so einen Augenblick still beieinander stehen."

Sie waren dicht vom Erlengestrüpp umgeben, der Nachttau raschelte im Laub, ganz nah bei ihnen schlug eine Nachtigall. Marie sah Felix an, sein Gesicht hatte einen hübschen, andächtigen Ausdruck, er schaute an ihr vorüber. ‚Wenn ich nicht eine Prinzessin wäre', dachte Marie, ‚würde er mich jetzt küssen,' und dann wurde ihr seltsam weich um das Herz, denn sie fühlte, daß ihre Augen sich mit Tränen füllten. Sie fuhr mit der Hand nach den Augen.

„Weinen?" fragte Felix.

„Nein, nein," sagte Marie angstvoll, „gehen wir schnell zu den anderen zurück."

Eilig und schweigend schlugen sie den Rückweg ein.

Nur einmal sagte Felix: „Wenn wir hier gehen, kommen wir unbemerkt zu den anderen."

Ihr Wiedererscheinen in der Gesellschaft fiel nicht auf, denn es war dort eben eine kleine Aufregung entstanden, Fräulein von Dietheim war ohnmächtig geworden und wurde von den besorgten Damen umringt.

„Sie verträgt die Nachtigallen nicht," sagte Streith zu Roxane.

„So nervös zu sein," erwiderte diese.

Streith hatte den ganzen Abend versucht eine Unterhaltung mit Roxane anzuknüpfen, hatte jedoch stets kühle und abweisende Antworten erhalten.

Da es stark zu dunkeln begann und der Abend feucht wurde, gab die Fürstin das Zeichen zum Aufbruch. Streith führte sie den Hügel hinab.

„Es war sehr schön," sagte die Fürstin, „wir in unserm stillen Winkel werden eben zu einfachen Menschen. Die Armen, die aus der großen Welt mit ihren komplizierten Herzen kommen, die greift ein Nachtigallenabend an."

„Einfach, ja, hm," meinte Streith, „stark werden wir."

Unten standen die Wagen bereit. Die Pfarrerstöchter wollten zu Fuße gehen und die Fahrenden hörten noch lange vom Feldwege her die klaren Stimmen der beiden Mädchen in die Mainacht hinaussingen:

„In einem kühlen Grunde
Da rauscht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat."

Graf Dühnen hatte bei Streith gefrühstückt, jetzt saßen sie im Gartensaale und nahmen den Kaffee. Streith liebte diesen alten Herrn mit dem gelben Gesicht des Leberkranken, den bleichen, bösen Augen und dem zu blanken Gebisse nicht. Graf Dühnen war mit allem unzufrieden, mit dem Reich, mit der Regierung, die nichts für die Landwirtschaft tat, selbst mit Seiner Majestät, und er behandelte diese Dinge mit einer säuerlichen Beredsamkeit, die ermüdete. Nun saß er schon eine ganze Weile im Gartensaale und hatte ein neues Thema aufgenommen, das ausgiebig zu werden versprach, den Leichtsinn seines Sohnes Felix.

„Den heutigen, jungen Leuten fehlt es an Würde," sagte er und schlug mit dem Zeigefinger hart auf die Tischplatte. „Ich bin auch jung gewesen, ich habe als Kürassierleutnant den siebziger Krieg mitgemacht. Wir waren damals auch heiter, ja ausgelassen, machten tolle Streiche, aber wir vergaßen nie, was das heißt, des Königs Rock tragen. Schulden, nun ja, kleine Ausstände gab es auch damals, aber daß ich zu meinem Vater gekommen wäre, so ganz leger wie zu einem Bankier und gesagt hätte, ich habe ein paar tausend Mark Schulden, ich habe gejeut, das gab es nicht, lieber eine Kugel vor den Kopf. Also ich habe zu meinem Felix gesagt: Bon! ich bezahle dieses Mal deine Schulden, und weil ich ein guter Vater bin, erhöhe ich deine Zulage. Aber es ist zwischen uns beiden nie mehr von Schulden, die du gemacht hast, die Rede. Hast du Schulden, so werde mit ihnen fertig, wie du kannst, auf mich rechne nicht. Ich werde nicht des einen wegen meine anderen Söhne benachteiligen, die vielleicht die Wertvolleren sind. So, und nun weißt du, wie wir miteinander stehen."

„Sie sind streng," warf Streith zerstreut ein.

Digitized by Google

„Ich bin streng," fuhr der Graf fort, „ich habe drei Söhne, ich bin ein guter Vater, ich liebe meine Kinder, aber ich will wertvolle Menschen, gute Edelleute und würdige Dühnens erziehen. Will einer das nicht, nun dann, so schmerzhaft das ist, ziehe ich meine Hand von ihm ab. Nur so, mein Lieber, können wir in diesen schweren demokratischen Zeiten den Adel hochhalten. Strengste Auslese ohne Gefühlsduselei. Leichtsinn, ich weiß überhaupt gar nicht, wie der Leichtsinn in meine Familie kommt."

„Vererbung bei den vielen Ahnen," bemerkte Streith und unterdrückte ein Gähnen, „die Dühnens sind sehr alt, sie haben schon die Kreuzzüge mitgemacht. Dort in Palästina mag das Leben ein wenig wild gewesen sein. Diese ganzen Kreuzzüge waren ja eigentlich ein Leichtsinn, so was vererbt sich."

„Das ist nichts, mein Lieber," sagte Graf Dühnen ärgerlich und machte mit der Hand eine Bewegung, als verscheuche er eine Fliege, „auf Vererbung berufen sich nur Leute, die schlecht erzogen sind. Ich werde meinen Söhnen die Vererbung schon forterziehen."

„Sehr verdienstvoll," stimmte Streith zu. Dann schien das Thema erschöpft, und der Graf stand auf, um sich zu verabschieden.

Streith atmete auf, als sein Gast fort war. ‚Solch ein Besuch,' dachte er, ‚hinterläßt einen bitteren Geschmack im Munde.' Er pfiff Roller und eilte in den Wald hinaus. Der Tag war kühl, weiße Wolkenballen wurden schnell über den hellblauen Himmel getrieben, ein lebhafter Ostwind fuhr in die Tannen, ließ sie mit den großen Zweigen leidenschaftlich um sich greifen und mächtig aufrauschen. Die tiefe, ereignisvolle Stimme des Waldes tat Streith wohl. Er nahm den Hut ab und ging gegen den Wind an, es war ihm, als fühle er so angenehm die Elastizität seiner Glieder. Er ging schnell, als hätte er ein Ziel. Bald war er an die Grenze seines Waldes angelangt und stand vor dem alten Forsthause. Wieder weideten die braunen Kälber, wieder saßen Britta und das Kind mit dem roten Tuche auf dem Rasen und sangen. Sie sangen sehr laut, um die Begleitung des Waldesrauschens zu übertönen. Streith grüßte.

Als Britta ihn sah, sprang sie auf, lief zum Zaune und streckte Streith ihre Hand entgegen. Sie lachte über das ganze Gesicht, legte die andere Hand auf ihr Haar und sagte: „Der Wind zerzaust einen heute so."

„Ja, hm," meinte Streith und lehnte sich an den Zaun, „der Wind ist allerdings lebhaft. Sie haben da hübsche Kälber."

„Es sind Kuhkälber," erklärte Britta, „wir wollen sie aufziehen, sie sind aber zuweilen sehr wild."

„Es muß ihnen deshalb vorgesungen werden?" fragte Streith.

„Das ist es nicht," erwiderte Britta, „wir singen, was soll man anders tun!"

Am Fenster des Hauses erschien Frau von Syrman: „Marguſch!" rief sie, „treibe die Kälber nach Hause." Als sie Britta im Gespräch mit Streith sah, grüßte sie und trat zurück.

„Jetzt werden Sie etwas sehen," rief Britta und öffnete die Pforte des Zaunes. Mit einem wilden „ho! ho!" trieb Marguſch die Kälber vor sich her, diese sprangen und galoppierten, und als sie endlich die Pforte passiert hatten, erschreckten sie sich vor Roller und jagten dem Walde zu, Marguſch und Britta folgten ihnen. „Laufen Sie dort vor, Herr Graf," rief Britta, und Streith lief und wehrte mit seinem Stock den Kälbern den Durchgang. Aus dem Hause stürzte eine alte Frau, groß wie ein Mann, mit flatternden, grauen Haarsträhnen und beteiligte sich mit wildem „hü, hü" an dem Treiben. Endlich waren die Kälber eingekreist und glücklich in den Stall gebracht.

Streith stand an der Stalltüre, ein wenig atemlos, das Herz klopfte ihm stark.

Da trat Frau von Syrman aus dem Hause, sie hatte sich eine Federboa umgelegt und ging mit kleinen Schritten über den unreinlichen Hof, wie eine Dame auf der Promenade. Sie lächelte, „Aber Kind," sagte sie, „wie kannst du den Herrn Grafen so bemühen."

„O, es war sehr interessant," versicherte Streith, „Ihre Kälber sind in der Tat recht temperamentvoll."

„Das ist so die Aufregung des Abends," meinte Frau von Syrman.

„Der Abendsport," sagte Streith.

Frau von Syrman zuckte leicht mit den

Digitized by Google

Schultern: „Ich fürchte, hier in unserer Wildnis werden wir alle ein wenig wild. Aber wollen Sie sich nicht setzen, Herr Graf, hier haben wir eine sogenannte Veranda, alles sehr primitiv, natürlich.“ Frau von Syrman ging auf die Haustüre zu, vor der unter einem kleinen Vordach zwei Bänke standen.

Streith folgte zögernd, diese Einladung kam ihm nicht gelegen.

„Bitte Platz zu nehmen,“ sagte Frau von Syrman, „Britta, Kind, komm, setze dich her. Wie erhitzt du bist.“

Streith setzte sich, Frau von Syrman lehnte in der Türe, immer noch ihr melancholisch nachsichtiges Lächeln auf den Lippen. „Ein beschauliches Plätzchen,“ meinte sie, „auch im Sommer ist es hier kühl. Hier verbringen wir unsere langen, stillen Sommerabende.“

„Eine sehr hübsche Aussicht,“ bemerkte Streith.

„Sie entschuldigen einen Augenblick,“ sagte Frau von Syrman dann und zog sich in das Haus zurück.

Britta saß Streith gegenüber, die Sonne schien ihr gerade in das Gesicht, das Schwarz der großen Augen bekam einen rötlichen Schein und kleine, goldene Punkte entzündeten sich in ihnen.

Streith lächelte, er wußte nicht warum, wohl nur, weil dies Gesicht ihm gegenüber so jung und hübsch war. „Ob die Kälber schon schlafen?“ sagte er, um etwas zu sagen.

Britta blieb ernst. „Die armen Kälber,“ erwiderte sie. „Wenn das mit den Kälbern vorüber ist, dann wird es hier ganz still, dann geschieht hier nichts mehr.“ Sie hielt die Hände im Schoße gefaltet, breite Hände von noch kindlicher Form, sie waren rot und schienen rauh.

Streith schaute diese Hände an, sie rührten ihn.

Britta war seinem Blick gefolgt, sah auch auf ihre Hände nieder und sagte: „Ja, sie sind rot. Im Winter springt die Haut, aber ich mag keine Handschuhe tragen.“

„In der warmen Jahreszeit gibt sich das,“ tröstete Streith.

Aber Britta schüttelte den Kopf: „Ach nein. Fräulein Wolwer, meine Klavierlehrerin in der Stadt, will, daß ich mir eine Salbe des Nachts auf die Hände streiche und Handschuhe anziehe, aber mit Handschuhen könnte ich nicht schlafen.“

„Allerdings, das müßte peinlich sein,“ bestätigte Streith.

„Mama hat immer weiße Hände,“ fuhr Britta fort, „was sie auch tut, kleine, weiße Hände. Die Prinzessinnen drüben haben wohl auch sehr weiße Hände?“

„Hm, ja,“ erwiderte Streith, „ich denke, die haben recht weiße Hände.“

„Natürlich Prinzessinnen,“ äußerte kurz Britta.

Frau von Syrman erschien wieder in der Türe: „Ich bitte, Herr Graf, nehmen Sie nicht ein Täßchen Kaffee? Der Kaffee ist ganz frisch gemacht.“

Erschrocken sprang Streith auf: „Ich danke, gnädige Frau,“ rief er, „aber ich darf ihre Güte nicht weiter in Anspruch nehmen, ich bin schon zu lange geblieben.“

Das hilft jetzt nichts,“ meinte Frau von Syrman kokett und einschmeichelnd, „jetzt müssen Sie auch bei uns eine Tasse Kaffee einnehmen.“ Sie ging in den Flur voraus und Streith folgte ihr mit finsterem Gesicht.

Das Wohnzimmer war ein breiter, etwas niedriger Raum, grellblaue Tapeten an den Wänden, viele Möbel befanden sich hier, die nicht zueinander zu gehören schienen, ein großes mit Roßhaar bezogenes Sofa, Stühle, ein runder, gelber Tisch, daneben ein kleiner, elfenbeineingelegter Nähtisch, ein Klavier, eine zierliche, metallbeschlagene Kommode, auf ihr eine goldbronzene Uhr, Tasso, vor ihm auf einem antiken Säulenstumpf ein aufgeschlagenes Buch. An den Wänden hingen Photographien und ein Pastellbild der Herrin des Hauses, ein hübsches Köpfchen mit Botticelli-Frisur, verträumten Augen und einem feinen, klugen Munde.

„Bitte Platz zu nehmen,“ sagte Frau von Syrman. Sie selbst setzte sich auf das Sofa, schenkte den Kaffee aus einer blauen Kanne in eine große, blaue Tasse, schob den Zucker, den Teller mit gelbem Kuchen näher, „Zucker gefällig? Bitte sich mit Cake zu versorgen.“ Dabei begann sie gleich die Unterhaltung mit der lässigen Sicherheit einer geübten Wirtin eleganter five o' clocks. „Ein merkwürdig schönes Frühjahr haben wir. Aus Cannes schreibt man

Digitized by Google

mir, es sei dort so heiß, daß alles flieht." Ja, Streith glaubte das wohl. „Planten die Hoheiten nicht auch eine Reise?"

Streith hatte davon nichts gehört.

Britta hatte sich auch an den Tisch gesetzt, sie trank Milch aus einem großen Glase, tauchte ihre breiten, roten Lippen in all das Weiß, blinzelte mit den Wimpern und schaute Streith über den Rand des Glases ruhig und nachdenklich an.

Frau von Syrman lehnte sich in die Sofaecke zurück, zog die Federboa fester um die Schultern und zündete sich eine Zigarette an. „An unsere Wildnis hier," sagte sie, „gewöhnt man sich ja mit der Zeit. Wenn das Schicksal einen in diese Einsamkeit verschlägt, so gewinnt man die Einsamkeit auch lieb.

„Die Stadt ist nicht weit," wandte Streith ein.

Frau von Syrman zuckte mit den Schultern: „Ach diese kleinstädtische Gesellschaft bietet nicht viel. Nein, ich habe immer die Natur geliebt, unsere nordische Natur, und doch — Sehen Sie, Herr Graf, es ist merkwürdig, ich bin in Deutschland geboren, schon mein Vater war Deutscher, aber unsere Familie stammt aus Italien, Arci war mein Mädchenname, nun und da gab es von Jugend auf Momente in mir, in denen ich meine Umgebung, meine nordische Umgebung als mir fremd, als etwas nicht zu mir Gehöriges empfand. In Italien, in Nizza, in Mentone, da ging mir das Herz auf. Seltsam, das muß doch der Rest des fremden Blutes sein."

„Hm, ja," murmelte Streith.

„Und dieser Zwiespalt im Blute," fuhr Frau von Syrman sinnend fort „der erklärt, glaube ich, manches. Auch in dieser," und Frau Syrman wies mit dem Kopf nach Britta, „ist viel fremdländisches Blut, und auch bei ihr erklärt sich daraus manches, das vielleicht nicht sein sollte."

Britta machte ein böses Gesicht, stand auf und ging an das Fenster.

Ihre Mutter lachte gerührt. „Sie liebt es nicht, daß man von ihr spricht," sagte sie, dann seufzte sie: „Sie hat aber auch viel Germanisches, viel von ihrem Vater."

Schräg fiel die Abendsonne in das Zimmer, streifte den goldenen Tasso, beschien den Tisch, den gelben Kuchen, die große, blaue Tasse mit dem dünnen Kaffee und verfing sich in die Rauchwölkchen der Zigarette. Frau von Syrman sprach weiter mit klagender Stimme, Britta stand am Fenster und schaute düster hinaus.

‚Das ist ja traurig,' ging es Streith durch den Sinn, ‚unerträglich traurig. Warum sitze ich hier?'

„Mein Mann war ein echter Germane," fuhr Frau von Syrman fort, „groß, blond, blaue Augen, sehr musikalisch, ein guter Geschäftsmann und —" sie seufzte, „und ein naiver Egoist. War jemand ihm nicht recht, so hatte er eine Art ihn beiseite zu schieben, wie ein Satter seinen Teller beiseite schiebt und, Sie verstehen, das kränkt, das empört."

Streith beugte sich tiefer auf seine Tasse nieder, es ärgerte ihn, so in die Verhältnisse der Syrmanschen Familie eingeweiht zu werden, er fürchtete, nun würde auch der Roman mit dem amerikanischen Versicherungsbeamten kommen, von dem er gerüchtweise gehört hatte. Um abzubrechen sagte er daher: „Solche Blutmischungen, meine Gnädige, sind oft sehr wertvoll. Aber ich halte die Damen schon zu lange auf."

Frau von Syrman lächelte melancholisch: „Aufhalten, Herr Graf, wir haben nie etwas vor."

Streith erhob sich, um sich zu verabschieden.

Frau von Syrman reichte ihm mit lässiger Kameradschaftlichkeit die Hand und sagte: „Ich hoffe, Herr Graf, Ihr Spaziergang führt Sie recht bald wieder an unserer Hütte vorüber."

Streith wandte sich Britta zu, diese hielt ihren Filzhut in der Hand wie bereit zum Gehen und meldete ernst: „Ich begleite den Herrn Grafen."

Frau von Syrman schüttelte unzufrieden den Kopf. „Wenn er es gestattet, Närrchen," meinte sie.

„Sehr angenehm," murmelte Streith. So gingen sie miteinander fort.

Britta schwieg. Auf ihrem Gesicht lag noch immer der ernste, mißmutige Ausdruck, im Vorübergehen streifte sie die jungen Sprossen von den Tannenzweigen und zerbiß sie.

Streith dachte über einen Gesprächsstoff nach, er wollte etwas sagen, das dem jungen Mädchen wohltat, es erheiterte. Da ihm

Digitized by Google

jedoch nichts Besseres einfiel, fragte er: „Warum sehen Sie so böse aus?“

„Es ärgert mich,“ erwiderte Britta und ihre Stimme wurde tief vor Erregung, „es ärgert mich, daß jedem, der zu uns kommt, die alten Geschichten von Schicksal und Blut und Einsamkeit erzählt werden müssen. Es ist so, als wollten wir uns entschuldigen, als müßten wir erklärt werden wie Wundertiere. Wir sind nun einmal, wie wir sind.“

„Gewiß, gewiß,“ bestätigte Streith und schaute erstaunt in das hübsche Gesicht, das jetzt so leidenschaftlich und zornig aussah. „Nur würde ich mir durch solchen Ärger nicht den schönen Abend verderben lassen.“

Britta lächelte wieder, zuckte mit den Schultern und meinte: „Ach ja, das sind Dummheiten. Wissen Sie, daß ich gestern morgen, als Sie ausgegangen waren, bei Ihrem Hause war. Ich sah mir durch das Gitter den Garten an, dann stieg ich auf die Bank vor dem Hause und sah durch das Fenster hinein. Ich weiß wohl, daß man das nicht tun darf, daß das unanständig ist, aber ich war so neugierig. Ich sah ein wunderschönes Zimmer, viele Bilder in goldenen Rahmen und ein wunderschönes Tigerfell. Ein alter, böse aussehender Mann kam dann in das Zimmer, und da bin ich fortgelaufen.“

Streith lachte wohlwollend: „So, so, Sie sollten sich das Zimmer von innen ansehen.“

Britta erwiderte nichts und Streith bedauerte sofort seine Worte. Warum lud er dieses Mädchen ein? Was gingen ihn diese Leute an? Er hatte sich heute einfangen lassen. Zugleich fühlte er ein quälendes Mitleid mit diesem Kinde, er hätte etwas für Britta tun mögen, er wünschte, er wäre jung wie sie, um ihr ein heiterer Kamerad zu sein, und alles das paßte nicht zu ihm, gehörte nicht in sein Leben hinein. Britta blieb stehen: „Jetzt gehe ich nach Hause,“ sagte sie.

Streith reichte ihr die Hand. „Ich danke Ihnen für Ihre Begleitung.“

„Ich war so froh, daß ich mitgehen durfte,“ erwiderte Britta, „ich hätte jetzt unmöglich zu Hause bleiben können.“ Dann ging sie mit ihren ein wenig langen, gleitenden Schritten den Waldpfad zurück und verschwand im Dickicht.

Roxane und Eleonore saßen auf der Gartenveranda und schauten in den Garten hinab, der friedlich im Nachmittagsonnenscheine dalag. Endlich sagte Eleonore: „Wo sind sie? Mama ist schon eine ganze Weile verschwunden, und die Kleine geht auch ihre eigenen Wege. Beide haben ein merkwürdiges Bedürfnis nach Alleinsein. Was geht denn hier vor?“

„Nach uns ist das Bedürfnis nicht groß,“ meinte Roxane.

Eleonore seufzte: „Wie habe ich mich hierher nach Hause gesehnt.“

„Und nun?“ fragte Roxane.

„Nun,“ fuhr Eleonore nachdenklich fort, „ist es doch nicht, wie ich glaubte. Es ist sich ja alles so lächerlich gleich geblieben und doch ist es anders. Ich bin nur ein fremder Besuch, selbst die Hunde gehen an mir vorüber, als ob ich eine Fremde wäre.“

„Das erste Jahr drüben in Petersburg,“ sagte Roxane, „als ich die Nächte vor Heimweh nicht schlafen konnte, da ging ich in Gedanken durch das Haus, hörte das Knarren des Parketts, den bekannten Ton der Türen und Türklinken, erinnerte mich an den Geruch jedes Zimmers, ich dachte an die Runzeln der alten Exzellenz und an die Augenbrauen von Fräulein von Dachsberg, wie sie sie hinaufzieht, wenn sie pikiert ist. Das tröstete mich, war mir heimatlich und lieb und jetzt, das ist alles noch da, aber ich weiß nicht, es ist kleiner und verblaßter. Die alte Exzellenz und Fräulein von Dachsberg sind wie zusammengeschrumpft und altmodisch, in meinen Träumen lebte das alles stärker. Und dann, es ist seltsam, ich komme mir trotzdem soviel älter vor als sie alle, älter als die Exzellenz und die Dachsberg und die Dünhof mit ihren angemalten Bäckchen, älter als die Mama und hundert Jahre älter als die Kleine.“

„Ja ja, so ist es,“ stimmte Eleonore zu, „denke dir, gestern ging ich an die alte Kommode im Schlafzimmer und nahm die Puppe Eva heraus, die ich so sehr geliebt habe, die mit den blonden Locken, den hellblauen Augen und dem kleinen, roten Munde, aber die Locken waren hart und verstaubt, der Mund blaß, das Gesicht dumm und tot und ich verstehe nicht mehr, was ich an ihr geliebt habe. Ein wenig so ist es mit allem hier. Aber schließlich,

Digitized by Google

wir haben unsere Geschichte weiter gelebt, die hier leben ihre Geschichte auch weiter."

Roxane zuckte die Achseln: „Die Geschichte, die sie hier weiter leben, scheint mir recht unnütz," sagte sie scharf.

Eleonore lachte: „Ja, das mit dem Grafen," und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Nur der alte Garten ist noch, wie er war, obgleich auch er traurig ist. Wenn ich in Birkenstein von ihm träumte, dann lag immer so ein stilles, bleiches Licht über ihm, das ihn einsam erscheinen ließ und jetzt, siehst du, schaut er gerade so aus."

„Es ist Zeit abzureisen," meinte Roxane und dann schauten sie wieder schweigend den gelben Gartenweg hinab.

Unterdessen ging die Fürstin die Alleen des Parkes entlang, sie hielt ein Körbchen in der Hand und sammelte Veilchen. Die Wohltat dieses Frühlingstages empfand sie so stark, daß sie allein sein wollte, damit niemand ihre Freude störe. Im hellgrauen Frühlingskostüm, den grauen Filzhut auf dem Kopfe fühlte sie sich hübsch und jugendlich, Wangen und Lippen waren heiß vom lauen Frühlingswinde. Durch das hintere Parktor kam Streith ihr entgegen, er wollte zum Major in die Kanzlei gehen und hatte seinen Weg durch den Park genommen. „Ah, Streith," rief die Fürstin, „sieht man Sie auch wieder. Sie waren in letzter Zeit ja ganz verschwunden." Sie streckte ihm die Hand entgegen, Streith sah, daß sie sich freute.

„Ich wollte nicht stören," erwiderte er und küßte die dargebotene Hand. Das Gesicht der Fürstin wurde einen Augenblick ernst.

„Ach ja, der Kinder wegen," meinte sie. Gleich aber lächelte sie wieder: „Ist das wieder ein Tag! Ich glaube kein Frühling noch hat mich so glücklich gemacht wie dieser."

„Der Frühling ist dieses Jahr allerdings ziemlich gewaltsam," erwiderte Streith. Sie gingen langsam nebeneinander die Allee hinab.

„Was haben Sie getan?" fragte die Fürstin.

„Ich habe meinen Wald revidiert," berichtete Streith, „habe gearbeitet, habe mich eingerichtet."

Die Fürstin lachte: „Eingerichtet? Streith, Streith, Sie werden nie fertig."

„Doch, einmal werde ich fertig," murmelte Streith.

„Hat Frau Buche Ihnen gut gekocht?" fragte die Fürstin weiter.

„O, die Buche ist jetzt großartig in Morchelsoßen und Krebssuppen," erwiderte Streith.

Dann erkundigte sich die Fürstin, warum Roller nicht mitgekommen sei. Roller hatte heute morgen einen Hasen aufgenommen und mußte zur Strafe zu Hause bleiben.

Am Ende der Allee stand eine Bank. „Setzen wir uns," sagte die Fürstin. Nun saßen sie, ganz überwölbt von dem grellen Grün der jungen Ahornblätter. Zu ihren Füßen auf dem Rasen zitterten die Blätterschatten und ihnen gegenüber kam die Sonne die Allee hinab, eine Flut rotgoldenen Glanzes, und die vielen lautlosen, kleinen Flügel, welche die Luft erfüllten, schwammen alle in Gold.

„An einem solchen Tage," sagte die Fürstin und atmete tief auf, „an einem solchen Tage vergißt man es wirklich, daß man eine alte Frau ist."

Streith wußte, daß er jetzt widersprechen mußte, es dauerte jedoch einige Augenblicke, bis er das Rechte fand und dann kam es umständlich und lehrhaft heraus: „Mit dem Begriff der Jugend," begann er, „wird eigentlich Unfug getrieben. Jugend, gewiß, gewiß, sie hat ihr Gutes, aber sie wird gewissermaßen überschätzt. Wenn ich so unsere Jugend ansehe, oder an die eigene Jugend denke, so finde ich, wir gleichen in den Jahren unglücklichen Klavierschülern, die ein schweres Stück üben, sie legen all ihre Begeisterung und ihr Feuer hinein, aber in jedem Augenblick kommt ein falscher Ton oder ein unreiner Akkord."

„Jugend ist Jugend," sagte die Fürstin zärtlich.

„Ich sage nichts gegen die Jugend," fuhr Streith fort, „ich meine nur, diese sogenannte Jugendzeit ist es nicht, auf die es ankommt, für die das Leben eigentlich da ist, sondern eine Zeit, in der wir das Leben verstehen, uns mit ihm befreundet haben, da läßt sich was daraus machen. Das Leben ist ein zu schwieriges Instrument, um in die Schulstuben zu gehören."

Die Fürstin sah Streith freundlich an: „Ja, Sie können das vielleicht, Streith," sagte sie, dann blickte sie in ihr Körbchen

Digitized by Google

nieder und spielte mit den Veilchen. Während des Schweigens, das nun entstand, fühlte Streith deutlich, daß der Augenblick gekommen war, etwas Wichtiges zu sagen, etwas das ihn und die Fürstin anging, die Fürstin wartete darauf. Es ging ihm manches durch den Kopf, er verwarf es jedoch, es schien ihm alles gemacht und lächerlich. Die Fürstin blickte wieder auf, etwas wie Erstaunen lag in ihren Augen. „Sie haben mir noch nichts von Ihren Rosen erzählt," sagte sie, um die Unterhaltung wieder aufzunehmen.

„Die Rosen," wiederholte Streith, er war befangen, was ihm selten geschah. „Nun, die Rosen haben gut überwintert, ich habe mir zwei neue angeschafft, eine große rote mit violettem Schimmer, sie heißt Miß Vanderbilt."

„So demokratisch," warf die Fürstin ein.

Streith zuckte die Achseln: „Auch die Rosen werden demokratisch. Die andere ist eine kleine schwefelgelbe Rose, die sehr süß duftet, sie heißt, ich weiß nicht warum: ‚Diane vaincue'."

„Wie hübsch," rief die Fürstin, „das muß ich alles sehen, Sie sollten mir und der Baronin Dünhof wieder einmal einen Tee arrangieren."

Streith verbeugte sich: „Wenn ich darf," sagte er.

Die Fürstin sah nach der Uhr und erhob sich. „Es ist Zeit nach Hause zu gehen," meinte sie, „heute ist Donnerstag, also Gesellschaftstee, kommen Sie auch?"

Nein, Streith wollte nach Hause gehen und arbeiten.

„Dann auf Wiedersehen," schloß die Fürstin. „Lassen Sie den armen Roller frei." Und als sie sich zum Gehen anschickte, wandte sie sich noch einmal um und sagte mit einem koketten Lächeln: „Wollen Sie auch Veilchen?" Streith streckte seine Hand aus wie zu einem Almosen und die Fürstin füllte diese Hand mit Veilchen.

Während Streith durch den Park zurückging, steckte er seine Nase in die Veilchen, welche er in der Hand hielt. Er war empört über sich selbst. Sonst, wenn er mit einer schönen Frau zusammengewesen war, hatte er mit untrüglicher Sicherheit den Augenblick erkannt, in dem die schöne Frau erwartete, daß er etwas sage, das sie einander ganz nahe brachte, den Augenblick, in dem sie erobert und besiegt sein wollte. Und heute — er hatte sich benommen wie ein Lehramtskandidat. Dazu noch das steife Gerede über die Jugend. Unbegreiflich. Und plötzlich dachte er an Britta, dachte an sie, als sei sie die Jugend selbst, die er geschmäht hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Die Fürstinnen sollten Gutheiden mit dem Morgenzuge verlassen. Alle waren früh aufgestanden, die Abreise brachte eine plötzliche Aufregung in das Haus, Zofen und Lakaien liefen hin und her, Koffer wurden getragen, und die Damen und Herren des Gefolges standen noch ein wenig verschlafen beieinander und unterhielten sich zerstreut. Die Familie saß im Boudoir der Fürstin, Eleonore und die Fürstin weinten, auch über Roxanens ruhiges Gesicht rannen Tränen herab, Marie war sehr betrübt, die Trennung von den Schwestern schmerzte sie, aber sie konnte nicht weinen und das war fatal. Man unterhielt sich mit traurigen Stimmen über gleichgültige Dinge, über Abfahrts- und Ankunftszeit, über Stationen und über das Wetter. Der Baron Fürwit, der seines Podagras wegen ein guter Wetterprophet war, hatte für heute ein Gewitter vorausgesagt. Endlich war der Augenblick des Abschieds da und als die Wagen davonrollten, kam eine große Ruhe über das Haus, und um Mittagszeit war das Haus so still wie bei Nacht. Alle hatten sich zurückgezogen, um den versäumten Morgenschlaf nachzuholen.

Auch Marie sollte schlafen, allein sie fand keine Ruhe. Sie hatte dieses Frühjahr das Gefühl, als müßte sie stets auf dem Posten stehen, um nicht ein Erlebnis zu versäumen. Sie ging hinaus in die leere Zimmerflucht, hinter den zugezogenen Vorhängen hielten die gelben Atlasmöbel ihre Mittagsruhe, in die anstoßende Galerie hatte sich durch das offene Fenster eine Biene hereinverirrt und summte unzufrieden an den Nasen der großen Ahnenbilder vorüber. Im Rauchzimmer endlich lag der Baron Fürwit in einem Sessel, den Kopf zurückgebogen und schlief, aus seinem geöffneten Munde kam ein heiser verschlafener Ton wie das Ticken einer alten, rostigen Uhr. Leise ging Marie wieder zurück. Schon als Kind, wenn sie

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Heinrich Beecke

Digitized by Google

Digitized by Google

sich um diese Zeit in den leeren, sonnigen Zimmern befand, hatte sie eine seltsame Unternehmungslust gespürt, es mußte etwas getan werden, die Bahn war frei. Heute war diese Empfindung, daß etwas auf sie warte, besonders stark in ihr, sie hatte etwas zu tun, auf das sie sich freute und das sie mit schlechtem Gewissen tun würde, und dann wußte sie auch, was es war, sie hatte in den Park hinauszugehen.

Der Garten war still und sonnig wie das Haus, regungslos standen Tulpen und Narzissen auf den Beeten, und als Marie zwei Narzissen pflückte, waren die Blüten warm wie Menschenlippen. Sie eilte dem Park zu, sie erinnerte sich nicht, um diese Zeit hier gewesen zu sein und alles hatte ein ungewohntes Aussehen. Da war der Teich, schwarz und unbewegt, kleine Karauschen lagen scharenweise an der Oberfläche und sonnten sich, Enten hatten sich an das Ufer in den Schatten der Weiden geflüchtet und schnatterten leise vor sich hin, selbst der Geruch des sonnenwarmen Wassers, der sonnenwarmen Blätter schien Marie neu. Weiter fort unter einer großen Ulme lagen zwei Gartenburschen auf dem Rasen und schliefen, sie streckten Arme und Füße von sich, die Mützen hatten sie über die Augen gezogen und sie schnarchten beide, daß es wie ein rauhes Zwiegespräch klang. Marie blieb einen Augenblick stehen, diese großen Männerkörper von dem tiefen Schlafe so hilflos und schlaff niedergeworfen, erschienen ihr merkwürdig. Als sie weiterging, erblickte sie vor sich am Ende der Allee ein rot- und weißgestreiftes Figürchen, das eilig, eilig vorwärtshastete, die niederhängenden Arme schwangen in regelmäßiger Bewegung hin und her. ‚Das ist ja die kleine Zofe Emilie,‘ dachte Marie, ‚wohin die laufen mag. Jetzt biegt sie vom großen Wege ab und verschwindet hinter den Fliederbüschen, dort bleibt sie stehen, ihr weiß- und rotgestreiftes Kleid schimmert ein wenig durch, ein grüner Hut taucht auf, das mußte der junge Gärtner sein. Was sich hier nicht alles ereignet in dieser stillen, seltsamen Mittagstunde.‘ Marie stieg eine sanfte Anhöhe hinan, dort lag der kleine Teich, ein großes, rundes Loch mit tintenschwarzem Wasser. An seinem Ufer stand die Faulbaumlaube mit dem Steintisch und der Steinbank. Auf der Bank saß Felix, den Hut hatte er abgenommen und schlief, den Kopf auf die Brust gesenkt. Marie blieb stehen und betrachtete ihn. Das durch das Laub fallende Licht machte sein Gesicht bleich, und der Schlaf gab ihm einen kindlichen Ausdruck, und doch lag etwas Bekümmertes in seinen Zügen. ‚Der Arme,‘ dachte Marie, ‚das machen wohl die entsetzlichen Schulden.‘

Jetzt schlug er die Augen auf, einen Augenblick starrte er Marie schlaftrunken an, dann sprang er auf. „Ich bitte um Vergebung,“ sagte er, „ich glaube, ich habe geschlafen.“

„Wie fest Sie schliefen,“ erwiderte Marie. „Ich ging hier zufällig vorüber und da sah ich Sie.“

Felix' Lippen zuckten, Marie kannte das, wenn seine Lippen so zuckten, wenn seine Augen dunkel wurden, dann war er zornig, dann sah er grausam aus und sie fragte sich, was ihn jetzt wohl ärgern mochte.

„Natürlich,“ begann er, „ich glaube ohnehin nicht, daß es um meinetwillen geschah. Prinzessinnen gehen immer nur zufällig vorüber.“

Mariens Augen wurden rund vor Schrecken. „Warum sagen Sie das?“ fragte sie. „Warum sprechen Sie so mit mir?“

Felix zog die Augenbrauen zusammen und nagte an seiner Unterlippe: „Ich bitte um Vergebung,“ sagte er förmlich, „ich vergesse mich, ich weiß, ich benehme mich schlecht, ich bitte um Vergebung. Ich hoffe, Durchlaucht werden deshalb nicht gleich fortgehen. Ich verspreche tadellos korrekt zu sein, tadellos korrekt.“

Jetzt aber wurde Marie heftig, sie schlug mit den Narzissen auf die Steinplatte des Tisches und ihre Stimme klang, als seien die Tränen ihr nahe: „Ich will gar nicht, daß man mit mir immer tadellos und korrekt spricht, aber ich weiß, es ist Hilda, die Ihnen das eingeredet hat, daß man mit Prinzessinnen nur steif und langweilig sprechen kann. Hilda verachtet Prinzessinnen, weil sie sich nicht entwickeln, weil sie nicht moderne Mädchen sind.“

Nun lächelte Felix wieder gutmütig, das erregte, blonde Mädchen mit den runden, feuchten Augen gefiel ihm so gut und er spürte es angenehm, daß er Macht über dieses hübsche Mädchen hatte. „Wollen Durchlaucht sich nicht setzen?“ sagte er.

Digitized by Google

Marie ging zur Bank und setzte sich, die Knie zitterten ihr, und das Stehen fiel ihr ohnehin schwer. „Von der ewigen Prinzessin," fuhr sie klagend fort, „höre ich schon genug von Fräulein von Dachsberg. Prinzessin, das ist so wie ein Riegel, der vor alle Türen vorgeschoben wird, hinter denen es lustig zugeht. Sprechen Sie doch, wie Sie zu anderen Mädchen sprechen, wie Sie zu Hilda sprechen, sagen Sie, was Sie wollen, Sie brauchen auch nicht immer Durchlaucht zu sagen, das hält nur auf."

„Wie soll ich sagen?" fragte Felix.

„Wie Sie wollen," erwiderte Marie ärgerlich, „das müssen Sie doch besser wissen."

Felix schaute Marie mit einem Blick nachdenklicher Überlegenheit an. „Eine Prinzessin," meinte er, „ist ja etwas Hübsches, sie ist wie diese kleinen Madonnen, die haben rosa Gesichter und Goldtressen auf den Kleidern, sie stehen in kleinen Schilderhäuschen und wer an ihnen vorübergeht, der verbeugt sich."

„Ich will aber nicht allein im Schilderhäuschen stehen," rief Marie, „was muß man denn tun, was tun die anderen Mädchen? Was tut ein modernes Mädchen?"

Felix wiegte bedächtig seinen Kopf hin und her. „Ein modernes Mädchen," meinte er, „wenn es in den Park geht, um jemanden zu treffen, dann sagt es nicht, es sei zufällig vorübergegangen."

Marie wurde dunkelrot: „Ach, die lügen auch zuweilen," sagte sie, „nun gut, ich bin hergekommen, weil ich wußte, daß Sie hier sitzen werden."

Felix lachte über das ganze Gesicht und schlug sich mit der flachen Hand auf das Knie: „Dann ist alles in Ordnung," rief er, „dann ist alles gut. Wie ich Sie anbete! Und sagen darf ich auch, was ich will."

Marie nickte: „Also sagen Sie."

„Damals dort unter den Johannisbeeren," begann Felix, „da fing es an und seitdem hat es mich nicht losgelassen. Als Sie vorigen Sommer verreist und als Sie im Winter in Italien waren, da war der Urlaub für mich wie verloren, traurig wie die Kaserne. Hilda war wütend, sie sagte es sei dumm, sich in eine Prinzessin zu verlieben, dabei komme nichts heraus. Nein, vielleicht kommt dabei nichts heraus, ein Avancement gibt es dabei Gott sei Dank nicht, für das man sich schinden muß. Bei den schönsten Dingen kommt nie etwas heraus, die haben keine Zukunft. Und wenn Sie heute hierhergekommen sind und wenn wir hier beieinander sitzen und ich Ihnen alles sagen darf, ist das nicht schon viel? Ist das nicht kolossal viel?"

Marie hielt die Hände im Schoße gefaltet, ihr Gesicht war ernst, als hörte sie einer Andacht zu, einer seltsam erregenden Andacht.

„Eines könnten wir noch tun," sagte Felix nachdenklich.

Marie lächelte matt, ließ die Arme schlaff an sich niedergleiten nnd fragte: „Was muß ich noch tun?"

Diese Willenlosigkeit, die sie schwach machte, tat ihr wohl. „Ich denke, wir gehen dort durch das Tor hinaus," schlug Felix vor, „drüben ist ein Stück Heideland und eine kleine Kiesgrube und dort in der Kiesgrube, da muß es jetzt wundervoll sein."

Marie schüttelte den Kopf, nein, das war zu gefährlich.

„Es ist gefährlich," gab Felix zu, „aber zusammen in einer Gefahr sein, das befreundet."

Allein, Marie wollte das nicht wagen, nein, das ging nicht.

„So so, das geht nicht," wiederholte Felix kleinlaut. Einen Augenblick schwiegen beide. Drüben in der Allee tauchte wieder das rot- und weißgestreifte Figürchen der Zofe auf und rannte, die Arme hin- und herschwingend, dem Schlosse zu. „Diese kleine Zofe," sagte Felix, „sehe ich jedesmal, wenn ich hier sitze. „Sie läuft in die Fliederbüsche zu ihrem Burschen."

Marie erhob sich von der Bank. „Gehen wir also in Ihre Kiesgrube," sagte sie entschlossen.

Vorsichtig schlichen sie unter den Flieder- und Faulbaumbüschen bis an das Parktor. Dort führte die Landstraße vorüber und jenseits derselben lag das Heideland und die kleine Kiesgrube. Es ging steil in sie hinab und Marie mußte sich fest auf Felix stützen. Unten war es voller Sonnenschein, vorjähriges Heidekraut bedeckte die Wände, hie und da das große Blatt einer Klettenstaude und die goldene Puschel einer Löwenzahnblüte, es roch nach warmem Sand.

„Bitte, sich zu setzen," sagte Felix und rieb sich vergnügt die Hände, „hier auf

Digitized by Google

das Heidekraut, das knistert wie Seide, nicht wahr? ein famoses Chambre à part. Wir sind hier sozusagen aus der Welt fort, nichts ist mehr da, fühlen Sie nicht, wie die Prinzessin hier von Ihnen abfällt?"

„Ja," meinte Marie, „ich glaube, ich fühle so etwas."

Da schob Felix seinen Arm um ihre Taille, sie wunderte sich ein wenig darüber, sie dachte jedoch, das muß wohl so sein. Dann beugte er sich über sie und küßte sie.

Marie fühlte seine heißen Lippen, seinen kleinen Schnurrbart auf ihren Lippen. Es ging ihr durch den Sinn: ‚Also das ist das, wovon Hilde spricht, und habe ich dabei auch etwas zu tun, vielleicht muß ich meine Arme um seinen Hals schlingen,' und sie schlang ihre Arme um seinen Hals. Es mußte wohl das Rechte sein, denn ihr wurde dabei warm um das Herz.

Befriedigt lehnte Felix sich in das Heidekraut zurück und schloß die Augen. „Ach, süße Durchlaucht," sagte er, „schön, schön ist es hier, wenn ich die Augen schließe, höre ich etwas klingen, das ist mein Blut, es zirpt wie die Feldgrillen."

„Ich kann die Augen nicht schließen," erklärte Marie kleinlaut, „wenn ich die Augen schließe, dann fürchte ich mich; ich fürchte mich davor, daß ich hier bin und daß Sie hier sind, und ich sehe das Schloß und Fräulein von Dachsberg, die mich sucht."

„Nur keine Gewissensbisse," fuhr Felix auf, „Gewissensbisse sind gewöhnlich, Gewissensbisse verderben alles. Wir werden uns solange nicht wieder sehen," fuhr er gefühlvoll fort, „heute nachmittag fahre ich mit meinem Vater zu einem langweiligen, alten Onkel, dort bleiben wir zwei Tage und kommen dann abends spät nach Hause und morgen früh geht es dann wieder fort in den Dienst. Also nur eine Nacht bin ich noch hier, aber diese eine ganze Nacht werde ich dort im Parke auf der Bank sitzen."

„Im Park?" fragte Marie erstaunt. „Ich kann doch bei Nacht nicht in den Park kommen."

„Nein, das können Sie vielleicht nicht," fuhr Felix fort, „gleichviel, ich werde die ganze Nacht auf der Bank sitzen und an Sie denken und auf etwas Unmögliches warten, auf ein Wunder."

„Ich kann ja nicht einmal aus meinem Zimmer heraus," stöhnte Marie gequält, „ohne daß Emilie es merkt."

„Nun, die kleine Zofe Emilie," meinte Felix, „die würde die richtigen Wege wohl wissen. Aber ich sage nicht, daß es möglich ist, ich sage nur, ich werde auf der Bank sitzen."

Unruhig wandte Marie sich im Heidekraut hin und her. „Nie werde ich das tun!" wimmerte sie. Sie empfand jetzt diesen fremden Willen, der Macht über sie hatte, wie etwas Schmerzhaftes. Felix antwortete nicht.

Lautlos schwirrten kleine blaue und goldbraune Schmetterlinge über sie hin, leise vor sich hin scheltend kamen Hummeln zu den Löwenzahnblüten, hoch oben aber über den hellblauen Himmel flogen Schwalben pfeilschnell dahin und stießen schrille, kleine Jauchzer aus, die Marie unendlich sorglos schienen.

„Jetzt müssen wir wohl gehen," sagte Felix.

Sie standen auf und kletterten die steile Wand der Kiesgrube hinan. Sie sprachen nicht miteinander, Marie hatte das Gefühl, schuldig zu sein, und das machte sie elend. Als sie glücklich am Parktor angelangt waren, küßte Felix ernst Marien die Hand und sagte: „Leben Sie wohl, hier auf der Bank werde ich an Sie denken." Marie wußte nichts darauf zu erwidern und so trennten sie sich.

Jetzt hatte Marie Eile, nach Hause zu kommen, sie lief fast und unwillkürlich schwenkte sie die Arme, wie sie es bei der Zofe Emilie gesehen. Im Schlosse ging Fräulein von Dachsberg schon durch die Zimmer und suchte die Prinzessin; sie war sehr ungehalten, daß Marie so erhitzt war, der Doktor hatte jede stärkere Erhitzung verboten. Das Sitzen um die Mittagzeit im Garten war unzuträglich, jetzt konnte an einen Spaziergang nicht gedacht werden, die Prinzessin sollte ruhig im Boudoir sitzen und Fräulein von Dachsberg wollte ihr vorlesen. Sie nahm Vilmars Literaturgeschichte und las von den Meistersängern in Nürnberg. In ihrer Stimme zitterte die Unzufriedenheit nach. Marie lag im Sessel und hörte nicht zu. Sie hatte Herzklopfen und war todmüde. An das eben Erlebte dachte sie wie an etwas, das

Digitized by Google

schon sehr fern schien, es war so unwahrscheinlich. Was hatte die kränkliche Prinzessin hier, der Fräulein von Dachsberg Vilmar vorlas, zu tun mit dem Mädchen dort in der Kiesgrube, das sich von Felix küssen ließ? Von diesem Mädchen ließ sich auch das Unmögliche erwarten, es würde ruhig bei Nacht in den Park gehen. Mit der kleinen Emilie ließ sich reden, sie konnte ihr Geld geben, sie konnte ihr damit drohen, daß sie gesehen hatte, wie sie in die Fliederbüsche zum jungen Gärtner ging. Das wäre natürlich unedel, aber so war das Leben.

⁂ ⁂ ⁂

Die Fürstin und die Baronin Dünhof fuhren am Nachmittage in das Waldschlößchen, der Graf Streith hatte sie zum Tee eingeladen. Die Fürstin trug ein leichtes himbeerfarbenes Kleid und einen Hut, der über und über mit Maiblumen bedeckt war. Sie war sehr heiter, lachte über kleine, unbedeutende Dinge und neckte die Baronin Dünhof mit dem Grafen Minsky. „Wenn er sich zu Ihnen setzte, machte er ganz süße Augen.“ Die Baronin übertrieb ihre Entrüstung darüber, um die Fürstin zu unterhalten. „Dieser schreckliche Mensch, er kommt mir vor wie eine Tasse Kaffee, in die man zuviel Zucker getan.“

Im Schlößchen empfing der Graf die Damen am Fuße seiner Treppe und führte die Fürstin in den Gartensaal. „Ich denke, wir gehen zuerst in den Garten,“ schlug die Fürstin vor.

Die Gartenwege waren frisch mit einem hübschen, rötlichen Sande bestreut und von Reihen kleiner, feuerfarbener Tulpen eingefaßt, dahinter standen die Rosenstöcke, ein jeder trug an einem weißen Täfelchen seinen Namen. Auf dem Rasenplatz befanden sich runde Inseln voll weißer und roter Tulpen und voll Hyazinthen. Das kleine Wasserbecken aber, in dessen Mitte ein Triton, der aus seiner Muschel einen dünnen Wasserstrahl in die Luft blies, umgab ein dichter Kranz weißer Narzissen. In der hellen Frühlingssonne leuchteten die Farben lustig auf, als sei alles frisch gewaschen und beginge hier in dem stillen Garten einen Festtag. „Ach, Streith, schön, schön,“ sagte die Fürstin, und die Baronin Dünhof rief begeistert aus: „Wie gemalt!“

Streith erklärte seine Rosen: dieses war der Sultan von Zanzibar, diese die Baronin Rothschild, hier Madame de Récamier. Streith hoffte, sie würden dieses Jahr zu gleicher Zeit blühen und dann wollte er sie Ihrer Hoheit vorführen. „Ja, dann komme ich,“ sagte die Fürstin, „ich weiß nicht, ich habe doch auch Tulpen und Narzissen und Rosen, aber bei uns sind sie fern und fremd, der Gärtner stellt sie in die Vasen, oder wir gehen vorüber und riechen einmal an ihnen, das ist alles. Hier bei Ihnen sind sie so wesenhaft, sie stehen beieinander wie eine vornehme Gesellschaft, in der man gern ‚reçu‘ sein möchte.“

„Das ist nicht leicht,“ meinte Streith, „Blumen sind sehr exklusive Wesen, es ist nicht möglich, ihnen nahezukommen, sie halten uns immer in Distanz. Zuweilen beschleiche ich die Tulpen abends, fasse sie an, aber wie abweisend sind dann die geschlossenen, feuchten Kelche. Ich kann sie wohl brechen, aber das ist dann rohe Gewalt, sie dulden still und vornehm wie die Aristokratinnen, die zur Guillotine geführt wurden.“

„Nein, nein,“ versetzte die Fürstin, „Sie sind mit Ihren Blumen befreundet.“

Der kleine Blumengarten, flach wie ein buntes Schachbrett, wurde von einer Wand blühender Fliedersträuche abgeschlossen, hinter denen der Obst- und Gemüsegarten lag.

„Natürlich will ich den Gemüsegarten sehen,“ sagte die Fürstin, „alles will ich sehen. Wo sind Ihre Igel?“

„Die schlafen bei Tage,“ erwiderte Streith, „die Nachtschwärmer.“

Die Obstbäume standen in Blüte und die windstille Luft war voll langsam und lautlos zur Erde niederflatternden, weißen Blütenblättern.

Streith stellte seine Bäume vor: „Dies sind die Reinetten, dies die Gravensteiner, hier die Kaneelbirnen, die einen eigentümlichen Rokokogeschmack haben, hier die Spalierbirne.“

„Wie wohlerzogen das alles aussieht,“ meinte die Fürstin, „sehen Sie, Dünhof, die Gemüsebeete, wie mit dem Lineal gezogen. Es war mir nie aufgefallen, daß Gemüsebeete so hübsch sein können.“ Die Fürstin ließ Streiths Arm los, um zwischen den Gemüsebeeten entlang zu gehen. „Da sind ja Kohlpflänzchen und die Erbsen.

Digitized by Google

Dieses sind wohl Karotten — essen Sie Karotten? Ich esse sie nicht."

„Doch," erwiderte Streith, „sehr weich gekocht und ganz jung haben sie einen leichten Aprikosengeschmack."

Die Fürstin legte ihr Lorgnon vor die Augen und beugte sich tief auf das Beet hinab: „O, wirklich," meinte sie, „aber das sind vielleicht nur Ihre Karotten."

„Hier ist eine neue Sorte weißer Erdbeeren," erklärte Streith, „und dort die Spargel, denen der Gärtner und ich eine besonders liebevolle Aufmerksamkeit widmen."

„Und dort sind die Treibbeete," rief die Fürstin, „die muß ich auch sehen. Wie hübsch glatt die kleinen Wege zwischen den Beeten sind, wie zum Tanzen." Die Fürstin machte einige gleitende Tanzschritte und lachte. Die Treibbeete lagen auf einem Hügel, die Glasfenster waren geöffnet, und dort sonnten sich die Radieschen, die Gurken und Melonenpflanzen. Die Fürstin setzte sich auf den Holzrand eines Treibbeetes und atmete wohlig den scharfen Duft ein, der ringsumher von den Kräutern aufstieg. „Wie warm es hier ist und wie gemütlich," sagte sie, „wenn ich Sorgen habe, möchte ich hier sitzen, es ist hier so friedlich, man sitzt hier wie unter guten Menschen. Geben Sie mir doch auch eines Ihrer Radieschen zu kosten."

Vorsichtig zog Streith einige Radieschen aus dem Beete, ging zum Brunnen, um sie abzuspülen und bot sie den Damen an.

„Köstlich, köstlich," rief die Fürstin, „ich glaube, das schmeckt auch ein wenig nach Aprikosen, nicht wahr, liebe Dünhof?"

Nun war es Zeit, wieder in das Haus zu gehen. Im Gartensaal wurde der Tee serviert. Die Fürstin lehnte sich in die Sofaecke zurück, die Sonne hatte sie erhitzt, ihre Augen glitzerten und ihr Gesicht trug einen angeregt jugendlichen Ausdruck, der es verschönte. „Vorigen Tag sprachen Sie, lieber Graf, davon," begann sie sinnend, „daß wir uns mit dem Leben befreunden, ja, Sie können das, Sie wohl. Als ich jung war, stand ich mit dem Leben wie mit einer Gouvernante, und später wie mit einer Oberhofmeisterin."

Streith lachte: „Nun bei aller Freundschaft," versetzte er, „behalten wir doch einiges Mißtrauen. Ich war als Knabe sehr mißtrauisch. Wenn meinem Bruder und mir etwas Angenehmes bevorstand, ein Spaziergang oder ein festliches Essen, dann freute sich mein Bruder aufrichtig, in mir aber stiegen dunkle Ahnungen auf: wahrscheinlich wird es regnen, wahrscheinlich werden die Erwachsenen unfreundlich sein, oder die Stiefel werden drücken, wahrscheinlich wird der Kuchen so schwer sein, daß wir ganz wenig davon bekommen werden. Ich weiß, daß dieses meinen Bruder zur Verzweiflung brachte, er klagte meiner Mutter, ich verdürbe ihm die Freude. Ich wurde bestraft, durfte nicht mit auf den Spaziergang oder bekam keinen Kuchen."

„Der arme, kleine Donald," sagte die Fürstin mitleidig.

Streith jedoch fand das ganz richtig, Kinder müssen lernen sich zu freuen.

„Es gibt aber doch nichts Traurigeres," meinte die Baronin, „als ein enttäuschtes Kind."

„Und Kinder sind immer enttäuscht," versetzte die Fürstin lebhaft, „seltsam, jeder von uns ist ein Kind gewesen und doch verstehen wir Kinder so wenig wie Blumen. Jeder von uns erinnert sich doch, daß er als Kind von den Erwachsenen mißverstanden wurde."

„Ja, merkwürdig," bestätigte Streith und griff nach einem Teller mit Sandwiches und bot sie der Fürstin an. „Wollen Hoheit nicht diese Sandwiches versuchen, sie sind eine eigene Erfindung meiner Frau Buche."

Die Fürstin nahm eins der Brötchen und sah es aufmerksam an. „Enttäuscht Frau Buche Sie nie?" fragte sie, „ich meine so mit Hechtkoteletts und Sandwiches."

„Nie," antwortete Streith. „Mit den Jahren finden wir denn doch dieses und jenes im Leben, auf das wir uns verlassen können, so einige treue Bundesgenossen."

„Ein Bundesgenosse ist gut," sagte die Fürstin und ließ die Worte gefühlvoll klingen. „Drüben in Birkenstein, da hatte ich auch einen treuen Bundesgenossen."

Die Baronin schlug die Augen nieder und drückte sich tiefer in den Sessel hinein, als wollte sie ihre Gegenwart vergessen machen.

Streith lächelte feierlich und blickte auf

Digitized by Google

den Mund der Fürstin, auf die schmalen, sehr roten Lippen und auf die feinen Striche, die sich von den Mundwinkeln abwärts zogen und diesem Munde etwas Rührendes und Pathetisches gaben. Keiner sprach eine Weile, es war, als sollte die Bedeutsamkeit der letzten Worte nicht verwischt werden. Die Fürstin begann langsam den Sandwich zu essen, den sie in der Hand hielt. Endlich sagte sie: „Jetzt, Graf, müssen Sie uns etwas vorspielen, das gehört noch dazu."

Gehorsam stand Streith auf und ging an das Klavier. Er begann zu spielen. Schumanns „Glückes genug". Er spielte ganz leise und zart, und in den verhaltenen Jubel dieser Melodie mischte sich das leidenschaftliche Pfeifen eines Stares, der auf der Kastanie vor dem Fenster saß.

Ein leises Geräusch am offenen Fenster ließ Streith von den Tasten aufsehen.

Britta stand da vor dem Fenster, den Filzhut im Nacken, das dunkle Haar in die Stirn hängend. Sie lachte, Streith sah deutlich den weißen Glanz ihrer Zähne. Dann warf sie etwas in das Zimmer und verschwand.

„Wer ist das?" riefen die beiden Damen und fuhren mit den Lorgnons an die Augen.

Streith ging an das Fenster, er fühlte, daß er errötete wie ein Knabe. „Vorübergehende Kinder," sagte er, „ein Unfug, ich muß die Bank vor dem Fenster fortnehmen lassen."

„Das sind ja Veilchen, die Ihnen hereingeworfen werden," rief die Fürstin, „also eine Ovation."

Streith hatte sich gefaßt und wandte sich wieder den Damen zu: „Dieses Mal sind es Veilchen," meinte er, „ein anderes Mal weniger willkommene Dinge."

„War das nicht die Tochter dieser Walddame?" fragte die Baronin, „dieser Frau von Syrman?"

„Ich kenne diese Leute nicht," antwortete Streith trocken und bestimmt. Er setzte sich wieder an seinen Platz, tat, als sei der Vorfall nicht der Beachtung wert, obgleich er ihn so stark erregte, daß ihn fröstelte. Man sprach von gleichgültigen Dingen, vom Klavierspiel der Fürstin Kusmin, vom russischen Hofe und dann brachen die Damen auf.

„Ich danke Ihnen, Streith," sagte die Fürstin, „ich komme bald wieder."

Auf der Fahrt schwieg die Fürstin und versank in tiefe Gedanken. Nur kurz vor dem Schloß legte sie ihre Hand auf die Hand der Baronin und sagte: „Gertrud," in innigen Augenblicken nannte sie die Baronin Gertrud, „ich glaube, ich bin mit mir einig."

„Gott sei Dank," flüsterte die Baronin.

Streith ging unterdessen in seinem Gartensaale auf und nieder und ließ seinem Ärger freien Lauf. Nein, das war nicht möglich, diese Leute, die sich an ihn gehängt hatten, wurden ja zu einer Gefahr. Das konnte so nicht weiter gehen. Er wollte gleich mit dem Mädchen ein ernstes Wort reden. Er rief Oskar, befahl ihm Hut und Stock zu bringen, und auf die Veilchen, die am Boden lagen, weisend, sagte er: „Nehmen Sie das da fort."

Er schlug den kürzesten Weg zum Forsthause ein. Während er schnell vorwärts ging, begann er im Geiste schon Britta zu schelten, sie hatte ihm einen argen Streich gespielt. Gerade als die Stimmung harmonisch und weihevoll wurde, mußte sie mit ihren verdammten Veilchen kommen. Aus einem Tannendickicht in der Nähe des Forsthauses leuchtete etwas Blaues hervor, es war Brittas Kleid. Zur Erde niedergebeugt sammelte sie dort etwas in ihre Schürze hinein. Streith ging auf sie zu: „Guten Abend," schnarrte er.

Britta richtete sich jäh auf, sie errötete und auf ihrem Gesichte malten sich Schrecken und Angst so deutlich, wie auf dem Gesichte eines Kindes. Regungslos blieb sie stehen und schaute Streith an.

Dieser lehnte sich gegen einen Baumstamm, er war schnell gegangen und das Herz schlug etwas zu stark. „Gut, daß ich Sie hier finde, mein Fräulein," begann er, „ich wollte Sie bitten, mir ähnliche Überraschungen nächstens zu ersparen, ich bin überhaupt kein Freund von Überraschungen, und nun gar so durch das Fenster. Was sollen die Leute, die bei mir sind, davon denken? Entweder kommt man zu mir durch die Haustüre oder man kommt nicht zu mir. So geht das nicht, dieser Verkehr durch die Fenster ist bei uns nicht Sitte. Das wollte ich gesagt haben."

Britta stand noch immer regungslos da

Digitized by Google

und schaute Streith an, ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen, und Tränen überströmten ihre Wangen. Die Zipfel der Schürze, die sie gehalten, ließ sie fahren, um die Arme schlaff niederhängen zu lassen, und die Frühjahrsmorcheln, die sie gesammelt, fielen zu Boden.

„Auch für Sie, mein Fräulein," fuhr Streith fort, jetzt milder und väterlicher, „auch für Sie, mein Fräulein, dürfte solch ein Verhalten nicht empfehlenswert sein. Wohlerzogene junge Damen steigen nicht an die Fenster fremder Häuser, um Herren Veilchen zuzuwerfen. Davon ist durchaus abzuraten und Ihre Frau Mutter dürfte das kaum billigen. Also das wollte ich gesagt haben."

Seltsam war es, wie aller Ärger plötzlich fort war und Streith nicht mehr wußte, was zu sagen, er empfand nur einen starken Widerwillen dagegen, hier der scheltende, alte Herr zu sein, der dieses weinende, junge Wesen quälte.

Britta wartete einen Augenblick, ob Streith weiter sprechen würde und als er schwieg, sagte sie: „Dann ist also jetzt alles aus."

„Was ist aus?" fuhr Streith auf, „was soll denn aus sein?"

„Ich habe gleich gewußt, daß alles aus sein würde," wiederholte Britta.

„Was sprechen Sie, Kind," unterbrach sie Streith, „warum soll es aus sein? Ich habe mich ein wenig alteriert, entschuldigen Sie, es hat mich so überrascht, wäre ich allein gewesen, so hätten wir darüber gelacht, ha, ha. Sprechen wir nicht darüber und vor allem weinen Sie nicht. Sehen Sie, die schönen Schwämme haben Sie jetzt zur Erde fallen lassen."

„Ach die," sagte Britta und stieß mit dem Fuß nach den Schwämmen.

„Jedenfalls," fuhr Streith fort, „wischen Sie sich die Tränen vom Gesicht und dann wollen wir ein wenig gehen. So können Sie nicht nach Hause, Ihre Frau Mutter würde sich erschrecken."

Gehorsam wischte sich Britta die Tränen vom Gesicht und sie gingen langsam einen schmalen Weg zwischen den Tannen hin. Eine Weile stand der Wald auf sehr blankem Goldgrunde, dann wurde es dämmrig und kühl, ein ganz weißer Mond hing am Himmel.

„Haben Sie sich vor mir gefürchtet?" fragte Streith weich.

„Als Sie kamen," erwiderte Britta, „habe ich mich sehr gefürchtet. Wie böse Sie sein können, Ihre Augen wurden ganz gelb, und ich glaubte, Sie würden mich schlagen."

„Das muß häßlich gewesen sein."

„Ach nein, das war schön," meinte Britta, „Sie sahen aus wie ein Ritter und es tat mir fast leid, daß Sie mich nicht schlugen, da ich meinte, daß nun doch alles aus sei."

„Schmerzte es Sie, daß alles aus sein sollte?" fragte Streith.

„Ja," antwortete Britta, „seit Sie bei uns waren, seit ich mit Ihnen gehen und sprechen darf, ist doch etwas am Tage, auf das ich warten, auf das ich mich freuen kann. Sie sind so hübsch angezogen und es riecht um Sie nach kölnischem Wasser, und Ihre Ringe blitzen so schön, und wenn Sie etwas sagen, klingt es wie aus einer anderen, feinen Welt. Wenn ich bei Ihnen bin, habe ich so ein Gefühl, als ob ich mein Sonntagskleid anhätte."

„So, so," meinte Streith. „Aber ich denke, Sie sollten sich beim Erwachen auf jeden Tag freuen."

„Warum?"

„Nun, weil Sie da sind, weil Sie jung sind."

Britta zuckte die Achseln: „Das kenne ich schon."

„Sie sollten," fuhr Streit fort, „ganz stille im Sonnenscheine sitzen und fühlen, wie das Leben und die Jugend in Ihnen brennt."

Britta schüttelte den Kopf: „Das ist langweilig, ja, wenn alles hübsch und vornehm um mich wäre, dann könnte ich auch so dasitzen wie die Prinzessinnen im Garten und so vor mich hinsehen, oder bei Ihnen in Ihrem Zimmer mit den vielen Bildern. Dort muß es sein wie in der Kirche, man geht mit kleinen, langsamen Schritten, es fährt einem so kühl über den Rücken und es riecht nach Sonntag."

„Können Sie das nicht hier auch im Walde?" fragte Streith und er wünschte, daß Britta weiterplaudere.

„Nein," erwiderte Britta, „dazu muß man eine wohlerzogene, junge Dame sein, wie Sie sagen, und das bin ich nicht.

Digitized by Google

Mama ist eine Dame von Welt, wenn sie in den Stall zu den Schweinen geht, sieht es aus, als machte sie eine Visite, aber ich — vielleicht kommt das von der Blutmischung, von der Mama immer spricht."

„Nun, nun," tröstete Streith, „das kommt mit der Zeit. Um eine Weltdame zu sein, muß man die Welt kennen."

Britta sann eine Weile still vor sich hin, dann lachte sie hell auf: „Die Damen bei Ihnen," sagte sie, „müssen sich aber erschreckt haben, plötzlich erscheint so eine Schwarze am Fenster und wirft Veilchen in das Zimmer."

Streith versuchte auch zu lachen: „Ja, hm, überraschend war es."

Allmählich waren sie bis zum Forsthause gekommen, durch das geöffnete Fenster sahen sie die brennende Lampe auf dem großen Tische stehen und Frau von Syrman mit einem Buche auf dem Sofa sitzen.

„Gute Nacht," sagte Streith, „Sie sind mir also nicht mehr böse?"

„Sie waren ja böse," erwiderte Britta.

Streith lachte: „Ja so, nun gleichviel, gute Nacht."

„Kommen Sie nicht zu uns herein?" fragte Britta.

Streith lehnte ab, Frau Buche wartete zu Hause mit dem Diner.

„Ah, das Diner," sagte Britta ehrfürchtig, darauf fügte sie hinzu: „Wenn ich nicht müßte, würde ich auch nicht um eine Welt in das alte, blaue Zimmer da hineingehen. Gute Nacht."

Auf dem Heimwege fühlte Streith, daß der Abend kalt und feucht war, er schlug seinen Rockkragen auf, denn er war in der Eile ohne Paletot fortgegangen: ‚Das kann eine Erkältung geben,' dachte er, das eine Bein schmerzte ihn schon ein wenig. Zu Hause ließ er sich von Oskar entkleiden und mit kölnischem Wasser abreiben, dann zog er weiche, warme Hauskleider an und setzte sich zu seinem Essen. Er war hungrig und das Essen schmeckte ihm.

Frau Buche hatte ein kleines Sauté aus frischen Gemüsen gemacht, das aller Beachtung wert war. Gleich nach dem Essen legte er sich zu Bett, Frau Buche hatte heißen Tee gemacht und brachte eine Wärmflasche. Sie war sehr ungehalten. Wenn der Herr sich ohne Paletot im Nebel herumtreibe, dann sei es kein Wunder, wenn der Rheumatismus sich melde.

Wohlig streckte sich Streith im Bette aus und zündete eine Zigarette an. Oskar berichtete vom Tierarzt, der dagewesen sei und sprach von den Pferden, bis er entlassen wurde. Streith schloß die Augen. Lesen wollte er nicht, er wollte denken, an die Fürstin denken; allein immer wieder drängte sich Brittas Gestalt vor, Britta am Fenster, Britta unter den Tannen, das Gesicht von Tränen überströmt, und in dieser Vorstellung lag etwas, das ihn quälte. Sein Zimmer, sein Bett, der Tee, die Wärmflasche, die ganze Alteherrenbehaglichkeit, sie schienen ihn unendlich weit von Britta zu entfernen, und das tat ihm weh. Um dem ein Ende zu machen rief er Oskar und ließ sich ein Schlafpulver geben. (Schluß folgt)

Trennung

Am Mittag bleib ich tief betroffen stehn,
Ein dunkler Harfenton in meinen Ohren, —
Was hab' ich hier im fremden Land verloren?
Ich habe dich so lange nicht gesehn . . .

Der Abend wird durch die Gemächer gehn
Und Trunkene aus müden Träumern machen.
Kein Lied erfreut mich und ich kann nicht lachen:
Ich habe dich so lange nicht gesehn . . .

Dann kommt die Nacht und will es nicht verstehn,
Daß ich allein bin und die Sterne flammen
Auch über dir, und wir sind nicht zusammen —
Ich habe dich so lange nicht gesehn . . .

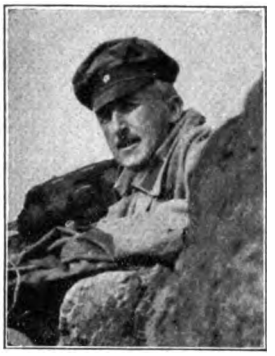
Ina Seidel

Digitized by Google

Dock in Middelburg. Gemälde von Fritz Rhein

Digitized by Google

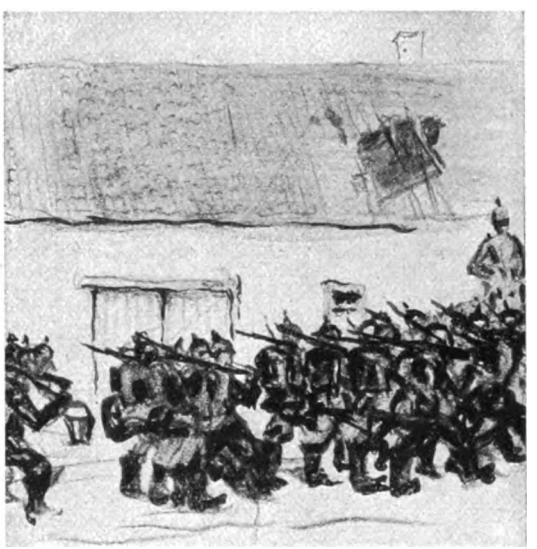
Digitized by Google



Fritz Rhein

Fritz Rhein. Von Hans Rosenhagen

Viele um die Zukunft der deutschen Kunst besorgte Menschen haben der Vermutung Ausdruck gegeben, daß nach Friedensschluß eine Hochflut von Schlachten- und Kriegsbildern über Deutschland hereinbrechen würde. Diese Annahme erscheint nicht ungerechtfertigt, wenn man die immer noch wachsende Zahl der Maler bedenkt, die sich an die Front begeben haben, um Eindrücke zu sammeln und sie in Zeichnungen, Studien und Bildern der Mitwelt vor Augen zu führen. Was viele erwarten, geschieht indessen meist selten, und gerade in diesem Falle dürften alle Befürchtungen grundlos sein. Einmal haben die Schlachten in diesem Kriege ein Aussehen genommen, das der bildlichen Wiedergabe insofern spottet, als die Kämpfer tunlichst unsichtbar bleiben und die Geschütze das erste Wort führen; und ferner ist die Frage, ob unter den jetzt zwischen den Schlachten tätigen Malern das Genie sich befindet, das dem ganzen Gebiete eine neue künstlerische Prägung und damit eine neue Bedeutung geben könnte. Auf dieses Genie kommt es nämlich an; denn darum ist die Kriegsmalerei von 1870/71 schließlich ohne Bedeutung geblieben, weil wohl niemand da war, der das aus dem 17. Jahrhundert stammende Schema hätte über den Haufen werfen können. Die Schlachtenbilder jener Tage sind im allgemeinen doch nur Wiederholungen und Varianten der Schöpfungen von Frans van der Meulen, Courtois und Philipp Rugendas. Der einzige, der wirklich fähig gewesen wäre, der Kriegsmalerei von damals neue Wege zu weisen, — Adolph Menzel stand beiseite. Seine herrliche Schöpfung „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch", sicherlich das selbständigste und eigenartigste Schlachtenbild, das im 19. Jahrhundert



Auf dem Marsch

Digitized by Google

gemalt worden ist, war den Zeitgenossen unverständlich geblieben, konnte ihn also auch nicht denen empfehlen, die damals Aufträge zu erteilen hatten. Das Wunderbarste an diesem Bilde ist zudem, daß es von jemand geschaffen wurde, der niemals eine Schlacht gesehen. Dieser Umstand wird anscheinend von denen nicht berücksichtigt, die von der Teilnahme vieler Maler an dem gegenwärtigen Kriege eine Neubelebung der Schlachtenmalerei erwarten. Einen Vorteil darf man allerdings davon erhoffen, nämlich, daß die im Kriege nicht zu vermeidende Berührung mit der Wirklichkeit die Künstler einesteils eher nachdrücklich auf den Wert des Naturstudiums hinweist und anderseits ihnen zum Bewußtsein bringt, daß ein volles Maß von handwerklichem Können erforderlich ist, um als Maler etwas zu leisten. Es kann gar keinem Zweifel begegnen, daß alle Maler, die gezwungen waren, jetzt im Felde zu arbeiten, außerordentlich viel für sich selbst gewinnen und begreifen lernen werden, was das heißt: „malerische Kultur" besitzen. Sie dürften in Zukunft auch nicht mehr die vorher so verächtlich behandelten „Traditionen" belächeln, weil sie am eigenen Leibe erfahren haben, welche Bedeutung jahrhundertelang gesammelte Erfahrungen und bewährte Methoden für den vor dem wild heranstürmenden Leben stehenden Maler besitzen. Wie der erwachsene Mensch im Augenblick der Not seines Kinderglaubens sich erinnert und wieder beten lernt, so haben die im Felde gewesenen Maler fast ohne Ausnahme angesichts der blutüberströmten Wirklichkeit vertrauensvoll sich der Mittel bedient, die sie den Akademien und ihren Lehrern verdanken; kaum einer von ihnen hat daran gedacht, in der mehr oder minder künstlichen Manier zu arbeiten, die er, um besser bemerkt zu werden oder als Anhänger einer Richtung zu gelten, vordem sich zugelegt. Man kann vielmehr die seltsame Entdeckung machen, daß die in diesem Kriege tätig gewesenen Zeichner und Maler in ihren Leistungen untereinander eine überraschende Ähnlichkeit zeigen. Wie die Religion, so triumphiert in diesem Kriege auch die Akademie und zeitigt Erscheinungen, die man vorher nicht für möglich gehalten.

Dorfstraße

Es ist jedoch vielleicht nicht unrichtig, bei den vor der Front tätigen Künstlern Unterscheidungen zu machen zwischen denen, die in militärischen Stellungen wirken und denen, die ausschließlich zu dem Zwecke hinausgegangen sind, um Zeichnungen und Bilder für Zeitschriften und das daheimgebliebene Publikum anzufertigen. Während jene dem Kriege entgegengehen und handelnd eingreifen, folgen diese nur seinen Spuren und berichten von seinen Ergebnissen. Das gibt naturgemäß zwei verschiedene Auffassungen vom Wesen des Krieges. Jedenfalls sind die eher in der Lage, die Sache selbst künstlerischer

Digitized by Google

Beschießung eines Dorfes

zu gestalten, deren Blut im Feuer und Drängen des Kampfes nicht überhitzt, nicht im wilden Sturm durch die Adern gejagt wurde. Auf der anderen Seite wird man dafür mehr den eigentlichen Krieg und wohl auch die echtere Stimmung finden. Man muß sich ferner darüber klar sein, daß kaum einer von all den Malern da draußen vom Kriege mehr zu sehen bekommt als einen Ausschnitt, ein kleines Teilchen; daß das Einzelerlebnis die Hauptrolle spielt und daß es noch ungewiß ist, ob es einem von den heut lebenden Künstlern gelingen wird, die ungeheuren Ereignisse dieses Krieges in einem Griffe als Bild zusammenzufassen. Es hat hundert Jahre gewährt, bis ein Menzel erschien, der des großen Friedrichs Waffentaten im Spiegel eines Bildes anschaulich zu machen verstand. Vielleicht muß Deutschland auch dieses Mal wieder ebensolange auf den Maler warten, der über die inneren und äußeren Fähigkeiten gebietet, die ihm erlauben, seines Volkes Wirken in diesem Weltkriege in einem überragenden Werke zu verherrlichen.

Solche Vermutung darf natürlich kein Hinderungsgrund sein, der guten Malerleistungen sich zu erfreuen, die im mehr oder minder engen Zusammenhange mit dem gegenwärtigen Kriege entstanden sind.

Auch Fritz Rhein gehört zu den Malern, denen der Krieg viel genützt hat. Nicht, daß er durch ihn erst zur Erkenntnis seiner eigentlichen Begabung gekommen oder überhaupt erst bekannt geworden wäre; aber es ist da draußen alles von ihm abgefallen, was ihn bis dahin gehindert, er selbst zu sein. Fritz Rhein war bis vor Ausbruch des Krieges ein typischer Vertreter der künstlerischen Jugend von Berlin W., nicht jener übermodernen, die ihre Direktiven von den Pariser „Fauves" herholt oder empfängt und sich nicht extravagant genug gebärden kann, sondern der, die sich um Max Liebermann hält. Liebermann hat jüngeren Kunstgenossen gegenüber niemals ein Hehl daraus gemacht, daß er für Maler, die ihr Handwerk nicht ordentlich beherrschen und darum sich für Originale halten, weil sie von

Digitized by Google

anderen Künstlern nichts lernen wollen oder können, überhaupt nichts übrig hat. Und obgleich der alte Frondeur bei allen möglichen Gelegenheiten gegen die Akademien gewettert hat, kennt man doch eine ganze Menge von Äußerungen von ihm, die keinen Zweifel darüber lassen, daß er einen Maler ohne Akademie für ein bedauernswertes Geschöpf hält. Daher ergibt es sich von selbst, daß der Kreis jüngerer Maler, die in Liebermann ihren Führer sehen, aus Leuten besteht, die Akademien besucht, d. h. etwas gelernt haben und sozusagen die Pflege guter Traditionen sich angelegen sein lassen. Die wohlwollende Gesinnung ihres Führers bedeutet für diese jüngeren Berliner Maler nicht wenig; denn durch die gesellschaftlichen Beziehungen Liebermanns kommen sie zu Aufträgen. Freilich wird dieser Kreis von Jahr zu Jahr kleiner, einmal, weil die jetzt heranwachsende künstlerische Jugend vielfach andere Ideale hat, als Liebermann, sodann, weil die begabteren unter seinen Anhängern allmählich selbständige künstlerische Persönlichkeiten werden, so daß sich naturgemäß eine Loslösung ergibt. Immerhin darf ausgesprochen werden, daß die Zugehörigkeit zu dem Liebermannkreise durchaus eine Empfehlung für einen jüngeren Maler bedeutet. Dem Wissenden sagt die Tatsache sogar noch einiges mehr, daß der Betreffende nämlich auch die Entwicklung durchgemacht, die bezeichnend ist für die letzten zwanzig Jahre Berliner Kunst, daß er mit Liebermann Realist, Freilichtmaler und Impressionist gewesen.

Wie vielen anderen, ist es auch Fritz Rhein so ergangen, daß er unbewußt dieser Entwicklung folgte. Er war sich keineswegs darüber klar, wohin sie ihn führte, welches Ziel er erreichen sollte. Er versuchte sich bald in dieser, bald in jener Richtung. Gewiß nicht ohne Erfolg nach außen, jedoch ohne innerliche Befriedigung. Es quälte ihn vielmehr zu bemerken, daß in jeder Art gute Bilder zu erzielen waren, und daß es im Grunde gleich war, ob man dunkel oder hell malte, Leibl oder Manet sich anschloß. Er fühlte einen bestimmten Mangel in seinen Leistungen, eine gewisse Unsicherheit gegenüber jeder neuen Aufgabe und ahnte nicht, daß das, was ihn störte, das Fehlen einer persönlichen Farbenanschauung war, daß er die Farben in seine Bilder setzte, wie er es von und bei anderen gesehen, anstatt sie zu geben, wie er sie selbst wahrnahm. Die Empfindung dieses Mangels wies freilich darauf hin, daß in Rhein mehr steckte, als er selbst wußte; aber er hatte nicht das Glück, jemanden zu treffen, der ihm die Augen öffnen konnte, und so gingen viele Jahre dahin, bis er aus sich selbst heraus entdeckte, was ihm notgetan. Dieser Umstand hinderte indessen den jungen Maler nicht, sich ein gewisses Ansehen beim Publikum und der Kritik zu erwer-

Auf Posten

Ausmarsch am Morgen

ben. Seine Arbeiten kamen dem herrschenden besseren Geschmack entgegen, zeigten ihn auf den Wegen der führenden Persönlichkeiten und hatten eine anständige Haltung. Und auch dadurch empfahl sich Rhein, daß er sich nicht zum Spezialisten entwickelte. Er malte alles mögliche: Bildnisse und Landschaften, Architekturen und Stilleben. Bei den Bildnissen kam ihm sehr zustatten, daß er sich von Jugend auf in der besten Gesellschaft bewegt und dadurch ein Auge für soziale Abstufungen gewonnen hatte. Es machte ihm Vergnügen, solche Abstufungen sorgsam herauszuarbeiten, unmerklich zu charakterisieren. Und auch darin unterschied er sich sehr vorteilhaft von anderen und berühmteren Porträtmalern, daß er Bildnisaufträge nicht benutzte, um einen bravouröſen malerischen Vortrag zur Geltung zu bringen, sondern, daß er mit allen Kräften danach strebte, das Wesen seines Modells im Bilde festzuhalten. Es ging ihm darum, seine Auftraggeber zufriedenzustellen, nicht, sich selbst in Szene zu setzen. Dabei machte er durchaus nicht Konzessionen im üblen Sinne. Seine Bildnisse waren weder süß, noch gefällig, sondern ließen keinen Zweifel darüber, daß er sich an all' den Meistern gebildet, für die der Liebermannkreis nach und nach sich begeistert hatte. Aber wenn man auch hinter der einzelnen Arbeit Liebermann oder Manet, Slevogt oder Corinth, Cézanne oder Greco ahnen konnte, es handelte sich nie um bloße Nachahmung.

Beobachtungsstand

Digitized by Google

Ausmarsch

Dazu war Rhein zu geschmackvoll, dazu besaß er viel zu viel Achtung vor der Wirklichkeit und auch zuviel Persönlichkeit. Wer sein Schaffen eingehender verfolgt hat, konnte sogar bemerken, daß er unablässig Anstrengungen machte, sich eine künstlerische Unabhängigkeit zu erringen. Sei es, daß er sich aus der Stadt aufs Land flüchtete, daß er München mit Berlin, Berlin mit Rom oder unvermittelt die Hellmalerei mit der Dunkelmalerei vertauschte, sei es, daß er von der leuchtenden Farbe Manets zu der schwärzlichen des Holländers Breitner floh oder sich von Liebermann am Neo-Impressionismus erholte. Erst in den letzten Jahren ist Fritz Rhein zu einer gewissen Beständigkeit gelangt, ohne in Einseitigkeit zu verfallen. Mehr und mehr hat er sich von dem Vorurteil freigemacht, daß individuell schaffen darin bestehe, sich immer der gleichen Malweise zu bedienen oder sich durch eine bestimmte Art der Wiedergabe in jedem Falle auszuzeichnen. Er weiß jetzt, daß eine Individualität sich nicht erwerben läßt, daß man sie vielmehr haben muß, und daß sie nicht in Äußerlichkeiten besteht, sondern auf der Empfindungsart beruht. Empfindung ist freilich eine Eigenschaft, die in gewissen Malerkreisen nicht viel gilt; letzten Endes aber bedeutet die Empfindung, das Gefühl, in der Kunst sehr viel. Man kann mit Empfindung schaffen, ohne doch auf die Empfindung der anderen bewußt zu spekulieren. Siehe Rembrandt! Und aus der Empfindung heraus ist Rhein schließlich auch zu seiner eigenen malerischen Anschauung gelangt. Er ist kein Koloriſt geworden, verfügt nicht über die Fähigkeit, starke und leuchtende Farben zu brausenden Harmonien zusammenzuschweißen; aber er besitzt ein feines Gefühl für Tonwerte, und da seine Farben kräftig und massiv sind, wirkt seine Malerei durchaus wuchtig und männlich. Seine Arbeiten zeigen, was heut schon etwas Ungewöhnliches ist, eine sichere Beherrschung der Form, also gute Zeichnung und Durchbildung im einzelnen, ohne falsche Intimität. Diese Eigenschaften kamen Rhein besonders für seine künstlerische Tätigkeit im Felde zustatten. Seine Zeichnungen und Aquarelle zählen zu den vorzüglichsten Leistungen, die da draußen entstanden sind.

Fritz Rhein entstammt einer Soldatenfamilie. Sein Vater ist der General d. Inf. Rhein, der pensioniert in Cassel lebt. Irren wir nicht, so war er 1871 mit der Neuordnung der deutsch-französischen Grenzfragen beauftragt, und die Pariser Presse prägte daraufhin den tröstlichen Satz: „C'est toujours le ‚Rhein', qui fait la frontiére

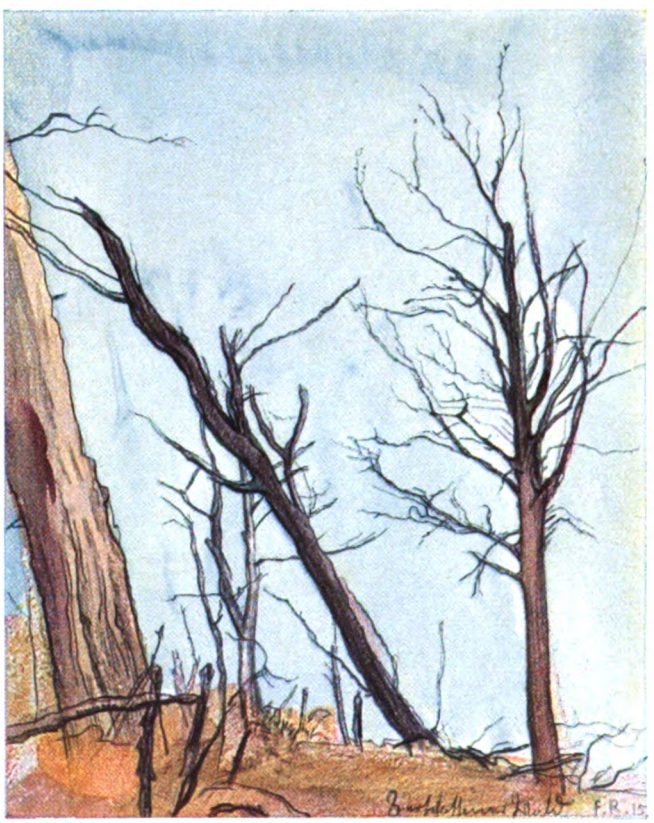
Digitized by Google

française.“ Zwei Brüder des Malers sind Offiziere, und vielleicht würde auch er die militärische Laufbahn eingeschlagen haben, hätte er nicht von Kind an schon die Neigung zur Malerei besessen. Die Wiege Fritz Rheins stand zufällig — der Vater wurde viel versetzt — in Stettin, wo er am 20. März 1873 das Licht der Welt erblickte. Entscheidend für die Berufswahl des jungen Menschen wurden die Beziehungen der Familie, deren Wohnsitz inzwischen Cassel geworden war, zu Louis Kolitz, dem an der dortigen Akademie als Lehrer und Direktor wirkenden Schlachten- und Bildnismaler. Nur zögernd entschloß sich der Vater, den Wunsch des Sohnes zu erfüllen und ihn Maler werden zu lassen. Im Herbst 1889 erhielt Fritz Rhein endlich die Erlaubnis, die Akademie zu beziehen. Er blieb zweiundeinhalb Jahre dort Schüler und stand ganz unter dem Einflusse von Kolitz. Dieser — er starb vor einiger Zeit — war nicht nur ein vorzüglicher Lehrer, sondern auch ein ausgezeichneter Künstler, dessen Bilder aus dem Kriege 1870/71 neben denen von Otto von Faber du Faur die einzigen aus jener großen Zeit sind, denen gute malerische Eigenschaften nachgerühmt werden können. Im Sommer 1893 trat Rhein die übliche Studienreise an und ließ sich in Willingshausen in der Schwalm nieder, wo es nicht nur eine schöne Natur, sondern auch Bauern in der malerischen hessischen Volkstracht gibt. Er traf dort mit Noah Bantzer und Hans von Volkmann zusammen. Der eine der beste Schilderer des Hessenvolkes, der andere ein hervorragender Landschafter. Von ihnen erfuhr Rhein, daß er noch viel zu lernen habe, und Bantzer riet ihm dringend, gleich ihm, ein paar Jahre in Paris zu studieren. Dazu langten nun freilich die Mittel nicht, die dem jungen Akademieschüler zur Verfügung standen. So ging

Pferdeappell

Digitized by Google

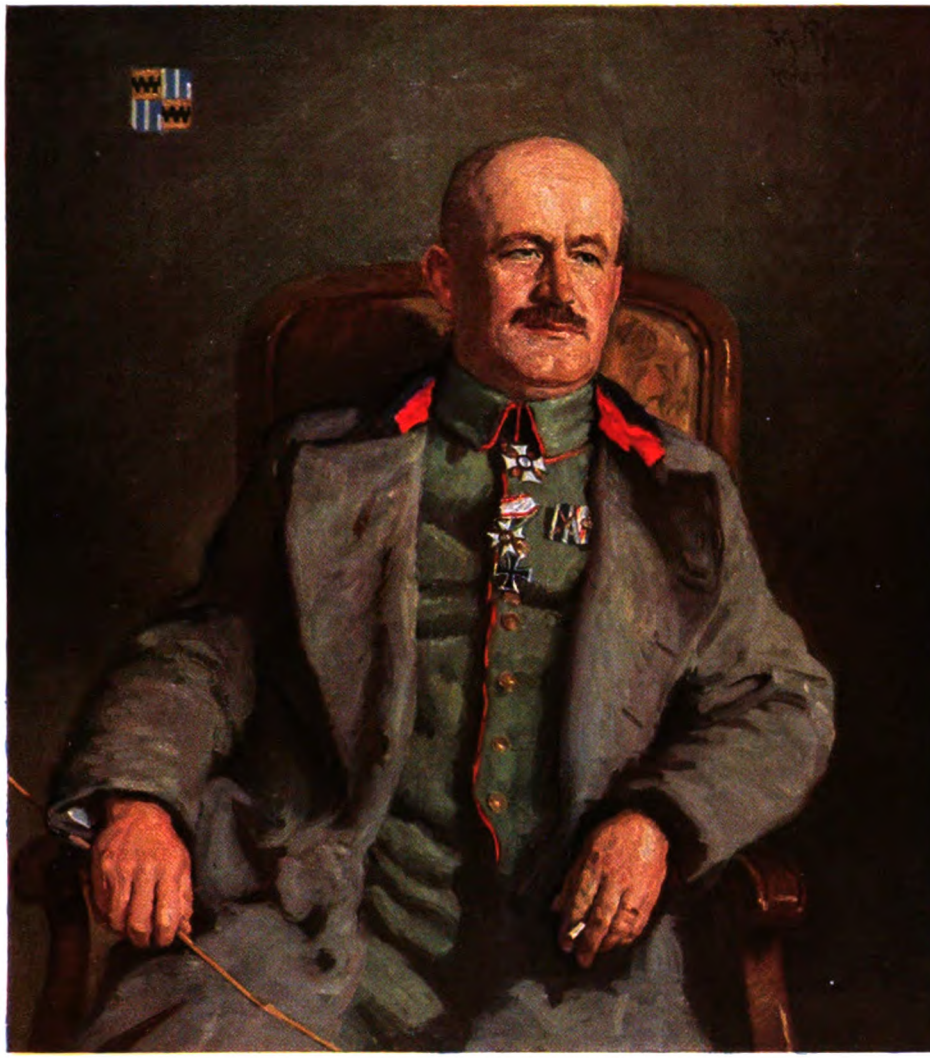
er denn, nachdem er, im Jahr zuvor schon, seiner Militärpflicht in Cassel genügt, nach München und trat dort im Herbst 1893 in die Malschule des Ungarn Hollosy ein, der als guter und anregender Lehrer großes Ansehen unter den jüngeren Malern genoß. Von ihm vorbereitet, wandte er sich dem Diez-Schüler Paul Höcker zu, der den Pleinairismus an der Münchener Akademie vertrat. Aus dem Atelier Höckers sind einige sehr bekannte Maler hervorgegangen: Leo Putz, Max Feldbauer, R. M. Eichler, Linde-Walther u. a. Der Künstler gehörte zu jenen seltenen Lehrern, die die Persönlichkeit des Schülers respektieren und ihn nicht nötigen, so zu arbeiten, wie sie selbst. So kam es, daß Rhein, trotz der vielen Freilichtstudien der anderen Höcker-Schüler, der Dunkel- oder vielmehr Tonmalerei im Sinne Leibls sich zuwenden konnte. Im Herbst 1897 entschloß er sich, nach Berlin überzusiedeln. Er fand Gelegenheit, einstweilen in Gustav Eberleins Atelier die Malerei weiter zu betreiben. Später stellte ihm ein Freund das seinige zur Verfügung. Es gelang Rhein dann, den Michael Beer-Preis der Berliner Akademie zu erhalten, der ihm erlaubte, 1899/1900 nach Rom zu gehen und seine Studien fortzusetzen. In der ewigen Stadt fand er seinen Lehrer Paul Höcker wieder, der sich dort niedergelassen, und malte fleißig Akte im Freien. Der Herbst 1900 sah ihn wiederum in Deutschland, auf der Besitzung einer befreundeten Familie in Oberfranken, wo ihm der Sinn für die Schönheit der in allen Farben prangenden deutschen Landschaft aufging. Nach längerem Verweilen zog es ihn wieder ins väterliche Haus nach Cassel. Dort entstand sein erstes wichtigeres Porträt, das Bildnis des alten Generals Rhein, seines Vaters. Doch nach München, Berlin und Rom wollte ihm das stille Cassel nicht mehr schmecken. Er sah dort kein rechtes Vorwärtskommen und ging daher, kurz entschlossen, im Herbst 1901 wieder nach Berlin.



Zerschossener Wald

Das war die Zeit, da die Berliner Sezession in Blüte stand und Liebermann die führende Persönlichkeit im Berliner Kunstleben war. Die Pariser Ausstellung 1900 hatte die Aufmerksamkeit der Berliner Maler auf die französischen Impressionisten gelenkt, und die rührigeren von ihnen bemühten sich, in deren Art zu malen. Manet war Trumpf. Fritz Rhein befand sich bald mitten in diesem Kreise und schwamm mit seinen Freunden Linde-Walther, Leo von König, Konrad von Kardorff, Ulrich Hübner munter in dem Strom, der sie zu den Gestaden des Ruhms tragen sollte. Zuerst freilich ging es ihm nicht gut. Ihm fehlten die Mittel zu dem

Digitized by Google



Bildnis des Majors von Schoeler
Gemälde von Fritz Rhein

Digitized by Google

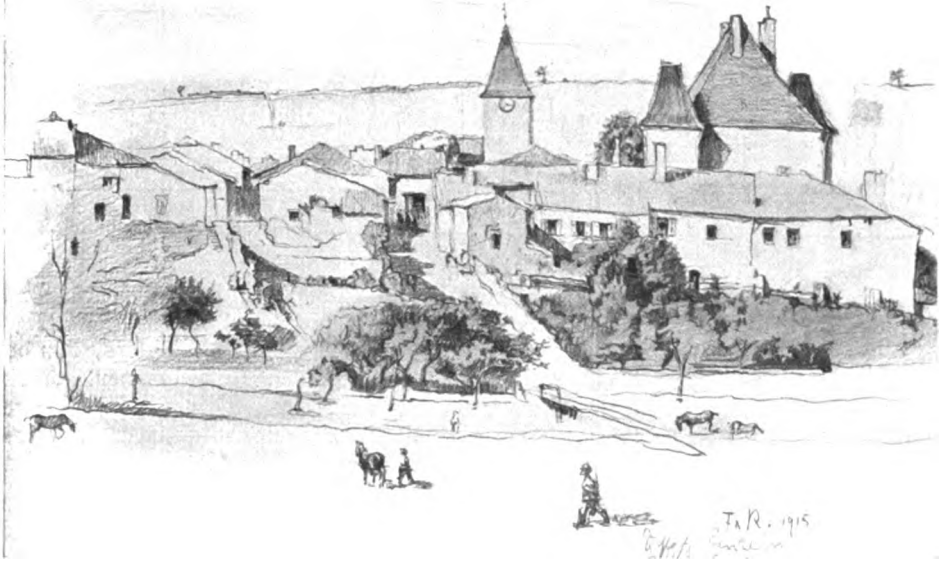
Digitized by Google

Euvezyn vor der Beschießung

Leben, das die anderen führten, und er versuchte, sich durch Illustrieren und Plakatentwürfe über Wasser zu halten. Durch gesellschaftliche Beziehungen kam er endlich zu einem Porträtauftrag, der ihn 1902 für einige Monate nach Nürnberg führte. Auch in Berlin fanden sich allmählich solche Aufträge und auf einer Sommerreise nach Schleswig, 1905, kam es zu einem Bildnis mit dem Hintergrunde der See, das wegen seiner Dunkelheit von einigen Freunden Rheins als Abfall von der guten Sache, d. h. vom Impressionismus empfunden wurde. Auch in den gleichzeitigen Landschaften zeigte sich das Bestreben des Künstlers, von der Manet-Schablone loszukommen. Rhein war sich in dieser Zeit seiner Unsicherheit gegenüber der farbigen Natur bewußt geworden und versuchte nun durch fleißiges Malen von Interieurs und Stilleben auf einen besseren, auf den richtigen Weg zu kommen. Der Erfolg blieb nicht aus. Der Deutsche Kunstverein kaufte eine seiner Arbeiten an

Digitized by Google

und auch einige andere Bilder fanden ihre Liebhaber. Im Jahre 1906 heiratet der Künstler und macht sich sogleich daran, mit seiner schönen und anmutigen jungen Frau die Heimat der besten Malerei, Holland aufzusuchen. Die Werke der Unsterblichen, der Rembrandt, Hals und Vermeer befruchten seine Malerphantasie nicht weniger als die schönen Städte Hollands und seine beruhigenden Landschaften. Mit einer stattlichen Reihe wohlgelungener Bilder, die in ihrer satten Farbe und ihrer klangvollen Tonigkeit an die frühen Arbeiten Monets und Liebermanns erinnern, kehrt er heim. Gönner und Freunde seiner Kunst und förderliche gesellschaftliche Beziehungen stellen sich ein. Seine Bildnisse, 1908 das seiner Frau, 1909 das des Generals von Gebsattel und von Rheins Jungen, 1910 der Dramaturg und Schriftsteller Frisch und Frau Rhein und Sohn fallen in den Ausstellungen der Münchener und Berliner Sezession aufs angenehmste auf und tragen dem Künstler weitere Porträtaufträge ein. Im Jahre 1911 fällt ihm der Villa Romana-Preis des Deutschen Künstlerbundes zu. Er benutzt den Sommer noch, in Potsdam fleißig zu landschaftern, und geht erst 1912 nach Florenz, um die Vorteile des Preises in der Villa Romana zu genießen. Auch dort ist er nicht müßig gewesen. Er bevorzugte jetzt das Damenbildnis, malt eine Reihe von schönen und vornehmen Damen, deren Porträts zu den erfreulichsten gehören, die in der letzten Zeit in Deutschland entstanden sind. Mögen andere Künstler glänzender im malerischen Vortrag, packender im Koloristischen sein — die Bildnisse von Rhein haben den unbestreitbaren Vorzug einer vornehmen und vertieften Auffassung. Ihn interessiert in erster Linie die Frau. Er macht nicht einen bloßen Kleiderstock aus ihr, sondern sucht, auch ihren seelischen Reiz, das Reinweibliche festzuhalten. Er malt sie in der ihr eigentümlichen Stimmung. Man unterscheidet bei seinen Bildnissen ganz genau, in welchen Kreisen diese Frauen sich bewegen, während man bei den Frauenporträts anderer und oft sehr namhafter Maler nicht immer weiß, ob die Dargestellte ein in ein elegantes Kostüm gestecktes Modell, eine Kokotte oder eine



Schloß Euvezyn

Digitized by Google

Dame der Gesellschaft ist...

Der Krieg hat Fritz Rhein aus diesen den Künstler in jedem Sinne fördernden Arbeiten gerissen. Als Vizefeldwebel in einem Infanterieregiment wurde er gleich in den ersten Augusttagen 1914 mit seiner Truppe an die Westgrenze geschickt und hat dort die Leiden und Freuden des Stellungskrieges im Schützengraben nach allen Richtungen auskosten können. In „Kunst und Künstler" hat er gelegentlich auf Grund seines Tagebuches sehr interessante Berichte darüber mit ergänzenden Zeichnungen veröffentlicht. Nachdem er zum Leutnant befördert worden und die Lage seines Regiments eine gewisse Stetigkeit erlangt hat, bot sich Rhein die Möglichkeit, stellenweise auch weiter seinem Malerberufe nachzugehen. Wie er die ihm dazu gegönnte Zeit ausgenutzt hat, lassen die Wiedergaben seiner angesichts des Feindes entstandenen Arbeiten erkennen. Was der Fernerstehende nicht auf den ersten Blick bemerken wird, ist der große Fortschritt, den sie gegenüber früheren Leistungen Rheins verraten. Ein guter Zeichner war er immer, jetzt kommt aber auch seine Sicherheit im Erfassen des Wesentlichen und des bildmäßigen Ausschnittes recht deutlich zum Ausdruck. Er sieht die Wirklichkeit jedoch nicht nur bildmäßig, sondern auch eigenartig. Die Zeichnungen „Auf dem Marsch", „Dorfstraße", „Das Dorf" gehören zu den originellsten künstlerischen Darbietungen, die in diesem Kriege entstanden sind. Und nicht genug anzuerkennen ist die Einfachheit der Mittel, auch in den Aquarellen. Jeder Strich, jeder Farbenfleck ist voller Gefühl und daher lebendig. Mit Recht hat die Berliner Nationalgalerie sich einen Teil solcher Arbeiten Rheins gesichert. Es kommen in diesen Blättern Eigenschaften des Künstlers zur Geltung, die herauszuholen vielleicht erst die harte Hand des Krieges nötig war, die aber doppelt schätzbar sind, weil sie in einem gewissen Gegensatz zu den künstlerischen Bestrebungen, die vor dem Kriege herrschten, stehen und beweisen, daß Fritz Rhein im Grunde seines Herzens eine Natur ist. Jedenfalls steckt der ganze tüchtige und liebenswürdige Mensch, als den ihn seine Freunde kennen, darin.

Auf dem Felde

Doch auch als Maler ist Fritz Rhein vorangekommen. Die im Felde entstandenen Bildnisse seines Regimentskommandeurs, des Majors von Schoeler, und seines Schwagers gehören zu den vorzüglichsten Leistungen des Künstlers und der jüngsten Kriegsmalerei überhaupt. Sie befriedigen auch die Kenner, und man darf es als einen glücklichen Zufall betrachten, daß Fritz Rhein auch die Bildnisse zweier der hervorragendsten Heerführer malen durfte, nämlich die von Kluck und Beseler. Denn wenn man sieht, welche unzulänglichen Kräfte am Werke sind, die Männer zu porträtieren, auf die das ganze deutsche Volk mit Stolz, mit Liebe und Begeisterung blickt, darf man froh sein, daß neben anderen wirklich Berufenen auch ein Maler wie Fritz Rhein zu Worte kommt, ein Künstler, dessen Leistungen der Nachwelt von deutscher Kunst voraussichtlich etwas zu sagen haben werden.

Digitized by Google

Homer und die Händler

Von Ernst Lissauer

Sklaven und Rinder zu tauschen, zu markten Wolle und Reis,
Standen die Händler, gedrängt zu wimmelnd lärmendem Kreis.
Löchrig, den Mantel geflickt, das Grauhaupt abhangend schwer,
Blind vortastend den Wegstab schlich ein Alter vorbei.
Scharf schoß des Antinous' Ruf wie ein Pfeil steil aus dem Geschrei:
»Hoch willkommen, Poet! Was führt des Weges dich her?
Kommst du zu feilschen am Markt? Handelst du Verse, Homer?«
Doch unhörend der Alte, leis vor sich murmelnd, schritt weiter,
Aber Kapulchas, der höckrige Krämer, faßte am Mantelsaum ihn:
»Feierlich immer, Homer! Tritt nahe, sei heiter!«
Und Ochlokrates kräht: »Wir lassen dich heute nicht ziehn!«
Und sie umschwirrten den Greis, wie Vögel, die Straßenkot picken,
Stießen sich in die Lenden, hüpfend, mit Kichern, mit Nicken:
»Homer, was kostet der Vers? Wie steht das Dichten im Schwang?
Verkaufst du sie einzeln auch, oder nur im Gesang?«
Raunend schreitet der Alte weiter, umbellt von Getöse.
Doch Antinous wütet: »Schweigst du unser voll Stolz?
Anderes Mittel weiß ich, daß es die Lippe dir löse,«
Und entreißt ihm das Holz.
»Unachtend unser schreitest du täglich über den Markt,
Lallend horchst du in dich, als singe in dir ein Gott.
Aber du hast wie ein Bettler dein Lebtag gesorgt und gekargt,
Und nun bist du, blind und ein Bettler, auf offener Straße ein Spott.«
Siehe, ein Strahlen glänzt auf, dem Greise zur Rechten, zur Linken,
Breit wölbt sich ein Schild, steil stemmt sich ein Schwert,
Vor ihm, hinter ihm Harnischblinken,
Vier Männer stehn, von Haupt zu Fuß gewehrt.
Lautlos wehen die Schneiden und nicht von Blute gerötet,
Tief klafft des Ochlokrates Hals, Antinous liegt getötet,
Über die Agora Schrecken und Angst gelln schrill,
Murmelnd, stablos der augiose Alte entschreitet,
Seitlings von Odysseus und Hektor geleitet,
Hinter ihm Diomed, vorn Achill.

Digitized by Google

Vom köstlichen Yankee-Humor

Von Fritz Bley

Der Yankee-Humor, wie Mark Twain und Bret Harte ihn in Reinzucht herausgestellt haben, liegt dem deutschen Bockbierbarbaren ebensowenig, wie das Verständnis für die von beiden großen Amerikanern befunkelte Kultur der sporenklirrenden Kuhjungen, betrunkenen Goldgräber, rauhfüßigen Revolverhelden, verkrachten Börsenritter, Pokerbluffer, entlaufenen Sträflinge und zuckerkandsüßen Engel. Gerade auf dem Grenzgebiete zwischen Schöngeistigem und Weisheitslehre, das unsere Solger, Weiße, Vischer und Ruge als Erbland des Humores mit so tiefgründiger Gelehrsamkeit gerodet und unsere Fritz Reuter, Klaus Groth, Wilhelm Raabe, Theodor Fontane, Heinrich Seidel und so viele andere so gut bestellt haben, scheut der Deutsche vor aller Verzerrung zurück. Sein Humor führt allezeit die lachende Träne im Wappen! Selbst der Dichter der frommen Helene und der bösen Buben Max und Moritz, unser Wilhelm Busch, schließt seine „Kritik des Herzens", die ihm selbst als das reifste seiner Werke gegolten hat, mit dem frommen Wunsche an die längst verstorbene Mutter:

„Und scheint mein Wort dir gar zu kühn,
Nicht gut mein Tun,
Du hast mir einst so oft verziehn,
Verzeih auch nun!"

Dem Amerikaner öffnet sich gerade dort, wo für den echten Humoristen der Spaß aufhört, eine Geschmackswildnis voll unbegrenzter Möglichkeiten. Und wenn selbst echte Dichter, wie S. L. Clemens und Francis Bret Harte, oft genug an die Späße der Anreißer herumziehender Schaubuden streifen, so treffen sie gerade damit am sichersten den Geschmack ihrer in Abgeschmacktheiten schwelgenden breiten Anhängerschaft. Man stelle sich aus dem Glücke festumgrenzten deutschen Behagens heraus und um die Unermeßlichkeit amerikanischen Humores zu verstehen, die Szene vor, wie Herr Taft, der von Roosevelt, als beide noch Freunde waren, als das Muster eines geistig hochstehenden Richters, als Mann von untadeliger Ordnungsliebe und Feind jeder Gewalttätigkeit der Massen bezeichnet ist, einen minderwertigen Zeilenschinder von einem feindlichen Winkelblatte auf der Straße eigenhändig so lange verprügelt, bis er windelweich verspricht, die Stadt noch am selben Tage zu verlassen. Jeder Deutsche würde es unter aller Würde und allem Geschmacke erachten, ein Gegenstück auf deutscher Seite sich auch nur vorzustellen, geschweige denn sich auszumalen — Herrn Tafts Anhänger haben bei der kurz darauf stattfindenden Präsidentenwahl ihren Mann als erstklassigen Faustkämpfer und Muster eines tapferen Amerikaners empfohlen und wiehernden Beifall geerntet. Man stelle sich vor, daß Herr Bryan als Staatssekretär es nicht unter seiner Würde erachtet hat, in einem Tingeltangel aufzutreten, und denen, die das selbst im freien Amerika allzu rauhfüßig fanden, die Antwort erteilt hat: von seinem Gehalte als Staatssekretär könne er nicht leben und womit er in seinen Mußestunden Geld verdiene, gehe niemand etwas an. Jetzt empfiehlt er sich den Deutschamerikanern als Bewerber um das höchste Ehrenamt. Aber diese Bockbierbarbaren haben so wenig Verständnis für den goldigen Yankee-Humor, daß Herr Friedrich R. Minuth ihn in seinem offenen Briefe an den Vorsitzer des Deutschamerikanischen Nationalbundes „den Kollegen von Bänkelsängern und Sängerinnen" genannt hat!

Mir scheint: Herr Minuth hat unrecht! Auch die Zeitungen haben gewiß unrecht, die sich aufregen über den Widerspruch, der in der Sonntagsmoral der frommen Herren vom Morgan-Trust und ihrer moralinfreien Alltagspraxis aufklafft. Sie verstehn sich nicht auf den Yankee-Humor! Aber warum sollte der deutsche Humorist nicht einmal diesen Yankee-Humor selbst zum Gegenstande humorvoller Betrachtung nehmen? Es kommt bei vielem in dieser unvollkommensten und doch für uns einzig möglichen aller schönen Welten nur auf die Beleuchtung an! Also machen wir uns einmal los von allen Fesseln unsres Schicklichkeitsgefühles, von aller Satire und versuchen wir einmal vorurteilsfrei zu lieben, was wir verachtet haben. Es kostet nur einen Entschluß wie in seligen, lange vergangenen Tagen der erste Kopfsprung des Sechsjährigen vom schwankenden hohen Brette in den Schwimmteich hinunter.

Also hoppla! Hinein in den Heringsteich! Wenn wir drüben auftauchen, sind wir frei! Frei von allem Zwange innerer Wahrheit, frei von allen Mahnungen der Heimat, von aller letzten Rücksichtsnahme. „Unsere Zuneigung zu Amerika darf nicht gemessen werden nach der Dauer unseres Aufenthaltes. Amerika vor Deutschland! Amerika vor der ganzen Welt! Amerika durch dick und dünn! Immer Amerika! Wir sind Nur-Amerikaner!" So lautet ja das Rezept des Verwandlungskünstlers von Roosevelts Gnaden in Wisconsin. Folgen wir ihm! Hinter uns Europens übertünchte Höflichkeit — vor uns die Lust, ihr in die Zähne zu lachen. „It's a free country, you know!"

Hallo, wir hatten vordem beinahe vergessen, daß der Humor auch seine teuflische

Digitized by Google

Seite hat. Jetzt wissen wir's, denn wir sind im Dunstkreise der Lobby, der Geschäftchenmacher, die den Kongreß umlungern! Herr, da scheltet Ihr im alten Lande über Morgans Giftgasgranaten und nennt sie „Wilsons Friedensgebete"! Hat Amerika — die Vereinigten Staaten, versteht sich — nicht damit das halbe Gold Europas verdient? Da spotten die Narren, denen wir das Fell über die Ohren ziehn, über die schlechte juristische Vorbildung unserer Clerks — ja, was hilft ihnen denn ihre Gelehrsamkeit? Wir sind das smarteste Volk auf Gottes Erdboden, Herr! Und wir pfeifen auf Ihr ganzes Altes Land, wissen Sie, Herr! Wir sind freie Amerikaner, zur Hölle mit Ihrem alten Krimskrams dort drüben! Was trägt er Ihnen? Herr, in diesem Lande phantasiert man nicht, man rechnet. Bar Geld auf den Tisch: das ist unsere Politik! Fragen Sie Ihre Volkswirte, die Industriellen voran; ha, ha, ich schätze, die werden Bescheid wissen!

Freilich, was verstehn Sie davon als lyrischer Dichter? Haben Sie mal was von unserem „Agreement" mit Deutschland gehört? Was das ist, fragen Sie? Herr, in unserem Lande kennt jeder Zeitungsjunge die Tarifzugeständnisse, die wir Ihnen gemacht haben. Unsere Blätter schreiben und schreien darüber, gerade weil sie so lächerlich gering sind! Das ist der Witz davon, verstehn Sie? Ihre Ausfuhr ersparte nach dem letzten Abkommen die läppische Summe von 208168 Dollars jährlich, die unsrige nach Ihren Zugeständnissen 6664000 Dollars. Also ein Verhältnis von 2:66; Herr, das ist amerikanische Smartneß. Hut ab vor der! Ihr Herr Goldberger, oder wie der Mann hieß, der damals hier war, hat sich, wie man sagt, über vexatorisches und diktatorisches Verfahren unserer Zollämter beschwert und uns Mangel an Wahrhaftigkeit vorgeworfen. Ich verstehe das nicht, Herr! Warum lassen Sie sich anlügen? Uns macht es Spaß! Großen Spaß, Herr! Diktatoren Europas sind wir und wollen wir sein. Aber Fexe sind wir nicht, mein Herr; suchen Sie die auf Ihrer Seite!

Hole der Teufel Ihre Bußpredigten; niemand verlangt sie in diesem Lande! Wir sind das frömmste Volk der Welt. In keinem Lande dieser Erde, und wir kennen sie alle und bringen ihnen die Segnungen des Friedens — — Sie haben ganz recht, Herr, auch Mexiko bringen wir jetzt den Frieden! Also: in keinem Lande gibt es so viele Kirchen und Prediger als in diesem, nirgends wird der Reverend so hoch geachtet — auch von der auserlesensten Gesellschaft, Herr! — als bei uns. Nirgends gibt es so viele und so schön eingebundene Bibeln, als bei uns. Und wir sind stolz darauf, denn wir sind das freieste und smarteste Volk der Erde, Herr! Sie in ihrem Alten Lande wollen von juristischer Bildung reden? Herr, was verstehn Sie denn davon drüben? Bei uns ernährt ein Jurist schon eine kleine Familie — einen Jungen und ein Mädchen natürlich! — wenn er bei Ihnen noch auf Anstellung lauert! Was sagen Sie, he? Bloß Geld verdienen? Erlauben Sie die Frage: was hat denn Deutschland im Zeitalter des Darwinismus für die Entwicklungsgeschichte von Staats- und Völkerrecht getan, he? Geben Sie acht, was wir getan haben für die Evolution unserer Theories! Beg your pardon, Sir, mache by and by schon mistakes im Deutschen! Evolution, ja richtig, ich meine die Ausweitung, die Schwenkung unserer Theorien.

Also: sehn Sie, da war zunächst die Monroe-Doktrin! Hat Ihr Altes Land je eine so herrliche Doktrin gehabt, wie die, he? Sekretär John Quincy Adams, der sie verfaßt hat, konnte 1823 freilich nicht ahnen, was in Monroes Namen später alles gefordert werden würde! Die Lehre war die erste Regung der Seele des jungen Riesen Amerika. Damals noch recht jung, Sie verstehn. Wollte von der Welt nichts, als in Ruhe gelassen werden. Keine Einmischung Eurer Fürsten in amerikanische Dinge. Meinetwegen, wie Sie sagen: in die der Union! Lag eigentlich in Englands Wünschen, wie heute noch! Nun ja, wir sind doch nun mal der Sprache nach Engländer. Und Blut ist dicker als Wasser! Verstand sich freilich damals von selbst, daß wir uns nicht um die übrige Welt kümmern sollten. Aber man kann doch nicht immer bei Home-sweet-home bleiben! Sie meinen: entweder—oder? Herr, da kennen Sie den Amerikaner schlecht! Der sagt: ich will! Schert sich den Kuckuck um wenn und aber! Geht drauf, Herr, drauf, sage ich Ihnen! Womit ohne Flotte und Heer fragen Sie? Herr, wir müßten nicht freie Amerikaner sein, wenn wir nicht ganz Europa zu bluffen verständen. Hat uns noch immer geholfen! Freilich, bis auf die verdammten Japs! Vor denen haben wir Respekt, hol sie der Teufel! Well, sie lassen jetzt auch locker. Indien liegt ihnen bequemer. Ihr Bismarck wollte ja nichts von unsrer Monroe-Doktrin wissen, nannte sie die größte Unverschämtheit gegen die übrige Welt. Never mind, jetzt ist sie anerkannt! Unsre Doktrinen gefallen uns am besten erst, wenn wir sie in ihr Gegenteil verkehrt haben und die ganze Welt damit ärgern. That's the fun of it!

Unsere Clerks haben's inzwischen gelernt. Mit der Meistbegünstigung haben wir Euch alle dort drüben hübsch genarrt! Was für Gemütsmenschen seid Ihr Deutschen! Weil Ihr jedem, der sie mochte, die unbedingte Meistbegünstigung gegeben habt, meintet Ihr, wir müßten sie Euch auch geben? Um schließlich zwangsläufig lauter meistbegünstigte Konkurrenten zu haben? Herr, wir sind in einem Menschenalter aus einem Verbraucherlande das mächtigste Industrievolk der Welt — den Mund nicht so voll nehmen, meinen Sie? Herr, wenn uns Ihre Feinde nur den Gefallen tun, sich noch zwei Jahre lang zu verbluten, wird Europa von uns

Digitized by Google

Mein Junge

Gemälde von Fritz Rhein

Digitized by Google

Digitized by Google

bis auf das letzte Goldstück ausgesogen sein! Der Dollar gegen Sterling und Mark, der Dollar gegen die ganze Welt! Amerika für immer!

Sie meinen, Wilson sei ein halber Engländer? Sagen Sie: ein ganzer! Meinetwegen! Der Theaterdonner seiner Note an England soll ihm die deutschen Stimmen retten. Außerdem hat er Angst vor dem Kongreß — das ist alles. Aber sein Angriff auf die Deutschamerikaner macht das wieder gut. Nur tüchtig auf die Deutschen schimpfen; das hilft in der ganzen Welt! Bei der Wahl fängt man Eure Leute ja doch wieder ein! Für Wilson ist der Amerikaner der Gipfel alles Englischen. Der Gipfel der Menschheit, der Gipfel der Welt! Wilson ist freilich ein bißchen zu zartfüßig für unser Land. Schade, daß Theddy es mit den Trusts verdorben hat. Er war und bleibt unser Mann, dear old Moose bull! Versteht sich wie kein zweiter auf unsere Cowboy-Ideale!

Aber im Geschäfte ist Wilson ihm über, und das entscheidet; verstehn Sie? Politik ist Geschäft, wie alles andere; und mit den Bossen mag es keiner verderben. Was wollen Sie, hat nicht old Carnegie — — was sagen Sie, Herr? Das sei amerikanische Naivität? Und die Trusts seien ein Staat im Staate? Die amerikanische Freiheit sei eine Seifenblase für politische Kinder? Herr, was wissen Sie von Carnegie? Kennen Sie Morgans Macht und die der Standard Oil? Was für Vorstellungen haben Sie von der Weltgeschichte? Die wird hier in Amerika gemacht, Herr! Bei unseren Wahlen, Herr! Mit amerikanischem Gelde, Herr, das wir dem Alten Lande abgenommen haben: für unsere verkrachten Bahnen, unser Büchsenfleisch — wie sagen Sie: das wir selbst nicht essen mochten? Wir werden nicht so dumm sein, Herr; unsere Soldaten haben auf Kuba höllischen Lärm über das Zeug geschlagen! Na, aber unsere Kriegslieferungen sind doch ausgezeichnete Ware, he? Unsere Frömmigkeit? Herr, der Sonntag hat nichts zu tun mit dem Geschäfte. Kein Volk auf Erden hat schönere Sonntagsruhe als wir, Herr! Wir sind für den Frieden und fette Kriegsprofite. Versteht sich: für den Frieden unter Wilsons Vermittlung! Wir sind freie Spread-Eagle-Amerikaner, Herr! Darin stimmt auch Bryan mit uns überein: ein internationales Schiedsgericht soll entscheiden, welcher von beiden Kriegführenden zu große Forderungen stellt. Natürlich unter unserem Vorsitze! Amerika als Aufseher über Europa: das ist die neueste Entwicklung unserer Monroe-Doktrin, Herr! Aber nicht die letzte, be sure of that, Sir! Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten! Amerika durch dick und dünn! Amerika über die ganze Welt!

Oder meint Ihr, wir zittern vor Euren Bindestrichen? Wozu haben wir unser Antitrust-Gesetz? Doch nicht, um das Geldmachen abzuschaffen in diesem freien Lande? Generalanwalt Gregory hat dem wieder mal erst den richtigen Dreh gegeben: es soll dahin abgeändert werden, daß alle belangt werden können, die durch Ausstände das Munitionsgeschäft stören. Hochverrat gegen die Trusts können wir nicht gebrauchen, Herr.

Wir können keine Reverends gebrauchen, wie Ihren Schwaben Kayser, der in Bary am Hochsitze des Stahltrusts den Leuten vorredete, daß es Sünde sei, wozu sie sich hergäben! Durfte sich nicht wundern, daß Richter Lynch ihn nachts geholt hat! Können auch keinen deutschfreundlichen Generalkonsul brauchen, wie Gaffney in München!

Leuten wie Ihrem Wiener Herrn Dumba setzen wir den Stuhl vor die Türe. Aber plötzlich, Herr! Was sagen Sie? Anerkanntes Recht der Exterritorialität sei verletzt, weil wir Herrn Dumba die Verbindung mit seiner Regierung abgeschnitten haben? Ihre Feinde aber hätten alle Kabel ohne Zensur für Chiffredepeschen benutzen dürfen? Na ja, zugegeben: unsere Leute sind ruffy-tuffy vorgegangen. Daß die Zensur seine offenen Depeschen zerstrichen hat, war grob. Aber der Zensor ist auch ein Mensch, Herr, und wir sind nicht auf seiten der Österreicher, die die Serben überfallen haben. Überhaupt genügte es ja, daß wir Wien um Dumbas Abberufung ersucht hatten. Was geht uns seine Verteidigung an? Wir sind freie Amerikaner, Herr, kein Mensch hat uns Vorschriften zu machen. Auch keine Regierung! Das hätte gerade noch gefehlt! Das ist ja gerade unsere Macht, daß wir auf unserem Willen bestehen, ohne nach Ihrem Krimskrams zu fragen.

Wir haben gewiß ein warmes Herz für Völkerrecht und Neutralität! Daß wir alle heiligen Rechte der Menschlichkeit achten, hat Wilsons Verbot der Ausfuhr von Waffen nach Mexiko bewiesen. Warten Sie, ich entsinne mich der Worte. Richtig, so lauteten sie: „Ich weiß mich eins mit den besten völkerrechtlichen Gewohnheiten in Neutralitätsfragen, wenn ich die Ausfuhr aller Arten von Waffen und Munition aus den Vereinigten Staaten nach irgendeinem Bezirk von Mexiko verbiete."

Sehn Sie! Kann man edler und menschlicher handeln? Oder verlangen Sie, daß wir erlauben sollten, was uns in Mexiko geschadet hätte, oder verbieten, was uns in Ihrem Kriege nützt? Zu was hätten wir denn dann das ganze Völkerrecht? Meinen Sie, daß wir unsere gute Zeit an Dinge verlieren, die nichts einbringen? Halten Sie uns für lyrische Dichter, Herr? Selbst unsere Dichter sind praktische Kerle, haben was Rechtes gelernt. Der ehrenwerte Mister Clemens — Mark Twain, you know! — war nacheinander gelernter Bootsmann, Goldgräber, Editor und Generalkonsul. Mit einem einzigen Buche hat er ein Vermögen verdient und seine Frau war von angesehenster Familie, und well off, you know! Auch unser Humor hat seine Ideale!

Digitized by Google

Dumba mag sich trösten! Ist der erste nicht und wird nicht der letzte sein. Seine Familie stammt ja aus Thessalien, wie man sagt, geradeswegs von den Hängen des Olympgebirges her? Nun, ich rechne: die seligen Götter im hohen Olymp haben ihre Herzenslust an unserem Humore gehabt. Oder war es nicht in der Gegend dort unten, wo Apoll den Marsyas geschunden hat, der ihn im Leierspiel oder dergleichen überbieten wollte? Schätze, Mister Apoll hält es mit uns in diesem Falle!

Was sagen Sie da, Herr? Klassisches Griechentum und Hemdärmeligkeit? Herr, unsere Hemdärmeligkeit ist das Klassischste in diesem großen, freien Lande; wir sind stolz auf sie, verstehen Sie? Sie gehört zu unsern ruhmreichsten Überlieferungen. Hut ab vor ihr! Oder meinen Sie, der alte Jefferson hätte nicht gewußt, was er tat, als er den betrottelten, bebänderten und beschnürten britischen Gesandten in Hemdärmeln und Pantoffeln und bei offener Tür empfing? Sehn Sie: das war auch eine Doktrin! Und zu welcher Vollendung haben wir's in der gebracht, Herr!

Natürlich, Herr, haben wir immer zu unterscheiden gewußt zwischen Ihrem Europa und Asien. Den Japsen zum Beispiele hat Präsident Fillmore den Admiral Perry geschickt, den vollendetsten Gentleman seiner Zeit, und der hat den glatten, kleinen Gelben gezeigt, daß wir uns auch auf steife Würde verstehn, wenn wir wollen. Daß unsre Knownothings zugeknöpft genug sein können, zeigt ihr Name. Zeitweilig haben wir ja auch feine und erstklassige Gelehrte zu Ihnen als Gesandte geschickt. Wilson ist ja selbst auch Gelehrter! Und die Bigbucks und Broadwayswells, deren Schwestern europäische Grafen und Herzöge geheiratet haben, sind ja natürlich of choicest company. Aber wenn sie volkstümlich bleiben wollen, dürfen sie nicht Jeffersons gute Hemdärmelei verlernen!

Wir lassen uns nicht europäisch machen, Herr! Das hat schon George Washington bewiesen. Als der französische Gesandte, Herr Genet, sich hier mausig machte, 1793 war es ja wohl, verlangte Washington nicht nur seine Abberufung, sondern stellte gleich den ganzen Verkehr ein! Herr Genet hatte allerdings sich hinter die Söhne der Revolution, die damaligen Republikaner, gesteckt und sie gegen Washingtons Neutralität aufgehetzt! Überhaupt, Herr, alles, was wahr ist: mit Ihren Diplomaten sind wir ja immer gut gefahren; wir haben noch keinen an die Luft gesetzt. Desto mehr von unseren jetzigen Freunden im Granaten-buisneß! Der erste nach Genet war ein aufgeblasener Engländer, der Jefferson gute manners beibringen wollte, weil seine Vorstellungen von Steifleinigkeit und Etikette im Weißen Hause in Aufruhr gebracht waren. Kam aber an den Unrechten, ebenso wie später der Gesandte Jackson, der es Jefferson gegenüber gar mit der Grobheit versuchen wollte — du lieber Himmel, unser Old Tom hat ihm gezeigt, was amerikanischer Humor ist! Seine Deutlichkeiten sind noch heute ein Erbauungsbuch für Jung-Amerika! Nach Jacksons Ausquartierung kam zur Abwechslung ein Mann der spanischen Grandezza, Marquis de Casa Yrujo, an die Reihe. Dann hatte Europa Schonzeit, bis sich die Franzosen große Rosinen in den Kopf setzten: 1849 flog der Gesandte Poussain. Zur Genugtuung von ganz Amerika! Dann wurde 1855 der englische Kollege Crampton fortgeschickt, weil er Rekruten für den Krimkrieg unter den Einwanderern geworben hatte, die wir als Grünhörner für unsere eigene Arbeit gebrauchen. Ihm ist 1872 der Russe Catacazy gefolgt, 1888 wieder Lord Sackville. Mit Spanien gab es 1898 wieder Krach. Opfer der Gesandte Dupuy de Lorme! Rauhes Klima hier für Diplomaten, Herr! Wer aufmuckt, fliegt! Jeder Rausschmiß ein Markstein der Weltgeschichte! Das ist Yankee-Stil, Herr, und Yankee-Humor! Was sagen Sie: Nationalfehler? Herr, wir sind stolz auf unsre Fehler! Dies ist das freieste Land der Welt!

Was? Auf einen Klotz einen Keil und auf einen Schelmen anderthalbe? Herr, sind Sie ein Narr oder ein Spaßvogel?

Übrigens ist dies das erste vernünftige Wort, das ich von Ihnen höre! Hol' Sie der Teufel, Herr!

Sonia

Kleines Köpfchen, bunte Kappe,
Schmale Schuhe, Ringellocken,
Tanzest du die Stufen nieder,
Und die flücht'gen Sohlen rühren
Kaum die alten, staub'gen Steine.
Doch ein Fehltritt und der Knöchel,
Zart und fein, biegt im Gelenk sich,
Und du stürzest auf die Fliesen,
Daß das Blut die Haare netzet.
Doch im Nu schon wieder lachst du,
Wischst die wunde Stirn behende
Mit dem duftig-seidnen Tüchlein
Und springst dann, zwei Stufen nehmend,
In behenden Sätzen weiter.
— — — — — — — — —
Vor Tschataldja fiel dein Bruder
Und vor Skutari dein Liebster,
Doch du lachst und wischst die Flecken
Mit dem duftig-seidnen Tüchlein
Singend dir aus dem Gedächtnis.

Manfred Georg

Digitized by Google

Der heilige Krispin von Oberschladerbach

Von Thea von Harbou

Es braucht sich keiner die Müh' zu nehmen, Oberschladerbach auf einer Landkarte zu suchen, er findet's doch nicht. Das dörfliche Städtchen, in dem sich die wahrhaftige Geschichte vom heiligen Krispin im Jahre des Heils Neunzehnhundertundvierzehn zugetragen hat, heißt in Wirklichkeit ganz anders, aber das tut nichts zur Sache. Es liegt — soviel soll doch verraten sein — im königlichen Sachsen, hoch droben, wo's nimmer höher geht, im Gebirge. Vom Oktober bis zum ersten Mai ist's Winter dort, und dann fängt die kühlere Jahreszeit an. Zu Zeiten Ottos des Reichen haben sie dort Silber gefunden, aber dieser wackere Herrscher ist schon ziemlich lange tot, und die Silberstollen sind's auch. Was es da noch zu ernten gibt, reicht eben aus, um soviel Menschen, als der Herrgott in eine Hand nehmen kann, das tägliche Brot zu bereiten, und nicht immer langt's noch für ein schmackhaftes Mus darauf.

Aber, das muß den Oberschladerbachern zur Ehre gesagt sein: sie sind ein genügsames Völkchen. Sie haben gesunde Zähne, weil sie kein Zuckerwerk schlecken, und erfrieren sich nicht gleich die Nasen, wenn's mal gehörig von Osten bläst. Und wenn die Dorfjugend um Neujahr herum teils auf erfrischend grün gestrichenen Schlitten einfachster Bauart, teils auf ihren höchsteigenen Hosenböden die Dorfstraße hinuntersaust, um drunten kopfüber in den meterhohen Schnee zu fliegen, so denkt man mit herzlicher Freude an weiland die Kimbern und Teutonen, deren erschütterndes Gebrüll, als sie auf ihren Schlitten jauchzend von den Alpen hernieder nach Italien einbrachen, gewiß eine ähnliche Melodik besessen, daß einem die Zähne locker werden davon.

Mag es nun an der ziemlichen Weltabgeschiedenheit von Oberschladerbach liegen oder an der Luft oder Gott weiß woran — gewiß ist, daß innerhalb seiner Marken mehr wunderliche Heilige wachsen als sonst irgendwo in der Welt. Daß die alten Weiber Gespenster sehen und Karten schlagen und aus Eiweiß und Kaffeesatz (wenn der Kaffee einen Satz hergibt) die Zukunft weissagen, ist nichts Absonderliches noch Seltenes; das findet man auch in den Städten, die auf den Landkarten einen ganz großen Klecks abgeben, ohne daß man eine Laterne mitnehmen muß.

Aber in Oberschladerbach hatte das Altweibergeistchen auch die Männer angesteckt, so daß man, wenn man ihnen hinter die Seelengardinen guckte, nicht aus dem Verwundern herauskam. Und der wunderlichste von allen war der heilige Krispin von Oberschladerbach.

Natürlich hat er nicht von der Taufe her so geheißen. Er hieß ursprünglich Schmalz — Gottlieb Schmalz. Es war aber an ihm weniger Schmalz zu finden, als an einem Dachs um Lichtmeß.

Er war ein kleines, unendlich hageres Männchen, das aussah, als hätte es einmal vierzehn Tage in einer Kopierpresse gelegen. Er hatte graublondes, spärliches Haar, das sich beständig gen Himmel sträubte, endlose Gliedmaßen und einen bedeutenden Kropf, der aber an ihm nicht störte, sondern gleichsam zu ihm zu gehören schien. Da er ein leidenschaftlicher Anhänger vom Pfarrer Kneipp und begeisterter Naturheilkünstler war, lief er sommers und winters barfuß in Sandalen eigener Erfindung herum und hatte einen chronischen Rachenkatarrh und einen unsterblichen Schnupfen.

Dessenungeachtet konnte man ihn zu jeder Jahreszeit frühmorgens im Höfchen seiner winzigen Besitzung antreffen, wo er, äußerst flüchtig bekleidet, zähneklappernd vor dem Brunnen stand, während seine treue Ehehälfte, Frau Elsa Schmalz, ihm mit der Gießkanne den blaugefrorenen Rücken besprengte. Unter dieser Behandlung, die der guten Frau manches Kopfschütteln und manches nachdenkliche: „Ich weeß nich, ich weeß nich, Gottlieb — wenn

Digitized by Google

dr das nur bekommen dud!“ entlockte, nieste der Begossene zum Gotterbarmen, versicherte aber stets mit strahlender Miene, während er in sein Jägerhemd schlüpfte: „Siehste, Elsa — uff die Weise bleibt mer gesund!“ Und seine sanftmütige Ehehälfte ließ ihn bei diesem Glauben, wenn sie sich auch für ihre eigene Haut aufs entschiedenste gegen eine ähnliche Befestigung ihrer Gesundheit wehrte.

Gottlieb war ein Schuster seines Zeichens, und er hatte Ideale. Sein Meister und Vorbild war der Nürnberger Meistersinger und sein Kollege aus dem sechzehnten Jahrhundert, Hans Sachs, und gleich ihm hielt es Gottlieb Schmalz mit den schönen Künsten, namentlich der Literatur. Wer auf den absonderlichen Gedanken geraten wäre, aus der nächsten Stadt nach Oberschladerbach hinaufzuklettern, um sich bei Gottlieb Schmalz ein Paar Stiefel zu bestellen (und soviel war gewiß: wenn sie sich auch nicht durch Gefälligkeit der Form und hervorragende Leichtigkeit ausgezeichnet hätten, so würden sie doch ihren Besitzer ganz bestimmt überlebt haben, und wenn er das Alter, das der erfahrene Moses im allgemeinen der Menschheit zubilligt, noch überschritten hätte) — wer also zu diesem Zweck der Werkstatt Gottlieb Schmalzens zugepilgert wäre, hätte sein Erstaunen nicht verhehlen können beim Anblick der säuberlich gemalten Spruchbänder, die unter der niedrigen Decke des Stübchens hinliefen und nicht nur der Bibel, als dem Buch aller Bücher, nein, auch dem Koran, auch der unsterblichen Veda und — etwas weltlicher gestimmt — den Oden des Horaz und den Schriften eines gewissen Johann Wolfgang von Goethe entstammten.

Drei riesige Vogelbauer mit Kanarienvögeln, Reisfinken und chinesischen Nachtigallen hingen in dem freundlichen Erker, den draußen der Efeu umspann, und mitten in dem weidlichen Spektakel der Gefiederten saß Gottlieb Schmalz im Schurzfell auf dem dreibeinigen Schemel gleich der orakelnden Pythia, die invaliden Schuhe und Stiefel seiner Kundschaft um sich herum und vor sich auf dem wackligen Tischchen irgendein Buch, dessen Gegenwart keiner in einer Schusterwerkstatt zu Oberschladerbach vermutet hätte.

Frau Elsa, die von der Schule her einen tiefen Widerwillen gegen die Druckerschwärze bewahrt hatte, meinte zwar des öfteren, mit einem giftigen Blick auf die selbstsicheren Folianten, daß es eine Schmach sei, das gute, teure Geld für die albernen Bücher 'rauszuschmeißen, die noch keiner Menschenseele das tägliche Brot oder den Rock auf dem Leibe ersetzt hätten; aber Gottlieb Schmalz widersprach ihr leutselig.

„Siehste, Elsa,“ sagte er, „du biste 'ne ganz gute Frau und ooch nich dümmer, als die Weiber von Nadur aus sind — de brauchst gar nich in de Luft zu fahren, das is nu emal durch de Wissenschaft festgestellt: euer Gehirn is e gutes Sticke leichter als das männliche, dafür könnt ihr nischt, also bis stille! — un was ich sagen wollte: eene gute Frau biste! Mer möchte sprechen, eene Seele von eener Frau! Aber für de Wissenschaft, da biste verloren! Dadervon haste aber ooch keene blasse Ahnung! Weeßt du, wieviel Kilometer der Mond von der Erde entfernt is? Weeßt du, wieviel Jahrmillionen vergehen, bis das Licht von eenem Sterne, den de gar nich sehen kannst, uff de Erde fällt? Weeßt du, daß, wenn du dir die Zeit denkst, die seit der allerallerersten Schöpfungsberiode vergangen is, in 'nen Tag eingeteilt, daß dann der Mensch noch nich emal eene lumpige Minute existiert?“

„Nee,“ fuhr ihm seine bessere Hälfte giftig in die Parade, „von dem Quatsch weeß ich nischt, aber das weeß ich, daß du nächstens überschnappst und uff'm Sonnenstein landest! Paß' nur uff! Mer sprechen uns wieder!“

Der Sonnenstein ist, zur besseren Verständigung dieser betrüblichen Rede, eine sehr hübsch an der Elbe gelegene Irrenanstalt, die dem braven Gottlieb Schmalz als solche wohlbekannt war. Er machte sich aber nichts aus der düsteren Prophezeiung seiner Eheliebsten, sondern führte, unberührt von ihren den Musen feindlichen Reden, das still und lächelnd nach innen gekehrte Leben eines Weisen, der die Welt überwunden hat, so daß sie ihm auch durch vorsätzliche Bosheit nichts von seinem Glücke rauben kann.

Nur einmal schien es, als sollte der Weise von Oberschladerbach sein heiteres

Digitized by Google

Gleichgewicht verlieren. Das war, als es hieß: drunten, in Niederschladerbach, wird eine Schuhfabrik gebaut. Eine richtige, große Fabrik, die Hunderte von Arbeitern beschäftigen sollte.

Bei dieser Kunde, die ihm ein guter Freund als Suppengewürz beim Mittagessen durchs Fenster warf, wurde Gottlieb Schmalz ein bißchen tiefsinnig. Er legte den Löffel hin und kratzte sich hinter den Ohren.

„Dunnerschtag und Freitag," murmelte er betroffen.

Seine liebe Frau nahm die Kunde bedeutend lebhafter auf.

„Hab' ich dir's nich immer gesagt?" trumpfte sie auf. „Mit deiner albernen Sternguckerei, deiner albernen! Wenn de das schöne Geld, das de dir in dreißig Jahren verdient hast, nich egal für den bleedsinnigen Quatsch von Büchern 'rausgeschmissen hätt'st, dann könnteste jetzt selber 'ne Fabrik haben! Schwarz möcht' mr sich ärgern mit dir, Gottlieb — schwarz! Aber ich sag's ja: du bist und bleibst e Mondkalb, und über kurz oder lang zieht dir der Fabrikschuster das Fell über de Ohren! Dann kannste mit deiner Sternguckerei hausieren gehn! Ich bin bloß neugierig, ob dir een Mensch 'nen Hosenknopp dafür geben wird!"

Damit nahm sie die Schüsseln zusammen und stapfte aus der Stube. Gottlieb Schmalz blieb allein zurück, wenn man nicht den großen grauen Kater, der ihm schnurrend um die Sandalen strich, als passende Gesellschaft betrachten will. Er kratzte sich noch immer nachdenklich hinter den Ohren und blies den Atem über die Lippen.

„Gottverdimian!" sagte er etliche Male. Und dann fiel sein Blick auf den schönen Spruch Omar Chajjâms, des Zeltmachers, dessen neunhundertjährige Weisheit ihm von der Wand entgegenleuchtete:

„O Mensch, dein Leib aus Fleisch und Haut ist nichts!
Der Himmel, neunfach aufgebaut, ist nichts!
Nutze die Zeit zur Lust! Der Augenblick,
Dem unser Leben anvertraut, ist nichts!"

Aber in sämtlichen Rubayat des persischen Weisen stand kein Mittel gegen eine drohend am Horizont aufsteigende Schuhfabrik.

Das fand die kindliche Seele des Philosophen von Oberschladerbach in sich selbst. Mit einem Male ging es ihm auf und war so einfach und herzerfreulich, daß er sich wunderte, wie es ihm nicht gleich beigefallen war.

Er suchte sein zürnendes Eheweib in der Küche auf und sagte, während sie mit Kochtöpfen und eisernen Pfannen ein vernichtendes Geklapper vollführte: „Siehste, Elsa, und es is doch richtig, ihr habt e bißchen zu wenig Gehirn im Koppe . . . nee, nee, sag' mr nischt dagegen, ich hab's jetzt raus. Ihr könnt nich weiter denken als bis an eure Nasenspitze, aber dann is es auch alle. Ja! Ich, siehste, ich hab' weiter gedacht. Un ich hab' rausgekriegt, daß die Schuhfabrik noch e wahres Glücke für mich werden kann."

„Ich gloobe," sagte Frau Elsa, geborene Lindemann, nicht ohne einigen Ernst, „jetzt wird's Zeit, daß mr nach'm Doktor schicken."

„Nee, nee, meine gute Elsa, ich brauch' keenen Doktor, mir is ganz gut, ooch im Koppe. Siehste, wenn die Fabrik in Niederschladerbach steht — nu ja, da werden die Leute hier und da unten in der Fabrik ihre Schuhe koofen — un weeßte, was dann geschieht? Dann hab' ich noch emal so viel zuflicken wie bisher — nu, du weeßt doch Bescheid, was Fabrikware ist! Schundware is's! Un das kann mir nur lieb sein! Uff die Weise krieg' ich vielleicht noch mehr zu verdienen, als ich in meinem ganzen Leben verdient habe! — Na?"

„Du bist und bleibst emal e Schwafelkopp," meinte Frau Schmalz, halb unwillig, halb besänftigt. Aber Gottlieb, der seine treue Gattin kannte, hörte die Anerkennung seiner Meinung auch aus dieser gelinden Grobheit. Und weder er noch Frau Elsa machten sich schlaflose Nächte, als die Schuhfabrik nun wirklich errichtet wurde und auch mit rätselhafter Fixigkeit in Betrieb kam.

Überdies gab es bald etwas, das nicht nur den guten Gottlieb Schmalz alle Schuhfabriken der Welt vergessen ließ, sondern alle fünf Erdteile aufhorchen machte.

Der Krieg kam.

Solange er als ein Gewitter am Völkerhimmel stand und das Wetterleuchten seines Drohens rund um das Deutsche Reich aufzuckte, war Gottlieb Schmalz

Digitized by Google

nicht mit Pech auf seinem Schemel festzuhalten. Wie eine Mauerschwalbe vor dem Regen schoß er straßenauf, straßenab, daß seine blaue Schürze knatterte, und wo er stehen blieb, sammelten sich die Leute, denn der Gottlieb Schmalz hielt Reden — Reden, so lang und so dunkel wie die Offenbarung St. Johannis. Nur eins hob sich daraus hervor, wie eine schöne, starke Sonnenblume aus einem Krautgarten: die große Liebe, die Gottlieb Schmalz, der Schuster, zu seinem Vaterlande hegte.

Diese Liebe machte ihn ganz krank vor Aufregung, und sie verleitete ihn zu allerhand Äußerungen, mitten auf dem Marktplatz getan, bei denen der krummbeinige Gemeindediener, der zur Ergänzung Johann Speck hieß, schon stehen blieb und überlegte, ob er den Gottlieb Schmalz nicht der Sicherheit halber verhaften sollte.

„Wenn wir bloß — Gottverdimian noch emal! — nich wieder die Schlappschwänzigen sind!" schrie der Schuster. „Wenn mr bloß dieses eenz'ge Mal die ganze Saubande beim Wickel nehmen wollten! Es is e Schkandal, was wir uns gefallen lassen! Mr haben, wie's scheint, ieberhaupt keene Männer mehr bei der Regierung! Paßt nur uff! Wenn die Engländer drieben überm Kanal sich bloß e bißchen räuspern dun, dann liegen mr schon auf'm Bauche un lassen uns 's Fell ieber de Ohren ziehn! Pfui Deifel!"

Aber so weit sollte es nicht kommen. Es wurde Krieg. Am 1. August des Jahres 1914 klebte Johann Speck die roten Zettel am Rathäuschen von Oberschladerbach an. Mobil!

Und wenn Gottlieb Schmalz bis dahin voller Unruhe gesteckt hatte — jetzt war er rein aus dem Häuschen. Seine Begeisterung war ein Durcheinander von Lachen und Schluchzen, und das Schöne war, daß es etwas ganz Echtes und Herzergreifendes bedeutete, was aus seinen tränenden Augen und seinen wirren Reden heraussah — etwas von dem Wunder, das wie ein verborgenes, plötzlich befreites Meer aus der Seele des deutschen Volkes hervorbrach und dem guten Krieg seine gelassenen Augen, seine willigen Schultern, seine griffbereiten Fäuste bot.

Draußen auf der Straße zogen die Burschen, die Männer, die Kinder vorbei und sangen — und diese Tage kannten nur ein Lied, das nie müde wurde und immer wieder neu, immer wieder eben erst erschaffen war: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!" Und Gottlieb Schmalz sang inbrünstig laut und gräßlich falsch mit, während er sich beständig die Nase mit dem Handrücken putzte.

In der Nacht vom Sonntag zum Montag erschreckte er seine Frau aufs heftigste, indem er plötzlich kerzengerade im Bette auffuhr und sagte: „Elsa — ich meld' mich ooch: Ich stelle mich freiwillig! Ich will ooch derbei sein! Morgen fahr' ich in de Stadt und loofe von eener Kaserne zur andern, bis se mich genommen haben!"

Frau Elsa, der das Schrecknis in den Magen gefahren war, meinte, auf ihn hätten sie wahrscheinlich gerade noch gewartet, und er solle nicht so albern sein und sich nicht blamieren vor Gott und den Menschen. Gottlieb, dem das Mannsbewußtsein dieser Zeit ungeahnte Kraft verlieh, sagte ihr, sie solle sich nicht um Dinge kümmern, von denen sie nichts verstände. Aber diesmal sollte Frau Elsa recht behalten.

Die Herren auf dem Bezirkskommando hatten sehr freundlich gelächelt und dem Gottlieb Schmalz gesagt, sie dankten ihm recht schön und er wäre ein braver Mann, aber das deutsche Heer wäre bis auf weiteres vollständig. Wenn er sein Heil noch bei den einzelnen Regimentern versuchen wollte — vielleicht könnten sie irgendwo noch einen begeisterten Schuster brauchen — dann stünde dem nichts im Wege.

Gottlieb Schmalz machte einen schönen Diener und ging in die nächste Kaserne. Und dann wieder in die nächste. Und so fort, bis daß der Abend von den Bergen stieg und der Schuster von Oberschladerbach seine Beine nicht mehr spürte. Und es war alles umsonst gewesen. Auch die Herren von der Musterungskommission hatten sehr freundlich gelächelt, als der Gottlieb mit seiner Bitte um Einstellung ins Heer herausrückte, aber sie hatten ihn nicht brauchen können, und ein alter Major, der ihn von oben bis unten anguckte, sagte, er solle sich nur weiter nicht bemühen, denn für jeden einzelnen Quadratzentimeter seiner Leiblichkeit müßte er „dauernd untauglich" geschrieben werden. Womit sie den armen Gottlieb Schmalz hochachtungsvoll entließen.

Digitized by Google

Der Schuster von Oberschladerbach kam um eine Handbreit kleiner, als er fortgegangen war, wieder zu Hause an, von seiner Eheliebsten mit einem kleinen Seufzer der Erleichterung und im übrigen schonenden Schweigen empfangen. Denn sie war im Grunde ein gutes Weib, die Elsa, wenn sie auch zuweilen bitter tat wie eine Schlehe, und sie hatte gemerkt, daß es dem Gottlieb ans Herz gegangen war, daß sie ihn nicht brauchen konnten. Daheim stellte er sich vor den Spiegel, der Frau Schmalz beim Aufstecken ihres Zöpfchens half, und gab sich große Mühe, die Ursachen seines Mißerfolges mit eignen Augen festzustellen. Und trotzdem der Spiegel ihm nur einen Bruchteil seiner äußeren Erscheinung abkonterfeite, mußte er am Ende den Herren in der Stadt recht geben. Das war bitter. Und es half dem braven Gottlieb blutwenig, daß ihn von der Wand über dem Spiegel das γνῶθι σεαυτόν des delphischen Apollotempels zur Selbsterkenntnis ermahnte.

Es ging ihm hart an die Nieren, wahrhaftig. Es kränkte ihn bitter, daß er abseits stehen mußte und die Hände in die Taschen stecken, während die lieblicher als er Gewachsenen, die Jüngeren und Derberen auf Kimme und Korn standen. Und nicht einmal das Einfachste war ihm vergönnt — nicht einmal das Geben. Denn Gottlieb Schmalz aus Oberschladerbach war, es muß gesagt sein, trotz aller Buchweisheit, trotz Kneipp und der gemalten Sprüche ein armes Luder; und wenn in seiner Heimat niemand, mit Ausnahme vielleicht des Gastwirtes vom Deutschen Kaiser, Wohlhabenheit sammelte — der Schuster am allerletzten.

„Ja du, freilich!" brummte Gottlieb Schmalz, während er, vom Scharfen Eck aus, gen Niederschladerbach schaute, das drunten im Tal am Flusse lag und seine Schuhfabrik-Schornsteine qualmen ließ. „Du hast's leicht, mei lieber Kommerzienrat Pietsch, mei lieber! Du mit deinen Dausendmarkscheinen, du schmeißt nur so um dich 'rum fürs Rote Kreiz un für de Soldaten un Liebesgaben un kannst ihnen de Stiefeln in e Butterbrotbabier wickeln... Aber ich?"

Gottlieb Schmalz wurde tiefsinnig. Er setzte sich ins Gras am Abhang, ließ die Beine über einen Wurzelstock baumeln und drückte den Finger an die Nase.

„Ich will ooch ewas fürsch Vaterland dun!" schrie er und schlug mit der Faust in die Erde. „Gottverdimian noch emal — un wenn ich mausen gehen sollte!"

In der Nacht, die diesem Abend folgte, schlief Gottlieb Schmalz sehr schlecht. Seine Frau, die das Herumwerfen und Gestöhne ihres teuren Gatten am eignen Leibe büßen mußte, verlor endlich die Geduld.

„Nu lieg' ooch emal en Oogenblick uff eenem Flecke!" sagte sie erbittert und zog die Decke, die ihr schnöde entrissen worden war, nachdrücklich zu sich hinüber. „Du bist ja weeß Kneppchen wie e Hund, den de Flöhe beißen! Ich muß meinen Schlaf ham, sonsten bin ich am Dage nischt wert. Leg' dich uff's Ohr und laß mich in Frieden."

„Ich werd' e bißchen an de frische Luft gehen," meinte Gottlieb Schmalz gefügig. „Da wird mersch besser werden. Schlaf nur, Alte!"

Frau Elsa grunzte etwas, und zwei Minuten später schnarchte sie; ihr Gatte aber zog sich lautlos an und verließ die Kammer und das Haus.

Es war eine schöne, klare Mondnacht, die ihn empfing, und es ging auf die Geisterstunde . . .

In den nächsten Tagen erlebte Oberschladerbach ein Wunder, dessen Unfaßlichkeit den Begebenheiten um die erste Pfingsten kaum etwas nachgab.

Der Schuster Gottlieb Schmalz hatte ein Schild ausgehängt, auf dem in wohlverständlichem Deutsch zu lesen war: „Für Kriegsfreiwillige! Militärstiefel! Das Paar eine Mark! Weil's für's Vaterland is!"

Die meisten waren geneigt, den Preis für einen Druckfehler zu nehmen. Aber sie irrten sich. Der erste Kriegsfreiwillige, der schüchtern in die Werkstatt Gottlieb Schmalzens eintrat, um nach einem der Wunderstiefelpaare zu fragen, wurde empfangen wie ein junger Gott, mußte sich in den Erker setzen und eine Tasse Kaffee trinken, der ihm keinen Schaden zufügte, aber sehr heiß war, und dann probierte ihm Gottlieb Schmalz die Stiefel an. Sie waren so gute, brave Stiefel, als nur je aus der Werkstatt des Weisen von Ober-

Digitized by Google

schladerbach hervorgegangen waren, mit Sohlen, die ein Krokodil tottreten konnten, und mit großzügigen Nägeln darunter.

Und als es ans Bezahlen ging, sträubte sich Gottlieb Schmalz wie besessen und wollte die Mark nicht annehmen.

„Nee, nee, nee!“ sagte er und packte die Stiefel strahlend in Zeitungspapier, das beständig riß, „sehen Se, junger Mann — ich habe ja ieberhaupt nur 'en Preis uff die Tafel geschrieben, damit es nich so komisch aussieht. Aber nehmen du' ich kee Geld — nee, und wenn Se sich uffn Kopp stellen!“

Also zog der Jüngling mit seinen Stiefeln vergnügt und dankbar ab und versäumte nicht, das Lob des wohltätigen Schusters von Oberschladerbach in allen Orten zu singen, wo er hinkam.

Auf diese Weise stieg die nichtzahlende Kundschaft von Gottlieb Schmalz ins Unmeßbare. Nicht nur von Ober- und Niederschladerbach, nein, von der ganzen Umgegend her kamen die Leute, die der Ruf des schusterlichen Wohltäters herbeilockte, und alle Kriegsfreiwilligen auf zehn Kilometer im Umkreis wurden von ihm mit Stiefeln versorgt, deren handgeklopfte Güte sprichwörtlich zu werden begann.

Das Unerhörte geschah: Gottlieb Schmalz mußte sich einen Gesellen nehmen, da er die Arbeit nicht mehr allein bewältigen konnte. Denn abgesehen von der Liebesarbeit in Leder, die er lieferte, nahm auch seine Kundschaft für Flickarbeit beständig zu, so daß in seinem Kasten das Silber zu klingen begann. Und als es Herbst wurde und der Strom der Kriegsfreiwilligen in das richtige Bette geleitet war und über die Grenzen ins Feindesland flutete, war Gottlieb Schmalz von Oberschladerbach ein wohlbestallter Mann, worüber sich männiglich verwunderte — bei den Unkosten, die der Mann haben mußte.

Aber eines schönen Tages stürzte Frau Elsa Schmalz geborene Lindemann mit wehender Schürze und rot wie eine Pfingstrose in die Werkstatt ihres Mannes und schrie: „Gottlieb! — Gottlieb! Der Kommerzienrat Pietsch von Niederschladerbach kommt zu dir! Paß uff, der will sich e Paar Stiefel bei dir bestellen!“

Gottlieb Schmalz bekam eine grüne Nasenspitze. Der Stiefel, an dem er arbeitete, polterte zu Boden.

„Wer kommt?“ fragte er. „Der Pietsch?!“

„Ja, ja doch — nu mach' doch bloß, daß de dich e bissel richten dust, de kannst'm ja nich emal de Hand geben mit deinen Dreckpfoten!“ jammerte Frau Elsa.

Gottlieb Schmalz saß trotz dieser Mahnung eine Minute bewegungslos auf seinem Schemel. Und dann kam mit einem Male eine wilde Geschäftigkeit über ihn.

„Mach', daß de 'rauskommst!“ brüllte er seine bessere Hälfte an und warf ihr einen Blick zu, der eine weniger standhafte Frau als sie ohne weiteres zur Tür hinausgefegt hätte. Aber Frau Else hatte eine gute Natur.

„Warum denne?!“ fragte sie, etwas beleidigt.

„Frag' nich erscht lange, albere Gans — tu, was ich dr sage!“ schrie Gottlieb ohne jede falsche Rücksichtnahme. „Da, nimm das Leder mit — nimm das Leder mit, Himmelkreizmillionenschockdonnerwetter, dämliches Frauenzimmer! Kannste nicht hören?! Versteck's! Versteck's im Hofe! Und nimm den Gesellen ooch mit naus! Ich will alleene mit dem Pietsch verhandeln!“

Frau Elsa, durch die jähe Verwandlung ihes sanftmütigen Gemahls in einen tobenden Holofernes aufs tiefste erschüttert, wagte keinen weiteren Widerstand, sondern raffte das Leder, das er ihr in die Arme drückte, in ihrer Schürze zusammen und wischte zur Tür hinaus, allerdings nur, um draußen mit aller Wucht ihrer stattlichen Körperlichkeit gegen den Kommerzienrat Heinrich Pietsch zu prallen, der dadurch für eine Sekunde aus dem Gleichgewicht gebracht wurde.

„Guten Tag,“ grüßte er trotzdem sehr höflich und bückte sich. „Sie haben da was verloren, gute Frau.“ Und er hob ein Stück Leder auf, das der wackeren Elsa aus der Schürze gerutscht war. Dann klopfte er an die Werkstatt, und ohne das „Herein!“ von Gottlieb Schmalz abzuwarten, öffnete er die Tür und verschwand hinter ihr.

„Herrcheses, Herrcheses,“ stammelte die geborene Lindemann erschöpft, „wenn das bloß kee Unglück gibt mit den zwee beeden!“

Und als Frau und Eheweib vollauf dazu berechtigt, schlich sie sich nach der Kammer, die an die Werkstatt grenzte, um dort zu lauschen.

Digitized by Google

Brücke im Tiergarten zu Berlin. Gemälde von Fritz Rhein

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Digitized by Google

In der Werkstatt herrschte zunächst eine Stille, die nur von den Kanarienvögeln nicht geachtet wurde; sie schlugen, als ob sie für die Minute einen Taler bekämen. Gottlieb Schmalz nahm seine blaue Schürze und warf sie ihnen mit einem „Verflixte Biester!“ über die Köpfe, worauf sie still waren.

„Herr Schmalz?“ erkundigte sich der Gast fragenden Tones.

„Jawohl, Ihr Diener!“ antwortete der Schuster von Oberschladerbach und verbeugte sich mit Anstand.

„Ich bin Ihnen wohl auch bekannt — Pietsch, Kommerzienrat Pietsch,“ fuhr der Besucher fort.

„Jawohl, Herr Kommerzienrat — hohe Ehre — sehr erfreut!“ versicherte Gottlieb Schmalz und beförderte ein Stück Rohleder, das auf der Diele lag, mit einem Schwung seines rechten Beines in die Ecke.

„So? Na!“ meinte Heinrich Pietsch etwas mißtrauisch. „Soll mir lieb sein, wenn Sie sich freuen, mich zu sehen. Glaube es aber nicht. Im Gegenteil!“

„Wollen Herr Kommerzienrat bitte Platz nehmen?“ fragte Gottlieb Schmalz und wischte einen Stuhl ab, den er seinem Besuch gegen die Kniekehlen schob.

„Danke. Ich steh' gut. — Na, Herr Schmalz? Wie geht's Geschäft?“

„Danke der güt'gen Nachfrage, Herr Kommerzienrat — ich kann nich klagen.“

„Freut mich zu hören. Kann auch nicht klagen. Nur das Rohmaterial wird immer teurer — nicht?“

Gottlieb Schmalz verbog seine langen Gliedmaßen. „Allerdings,“ gab er etwas gewunden zu.

„Offengestanden, Herr Schmalz, bin ich zu Ihnen gekommen, um mir einen Rat zu holen,“ sagte Heinrich Pietsch und sah den kleinen Kollegen von der Höhe seiner stattlichen Gestalt herunter durchdringend an. „Sie liefern Stiefel, das Paar zu einer Mark, und, wie ich mir habe sagen lassen, manchmal sogar umsonst — für die Kriegsfreiwilligen, sehr schön: — und trotzdem Sie selber zugeben, daß das Rohmaterial immer teurer wird, machen Sie bei dieser Einrichtung noch Geschäfte! Herr Schmalz — als Schuster zum Schuster gesprochen: wie machen Sie das?!“

Gottlieb Schmalz scheuerte seine linke Sandale an seinem rechten Knöchel und wand seine Hände umeinander. Dann nieste er, schnaufte und sagte zuletzt mit einem flinken und listigen Blick seiner Äugelchen: „Ja, sehen Se, Herr Kommerzienrat — das is nu eigentlich — sozusagen ... mecht' mr beinahe sprechen ... e Geschäftsgeheimnis!“

„Wirklich?“ fragte Heinrich Pietsch, ohne den kleinen Schuster aus den Fängen seines Blicks zu lassen. „Wirklich, Herr Schmalz?! Dann muß ich Ihnen allerdings sagen, daß Ihre Bezugsquelle von Rohleder für mein Geschäft kein Geheimnis mehr ist!“

Gottlieb Schmalz machte einen schiefen Kopf, wie eine Amsel, die einen Regenwurm entdeckt hat, druckste und wollte etwas sagen, brachte aber nichts heraus.

Eine schweigsame Minute verging. Dann trat der Kommerzienrat Heinrich Pietsch noch einen Schritt näher an Gottlieb Schmalz heran und sagte halblaut — auch er war verheiratet und kannte die Schlüssellöcher —: „Das ist Ihr Glück, Verehrter, daß Sie keinen weiteren Versuch zum Mogeln machen. — Sie ausgepichter Mordshalunke, Sie! Maust mir der Mensch für tausend Mark Rohleder, um den Kriegsfreiwilligen ihre Stiefel zu schenken — Mensch! Sind Sie denn ganz und gar des Deibels? Wissen Sie denn nicht, daß das regelrechter Einbruchsdiebstahl ist und daß Sie dafür ins Loch fliegen werden, wenn ich den Mund auftue?!“

Gottlieb Schmalz sah seinen großen Kollegen mit zwinkernden Augen treuherzig an und sagte, während er sich hinter den Ohren kratzte: „Also, Herr Kommerzienrat — nu sagen Se mal selber: Was hätt' ich denn machen sollen?! Als Soldat haben se mich nich genommen — Reichdümer hab' ich nich, daß ich was fürsch Vaderland hätte hergeben können dadervon ... un ich wollte doch so gerne ooch was dazutun, daß mr die Schweinepriester, die Russen un de Engländer, ordentlich schlagen — un sehen Se, das is doch einer unsrer größten Feldherrn gewesen, der gesagt hat: Mer haben den Feind mit'n Stiefeln geschlagen — was nadierlich bildlich zu verschtehen is ... Un nu bitt' ich Sie, Herr Kommerzienrat, wenn ich zu Ihnen geloofen gekommen wäre und hätte sie gebeten, mir das Leder zu schenken — hätten Sie's getan? —

Digitized by Google

Nee! — Nu also: Was is mr denn da weiter übriggeblieben, als hinzugehen und mir's zu holen? Sie sind e reicher Mann — Sie haben keenen Verlust davon. Un Se hätten bloß die Freide von den braven Kerlen sehen sollen, wie die mit ihren Stiefeln abgezogen sind — denn bei allem Reschpekt vor Ihrer Fabrik, Herr Kommerzienrat: solche feine Stiefel, wie se hier in der Werkstatt gemacht werden, gibt's bei Ihnen nich! Dadruff können Se sich verlassen! So, un wenn Se nu barduh wollen, dann bringen Se mich ins Gefängnis — mir soll's egal sein!"

„Ich denke ja gar nicht dran," sagte Heinrich Pietsch behaglich. „Was hätt' ich davon, wenn Sie im Loch stäken und schusterten? Hic Rhodos, hic salta. Da Sie im Rufe eines Gelahrten stehen, Herr Schmalz, werden Sie sich das ins Deutsche übertragen können. Und, wie ich mir die Sache denke, wird Ihr Rhodos in diesem Falle meine Fabrik sein, wo ich gute Arbeiter, namentlich jetzt, sehr wohl gebrauchen kann. Da werden Sie ein bißchen schustern müssen, um die famosen Kriegsfreiwilligen-Stiefel bezahlt zu machen; aber ich rechne Ihnen Fabrikpreise, Herr Schmalz ... Sind sie damit einverstanden —?"

Gottlieb Schmalz holte ziemlich tief Atem und nickte dann eifrig, wobei er sich lebhaft mit dem Handrücken die Nase putzte.

„Na, dann ist's gut ... Auf morgen, Herr Schmalz," sagte Heinrich Pietsch mit einem zufriedenen Kopfnicken, warf einen Blick in der Werkstatt umher, las die Sprüche an der Wand und meinte vielsagend: „Na ja!"

Worauf er sich freundschaftlich verabschiedete und ging.

Frau Elsa, die hinter der Türe ihrer Kammer trotz aller Anstrengungen nur wenig erlauscht hatte, kam hereingeschossen und fand ihren Mann vor den Vogelbauern stehen, wo er augenscheinlich nichts zu suchen hatte.

„Was war's denn? Was wollte er denn? Was hat er denn gesagt?" platzte sie heraus und rüttelte ihren Gemahl am Ärmel.

„Was'r gesagt hat?" Gottlieb Schmalz döste noch immer vor sich hin und dachte: ‚Wenn ich ihr jetzt die Wahrheit sage, komm' ich für mein ganzes Leben untern Schlitten' ... „Was er gesagt hat?" Er richtete sich auf und schob seine rechte Hand in den Latz seines Schurzfells. „‚Lieber Herr Schmalz, hat er gesagt, ich habe gehört, daß Sie trotz der teuren Einkaufspreise so außerordentlich billige Stiefel liefern ... Schuster zu Schuster, Herr Schmalz: Wie machen Sie das?!' Und da, meine liebe Elsa, habe ich mich erboten, einige Zeit in seiner Fabrik mitzuarbeiten, um ihm das Geheimnis beizubringen ..."

„Sooo?" fragte Frau Elsa zwischen Stolz und Mißtrauen schwankend. Und dann fügte sie plötzlich hinzu: „Wer weeß, Gottlieb, am Ende wirste noch beriehmt und kriegst 'n Orden für Kriegslieferungen!"

„Möglich," sagte Gottlieb Schmalz obenhin. „Aber ich gebe nischt uff Äußerlichkeiten. Mir genügt mei Standesbewußtsein ..."

Nonnen im Lindengang

Drei schlanke große Klosterfrauen
Kommen den jungbelaubten Lindengang bergauf zu mir.
Auf ihren Gesichtern, die in die Bücher schauen,
Auf dem schimmernden Goldschnitt an ihrem Brevier,
Auf den blassen Händen, die es halten
Mit derselben Gebärde, mit der sie sich falten,
Spielen Schatten und Licht wie zwei Gewalten,
Wie Sterbensangst und Lebensgier.
Tief hinter ihnen, fern im Blauen,
An der großen Allee nach dem Friedhof hinaus,
Wo die Stadt sich verliert in die blumigen Auen,
Leuchtet ihr neues Krankenhaus.

Johann Friedrich

Digitized by Google

An die Herren der neutralen Presse

Ein Vortrag in den Räumen der Berliner Sezession

Von Lovis Corinth

Meine Herren!

Ich heiße Sie willkommen und bin erfreut und geehrt über das Interesse, welches Sie unserem Kunstbestreben entgegenbringen. Durch mich dankt Ihnen ebenfalls die Berliner Sezession. Um Ihnen von der Reformation dieser Berliner Sezession zu berichten, ist es nötig, daß ich ein Bild gebe von Berlin, kurz vor dem Kriege und zur Zeit während des Krieges.

Vor dem Kriege schien die Welt vom wahren Veitstanz befallen zu sein. Das Leben, das wir führten, hatte eine verfluchte Ähnlichkeit mit der Verfallzeit Roms. Oder um die Zeit näher zu setzen, Ähnlichkeit mit dem frivolen Paris des zweiten Kaiserreichs.

Alle Welt wollte tanzen, und als wir den Cake-Walk und die Matchitche über hatten, waren wir begeistert, als der Tango uns aus Südamerika herübergebracht wurde. Die vornehme Welt schwelgte in diesen perversen, sinnlichen Tänzen, die möglichst echt den Niggern und Matrosen nachgewackelt werden mußten.

Die perverse Frivolität ging auch, leider Gottes, in unsere Kunst über. Zunächst fanden sich einige spekulative Köpfe in Paris, die eine neue Kunstmode kreierten. Neger-Primitivität war diese neueste Kunstrichtung. Wider Erwarten schlug dieses Unternehmen glänzend ein.

Wie aber alles den Theaterbesuchern von ihren Logen und Balkonen ehrfurchtsvoller erscheint als den Handelnden auf der Bühne selbst, so spotteten die Pariser über die dummen Deutschen nicht wenig, wenn sie diese unter den vielen Wallfahrern sahen, wie sie ihr teures Geld dafür aufboten, um diese neueste Kunst aus nächster Nähe sehen zu dürfen. Diese Kunstrichtung könnten wir den Cancan der Maler und Bildhauer bei uns nennen.

Für Hellsehende war es eine böse Zeit. Alles heuchelte Begeisterung, und es kam sogar so weit, daß man die Jugend auf den Schild hob und es als Privileg ausschrie: „So und nicht anders müßt ihr die wahre Kunst ausüben!“

Bei meiner Liebe zur Wahrheit habe ich es gewagt, meine Stimme zu erheben, selbst auf die Gefahr, als blutiger Reaktionär gebrandmarkt zu werden. Es war im Januar 1914, als ich den Vortrag über deutsche Malerei bei den Studenten hielt. Ich predigte nicht tauben Ohren. Unter Beifall hatte ich die Überzeugung, daß ein gesunder Kern der deutschen Jugend geblieben war.

Unter diesen ungeheuerlichen Kunstverdrehungen wurde auch das kunstpolitische Leben der Kunstvereinigungen gehindert, namentlich das unserer Berliner Sezession.

Natürlich ging es nicht alles so einfach ab, wie es heute in diesen schönen Räumen zu sein scheint. Kämpfe aller Arten brachten uns hart an den Abgrund, und oft sahen wir den Verein in seiner Existenz gefährdet. Ich fürchte aber, meine Herren, Ihnen als Fremden dürfte es nicht genug interessant sein, um über diese Kabalen noch vieles anzuhören.

Da brach der Krieg aus! Der oberflächliche Flitterkram fiel wie Zunder ab, und der deutsche Recke stand einer Welt von Feinden kampfbereit gegenüber. Wir fanden wieder Fühlung zu unseren Ahnen, zu den gottbegnadeten Männern: Kant, Friedrich dem Großen, Goethe, Beethoven.

„Barbaren“ werden wir von unseren Feinden geschmäht. Wenn wir nicht Barbaren geblieben sind, so haben wir dieses ihnen wahrlich nicht zu verdanken. Denn immer haben diese selben Feinde den deutschen Boden in ihren Kämpfen zerstampft, und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn sie unsere blühende Kultur mit

Digitized by Google

Stumpf und Stiel vernichtet hätten, wie es im Dreißigjährigen Kriege tatsächlich geschehen ist.

Gelernt haben wir jetzt, den Feind vom Vaterlande abzuwehren, rings um Deutschland schützt ein Wall von Kriegern das heilige Vaterland, und in allen Richtungen der Windrose beschützt mit eiserner Faust der Soldat seine Heimat.

Auch wir Künstler kämpfen um Deutschlands Ehre. Die Zuversicht, daß die deutsche Kunst in gesunder Kraft wieder aufblühen wird, ist die Kunst, die unsere Vereinigung beseelt. Mit Freuden ergriff ich die Präsidentschaft, um alle meine Kräfte ganz in den Dienst zu stellen, den ich mir vorgeschrieben habe. Ich hoffe auf eine deutsche Kunst! Wie helle Sterne leuchten aus dem Mittelalter die glorreichen Namen entgegen: Dürer, Holbein und Matthias Grünewald.

Möge der Dreißigjährige Krieg unsere Kultur vernichtet haben, der Deutsche baut sie wieder auf. Die deutsche Kunst wird eines schönen Tages wieder da sein. Mit Zuversicht erwarte ich den Messias und bereite ihm seinen Weg. Das große Genie, welches uns die nationale deutsche Kunst bringen wird, ist vielleicht unter Kanonensalute und Maschinengewehrgeknatter wie ein Fürstenkind bereits geboren.

Wir haben zu arbeiten, so gut wir können, in allem Ernst und mit wahrer Einfalt und — ich sagte es bereits in meiner Eröffnungsrede — wie die Devise des belgischen Gotikers Quentin Mattsys lautete: „Als ich kann." Unter diesen Auspizien wird die Zukunft uns gehören müssen.

Ich bitte Sie, meine Herren, in Ihrem Lande zu berichten, daß unsere Stadt Berlin nicht so bar aller Kultur ist, wie unsere Feinde es überall ausposaunen möchten.

Als ich das Grab meines Bruders suchte

„Unter vier blühenden Pflaumenbäumen haben wir ihn begraben, Fichten und blühende Zweige deckten ihn zu ..."

Eisig fährt der Ost.
Sonnenflammen klettern
Um den braunen Rost
Auf verwelkten Blättern.

Herbstlich feierstill
Stehen Kurlands Tannen. —
Wißt ihr, was ich will,
Dunkle, treue Mannen?

Hütet ihr ein Grab
Tief in eurer Mitte,
Drin ein Reiterknab
Ruht vom letzten Ritte? —

Als es Frühling war,
Zog er diese Wege
Mit der Lanzenschar,
Rüstig, rank und rege.

Saht ihr klug und flink
Pferdeköpfe nicken?
Karabiner hing
Keck auf seinem Rücken.

Wie ein Blütenstrauß
Bunt sein Herz und Sinnen,
Also zog er aus,
Kurland zu gewinnen! —

Ja, hier muß es sein,
Glaub es längst zu kennen,
Ohne Kreuz und Stein,
Die den Namen nennen.

Friedlich rings herum
Weidet eine Herde,
Und ich schaue stumm
Die gesunkne Erde. —

Hörtest, Bruder, du
Wohl von unsern Siegen?
Darfst in guter Ruh'
Hier im Walde liegen.

Sieh, ein Riesenbrand
Sprang aus Todesfunken,
Unser ward' das Land,
Das dein Blut getrunken.

Kriegslärm und Gefecht
Wird dich nimmer stören,
Nur der bunte Specht
Lacht in deinen Föhren.

Blüten wird der Wind
Dir im Frühling schicken
Und ein Hirtenkind
Wird dein Grab dir schmücken. —

Kommt der Friede bald,
Sollst du ewig reiten
Durch den Ruhmeswald
Unvergeßner Zeiten! —

Karl Freiherr von Berlepsch

Digitized by Google

Die Entdeckung Österreichs

Ein Feldgespräch

Von Hermann Bahr in Salzburg

Die beiden Freunde sahen lachend einander nur immer wieder an, sie trauten noch immer den eigenen Augen nicht! Der Zufall, sich unversehens in dem schmutzigen kleinen Café des polnischen Dorfes einander gegenüber zu sehen, war auch zu wunderlich; und auf jeden anderen wäre jeder von ihnen eher gefaßt gewesen: gerade sie beide sich im Kriege vorzustellen, und gar noch an diesem Ende der Welt, war wirklich schwer. Sie konnten sich noch immer von dem frohen Schrecken nicht erholen, mußten immer wieder lachen, begriffen aber keiner, warum auch der andere lachte. Jeder hatte sich leicht dem Wechsel der Zeiten angepaßt, aber keiner konnte doch denken, daß das auch dem anderen gelungen war. Der Jüngere, noch nicht vierzig und dem Aussehen nach keine dreißig, hatte sein Leben von Jugend auf mit fester Hand gelenkt. Früh verwaist und an sich selbst gewiesen, war er, nach einer kurzen Lehrzeit an der Zeitung einer kleinen märkischen Stadt, vom Parterre stracks auf die Bühne gesprungen, aus einem Kritiker Regisseur geworden und, sein ruhiges Urteil, seinen sicheren Geschmack, seine Geschicklichkeit im Umgang mit Menschen auch in dem neuen Amt bewährend, rasch emporgelangt. Er hatte das Glück in die Zeit zu kommen, wo die alten Hoftheater, bisher von adeligen Dilettanten brav verwaltet, auf einmal ehrgeizig wurden und über Nacht „literarisch" sein wollten. Den jungen Doktor empfahl sein Titel wie der Ruf, den er seiner kritischen Vergangenheit verdankte, er hatte gute Formen und wußte sich auch bei Hofe zu bewegen, er war der richtige Mann des Augenblicks und wurde nach kaum zwei Jahren schon zum Intendanten ernannt. Dem Fürsten gefiel sein geschmeidiges Selbstvertrauen, er verstand die Presse zu behandeln, das kleine Hoftheater fand nun auch in den Zeitungen der Großstadt Erwähnung, das schmeichelte den Bürgern und schließlich ließen sogar die Schauspieler ihn gelten, deren Urteil ja stets der Erfolg besticht. Daß er sehr klug wäre, gaben selbst seine Neider zu. Er war aber noch mehr als bloß klug. Er kam mit der Zeit, wenn er sich das auch kaum merken ließ, in ein inneres Verhältnis zur Kunst, sein Beruf fing an ihm Freude zu machen. Er hütete sich freilich, sein Ansehen je durch allzu kühne Versuche zu gefährden, liebe Gewohnheiten zu beleidigen und die Zuschauer aus ihrem trägen Behagen aufzuscheuchen. Im Grunde ließ er alles beim alten und gab nur den Kennern gleichsam Geheimzeichen, daß er schon auch noch mehr könnte, wenn er nur erst einmal Gelegenheit hätte, mehr zu dürfen. So blieb er in der allgemeinen Gunst und vertröstete sich übrigens im stillen auf irgendeinen glücklichen Zufall. Er schielte nach Berlin, hielt sich gern zu bekannten und einflußreichen Männern und fehlte nirgends, wo sie zu finden sind. Daß er immer unter ihnen zu sehen war, gab ihm Kredit, noch über sein Verdienst hinaus, das ja den meisten bloß vom Hörensagen bekannt war, man gewöhnte sich an ihn, und er konnte so, wenn ihm das Glück nur ein bißchen zu Hilfe kam, der schönsten Zukunft, der reichsten Tätigkeit gewärtig sein.

Tätigkeit war nun des anderen, des älteren der beiden Freunde, Sache nicht, der, als ein richtiger Österreicher, der geborene Zuschauer schien. Er hatte sich in allen Wissenschaften und Künsten, überall, umgesehen, aber bloß so zum eigenen Vergnügen. Er trieb alles, aber eigentlich nur, um sich die Zeit zu vertreiben. Er hatte für alles Sinn, aber er hatte keinen Zweck. Wohlhabend genug, um nicht erwerben zu müssen, anspruchslos, ohne Ehrgeiz, ließ er sich so durchs Leben gehen, unbekümmert wohin, und bei jeder angenehmen Aussicht verweilend. Er war eigentlich nie recht jung gewesen, schien aber auch nicht älter zu werden. Er war nirgends daheim, oder auch überall. Es gefiel ihm überall, aber nicht lange. Er kam jedes Jahr nach Wien, ging an das Grab seiner Eltern, besuchte den Notar, der sein Vermögen und

Digitized by Google

das ererbte landtäfliche Gut in Oberösterreich verwaltete, ließ sich rundherum einladen, und wenn er sich alle Taschen mit Neuigkeiten vollgestopft hatte, fuhr er vergnügt wieder weg, im Winter nach Berlin oder Kairo, im Frühjahr nach Paris und London, im Sommer ans Meer oder ins Gebirge. Er war überall willkommen, weil er sich leicht in jede Lebensart fand und auf jede Menschenart einging. Da man wußte, daß er nirgends lange blieb, vertraute man sich ihm überall gern an; denn gegen den Gast, der uns morgen wieder aus den Augen sein wird, sind wir aufrichtiger als gegen den verläßlichsten Freund. Aber auch zu den Wissenschaften, zu den Künsten stand er in diesem Gastverhältnisse. Auch in den Wissenschaften, in den Künsten kam er an, sah sich gut aufgenommen, blieb zu Tische, bekam die besten Bissen vorgesetzt und reiste wieder ab. Er war der richtige Dilettant im guten und im schlechten Sinn. Einen feineren, beweglicheren, innerlich reicheren Menschen konnte man sich kaum denken, aber auch keinen, der so völlig unnütz, unbrauchbar und unwirksam gewesen wäre.

Als der Krieg ausbrach, war der Intendant als Flieger eingerückt, der Österreicher hatte sich zum Automobilkorps gemeldet, und die sich sonst seit Jahren immer nur bei großen Premieren, auf Musikfesten, an den Weimarer Goethetagen sahen, stießen jetzt in diesem trostlosen polnischen Dorf zusammen, erkannten sich im ersten Augenblick gar nicht gleich und hatten noch immer Mühe es zu glauben: sie kamen einander in Waffen ja zu komisch vor! Und jeder erinnerte den anderen an eine Welt, deren sich eigentlich keiner mehr recht erinnern konnte, so weit weg war sie jetzt. War sie denn überhaupt je gewesen?

„Wir zwei müssen doch überall dabei sein, wo was los ist," sagte der Intendant.

„Wir haben uns seit Bayreuth nicht gesehen," erwiderte der österreichische Freund.

„War's nicht auf dem Lido?" fragte der Flieger. Sie rechneten nach und fanden sich so schnell nicht zurecht.

„Aber jedenfalls," fuhr der Preuße fort, „herzlich willkommen. Doppelt und dreimal willkommen als treuer Bundesgenosse! Ihr habt euch ja famos gehalten!"

„Auch Sie?" sagte der Österreicher, fast unwillig. Der andere blickte verwundert auf. Er verstand die seltsame Frage, den gereizten Ton des Freundes, den Vorwurf in seinen Augen nicht.

Aber der Österreicher fuhr ärgerlich fort: „Haben auch Sie mir nichts zu sagen, als was uns alle sagen, schon bis zum Überdruß? Es scheint, ihr unterschätzt uns doch ein bißchen! Wir sind nicht gar so gierig auf euer Lob!"

Es klang soviel Unmut, soviel ehrlicher Zorn aus seinen Worten, daß der preußische Flieger kopfschüttelnd sagte: „Ich verstehe gar nicht, was Sie haben, lieber Freund! Wir freuen uns, euch einmal so recht von Herzen bewundern zu dürfen. Könnt ihr uns das verdenken?"

„Wir hören aus eurer Bewunderung vielleicht ein bißchen zuviel Verwunderung heraus," sagte der Österreicher. Jetzt fing auch sein Gefährte sich zu ärgern an und erwiderte heftig: „Ihr wehleidigen, ewig raunzenden Wiener bleibt doch immer dieselben! Nie stand Österreich so hoch, seit Jahrhunderten nicht, aber euch ist auch das jetzt wieder nicht recht! Was wollt ihr denn noch?"

„Voll genommen werden, gleichgestellt sein, endlich einmal!" sagte der Wiener.

„Aber um Gottes willen, seid ihr es denn nicht?" rief, ärgerlich lachend, der Märker.

„Nein," entgegnete der Österreicher. „Sie sehen's doch: wir haben einfach unsere Pflicht getan, ihr aber tut, als ob das weiß Gott was für ein Wunder wäre! Verstehen Sie nicht, welche Geringschätzung darin liegt, wenn ihr euch noch immer gar nicht fassen könnt vor Erstaunen, vor Überraschung, vor Entzücken, daß unsere Soldaten schließlich auch nicht schlechter sind als eure?"

„Sie übertreiben!" widersprach der Intendant.

„Keineswegs," fuhr der andere fort. „Uns fällt nicht ein, euch ein Tapferkeitszeugnis auszustellen; jeder von euch tut's. Uns sind nämlich eure Leistungen selbstverständlich, wir hatten nichts anderes von euch erwartet. Ihr aber ward auf unsere nicht gefaßt, sie verblüffen euch. Können Sie das leugnen?"

Der Preuße war nachdenklich geworden.

Digitized by Google

Er sagte zögernd, nicht ohne Verlegenheit: „Ja, wenn Sie's von dieser Seite nehmen! Ich begreife jetzt erst! Aber so war's doch nicht gemeint, wir dachten wahrhaftig nicht daran!"

„Daß ihr nicht daran dachtet," erwiderte der Österreicher ruhig, „das eben ist's, was wir euch verdenken. Es stellt sich nämlich heraus, daß ihr uns gar nicht kanntet. Ihr habt uns jetzt erst entdeckt! Daß wir euch dafür vielleicht noch dankbar sein sollen, ist aber doch ein bißchen viel verlangt. Die ganzen Jahre her stand's euch nicht dafür, euch den Bundesgenossen einmal etwas näher anzusehen! Um alle Völker des Erdkreises habt ihr euch mehr gekümmert, nur für uns hattet ihr nie Zeit!"

„Sie sind furchtbar ungerecht!" sagte der Intendant. „Ihr habt euch doch wahrhaftig nicht zu beklagen! War der Österreicher nicht überall in Deutschland mit offenen Armen aufgenommen, und so sehr mir's widerstrebt, daß wir uns jetzt gegenseitig sozusagen unser Soll und Haben vorzurechnen hätten, hat man euch bei uns nicht geradezu verwöhnt, haben wir nicht geradezu für euch geschwärmt und eure Begabung stets neidlos anerkannt?"

„In allen Dingen," erwiderte der Österreicher bitter, „die ihr eigentlich verachtet. Wir waren für euch die Lieferanten von Sängern, Tänzerinnen, Schauspielern, Mehlspeisköchinnen, Zuckerbäckern, Damenschneidern, guten Gesellschaftern, Causeuren, Feuilletonisten und Librettisten, von jeder Art Amüsement, von allem, worauf es euch im Grunde nicht ankommt. Wofür ihr euch selbst zu gut seid, das ließt ihr euch von uns besorgen. Aber wo für euch der Ernst anfängt, da war's mit eurem Vertrauen auf uns immer gleich aus. Wir galten für lässig und liederlich in der Arbeit, für unsachlich, unpünktlich, untüchtig, unzuverlässig, ungenau, unsere Schlamperei war sprichwörtlich. Und je mehr wir, wie Sie ganz mit Recht sagen, von euch verwöhnt wurden, desto tiefer fühlten wir uns gekränkt, denn ihr nahmt uns niemals ernst, wir wurden verhätschelt wie begabte Kinder!"

„Wie lange kennen wir beiden uns jetzt eigentlich?" fragte der Flieger auf einmal.

„Es wird wohl an die zehn Jahre sein," erwiderte der Freund, erstaunt aufsehend.

„Ungefähr," stimmte der Preuße zu. „Und in diesen ganzen zehn Jahren haben Sie sich über dies alles niemals beklagt! Kein Wort, keine Miene von Ihnen verriet mir je, daß Sie sich unter uns unbehaglich fühlten. Und auch kein anderer von allen Österreichern, die ich kenne, obwohl ihr euch doch sonst wahrhaftig kein Blatt vor den Mund nehmt und genug über uns schimpft. Ihr schimpft über das Essen, über unseren Kaffee, über die schlecht angezogenen Berlinerinnen, über unser Fuhrwerk, über unsere schwerverdaulichen, ungesalzenen und ungewürzten Zeitungen, über unsere steife, schreiende Geselligkeit, ihr schimpft in einem fort, ihr tut euch wirklich keinen Zwang an, und keinem Berliner möchte ich raten, sein Heimweh so deutlich zu zeigen, wie jeder Wiener sein's in Berlin, aber daß ihr euch von uns unterschätzt, verkannt und unverstanden fühlt, hör' ich heut zum erstenmal! In den zehn Jahren, die wir uns kennen, ist es Ihnen niemals eingefallen, und wir hatten doch so manches nachdenkliche Gespräch zusammen über die Menschen und über die Welt und sogar über den lieben Gott. Warum haben Sie mir alles gesagt, und nur gerade davon nichts? Das war nicht aufrichtig!"

Zögernd antwortete der Österreicher: „Es ist mir halt früher vielleicht selbst noch nicht so aufgefallen!"

„Gar so arg kann's also ja nicht gewesen sein," sagte der Preuße lachend.

„Und wir waren eben gewohnt," erwiderte der Freund, „uns alles gefallen zu lassen. Jetzt aber wissen wir, daß wir das doch wirklich nicht nötig haben!" Und er schrie fast: „Wir haben's ja wirklich nicht nötig, daß uns jeder wohlwollend auf die Schulter klopft!"

„Hurra!" rief der Preuße.

„Was denn?" fragte der Österreicher, fast erschreckt.

„Ich muß Ihnen eine Liebeserklärung machen," sagte der Intendant. „Zehn Jahre kenn' ich Sie, schätz' ich Sie, aber niemals haben Sie mir so gut gefallen, als in diesem Augenblick." Und lachend fuhr er fort: „Hoffentlich empfinden Sie's nicht auch wieder als eine Beleidigung, daß ich Ihnen das sage? Ihr seid ja plötzlich haarige Leute geworden, scheint's!"

Digitized by Google

„Man muß uns schon nehmen, wie wir sind," entgegnete der andere trotzig.

„Gott sei Dank," rief der Preuße. „Aber seit wann denn? Ich find's ja ganz famos, wenn der Österreicher endlich einmal mit der Faust auf den Tisch schlägt. Das hat uns bisher doch immer an euch gefehlt! Denn, lieber Freund, wenn Sie jetzt auf einmal behaupten, daß wir euch schlecht behandelt haben, ja, warum habt ihr euch denn so behandeln lassen, als Kinder, als lustiges Spielzeug, als angenehme Hallodris? Weil ihr, Sie müssen schon entschuldigen, selbst gar nicht das Gefühl hattet, etwas anderes zu sein! Man nimmt jeden Menschen, wie er sich gibt, aber euch war doch am wohlsten, wenn man mit euch spaßte, ihr selbst habt euch doch immer über euch lustig gemacht. Nicht wir haben euch verkannt, sondern ihr. Unser einziger Fehler war, daß wir den Österreichern glaubten, was sie uns über die Österreicher sagten. Und wenn es Sie verdrießt, daß wir euch jetzt erst entdeckt haben, so nehmen Sie sich gefälligst an der eigenen Nase! Es ist nicht unsere Schuld, sondern eure, denn ihr habt euch ja selbst erst jetzt entdeckt! Hand aufs Herz, wer von euch wußte denn, was ihr könnt, welche Kraft in euch steckt, welch unverwüstlicher Ernst sich in eurem holden Leichtsinn verbirgt? Ja, die österreichische Schlamperei ist sprichwörtlich gewesen. Aber wo hatten wir denn das Sprichwort her? Aus Österreich! Wie hätten wir euch denn kennen können, da ihr euch selbst nicht kanntet? Und schließlich müssen wir euch ja doch ganz gut gekannt haben, trotz alledem und besser als ihr euch selbst, sonst hätten wir nicht so fest auf euch vertraut! Wir hatten vielleicht manche falsche Meinung von euch, aber im Grunde doch den ganz richtigen Instinkt."

Nachdenklich wiederholte der Österreicher: „Wir haben uns jetzt selbst erst entdeckt. Es ist wahr!"

„Und wir sind froh, euch dabei ein bißchen geholfen zu haben," sagte der Preuße.

Sie reichten sich die Hände. Eine Ordonnanz erschien, den Österreicher zu holen. Der Intendant rief ihm nach: „Und ich gelob's feierlich, wenn wir uns nach dem Kriege wiedersehen, es niemals an dem schuldigen Respekt fehlen zu lassen!"

Der Österreicher kehrte sich in der Türe noch einmal um und meinte: „Nein, um Gottes willen, das wär' entsetzlich! Nein, nach dem Krieg wollen wir schon wieder die lustigen Hallodris sein! Zu richtigen stockernsten Deutschen macht ihr uns nie, Gott sei Dank!"

„Es wär auch doch zu schade um euch!" sagte der Preuße.

Mozartweihe

Mozartscher Wohlklang gaukelt um uns her.
Wir sitzen jeder, ganz umkost vom Klang,
Auf einem Inselchen im Tönemeer
Und lauschen erdbefreit dem Zaubersang.

O schönheitsseliges Klangmysterium!
O wachgewordner Traum, der mich entzückt!
Mein Taschenbüchlein zieh' ich fromm und stumm,
Gleich einem Psalter halt' ich's, klangbeglückt:

Du Buch, das stets mein neues Lied empfängt,
Du sollst jetzt, wie die Luft rings, durstig sein
Schönheit zu schlürfen, die in Wellen drängt,
Ich tauch' dich ganz in Mozartwohlklang ein.

Ein Hauch, ein letzter Nachklang bleibe dir
Und kling' in einem winzigen Liedchen mit,
Vier Zeilen Klangs, das bleiben soll von mir,
Wenn längst mein Sein ins Wellenlose glitt ...

Hugo Salus

Digitized by Google

Bildnisſtudie. Gemälde von Alice Girard von Soucanton

Digitized by Google

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Türstück von Wilh. Friedr. Hirt im Eckzimmer des Grafen Thoranc

Der Königsleutnant und sein Gemäldesalon

Von Prof. Dr. Otto Heuer in Frankfurt a. Main

„Unter uns gesagt, ich haßte die Franzosen nicht, obwohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte ich, dem nur Kultur und Bildung Dinge von Bedeutung sind, ein Volk hassen können, das zu den kultiviertesten der Erde gehört, und dem ich für meine eigene Bildung so viel verdanke." So äußerte sich Goethe einmal in seinen alten Tagen im Gespräch mit Eckermann. Heute hat die deutsche Kultur, und nicht zum wenigsten durch Goethes Verdienst, die französische an Innerlichkeit, Tiefe und Gesundheit längst überflügelt. Aber eben deshalb bekennen wir uns gern zu Goethes Wort. Auch wir hassen die Franzosen nicht, obwohl ihre Verblendung, die in den Deutschen ihre Feinde sieht, uns zwingt, sie mit aller Tatkraft zu bekämpfen. Der Krieg hat unser Urteil nicht beeinflußt. Wenn wir auch nicht blind sind gegen ihre Fehler, so erkennen wir doch anderseits ihre Vorzüge bereitwillig an und sind mit Goethe dessen eingedenk, was sie uns in früheren Jahrhunderten an Kulturwerten übermittelt haben.

Für Goethe lag aber noch ein besonderer Grund vor: die Erinnerung an einen der edelsten Franzosen, dessen eindrucksvolle Gestalt früh in sein junges Leben getreten war, und der einen tiefen, unauslösch-

Bildnis des Grafen Thoranc von unbekannter Hand

lichen Eindruck in seiner Seele hinterlassen hatte.

Es war in den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges. Frankfurt stand als Reichsstadt auf der Seite des Kaisers, obgleich innerhalb der Bürgerschaft sich starke Neigungen für Friedrich den Großen geltend machten. Die Franzosen als Verbündete des Kaisers und des Reichs hatten das Durchzugsrecht durch die Stadt. Am Neujahrstage des Jahres 1759 benutzten sie dieses Recht, um durch Überrumpelung der Torwachen sich der Stadt zu bemächtigen, die sie nun vier Jahre lang besetzt hielten und zum Stützpunkt ihrer kriegerischen Maßnahmen in der Wetterau und in Oberhessen machten. Den Plan zu dieser unblutigen Einnahme hatte ein Hauptmann des Regiments Nassau entworfen und mit Geschick und Entschlossenheit durchgeführt. Es war ein provençalischer Edelmann, François de Théas de Thoranc, der jüngere Sohn einer in Grasse ansässigen Familie. Als Belohnung für sein wohlgelungenes Unternehmen wurde ihm die Stelle eines lieutenant du roy, die gewöhnlich mit einem Oberstleutnant besetzt wurde, übertragen. Er bezog, seinem Range gemäß, Quartier in einem ansehnlichen Bürgerhause, dem des kaiserlichen Rates Johann Caspar Goethe am großen Hirsch-

Digitized by Google

Monatsbild Januar
von Joh. Konrad Seekatz

graben, während die Generalität in vornehmeren Häusern Platz fand.

Drei Jahre lang war der Königsleutnant nun Hausgenosse der Familie Goethe. Der Dichter hat in seiner Lebensbeschreibung, im dritten Buche von „Dichtung und Wahrheit", uns viel von ihm berichtet und seine Schilderung läßt Thorancs Pflichttreue und Gerechtigkeitsliebe, seine Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit, vor allem aber die strenge Selbstzucht, mit der er sein leidenschaftliches Temperament beherrschte, im hellsten Lichte erscheinen. Die Figur des Herrn Rat, dem eine ganz grundlose Abneigung gegen den aufgezwungenen Gast zugeschrieben wird, steht daneben sehr im Schatten.

Wir wissen heute, daß das Verhältnis der beiden Männer keineswegs ein so feindliches war, wie Goethe es darstellt. Das beweist die Tatsache, daß der so fein empfindende Königsleutnant sich in augenblicklicher Geldverlegenheit vertrauensvoll an seinen Hauswirt wendete, und daß dieser auch nach Thorancs Scheiden bereitwillig Aufträge für ihn ausführt und sein Interesse wahrnimmt.

Um Goethe zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß er in „Dichtung und Wahrheit" Menschen und Dinge so darzustellen bestrebt ist, wie sie dem Knaben und Jüngling auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung erschienen und auf diese Entwicklung Einfluß übten. Auch auf das für künstlerische Zwecke so geeignete Mittel der Gegensatzwirkung wollte der Dichter an dieser Stelle seines Kunstwerks, wo es sich so bequem bot, nicht verzichten. Der tadellose, stets in feinen Formen sich bewegende französische Kavalier und der plump zufahrende, brummige deutsche Bürger treten in wirkungsvollen Gegensatz, der sich in der großen Szene zwischen beiden nach der Schlacht von Bergen dramatisch zuspitzt. Dem Gevatter Diene, dem zwischen den feindlichen Mächten vermittelnden Dolmetsch, fällt dabei eine dankbare, in behaglicher Breite ausgeschmückte Rolle zu. Den eigentlichen Grund, der dem Vater schließlich die Umquartierung Thorancs in ein anderes

Monatsbild Februar
von Joh. Konrad Seekatz

Digitized by Google

Monatsbild März
von Joh. Konrad Seekatz

Haus wünschenswert erscheinen ließ, den albernen Klatsch nämlich, der in der vornehmen Gesellschaft Frankfurts, in der der Königsleutnant, nicht aber die Goethes verkehrten, über das Verhältnis des Gastes zu seiner jungen Hauswirtin verbreitet wurde, hat der Sohn natürlich nie erfahren. Aus dem allem ergibt sich die Frage: ist Goethes Charakterisierung des Thoranc wirklich in allen Punkten richtig, oder ist sie durch eine gewisse Voreingenommenheit beeinflußt?

Wir sind heute im Besitz eines überreichen Materials zur Prüfung dieser Frage, das uns gestattet, sie mit voller Sicherheit zu beantworten. Martin Schubart, der eigentliche Wiederentdecker des Königsleutnants, hat in seinem fesselnd geschriebenen Buche „François de Théas comte de Thoranc, Goethes Königslieutenant", 1896, mit Benutzung der Papiere aus dem Familienarchiv in Mouans ein fein gezeichnetes Lebensbild Thorancs entworfen. Die amtliche Tätigkeit des Königsleutnants in Frankfurt ist durch Hermann Grotefends Zusammenstellung aller darauf bezüglichen Urkunden und Schriftstücke (Der Königsleutnant Graf Thoranc in Frankfurt a. M., 1904) bis ins einzelne klargelegt. Wenn wir in dem ersten Werke vollen Einblick in die geheimsten Seelenregungen eines Edelmanns im besten Sinne des Worts gewinnen, so zeigen uns die Urkunden des Frankfurter Stadtarchivs den tüchtigen Soldaten und trefflichen Organisator. Den lieutenants du roy der französischen Besatzungen lag die Fürsorge für die Truppe nach allen Richtungen ob, und daraus ergab sich erst die von Goethe betonte Disziplinargewalt, die in Frankfurt durch die häufig zu schlichtenden Zwistigkeiten zwischen Militär und Bürgerschaft eine besondere Bedeutung gewann.

Aber die Tätigkeit dieses hervorragenden Vertreters der damals noch überlegenen französischen Kultur war auch für die Verbesserung der vielfach rückständigen städtischen Einrichtungen von dauerndem Einfluß. So verdankt Frankfurt ihm eine bessere Pflasterung und Beleuchtung der Straßen, die Nume-

Monatsbild April
von Joh. Konrad Seekatz

Digitized by Google

rierung der Häuser, ein geordnetes Polizei- und Meldewesen, zweckentsprechende Feuerlöscheinrichtungen. Besondere Aufmerksamkeit wendete er der Reinigung der Straßen und der Abfuhr des Unrats zu; das gesamte Sanitätswesen, die Einrichtungen der Spitäler und die Ausbildung der Ärzte erfreuten sich seiner fördernden Fürsorge. Die von ihm begründete anatomisch-chirurgische Schule war die Vorläuferin der Senckenbergischen medizinischen Stiftung. Seine Wirksamkeit wurde durch den passiven Widerstand des Rats und noch mehr der bürgerlichen Kollegien, die jede Neuerung mit ängstlichem Mißtrauen zu verhindern suchten, sehr erschwert. Aber mit unermüdlicher Geduld und zäher Tatkraft wußte er die träge Masse immer wieder in Bewegung zu setzen, ohne dabei die Rücksichtnahme auf die Rechte der Stadt und ihre Eigenart aus dem Auge zu verlieren. In seinen Entscheidungen bewies er unbestechlichen Gerechtigkeitssinn. War die Zucht im französischen Heere jener Zeit ohnehin eine schärfere als bei den Gegnern, so ahndete besonders Thoranc unnachsichtlich jede Ausschreitung der Soldateska gegen die Bürger.

Daß ein Mann von dieser strengen Ehrenhaftigkeit und Charakterfestigkeit, der in seinem ernsten Stolz, wie Goethe bemerkt, eher einem Spanier als einem Franzosen glich, nicht gerade zu den Günstlingen des Hofes Ludwigs XV. gehörte, ist begreiflich. Seine Amtsbefugnisse als Königsleutnant setzten einen höheren militärischen Rang als den eines Hauptmanns voraus, und es ergaben sich aus diesem Mißverhältnis für ihn mancherlei Schwierigkeiten.

Vergebens suchte er zu deren Beseitigung um das Oberstleutnantspatent nach, seine Vorstellungen blieben fruchtlos. Diese fortgesetzten Zurückweisungen kränkten sein empfindliches Ehrgefühl aufs tiefste, wie seine Briefe aus jener Zeit und sein im Goethehause geschriebenes Tagebuch, sein Journal pour moi, beweisen. Mit besonderer Genugtuung begrüßte er es daher, als gegen Ende seiner Amtstätigkeit einflußreiche Frankfurter Freunde den Rat veranlaßten, dem schuldigen Danke der Stadt dadurch Ausdruck zu geben, daß diese, als Ersatz für die von seinem Herrscher versagte Rangerhöhung von dessen Verbündeten, dem deutschen Kaiser, eine Standeserhöhung, die Erhebung in den Grafenstand des heiligen römischen Reichs, für den Königsleutnant erwirkte. Thoranc war, soviel Gelegenheit zur Bereicherung ihm auch seine Stellung bot, und obwohl er nur ein Vermögen von 40000 Franks besaß, von dem er 30000 während seiner Militärzeit zusetzte, durchaus unbestechlich und hatte auch jede in Geld ausgedrückte Dankesbezeugung der Stadt aufs entschiedenste zurückgewiesen. Das einzige, was der Rat in dieser Beziehung tun konnte, war, daß er ihn der Bezahlung der Taxen für den seitens der Stadt erwirkten Grafentitel überhob. Der Königsleutnant legte hohen Wert auf den um eine deutsche Stadt wohlverdienten deutschen Grafenstand und setzte die Aufnahme des Titels in das ihm bald darauf verliehene Oberstleutnantspatent auch wirklich durch. Nachdem der Friedensschluß Frankfurt von der französischen Besatzung befreit hatte, fand der Graf einen neuen Wirkungskreis als Untergouverneur von St. Domingo. Der junge Goethe hörte nach seinem Fortgang nichts mehr von ihm, er glaubte den Grafen als Gouverneur in Westindien gestorben. In Wahrheit kehrte Thoranc aber von dort nach Frankreich zurück und nahm erst 1770 als Generalmajor (maréchal de camp) seinen Abschied. Er vermählte sich erst jetzt und lebte von nun an in seiner Heimatsstadt Grasse, wo er 1793 im Alter von vierundsiebzig Jahren starb, nachdem er noch die Schrecken der Revolution, die auch ihn mit dem Tode auf dem Schafott bedrohte, hatte erleben müssen.

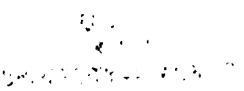
Mit dem dienstlichen Wirken als Königsleutnant aber ist die Bedeutung Thorancs für Frankfurt nicht erschöpft, auch in der Kunstgeschichte der alten Reichsstadt gebührt dem Fremdling ein Erinnerungsblatt. In all den Schwierigkeiten und Enttäuschungen, die er durchlebte, war seine Liebe zur Kunst ihm Trost und Aufheiterung. Goethe berichtet, daß er gleich bei seinem Eintritt in das Haus das Gemäldekabinett des Vaters zu sehen verlangte und die Bilder mit der Kerze in der Hand aufmerksam betrachtet habe. Der Herr Rat vereinigte in seiner Sammlung ausschließlich Werke der zeitgenössischen Maler.

Es war, in Nachahmung der Niederländer, eine schlicht bürgerliche Kunst, von gemütvoller deutscher Eigenart, die sich hier dem Auge des Franzosen darbot. Aber sie sagte seinem ernsten, gediegenen Wesen zu. Thoranc beschied die Maler zu sich, ließ sich zeigen, was sie eben fertig hatten, und erwarb das Verkäufliche. Dann aber entschloß er sich, ihre Kunst in umfangreichem Maße für sich fruchtbar zu machen. Sein älterer Bruder erbaute eben ein Haus in Grasse, und dessen künstlerische Ausschmückung legte er in die Hände der Frankfurter Maler. Der Geschmack der Zeit begnügte sich nicht immer damit, wie heute, die Zimmerwände mit Papier zu bekleben und darauf Bilder in Rahmen aufzuhängen. Der Sammler, wie Rat Goethe, vereinigte zwar die wachsende Anzahl seiner Einzelbilder in dieser Weise zu einem besonderen Kunstkabinett, einem kleinen Museum, im allgemeinen aber war man bestrebt, den bildlichen Schmuck dekorativ in die Ausstattung der Zimmer einzufügen. In Bürgerhäusern, wie in dem Goetheschen, begnügte man sich mit mehr oder weniger kunstvoll mit der Hand oder mittelst der Schablone auf grundierte Leinwand gemalten, die ganze Wandfläche bedeckenden Darstellungen, den sogenannten Wachstuchtapeten, wie sie in Frankfurt Ben-

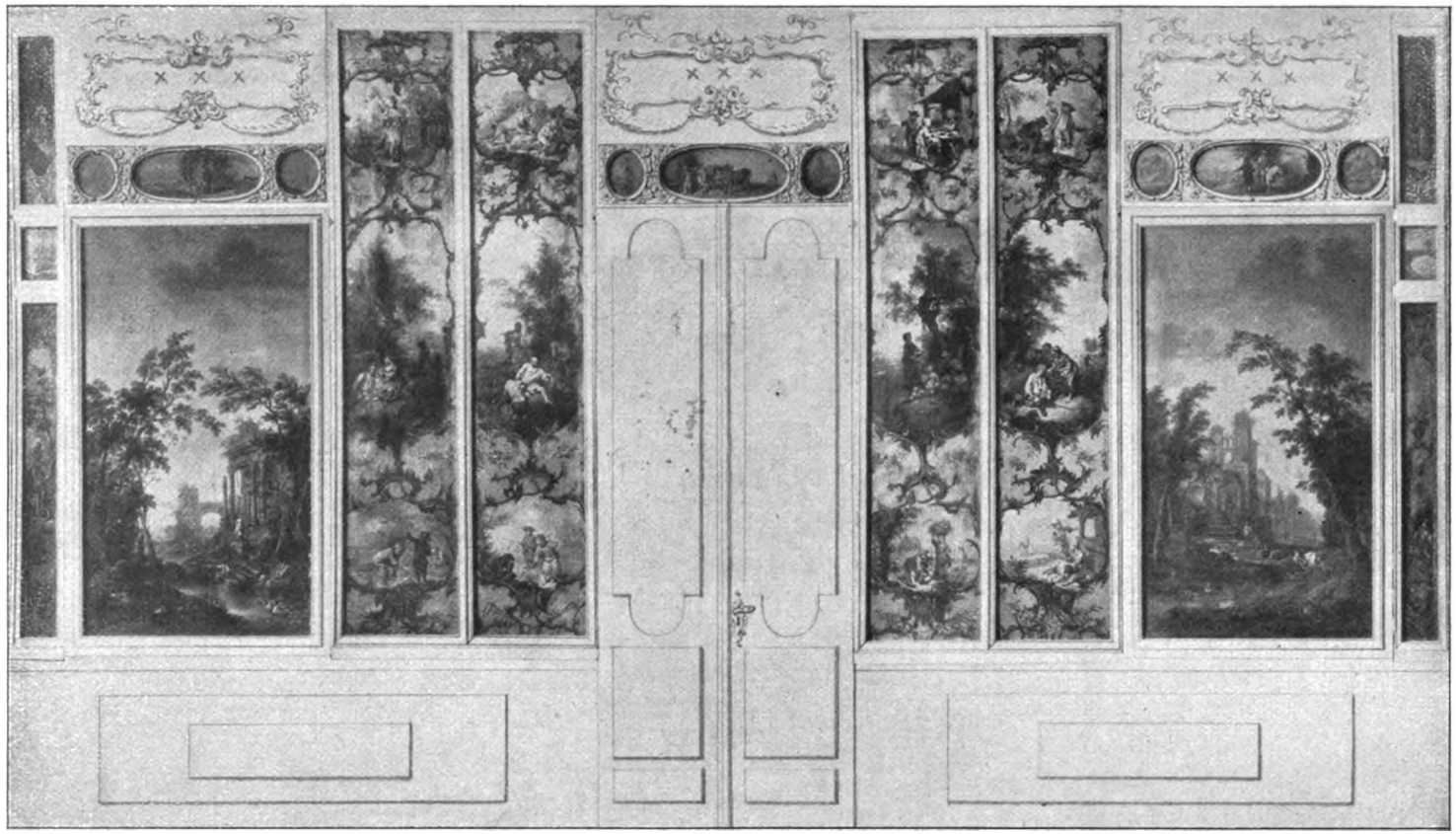
Digitized by Google

Mittelstück des Monatsbildes April (Wolfgang und Cornelia Goethe)

Digitized by Google



Digitized by Google



Gesamtansicht der auf Seite 220 beschriebenen Eingangswand des Gemäldesalons
(Die mit × × × bezeichneten Türstücke sind beim Herausnehmen aus den Wänden des Zimmers in Grasse beschädigt worden und wurden in Darmstadt auf der Ausstellung deutscher Kunst des Barock und Rokoko 1914 bei Vorführung der Bilderreihe nicht mit gezeigt)

Digitized by Google

Monatsbild Mai
von Joh. Konrad Seekatz

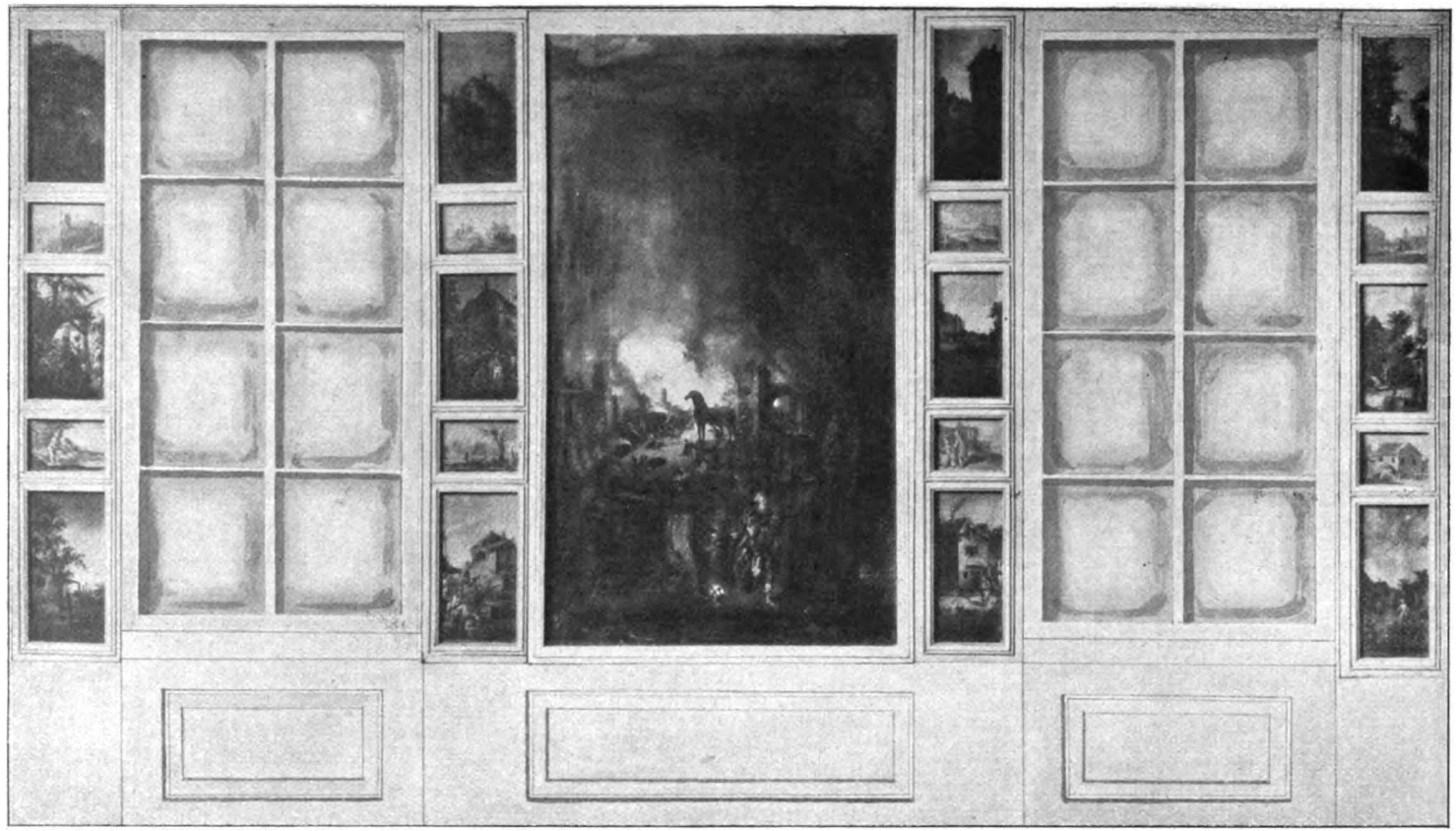
jamin Nothnagel in den verschiedensten Ausführungen lieferte. Reiche Familien jedoch zogen es vor, wirkliche Kunstwerke zwischen Pilastern und Stuckumrahmungen auf den Wänden der Staatszimmer zu befestigen. Auch in Frankfurt finden sich Bilder größeren Umfanges, besonders Schützsche Landschaften, in dieser Art dekorativ verwendet. Daß also Künstler, wie Goethe erzählt, mit der Herstellung solcher Bilder beschäftigt wurden, die als „Tapetenteile" auf der Wand befestigt werden sollten, war auch in Frankfurt nichts Ungewöhnliches; noch niemals aber waren derartige Arbeiten in der Menge ausgeführt worden, wie das jetzt geschah. Goethe berichtet uns, daß das große, helle Mansardzimmer, das später dem Dichter als Arbeitszimmer diente, zur Werkstätte eingerichtet wurde. Die Maler zogen ein, und nun begann eine langdauernde, eifrige Tätigkeit. Nach den Maßen, die sich Thoranc aus Grasse hatte schicken lassen, wurde Bild auf Bild verfertigt.

Jeder Maler suchte in seiner Art sein Bestes zu geben, da der Königsleutnant mit der Bezahlung nicht kargte.

„Seekaz übernahm ländliche Szenen, worin die Greise und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemahlt, ganz herrlich glückten; die Jünglinge wollten ihm nicht eben so gerathen, sie waren meist zu hager; und die Frauen mißfielen aus der entgegengesetzten Ursache. Zudem war er genöthigt gewesen, über das Maß seiner Figuren hinauszugehen. Seine Bäume hatten Wahrheit, aber ein kleinliches Blätterwerk. Schütz, der Landschaftsmaler, fand sich vielleicht am besten in die Sache. Die Rheingegenden hatte er ganz in seiner Gewalt, sowie den sonnigen Ton, der sie in der schönen Jahreszeit belebt. Er war nicht ganz ungewohnt, in einem größern Maßstabe zu arbeiten, und auch da ließ er es an Ausführung und Haltung nicht fehlen. Er lieferte höchst heitere Bilder. Trautmann rembrandtisierte einige Auferweckungswunder des Neuen Testaments und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an. Hirt mahlte einige gute Eichen- und Buchenwälder. Seine Herden

Monatsbild Juni
von Joh. Konrad Seekatz

Digitized by Google



Gesamtansicht der Wand an der Straßenseite des Gemäldesalons, gegenüber der auf Seite 215 abgebildeten
(Länge der Wände je 6,25 m, Höhe je 3,55 m)

Digitized by Google

Türstück von Wilhelm Friedr. Hirt

waren lobenswert. Junker, an die Nachahmung der ausführlichsten Niederländer gewöhnt, konnte sich am wenigsten in diesen Tapetenstil finden; jedoch bequemte er sich für gute Zahlung mit Blumen und Früchten manche Abteilung zu verzieren." So schildert Goethe, aus seiner Erinnerung heraus, die Tätigkeit der Künstler und ihre Eigentümlichkeiten. Er fügt hinzu, daß sie auch wohl gemeinsam an einem Bilde arbeiteten, wobei der eine die Landschaft, der andere die Staffage malte. An allen diesen Arbeiten nahm nicht nur der Königsleutnant lebhaftesten Anteil, sondern auch Wolfgang, den Thoranc gerne um sich litt, kannte kein größeres Vergnügen, als zwischen den Malern und Bildern sein Wesen zu treiben.

Landschaft von Chr. G. Schütz dem Älteren

Schon dem Knaben war, wie später dem Manne, der Gedankeninhalt bei allen bildlichen Darstellungen die Hauptsache. Er verstand Sinnbildliches und Allegorisches wohl zu deuten und anzugeben, war bei allen Beratungen zugegen und übte bei seiner glücklichen Erfindungsgabe und reichen Phantasie bald einen Einfluß auf die Wahl der Gegenstände und die Art ihrer Darstellung. Eines solchen Falles gedenkt er in „Dichtung und Wahrheit". „Ich erinnere mich noch, daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt."

Endlich war die ganze Arbeit der Maler beendet, und die Bilder wurden verpackt und nach Grasse gesandt. Thoranc verließ dann nach vierjährigem Aufenthalt Frankfurt, und er und seine Bilder gerieten bald in Vergessenheit.

Auch nachdem „Dichtung und Wahrheit" das Interesse an beiden wieder wachgerufen hatte, gelang es der Forschung nicht, etwas über sie in Erfahrung zu bringen. Gustav von Loeper, der gewissenhafte Kommentator der Goetheschen Selbstbiographie, versäumte zwar nicht, bei den Nachkommen des Grafen Umschau zu halten, aber ohne Ergebnis; er fand keine der von Goethe bezeichneten Bilder. Erst im Jahre 1876 gelang es dem zielbewußten Vorgehen des feinsinnigen Kunstforschers und Sammlers, Dr. Martin Schubart, die gesamte Bildermasse aufzufinden und zugleich ein reiches archivalisches Material über die Person des Königsleutnants zu gewinnen, das zu vervollständigen er auch

Digitized by Google

Türstück von Wilhelm Friedr. Hirt

weiterhin bemüht blieb. Aber auch jetzt wurde das Dunkel noch nicht gelichtet, da Schubart sich nicht entschließen konnte, vor völligem Abschluß seiner Untersuchungen mit seiner Entdeckung hervorzutreten. Inzwischen brachte 1895 die Ausstellung „Goethe und Frankfurt" im Vaterhause des Dichters zum ersten Male eine Anzahl der verschollenen Bilder zur öffentlichen Kenntnis. Bei der Vorbereitung dieser Ausstellung war mir von befreundeter Seite die Mitteilung geworden, daß ein Nachkomme Thorancs, der Graf Sartoux zu Mouans bei Grasse, die fraglichen Bilder besitze und auch einem Verkaufe nicht abgeneigt sei. Auf mein Ansuchen sandte der Besitzer elf Gemälde zur Ausstellung ein (Katalog Nr. 296—305 a), deren Ankauf aber an dem hohen geforderten Preise scheiterte. Dieser Ausstellung verdanke ich die Bekanntschaft und dann die Freundschaft Martin Schubarts, der sich nun auch zur Veröffentlichung seines Fundes entschloß, die in dem oben genannten vortrefflich geschriebenen und vornehm ausgestatteten Buche (Bruckmann, München 1896) erfolgte.

Im folgenden Jahre machte er dann in hochherziger Weise dem Frankfurter Goethemuseum zu dessen Eröffnung die Gemälde, die er früher vom Grafen Sartoux angekauft hatte, zum Geschenk. Er hatte, als scharfblickender Kenner, damals gerade die von Goethe besonders erwähnten, fünf großen Josephsbilder Joh. Georg Trautmanns gewählt, die bedeutendste Leistung des Künstlers. Die wohlgelungene Kopie des im Familienbesitze befindlichen Porträts Thorancs (Abb. S. 209) und anderes fügte er hinzu. Leider sollte es dem trefflichen Manne nicht vergönnt sein, seine Schenkung an dem ihr nun dauernd eingeräumten Platze im Goethemuseum zu sehen. Bald darauf raffte ihn ein tückisches Leiden, allzufrüh, dahin. Seine Witwe, Frau Sophie Schubart-Czermak, vervollständigte die Stiftung durch Überweisung des ganzen von ihrem Gatten vereinten urkundlichen Materials zur Kenntnis Thorancs. — Martin Schubarts bahnbrechende Tätigkeit hat aber noch weitere Früchte getragen. Sie lenkte die Aufmerksamkeit auf einen bisher gänzlich vernachlässigten Abschnitt der Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts und leitete eine gerechtere Würdigung der Frankfurter Maler jener Zeit ein. Die Forschung macht ihre Werke jetzt zum Gegen-

Landschaft von Chr. G. Schütz dem Älteren

Digitized by Google

Türstück von Wilhelm Friedr. Hirt

stande eingehender Untersuchungen. Über J. G. Trautmann ist bereits eine Monographie von Rudolf Bangel (J. G. Trautmann und seine Zeitgenossen, Straßburg, Heitz 1914) erschienen, und über J. K. Seekatz, den bedeutendsten Meister dieses Kreises, steht eine solche von Ludwig Bamberger in Aussicht, die sehr wertvolle Ergebnisse verspricht. Im Jahre 1904 besuchte der kunstgelehrte Historienmaler Professor Otto Donner-von Richter, Schubarts Spuren folgend, Grasse und unterwarf die Bilder einer neuen eingehenden Prüfung, welche die Beobachtungen seines Vorgängers in vollem Umfange bestätigte und in fesselnden Ausführungen ergänzte (Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts, 1904, S. 183—261).

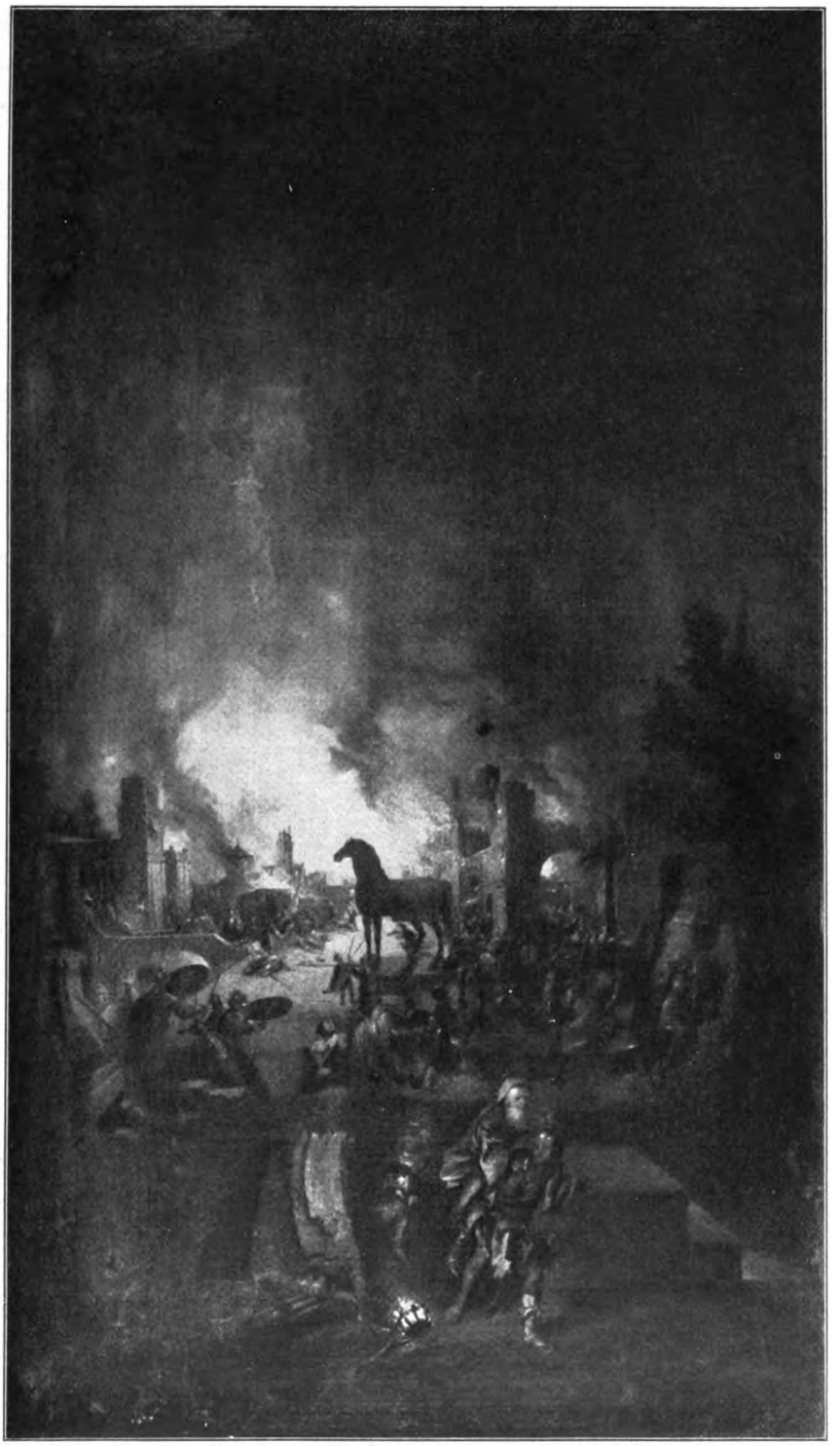
Es ist eine erstaunliche Menge von Kunstwerken, die, durch die fleißigen Hände der Frankfurter Maler im Goethehause geschaffen, in der fernen Provence eine deutsche Kunstinsel bildeten. Wie Goethe bemerkt, waren sie ursprünglich für den Bruder des Königsleutnants bestimmt. Dieser, Seigneur Albert de Thoranc, erbaute 1670 ein stattliches Haus in der Rue des Dominicains zu Grasse, in dem sich noch heute ein großer Teil der Bilder, in die Holztäfelung der Wände eingelassen, befindet.

Neben Landschaften von Schütz und Hirt, neben Stilleben von Junker und Genreszenen von Seekatz sind hier Darstellungen aus dem antiken Sagenkreise von der Hand des letzteren bemerkenswert, denen eine besondere Salle des Grecs gewidmet ist. In diesem Hause des Seigneur Albert wird auch Graf François seit seinem Rücktritt aus dem Dienst 1770 gewohnt haben. Denn er entschloß sich, als dieses Haus 1774 durch Kauf an einen Herrn de Fontmichel überging, zur Gründung eines eigenen Heims. An dem schönsten Punkt von Grasse, an der Esplanade, steht heute noch, wenig verändert, das schlicht vornehme Haus, das er damals, in einem großen Garten gelegen, erbaute. Die Gesellschaftsräume, vier Zimmer zu ebener Erde, schmückte er mit Gemälden der Frankfurter Meister aus. Ob diese Bilder sämtlich dem Hause des Bruders entnommen wurden, oder, wenigstens zum Teil, seinerzeit für den Königsleutnant selbst hergestellt waren, läßt sich nicht sicher bestimmen. Im Jahre 1823 verkaufte die Tochter des Grafen, die Comtesse Escarène, die, nach dem Aussterben des Mannesstamms der Thoranc, Erbin des ganzen Familienbesitzes war, das väterliche Haus an den Maire Roubaud und überführte die Bilder dreier Zimmer nach dem nahen Schlosse Thoranc, von wo sie 1865 nach Mouans, dem Schlosse ihres Großneffen, des Grafen Sartoux, kamen. Dort befinden sie sich, einzeln eingerahmt, noch heute, bis auf die durch Schubart dem Frankfurter Goethemuseum einverleibten fünf Josephsbilder. In dem Hause an der Esplanade blieb also nur eines der Gemäldezimmer, der Eckſalon nach dem Garten, unangetastet.

Im Jahre 1906 gelang es, auch diese Bilder durch Ankauf für das Frankfurter Goethemuseum zu gewinnen, und so nach der Stätte, wo sie unter den Augen des jungen Goethe entstanden waren, zurückzuführen. Die für den Ankauf erforderlichen Mittel wurden von Freunden des Museums zur Verfügung gestellt, in der Voraussetzung, daß der vornehme Raum mit seinem Bilderschmuck in dem geplanten Erweiterungsbau des Museums ganz in der Gestalt, wie ihn der Graf einst mit liebevoller Sorgfalt eingerichtet hatte, wiederhergestellt werde. Da diese Voraussetzung noch nicht erfüllt ist, müssen wir, uns das Ganze zu vergegenwärtigen, im Geiste nach Grasse zu dem Hause an der Esplanade wandern.

Vom Hausflur treten wir, ein Vorzimmer durchschreitend, in den Salon. Uns gegenüber, an der Straßenwand nach der Rue Victor Hugo zu, spenden zwei Fenster Licht. In der Wand zur Rechten führt eine Glastür zwischen zwei Fenstern in den Garten hinaus. Ihr gegenüber nimmt die Mitte der vierten Wand ein Spiegel über einem Marmorkamin ein, während an den Enden der Wand zwei Türen die Verbindung mit dem Nebenzimmer herstellen. Der Raum ist fast quadratisch, — 6,50 Meter zu 6,25 Meter bei 3,50 Meter Höhe — und vorzüglich erhellt. Die Wände sind in ihrem unteren Teil mit einer ein Meter hohen Holztäfelung versehen, über der, zwischen Fenstern und Türen, die Gemälde, von profilierten Leisten eingefaßt, angebracht sind. Die freibleibenden Wandflächen über den Türen sind mit Superporten in gefälliger Stuckumrahmung ausgeschmückt. Die Zimmerdecke ist mit einem

Digitized by Google



Der Brand Trojas. Gemälde von Joh. Georg Trautmann

Digitized by Google

Monatsbild Juli
von Joh. Konrad Seekatz

breiten Eierstabe von den Wänden abgesetzt. Die ganze Dekoration im Stile des ausgehenden Louis quinze ist in weißem mit Gold gefaßten Lack gehalten. An den a. S. 215 u. S. 217 wiedergegebenen Wänden — durch die Tür der einen Wand betraten wir den Salon — läßt sich die Art der Dekorierung gut erkennen. Mit Ausnahme von Justus Junker sind alle die Maler aus Goethes Jugendzeit mit Werken ihrer Kunst vertreten.

Den ersten Platz nimmt Johann Konrad Seekatz (1709 bis 1768) ein. Er ist der Schöpfer der zwölf Monatsbilder, die in hohen schmalen Bahnen bis zur Zimmerdecke hinaufreichen. Sie sind, je vier, auf drei Wände, die Straßenwand ausgeschlossen, verteilt. Jede der Bahnen enthält drei Darstellungen, von denen die mittelste farbig ausgeführt, die obere und untere in weißblauem Porzellanton gehalten sind. Der verbindende Gedanke ist die Charakterisierung der zwölf Monate durch Gruppen von größeren Kindern, etwa in dem damaligen Alter Wolfgangs. Das oberste, Ton in Ton gehaltene Bild versinnbildlicht daher stets das Zeichen des Tierkreises, das den betreffenden Monat kennzeichnet; so erschreckt im Juli ein heranspringender Löwe die harmlos spielenden Knaben, die den August beherrschende Jungfrau wandelt einsam im Garten, der Wassermann macht sich am Brunnen zu schaffen, bogenschießende Knaben bedeuten den Schützen und so fort. Die in Farben ausgeführte Hauptgruppe in der Mitte zeigt uns die muntere Jugend die Freuden, die ein jeder Monat bringt, in freier Natur genießend. Die Julihitze ladet zum kühlenden Bade ein, die Kälte des Januar schafft den Eisspiegel für die Übung im Schlittschuhlauf, der September bringt die Obsternte, der November gehört der Jagd. Auch die untersten, wieder im Porzellanton gemalten Darstellungen tragen ähnlichen Charakter. Nur herrscht hier, wenn auch der Februar dem Maskenscherz gewidmet ist, die nutzbringende Tätigkeit vor; als Schnitter und Hirten, Fischer und Ackerbauer sind die Kleinen fleißig

Monatsbild August
von Joh. Konrad Seekatz

Digitized by Google

Mittelstück des Monatsbildes Januar

Digitized by Google

Monatsbild September
von Joh. Konrad Seekatz

am Werk. Die einzelnen Bilder sind durch nachträglich aufgesetzte Rokokoumrahmungen in Goldton voneinander getrennt. Diese sind wahrscheinlich von Benjamin Nothnagel entworfen und von seinen Gehilfen ausgeführt. Frei und leicht, harmonisch und doch kapriziös schlingen sie sich um die Schöpfungen des Seekatzschen Pinsels und zeigen, mit welcher Meisterschaft man in Frankfurt das Rokokomotiv zu behandeln wußte.

Flott und frisch sind diese Monatsbilder gemalt und auch ihre Farben haben sich durch die anderthalb Jahrhunderte frisch erhalten. In der Erhaltung vorzüglich sind auch die beiden großen Ideallandschaften von Chr. G. Schütz dem Älteren (1718 bis 1791), die, wie die Skizze auf S. 215 zeigt, neben je zwei Monatsbildern an der Eingangswand des Salons Platz gefunden haben. In der Behandlung des Laubwerks, in den duftigen Fernen weisen sie alle Vorzüge der Schützschen Malweise auf und gehören zu dem Besten, was er in diesem großen Maßstabe geleistet hat. Die Tierstaffage läßt Hirts Hand nicht verkennen. Bei der Anbringung dieser Landschaften machte sich die Schwierigkeit fühlbar, die Maße der fertigen Bilder mit dem verfügbaren Raume in Einklang zu bringen. In diesem Falle mußte man die beiden Gemälde ohne eigene Einrahmung über zwei portes rasées, blinden Türen, in den Vorputz einlassen. So bot sich denn in den Ecken noch Raum für zwei ganz schmale Bahnen, die Benjamin Nothnagel (1729 bis 1804) in ähnlicher Dreiteilung wie die der Monatsbilder mit Einzelfiguren in chinesisch-orientalischem Phantasiekostüm bemalt hatte. Sie sind künstlerisch wenig bedeutend, und auf sie allein paßt die Bezeichnung „Tapetenbilder".

Die gegenüberliegende Fensterwand (Skizze a. S. 217) ist J. G. Trautmann (1715—1769) und Fr. Hirt (1721—1772) vorbehalten. Die Mitte nimmt ein mächtiges Gemälde des ersteren ein, das die Zerstörung Trojas zum Gegenstande hat. Trautmann, der Meister der Feuersbrünste, führt uns in die von Flammen durchzuckten, von Rauchwolken um-

Monatsbild Oktober
von Joh. Konrad Seekatz

Digitized by Google

Monatsbild November
von Joh. Konrad Seekatz

wogten Trümmer der Stadt. Schwärzlich sticht das hölzerne Pferd von dem grellen Feuerschein ab, und im Halbdunkel des Vordergrundes sehen wir Äneas, wie er seinen Vater Anchises auf dem Rücken aus dem Kampfgewühl trägt. Zu beiden Seiten dieses die Wand beherrschenden Mittelstücks sind, durch die beiden Fenster getrennt, vier Reihen übereinander geordneter kleinerer Bilder angebracht. Jede Reihe enthält fünf Einzelbilder, die durch schmale Holzleisten voneinander abgegrenzt sind. Je drei farbige Darstellungen wechseln mit zwei niedrigeren im Porzellanton ab. Die sich so ergebenden zwölf Hochbilder können wir, wie Bangel es tut, wohl ohne Ausnahme Trautmann zuweisen, während die zehn Breitbildchen unzweifelhaft Fr. Hirt angehören. Sie alle sind Genreszenen, vom Zigeunerlager bis zum Hühnerhof, vom Räuberüberfall bis zur friedlichen Familiengruppe. Ein innerer Zusammenhang ist nicht erkennbar. Bisweilen wurde auch die Einpassung erzwungen. So sind z. B. zwei größere Bilder Trautmanns einfach zerschnitten, um daraus vier in dem nötigen Maße herzustellen. Trautmanns großes Mittelstück, der Brand Trojas, ist leider stark nachgedunkelt.

Neben den fünfundsechzig in das Leistenwerk eingefügten Bildern vervollständigt den Schmuck des Salons noch eine Reihe von Superporten, meist von Hirts Hand. Die Art ihrer Anbringung, je zwei übereinander, ist aus den Wandskizzen ersichtlich. Unmittelbar über den Türen finden wir, hier und an der Kaminwand, die dreiteiligen Bildchen, deren unterste Reihe unsere Abbildungen als Kopfleisten bringen. Das Mittelstück ist jedesmal in Umbraton mit leichtem Farbenauftrag gehalten, während die kleinen ovalen Seitenbildchen wieder den Porzellanton zeigen. Ähnlich wie die eben beschriebenen Mittelstücke sind die länglich-ovalen Superporten der oberen Reihe, jedoch unter Mithilfe von Seekatz und

Monatsbild Dezember
von Joh. Konrad Seekatz

Digitized by Google

Türstück von Wilhelm Friedr. Hirt

Trautmann, durchgeführt. Im ganzen zählen wir somit elf Türstücke mit einundzwanzig Einzelbildern. Die Vorwürfe, die für diese Superporten gewählt wurden, sind, wieder dem friedlichen Alltagsleben in der freien Natur entnommen: Hirten mit ihren Herden, Wanderer zu Fuß und Roß, Fischer, Knechte und Mägde in verschiedenartiger Beschäftigung.

Wenn wir die sämtlichen sechsundachtzig Einzelbilder, die der Königsleutnant hier in bunter Reihe, aber doch zu eindrucksvoller Gesamtwirkung geordnet hat, nach ihrer künstlerischen Bedeutung würdigen wollen, so müssen wir, neben den Schützschen Landschaften, den in Idee, Erfindung und Ausführung gleich vorzüglichen Monatsbildern Seekatzens unbedingt die Palme zuerkennen.

Wir dürfen auch annehmen, daß der in „Dichtung und Wahrheit" erwähnte beratende Einfluß Wolfgangs sich bei ihnen in besonders hohem Grade geltend gemacht hat. Daß Goethe sie nicht ausdrücklich nennt, kann nicht befremden. Seine Schilderung ist erklärlicherweise von Irrtümern in Einzelheiten nicht frei. Sein Aufsatz über die Josephsbilder ist ihm noch gegenwärtig, er erinnert sich auch, daß Seekatz die vier Elemente versinnbildlicht habe. Diesen beliebten Vorwurf hat der Maler sogar zweimal, als Superporten im Verein mit den vier Jahreszeiten, im Hause der Rue des Dominicains, und in Kindergruppen behandelt, die aus dem Hause an der Esplanade nach Mouans gewandert sind. In Goethes Erinnerung verschmolzen diese beiden ganz verschiedenen Auffassungen in eins. Ein so bedeutender Zyklus, wie die Bilder in der Salle des Grecs wird ebensowenig erwähnt, wie Seekatzens großes Urteil Salomons, dessen Entwurf Goethe sogar in seinen Sammlungen bewahrte. (Vgl. Festschrift zu Goethes 150. Geburtstag, Frankfurt a. M. 1899, S. 272 ff.) Wenn wir nun auch von vornherein annehmen dürften, daß der Liebling des Gevatter Seekatz sich die Gelegenheit bei den zu allerhand sinnigen Erfindungen geradezu einladenden Monatsbildern mitzuwirken nicht entgehen ließ, so liefert uns das Aprilbild den Beweis dafür. Die Mittelgruppe (vgl. die mehrfarbige Wiedergabe a. S. 213) zeigt uns Wolfgang und Cornelia, die hier Modell gestanden haben. Der Vergleich mit dem zur selben Zeit von Seekatz verfertigten Goetheschen Familienbilde läßt darüber keinen Zweifel.

Die hohe Bedeutung dieser künstlerisch so anregenden Jahre für Goethes Jugendentwicklung ist vielfach gewürdigt worden, und es wäre von nicht geringem Interesse, einen Teil der Bilderwelt, die ihn damals umgab, in der Anordnung, wie sie der Königsleutnant mit liebevollem Verständnis durchgeführt hatte, der Beschauung zugänglich zu machen. Ein ungünstiges Geschick hat es bisher verhindert. Seit zehn Jahren wieder in Deutschland, stehen die Bilder noch immer verhüllt in einer Mansarde des Goethehauses. Die langjährigen Verhandlungen mit der Stadtgemeinde über den Erweiterungsbau des Goethemuseums waren endlich ihrem Abschluß nahe, als der Krieg ausbrach und die Erfüllung wieder in weite Ferne rückte. Auch die Jahrhundert-Ausstellung 1914 im Schlosse zu Darmstadt, bei der der Salon zum ersten Male ans Licht trat, fand durch den Krieg vorzeitig ein Ende. Möge das deutsche Volk, wenn der Friede wieder eingekehrt sein wird, sich dessen erinnern, was unsere großen Dichter, Goethe voran, uns in diesem Entscheidungskampf bedeuten, in dem die deutsche Kultur, namentlich ihr Werk, die Feuerprobe bestanden und sich als unüberwindliche geistige Kraft bewährt hat. Mögen sich dann Helfer finden, die Dankesschuld abzutragen.

Das Grafenwappen Thorancs

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Lebenserinnerungen. Von Hanns von Zobeltitz

Noch einmal Schleswig-Holstein meerumschlungen — Als Taktiklehrer an der Kriegsschule in Potsdam — Aus dem Sattel an das Redaktionspult*)

Es ging also, nachdem die schönen drei Jahre in Berlin, auf der Kriegsakademie, unheimlich schnell verflossen waren, wieder in die Provinz, wieder nach Schleswig-Holstein, nach Rendsburg. Auf einem kleinen Umweg freilich: ich war zunächst auf drei Monate nach Neumünster zur Reitenden Feldbombe kommandiert.

Neumünster, das heute eine große blühende Fabrikstadt geworden ist, steckte damals noch in den Kinderschuhen. Es gab zwar schon einige stattliche Fabriken, die sich, glaube ich, hauptsächlich mit der Herstellung billiger Wollstoffe beschäftigten und eine ziemlich zahlreiche, manchmal etwas unruhige Arbeiterschar an sich gekettet hatten; im übrigen machte der Ort ganz den Eindruck einer behaglichen holsteinischen Kleinstadt, deren Bürger viel Gewicht auf gute, deftige Ernährung legten. Die kleine Garnison tat desgleichen. Am Abend gondelte man aus einer Kneipe in die andere; wer das Bedürfnis nach „wogendem Leben" hatte, pilgerte auf den Bahnhof, wo es einem gut verbürgten Gerücht nach den besten Grog gab. In unserer Zeit der Abstinenzbewegung wagt man es kaum auszusprechen: es wurde damals nicht nur in Neumünster, sondern in ganz Schleswig-Holstein unheimlich viel Grog getrunken, und zwar von der stärksten Sorte. War da ein alter strammer Herr, der an jedem Abend bei jedem neuen Glas wütend auf das ‚labbrige Zeug' fluchte, das man ihm neuerdings sogar an seinem Stammtisch vorzusetzen wage; schließlich schickte ihm die Wirtin kochenden Rum, ohne jede Verdünnung; er trank — und schimpfte sofort wieder über die zunehmende Verschlechterung seines Leib- und Magengetränks. Keiner dieser fleißigen Grogtrinker, die ich kennen lernte, war übrigens ein Säufer. Im Gegenteil: alle waren tüchtige, arbeitsame Männer. Ich fragte gelegentlich einen alteingesessenen Arzt, einen von jener Sorte, die zwar von Bazillen noch nichts ahnten, aber prachtvolle Helfer in der Stunde der Not waren, weil sie praktische Menschenfreunde zu sein für ihre schönste Aufgabe hielten, ob denn das Grogtrinken nicht die Volksgesundheit schwer schädige. Da machte er ganz große, listiglustige Augen. „Alkohol ist ein Gift!" meinte er. „Man kann gar nicht genug davor warnen. Wir trinken alle viel zu viel — aber seltsamerweise werden wir meist über siebzig Jahre — es muß wohl am Klima liegen." Es mußte wohl wirklich am Klima liegen: ich habe nie weniger Betrunkene auf den Straßen gesehen als in Schleswig-Holstein, selbst dort, wo der heimische Teepunsch im Dauerzustand aufzutreten schien, aber ich sah immer erstaunlich viel alte, kräftige Leute. Womit ich mich nicht etwa zum Lobredner für den Alkohol abstempeln lassen will. Es bleibt ja Wahrheit: Alkohol ist ein Gift ...

Im übrigen hatte ich Glück: ich war in eine sehr tüchtige Truppe und in ein ganz reizendes Offizierkorps hineingeschneit. Man betrachtete damals, wo es um die Reitausbildung der jungen Infanterieoffiziere noch recht, recht schlecht bestellt war, den zu einer reitenden Truppe kommandierten Infanteristen meist mit kritischen, mißtrauischen Augen. Hier machte mir der Batteriechef schon nach ein paar Tagen die Stalltüren weit auf. Jeder Gaul stand mir zur Verfügung; ich konnte reiten, soviel ich wollte, und habe reichlich Gebrauch davon gemacht. So war's auch im Manöver, das uns weit hinauf bis an die dänische Grenze führte und mir willkommene Gelegenheit bot, das prachtvolle, liebe Land gründlich kennen zu lernen; zumal wir zum und vom Manövergelände nicht mit der Bahn befördert wurden, sondern marschierten. Das liebe Land: man mußte es lieb gewinnen und den kernigen Menschenschlag, der es bewohnt, dazu. Auch die dänisch sprechende Bevölkerung in der Nordmark nehme ich nicht aus. Ich wenigstens habe damals von Verhetzung nichts gespürt; die Truppe wurde überall mit offenen Armen aufgenommen, die Gäule standen bis an den Bauch im Stroh und in unsere Leute wurde hineingestopft, bis sie nicht mehr konnten.

Ich erinnere mich, daß wir einmal bei einem schwerreichen Bauern in Nordschleswig ins Quartier kamen. Er empfing uns zwar nicht, dafür aber ein sehr niedliches Persönchen, die sich als „deutsche Erzieherin der Töchter" vorstellte und den Besitzer entschuldigte: er geniere sich, daß er nicht Deutsch sprechen könne. Am Schluß des äußerst vielseitigen Mittagessens erschien er aber doch; die Erzieherin dolmetschte, und bald war ein ausgezeichnetes Einverständnis hergestellt. Der Alte holte die Photographie seines Ältesten in Uniform und erzählte stolz, daß der Junge — ein Hüne wie der Vater — bei der Garde du Corps in Berlin stünde.

*) Die früheren Abschnitte dieser Erinnerungen erschienen in den Heften 3, 4, 5, 6, 9 und 12 des vorigen und in Heft 1 des jetzigen Jahrgangs.

Digitized by Google

Als Gemeiner, selbstverständlich, erläuterte die Erzieherin; zum Einjährigen hätte es nicht gelangt. Wir fragten, ob Vater ihm denn auch einen ordentlichen Zuschuß gebe, Berlin wäre teuer. Na, so dreihundert Mark monatlich, damit könne er doch auskommen? Wie wohl der Wachtmeister in der Garde du Corps-Kaserne über diesen Untergebenen mit dreihundert Mark Zulage geschmunzelt haben mag ...

Das reiche, schöne Schleswig-Holstein! Es war damals und ist eigentlich heute noch kein Reise-Land. Wenn's hoch kommt, kennen wir Binnenländer von der Ostküste Kiel, die herrliche holsteinische Schweiz mit ihren köstlichen Wäldern und verträumten Seen; allenfalls Flensburg und Glücksburg. Wir besinnen uns ja aber jetzt auf die Schönheiten der heimatlichen Erde. Vielleicht versucht's der eine oder andere, dem diese Zeilen zu Gesicht kommen, im nächsten Sommer einmal mit nördlichen Streifzügen. Ich bin gewiß, daß er nicht enttäuscht wird.

Rendsburg freilich, in dem wir neue Hütten bauten, zählt nicht zu den durch Schönheit der Umgebung ausgezeichneten Perlen der meerumschlungenen Herzogtümer. Aber ein blitzsauberes Städtchen war es damals, 1885, schon und ist es sicher geblieben. All diese holsteinischen Orte haben ja etwas von fast holländischer Sauberkeit und Gediegenheit an sich.

Im Gegensatz zu Neumünster drückte eine starke Garnison Rendsburg ihren Stempel auf. Es gab einen Brigadestab, zwei Regimentsstäbe, Infanterie und Artillerie, ein Pionierbataillon: das war immerhin etwas. Die Stadt lebte gewiß zum größten Teil vom Militär. An den wirtschaftlichen Aufschwung, den der kommende Nordostseekanal der Stadt bringen sollte, dachten nur einzelne verwegene Gemüter.

Es war gut sein in Rendsburg; ich habe dem Städtchen ein dankbares Gedenken bewahrt, und manche Beziehung, die ich dort knüpfte, hat standgehalten bis auf den heutigen Tag. Die dienstliche Lage gestaltete sich für mich äußerst angenehm. Ich hatte ein vorzügliches Zeugnis von der Akademie mitgebracht; in allen Fächern war ich mit ‚sehr gut', mehrfach ‚ausgezeichnet' beurteilt, in der Zusammenfassung als ein ‚überaus glücklich begabter Offizier, des Wortes und der Schrift in besonderem Maße mächtig' gekennzeichnet. Dem trug man Rechnung — weit über das gebräuchliche Maß hinaus. Zu dem Regimentskommandeur, Oberst v. d. Wense, auch zu dem Brigadekommandeur, General v. Aweyden, trat ich bald in ein ungewöhnliches, fast freundschaftlich zu nennendes Verhältnis, das bis zum Tode der beiden prächtigen Männer Dauer hatte. Ich wurde stark verwöhnt, wohl über Gebühr. Kompagniedienst hab' ich wenig getan. Bald mußte ich für den Regiments-, bald für den Brigadeadjutanten einspringen oder erhielt Aufträge für die Division, Manöverrekognoszierungen usw.

Daneben ging ein sehr geselliges Leben. Es gab in der Garnison eine ganze Anzahl recht vermögender Familien, die ein gastfreies Haus machten. Und wie das so ist: die übrigen strebten, nicht allzusehr zurückzustehen. Auch wir nicht, wie ich gestehen muß. Übrigens hielt sich das „gastfreie Haus" fast immer in bescheidenen Grenzen. Man hat soviel über die Offiziersgeselligkeit, über den ‚Kommißpecco' geschrieben und gespöttelt — ich selber gelegentlich auch. Aber wenn ich zurückdenke, muß ich gestehen, daß diese Art der Geselligkeit ihre vortrefflichen Seiten hat. Sie wirkt erzieherisch auf die jungen Herren, auch sie schmiedet das Offizierskorps zusammen, und wenn sie bisweilen langweilige Stunden bringt: ich habe in anderen Kreisen, auch in den äußerlich glänzendsten, Gesellschaften kennen gelernt, die viel, viel langweiliger waren. Leider — ich möchte das noch einmal betonen — hat sich in den langen Jahrzehnten, auf die ich zurückblicken kann, auch diese Geselligkeit sehr verändert. Eine Steigerung des Aufwandes war zumal in den letzten Jahren vor dem Kriege unverkennbar. Es ist leicht, an dieser Tatsache herumzunörgeln; schwerer ist's, dagegen anzukämpfen. Denn schließlich ist diese Steigerung allgemein, und es liegt doch eine gewisse Härte darin, daß das Offizierskorps allein die altpreußische Einfachheit sich bewahren soll, während ringsum der Luxus immer mehr aufblühte. Nur sehr starke Charaktere können dabei Stich halten und vorbildlich wirken, was noch mehr bedeutet. Jedenfalls wurde in den letzten Jahrzehnten zwar sehr viel gegen das Wohlleben geeifert, aber es blieb nur zu oft bei Worten. Vielleicht bringt die schwere Zeit, die über uns gekommen ist, auch in dieser Beziehung Wandel.

Über dem damaligen Rendsburg lastete übrigens so mancher Fluch, der für die ‚kleinen Garnisonen' allmählich sprichwörtlich wurde. Die jungen Offiziere, auch mancher der älteren, waren in steter Gefahr, am Biertisch zu versimpeln, der mit einem Frühschoppen begann, im Dämmerschoppen die Fortsetzung und vielfach erst spät in der Nacht seinen Schluß fand. Es wurde nicht selten „gejeut" (auch einer der Kommandeure war Mitschuldiger), es wurde rasend geklatscht, — und es fehlten auch ein paar pikante Frauen nicht, die der üblen Nachrede mindestens nicht auszuweichen wußten.

Um so mehr tat es mir eine nicht kleine Anzahl junger Offiziere an, die — ohne Stubenhocker oder Philister zu sein — mit den bescheidensten Mitteln hauszuhalten verstanden. Herren mit zwanzig Mark ‚Königszulage', die immer auskamen. Nur wer weiß, was dieses ‚Auskommen' solchem jungen Mann für stille Opfer auferlegt, kann den Grad der Willenskraft recht ermessen, der dazu gehört, in so drückender Lage frisch zu bleiben. Möglich ist das nur, weil in unserem Offizierskorps der rechte Geist lebt, der die minder bemittelten Kameraden und ihr Durchhalten doppelt ehrt.

Digitized by Google

In meiner Rendsburger Zeit war ich andauernd stark schriftstellerisch beschäftigt. Warum soll ich es heute nicht gestehen: ich schrieb hauptsächlich gruselig phantastische Romane für große Stuttgarter Blätter, die ich wohlweislich nie als Buch erscheinen ließ; ungeheuerliche Wälzer, über die ich später oft gelacht habe. Sie sind erfreulicherweise der Vergessenheit anheimgefallen, nachdem sie mir einen wesentlichen Dienst geleistet hatten: sie wurden nämlich sehr gut honoriert.

Auch mit meinem lieben ‚Daheim' blieb ich in steter Verbindung. Ich hatte damals den schnurrigen Gedanken, allerlei kleine Artikel für das Daheim zu schreiben, in denen ich mich in die Maske eines uralten Herrn einhüllte und als ‚Meergreis' über die verschiedensten Unebenheiten des Lebens scherzhaft-ernst urteilte. Die ersten dieser Meergreis-Artikel erregten in der Leipziger Redaktion ein starkes Schütteln der Köpfe. Es stellte sich aber schnell heraus, daß mein Gedanke journalistisch vortrefflich gewesen war: die Beiträge fanden ungeahnten Beifall. Das Spaßhafteste für mich aber war, daß ich, das heißt der ‚Meergreis', mit Briefen aus dem Leserkreise überschüttet wurde. Ich erinnere mich, daß eine junge Frau — es mußte eine junge Frau sein, sie unterzeichnete stets als ‚junge Schwäbin' — sich meiner ganz besonders annahm. Sie schrieb so allerliebste Briefe, daß ich gar nicht anders konnte, als, immer auf dem Wege über die Redaktion, ihr zu antworten. Schließlich wurde die Sache aber bedenklich: die Sachlichkeit kam ihr abhanden, und ihre Zuschriften lohten. Vergebens stellte ich ihr vor, daß ich ein uralter, elender Krüppel wäre. Das täte gar nichts, schrieb sie zurück: dann wollte sie mich hätscheln und pflegen. Worauf ich die Korrespondenz, die meiner Frau noch mehr heitere Stunden als mir gebracht hatte, angsterfüllt abbrach.

In Rendsburg gewann ich auch den Stoff für meine ersten ernsten Romane: „Die Generalsgöre" und „Die ewige Braut". Sie sind erst vier oder fünf Jahre später geschrieben worden, aber so manche Gestalt, so mancher Teil der Fabel, das ganze Drum und Dran stammen aus der holsteinischen Garnison. Die „Generalsgöre" hatte den stärkeren Erfolg. Nebenbei bemerkt: der Erstabdruck in einem unserer größten Blätter brachte mir ganze 1300 Mark!

Meine Vorgesetzten und ich selbst hatten damit gerechnet, daß meines Bleibens in Rendsburg nicht lange sein würde. Es kam doch ein wenig anders. Ich wurde zwar früh „überzähliger Hauptmann", aber man ließ mich warten. Weshalb, weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht. Vielleicht gefiel es in Berlin nicht — nach damaligen Anschauungen —, daß ich schriftstellerisch stark tätig war. Ich selber habe mir den Kopf nicht groß darüber zerbrochen, mir sagte Rendsburg sehr zu und meiner Frau erst recht.

So verging ein Jahr und noch eins. Wir durchlebten in Rendsburg noch die Zeit der schweren Erkrankung des Kronprinzen, den Tod unseres geliebten alten Kaisers, die kurzen, von tiefer Wehmut erfüllten hundert Tage der Regierung Kaiser Friedrichs. Seltsam schwer und wuchtend schlugen all die Nachrichten, die damit zusammenhingen, in die Nordmark. Nicht nur zu uns Soldaten, auch zur ganzen Bevölkerung. Unvergeßlich bleiben mir Stunden der Weihe in der Rendsburger Kirche, Stunden voll tiefer, tiefer Trauer. Es war doch allen, allen, als ginge ein großer Zeitabschnitt zu Ende. Jeder fühlte, eine neue Epoche stieg herauf. So war es ja auch. Aber der Beginn dieser neuen Zeit war wie eingesponnen in allerlei unklare Gerüchte, Erwartungen, Befürchtungen. Eine förmliche Legendenbildung wob sich um die Krankheit Kaiser Friedrichs, um sein und der Kaiserin Verhältnis zu Bismarck. Auch um die Gestalt, die Art, die Zukunftspläne des jungen Kaisers. Merkwürdig erscheint es mir heute, wie jung er uns damals dünkte, uns, die wir unwillkürlich das Maß des Greisenalters seines Großvaters anlegten: gerade uns Offizieren, die dem hochseligen Herrn mit Leib und Seele angehangen hatten. Unter den Schleswig-Holsteinern wuchs damals schnell eine starke Verehrung für Kaiser Wilhelm empor, die — man darf es wohl aussprechen — eng mit der für die Kaiserin verwachsen war: ihnen blieb die hohe Frau ja das geliebte Landeskind, ihre Prinzessin. — —

Dann erhielt mein guter Oberst von der Wense den blauen Brief. Viel zu früh, denn er war ein wackerer Soldat und ein Führer von geradezu unerschütterlicher Ruhe. Eigentlich stolperte der treffliche Mann über das „wilde Tier". Er war in der Tat ein recht schlechter Reitersmann; bisweilen meinte er nicht ganz mit Unrecht: „Es kommt wirklich auf das Reiten heut nicht mehr so sehr an, wenigstens nicht für den höheren Offizier. Der Führer gehört auf den Feldherrnhügel hinter der Front, und je weniger er den verläßt, desto besser." Heute würde man vielleicht sagen: „Der Führer gehört an das Telephon."

Die Vorgesetzten dachten aber damals anders, und Wense schied, herzlich bedauert vom ganzen Offizierskorps, von uns. Dem „guten", vielleicht allzu guten Oberst ließ man, wie es nicht selten geht, einen recht gestrengen Herrn folgen. Seinen Namen will ich verschweigen. Er war aber nicht nur ein gestrenger Herr — das hätte nichts geschadet —, er war auch ein äußerst scharfkantiger Mann, der seiner Abstammung nach nicht in den Überlieferungen preußischer Offizierskorps aufgewachsen sein konnte; sehr strebsam, unendlich rührig, vielleicht auch von nicht schlechten allgemeinen militärischen Anlagen. Alles, was sein Vorgänger getan, angeordnet hatte, fand er grundsätzlich schlecht. Ich erinnere mich noch, daß ich nach einer

Digitized by Google

Schießbesichtigung mit dem Brigadekommandeur nach Hause ging, und daß dieser nach längerem Schweigen plötzlich herausplatzte, zu mir, dem jüngsten Hauptmann: „Das ist ja ein gräßlicher Nörgelfritze!“ Übrigens blieb er nicht lange an der Spitze des Regiments, wurde bald erkannt und abgesägt. Jedenfalls ist er der einzige meiner vielen Vorgesetzten, innerhalb einer mehr als zwanzigjährigen Dienstzeit, an den ich ungern zurückdenke. Trotzdem: Friede seiner Asche!

So traf es sich denn sehr günstig für mich, daß endlich meiner Laufbahn eine andere Wendung gegeben wurde. Ich erhielt die Berufung zum Taktiklehrer an der Kriegsschule in Potsdam. Das militärische Lehrfach entsprach ganz meinen Wünschen, zumal daß ich in der Taktik unterrichten sollte, war mir willkommen. Daß ich aber gerade nach Potsdam kam, beglückte mich und nicht minder meine Frau. Potsdam war ja fast Berlin. Es ging uns wie fast allen, die in Berlin groß geworden: man schimpft wohl gelegentlich recht kräftig auf den Wasserkopf des Deutschen Reichs, aber wenn man ihm ferner gerückt ist, sehnt man sich gewaltig nach ihm zurück.

Nicht lange vor unserer Übersiedlung starb, nach langen schweren Leiden, während deren sie von meiner Schwester Liva mit töchterlicher Hingabe gepflegt worden war, in Spiegelberg meine inniggeliebte Mutter. Die Todesnachricht traf mich in Braunschweig, wohin ich als Gast zur Hochzeit eines Regimentskameraden gefahren war, gerade als ich mich für den Polterabend ankleiden wollte. Ich erreichte noch den Abendzug nach Berlin und stieg im Zentralhotel ab. Die Nacht ist mir unvergeßlich geblieben. Ich hatte durch einen unglücklichen Zufall ein Zimmer nach dem mit dem Hotel verbundenen Wintergarten erhalten. In diesem fand ein tolles Karnevalsfest statt, und das lärmende Treiben, die lustige Musik machten meine Nerven immer aufs neue beben. Es waren arge Stunden. Am frühen Morgen traf ich mich dann mit meiner Frau auf dem Bahnhof, und wir fuhren gleich nach Spiegelberg weiter — wieder einmal in das alte Knödelländchen meiner Jugend.

In all den Jahren seit unserer Verheiratung war Spiegelberg unser lieber Urlaubsort gewesen. Zu größeren Reisen fehlte es meist am angeblich „Besten“. Daß wir einmal gemeinsam von Rendsburg aus nach Kopenhagen und von dort sogar noch bis Göteburg und zu den rauschenden Trollhättanfällen fuhren, war eine seltene Ausnahme. Aber in Spiegelberg lebten wir erstaunlich billig; ein Zwanzigmarkstück war in Mutters sparsamen Händen merkwürdig viel. Dabei war sie außerordentlich gastfrei; so gastfrei wie mildtätig: es durfte kein Bedürftiger ungetröstet und unbeschenkt aus ihrem Hause gehen.

Die Beerdigung zeigte denn auch recht, wie viele Liebe sich meine gute Mutter erworben hatte. Es waren kalte Wintertage, aber trotzdem fehlte keiner der Gutsnachbarn, und die Verwandten kamen von weither über Land angefahren. Es ist eigentlich zum letzten Male gewesen, daß ich sie so ziemlich alle beisammen sah, bis ich ein Vierteljahrhundert später eine jüngere Generation zum ersten Familientage versammeln konnte. Noch rührender aber als die Beteiligung der Verwandten und Bekannten war die der Spiegelberger Leute vom Großbauer bis zum letzten Tagelöhner, der Gemeinden aus der ganzen Umgebung. Jeder wollte der „alten Gnädigen“ die letzte Ehre erweisen. Der ganze Dorfanger stand voller Wagen, auf dem Friedhof, um das Kirchlein herum, unter den alten Linden und den Maulbeerbäumen, die noch zu Friedrichs des Großen Zeit gepflanzt, drängte sich die andächtige Menge. Ich empfand es seltsam wohltuend in all meinem Schmerz: dem Erntetag nach einem stillen Leben, das nur von Liebe und Güte erfüllt gewesen, glichen diese Stunden.

Wehmutsvoll schieden wir aus Spiegelberg. Wohl blieb es der Familie erhalten, mein Bruder Fedor übernahm es. Wohl bot er uns, immer wieder, Gastfreundschaft, wohl verlebten wir, nach wie vor, ernste und heitere Stunden im lieben Herrenhaus, wohl tollten unsere Kinder im schönen Garten, unter der Rieseneiche und den Kastanien. Die alte Heimat konnte es uns doch nicht mehr sein. Die zusammenhaltende Kraft der einzigen Frau, der Mutter, fehlte, und nichts konnte sie ersetzen.

* * *

Ach, du wunderliches Potsdam! Residenz und Kleinstadt in einem! Großstadtanschein und Klatschnest! Stolzragende Schlösser und kleine Häuschen, die einst der Soldatenkönig für seine baumlangen Grenadiere erbaute. Herrliche Gärten und spitz und schlecht gepflasterte Straßen, wie mit dem Lineal abgemessen. Jeder Blick, jeder Schritt Boden von großen geschichtlichen Erinnerungen umwoben und überall, unmittelbar daneben, eine kleinere Zeit!

Vieles mag anders geworden sein im letzten Vierteljahrhundert. Aber als ich vor wenigen Jahren wieder einige Male in Potsdam war — es handelte sich für mich um Studien zu meinem Roman „Der Alte auf Topper“ —, da fand ich mindestens äußerlich noch dasselbe Bild. Zwar rasselte die elektrische Bahn durch die Stadt, aber die Straßen waren noch immer hübsch still und leer. Ein paar Bierpaläste schienen, wenig schicklich, der neuen Zeit Rechnung zu tragen und auch das uralte Hotel zum Einsiedler hatte sich ein wenig, ganz wenig, der Neuzeit angepaßt; aber in den Nebenstraßen gab es noch alle die winzig kleinen Lädchen, die ich vor fünfundzwanzig Jahren kennen gelernt; feurige Trakehner der Hofwagen überholen Droschken, die aus Urgroßvaterszeiten zu stammen schienen, und vor jenen Läden stehen Leute mit weltfernen Augen und grüßen die vorübergehenden

Digitized by Google

Gardeleutnants so ehrerbietig, wie wohl ihre Urgroßväter deren Urgroßväter gegrüßt haben. Politisch stand, wenn ich nicht irre, Potsdam recht weit links — das Hoflieferantenschild aber genießt zugleich besondere Ehre. Jenseits der Tore neue hübsche Villengegenden; in der Stadt selbst scheint die wütende Bauluft der Gegenwart respektvoll haltgemacht zu haben. Und das ist gut so. Das Rathaus soll, hörte ich jüngst, einen großen Umbau und Ausbau erfahren. Hoffentlich kommt das eigenartige Stadtbild dabei nicht zuschade. Potsdam muß Potsdam bleiben.

Ein kleines, echt Potsdamer Geschichtchen voran. Es gab da zu unserer Zeit eine ausgezeichnete Delikatessenhandlung, Kolonialwaren, Südfrüchte usw., mit einer kleinen verräucherten Weinstube. Ich habe immer für derartige Stübchen viel übrig gehabt; diese erregte aber mein ganz besonderes Interesse. Außer dem selbstverständlichen Hoflieferantenwappen stand da nämlich ungefähr: „Gegründet siebzehnhundert und so und soviel" — die genaue Jahreszahl hab' ich vergessen, sie reichte aber jedenfalls tief in das 18. Jahrhundert hinein. Nun bin ich bekanntlich ein leidenschaftlicher Briefmarkenfex, und wenn irgendwo, so sind oder waren damals auf den Böden derartiger alter Häuser noch Schätze zu heben. Als ich eines schönen Tages eine Bestellung meiner Frau in dem Geschäft ausrichtete, fragte ich daher recht beiläufig den Besitzer, ob nicht auf dem Boden Kästen mit verstaubten Briefschaften stünden. Gewiß — eine ganze lange Reihe, nach Jahren geordnet. Ob er mir nicht eine der Kisten aus den sechziger Jahren herunterholen lassen könnte — ich würde derweilen eine Flasche Sekt in der Weinstube trinken? Mit vielem Vergnügen. Die Kiste kam, und ich fand in ihr die wunderschönsten Dinge. Ob ich mir diese aneignen dürfe? Aber selbstverständlich — das alte Zeug! Nach acht Tagen sprach ich wieder vor. Wieder bestellte ich eine zugkräftige Flasche Sekt, bat um eine weitere Kiste und tat einen großen Fischzug. Er war so groß, daß mir das Gewissen schlug, soweit ein Sammlergewissen überhaupt schlagen kann. Ich nannte also meinem Männcher einen anständigen Preis, den er lachend ausschlug; er hielt mich offenbar für närrisch. Wieder ließ ich acht Tage verstreichen. Da traf ich plötzlich auf Widerstand. Das Herunterholen mache viel Wirtschaft, in der Weinstube fliege der Staub herum. Ob ich denn nicht selber auf den Boden steigen könne? Ach nein — lieber nicht. Und überhaupt, verzeihen Sie, Herr Hauptmann ... diese alten Geschäftspapiere ... es steht doch mancherlei darin ... Mir schwante Unheil: war mir ein anderer Liebhaber zuvorgekommen? So zog ich neue Segel auf. Ich bekannte die Wahrheit, sagte dem Besitzer, daß aller Wahrscheinlichkeit nach in den alten Kisten Marken im Werte von einigen tausend Mark lägen. Ganz verständnislos sah er mich an, lächelte: es war kein Zweifel, er hielt mich für übergeschnappt. Kurz und gut, oder richtiger kurz und schlecht, ich mußte nach vielem vergeblichen Reden unverrichteter Sache abziehen. Nachher hörte ich: der gute Mann hatte die ganzen Schreibseleien an die Papiermühle verkauft unter der Bedingung sofortigen Einstampfens! Es war ein Jammer. Aber der Herr war ein Potsdamer Querkopf, trotzdem er die beste Gänseleberwurst führte, die ich in meinem Leben gegessen habe. —

Übrigens blieb mir für meine Markenfexerei bald nicht mehr viel Muße übrig. Das Einarbeiten in den neuen Beruf nahm alle Zeit in Anspruch. Aber die Arbeit an und mit den jungen Herren auf der Kriegsschule machte viel, viel Freude.

Die Kriegsschule hauste noch in demselben alten Bau, in dem ich vor vielen Jahren selbst als Kriegsschüler weisen Worten gelauscht oder über sie hinweg gedöst hatte. Rechts lag das umfangreiche Militärwaisenhaus, das der Straße den Namen gab, links lag — die Höhere Töchterschule. Als ich Fähnrich auf Kriegsschule war, lief die romantische Erzählung um von dem Frechdachs, der sich über die trennende Mauer hinweg in eine Potsdamer Höhere Tochter verliebt und sie schließlich sogar geheiratet hatte; als ich Taktiklehrer war, war das gleiche Geschichtchen auch noch im Umlauf. Erst viel später erfuhr ich, daß ihm wirklich ein Korn Wahrheit zugrunde lag; freilich weiß ich heut noch nicht, ob sich die Sache gerade in Potsdam abgespielt hat. Aber daß sich ein gewisser Fähnrich Prince auf der Kriegsschule mit einem blut-blutjungen Fräulein von Massow verlobt hat, ist Tatsache. Der Fähnrich wurde später ein glücklicher Ehemann, war einer unserer bekanntesten Ostafrikaner und fand im vorigen Jahre den Heldentod bei der Verteidigung unserer schönen Kolonie. Und Frau von Prince, geborene von Massow, hat einst in diesen Heften sehr reizvoll davon geplaudert, wie ihre Pflanzung hoch oben in den Usambarabergen aus dem Nichts entstand. Heut hat man die Potsdamer Kriegsschule übrigens der gefährlichen Nähe entzogen und sie weit hinaus, außerhalb der Stadt, verlegt, dafür in einen Prachtbau, wie wir ihn uns in unseren verstaubten grauen Klassenzimmern in den kühnsten Träumen nicht vorzustellen gewagt hätten. —

Ich begann wirklich mit Leidenschaft mein Lehramt.

Zunächst allerdings gab's eine rechte Enttäuschung. Ich erhielt im ersten Jahre die beiden „Cöten", die sich aus Abiturienten zusammensetzten, also, wie man annehmen mußte, das beste „Material" (später mischte man Abiturienten und Nicht-Abiturienten). Nun war es Vorschrift, am ersten Tage einen ganz leichten geschichtlichen Aufsatz zu stellen, für dessen Bearbeitung die Fähnriche, wenn ich mich recht erinnere, zwei Stunden Zeit hatten. Ich gab als Thema: Die Be-

Digitized by Google

deutung der Feldzüge von 1864 und 1866 für unser Vaterland. Mit Grausen denke ich an die Arbeiten zurück: sie waren mit wenig Ausnahmen ganz ungenügend und ein erbärmliches Zeugnis nicht so für die Schüler wie für die Schulen, die jene bis zum Abiturium durchgeackert hatten. Meine jungen Herren wußten wahrscheinlich über die Punischen Kriege recht gut Bescheid — von der vaterländischen Geschichte wußten sie nichts. Aber auch die allgemeine Auffassung, Darstellung und Stil standen keineswegs auf dem Standpunkt, den ich, als Nicht-Abiturient, respektvoll bei den Abiturienten vorausgesetzt hatte. Es ist ja seitdem vieles besser geworden; jedenfalls habe ich bei meinem Sohn, der Kadetten-Abiturient wurde, weit bessere Erfahrungen gemacht.

Aber sonst waren unsere Fähnriche prächtige, frische, junge Leute. Oft ein wenig leichtsinnig, bisweilen ein wenig träge — sonst wären es nicht Fähnriche! — aber gescheite Burschen, die immer Interesse zeigten, wenn man den zu behandelnden Stoff (auch den zum Teil spröden der formellen Taktik) einigermaßen fesselnd vorzutragen, ihre Aufmerksamkeit wachzuerhalten, sie zu nehmen wußte. Ich glaube, daß mir das gelang. Mehr als die Anerkennung meiner Vorgesetzten ist mir so manches Zeichen der Anhänglichkeit Beweis dafür gewesen. So etwa, als einer von ihnen, viele Jahre später, sich bei mir, der längst das Kleid des friedlichen Bürgers trug, in voller Gala nach seiner Beförderung zum Hauptmann im Großen Generalstab „meldete", um mir nochmals seinen Dank auszusprechen. Heut stehen wohl die meisten von ihnen, soweit sie noch in der Armee, als Regimentskommandeure im Feld. Wenn einer der Herren etwa „im Unterstand" diese Zeilen zu Gesicht bekommt, möge er sie, bitte, als herzlichen Gruß vom alten Potsdamer Taktiklehrer gelten lassen! Und er mag sich lächelnd dabei erinnern, wie wahr das alte Sprichwort bleibt: „Die Taktik ist veränderlich —"

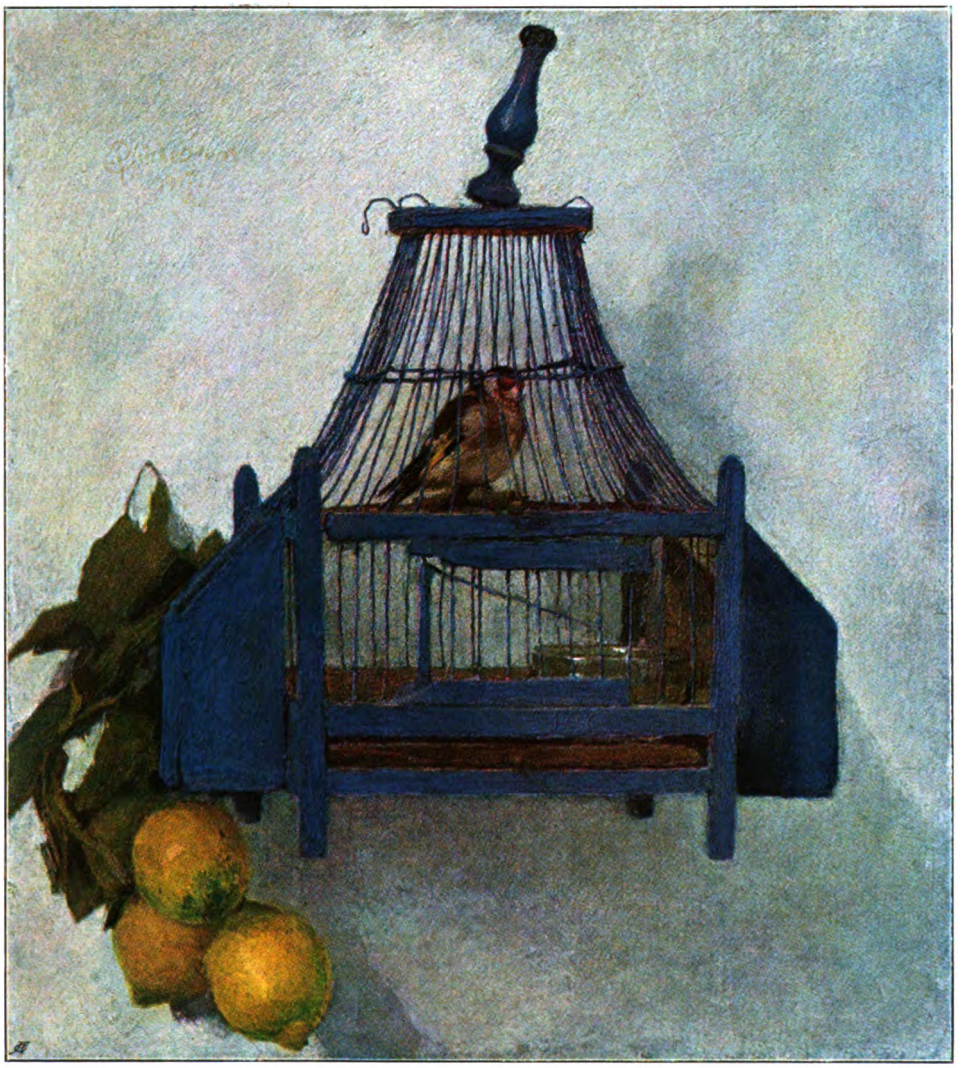
Bald nach dem Beginn des ersten Lehrjahres durfte ich mich beim Kaiser melden. Es war auf historischem Boden, im Lustgarten am Stadtschloß, auf dem einst König Friedrich Wilhelm I. seine langen Kerle gedrillt hatte.

Ich hatte den Kaiser mehrere Jahre nicht gesehen, und mir schwebte er, wie er ja damals allgemein hieß, als „junger Kaiser" vor. Er sah aber, fand ich, weit älter aus, als seinen Jahren entsprach; sehr ernst; sehr gemessen. Auf meine Meldung hin reichte er mir vom Pferde herab die Hand und drückte die meine überaus kräftig; es war wirklich gut, daß man mich auf diesen Druck vorbereitet hatte. Mir aber kam dabei lebhaft die Erinnerung an meine ersten Meldungen bei Kaiser Wilhelm I. und bei dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, von denen ich erzählte. Wie die Jahre vergingen: nun diente ich bereits unter dem dritten Kaiser und hatte unter vier preußischen Königen gelebt!

Während meiner Potsdamer Zeit hatte ich dann vielfach das Glück, in der Nähe des Kaisers zu sein: bei Übungen und Besichtigungen, zumal aber während einer dreimonatlichen Kommandierung zum ersten Garderegiment zu Fuß. In dem schlichtvornehmen Regimentshause fühlte er sich sichtlich besonders wohl; der ernste Zug im Gesicht verschwand dann bald, er spielte seine Partie Vierschach, scherzte gelegentlich und war Kamerad unter Kameraden. Welch scharfen Blick er hat und wie gerne er durch eine kleine gütige Aufmerksamkeit erfreut, das erfuhr ich selbst. An einem Tage, an dem Majestät sich zu Tisch angesagt, waren einer meiner Kameraden von der Kriegsschule und ich, abgesehen vom unmittelbaren Gefolge, die einzigen Offiziere an der Tafel, die nicht dem Offizierskorps des Regiments angehörten oder angehört hatten. Der Kaiser bekam alter Sitte nach gerade an diesem Tage seine „Geburtstagstorte", umkränzt von den Lichtern seiner Lebensjahre, und er begann sofort, wiederum nach altem Brauch, die Lichter herumzusenden. Da bekam zuerst der Regimentskommandeur, der jetzige Generaloberst und Kommandeur des Kaiserlichen Hauptquartiers von Plessen, sein Licht, dann Prinz Friedrich Leopold, der damals eine Kompagnie im Regiment führte, dann die Generale, die Stabsoffiziere — und bei dem sehr großen Kreise reichten die Lichter selbstverständlich nicht weit. Des Kaisers scharfes Auge aber hatte längst die beiden „Fremdlinge" erspäht, und er sandte ausgerechnet uns beiden, als den einzigen unter allen jüngeren Herren, je ein Lichtchen. —

Potsdam hat zwar, innerhalb seines recht zahlreichen Beamtenstabes und innerhalb des Offizierskorps, seine Gesellschaft für sich, die wenigstens damals sich wieder in recht scharf abgegrenzte Einzelkreise schied mit dem gemeinsamen Zug nach Hofluft und mit viel Hoftratsch; ich erinnere mich, daß irgend jemand gesehen haben wollte, wie am Neuen Palais „S. M. (Seine Majestät) Höchstselbst" einen seiner Prinzlein „übers Knie gelegt und die Höschen stramm gezogen" hätte, und daß dies Geschichtchen als denkwürdige Historiette unter loyaler Begeisterung die Runde machte. Trotz dieser mehr oder minder abgeschlossenen Kreise drängt doch das Schwergewicht geselligen Lebens zumal zur Winterszeit nach Berlin. Auch wir pendelten sehr viel, zu viel zwischen Potsdam und Berlin hin und her. Alte Bekanntschaften wurden erneuert, neue gewonnen — und das Theater lockte uns beide. Ich begann damals sogar, Berliner Theaterberichte für diese, im ersten Aufschwung begriffenen Monatshefte zu schreiben. Bisweilen wurde es in Berlin recht spät oder sogar recht früh. Aber die Eisenbahnverwaltung hatte und hat dafür ja vorgesorgt: nach Mitternacht fährt von Berlin nach Potsdam der „Lumpensammler"

Digitized by Google



Mein Vogel

Gemälde von Karl Plückebaum

(Im Besitz der Galerie Ed. Schulte, Berlin)

Digitized by Google

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

und in früher Morgenstunde der „Verbrecherzug".

Es war eigentlich unrecht, daß wir Potsdam oft untreu wurden. Wir wohnten so reizend. Bei der üblichen Wohnungsjagd waren wir zuerst auf ein Spukhaus gestoßen, eines von der unzweifelhaft richtigen Sorte. Es lag in der Behlertstraße vor dem Nauener Tor, galt als das Haus der Gräfin Lichtenau, verehelichten Ritz, geborenen Enke, weiland Hauptmätresse König Friedrich Wilhelms II., und sollte die merkwürdigsten geheimen Gänge besitzen, vermittelst derer der hohe Herr vom Marmorpalais aus unbemerkt zu seiner Geliebten gelangen konnte. Das im besonderen Spukhafte aber lag darin, daß angeblich jeder bisherige Mieter bald nach dem Einzug in seiner Familie einen Todesfall zu beklagen gehabt hatte. Dem letzten, einem Prinzen Schönburg, war es nicht anders ergangen: er hatte zwei blühende Kinder verloren. Seitdem stand das sehr geräumige Haus leer, und die zuverlässigsten Potsdamer (außer dem Besitzer) warnten und warnten. Mich reizte der Fall eigentlich stark. Die Miete war entsprechend der Schauermärchen, die den Besitz umgaben, sehr niedrig — nun, und außerdem war die Geschichte doch höchst romantisch. Meine Frau erhob aber Einspruch. Nicht aus Furcht; sie war ebensowenig abergläubisch wie ich; aber die Räume waren gar zu groß für unsere Einrichtung. Leid tut es mir heut noch: mein alter Freund, der General von Dickhuth-Harrach, hat später mit einem ähnlichen Sputhaus in Zoppot die schönsten Erfahrungen gemacht, obwohl es dort sogar an dem unvermeidlichen Kettengerassel, an schleppenden Schritten auf der Treppe und anderen herrlichen Dingen nicht fehlte.

In der Nähe blieben wir aber. Auch gegenüber dem Marmorpalais und dem wundervollen Park, zu dem wir freien Zutritt hatten und in dem unsere Kinder nach Herzenslust herumtollen konnten. Die Aussicht aus unseren Fenstern war herrlich. Aber auch dieses Haus hatte seine bedenklichen Seiten. Es lag auf sumpfigem Boden; im Sommer war es umschwärmt von ungeheuren Mückenscharen, die eine erstaunliche Bösartigkeit entwickelten. Ich selbst konnte, nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter, ein andauerndes Mißbehagen nicht los werden, das der Arzt sehr hübsch und tröstlich als unvermeidliche „Potsdamer Krankheit" bezeichnete. Es sollte eine Art leichter Malaria sein, die nur in ganz bestimmt abgegrenzten Stadtgegenden auftrat. Später wurde die ganze Umgebung gründlich saniert. Dafür ist aber die schöne Aussicht auf den Park durch große Kasernenbauten ebenso gründlich versperrt worden. Das habe ich jedoch nicht erlebt. Und zwar kam das so: Eines Tages trat die Verlagshandlung Velhagen & Klasing mit einem überraschenden Anerbieten an mich heran. Der Verlag hatte dem bekannten Hofrat Adami, der besonders durch ein volkstümliches Buch über die Königin Luise sich einen Namen gemacht hatte, ein größeres Werk über Kaiser Wilhelm I. in Auftrag gegeben. Über diesem Buch schwebte ein Unstern. Der Verfasser war schwer erkrankt und konnte es nicht vollenden; der erste Teil war erschienen, der zweite stand aus. Vergebens hatte der Verlag verschiedene Anläufe zur Fertigstellung unternommen; die aufgeforderten Herren konnten den rechten Ton nicht finden, der sich in der Fortsetzung dem ersten Teil anpassen sollte. Schließlich war man, wenn ich mich recht entsinne, auf Anraten von Theodor Hermann Pantenius, dem Herausgeber des Daheim, auf mich verfallen. Die Aufgabe reizte mich. Die Sache hatte aber einen Haken: Das Werk, von dem noch vierzig Druckbogen fehlten, sollte unter allen Umständen in fünf Monaten vollendet sein. Wer da weiß, was in vierzig Druckbogen großen Umfangs hineingeht, kann ermessen, daß die Fertigstellung in der beschränkten Zeit, ganz abgesehen von allen sonstigen Schwierigkeiten, für einen doch auch anderweitig recht stark beschäftigten Mann ein mordsmäßiges Stück Arbeit bedeutete. Aber Herr Johannes Klasing kam selbst nach Berlin, um mit mir zu verhandeln. Als wir uns im nun längst eingegangenen Hotel d'Angleterre am Schinkelplatz kennen lernten, ahnten wir beide wahrlich nicht, in wie enge Beziehungen wir in nicht ferner Zukunft treten würden. Jedenfalls konnte ich seiner liebenswürdigen Überredungskunst damals so wenig wie später widerstehen.

Ich ging also an die Arbeit, es war, glaube ich, im Mai. Und es glückte mir, mindestens zur Zufriedenheit meiner Auftraggeber. Der Band wurde rechtzeitig für den Weihnachtsbüchermarkt fertig. Allerdings hatte ich mich völlig überarbeitet und spürte, zum ersten Male eigentlich, was Nerven sind. Aber ein paar ruhige Tage in Oberhof, das damals noch wie eine stille Insel im Thüringer Lande lag, ohne all die prunkhaften Hotels von heute, tüchtige Ritte in der frischen Herbstluft und die dreimonatliche Dienstzeit beim ersten Garde-Regiment brachten mich wieder in Ordnung. Mit der Dienstzeit beim „Ersten Regiment der Christenheit" war das übrigens eine eigene Sache. Man war sehr artig zu uns Fremdlingen. So recht willkommen wie in allen anderen Offizierskorps, zu denen ich kommandiert gewesen bin, waren wir kaum. Der Herr Oberst sagte uns mit dem liebenswürdigsten Lächeln: „Wenn Sie recht viel auf Urlaub gehen wollen ... ich werde nie etwas dagegen haben."

Das zwischen der Firma Velhagen & Klasing und mir angesponnene Garn riß nicht wieder ab. Es kamen neue Aufträge aus Bielefeld und aus der Leipziger Redaktion. Und schließlich, ganz plötzlich und unerwartet, kam die Aufforderung: zum nächsten 1. April in die Redaktion einzu-

Digitized by Google

treten, die gleichzeitig nach Berlin verlegt werden sollte.

Ich stand damit — ich darf es wohl sagen — vor der schwersten Entscheidung meines Lebens. Mit Leib und Seele war ich Soldat, Offizier; hatte niemals auch nur im entferntesten daran gedacht, freiwillig den Abschied zu nehmen. Vor mir lag eine aller Wahrscheinlichkeit nach sehr gute militärische Laufbahn. Meine Frau war mit den gesellschaftlichen Verhältnissen innerhalb der Offizierskreise eng verwachsen, konnte sich zunächst die Möglichkeit einer Loslösung gar nicht vorstellen. Auf der anderen Seite fühlte ich, daß ich auf die Dauer das Doppelleben, wenn ich mich so ausdrücken darf, das ich seit Jahren führte, nicht fortführen konnte: daß ich nicht zugleich Schriftsteller und Offizier sein konnte; mindestens nicht Schriftsteller in dem Umfang, zu der sich meine Tätigkeit allmählich ausgewachsen hatte. Einer mußte dabei zu kurz kommen: entweder der Offizier oder der Tintenmann. Und der letztere in mir ließ sich auch nichts abhandeln von seinem Drang nach Betätigung.

Acht Tage trug ich's mit mir herum. Dann schrieb ich an einen älteren Verwandten, der höherer Offizier und, wie ich wußte, leidenschaftlicher Soldat war. Ich bat um seine Ansicht: im Innersten lebte mir vielleicht die Hoffnung, daß gerade er mir raten müsse, abzulehnen. Es kam aber anders: er schrieb mir einen überaus verständigen Brief, in dem er mir auseinandersetzte, daß nicht jeder General werden könne, daß ich vielleicht schon an der Majors-, vielleicht an der Oberstenecke scheitern würde. Ich sollte auch an meine Familie, auch an die geldlichen Verhältnisse denken.

So biß ich schließlich die Zähne zusammen — und schrieb mein Abschiedsgesuch.

Da war's mir denn freilich eine Genugtuung, daß meine Vorgesetzten mich ernstlich ins Gebet nahmen. Sie wollten's einfach nicht gelten lassen. Der alte treffliche Generalleutnant von Keßler, Chef des Militärerziehungs- und Bildungswesens, ließ mich kommen und sprach, wirklich wie ein Vater, wohl eine Stunde auf mich ein. Als alles nichts half, wollte er, daß ich mich wenigstens nur ein Jahr à la suite, wie es damals hieß, stellen lasse; er würde dafür Sorge tragen, daß, wenn ich nach Ablauf des Jahres wieder eintreten wolle, eine Stellung in seinem „Ressort" offen wäre. Er war überaus gütig. Aber ich fühlte, daß ich den entscheidenden Schritt ganz tun müsse oder gar nicht. Und das wußte ich: ich war für meinen neuen Beruf geeignet, brachte für ihn Verständnis und Arbeitsfreudigkeit mit!

Das Wohlwollen der Vorgesetzten aber begleitete mich bis zum letzten. Daß die Genehmigung meines Abschiedsgesuches mit einer Ordensverleihung begleitet wurde, war vielleicht Brauch. Daß mir Kaiserliche Gnade aber die Erlaubnis zum Tragen der Uniform meines alten ersten Regiments gewährte, meiner lieben Garde-Füsiliere, war durchaus ungewöhnlich, da ich nur als ganz junger Offizier im Regiment gestanden hatte. Als ich den Rock mit den gelb eingefaßten Achselstücken und den silbernen Knöpfen zum ersten Male wieder, zum Abschiedsessen im Offizierskorps der Kriegsschule anzog, schossen mir denn doch die Tränen in die Augen. Wer dies lächerlich findet, mag's tun. Ich schäme mich dieser Tränen nicht.

So war's denn geschehen. Und ich hab's nicht bereut. Keine Stunde ... bis zum letzten Jahr. In diesem schweren, stolzen, letzten Jahr freilich hab' ich oft die Zähne zusammenbeißen müssen, wenn ich von dem oder jenem alten Freunde, Bekannten, Altersgenossen las, der an der Spitze eines Armeekorps oder einer Armee für das Vaterland, für Kaiser und Reich kämpfen durfte ...

Ich konnte, glaube ich, in dieser schweren, stolzen Zeit auch für mein bescheiden Teil meine Pflicht gegen das Vaterland erfüllen, konnte von stiller Schreibstube aus zu Hunderttausenden sprechen, konnte in der Heimat das Gefühl der engen Zusammengehörigkeit zwischen unserm herrlichen Heer und der Heimat aufrechterhalten, das Gefühl tiefster Dankbarkeit für die dort draußen pflegen helfen. Den einzigen Sohn und einen geliebten Schwiegersohn stellte ich ins Feld. Und doch ist das alles ganz etwas anderes ...

⁂ ⁂ ⁂

Im nächsten Frühjahr rundet sich ein Vierteljahrhundert, seit ich das Schwert mit der Feder vertauschte. Ein Vierteljahrhundert reicher Arbeit war es, auf die ich nur mit Dankbarkeit zurückblicken kann. Ich habe in den fünfundzwanzig Jahren unendlich viel gesehen und erlebt. Vielleicht würde dieser Erinnerungen zweiter Teil viel, viel fesselnder werden als der erste. Es gab ja, um nur eins zu erwähnen, in deutschen Landen kaum einen Schriftsteller, kaum einen Künstler von Ruf, dem ich in dieser Zeit nicht näher trat. Als ich vor zwei Jahren meinen sechzigsten Geburtstag feierte, taten sich auf Aufforderung meines Kollegen Paul Oskar Höcker an die zweihundert zusammen und widmeten mir einen Band mit dichterischen Beiträgen und Zeichnungen, der — wie man mir gesagt hat — in Deutschland seinesgleichen nicht hat.

Viel, viel könnte ich erzählen. Aber ich gedenke der Worte meines lieben alten Freundes Paul Heyse, den ich so oft um eine Fortsetzung seiner Lebenserinnerungen drängte: „Unmöglich! Es leben ihrer noch so viele, denen ich begegnete — und ein unbedachtes Wort könnte wehe tun! Man müßte doch auch die Wahrheit sagen — und die Wahrheit ist nicht immer Sonnenschein!"

Es ist besser, daß ich schließe. Schließe mit herzlichem Dank für alle, die diese Erinnerungen als Leser verfolgten, besonders aber für die vielen, welche mir, an sie anknüpfend, freundliche Worte und Grüße sandten.

Digitized by Google

Strategenidyll beim Mohrenwirt

Von Georg Queri

Der Mohrenwirt — schade, daß ihr den nicht kennt. Wenn ihr wissen wollt, wie die Leut stehn im Dorf und wieviel Diridari ein jeder in seinem Beutel hat, dann müßt ihr zum „Mohren" gehn. Und laßt mir kein Aug vom Wirt und spitzt die Ohren gut, wenn einer von der Gmein zur Tür hereinkommt: wenn er gar nix sagt, der Mohrenwirt, das heißt: Auweh, auweh! Bist du auch da, du Fretter, du Hungerleider, du Notniggl, du Tagedieb, du Haderlump. Und wenn er „'ß Good!" brummt (das soll grüß' Gott heißen), dann denk mit dem Mohrenwirt: Schau, da kommt der Dreikreuzerlemann! Daheim ins Tischeck beißen, beim Mohren 's Maul aufreißen. O du Windlichtl, du! Aber wenn er „Grüß' Gott" sagt und keinen Buchstaben davon verschluckt — freilich, ein bissel Verdruß ist noch immer im Ton — dann kannst du einen Dreiviertelsmenschen sehn, der's mit dem kleinbissel Leben aufnimmt und auf dem Damm bleibt. Aber das Wirtshausgehn tät's durchaus nit brauchen (das sagen die Augen vom Mohrenwirt ganz deutlich), und besser daheim die Suppen richtig geschmalzen, als beim Wirt den Käs gesalzen.

So, und jetzt sind die Bänk beim „Mohren" voll und die Kellnerin hat zu laufen.

Nur an dem runden Tisch beim Ofen siehst du noch niemand. Die da sitzen dürfen (jawohl: dürfen!), das sind die Gewappelten. Das ist der Bruckenbäck, der Schneider Bitzerl, der Krawallkramer, der Seeschmid, der Maurermeister Dangerl, der Fuierlesmann (der früher den schönen Hof gehabt hat, für den der krumm' David, der Güterschacherer, das sündteure Geld bezahlt hat) und der Rappenbacher (dem die Holzsäg gehört an der Rainerachen).

„Guad'n Ohmd!" (guten Abend soll's natürlich heißen), „guad'n Ohmd, meine Herrn!" Der Mohrenwirt sagt das laut und fest, daß die andern Leut wissen: jetzt muß man sich zusammennehmen, die vom Herrentisch sind da.

Und beim Dangerl, beim Fuierlesmann und beim Rappenbacher zieht der Mohrenwirt sogar die Haube, und der Stasi, der Kellnerin, gibt er einen grimmigen Wink: „Du langweilige Schäsen, siehst denn nit, daß die Herrn da sind. Gleich reiß ich dir die Füß aus und setz dir neue ein!"

Der Schneider Bitzerl ist nicht der erste unter den Gewappelten, aber er beginnt immer das Gespräch. (Der Briefträger sagt, daß er ihm jeden Tag eine Zeitung hintragen muß.) „Han, die Russen!" sagt der Schneider Bitzerl, „aber die wern Augen machen!"

Der Fuierlesmann denkt sich: ‚Warum wern wohl die Russen Augen machen?' Aber sagen tut er nix, der Fuierlesmann.

Der Seeschmid traut sich: „Wieso und warum?"

Der Krawallkramer: „Da braucht's nit lang fragen — nämlich indem ..."

„Nana," fährt der Schneider dazwischen, „nana, da hast dich verschaut, Kramer. Die Gschicht is ganz anders — nämlich der Hindenburg ..."

Der Maurermeister Dangerl liegt schon mit den Ellenbogen schwer auf dem Tisch, spreizt mit beiden Händen den Kopf rechts und links, daß das Genick nicht so schwer zu tragen hat und daß er nur mehr Aug und Ohr für den Schneider sein kann. Und grad vom Hindenburg hört er gar so viel gern erzählen.

„Nämlich der Hindenburg ..."

Nur der Krawallkramer kann dem Schneider nicht ruhig zuhören. Den hat er dick, den pappelnden Geißbock. Man kommt nicht zu Wort bei ihm, und wenn er einmal wirklich den Schnabel hält und in sein Glas hineinschaut, dann hat man derweil die schönsten Einfäll wieder vergessen.

„Der Hindenburg wird die Gschicht ganz einfach so machen ..."

Der Seeschmid denkt sich: ‚Beim Schneider, da kann man halt was lernen. Wo ihm der Briefbot alle Tag das Blattl bringen muß. An den kann ein Gstudierter auch nicht hin. Ich werd mir doch ein neues Gwandl bei ihm machen lassen.'

Digitized by Google

„Der nimmt die Russen einfach von rechts und von links, geht hinten herum und macht das Türl zu und sagt: ‚Habe die Ehre, meine Herrn Mosjeh, bo schurr, ihr seids Brisoneh.‘“

„Was sind's?“ Der Seeschmid lebt ständig in der Angst, daß er was überhören könnt.

„Sagt er einfach: ‚Meine Herrn Mosjeh, ihr seids gefangen. Punktum.‘“

Der Rappenbacher: „Wann sie ihm aber auskommen? Wann sie halt doch ein Hintertürl ...“

Der Fuierlesmann: „Laß du den Schneider redn! Wann der Schneider sagt ...“

Der Krawallkramer schaut sich boshaft in der Runde um. „Wann's der Schneider sagt ...“ muckt er auf und bringt ein kleines Lachen heraus, das im Geißenstall zuhaus ist. Und mit einem Blick streift er den Mohrenwirt und freut sich, daß ihm der Wirt ein klein wenig zublinzelt. Der Krawallkramer hat mehr Geld auf der Bank, als der Schneider Hypotheken auf dem Dach. Aber deswegen schmeckt dem Schneider das Bier doch und er hängt jetzt an seinem Krügl, daß der Seeschmid mahnt, er müsse versaufen. „So ein kleins Krügl,“ sagt der Seeschmid, „kann dem größten Mann an.“

„Und hat schon oft ein' dertränkt, er hat gar net dran denkt!“ freut sich der Dangerl (der auch einmal mitreden will).

Der Krawallkramer: „Und wann du versoffen bist, Schneider, wer soll alsdann die Welt verteiln!? Da wern sie alle einmal fragen: Wo is denn der Schneider Bitzerl? Ohne den können wir ja gar nix machen. Der Schneider, der muß das Rußland aufteilen. Der hat die Ell'n zum Abmessen und zum Ausdividiern.“

Der Fuierlesmann ärgert sich, daß der Kramer den Schneider schlecht machen will. ‚Is vielleicht einer am Tisch, der mehr versteht als der Schneider? Der wenn studiert hätt! Der tät heut den Bauern die Hosen im Ministeri flicken. Und das müßt einen Halt haben, was so einer flickt. Sackradisackradi!‘ Und die Gedanken des Fuierlesmann laufen in seine Fingerspitzen vor, ballen die Faust und lassen sie schwer auf den Tisch niederfallen. „Jawoll!“ schreit der Fuierlesmann, und niemand weiß wieder einmal, warum. Aber der Seeschmid, der Bruckenbäck, der Bitzerl und der Dangerl nicken. Sie geben dem Fuierlesmann immer recht.

„Wenn man auch die Welt nicht ganz verteilen wird,“ sagt der Schneider und sieht sich den Krawallkramer scharf an, „aber das Rußland wird verteilt, das merkst dir. Die Kleinrussen ...“

Dem Fuierlesmann wird's wirr im Kopf. Kleinrussen ...?

Auch den andern ist ein bissel schwül, und nur der Seeschmid traut sich fragen: „Was sind denn die Kleinrussen?“

„Was die Kleinrussen sind, meinst, die Kleinrussen?“ Der Schneider nimmt schnell einen Schluck Bier. „Die Kleinrussen, nicht wahr, das is halt so eine Rass da oben, nicht wahr. Wie die Badenser und Hessen, nicht wahr, so ham sie in Rußland hinten die Kleinrussen. Habt's mich jetzt? Ein bissel ein Schmalz im Hirn und der Verstehstmich is da, net wahr?“ Er trinkt wieder. Der Seeschmid nickt beklommen, auch der Bruckenbäck. Aber die andern halten sich an ihre Krügl und der Fuierlesmann macht hilflose Augen.

„Die Kleinrussen müssen weg von den Russischen, das sag ich euch. Da is heut schon dem Kaiser von Rußland Siegel und Brief drauf gegeben. Aber die Großrussen ...“

Weit treten dem Fuierlesmann die Augen hervor.

„Großrussen?“ brummt der Seeschmid. Auch der Bruckenbäck und der Rappenbacher sind ungehalten. Und der Krawallkramer sagt trocken: „Verstehst du von den Großrussen auch was, Schneider?!“

„Hähähä!“ lacht der Schneider und tut lustig, „hähähä ...“ Er schaut sie alle der Reihe nach an, auch den Mohrenwirt, der näher gekommen ist und sich an den Ofen gelehnt hat. Aber der Mohrenwirt zuckt die Achseln und geht an seine Schenke.

Der Bruckenbäck rafft sich zu dem Geständnis auf, daß ihm von den Großrussen nichts bekannt sei. Das von den Kleinrussen, das tät er jetzt gut verstehen. Wann's einem nur richtig erklärt wird. Aber die Großrussen? „Schneider, denselbigen großen Russen vom Oktoberfest, wo sie fufzig Pfenning Eintritt verlangt haben, den darfst aber nicht meinen! Da müßt ich

Digitized by Google

glauben, du tätst uns alle zum Besten halten!"

Der Seeschmid nickte; aber beim Fuierlesmann ging's wie ein erleuchtender Blitz über die Augen.

Der Bruckenbäck brummte: „Was sind alsdann die Großrussen? Wo du doch alle Tag das Blattl vom Briefboten kriegst ..."

Der Schneider fluchte in sich hinein über den Briefboten und über das Blattl und trank seinen Groll hinab. „Die Großrussen," sagte er dann langsam, „ja, das sind halt die andern! Nicht wahr: wann man die einen Kleinrussen heißt, dann muß es doch auch Großrussen geben! So, als wie es die Badenser und die Hessen gibt. Das is doch die einfachste Gschicht von der Welt. Und es gibt soviel Volksstämm in allen Erdteilen umeinander, nicht wahr, aber die Großrussen, die sind ein ganz großes Volk, nicht wahr, und mit denen muß man rechnen, wann man was von der Politik verstehn will."

„Die Großrussen, weißt ..." sagte der Fuierlesmann mit Nachdruck und warnte vor ihnen mit erhobenem Zeigefinger, „wann einer mit denen nicht rechnet, der is verspielt! So ein großes Volk, net wahr?" Und dann stupfte er den Bruckenbäck in die Rippen und raunte ihm zu: „Ich hab ihn damals auch gsehn in München auf dem Oktoberfest — so was Großes gibt's nicht leicht wieder. Ganz recht hat er, der Schneider."

„Jaja," gab der Krawallkramer langsam zu. Er gab dem Schneider ungern recht. Aber in diesem Fall war es klar. Und der Krawallkramer trank aus und ging.

Und der Bruckenbäck sagte: „Jaja, die Großrussen! Das is kein kleines Volk nicht!! Alles, was recht is." Und trank aus und ging.

Und der Seeschmid ging. Ihm war der Kopf schwer vom vielen Erzählen und er wollte zuhaus noch einmal über die Sache nachdenken.

Und der Dangerl ging. „Das muß man freilich beherzigen, mit den Großrussen!" meinte er. „Ganz recht hast, Schneider. Adjes."

Und der Rappenbacher ging: „Das muß ich meiner Alten erzählen, das von den Großrussen. Meingottmeingott wird sie sagen, wann sie das hört."

Der Fuierlesmann blieb dem Schneider treu, ließ sich vom Hindenburg noch viel erzählen und nickte immer, wenn der Schneider auf den Tisch schlug oder Eide auf seine Behauptungen schwor. „Wahr muß's sein!" schrie der Schneider.

„Ja," sagte der Fuierlesmann bekümmert, „die Großrussen! Ich hab ihn gsehn, denselbigen. Soll mir einer hergehn und soll mir sagn, du hast net recht, Schneider! Sackradisackradi!"

Und jetzt ging der Schneider. Fein hatte er sich wieder herausgewetzt; er war mit seinem Erfolg zufrieden und der Mohrenwirt zog die Haube zum Abschied. Die Bauern in der Stube sahen ihm alle nach und nickten.

Als er über die Türschwelle ging, schrie ihm der Fuierlesmann noch einmal nach: „Soll mir einer hergehn und soll sagn, du hast net recht! Soll mir nur einer hergehn!"

In der Stube murmelten sie beifällig.

Und jetzt schlief der Fuierlesmann ein.

Weine nicht, vielliebe Frau!

Heute schien die Sonne nieder
Auf die Steppe und den Fluß.
Die Husaren sangen Lieder:
„Wenn ich einmal sterben muß ..."

Schwalben zogen weite Kreise,
Schossen hin durchs lichte Blau:
Die Husaren sangen leise:
„Weine nicht, vielliebe Frau!"

Der Marienschrein am Hügel
War von Sonnengold umloht;
Und ich hob mich hoch im Bügel:
Leben sah ich, nicht den Tod.

Und wir ritten sorglos trabend;
Waren jung und sangen viel,
Bis am frühen Sommerabend
Ohne Laut mein Bruder fiel.

Hans Klimke

Digitized by Google

Der Helm

Von Hellmuth Unger

Wo der Schützengraben in Gras und Sand
Verläuft, hier ging eine heiße Schlacht,
Blieb liegen ein Helm am Straßenrand,
Der Adler zerknittert, das Leder verbrannt.
So fand ich ihn, blinkend von taufeuchter Nacht.

Ich hebe ihn auf. An der Blende Schein
Ein kleines Loch, das das Schirmdach durchschlug,
Eine Eisenkugel fraß sich hier ein
Und gierig in eine Stirne hinein,
Die Haß hinter hämmernden Schläfen trug.

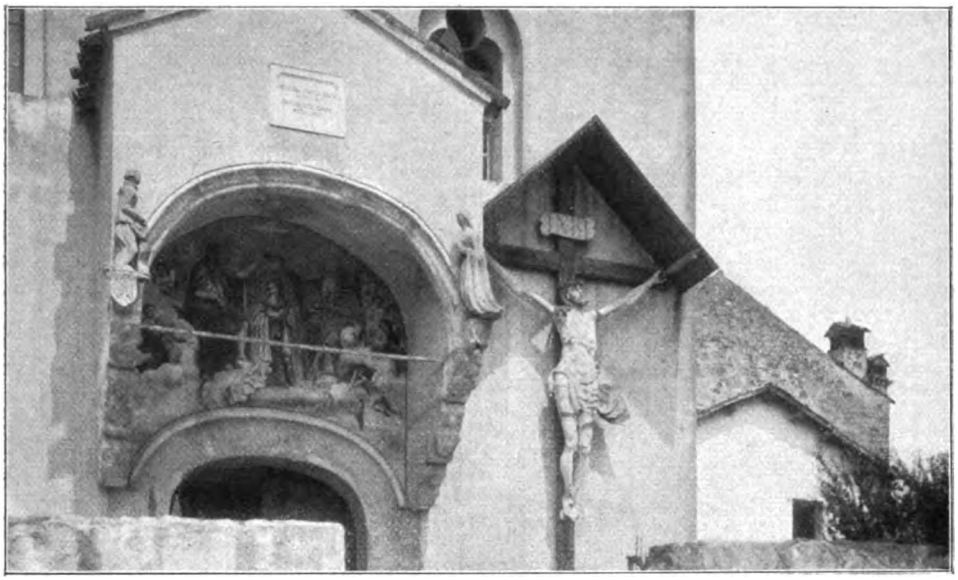
Ich halte ihn fest. War's ein Knabengesicht,
Das lachte unter dem feldgrauen Helm,
Das sterbend verlernte sein Lächeln nicht,
Da sein Mund ein jubelndes Wort noch spricht;
War's ein kindertoller, weltfroher Schelm?

Ich wende ihn um. Schloß das lederne Band
Der Kette fest ein trotziges Kinn,
Ein Antlitz, das gramtief das Sterben fand,
Deckte wissende Augen die Männerhand,
Bevor ein Körper schlug wiesenweich hin?

Ein Knabe, ein Mann? Ein Alter, ein Kind?
Wer weiß, wer den blinkenden Adler trug!
In Deutschlands Heeren so viele sind,
Die jubelnd marschieren in Wetter und Wind,
Noch keiner nach einem einzelnen frug.

Und ich lege den Helm hernieder zum Grund
Auf ein Grab, das atmet blumenbesonnt,
Und weiß, hier schwieg ein kerndeutscher Mund,
Hier schlummert ein Held, der todeswund
Für sein Vaterland kämpfen und sterben gekonnt.

Digitized by Google



Vom Portal der heiligen Geistkirche auf dem Kastellhügel in Görz

Die Isonzo-Ebene

Von Dr. L. Planiscig, Assistent am K. u. K. Kunsthistorischen Hofmuseum in Wien

Mit achtzehn Abbildungen, von denen etliche dem soeben erschienenen Tafelwerke „Folnesics-Planiscig, Bau- und Kunstdenkmale des Küstenlandes" (Wien, A. Schroll & Cie.) entstammen

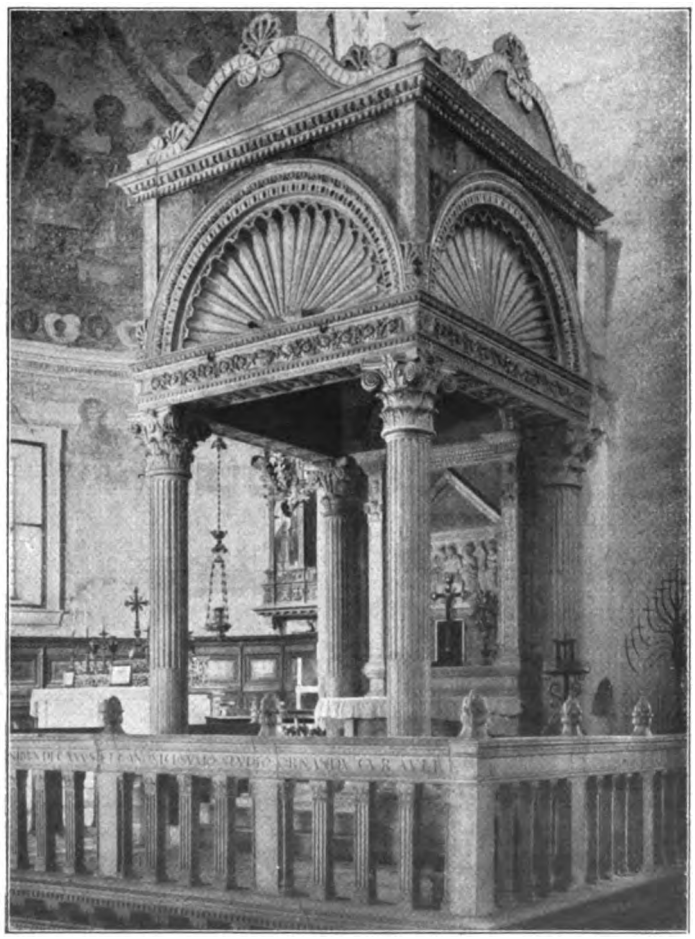
Das österreichische Kronland „Küstenland", das jetzt im Mittelpunkt des Kampfes mit Italien steht, wird politisch in die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska, in die freie Stadt Triest und in die Markgrafschaft Istrien eingeteilt. Geographisch ergibt sich ebenfalls eine Dreiteilung: die südlichen Kalkalpen, die hier den Namen Julische und Karnische Alpen führen, umfassen den nördlichen Teil des Landes und begleiten den Oberlauf des Isonzoflusses, bis dieser über Canale und Plava hindurch, zwischen dem Monte Santo (linkes Ufer) und dem Monte S. Valentino (rechtes Ufer) das Görzer Becken betritt und von da, an Breite zunehmend, seinen Weg durch die friaulische Ebene zum Meer hin einschlägt. Das Wippachtal keilt sich im Osten zwischen dem abfallenden Ternowaner Plateau und dem aufsteigenden Karste ein, der von da an den Grundcharakter des Hinterlandes bestimmt, bei Monfalcone, Duino, Sistiana, Triest bis ans Meer heranreicht und schließlich die Halbinsel Istrien zu einem rauhen, fast kahlen Bergland mit steilen Meeresküsten gestaltet. Im Norden, Osten und Südosten von den letzten Alpenzügen und von dem beginnenden Karst, im Westen von den Hügeln des Collio umschlossen, öffnet sich gegen Süden und Südwesten die friaulische Tiefebene. Ein fruchtbarer Landstrich, der sich bis ans Meer hindehnt, die Bucht von Monfalcone bildet, um dann weiter hinaus, in einer Art Lagune, im Sumpf und Moorland bei Isola Morosini, Belvedere, Aquileja zu enden. Einige Inseln sind hier vorgelagert: Barbana mit einer Wallfahrtskirche, S. Pietro d'Orio, eine Sandbank, auf der nur noch Vipern hausen und wo, allein und verlassen, der Turm einer verschwundenen Kirche sich erhebt; endlich Grado, die Tochterstadt Aquilejas, der bekannte Badeort.

Der Isonzo, von den Römern „Sontius" genannt, entspringt am südlichen Fuße der Julischen Alpen, zwischen den Bergen Mangart und Triglav, durchfließt die friaulische Ebene und mündet südlich von Monfalcone in die Adria. Zur Römerzeit lag Aquileja am Natisso, einem Flusse, dessen Oberlauf der heutige Isonzo war. Durch einen Erdsturz im 6. Jahrhundert n. Chr. verlor aber der Natisso seinen Unterlauf und vereinigte

Digitized by Google

sich mit dem parallel fließenden Sontius zum heutigen Isonzo. Auch die Küste änderte im Laufe der Jahrhunderte ihre Gestalt: Grado, die Hafenstadt des alten Aquileja, lag ursprünglich auf dem Festlande. Aber der veränderte Lauf der Flüsse und die stetig abwühlende Wirkung der Meeresströmungen trennten es von der Küste. Erst in allerletzter Zeit sind Arbeiten vorgenommen worden, um es mittels eines Dammes, einer Eisenbahnstrecke, mit dem Festlande wieder zu verbinden.

Mannigfaltig und interessant ist das Küstenland, namentlich das Görzer Becken, in ethnographischer Hinsicht. Das Bergland ist von Südslawen — Slowenen — bewohnt, die auch auf den Hügeln des Collio und einigen Teilen der Ebene angesiedelt sind; die Ebene aber bewohnen Friauler, deren Sprache aus der Verquickung des bäuerlichen Lateinischen mit germanischen Elementen entstanden ist. Diese Sprachmischung ist leicht zu erklären, wenn man bedenkt, daß die Isonzo-Ebene die Eingangspforte für fast alle germanischen Stämme gewesen ist, die nach dem Niedergang des weströmischen Kaiserreiches ihre Wanderung nach dem Süden hin lenkten. Am Isonzo schlug Theodorich den Odoaker, hier drangen die Langobarden in Italien ein, und Friaul wurde zu einem ihrer Herzogtümer. Gisulf, ein Neffe Alboins, war Herzog. Selbst nach der Niederwerfung der Langobarden durch Karl den Großen (774), blieb Friaul als Herzogtum eine Zeitlang bestehen; dann sollte es, zur Markgrafschaft erhoben, gegen neue Einfälle der Avaren und der Slawen Schutz bieten. Deutsche Geschlechter regierten das Land, bewohnten die Burgen des Collio, die Schlösser von Görz, von Colloredo, von Strassoldo, von Cormóns, von Dobra, von Reifenberg und Dornberg. Kaiser Konrad II. und Heinrich IV. verliehen die Mark den Patriarchen von Aquileja. Die Grafen von Görz waren Vögte des Patriarchats. Sie beherrschten bis zum Aussterben ihrer Linie (1500) den östlichen Teil des Landes. Dann aber ging es vermöge vorher geschlossener Verträge an Kaiser Maximilian I. über. Das Patriarchat von Aquileja selbst war schon im Laufe des 15. Jahrhunderts unter venezianische Oberherrschaft geraten.



Hochaltar in der Basilika zu Aquileja

Noch heute findet man viele deutsche Elemente in der merkwürdig wohlklingenden Sprache der Fri-

Digitized by Google

Dom in Aquileja

auler, doch auch andere, altertümlichere haben bei ihrer Bildung mitgewirkt. Es ist dabei eigentümlich, daß diese Sprache mit dem Spanischen eine größere Ähnlichkeit als mit dem Italienischen aufweist: die Westgoten, die sich schließlich in Spanien niederließen, hatten unter Alarich auch Friaul durchzogen, und es scheint, daß namentlich westgotische Elemente sich mit dem ursprünglichen Provinzlatein verschmolzen haben.

Die Urbewohner waren keltische Stämme; darauf deuten die Fundorte bei S. Lucia und bei Medea, mitten in der friaulischen Ebene. Die Römer nannten sie Karner und Illyrier. Die ersten Ansiedler waren aber Griechen. Die Sage weiß zu berichten, daß der Argonautenführer Jason beim Timarus, dem heutigen Timàro — einem unterirdischen Fluß, der zwischen Monfalcone und Duino aus den Grotten des Karstes hervorbricht und sich nach kurzem Laufe ins Meer ergießt — gelandet sei und hier den Kult der ätolischen Hera begründet habe. Plinius, Strabo, Vergil, Cornelius Nepos, Martial und Livius sprechen von dem Flusse Timarus, der auch als Eingang in die Unterwelt bezeichnet wird.

Mosaik der Theodoruskirche im Dom zu Aquileja

Das geschichtliche Werden des Landes begann jedoch erst mit der Gründung der Adlerstadt Aquileja. Es waren die Römer,

Digitized by Google

die sich hier um das Jahr 181 v. Chr. niederließen. Ursprünglich war Aquileja eine Lagerfestung, eines der üblichen „Castra", die man zum Schutze gegen kriegerische Bewohner an den Grenzen des Reiches errichtete. Mit der steten Ausdehnung des römischen Imperiums kam für Aquileja seine Aufgabe als Grenzwacht nicht mehr so sehr in Betracht, und nun konnte es sich, inmitten eines der fruchtbarsten Länder, begünstigt durch den nahen Hafen von Grado (Aquae gradatae) und durch kunstvoll angelegte Straßen, zu einer großen und blühenden Stadt entwickeln, zu einem Emporium, dem am Anfange unserer Zeitrechnung der Name eines zweiten Rom zuteil wurde.

Gleichzeitig entstanden römische Ansiedlungen längs der istrianischen Küste: Triest, das alte Tergeste, Capodistria, Parenzo, Rovigno, Pola und in Dalmatien Salona und Spalato. Während aber in diesen Orten noch mächtige Überreste der alten römischen Kultur aufrechtstehen — der Bogen des sogenannten Ricardus in Triest,

Kanzel im Dom zu Görz

Am Dom in Görz

das Amphitheater, die Porta Aurea, der Tempel des Augustus in Pola, der Diokletianspalast in Spalato — hat Aquileja, einst die mächtigste und reichste Stadt unter ihnen, alles von seiner römischen Herrlichkeit eingebüßt. Nichts würden wir von seiner einstigen Größe und Pracht ahnen, wenn nicht alljährlich die Ausgrabungen neue Zeugen ans Tageslicht brächten. Ein großangelegtes Museum, das unter der Leitung des k. k. archäologischen Institutes zu Wien steht, vereinigt diese Funde.

Der Evangelist Markus soll, der Sage nach, in Aquileja das

Digitized by Google

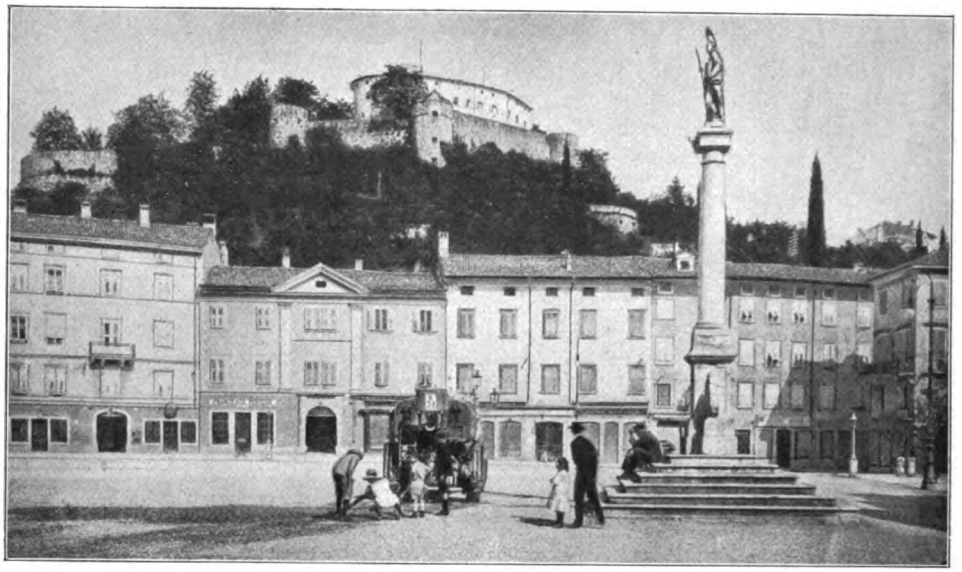
Ansicht von Görz, von der Ostseite gesehen

Christentum gepredigt haben. Die Heiligen Hermagoras und Fortunatus werden als seine ersten Adepten bezeichnet. In der Nähe von Aquileja erlitten sie den Märtyrertod. Doch schon in den ersten Jahrhunderten bestand in Aquileja eine starke Christengemeinde; hier und in den angrenzenden Gauen hatte die diokletianische Verfolgung viele Opfer gefordert; aber gleich nach dem Mailänder Edikte des Kaisers Konstantin, der dem neuen Glauben Freiheit verkündete (313), fand das Christentum in reichangelegten Kultbauten seinen Ausdruck.

Bereits am Anfang des 4. Jahrhunderts entstand in Aquileja eine prächtige Kirche, ein basilikaler Bau, dessen mit Fresken geschmückte Mauern in den Grundrissen, dessen Fußbodenmosaik uns aber ganz erhalten blieb. Vor wenigen Jahren, bei Ausgrabungen im heutigen Bau, fand man diese Überreste einer alten Kirche. Eine Mosaikinschrift, die den Bischof Theodorus nennt, ermöglichte die genaue Datierung.

Karmeliterkloster Castagnavizza in Görz

Digitized by Google



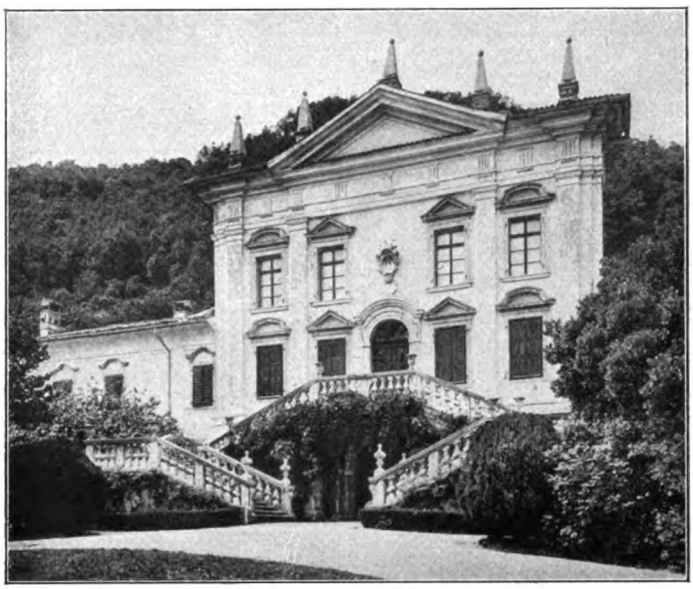
Marktplatz in Görz mit Blick auf das Kastell

Aus der römischen Stadt entwickelte sich nun ein mächtiger Bischofssitz, der aber durch das Heranfluten fremder Völkerschaften zusammenbrach. Hunnen, Goten, Langobarden, Avaren und Slawen verwüsteten das Land. Aquileja wurde zum großen Teile zerstört, seine Kirchenfürsten flohen in das benachbarte Grado, wo im 6. Jahrhundert die zwei noch heute bestehenden Kirchen — der Dom (S. Eufemia) und Santa Maria delle Grazie — entstanden. Später übersiedelten sie dauernd in die Feste Cormóns und in die langobardische Stadt Cividale (Forum Julii). Erst mehrere Jahrhunderte nachher konnte sich Aquileja, unter ganz anderen Bedingungen und neuen politischen Verhältnissen, wiederum zur früheren, ja zu noch einer gewaltigeren Macht erheben. Die Entstehung des römischen Kaisertums deutscher Nation nämlich verlieh dem Lande die nötige Kraft, um sich aufzuraffen. Der deutsche Patriarch Popo, ein Freund Kaiser Konrads II., zog in das von seinen Kir-

Jesuitenkirche in Görz

Digitized by Google

chenfürsten verlassene Aquileja ein, entschlossen, ein neues Aquileja ins Leben zu rufen. Er baute eine neue Kirche, ähnlich jenen basilikalen Bauten, die in Ravenna und in Classe entstanden waren, errichtete für sich und sein Gefolge einen Palast, umgab sich mit Chorherren und Kriegern, war Bischof und Feldherr zugleich.



Palais Attems bei Görz

Die poponische Basilika aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts ist uns in ihren Grundzügen erhalten geblieben: eine dreischiffige Anlage mit Querschiff, einer halbrunden Apsis, einem erhöhten Presbyterium über einer Krypta. Die Säulen und die romanischen Kapitelle, in denen die antikisierenden Grundzüge deutlich mit den Flechtwerkmotiven der Völkerwanderungszeit ringen, sind aus dem 11. Jahrhundert. So auch die vor einigen Jahren bloßgelegten Fresken der Apsis (datiert 1031): die Madonna mit den Stadtheiligen Hermagoras, Hilarius, Fortunatus, Tatianus, Eufemia; der Kaiser Konrad II., seine Gemahlin Gisela, ihr Sohn Heinrich, der Patriarch Popo mit viereckigem Heiligenschein. Eine Vorhalle verbindet die Kirche mit dem achteckigem Baptisterium, das wohl noch in der Anlage aus frühchristlicher Zeit stammen dürfte, wie sich ja auch die Süd- und Westmauern der Basilika Popos auf den Grundmauern der vorher erwähnten Kirche des 4. Jahrhunderts erheben. Die Basis des hohen Turmes stammt

Schloßkapelle in Strassoldo

Digitized by Google

Blick auf Grado

ebenfalls aus der Glanzperiode Popos. Aber zur Vollendung und zur jetzigen Gestaltung, Glockengehäuse und konisches Dach, gelangte der Turm erst im Laufe des 16. Jahrhunderts.

Die Basilika erfuhr im Laufe der Zeit manche Veränderung. Im 14. Jahrhundert stürzte ein Teil des Daches ein, und es war wiederum ein deutscher Patriarch — Marquard von Randeck —, der die Kirche wiederherstellen ließ. Damals wurden die romanischen Rundbögen, die zum Teile auch eingestürzt waren, durch neue, dem Zeitstile angepaßte, gotische Spitzbögen ersetzt. Ein Teil der Apsis bekam neue Fresken, Szenen aus dem Leben des heiligen Hermagoras, von denen nur wenige Bruchstücke erhalten geblieben sind. Der heutige Dachstuhl ist ein Werk des 16. Jahrhunderts; seine Errichtung hängt mit den großen Umwandlungen zusammen, die im Innern der Kirche, am Presbyterium, vorgenommen wurden und Zeugen einer politischen Neuerung, der wachsenden Macht Venedigs über Aquileja, sind.

Flüchtlinge aus Aquileja, Grado und den diesen Patriarchaten unterstehenden Bischofsitzen von Altino, Concordia, Cáorle hatten in schwerer Zeit auf den rialtinischen Inseln, mitten in der Lagune, beinahe im Wasser, ihren neuen Wohnsitz errichtet, waren dann durch Umsicht, Handel und Gewerbe reich geworden und, während die Macht des byzantinischen Kaiserreichs sank, bald selbst zu um so größerer Macht emporgestiegen. Venedig sicherte sich im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts den Rücken durch die Eroberung der „Terra ferma", des Hinterlandes. Grado war schon früher unter seine Herrschaft gelangt. Langsam dehnte Venedig seine Macht auch über Aquileja aus, dessen Patriarchen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts durchwegs aus den venezianischen Adeligen gewählt wurden. Diesen bedeutete die Patriarchenwürde eine ausgiebige Pfründe, um Aquileja kümmerten sie sich nicht, lebten in Venedig und überließen den Chorherren die Aufgaben ihrer Kirche. Damit war der Niedergang Aquilejas besiegelt.

Um das Jahr 1500 wurden noch einmal in der Basilika Umgestaltungen vorgenommen. Lombardische Künstler aus der Gegend von Como und lombardisch geschulte Venezianer schufen ein neues Presbyterium, indem sie das alte im neuem Renaissancestile, mit kostbaren Steinplatten verkleideten und eine Säulenbalustrade, einen Ziboriumaltar, den Hochaltar selbst errichteten. Der bedeutendste Friauler Maler — Pellegrino da S. Daniele — schuf 1503 die große Altartafel mit den Ortsheiligen und ein bergamasker Bildschnitzer führte dazu den prächtigen Rahmen aus.

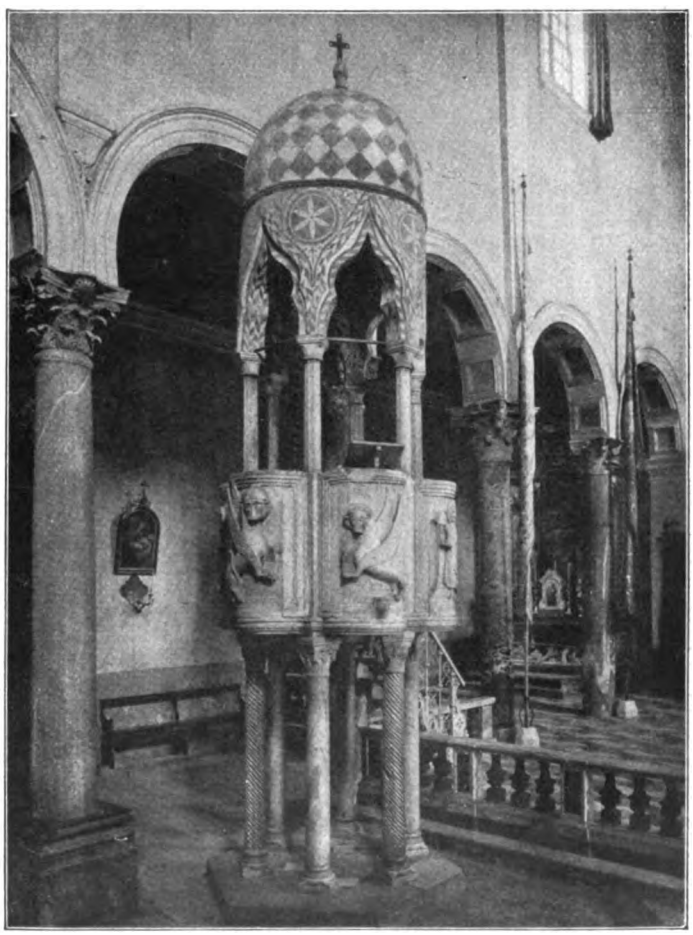
In den folgenden Jahrhunderten ging es abwärts mit der Macht Aquilejas. Die wenigen Neuerungen in der Kirche galten nur der Erhaltung des Baues. Im Jahre

Digitized by Google

1753, unter der Kaiserin Maria Theresia, wurde das Patriarchat aufgelöst und in die zwei Bischofsitze von Görz und Udine geteilt. Die kostbaren Reliquien kamen nach Görz, wo sie in der Domkirche aufbewahrt werden.

Um Aquileja waren im Laufe der Zeit Städte und Dörfer entstanden: Monastero, ein Nonnenkloster; Saciletto, die Sommerresidenz der Patriarchen; Ruda; Villesse; Ronchi und Sagrado am Isonzo; Gradiska, eine venezianische Gründung des 15. Jahrhunderts; Scodovacca mit schönen Palästen aus dem 17. und 18. Jahrhundert; Villa Vicentina, mit dem zu Napoleons Zeiten erbauten Empireschloß, das noch jetzt der Kaiserin Eugenie gehört; Monfalcone mit Kirchen aus dem 16. und 18. Jahrhundert; nahe dabei die beiden Schlösser von Duino, von den aquilejensischen Patriarchen Della Torre im 14. Jahrhundert errichtet, jetzt in dem Besitze ihrer Nachfolger, der Grafen Thurn und Taxis.

Görz war die feudale Stadt des Mittelalters. Nichts ist uns über seinen Ursprung überliefert. Es steht aber fest, daß auf den Hügeln um die Stadt bereits die Römer Ansiedlungen gegründet hatten. Zumeist Villen für den Sommeraufenthalt der üppigen Aquilejenser. Doch die erste Kunde von einer Stadt oder, besser gesagt, von einer Feste Görz stammt erst aus der Zeit um das Jahr 1000. Kaiser Otto III. schenkte die Hälfte des Territoriums von Görz und Salcano an den aquilejensischen Patriarchen Johannes, die andere Hälfte an Verihen, Markgrafen von Friaul. Am Anfang des 12. Jahrhunderts ging Görz mit dem östlichen Teil Friauls an die Brüder Engelbert und Marquard von Tirol über. Ihr Geschlecht wurde mächtig. Es herrschte über Görz und Cormóns, Mossa, Lucinico und Capriva bis zum Tagliamento, und besaß die Schlösser Dornberg, Ranzano, Peoma und Vipulzano. Dem Kaiser treu ergeben, suchte es das eigene Herrschaftsgebiet immer zu erweitern und führte Kämpfe mit den Patriarchen, die den westlichen Teil des Landes hielten, wie mit anderen Geschlechtern, die gerüstet in ihren umliegenden Burgen hausten. Es war eine Zeit der Kriege, aber auch der inneren Prachtentfaltung. Die Herren von Görz waren durch die Turniere, die sie veranstalteten, oder durch jene, an denen sie teil-



Kanzel im Dom zu Grado

Digitized by Google

nahmen, bekannt. Auf diese Turniere folgten Festlichkeiten, die tagelang dauerten und nicht selten mit blutigen Raufereien endeten. Gefeiert und froh gelebt hat man in Friaul immer. Auch in späteren Zeiten, im 17. und 18. Jahrhundert, fand man fortwährend Anlässe zu Festlichkeiten. Außer Sonntags wurden auch einige Tage der Woche, sei es wegen besonderer Ereignisse, sei es zu Ehren der vielen Stadt- und Städtepatrone, gefeiert. Die Bevölkerung zog dann aus der Stadt, auf einer freien Wiese wurde getanzt, der leichte, hellrote Wein der Ebene floß ausgiebig, Salat und Eier bildeten die Lieblingsspeise. Als im 18. Jahrhundert ein berüchtigter Gauner, Erpresser und Gewalttäter, Graf Lucio della Torre, der in Wien und Venedig als Hochstapler, in Görz, Udine und Gradiska als Räuber und schließlich als Mörder gefürchtet war, gefangengenommen und in Gradiska zum Tode verurteilt wurde, ruhte die Stadt drei Tage lang, aus der Umgebung flutete die Menge, die Wiesen waren voller Zuschauer: so wurde die Hinrichtung zu einem Fest, das noch heute in den Traditionen fortlebt. — Die Kaiserin Maria Theresia sah sich endlich gezwungen, den vielen Festlichkeiten ein Ende zu bereiten: die Zahl der zu ehrenden Heiligen und der in Tanz und Trank zu feiernden Ereignisse wurde beschränkt. Aber dennoch blieb der frohe Sinn der Bevölkerung erhalten, und sie wußte ihn auch in den schwersten Zeiten, bei Kriegen und Seuchen, zu bewahren. Die „Sagra" (von Sagrado, Sagrato = Kirchhof) d. h. Kirchmeß wird noch heute mit einem

Kirche in Capriva

Dom in Gradiska

Digitized by Google

Tanz auf Bretterböden, die im Freien aufgestellt sind, gefeiert, noch heute fließt der Wein in reichem Maße, und die Rivalität zweier Nachbardörfer bildet nicht selten, jetzt wie einst, als Raufhandel den Abschluß des Tages. Man würde aber den Friaulern unrecht tun, wenn man ihnen Fleiß und Ausdauer bei der Arbeit absprechen wollte. Sie sind ein genügsames und friedliches Volk von Landarbeitern und Seefischern, ein schöner Menschenschlag, bei dem das alte Volksgemisch, der Romane und der Germane, zugleich zum Ausdrucke kommt.

Die ursprüngliche Stadt Görz war auf den Kastellhügel beschränkt. Hier entstand, Ende des 14. Jahrhunderts, die kleine heilige Geistkirche. Doch die Franziskaner sollen schon Anfang dieses Jahrhunderts ein Kloster am Fuße des Hügels errichtet haben. Eine Kirche — dem heiligen Hermagoras geweiht — bestand hier, Anfang des 15. Jahrhunderts, sicher. Aus ihr entwickelte sich der Dom, der im 17. Jahrhundert seine heutige, barocke, im Inneren sehr reiche Gestaltung erhielt. Doch die Apsis und zwei Kapellen sind noch gotisch, und Fresken, die hier aufgedeckt wurden, zeigen deutlich den Zusammenhang mit der Kunst der Alpenländer.

Im 17. Jahrhundert erweiterte sich die Stadt. Die Jesuiten erbauten eine große und prächtige Kirche und weihten sie dem heiligen Ignatius. Auf einem nahen Hügel errichteten die Karmeliter eine Klosterkirche, Castagnavizza, die mit wunderbarer Stukkoarbeit geschmückt und von den letzten Bourbonen, von Karl X. von Frankreich und von dem Grafen von Chambord, als Grabstätte erwählt wurde.

Mit der Aufteilung von Aquileja und der Errichtung des Erzbischofsitzes wuchs die Bedeutung von Görz. Dem Erzbischof wurde ein Palast und eine Kapelle erbaut, ein großer Garten angelegt, der an dem Hügel bis zum Kastell hinaufreicht. Nun nahmen auch adelige Familien, zumeist Landherren, in der Stadt festen Wohnsitz. Die Paläste des Grafen Attems, in der Stadt und im jetzt vielgenannten Podgora, einem nahen Dorfe, am rechten Isonzoufer, jene der Rabatta, der Strassoldo, der Lauthieri bilden noch immer die Zierde der Stadt.

Schloß in Saciletto

Das Kastell selbst erfuhr im Laufe der Zeit manche Veränderung. Ein Stadtsiegel aus dem 15. Jahrhundert zeigt es mit hohen Türmen, Mauern und Zinnen umgeben, ein Stich aus dem 17. Jahrhundert aber schon ungefähr in der jetzigen Gestaltung. Im Kampfe mit Kaiser Maximilian bemächtigten sich die Venezianer (1508 bis 1509) vorübergehend der Stadt. Sie errichteten starke Mauern um das Kastell, die noch teilweise erhalten sind, obwohl die jetzige Befestigung aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammt.

Digitized by Google

Gradiska bauten die Venezianer zum Schutze gegen die Türkeneinfälle um das Jahr 1480. Der Architekt hieß Enricus Gallo. Doch im 16. Jahrhundert wurden die österreichischen Fürsten Herren der Stadt, mit der sie später das Geschlecht der Eggenberg belehnten. Anfang des 18. Jahrhunderts starben diese aus, und auf Grund geschlossener Verträge kam die Stadt und ihr Territorium wieder unter die Herrschaft Österreichs. Der Dom zeigt in seiner üppigen barocken Form das 17. Jahrhundert, die Zeit der Eggenberg. Aus der gleichen Zeit sind auch manche Paläste adeliger Familien, jener der Finetti und jener der De Fin. Friaul ist reich an solchen Palästen. Ihre Art ist jener der reichen venezianischen Landvillen: ein hoher Mittelbau mit zwei niedrigeren Seitenflügeln. Eine offene, in zwei Rampen geteilte Treppe führt in den Haupt- und Festsaal. Ein Porticus bietet im Sommer Ruhe und Frische. Neben diesen rein südlichen Bauformen treten hier aber auch Vertreter nordischer Kunst nicht selten auf. Friaul ist eben das Land, in dem sich beide Kulturen kreuzen. Die Kirchen, wie jene Kärntens und Krains, bergen gotische Schreine, und mancher Kirchturm, mit der mehrfach gebauchten Zwiebelkuppel, ruft uns die Kirchen des Gailtales in Erinnerung. Andere Kirchen hingegen haben ein spitzes oder ein stumpfes Pyramidendach, das an die Bauweise Aquilejas erinnert. Oft haben sich beide Richtungen verschmolzen, und der barocke, marmorne Hochaltar birgt in sich noch die Formen des gotischen Holzschreiners.

Das Zeitalter Napoleons, der Fall der Republik Venedig, machte auch Friaul zum Schauplatze gewaltiger Kämpfe. Im Jahre 1797 wurde in Campo Formio bei Cormóns Friede geschlossen. Und heute tobt um das ganze schöne Land wieder blutiger Kampf.

Abtransport am Monte Michele gefangen genommener Italiener. Kilophot-Wien

Digitized by Google

Was wir der deutschen Jugend nach dem Kriege wünschen

Von Professor der Rechte Dr. Paul Krückmann in Münster i. W.

Das Nachstehende ist im wesentlichen die Rede, die ich als Rektor der Universität am 27. Januar 1913 gehalten habe. Nicht jedermann zur Freude, aber auch unter mancherlei Beifall. Inzwischen ist mir ein mächtiger Bundesgenosse entstanden: der Schützengraben. Er hat sogar klassische Philologen zum Umdenken veranlaßt und dem, was aus dem Schützengraben geäußert wurde, hofft mein Vorschlag entgegenzukommen. Der Schützengraben hat auch schon Unterrichtsbehörden die Augen geöffnet, daß wir der Zukunft denn doch ganz anders dienen müssen als bisher. Der Schulmann mag schreiben, es handle sich nicht um Schulaufgaben, deren hätten wir schon genug, um so bestimmter ist zu erwidern, daß es sich um Jugendaufgaben handelt. Daß im folgenden vieles vom Standpunkt des Juristen gesehen und dargestellt ist, möge man meinem Beruf zugute halten.

Die letzten Zeiten von dem Kriege haben der Jugend einige heißumkämpfte „Fortschritte" gebracht, über die man aber doch zweierlei Meinung sein kann.

Nirgendwo hat sich die allgemeine pädagogische Unwissenheit der Eltern mehr offenbart als in dem Kampfe gegen das Extemporale. Schade um die viele nutzlos verschwendete Kraft. Gewiß werden Auswüchse vorgekommen sein, aber nun das Extemporale als Sündenbock zu betrachten, ist nur bei dem möglich und entschuldbar, der den Unterschied von pädagogischem Geist und pädagogischer Form nicht kennt und, nehmen wir an, entschuldbarerweise nicht kennen kann.

Entweder der Unterricht wird in dem rechten Geiste betrieben, oder das geschieht nicht. Dann ist das Extemporale mindestens unschädlich, oder im zweiten Falle findet eine bekämpfenswerte Richtung immer noch Mittel und Wege genug, sich unheilvoll zu betätigen. Aber der See mußte ein Opfer haben. Die Abschaffung des Extemporale hat keinesfalls die Bedeutung, die von seinen Gegnern ihr beigelegt wird, sie ist aber auch kein so großes Unglück wie die Anhänger des Extemporale wissen wollen. Es kommt immer darauf an, wie es gemacht wird, man kann alles bekanntlich gut und schlecht machen.

Schade nochmals, daß nun der pädagogische Eifer der Eltern und ihr pädagogisches Interesse auf lange hin schlummern werden, so lange, bis ein neuer Sündenbock gefunden worden ist.

Den zärtlichen Eltern wurde inzwischen ja auch noch ein zweites Opfer geschlachtet, der „krankhafte" Ehrgeiz um den höheren Platz soll verschwinden, und darum wird nicht mehr gesetzt. Abermals schade darum. Diese Anordnung wird ebenfalls nicht so viel nützen, wie die einen hoffen und auch nicht soviel schaden, wie die anderen fürchten. Aber dieser Zug der Besorgnis um die Schüler und die Angst vor den öffentlichen Schreiern ist nicht erfreulich. Sobald sich irgendein degenerierter Schüler das Leben nimmt, beginnt in der Öffentlichkeit der beliebte Sturmlauf von neuem, und wieder werden neue Zugeständnisse abgetrotzt, hoffentlich nur temporum ratione habita und wider bessere Einsicht und besseren Willen.

Dies von keiner Sachkenntnis getrübte Darauflospfuschen der Laieneltern auf Symptome beweist, daß die eigentliche und wichtigste, ja die meines Erachtens allein wichtige Schulaufgabe der Zukunft den Eltern, die nur an Nachsitzen und schlechte Zeugnisse denken, noch gar nicht klar geworden ist.

Unsere Jugend muß umerzogen werden in eine ganz andere Sinnes- und Denkungsart hinein. Was ihr fehlt, kann am besten der beurteilen, der die Jugend unmittelbar nach Schluß der Schuljahre in die Hände bekommt. Das Ergebnis ist zum Teil geradezu niederschmetternd

Zunächst eine außerordentliche Unbehilflichkeit, die Unfähigkeit, in der bescheidensten praktischen Frage, in der die äußerlich angelernten Kenntnisse versagen, sich selber praktisch zu orientieren. Es ist meine durch immer wiederholte Nachprüfung gewonnene und seit Jahren mit steigender Bestimmtheit verstärkte Überzeugung, daß unsere Jugend durch den Unterricht auf den höheren Schulen für jegliche praktische Fragen geradezu verdorben wird. Gewiß ein schwerer Vorwurf, aber gegründet auf die seit Jahren immer wieder auf diesen Punkt eingestellte Beobachtung. Es ist, als ob der Jugend die geistigen Augen fehlten. Allerhand auswendig Gelerntes, das aber nicht in innerem Verhältnis zu unserer heutigen Kultur steht, auch schwerlich jemals in ein solches Verhältnis gebracht werden kann, aber keine selbständige Bewegungsfähigkeit.

Das ist kein Wunder, wenn man sich die Themata, die in den oberen Klassen unserer Schulen zum deutschen Aufsatz gegeben werden, ansieht. Die ästhetisierenden und pseudophilosophischen, auch viel zu sehr moralisierenden Themata, in deren Bearbeitung die Theorien des Lehrers wiedergegeben werden, sind nach meiner festen Überzeugung ein Verderb für die Jugend. Sie weiß, was von ihr erwartet wird, und richtet sich danach, wüßte übrigens meistens auch wohl gar nichts Selbständiges zu sagen. Hat der-

Digitized by Google

artiges denn überhaupt erziehlichen Wert? Wird nicht gerade durch die Erfahrung bestätigt, daß das niemals von einem philologischen Beigeschmack ganz freie Ausschlachten, Ausquetschen, Zergliedern, „Erklären" der Meisterwerke deutscher Dichtkunst ästhetisches Empfinden und ästhetisches Feingefühl geradezu totschlägt? Ich mache gelegentlich immer wieder Stichproben an den mir zugänglichen Schulprogrammen und finde nur hier und da einmal einen jungen Probekandidaten, der der Jugend menschliche Themate aufgibt. Im übrigen bewegen sich die Aufsatzthemata, soweit ich habe nachprüfen können, noch genau in denselben Gebieten, auf denen wir unsere jugendliche Weisheit über die höchsten Menschheitsprobleme an den Lehrer bringen mußten. Düntzers Bücher scheinen verschwunden zu sein, aber die Düntzereien sind wohl kaum ausgerottet.

Dazu kommt die große Bedenklichkeit, die in der Gefahr des pädagogischen Zuviel an Moral liegt. Man kann die Jugend mit Moral auch ermüden, und nach der Wahl der Themata an manchen Schulen muß in der Tat befürchtet werden, daß ein starker Hang zu schönrednerischem Moralisieren auf den Schulen herrscht. Ein kurzes Wort: Das tut ein anständiger Mann nicht, wiegt mehr als alle langatmigen Vorträge und umständlichen, an irgendein Drama angeknüpften Betrachtungen.

Überhaupt das Theoretisieren über Moral verführt zu Sentimentalität und mancherlei Unwahrheit und Unwahrhaftigkeit, und wer will behaupten, daß unsere Schulen diese Klippe zu vermeiden wüßten! Im Gegenteil: ich habe nach meinen persönlichen Eindrücken die feste Überzeugung, daß sie doch ziemlich stark auf dieser Klippe festsitzen.

Ein von mir geschätzter praktischer Pädagog berichtete, ein in Deutschland unterrichteter und in seinem Hause verkehrender Engländer hätte ihm gesagt, daß die deutschen Jungen mehr lögen als die englischen. Er hätte das zugegeben, und ich muß leider annehmen, daß die Beobachtung richtig ist, möchte aber doch wenigstens zwei Dinge hervorheben, die zugunsten der Jugend sprechen. Soviel ich sehe, stellt sich der englische Lehrer kameradschaftlicher zu seinen Zöglingen, ist mehr der ältere Bruder. Der deutsche Lehrer möchte gern jede eigene Blöße vermeiden, begibt sich daher nicht auf solche ihm mit der Jugend gemeinsamen Gebiete, in denen er sich vor seinen Zöglingen „blamieren" kann, Sport, Spiel. Er betreibt diese Dinge lieber theoretisch mit der Jugend, als daß er sich selber in Lagen brächte, von denen er für sein Ansehen (und wohl auch für seine Eigenliebe?) Abbruch fürchtet. Die pädagogische Würde und Höhe, die bewußt auf einen Abstand hinarbeitet, wird aber immer wieder zum Betruge auffordern. Sie will einfach betrogen sein. Ein zweites ist, daß in der Tat von unserer Jugend viele Dinge verlangt werden, die höchst unbeliebt bei ihr sind, jedenfalls viel mehr unbeliebte Dinge als bei den Engländern. Wenn ich alles, was darüber verlautet, richtig würdige, geht die englische Erziehung darauf aus, den jungen Mann zu einem brauchbaren Mitglied seiner gleichaltrigen Gesellschaft zu machen. Er soll in erster Linie seinen Mitschülern und Genossen keine Unehre machen, alle sollen sich aneinander erziehen, jeder soll eingewöhnt werden in die gute Kinderstube der anderen. Die Schule steckt sich selber also höchst bescheidene Ideale, wogegen die deutsche Schule sehr beträchtliche eigene Ideale hat, denen nachzukommen durchaus nicht leicht ist, weil es unter anderem auch nicht jedermanns Geschmack ist, Philologe zu sein. Aus diesen ganz verschiedenen Erziehungszielen ergibt sich ohne weiteres bei uns eine weit stärkere Konfliktsmöglichkeit zwischen Schülern und Schule als in England. Anlaß zu Schulmogelei ist also bei uns viel mehr als in England. Die Minderwertigkeit des englischen Schulideals ist aber noch kein Beweis, daß unser Schulideal vollkommen sei, im Gegenteil muß einmal bestimmt betont und mehrfach unterstrichen werden, daß die deutsche Schule offenbar an theoretischem Moralisieren zuviel des Guten, jedenfalls nicht überall das Richtige tut, wenn sie derartig mit dem Posten Jugendlüge belastet ist. Moral will auch nicht theoretisiert, sie will gelebt sein. Damit mag es von dieser Seite der Frage genug sein. Unter allen Umständen ist es der äußersten Beachtung wert, wieso es kommen kann, daß bei dem starken moralisierenden Einschlag unseres Jugendunterrichtes doch ein solcher Unterschied zwischen deutscher und englischer Jugend bestehen soll. Dies ist nun nicht eine bei Gelegenheit mehr oder weniger passend oder unpassend angebrachte Randbemerkung, sondern rührt an einen wunden Punkt unserer Juristerei, an das durch kühle, klare und bestimmte Kritik nicht immer genügend gezügelte mehr oder minder sentimentale Weltverbesserungsbestreben so mancher Juristen, bei denen der gute Wille über die Mängel klarer Einsicht hinweghelfen soll. Objektiv liegt darin immer ein Stück Unehrlichkeit, insofern sich die Betreffenden nicht genügend selber überwinden können, der Wahrheit entschlossen ins Auge zu sehen. In Theorie und etwas auch in die Rechtsprechung hat sich seit einiger Zeit eine „soziale" Richtung eingenistet, die aus Mitleiden heraus unter Umständen elementarste Forderungen der Gerechtigkeit hinter soziale Sentimentalitäten zurücksetzt. Gerechtigkeit ist hart, Mitleiden setzt sich aber darüber hinweg. An sich ist nichts dagegen zu sagen, aber jedes an seiner Stelle und dann mit Maß. Davon sind wir aber schon weiter entfernt als gut ist. Wo man die Grenze ziehen will, ist natürlich Gefühlsfrage, diese gerät aber in die Gefahr unrichtiger Entscheidung, wenn die heranwachsenden Juristen durch ihre Erziehung zu einer einseitigen, nicht immer richtig bestimmten Gefühlsentscheidung veranlaßt werden.

Digitized by Google

Doch interessiert uns hier etwas anderes, das für den praktischen Beruf, aber auch für die staatsbürgerliche Bildung und Erziehung der Jugend wichtig ist.

Die Schüler scheinen noch immer viel zu sehr in Allgemeinheiten zu theoretisieren und mit Tinte und Papier die schwierigsten Fragen des Menschendaseins lösen zu sollen. Sonst wären sie nicht so außerordentlich unpraktisch und unbehilflich.

Schlimmer ist, daß derartiges Umherschweifen im Wesenlosen und Allgemeinen den Willen lähmt, die Entschlußfreudigkeit zurückhält. Praktische Aufgaben bilden und erziehen den Willen und mit dem Willen auch den Mut, die sittliche Kraft. Um sittlich zu sein, muß die Jugend erst den Mut zur Sittlichkeit und zuerst den Mut zur Wahrheit lernen. Wahrheitsmut ist aber ohne Pflege des Mutes überhaupt undenkbar, das Drillen auf Vokabeln und Grammatik erzieht den Mut aber nicht, es kann ihn höchstens töten. Der Jugend, die ich in die Hände bekomme, fehlt der Mut gar zu sehr. Versucht man den Unterrichtsstoff aus ihnen herauszufragen, versagen sie, weil ihnen der Mut fehlt, sich eine Blöße zu geben. Immer wieder muß den Hörern zugerufen werden, daß sie doch ruhig wagen sollten, auch mit ihren Verkehrtheiten herauszukommen; es ist, als ob ein jahrelanger Bann ihnen die Zungen gebunden hätte. Ihnen scheint auch jegliche Neigung zu selbständigem, offenem, kritischem Widerspruch auf der Schule auf das gründlichste ausgetrieben zu sein. Es wird zu wenig gefragt, zu wenig selbständig gedacht. Sollte ich die deutsche Jugend nach den Eindrücken, wie ich sie von ihrer Schulbildung (nicht von ihren Anlagen, ihrem Charakter!) habe, kennzeichnen, müßte ich sagen: Geduldiges Sitzfleisch, Typus jenes späteren Gelehrten, der sein Leben mit emsiger Regenwurmgräberei hinbringt; Bruder Kärrner und Gevatter Schneider und Handschuhmacher in einem. Die Jugend krankt vor allem an dem Mangel selbständiger Orientierungsfähigkeit, der Fähigkeit zu kombinieren und sich selber zu helfen. Das Beobachten, Raten, Finden und Erfinden, mit anderem Worte die eigene produzierende und kombinierende Geistesarbeit liegt unserer Jugend ganz und gar nicht, soweit Probleme in Frage kommen, die auch nur von ferne ein bescheidenes Maß praktischer Orientierung in der tatsächlichen Umwelt fordern.

Man gestatte mir von meinen Beobachtungen auszugehen.

Es ist doch im Grunde das Selbstverständlichste der Welt, daß der Beklagte wissen muß, daß, von wem, worauf, bei welchem Gericht er verklagt wird, auf welche Behauptungen der Kläger seinen Anspruch stützt. Noch selbstverständlicher ist die Folgerung, daß ihm dies alles mitgeteilt werden muß, daß also, prozessual gesprochen, die Klage ihm zugestellt sein muß. Ferner gehört doch sehr wenig Nachdenken dazu, daß man die Klage praktischer Weise erst dann zustellt, wenn auf ihr der Termin zur Verhandlung vermerkt ist, so daß der Beklagte auch weiß, wann er vor Gericht zu erscheinen hat. Alle diese aus der praktischen Logik sich notwendig ergebenden Dinge sind aus dem Abiturienten der gelehrten Schule fast nie herauszubringen, auch wenn man von der Suggestivfrage noch so entgegenkommend Gebrauch macht. Dies muß mit allem Nachdruck als ein schwerer Mangel unserer Jugenderziehung ausgesprochen werden. Die nahezu gänzliche Unfähigkeit, sich in ein einfaches praktisches Problem aus eigenem Nachdenken plastisch hineinzudenken, die Unfähigkeit, auf einem fremden praktischen Gebiet sich mit sicherem Gefühl selber zu orientieren, beweist, daß an unserer Jugend Schweres und Schwerstes versehen wird, daß wir bestimmt auch heute noch nicht auf dem richtigen Wege sind. Nach den niederdrückenden Erfahrungen, die sich Jahr für Jahr aus dem in Frage und Antwort sich abspielenden Verkehr mit der Jugend ergeben, gibt es nur eine Folgerung, die ohne persönlichen Vorwurf gegen einzelne Personen ruhig auszusprechen ist: Unsere Jugend wird durch den Schulunterricht so, wie er heute ist, wenigstens zum Juristen nicht vorbereitet, sondern eher verdorben.

Selbst wenn man eine Woche Zeit läßt, kann sie, wie die praktische Erfahrung bewiesen hat, doch aus eigenem Nachdenken die Frage nicht lösen, warum der Dorfschmied die Haltepfosten für die Pferde über und über mit umgebogenen Hufnägeln beschlägt. Daß dies zum Schutze gegen den Verbiß durch die Pferde geschieht, hat bisher kein einziger der mit allen Feinheiten von Indikativ, Optativ, Konjunktiv, Hendiadyoin usw. genährten jungen Studenten aus eigenem herausgefunden. Als ein großes Provinzialgebäude seine aus einzelnen Quadern aufgemauerten Torpfeiler erhielt, steckten die Maurer Holzkeile zwischen die Quadern in den Zement, der als Bindemittel benutzt wurde. Die ganze Hörerschaft, die hierauf aufmerksam gemacht wurde und eine Woche Zeit erhielt, um den Zweck herauszufinden, blieb nach Ablauf der Woche die Antwort genau so schuldig, wie jene andere, die das Verfahren des Dorfschmiedes teleologisch erklären sollte. Kein einziger war auf den doch wirklich nahe genug liegenden Gedanken gekommen, daß die Keile das Gewicht der Quadern abfangen sollten, um zu verhindern, das der flüssige Zement herausgedrückt würde. Gelegentliche Gespräche mit praktischen Schulmännern ergaben übrigens auch bei ihnen genau dieselbe Ratlosigkeit gegenüber dieser einfachen Aufgabe praktischer Orientierung.

Sehr verwundert und überrascht waren die Gesichter der Hörer in dem Praktikum für Vorgeschrittene, als ihnen nahegelegt wurde, sie sollten auf den Wochenmarkt und zu den Ausspannwirten gehen und sich durch eigene Prüfung davon überzeugen, ob an einem richtigen Bauernwagen das Holz oder

Digitized by Google

der Eisenbeschlag die Hauptsache sei, ob also Schmied und Stellmacher Miteigentümer oder einer Alleineigentümer des von ihnen nacheinander hergestellten Wagens würden, ob also — und hierauf kam es an — die Gläubiger des Stellmachers sich an den schon beim Schmiede befindlichen Wagen halten könnten oder nicht. Auf diese Möglichkeit, daß man sich auch einmal selber durch eigene Prüfung sein Urteil bilden könnte, waren die nur mit Büchern arbeitenden jungen Rechtsgelehrten noch gar nicht gekommen. Hier war die Sache auch nicht viel anders als in der bekannten Anekdote von dem Kamel, das der deutsche Maler zwar ohne Modell, dafür aber auch aus der Tiefe des deutschen Gemütes malt, während der Franzose in den Zoologischen Garten geht und der Engländer, noch mehr auf die Wirklichkeit gehend, nach Ägypten reist.

Ich möchte einmal wissen, ob unsere wandernde oder radfahrende Jugend schon einmal beobachtet hat, daß die Wege zuweilen auf kurze Strecken ohne sichtbaren Grund besser werden, weniger ausgefahren sind. Nach dem, was ich beobachtet habe, muß ich vermuten, daß sie derartiges überhaupt nicht sieht und noch viel weniger erkennt, warum es so ist und daß dies mit der Ortsgrenze zusammenhängt. Die letzten hundert und mehr Meter vor der Grenze werden nur zum Durchgangsverkehr in Anspruch genommen, die Gefährte, die den Acker bestellen, biegen schon vorher vom Wege ab, so daß das letzte Ende geschont wird. Vielleicht schafft hier die Pfadfinder- und Wandervogelbewegung Abhilfe, die ich für die Zukunft als einen unentbehrlichen Bestandteil der Jugenderziehung betrachte.

Meines Erachtens leidet der Schulunterricht an derselben Überschätzung des abstrakt Intellektuellen, die überhaupt das Kennzeichen deutschen Wesens ist. Wenn es doch wenigstens auf die rechten Gegenstände verwandter Scharfsinn wäre, ließe es sich noch ertragen, aber geistiges Exerzieren, um die Jungen glücklich ihrem Volkstum zu entfremden, will mir denn doch nicht als das Richtige erscheinen. Das bringt außer der Schwächung oder Nichtausbildung des Willens und Charakters zugleich die Schwächung des nationalen Willens mit sich. Uns steht nicht solche aufstachelnde Eitelkeit und Empfindlichkeit wie den Franzosen zur Verfügung, so daß wir uns den Luxus gestatten können, uns liebevoll und unbekümmert um alle psychologischen Folgen in fremdsprachliche Studien und fremdnationale Bildungsstoffe zu versenken. Kein Volk der Erde ist gerade so wie das deutsche wegen seiner objektiven Veranlagung in Gefahr, nationalen Schaden zu nehmen am fremden Bildungsstoff. Nirgendwo disputiert man sich sein Volkstum leichter fort als bei uns, nirgendwo ist man leichter und schneller bereit, das fremde zu loben, es über das einheimische zu stellen als bei uns in Deutschland und darum haben wir unter allen Völkern der Erde die dringendste Ursache, in der Benutzung fremdnationalen Bildungsstoffes so vorsichtig wie möglich zu sein. Wir können uns weniger lateinische und griechische Grammatik und Vokabeln erlauben, als es die Franzosen, Engländer, Amerikaner würden tun dürfen. Wir aber nehmen von dieser Medizin doppelte und dreifache Portionen und schieben es auf unsern Nationalcharakter, daß wir politisch so unreif, national so willensschwach, politisch so doktrinär verrannt und in viele kleine Teilchen zersplittert sind. Wir nehmen alles zu ernst und zu schwer, und so entäußern wir uns zu leicht unseres eigenen Selbst, verlieren uns an das Fremde, und die Folge ist der politische Jammer eines trotz aller Vaterlandstreue noch immer nicht genügend reifen Volkes von rund 66 Millionen. Die Erörterung über Zabern mit ihrer völligen Verschiebung aller entscheidenden Gesichtspunkte und die wirklich rührende Selbstzufriedenheit der „führenden" Politiker und Zeitungen mit ihrer Stellungnahme zu dieser Frage haben bewiesen, wieviel wir noch zu lernen haben.

In Zusammenhang mit dieser Überschätzung des rein Intellektuellen steht eine weitere pädagogisch-psychologische Schädlichkeit, deren Nachwirkungen ich ebenfalls am Rechtsunterricht immer wieder spüre. Ein wesentlich auf fremdnationale Elemente eingestellter Unterricht muß von selber auf das Wissen hinauslaufen, und das ist denn auch bis heute noch der Fall. Dies führt aber mit zwingender praktischer Notwendigkeit zu einer mehr rezeptiven als produktiven Lehrmethode, und diese Methode wieder ist ein psychologisches Hemmnis für die Erziehung zur Tat. Aus solchen Lernmaschinen spricht dann jener törichte Hochmut, der die Beschäftigung mit den öffentlichen Dingen, den wichtigsten Aufgaben des Mannes, den ernstesten und schwersten Fragen des Volkstums als eines wissenschaftlichen Mannes unwürdig ansieht. Solche Zerrbilder von Intellektuellen, die sich auf ihre staatspolitische Impotenz gar noch etwas zugute tun, laufen auch heute bei uns herum.

Bekanntlich wird der fremdnationale Bildungsstoff als geeigneter Unterrichtsgegenstand noch immer mit dem Schlagwort gerechtfertigt, daß es das klassische Altertum sei, das uns den Idealismus lehre, daß ferner dieses Altertum ein Bestandteil unserer Kultur sei usw. An den Idealismus glaube ich nach meinen Erfahrungen mit der Jugend gar nicht, wohl aber an innerlich unwahre Phrasen und an Sentimentalität. Wenn man die Verteidiger des klassischen Idealismus fragt, worin dieser stecke, worin er sich zeige, habe ich immer zur Antwort erhalten, es sei aber doch etwas Schönes. Auf diese Weise kann man alles rechtfertigen. Ich kann hier nicht die ganze Frage anschneiden, will aber nur auf das eine hinweisen, daß hinter dem klassischen Altertum unsere Vorväter um ihr gutes Recht kommen. Reicher, tiefer, vielseitiger kann kein Volk begabt

Digitized by Google

sein als es das deutsche ist, und dieses Volk soll auf immer dazu verurteilt sein, daß seiner Jugend Jahr für Jahr die fremdnationalen Bildungswerte als das für sie Beste und Höchste angepriesen werden. Dem nationalen Politiker und dem gesunden Menschenverstande wird beides gleich ungeheuerlich erscheinen. Lerne Latein und Griechisch, um ein guter Deutscher zu werden! Oder, aus der Theorie in die pädagogische Praxis übersetzt: Lerne recht viel Vokabeln und Regeln, und du wirst ein guter Deutscher werden; auf anderem Weg kannst du jedenfalls kein besserer werden.

Hierzu ließe sich noch einiges sagen, was den Juristen besonders angeht. Die Entfremdung der Juristen ist eben nicht etwas Isoliertes in unserer heutigen Kultur, sondern eine besondere Erscheinungsform der noch immer viel zu fremdnationalen Erziehung überhaupt. Soll die Rechtsnot des Volkes recht gewürdigt werden, muß immer auf den großen Hintergrund der allgemeinen Jugenderziehung gesehen werden; man wird dann überraschende und recht unerfreuliche Parallelerscheinungen finden. So wäre es interessant, festzustellen, wieviel Schüler unserer höheren Schulen imstande wären, sofort mit einigen wenigen Kreidestrichen an der Wandtafel den verhängnisvollen Vorstoß des unruhigen Lucchesi hinter dem österreichischen Flügel hervor und den Seitenstoß Driesens in der Schlacht bei Leuthen zu skizzieren. Sodann lasse man sich Hannibals Umfassungsbewegung bei Cannae vortragen. Was am Aufidus geschah und wie Epaminondas marschierte, werden die jungen Deutschen vermutlich besser wissen als die Vorgänge in jener Schlacht, für die wir alle dem großen König und seinen Streitern nicht dankbar genug sein können.

Die Entfremdung zwischen Recht und Volk, die ja wesentlich eine Entfremdung zwischen Juristen und Volk ist, stellt nur eine Seite der Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten dar. Zu ihr hätte es gar nicht kommen können, wenn die gelehrte Bildung die Jugend mehr innerhalb ihrer eigensten nationalen Umwelt gehalten, ihr jedenfalls nur so viel fremdnationalen Bildungsstoff zugeführt hätte, daß er nicht überwucherte und die Jugend aus sich selbst herausführte. Es ist sehr zu befürchten, daß auch heute noch für den Durchschnittskopf zuviel fremdnationaler Bildungsstoff gelehrt wird, als daß ihn jeder ohne Schaden in sich aufnehmen kann. Starke Naturen können es selbstverständlich, sie machen es aber vielfach so, indem sie das Fremde möglichst bald ausstoßen und es nur noch als Dekoration verwenden; auch philosophische Köpfe können zur inneren Harmonie gelangen, indem sie wirklich das Fremde restlos verarbeiten. Für die große Masse muß dies aber auch heute noch bezweifelt werden. Der Riß, den der Humanismus gerissen hat, ist bisher noch nicht verheilt, er kann auch nicht verheilen. Man kann der humanistischen Kultur gern das Wesen einer aristokratischen Kultur zugestehen, darin liegt aber auch, daß sie nichts für die große Masse selbst der sogenannten Gebildeten ist. Hätte sie wirklich die veredelnde Wirkung, die ihr gern nachgesagt wird, dann müßten unsere Oberlehrer die vortrefflichsten und innerlich höchststehenden Menschen der Welt sein. Bisher ist es meines Wissens aber noch nicht behauptet worden. Das Schlimme ist außer dem Fremdnationalen als solchem die geistige Armut der Römer und ihre moralische Minderwertigkeit gegenüber den deutschen Schriftstellern.

Nie vergessen werde ich das cum vomere te velle dixisses in der Rede pro rege Deiotaro. Ich glaube, wir benutzten in der Schule die Ausgabe von Büchsenschütz. In ihr stand und wurde von dem Lehrer uns ernsthaft zugemutet, man solle daraus, daß Cäsar nach dem üppigen Mahle sich zum vomere fortbegeben hätte, nicht auf die sonst im Tone höchster moralischer Verurteilung gebrandmarkten Erscheinungen römischer Sittenverderbnis schließen. Cäsar habe einfach den Folgen einer Indigestion nach einem reichlichen Mahle entgehen wollen. Es war wirklich hübsch, wie uns dies mündlich und schriftlich zugemutet wurde, und daß es uns zugemutet werden mußte, ergab sich daraus, daß die Philologie mit ihrer Lehre vom klassischen Idealismus doch um jeden Preis das Gesicht wahren mußte. Infolgedessen suchten Herausgeber und Lehrer, sagen wir es gerade heraus, uns zu bemogeln. Wir merkten es natürlich, und mit der moralischen Wirkung und dem „klassischen Idealismus“ war es vorbei.

Auch die eigentümliche Auswahl der lateinischen Schriftsteller rächt sich hier. Jede Kunst ist einfach und nur in der Einfachheit wahr. Alles nicht Einfache ist künstlerisch unwahr, ja oft bewußt gelogen und verlogen. Wie kann nun mit gutem Gewissen behauptet werden, daß die Behandlung vorzugsweise gerade der unwahrhaftigsten Stilisten geeignet sei, die Jugend einfache Wahrhaftigkeit zu lehren! Vieles, wenn nicht das meiste bei Cicero wirkt als Erziehung zur Unwahrhaftigkeit; für die Jugend aber kann der Stil des von ihr gelesenen Schriftstellers gar nicht einfach, gar nicht natürlich genug sein. Die Natur ist immer einfach, und Größe lernt man nicht aus dem Phrasenschwall, sondern aus der einfachen Tat. Dafür kann das Empfinden nicht rein und klar genug sein. Dann muß aber auch schon die sprachliche Jugenderziehung auf klare Einfachheit in allem abgestellt werden, und macht man hiermit Ernst, so darf fürder Cicero in der Schule am wenigsten gelesen werden.

Diese künstlerische Frage hat aber noch eine moralische Seite. Von den praktischen Schulmännern wird gern die moralische Erziehung der Jugend betont, und so ist denn auch versucht worden, die jetzige Auswahl

Digitized by Google

der Schulschriftsteller mit der moralischen Erziehung zusammenzubringen. Dabei wird aber übersehen, daß ein Schriftsteller schon stilistisch unwahr sein kann, auch wenn er materiell keine einzige Unwahrheit und keine einzige Unsittlichkeit sagt. Wird der moralische Maßstab angelegt, so kann die heutige Auswahl der lateinischen Schulschriftsteller noch weniger vor dem Richterstuhle der Pädagogik bestehen. Gerade im Moralischen hat die noch immer gebräuchliche Auswahl ihre eigentlichste Schwäche; Erziehung zur Phrase ist nicht bloß eine ästhetische, ist ebensosehr eine sittliche Verirrung und eine Sünde am Kinde.

Wer als älterer Mann zurückkehrt zu den Schriften, die er in seiner Jugend auf der Schule gelesen hat, wird, wenn er unbefangen an sie herantritt, vor allem von dem gepriesensten aller römischen „Meister", Cicero, außerordentlich erkältet. Der Mann schreibt bei allem zunächst bestechenden Glanze einen unwahren Stil, und Mommsen hat über ihn als Menschen mit Recht strenges Gericht gehalten. Es muß immer wieder gesagt werden und sei auch hier wieder gesagt, daß das Wort le style c'est l'homme gerade bei den römischen Schriftstellern eine Bedeutung hat, der noch genauer nachzugehen sich lohnen würde. Denn auch das Umgekehrte ist richtig: Wie der Mensch, so der Stil, und es wird sicher noch ein Tag kommen, wo als größter Stilist der jetzt in Tertien um sein Recht auf Verständnis gebrachte Julier übrigbleibt, Roms willenskräftigster Sohn, Cäsar.

Nicht jeder kann Cäsar sein, und die römischen Juristen sind keine Cäsaren, aber sie sind wenigstens sachliche Männer, die sachlich denken und ohne die Phrasen Ciceros wie auch ohne die ebenfalls unwahrhaftige Maniertheit des Tacitus schreiben. Kein Wort zu viel, keines zu wenig, in einer Präzision der Ausdrucksweise, die ein viel besseres Erziehungsmittel zu Exaktheit und Genauigkeit des Denkens und Schreibens ist, als alle Schriften der anderen Profanschriftsteller zusammen. Von diesen schreiben gerade die am meisten gelesenen einen unwahrhaftigen Stil, ganz abgesehen von der inhaltlichen Fragwürdigkeit ihrer Schriften. Den juristischen Schriftstellern kann aber niemand nachsagen, daß schon ihr Stil eine Unwahrhaftigkeit ist. Dies ist der schwerste und für die Jugenderziehung bedenklichste Vorwurf, der den besonders bevorzugten Schriftstellern wie Cicero, Tacitus, aber auch Horaz, gemacht werden muß, während gerade die ehrlichsten Stilisten, z. B. Livius, als trocken zurückgesetzt werden. Man braucht der antiken Kultur und überhaupt dem klassischen Altertum gar nicht grundsätzlich den Krieg zu erklären, das verpflichtet aber nicht stillzuschweigen, wenn gerade die am wenigsten geeigneten Schriftsteller in der Schule bevorzugt werden. Papinian hat einmal folgende Worte geschrieben: nam quae facta laedunt pietatem existimationem verecundiam nostram et, ut generaliter dixerim, contra bonos mores fiunt, nec facere nos posse credendum est. Mit diesen Worten haben allerdings manche moderne Juristen sentimentalen Mißbrauch getrieben und es ist noch heute gebräuchlich, als ihr Wichtigstes ihre inhaltliche Bedeutsamkeit zu rühmen. Diese wäre aber gar nichts Besonderes, wenn nicht die ruhige Selbstverständlichkeit des Tones dem Ausspruch seinen besten Wert verliehe. Der Mann meinte, was er sagte, und handelte, was er sprach, er hat sich für seine Grundsätze hinrichten lassen. Cicero hat nichts von alledem aufzuweisen, und erschrecklich würde sein Schellengeklingel ausgefallen sein, wenn er gleiche Gelegenheit oder Veranlassung gehabt hätte, denselben Gedanken wie Papinian auszusprechen. Von ruhiger wahrhafter Würde hat diese Halbnatur nicht die leiseste Spur in sich, und in seinen ganzen Werken findet sich kein einziger Ausspruch, der in der Harmonie von Ton und Inhalt mit den Worten des Papinian verglichen werden könnte. Die Jugend hat schließlich ein außerordentlich scharfes Empfinden dafür, ob der Mann, dessen Worte als mustergültig dargestellt werden, unwahrhaftig ist oder nicht. Wer für diese schon rein stilistische Unwahrhaftigkeit vor allem des immer wieder an die erste Stelle gerückten Cicero kein Empfinden hat, mit dem ist selbstverständlich eine Verständigung ausgeschlossen, wie überhaupt Kunstwerken gegenüber das persönliche Empfinden für einfache Wahrhaftigkeit oder Verlogenheit entweder da ist oder nicht da ist. Der nicht näher mit diesen Dingen vertraute Laie wird aus Mommsens vernichtender Kritik an dem Halbmann Cicero ersehen können, daß und warum dieser kleine Streber nur tönendes Erz und klingende Schelle ist.

Zugunsten der juristischen Schriftsteller spricht überdies der straff durchdachte und vom Leser wieder durchzudenkende Inhalt. Hier liegen für den Unterricht noch außerordentliche Schätze und harren der Hebung.

Es ist ein bedauerlicher Mangel an allgemeiner Bildung, daß der Laie allem Juristischen so außerordentlich fern steht, denn das Recht ist neben Religion und Moral die erste Kulturgröße und steht mindestens ebenbürtig neben jeder Kunst und Poesie. Ohne Kunst und Poesie kann man leben, aber nicht ohne Recht und Gerechtigkeit. Will man den Kulturstand eines Volkes erkennen, sehe man auf sein Recht, will man seinen Charakter erforschen: das Recht spiegelt ihn wieder. Will man ein Staatswesen verstehen, muß man sein Staatsrecht kennen. Ja die Lehren der Geschichte sind ohne das Staatsrecht unverständlich, weil erst das rechtliche Wesen der Staatsformen erkannt sein muß, bevor man aus der Selbstbehauptungsfähigkeit oder der Selbsterneuerung bestimmter Staatsformen universalgeschichtliche Folgerungen ziehen kann.

Digitized by Google

Am Kaffeetisch

Gemälde von Emilie von Hallavanya

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Im besonderen ist es eine bedauerliche Lücke in der Ausbildung an den höheren Schulen, daß der Unterricht in der Antike gerade das Element unberücksichtigt läßt, in dem die Römer original gewesen sind, das römische Recht.

Der einzige, nicht sklavisch entlehnte und jedenfalls ungemein selbständig fortentwickelte Kulturzweig der Römer ist ihr Recht. Darum würden die juristischen Schriftsteller einen wohl geeigneten Stoff bieten, an dem die Jugend in das Studium der lateinischen Sprache eingeführt werden könnte. Die eine Hälfte und nicht die schlechtere des römischen Schrifttums fällt heute aber unter den Tisch, und zwar zugunsten einer anderen Hälfte, deren Überlegenheit oder Vorzüglichkeit zwar viel behauptet, aber auch viel angezweifelt wird.

Das römische Staatsrecht ist deshalb so wichtig, weil es ein einziges hohes Lied auf die persönliche Tüchtigkeit ist, der das Volk unbedingt vertraute, solange der magistratus im Amte war. Es wäre lohnend, das heutige Staatsrecht und die Segnungen des allgemeinen gleichen Wahlrechtes mit dem römischen Staatsrecht zu vergleichen, lohnend auch das tatsächlich politische Verhalten der Römer und des Durchschnittsdeutschen gegeneinander abzuwägen. Wenn man bedenkt, daß der moderne Mensch zweitausend Jahre Kulturwerdung mehr gegenüber den alten Römern einzuwerfen hat, muß man beschämt gestehen, daß das kultur- und wissensstolze Volk von rund 66 Millionen neben der staatsmännischen Reife der alten Römer (senatus Romanus!) zurücksteht. Die sogenannte und von allerhand Leuten so gern im Munde geführte intellektualistische Kultur und die politische Reife haben außerordentlich wenig miteinander zu tun, und die Intellektuellen beweisen ihren Anspruch auf politisches Mitraten und Mittaten dadurch, daß sie den Intellektualismus uns als Höchstes einreden wollen, noch lange nicht. Von den Entartungen ästhetischer Kulturpflege gar nicht zu reden. Wissen, politische Reife und politische Willenskraft gehören keineswegs notwendig zusammen, und jede Form geistigen Hochmutes ist ohne weiteres ein Hindernis auf dem Wege zu rechter politischer Erziehung.

Zu der leicht entstehenden Überbewertung des rein Intellektuellen kommt infolge der überwiegend fremdsprachlichen Ausbildung noch die verhängnisvolle Neigung hinzu, sich dem Buchstaben unterzuordnen. Was soll man dazu sagen, wenn in der Referendarprüfung ein Kandidat von 24 Jahren die lapides in Tiberim demersi et post tempus extracti als die aus dem Wasser „herausgezogenen" Steine wiedergibt? Auf mehrmalige Betonung des Wortes „herausgezogen" und auf die Frage, ob er selber die Steine aus dem Wasser „herauszuziehen" pflege, erfolgte dann die Antwort, er pflege sie allerdings herauszuholen, habe aber wörtlich übersetzen wollen. Das ist denn doch offenkundige Verbildung. Es ist gutes Recht der deutschen Sprache, nach ihren eigenen Gesetzen angewandt zu werden, sie aber in das Lateinische umzudenken, ist unter allen Umständen eine Verirrung und diese Verirrung rächt sich an den späteren Juristen. Entweder die Buchstabenfurcht bleibt oder sie schlägt erfahrungsgemäß in einen ungemäßigten Radikalismus um, der nun gar keine Grenzen kennt. In den wenigen sechs Semestern, die der Universität zur Verfügung stehen, lassen sich die Eindrücke langer Jahre nicht ausrotten. Jeder grammatikalistische Lehrbetrieb schlägt uns so und so viel künstlerisches Rechtsempfinden tot, das nun einmal das Beste am Juristen ist. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: Die Erziehung zum guten Juristen fordert mehr als intellektualistisch-wissenschaftliche Anhäufung von positiven Kenntnissen, sie fordert mindestens ebensosehr die Ausbildung zum künstlerischen Sicheinfühlen. Diesem steht aber jeder Buchstabenkultus dauernd im Wege.

Da derartiges anders werden muß, haben auch wir Juristen unseren vollberechtigten Anteil an der Reform des Schulunterrichtes, denn wir lernen die Nachteile des jetzigen Zustandes am eigenen Leibe fühlen. Die Philologen, Historiker, Theologen, Mediziner, Mathematiker, Naturwissenschaftler haben es ja alle besser als die Juristen, und wenn die Schulmänner die eigenartige Schwierigkeit unserer Aufgabe recht würdigten, würden sie schon aus eigenem Antriebe uns zu Hilfe zu kommen suchen.

Die Besserung ist aber nicht darin zu sehen, daß nunmehr alles auf den neusprachlichen Unterricht abgestellt wird. Sprachunterricht bleibt immer mehr oder weniger rezeptiv, und selbstverständlich haben wir Juristen alle Ursache, der neuen pädagogischen Bewegung, die auf allgemeine Einbürgerung der mehr aktiv-produzierenden Methode hinstrebt, vollen Erfolg zu wünschen. Wir können uns dem Rufe nach stärkerer Aktivität nur anschließen und sind mit am ersten beteiligt, da das künstlerische Temperament des einzelnen nicht in seiner Entwicklung gehemmt werden darf, die reine Gelehrsamkeit, zumal die rein sprachliche Gelehrsamkeit schwerlich das richtige Mittel ist, die künstlerischen Anlagen der Jugend zu befreien.

Die Methode allein tut es aber nicht, die Stofffrage ist das eigentlich Schwierige, und da wird sich sofort die an sich berechtigte Abwehr melden, daß die Schule keinen neuen Stoff mehr aufnehmen könne, ja schon zu viel Verschiedenartiges lehren müsse. Dieser Einwurf ist berechtigt, wenn auch noch immer sich die Frage aufwerfen läßt, ob wohl überall mit der richtigen pädagogisch-technischen Ökonomie verfahren wird. Selbst wer diese Frage verneint, kann doch nicht ersatzlos neuen Stoff in die Schule einführen. Neuerdings erheben sich unter dem Eindruck des

Digitized by Google

Krieges Stimmen, um mehr Raum für Deutsch und Geschichte zu fordern. Ja, da fragt man denn doch, wie man dies innerhalb der bisherigen Schulverfassung erfüllen will. Die Behelfe mit der römischen Quellenlektüre, der besseren Berücksichtigung des römischen Staatsrechtes und überhaupt römischer Rechtsgeschichte sind nur kleine Mittel, kranken überdies daran, daß es immer fremder Stoff bleibt, an dem der jugendliche Geist sein einheimisches Wesen verstehen lernen soll. Diese letzte, gern aufgestellte Forderung ist aber ein psychologischer Mißgriff, denn die Heimat würdigt am Vergleich mit Fremdem nur der, der die Heimat gründlichst kennt. Ohne Heimatskenntnis, dies Wort im weitesten Sinne genommen, bleibt auch die bestgemeinte Belehrung aus fremden Schätzen wirkungslos, und nun gar, wenn die Heimatskenntnis durch das Fremde in den Hintergrund gedrängt wird.

Darum glaube ich auch, daß bei aller inneren Berechtigung die aus dem Schützengraben geäußerten Wünsche praktischer Schulmänner nahezu unübersteigliche Hindernisse finden werden, wenn man sie in dem Rahmen der heutigen Schulverfassung erfüllen will; der Topf ist voll, und mehr geht nicht hinein.

Trotzdem kann nun nicht der Ruf erhoben werden, die fremden Sprachen ganz zu beseitigen, denn selbst wir Juristen brauchen zurzeit wenigstens das Latein, noch unentbehrlicher sind Latein und Griechisch für Theologen, Philologen, Historiker, und die Mediziner sprechen am Krankenbett nicht vom Krebs, sondern vom Carcinom. Freilich das in der Schule behandelte Latein ist, abgesehen von der klassischen Philologie, für das spätere Fachstudium gar nicht besonders notwendig. Im Gegenteil, der junge Student muß vielfach erst aus den von Cicero überkommenen Vorstellungen herausgeführt und an ein anderes Latein gewöhnt werden. Die sogenannte goldene Latinität, auf die sich die Berechtigung des altsprachlichen Unterrichtes in erster Linie mit stützt, spielt für die Fachstudien der anderen Wissenschaften, abgesehen von der klassischen Philologie, beinahe die geringste Rolle, das eigentlich Wichtige sind das nachklassische und das mittelalterliche Latein. Anderseits schickt sich eines nicht für alle, der eine kann von der sprachlichen Ausbildung mehr gebrauchen, dem anderen genügt ein geringeres Maß. Diese Erwägung führt auf die Individualisierung hin, aber ihr sind die jetzigen Schulformen keineswegs so gewachsen, wie es zu einem richtigen Erfolg wünschenswert ist. Der einzelne Lehrer kann nicht in einer Prima von dreißig bis fünfzig Mann so individualisieren, daß jeder nun wirklich zu seinem vollen Rechte käme. Dies leidet schon der ganze Rahmen der Anstalt nicht. Wollte man ihn weiter spannen, würde sich eine ungemeine Mehrforderung an Lehrkräften ergeben, die doch nicht genügend zur Verwendung kämen. Da gibt es schwerlich eine andere Aushilfe als ein System anzunehmen, das die Schulen noch häufiger teilt als bei uns geschieht. Sehen wir von der Vorschule ab, so teilen wir nur zweimal, also beispielsweise Gymnasium und Universität. Das ist aber heute zu wenig. Es müßte dreimal geteilt werden, indem beispielsweise zwischen Gymnasium und Universität eine Zwischenstufe eingeschoben würde, die wir etwa als Akademie zu bezeichnen hätten. Diese hätte die sämtlichen Obersekunden und Primen der ganzen Provinz in sich aufzunehmen und zugleich den Lehrstoff der ersten ein bis zwei Universitätssemester zu übermitteln. Geschichtlich ist etwas Ähnliches schon dagewesen, als im 18. Jahrhundert die Gymnasien über sich hinausstrebten und mancherlei Bildungsstoffe in sich aufnahmen, die ihnen erst später abgenommen und der Universität vorbehalten wurden. Hierüber geben die Nachweise in der lesenswerten Schrift des Königsberger Professors der Rechte Fleischmann: Aus der Frühzeit der Bürgerkunde, S. 39 ff., eingehende Auskunft. Schon das 16. Jahrhundert hatte Ähnliches gekannt, vergl. Fleischmann, S. 21 ff. Möglich war dies nur, weil der Abstand zwischen Schule und Universität damals nicht so groß war wie heute. Mit Ende des 18. Jahrhunderts setzte die scharfe Trennung beider Schulstufen ein und führte in der Folge zu einem überaus schroffen Gegensatz zwischen strengster Gebundenheit der einzelnen Anstalt und völliger Freiheit der Universität. Die Scheidung wurde durchgeführt auf Kosten der höheren Schulen, und es ist eine Lücke geblieben bis auf den heutigen Tag. Sie wird nur heute mehr empfunden, weil die Weltaufgaben des deutschen Volkes mehr von der Jugend verlangen als früher.

Die Frage ist nun, ob der höheren Schule das wiederzugeben ist, was sie früher hatte, oder ob die Hochschule das nachzuholen hat, was die Schule infolge des ihr vorgeschriebenen Bildungsweges übriggelassen hat.

Man hat den letzteren Weg mehrfach eingeschlagen, z. B. für die Zöglinge der Realanstalten Kurse in Latein und Griechisch eingerichtet und so in Lehrform und Lehrinhalt ein Stück der gymnasialen Aufgaben in den Hochschulbetrieb hinübergenommen. Erfreulich ist dies nicht, die Hochschule wird durch die Belastung mit Elementaraufgaben niedergezogen. Es ist auch eine Halbheit, denn es fehlt der Jugend mehr und wichtigeres als lateinische Vokabeln und griechische Grammatik. Anderseits, eine Gebietserweiterung der höheren Schulen ist nicht möglich.

Dennoch läßt sich an Altes anknüpfen, es muß nur in moderne Form gegossen werden, indem wir ein Zwischenglied von größerer Beweglichkeit zwischen Schule und Universität einschieben und für diese größere Beweglichkeit, die früher die deutschen höheren Schulen tatsächlich gehabt haben, eine

Digitized by Google

besondere Schulform finden. Unser deutscher Fehler war, daß wir diese Beweglichkeit innerhalb der höheren Schule und ihrer Formen durchzusetzen versuchten. Das ging allenfalls noch, als der höheren Schulen weniger waren und der allgemeine Zudrang zu ihnen noch nicht in der Weise eingesetzt hatte wie heute. Wir müssen also an das Alte anknüpfen, aber in neuer Form, und da haben wir ein praktisches Beispiel an dem amerikanischen Collegesystem vor uns, das selbstwüchsig aus natürlichen Bedürfnissen heraus entstanden ist. Wir müssen ein selbständiges deutsches Gegenstück aber keine blinde Nachahmung der amerikanischen Einrichtung schaffen und würden uns mit einem Schlage sofort alle bisher fehlenden technischen Möglichkeiten eröffnen. Die erwachsene Jugend käme aus der gemeinsamen Schulzucht mit den mittleren und unteren Klassen heraus, könnte durch eine Übergangsstufe auf die akademische Freiheit vorbereitet werden und hätte vor allem Gelegenheit, schon in diesen vier bis sechs Semestern streng individualisierte Ausbildung zu erhalten. Gerade in den empfindlichsten Jahren, wo das junge Blut gegen ihm wesensfremde Lehrstoffe am meisten rebelliert, könnte den Interessen des einzelnen nachgegangen werden, und jeder könnte sich selber seine ihm am meisten entsprechenden Wege suchen. Dann kann es keinen Streit der einzelnen Fakultäten mehr geben, welche Ausbildung die Jugend vornehmlich genießen soll, ob eine alt- oder neusprachliche, geschichtliche oder naturwissenschaftliche. Diese Fragen werden dann von der Jugend selber entschieden, da sie sich die ihr zusagenden Fächer frei wählen darf. Im friedlichen Wettbewerb aller Bildungsmittel wird sich zeigen, wo die größte Anziehungskraft ist, und es wird endlich der Zustand aufhören, daß um irgendeines für richtig gehaltenen und der Jugend aufgezwungenen Bildungsideals willen viele Persönlichkeiten in ihrem innersten Wesen vergewaltigt werden und Schaden nehmen an ihrem besten Wesen.

Zugleich läßt sich der mit unserer Schulorganisation notwendig verbundene Fehler ausschalten, daß nämlich der fremdnationale Stoff, dessen wir doch keineswegs ganz entraten können, so plötzlich und massenhaft wie bisher der Jugend entgegengetragen wird, sondern in langsamerer auf mehr Jahre verteilter Darbietung, gewissermaßen in kleineren Gaben. Dann wird die Gefahr, daß die Jugend ihr eigenes Selbst an dem Fremden verliere, aus psychologischen Gründen naturgemäß erheblich geringer. Durch die Verlangsamung der Aufnahme, die für den Pädagogen auch schon aus anderen Gründen praktisch bedeutsam ist, ließe sich der fremdnationale Stoff sehr viel besser assimilieren.

Zwei weitere Hauptvorzüge wären, daß endlich auch Raum und Zeit gewonnen wird für die rechte staatsbürgerliche Erziehung. Das Lehrprogramm ist doch so zu denken, daß ein Mindestmaß von vorgeschriebenen Fächern für jede Klasse unbedingt obligatorisch ist und in ihm der unerläßliche gemeinsame Aufbau für alle Schüler besteht. An diesen pädagogischen Grundstock hätten sich die Wahlfächer anzuschließen. Jeder wird die Zeit, deren er für die neuen Unterrichtsfächer bedarf, auf Kosten der Fächer gewinnen, die er ausschaltet.

Ein anderer Vorzug wird sein, daß diese Schulverfassung auch für die körperliche Ertüchtigung der Jugend größeren Spielraum gewähren wird, zumal sie die Zusammenfassung in größeren Organisationen ermöglicht, anderseits erlaubt, auch in diesen Fragen zu individualisieren. Es könnte dann sogar der Schießausbildung näher getreten werden, an die unsere Jugend heute gar nicht mehr herankommt, da sie überall von Polizeivorschriften und Jagdgesetzen eingeengt wird. Es ist für die Erziehung unseres Volkes ein beinahe unersetzlicher Verlust, daß wir nicht alle mehr Jäger und Schützen sein können. Etwas von dem Verlorenen müßte die nach dem Frieden hoffentlich kommende Reform des Jugendunterrichtes unter allen Umständen wiedergeben. Bloß für eine Prima kann man keinen Schießstand errichten und Wettschießen einführen, für eine Schulakademie aber geht es.

Ein anderer Gewinn wäre, daß die Hochschule ihrem eigentlichen Wesen und ihrer eigentlichen Aufgabe wiedergegeben werden könnte, der Pflege der reinen Wissenschaft. Wir haben die außerhalb der Universität stehenden Kreise außerordentlich verwöhnt, indem wir bei den immer mehr gesteigerten Anforderungen das, was die Schule nicht leisten konnte, soweit es irgend in unseren Kräften stand, mitübernommen haben. Es wird aber auch einmal Zeit, diese Last wieder abzuschütteln und unser gutes geschichtliches Recht wieder geltend zu machen. Es wird immer soviel davon gesprochen, wieviel neue Lasten und Aufgaben die Schule auf sich genommen habe; daß zu derselben Zeit die Hochschule stillschweigend, ohne viel davon zu reden, aus eigenem freiem Antrieb mindestens in demselben Maße ihre pädagogischen Arbeitsleistungen gesteigert hat, um auch das zu geben, was von der Schule nicht gegeben werden kann, davon wird nicht gesprochen. Die Befreiung vom Gymnasialmonopol ist gewiß auf das freudigste zu begrüßen, es ist kein Zweifel, daß sie eine große Errungenschaft ist, aber gewiß nur wenige außerhalb der Universitätskreise würdigen, welche außerordentliche Erschwerung diese Entwicklung für den Universitätsunterricht mit sich gebracht hat. Früher hatten wir eine einheitlich vorgebildete Hörerschaft vor uns, jetzt ist sie unausgeglichen, um nicht zu sagen buntscheckig in ihrer Vorbildung. Diese Buntscheckigkeit läßt sich aber vermeiden, wenn die oberen Klassen aller höheren Schulen zu einer gemeinsamen Organisation vereinigt werden,

Digitized by Google

die allen Ausbildungsbedürfnissen entgegenkommen kann. Dann ist einmal weitestgehende Individualisierung möglich, aber auch zugleich gruppenweise Zusammenfassung der auf gleichartige Hochschulausbildung hinstrebenden Schüler. Eine solche Organisation bietet Raum für alle Richtungen und für alle Meinungen und doch einheitliche Vorbildung für jedes einzelne Hochschulstudium.

Ist man einmal soweit, dann entlaste man zugleich die Hochschule vollständig von jeglichem Anfängerunterricht, daß sie wieder werde, worauf ihr eigentlichster Beruf geht: die Hochschule kat exochen.

Mit dieser Neuorganisation würden noch viele andere Vorteile verbunden sein, von denen hier nur einige angedeutet sein mögen.

Vor allem die großstädtische Jugend käme endlich einmal unter natürlichere Lebensbedingungen und verbrächte wenigstens einige Jahre nicht zwischen den städtischen Steinwänden. Diesen Vorteil kann man gar nicht hoch genug veranschlagen.

In der Stille bilden sich die Talente, und geistige wie sittliche Gesundheit fordert Stille, Sammlung und Einkehr. Der Straßenlärm der Stadt scheucht dies aber alles mehr oder minder unbarmherzig fort. Darum gedeiht die rechte Beobachtung, das nachdenkliche Betrachten so recht nur auf dem Lande, und glücklich das Kind, das auf dem Lande geboren und erzogen ist. Es ist für die Erziehung der Jugend ein Jammer, daß wir nicht alle ein Stück Ackerbauer und Jäger sein können, und die Schulgärten sind doch nur unzulängliche Versuche, wieder mehr in Fühlung und Berührung mit der Natur zu kommen. Darum müßte die Schulakademie mitten zwischen Feldern und Wiesen, Bergen, Wasser und Wäldern liegen, damit die Jugend erst wieder lernt, die Natur zu belauschen, damit sie Sinn und Auge erwirbt für die sie umgebende Körperwelt und gegenüber der einseitigen intellektualistischen Ausbildung der Bücherweisheit das Gleichgewicht der Seele bewahrt.

Gar nicht hoch genug zu veranschlagen wäre der Vorteil, daß die bedeutendsten Lehrkräfte der Provinz an einer Stelle gesammelt werden könnten, so daß jeder Besucher der höheren Klassen gerade den besten Unterricht, der erteilt werden kann, genösse. Dann kann der Schüler an den besten Lehrern gar nicht vorbei, er muß immer einmal durch ihre Hand gehen.

Ein weiterer Vorteil ist, daß endlich die Anforderungen an das Abgangszeugnis gleichmäßig werden, indem die Prüfung, die vor der Immatrikulation abzulegen ist, an einer einzigen Stelle abgelegt werden muß. Oberlehrer haben es selber bezeugt, daß nicht alle Schulen die Anforderungen bei den Abgangsprüfungen stellen, die gestellt werden müßten, und erst kürzlich hat ein Student unfreiwillig den Beleg dafür geliefert. Er mußte auf seiner Eingabe den Randbescheid des Rektors einstecken: „Auf Ihre in mangelhaftem Deutsch vorgetragene Eingabe wird Ihnen folgendes mitgeteilt" usw. Er hatte in einer Eingabe von etwa fünfzehn Zeilen nicht weniger als neun Verstöße gegen die deutsche Sprache gemacht. Die refugia peccatorum werden erst dann vollkommen verschwinden, wenn es nur eine einzige Durchgangspforte zur Universität gibt. Diese würde dann auch dafür sorgen, daß die Universität nicht mehr mit ungeeigneten Elementen überschwemmt wird. Bildungsproletariat bedeutet unter allen Umständen eine Verschwendung von Volkskräften. Darum braucht uns auch der Einwurf nicht zu schrecken, daß die Schulakademie wegen ihrer Kosten nicht durchführbar wäre.

Hiergegen schlägt die jedem erfahrenen Politiker wohlbekannte, aber von der kurzsichtigen Masse meistens nicht begriffene Rechnung von direkt und indirekt durch. Es mag sein, daß der erste Aufwand groß erscheint, er macht sich aber für alle Gemeinden schon im ersten Schuljahr teilweise bezahlt, macht sich vor allem indirekt bezahlt durch gesteigerte Leistungen und durch bessere Vorbereitung auf die Hochschule.

Der Gedanke von Schulen für besonders Begabte hat nicht die Vorzüge aufzuweisen, die schon darin liegen, daß die Wahlfächer mit größerer Liebe und größerem Interesse werden betrieben werden. Dadurch sind schon ohne weiteres bessere Leistungen gewährleistet und die Hemmungen der unlustigen, für die Spezialfächer nicht begabten Schüler fallen ganz fort.

Man erwäge: Unsere Jugend muß, bis sie ihre Ausbildung abgeschlossen hat mit den praktischen Jahren usw., etwa achtundzwanzig Jahre alt werden. Eine ungeheure Zeit und ein für die erzieherische Ökonomie aller staatlichen Lehranstalten auch der Hochschulen geradezu klägliches Ergebnis. Zu spät in die selbständige Stellung gekommen, müssen wenigstens die Beamten schon aus berechtigtem Selbsterhaltungstrieb ihre Stellungen so lange als möglich festzuhalten suchen und doch, seien wir offen, mehr als einer könnte jüngeren Kräften, die ihr Temperament noch nicht verloren haben, Platz machen. Aber man kann es ihnen, die erst in den dreißiger Jahren zu eigenem Brot kommen, nicht zumuten, schon so früh in den Ruhestand zu treten, wie es im dienstlichen Interesse häufig genug wünschenswert wäre. Die Schulakademie würde ja zunächst die Eltern stärker belasten, aber die Ausbildungsjahre im ganzen ließen sich abkürzen, da die Ausbildungsfächer mit Rücksicht auf das spätere Studium gewählt werden können. Überdies muß doch gesagt werden, daß der mit großer Naivität erhobene Anspruch der akademisch Gebildeten, in ihrer Stadt eine höhere Schule für die Kinder zu haben, denn doch nicht so selbstverständlich ist, wie er immer auftritt.

Aber auch abgesehen von diesen mittel-

Digitized by Google

baren Vorteilen, die Kosten sind nicht gar so groß. Lehrer, Lehreinrichtungen und Räume für die Oberklassen müssen doch da sein, es handelt sich ja nur darum, sie in einer größeren Anstalt zu vereinigen. Ferner besteht keine Notwendigkeit, derartige Anstalten gleich allgemein und überall einzuführen, vielmehr kann schrittweise vorgegangen und vieles der Unternehmungslust der Gemeinden überlassen werden. Wird z. B. in einer Stadt ein Neubau für eine höhere Schule notwendig, so würde es kaum irgendwelche Mehrkosten verursachen, wenn dieser Neubau für die Schulakademie bestimmt würde und die anderen Anstalten ihre Oberklassen an die neue Anstalt abgäben. Gerade einer kommunalen Schulpolitik eröffnen sich hier die schönsten Möglichkeiten. Bedenklicher ist etwas anderes: der Widerstand der Schulmänner, die ihre Anstalten nicht gerne köpfen lassen wollen. Aber hier bietet ja der Unterricht an der Schulakademie dem einzelnen Entschädigung. Höhere Aufgaben, weitere Ziele, freiere Lehrformen winken. Da die Verfassung mehr nach dem Muster der Universitäten körperschaftlich, als nach dem Muster der höheren Lehranstalten anstaltlich zu ordnen wäre, würde schon diese Form der Akademieverfassung für die Schulmänner so viel Ausgleichsmöglichkeiten bieten, daß billigerweise keine Beschwerden zu erheben wären.

Wird zugleich darauf gedrungen, der Akademie auch den sonst auf der Hochschule erteilten wissenschaftlichen Anfängerunterricht des ersten oder der ersten Semester zu übertragen, und wird erreicht, daß, je nachdem, ein oder zwei Semester der Schulakademie für bestimmte Studien angerechnet werden, so wird dadurch den Lehrern sogar eine bisher unbekannte Aufstiegsmöglichkeit eröffnet, indem natürlich die Lehrtätigkeit an der Akademie grundsätzlich höher zu bewerten wäre als die Tätigkeit an einer höheren Schule.

Wesentliche Widerstände sind nach meiner Erfahrung nur von den Gemeinden zu fürchten, die aus Furcht vor wirtschaftlichen Nachteilen nicht gern die obersten Klassen ihrer heimischen Anstalt werden hergeben wollen. Der lieben Landtagswählerschaft tut man nicht gern etwas, und keine Partei wird ihre städtischen Wählerschaften schädigen wollen. Das war deutlich zu sehen, als vor Jahren mein Aufsatz über die Winkelgymnasien im preußischen Abgeordnetenhaus erörtert wurde. Es ging nach der Melodie: Wasch mir den Pelz usw.

Aber es genügt schon, wenn zunächst nur fakultativ die Akademien vorgesehen werden und der Selbsttrieb der Schulerhalter abgewartet wird.

Ich denke mir nämlich die Schulakademien als die gegebenen Bildungen kleinerer Staaten ohne Hochschule, die auf diese Weise ohne große Kosten wenigstens ein der Hochschule angenähertes Gebilde schaffen können. Wir haben in Deutschland so viele schöne und reizvolle Residenzen, die geradezu wie vorherbestimmt zu solchen Anstalten sind. Ferner gibt es so viele reiche und aufstrebende Stadtgemeinden, die sich auf die vorgeschlagene Weise ohne große Kosten eine über die höheren Schulen hinausreichende Lehranstalt schaffen können.

Es genügt schon, wenn kleinere Staaten, reiche Stadtgemeinden, aber auch begüterte Provinzen sich solche Schulakademien schaffen, sie können neben den üblichen Schulformen mit voller Sekunda und Prima durchaus bestehen, und es wird sich ja zeigen, wohin die Entwicklung treibt. Die Unterrichtsverwaltung braucht nur Verständnis und Wohlwollen zu zeigen und zu etwaigen Versuchen zu ermuntern.

Schulfrieden, deutschnationaler Unterrichtsstoff, aktive Lehr- und Lernmethode, individualisierende Behandlung sind so schöne und große Dinge, daß sie den Versuch mit der Schulakademie wohl rechtfertigen.

Zum Schluß noch eine Frage: Glaubt man, daß alles das, was jetzt an Wünschen, Hoffnungen und Bestrebungen für unsere Jugenderziehung elementar hervorbricht, sich in unseren bisherigen Schulformen wird durchsetzen lassen? Im besten Fall wird alles auf eine kleine neue Grenzverschiebung innerhalb der dem Unterricht zugewiesenen Fächer hinauslaufen, unsere Zukunftswünsche werden sich aber in der jetzigen Schulverfassung nicht erfüllen lassen.

Wandlung

Als noch blond die ungetreuen Haare
Alle Länder suchend ich durchstrich,
Und mein Leben trieb ich durch die Jahre
Absichtslos und abenteuerlich,
Kaum an einer Stunde still mich labend,
Klang mir aller Uhren Stundenschlag
Wie der Uhren Schlag am Samstag abend
Vor des Lebens großem Feiertag.

Und das Leben hob die ernste Leuchte,
Und der Jugend Schattentraum verblich.
Was dem Knaben nur ein Vorspiel deuchte
Ward dem Manne wert und wesentlich,
Wonach Süden ich durchsucht und Norden
Lag von Heimathecken eingezäunt,
Und, dem Alltag beinah fremd geworden,
Fand ich ihn als meinen liebsten Freund.

Börries, Freiherr von Münchhausen

Digitized by Google

Der Gott und die Bacchantin

Von Kurt Münzer

Der alte Professor hatte sich mit allen Kräften seines besorgten und wissenden Herzens dagegen gesträubt, aber die Fürstin hatte ihn natürlich überwunden. Schließlich war er selbst es ja gewesen, der ihr in einem Konzert auf ihre liebenswürdige Frage nach seiner Lehrtätigkeit an der Akademie von Anna Bell erzählt hatte. Anna Bell, die sechzehnjährig eine Kantilene spielte, wie sie so süß nur ein Joachim streichen konnte; ihre Doppelgriffe im Flageolett machte ihr kein Burmester nach.

Nun, als die alte Fürstin ihr jährliches Wohltätigkeitsfest in ihrem Palais gab, erinnerte sie sich an das sechzehnjährige Phänomen. Ihre Feste hatten einen Ruf. Sie erließ zu ihnen Gesetze und Befehle, die den Geschmack regelten und eine gewisse Kultur der Festlichkeit zur Folge hatten. Und vergnüglich war immer der Konzertteil. Sie stellte einfach alles auf den Kopf. Die Heroine des königlichen Theaters mußte eine Arie der „Carmen" singen und der Tenor der Hofoper Xylophon spielen, eine Tänzerin ward verpflichtet, zu deklamieren, und ein Dichter, Illusionen vorzuführen. Meist wurde eine neue Größe bei diesem Fest entdeckt, am liebsten ein Wunderkind, das geigte, Piano spielte, flötete oder gar malte. Und nun also, bei dem diesjährigen Fest, erinnerte sich die findige Fürstin an den guten Professor als einen Helfer in der Verlegenheit.

Sie fuhr einfach zu ihm und setzte sich in seine Studierstube. Sie sah sich neugierig um und sagte entzückt: „Wie interessant!" Dann fuhr sie fort und schlang ihre Boa kokett um ihren sechzigjährigen Busen: „Ja, und also, mein lieber Professor, an meinem Wohltätigkeitsfest am ersten März wird Ihre junge Schülerin zum erstenmal auftreten. Wie hieß sie doch?"

„Anna Bell?" rief entsetzt der Professor.

O, vielleicht war ihr Spiel schon reif für die Öffentlichkeit, aber sie selbst noch nicht. Verblendet, verwirrt, geschmeichelt und berühmt würde sie sich selbst verlieren. Es war unmöglich. Sie mußte noch zwei Jahre in seiner strengsten Zucht verbleiben, ehe sie Beifall und Lorbeer kosten durfte. Und so sagte er eine Stunde lang nein. Dann endlich ja. Denn die Fürstin hackte mit ihrem kleinen Vogelköpfchen unverdrossen auf ihn ein, ihm schwirrte der Kopf. Sie wäre imstande gewesen, nicht fortzugehen, wenn er nicht ja gesagt. Nun fegte sie hinaus, rasch, eckig, lustig wie ein Backfisch. Sie hatte noch tausend Kommissionen. Ja, dieses Fest! Es war der Gipfel des ganzen Winters. Man riß sich um Eintrittskarten. Sie hatte es so eingerichtet, daß die Standesgenossen und die höchste Kunst Einladungen erhielten. Alles andere war Pöbel, und der Pöbel mußte bezahlen. Es wurden dreihundert Karten ausgegeben, deren Preis nicht festgelegt war, aber der niedrigste Satz war hundert Kronen. Dennoch rissen sich die Finanz und die Industrie darum. Der Pförtner des fürstlichen Palais hatte nach zwei Tagen höchstens noch zwanzig Karten, die er wucherisch losschlug. Einen weiteren Erlös bildete die Tombola: fünfhundert Lose zu zehn Kronen. Die fünfzig Gewinne hatte sich die Fürstin von bekannten und unbekannten Künstlern zusammengebettelt. Auf solche Weise warf ihr Fest wirklich eine erkleckliche Summe für ihre Armen ab.

Inzwischen hoffte der arme Professor auf seine Schülerin. Sie, sie mußte nein sagen. Sie kam zur nächsten Stunde, und er sagte: „Liebes Kind, also dies und das, aber!! Sie müssen der Fürstin nein sagen. Geben Sie als Grund an, was Sie wollen. Oder gar keinen. Tun Sie dumm. Von Künstlern erwartet man weder Verstand noch Logik. Wenn einer seine Kunst richtig übt, darf er orthographische Fehler machen. In einer Viertelstunde kommt die Fürstin, um Sie hier zu sprechen. Anna, es wäre Ihr Verderb. Anna, es ist zu früh. Anna, Sie sind empfindsam, noch nicht reif für die Philister im Parkett. Ruhm oder Spott, für beide haben Sie noch keine Widerstandskraft. Anna —"

Er redete solcherweise, bis die Fürstin auftrat.

Digitized by Google

Anna Bell sagte: „Ja, Durchlaucht, es ist mir eine Ehre, bei Ihnen spielen zu dürfen."

Ihre Knie zitterten, sie fror und schwitzte. Die Welt drehte sich um sie, sie hing im leeren Raum, und ihr schwindelte zum Umfallen.

Der Professor schickte sie fort. Er fauchte. Allein, beruhigte er sich. „Ihr Ehrgeiz," sagte er und lief um seinen Flügel herum, „der verfluchte Ehrgeiz! Sie kann nicht widerstehen: ein Parkett von Prinzen und Herzoginnen. Aber schließlich, wenn sie nein gesagt hätte — diese Fürstin, dieses unbesiegliche Weib, würde so lange auf ihr herumgehackt haben, wie die Amsel auf einen Wurm, bis sie zugesagt hätte." Damit beruhigte er sich.

Aber Anna Bell schlief in den nächsten drei Wochen kaum. Sie übte bis zum Umsinken. Jene Brahmssche Sonate, in deren Kampf zwischen Geige und Klavier immer wieder diese schmerzliche Kantilene hineinsingt, kurz und abgebrochen, hilflos, sehnsuchtsvoll. In Gedanken spann die Geigerin sie immer fort, verfolgte sie, die unterirdische, bis sie wieder aus dem Tonfluß heraufstieg, sank, sehnsüchtig nach oben langte und verschlungen wurde.

Hatte sie nicht ja sagen müssen, ja, tausendmal ja? Und mochte ihre Kunst dabei zerbrechen und ihre Persönlichkeit sich demütigen. Prinz Niki war der Sohn der Fürstin.

Und damit ist alles gesagt ...

Prinz Niki war der schönste Leutnant im Lande. Wenn er an der Akademie vorüberritt, stürzten sie alle ans Fenster. Aber sie, Anna Bell, sie stürzte nie mit, sie blieb im Hintergrunde. Denn die anderen schwärmten nur, sie, sie liebte. Die anderen bewunderten nur, sie verzehrte sich in Neid. Die anderen beteten ihn an, und sie — sie verachtete.

Denn er war ein Leutnant. Was war ihm Kunst, was Musik, was Brahms? Hörte er, wenn die Geige falsch gestimmt war? Schlug sein Herz bei gewissen Modulationen? Er ging hin, plauderte, flirtete, hatte Verhältnisse mit Tänzerinnen und spielte Tennis mit Baronessen. Sie, Anna Bell, war Priesterin der Kunst, Entsagung war ihr Panier, Einsamkeit ihr Schicksal. Wie alle Geweihten hatte sie nichts mit Allgemein-Menschlichem zu tun. Wie alle Gezeichneten hatte sie Menschenscheu. Ja, sie verachtete ihn. Aber auch: sie liebte ihn. Und also war es die tiefste Liebe aus Neid und Sehnsucht, Grauen und Entzücken, aus Nichtbegreifen und Mitleid und Geringschätzung und bitterem Verlangen.

Die Uniform seines Regiments, gleichviel, wer sie trug, verursachte ihr Schwindel. Er selbst war das Unmögliche ... Und nun sollte sie vor ihm spielen.

Das Fest hieß: „Arkadien." Und antikische Tracht war vorgeschrieben. Im Palais der Fürstin war den Gästen das erste Geschoß geöffnet, die beiden herrlichen Säle, der weiße und der grüne, und die fünf Wohnräume in den Stilen der französischen Ludwige.

Anna Bell ward von ihrer Mutter, einer Hofratswitwe, die von der Pension lebte, auf Annas Millionenreisen in Amerika wartete und pumpte, als Bacchantin geschmückt. Denn auch die auftretenden Künstler waren gebeten, in entsprechender Gewandung zu erscheinen, da ihnen nach den Darbietungen gestattet war, sich unter das erlauchte Publikum zu mischen. Frau Adelgunde Bell pochte seit jeher auf ihren Geschmack, den Anna nicht hatte. Anna ward also kostümiert und stand schließlich als eine Art züchtige Hirtenfigur da, weniger antikisch als vielmehr Rokoko, und nur ein künstlicher Weinlaubzweig, den Mama Bell mit Hedda Gablers unsterblichen Worten befestigte, verriet Annas flüchtige Bestimmung.

Arme Anna, wie unschön war sie! Ihre Schultern waren nicht mehr pfirsichzart wie die des Kindes und noch nicht apfelrund, wie die der jungen Frau; sie waren glattweg eckig. Das blasse Haar war unkleidsam antik gebunden, der Puder verschönte die etwas grobe Haut nicht. Die Augen waren nicht so schön, daß sie mit allem anderen hätten versöhnen können. Und zudem hatte Anna Bell, die bebende Bacchantin, Furcht. Nicht vor der Sonate, die ihr fest in den Fingern saß, nicht vor dem Publikum, in dessen bleichen Rachen sie zum erstenmal blicken sollte, aber vor dem Prinzen Niki ...

Eine Droschke brachte sie zum Palais. Die ganze Gasse war hell, war voll von Neugierigen, von Autos und Wagen.

Digitized by Google

‚Um Gottes willen,‘ dachte die Fürstin, als Anna Bell eintrat, ‚aber weiß Gott, ich altes Weib hätte ihr doch ein Kostüm stellen können.‘

Neben ihr stand ihr Sohn und empfing. Er trug die leichte, goldene Rüstung des Mars, ein weißes Tuch um die Schultern geworfen, mit nackten Armen und Beinen. Man durfte bei der Fürstin echt, freimütig und natürlich sein. Wahrlich, der Zauber des Helden ging von ihm aus, die Verführung des irdisch wandelnden Gottes, die Schönheit eines Lieblings der Ewigen.

Anna Bell schwankte, fast wirklich Bacchantin, in das Künstlerzimmer. Schon trat die Heroine, als Venus natürlich — sie war die dreiundzwanzigste Aphrodite in Arkadien — hinaus und sang. Der Tenor als Faun folgte.

Und dann kam sie, Anna Bell, die Bacchantin mit der Geige.

Sie spielte schlecht, denn sie suchte ihn, fand ihn, hing an ihm, sah ihn. Er stand hinter einem tiefen Sessel, in dem eine herzogliche Eurykleia saß. Und die Ritterlichkeit, mit der er sich hinabbeugte und flüsterte, die Art, wie er die Beine kreuzte, die rechte Hand auf den Sessel, die linke in die Hüfte stützte, die Nachlässigkeit, mit der er schiefen Kopfes auf das Spiel lauschte, das alles war wundervoll und berückend.

Anna Bell spielte. Ihr Professor als Phidias-Zeus am Flügel zischte und mißhandelte das Pedal. Wo war Anna Bell? Sie dachte; ‚Ach, es ist gleichgültig, wie ich spiele. Wer von euch versteht es denn? Aber du dort, du Schönster, dich hasse ich so, daß ich dich mit meiner Geige bezaubern möchte. Ach, sieh mich an. Blau sind deine Augen, licht deine Haare, wie fein ist dein Mund, dein Kinn so zart. Aber deine Seele, nicht wahr, du hast keine? Bist du denn ein Mensch? Ach, seelenloser Gott, schöner Wahn, Menschenillusion. Du, wie verachte ich dich! Wie sehne ich mich nach dir! Deine Sphäre kennt das Glück. Du frierst nicht, und mir gerinnt das Blut. Du lebst — ich studiere. Du regst dich, lachst, plauderst, ich schweige und spiele. Da, höre, diese Kantilene. Verstehst du sie? Sie singt: ich liebe dich, ich bete dich an, ich — da ist sie verschlungen. Ach, was weißt du? Aber ich weiß tief, weiß alles. Ach, wenn du mich küssen würdest — Aber kann Flamme aus Eis aufsteigen? Kann der Gletscher in die Ebene kommen? Unmöglich ist es! Du bist Prinz, ich Anna Bell. Aber ich bin tausendmal mehr als du, denn ich leide, und du bist ein Glücklicher, ich weiß, und du bist ahnungslos, und darum verachte ich dich. Aber ich liebe dich so sehr, daß ich mich noch tiefer verachte als dich.‘

Und nach kürzester Pause begann sie das trübe Andante, und nun fand sie sich und spielte wahrhaft.

Der Professor dachte: ‚Aha, das Lampenfieber ist überwunden! Blöde Fratzen da unten, merkt ihr, daß das eine Künstlerin ist, ein Genie? Um so seltener, weil's in einem Weibe, einem fragwürdigen Geschöpf mit Hüften und Brust, sich offenbart! Ha, Anna, so, gib's ihnen, bring diese Doppelgriffe fein heraus, dieser Triolenwirbel schlage wie Hagel drein. Drauf, Mädchen, drauf. Das Presto!‘

Und Anna Bell dachte: ‚Ich stehe draußen, weit, weit weg von seinem Kreise. Ich schaue über Mauern, Hecken, Zäune, ein frierendes Kind. Prinz ist er? Bürger ist er, Bürger, und ich bin erlesen und ausgewählt und fürs Höchste berufen. Er ist das Gewöhnliche und ich bin das Außergewöhnliche, er das Primitive, ich das Komplizierte. O, ich sehne mich nach dir, ich verschmachte nach dir. Du bist schön. Nichts weiter. Das neide ich dir. Du bist dumm: ich hasse dich. Du bist eitel: ich verachte dich. Du bist ein unbefangener, ahnungsloser, glücklicher Mensch: ich liebe dich. Reiten, fechten, küssen, trinken, reisen, schwatzen, das ist dein Leben; ich verzehre mich vor Neid und Sehnsucht. Ach, ach, du redest da unten — und ich spiele das Es-dur-Presto. Das ist eine Stimme Gottes, das ist Wind über einem leeren Feld, der in Stoppeln wühlt; er kommt aus Urwäldern und erzählt von dem, was undurchdringlich ist. Hörst du das? Nein, ich bin allein, allein, allein.‘

Sie schloß die Augen, aber sie sah ihn immer noch. Sie spielte sich in Einsamkeit und sah ihn an der Grenze ihres Reiches unerreichbar wandeln. Sie war unendlich allein, und sie hatte nichts als ihr Spiel. Sie wußte nichts vom Publikum, hatte es gar nicht gesehen, denn nur er war dagewesen.

Digitized by Google

Spielerei. Bronzebildwerk von Emil Kiemlen

Digitized by Google

GIFT OF
THE
UNIVERSITY OF HAWAII

Digitized by Google

Erst wieder im Künstlerzimmer dachte sie: ‚War das alles? Das die Öffentlichkeit? Ein Parterre von Fürsten und Gräfinnen? Alle sind gleich, wenn man auf dem Podium steht, der Kaiser nicht wichtiger als der Kommis auf dem Stehplatz. Es ist ein Wesen, ein Baal, vor dem man seinen Gottesdienst begeht, sich selbst zur Erholung. Alles, alles tut man nur für sich. Schließlich liebt man auch nur für sich. Denn ist es möglich, sein Gefühl einem anderen begreiflich zu machen? Zu eigner Lust und eignem Schmerz empfindet man, alles außer einem ist fremd, gleichgültig und fern. Man hat nichts als sich allein und nur die Gewißheit seiner Gefühle. Ja, wie, hat man selbst die?'

Die Fürstin heftete ihr eine kleine Brillantbrosche an den flachen Busen. (Die ging auf Kosten des erzielten Gewinns.) Dann begann der Ball.

Anna, die Bacchantin, saß in einer Ecke, vergaß, daß sie sitzen blieb, und sah nur ihn, der tanzte. Ja, er war Gott, der einzige wahre Gott unter Masken, der echte Sproß unter falschen Geschwistern. Sie liebte ihn so, daß sie ganz ihn zu verachten vergaß. Ihr Hochmut schmolz in Liebe, und sie war nichts als Hingabe von fern, Demut tief, tief unter ihm.

Ein neuer Walzer begann, und Anna hatte den Prinzen aus den Augen verloren. Ein heißer Schreck durchströmte sie. O, war er im weißen Saal, wo man selbst zwischen den Büfetts tanzte? Und sie erhob sich — und da stand er vor ihr, herausgetreten aus dem klassischen Gewühl, daß ihr schien, als versänke alles hinter ihm; auf einer Wolke trat der Gott zur zitternden Bacchantin und bat um den Tanz. Die Mama hatte den Jungen zu dem Mauerblümchen geschickt.

„Gänseblümchen, Mama," hatte er gesagt. Er fand sie unter aller Kanone. Ein armseliges Kind, das noch gar nicht in die Welt gehörte, unfertig, unmöglich. Nein, diese Schultern! Wie eine Katze, die hungert. Aber er lächelte, und die Bacchantin legte sich in den Arm des Gottes. Sie sank wie in Tod, Seligkeit, süßes Nirwana. Er trug sie auf und davon, weit weg über ihren Neid, Haß, ihre Geringschätzung. Sie schwebte in Liebe, aber tanzte schlecht. Und der schönste Leutnant schwenkte sie, das künstliche Weinlaub kitzelnd an der Nase, gottergeben und opfervoll durch den Saal.

Es war ein sehr langsamer Walzer, fast melancholisch schwebten die Paare in dem weißglühenden Saal. Prinz Niki war verpflichtet, Konversation zu machen.

„Sie haben wunderhübsch gespielt, kleine Hirtin," sagte er.

„O," machte abwehrend Anna Bell, die im Himmel schwelgte. „Aber ich bin keine Hirtin, ich bin eine Bacchantin."

„Pardon," sagte der schimmernde Gott.

„Ich habe," flüsterte Anna schnell, um die Unkenntnis des Geliebten zu entschuldigen, „ich habe den Thyrsosstab in der Garderobe liegen lassen."

„Ach so," sagte der Prinz und versuchte es linksherum. „Spielen Sie gern Geige?"

„Ja," hauchte sie fassungslos.

„Müssen Sie viel üben?"

Nein, links herum ging der Walzer auch nicht besser.

„Ich spiele," flüsterte die Bacchantin an der Brust ihres Gottes, „sechs Stunden täglich."

„Um Gottes willen," sagte der Prinz, ehrlich erschrocken, und hätte beinahe seine Tänzerin fahren lassen. „Sechs Stunden täglich! Aber das ist ja furchtbar." Dabei dachte er natürlich nur an die Nachbarn. „Übrigens, was war das, was Sie vorhin spielten? Feine Sache! Famose Musik."

Anna Bell fühlte, wie fern ihm Musik lag. Was war ihm Brahms? Durfte sie in diesem Saal ernste Gespräche führen? Sie verleugnete Brahms und sagte: „Ach, es war weiter nichts."

Der Prinz berauschte sie. Sie war in seinen Armen so schwer wie eine Riesendame. Ganz und gar hätte sie sich in seine Arme legen mögen, an diese Brust, wenn sie ungepanzert war, daß sie den Herzschlag und die Blutwärme spüren konnte. Das kleine Mädchen hatte seinen ersten Weibwunsch.

Aber der Prinz dachte: ‚Also sie ist eine Gans! Und sie macht gar keine Miene, aufzuhören. Dieser verdammte Strauß, seine Walzer sind nur für Verliebte komponiert, sie nehmen kein Ende.'

Inzwischen walzte er wieder rechtsum, und dem Zuge vieler Paare folgend, führte er seine Tänzerin in den zweiten grünen Saal. Sie drehten sich an den Büfetts

Digitized by Google

vorbei, an den kleinen Tischen, und wieg-ten sich durch die nächste Tür in den rot-goldenen Salon des vierzehnten Ludwig. Nur schwach klangen die ‚Rosen aus dem Süden' hier hinein.

Und Anna Bell dachte: ‚Ich muß ihn in seine Sphäre führen', und sagte: „Wer-den Durchlaucht nicht zum Wintersport ins Gebirg gehn?"

Da verstand er sie. Ach, und er bekam Mitleid mit ihr. Er dachte: ‚Wozu wal-zen wir zwei hier? Was sind wir uns denn? Nicht einmal als Frau empfinde ich sie. Und sie, sie hat gewiß bloß Respekt vor mir, die arme, häßliche Kleine.'

Sie waren so tanzend in das Greuze-zimmer gekommen, so genannt, weil über zwei herrlichen Boulekommoden zwei der sentimentalen Köpfe des Greuze hingen, schmachtende Mädchenköpfe mit feuchten Augen und schimmernder Haut. Und dort hielten sie inne, denn hier war die Musik ganz verklungen, und zwischen den seiden-bespannten Wänden war tiefe Stille, von Veilchen in flachen Schalen durchduftet.

Aber der Prinz hatte dennoch seine Tän-zerin nicht losgelassen. Gutmütig wie er war, dachte er nach, wie er mit irgend-einer Freundlichkeit diesen traurigen Tanz beenden könnte.

Und Anna Bell, die, kaum ihres Seins sich bewußt, in seinen Armen hing, dachte, soweit sie nachzudenken vermochte: ‚Ach Gott, ich dürfte mir selbst nicht einmal eingestehen, daß ich ihn liebe. Das wird die Qual und die Scham meines Lebens bleiben. Können sich zwei fremder sein, als wir uns sind? Er kennt meine Welt überhaupt nicht, und ich verachte die seine. Und dennoch: ich muß ihn lieben, den Prinzen, den Bürger, den Naiven, den Lebemann, ich, die Künstlerin, die Wissende, die Priesterin.' Und ihr Kopf mit dem trockenen Weinlaub sank tief hinab auf den goldenen Brustpanzer des Gottes.

Der hatte umsonst nachgedacht und nichts gefunden, womit er geistreich und gütig die Lage beendigen könnte. Es fiel ihm nichts weiter ein als das Übliche, das Gewohnte, das Gleichgültige und doch im-mer Wirkungsvolle, der letzte Triumph des Mannes, die letzte Zuflucht der Prinzen und Kommis: er hob den blassen Kopf auf und küßte den fremden kleinen schwachen Mund.

Denn das war ihm plötzlich aufgegan-gen: ‚Sie liebt mich.' Diese Hingabe im Tanz, diese Blödigkeit im Sprechen, diese abgewandten Blicke und die zitternde Hand: das war Liebe. Natürlich! Warum sollte sie nicht? Sie war eben doch eine Frau. Von sechzehn bis sechzig ist jede Frau, war sein Erfahrungssatz, ständig verliebt, und jeder Mann kann den Strom sich zuwen-den, wenn er nur das richtige Ventil in richtiger Stunde öffnet.

Er küßte sie — einmal, zweimal — beim drittenmal erwachte Anna Bell aus ihrem Rausch zu bleicher, kalter Nüchternheit. Sie spürte nichts als Zigarettenduft und einen Hauch feinen Likörs, sie spürte einen Bart an ihrer Wange wie ein Katzenpfötchen, schreckhaft nah in ihre Augen tauch-ten andere, absolut fremde, unbekannte, furchtbare und unbegreifliche. Nein, das alles verstand sie nicht, denn sie fühlte nichts. Das war ein Mann, der geliebte dazu? Das ein Kuß? Das die Nähe, die Süßigkeit der Liebe? Ihr Herz erkaltete, ihr Blut gerann; eine ungeheure Sehn-sucht erwachte in ihr: fort sein, weit weg, die Geige im Arm halten, Brahms, Beet-hoven, Mozart, Debussy — Spielen, üben, zusammenbrechen am Altar der strengen Göttin, sich geißeln, beten, wallfahren zu Henri Marteau, Burmester, Eugen Ysaye und Fritz Kreisler. Was wollte dieser Ur-fremde von ihr? Wenn sie ihn liebte, gab ihm das ein Recht, sie zu küssen, ihr ihr Geheimnis zu entlocken, diese ihre Liebe durch Tat und Mitwissen zu beleidigen? Niemand, aber er am wenigsten, durfte je ahnen, daß sie ihn liebte! Das wäre nicht zu ertragen! Sein Lachen, sein Mitleid, vielleicht seine freundliche Hinnahme ihrer Liebe — nicht auszudenken.

‚Beethoven,' flehte sie, ‚steh' mir bei, Brahms, Bach, Händel, umringet mich.'

Und sie hob ihre Arme und drängte den bestürzten Gott langsam und sacht und sanft von sich ab.

„Bitte, Durchlaucht," flüsterte sie. Sie wurde rot; das spürte sie und wurde noch röter. Und eine plötzliche Lieblichkeit klei-dete sie ein. Ein wenig Jugend, holde und anmutige, umschimmerte sie. „Durch-laucht, bitte, lassen Sie mich allein. Sie haben nicht gut getan."

Mars ging betroffen. Er sagte erst noch

Digitized by Google

das Übliche, ob er sie nicht in den Saal zurückführen, ihr eine Erfrischung bringen dürfe; was er getan, sei in der Macht der Stunde, in dem Duft, der von ihr... Aber Anna Bell winkte ab. Sie lächelte. Er dachte: ‚Aber das ist eine Raffinierte.' Denn plötzlich erschien sie vielwissend, tief erfahren, lebensmüde und aller Sensationen satt. Er ging.

Und Anna Bell sah ihm nach. Nein, sie schätzte ihn nicht, sie lächelte über ihn, sah auf ihn hinab. Aber sie liebte ihn, und Neid, Sehnsucht und unsagbares wütendes Verlangen fraßen an ihrem jungfräulichen Herzen und vergifteten es.

Fünf Minuten später verließ sie das Gemach, sie ging durch den nächsten Salon. Es war eine kleine Pause, die Musik schwieg. Und da hörte sie seine Stimme im dritten Zimmer. Er sagte gerade: „Kamerad, sie ist eine Gans. Ich warne Sie. Wie kommen Sie auf die vertrackte Idee, daß in dieser Holzfigur etwas steckt? Heu und Häcksel und Kleie. Immerhin, wagen Sie eine Polka. Walzer ist unmöglich. Sie können ebensogut mit einer Kommode tanzen."

„Durchlaucht," sagte die andere Stimme, die sanft und weich war, „das kleine Mädchen hat den Brahms gespielt —"

Aber Anna Bell schlich zurück, suchte eine andere Tür, fand die Garderobe und trat, in den geliehenen Abendmantel einer Hausnachbarin gehüllt, auf die feuchte Straße.

Denn es mochte geregnet haben, eine Frühlingswolke aufgegangen sein. Drüben stand der Volksgarten. War das sein Duft, der durch die stille Nacht zog? O liebe Nacht, treue Sterne, ihr schwankenden Wipfel, knospende Hecken! Es war weithin leer und still. Die Laternen schienen nicht hell und weit. Lauter kleine schimmernde Inseln gab es. Und Anna Bell schlich von einer zur anderen. Im Schatten dazwischen verweilte sie. Sie war ganz ausgebrannt, dachte nichts, war nicht verzweifelt. Sie hatte ihren Tempel verlassen und war unter die Weltkinder gegangen. Da hatte sie ein Steinwurf getroffen, denn das reine Gewand der keuschen Priesterin gehört nicht unter Alltagskittel und Narrenstaat. Nun kehrte sie heim. Aber war ihr die Tür auch nicht verschlossen?

Sie trug ihren Geigenkasten und konnte nicht, nein, konnte nicht warten. Liebte Gott sie noch? Sie mußte, mußte ihn fragen. Am Gitter des Volksgartens stellte sie den Kasten hin, nahm die Geige heraus, den Bogen, sah zu den Sternen hinauf — und das Andante Brahms' klang in die Nacht hinein.

Sie spielte am Gartengitter, und der rote Mantel ging auf, die antike Tracht glänzte absonderlich in der neuen Welt auf asphaltierter Straße. Aber Gott liebte sie. Sie spielte schöner denn je, spielte und spielte. Und schon standen drüben drei Leute und hörten zu. Aber zum Glück war kein Wachmann dabei.

Sie packte ein und lief davon, und man rief hinter ihr her, aber verfolgte sie nicht. Sie hatte einen weiten Weg in die Vorstadt, aber die Märznacht, von einem leichten Föhn durchstrichen, war lau und sanft.

Sie kehrte reuig heim. Nun würden die Tempeltüren sich für immer hinter ihr schließen. Es gab keinen zweiten Ausflug in die ‚Welt', sie war an den Altar gebannt. Würde die irdische Sehnsucht nie in ihr erlöschen? Nun gut, so war sie Nahrung für das heilige Feuer. Alles Unreine, wenn es in Flammen aufgeht, ist geläutert und göttlich...

Mama Adelgunde wartete in der Wohnstube und war unter der Gasflamme über dem Zeitungsroman eingenickt. Sie erwachte bestürzt.

„O Mama," sagte Anna Bell, „es war wundervoll. Ich hatte Beifall und bekam diese Brillantbrosche."

Die Mama faltete die Hände. Aber Anna zog die Bacchantin aus und lag im Bett und fieberte. Die Mama beugte sich noch einmal über sie.

„Gott, Kind," sagte sie, „dieser Triumph! Was wird Tante Olga sagen und Frau Susemihl, die immer so lächelt, wenn du spielst. Die Brosche ist entzückend. Gott segne die Fürstin."

Damit löschte sie das Licht. Aber ihre Tochter, als sie erst die Mutter schlafen hörte, begann bitterlich und fassungslos zu weinen...

Am nächsten Tage ging Anna Bell zur Stunde. Sie kam zu früh. Und sie saß dann im kleinen kahlen Zimmer, wo sich die Märzsonne im schwarzen Flügel spiegelte.

Sie dachte: ‚Es muß verwunden werden.

Digitized by Google

Nicht meine Liebe, o nein, die kann ich nicht verarbeiten, die kann die Kunst nicht aufsaugen — aber dieser Ausflug unter die Weltlichen. Wo war meine Würde? — Im Narrenkleid tanzte ich, ich plapperte mit einem Leutnant, ich, die nichts mit all dem zu tun hat. Ich bin häßlich und fühllos, denn in dem Kusse des Geliebten spüre ich nichts als Tabak und Alkohol. Wo andere vergehen, zergrübelte ich. Ich sehe, ich weiß, ich verstehe. Ach — Ich Widerspruch! Aber wäre ich Künstlerin, wenn ich einfach wäre? Heiraten, Mann, Kinder, große Wäsche, Reinemachen — nein, nein! — Meine Welt hat vier Saiten und ist größer als die Erde. Liebe, geliebte Geige, Gott und Tempel, Herrin und Instrument, ich bin dir geweiht. Ich darf wohl lieben, aber nur von fern. Ich darf Sehnsucht kennen, aber Erfüllung macht mich lächerlich. Ich sehe meinen Weg, mein Schicksal.'

Und sie hob ihre Hände, als hielte sie etwas in ihnen, sie bog dieses Unsichtbare und zerbrach es! Es war geschehen: sie hatte ihr Menschenherz getötet.

Der Professor trat ein. Er sagte nichts. Er setzte sich, blaß und verschlafen, an den Flügel und meinte endlich: „Spielen Sie noch einmal das Allegro, das Sie gestern verhunzten. Ich bin nicht erstaunt, wenn Sie nichts mehr können. Sie haben vielleicht die Kunst der Eitelkeit geopfert, denn es war ja ein Erfolg gestern. Haben Sie die Zeitungen gelesen? Nein? Um so besser. Lesen Sie sie nicht. Das hat Zeit. Anna, Sie müssen zwei Jahre weiterstudieren, abgeschlossen, streng, ohne Nebengedanken. Wie? Wollen Sie?"

„Ja," sagte Anna Bell.

„Spielen Sie, Anna."

Sie setzte den Bogen an, und, eine himmlische Stimme, erklang ihre einzige Hingabe.

Der Kellerschuster

Von Georg Busse-Palma

Gelähmt saß er im Kellerraum,
Den Hammer in der schwieligen Hand.
Sein Fenster überragte kaum
Zwei Hände hoch den Straßenrand.
Nur Füße konnte er sehen.
Nicht höher reichte sein Blick.
Doch kannte er alle am Gehen
Und wußte um ihr Geschick.

Stulpschuh mit schwerem Bauerntritt,
Glanzstiefel mit klingendem Sporn,
Dazwischen huschten ganz kleine mit
Wie Wachteln durch reifendes Korn.
Dann schlichen und schlurften die Müden,
Die Sohlen zerfetzt und das Leder verstaubt.
Die wanderten suchend nach Frieden
Und trugen manch gramvolles Haupt.

Zwei Halbschuh mit blitzenden Schnallen
Auch schritten tagtäglich vorbei.
Die konnten dem Schuster gefallen.
Der Rock ließ die Knöchel noch frei.
Das Köpfchen von Blondhaar umwunden,
Blond mußte sie sein nach dem Tritt! —
Er hatte den Fetisch gefunden,
Für den er glühte und litt!

Erst schritten die Füßchen alleine.
Wie gut seinem Herzen das war!
Dann sah er zwei Arbeiterbeine
Daneben und raufte sein Haar.

Er biß in den Stahl seiner Ahle —
Doch bald war der Breitschuh fern
Und dafür jetzt tänzelten schmale
Von Gott weiß wie vornehmem Herrn!

Nun trug sie auch selber oft neue,
Drei Monate lang und mehr.
Sie hielt ihren Schuh'n keine Treue
Und treulos wurde auch Er.
Ganz einsam war sie bald wieder
Und seltsam anders im Gang:
Als trüge sie doppelte Glieder
Und wäre müde und krank.

Die alten Schuh mit den Schnallen —
Aus Not nur trägt man solch Paar! —
Verrieten es, wie sie verfallen
Und bitterlich elend war.
Schiefhackig mit klaffenden Nähten
Und wässernden Sohlen dazu —
Er sah es: auch sie war zertreten,
Und ausgelatscht wie ihr Schuh!

Gelähmt wie ein windloses Segel,
Dem Schuster schoß Blut in den Blick!
Einschlug er den stärksten der Nagel,
Und band an den Nagel den Strick,
Er ging wie vom Sturme getrieben
Den einzigen Weg, den er sah:
Am Stricke von hüben nach drüben
Und war auch bald da.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Clara Viebig, Eine Handvoll Erde (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Jakob Wassermann, Das Gänsemännchen (Berlin, S. Fischer). — Waldemar Bonsels, Himmelsvolk (Berlin, Schuster & Loeffler) — Carl Sternheim, Napoleon (Leipzig, Kurt Wolff) — Rudolf Presber, Der Don Juan der Bella Riva (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — Peter Rosegger, Gesammelte Werke (Leipzig, L. Staackmann)

Der neue Roman von Clara Viebig beginnt realistisch und endet philosophisch.

Am Anfang ist man vier Treppen hoch in der Küche einer Berliner Hofwohnung: bei der Arbeiterfamilie Reschke. Am Schlusse ist man in einer schönen Vorort-Villa: bei dem reichen Arzt Dr. Hirsekorn. Wenn es am Anfang Hammelfleisch gibt, von Mine Reschke gekocht, die sich den Rest der Gemüsebrühe noch auf den Löffel schüttet, so gibt es am Schlusse, durch das Bild der verstorbenen Marianne Hirsekorn vermittelt, nur eine Sentenz. Unser Leben lang, scheint die tote Doktorsfrau zu sprechen, mühen wir uns um eine Handvoll Erde. Aber nur die letzte, sie, die uns deckt, macht uns ganz glücklich.

Wenn die Sentenzen so billig sind wie diese, bin ich mehr für das Hammelfleisch. Es ist nahrhaft und weist uns die Pfade des Lebens. Auf der Hammelfleisch-Seite, der Reschke-Seite, liegt auch die Stärke dieses Romans. So ist es ja bei Clara Viebig immer gewesen: die Küche und die irdischen Grundtriebe, die Goethe mit Müller und Schulze gemeinsam hat, brachte sie stets meisterhaft heraus, aber die „Bel-Etage" und die Philosophie waren ihr verschlossen. In den Tagen des Naturalismus, der sie emportrug, war nur das erste wichtig — da sah man demgemäß nur ihre Vorzüge und feierte sie überlaut. Später, als farben- und märchenfrohe Neuromantik „von den Königen und der Krone" schwärmte, lief alles zu Ricarda Huch über, die mehr Phantasie, mehr Sprachkunst, mehr Intelligenz, aber weniger Naturkraft, Wucht und Plastik hatte. Clara Viebig hat niemals versucht, sich der veränderten Literaturströmung anzupassen. Das zeugt nicht nur für ihre Entwicklungslosigkeit, sondern doch auch für ihre ursprüngliche Echtheit. Der Naturalismus war für sie keine Programm-, sondern eine Natur-Erfüllung; deshalb konnte sie ihn nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben. Heut wie vor zwanzig Jahren schlägt sie in die gleiche Kerbe. Es roch und riecht bei ihr nach kleinen Leuten; Hunger und Liebe in ihren primitivsten Formen müssen das Karussell drehn, und die derbe Saftigkeit in der Schilderung der unteren Volksschichten muß für die Enge und Einseitigkeit ihres Weltbildes entschädigen.

Aber wie ihr neuer Roman: „Eine Handvoll Erde" beweist (Berlin, E. Fleischel & Co.), zahlt sie solche Entschädigung noch immer in guter Münze aus. Wir wollen den Doktor Hirsekorn und die wohlfeile Gräberphilosophie ruhig beiseite lassen — Mine Reschke verdrängt sie sowieso. Und Mine Reschke ist eine jener prachtvollen Mütter, wie sie Clara Viebig nun schon so oft gezeichnet hat: eine der schönsten wohl in der ganzen Reihe. Vom Lande stammt sie; das freie Land ihrer Jugend ist ihre dumpfe Sehnsucht. Aber im steinernen Berlin, in Keller- und Hofwohnungen, in lärmvollen Mietskasernen hat sie all ihre Ehejahre verbringen müssen, fleißig von früh bis spät. Oft hat sie ihrem Mann und den beiden Kindern „von Luft und Sonne, von grünender Saat und duftendem Klee, von wogendem Korn und von Himmelsbläue" erzählt. Nun sind die Kinder erwachsen — da pachtet der Mann weit draußen an der Stettiner Bahn ein paar Quadratruten Ackerland. Man wird eine Laube darauf bauen; man wird seinen Kohl, seine Kartoffeln, seine Erdbeeren pflanzen, man hat ein Stückchen Boden. Die Mine, die alte Mine wird rein närrisch vor Freude. „Sie lieben wohl das Land sehr, Frau Reschke?" fragt der Doktor Hirsekorn. Und sie antwortet: „Lieben — ?! Verlangert hat mich danach mein Leben lang!"

So beginnt sie denn zu roden und zu graben, zu säen und zu pflanzen, zu jäten und zu gießen. Nachbarn siedeln sich daneben an; eine kleine Laubenkolonie entsteht; aber auch Lärm und Gemeinheit kommen damit in den Frieden. Als der Mine die Erdbeeren, die schönen, grünen Erdbeeren von einem rachsüchtigen Frauenzimmer vernichtet werden, schreit sie wie ein zu Tode getroffenes Tier auf, und erst auf morgenfrüher Wanderung badet sie sich das bekümmerte Herz wieder frei. Aber das ist nicht das Schwerste, was sie zu bestehen hat. An ihren Kindern muß sie mehr Leid erleben. Der Sohn gerät in den Verdacht, einen Mord begangen zu haben. Die Tochter, die brave, glückshungrige, bleichsüchtige Schneiderin, wird betrogen und verlassen. Verzweifelt

Digitized by Google

schleppt sie sich zur Mutter: „Ich krieg' ein Kind!" Und diese Mutter verbirgt den angstvollen Jammer, der ihr das Gesicht verzerrt; diese Mutter sagt: „Der liebe Gott wird uns nich verlassen. Du bist ja kein schlechtes Mädel nich"; diese Mutter beugt den Kopf immer tiefer auf den Scheitel der schluchzend vor ihr Knienden und sagt schamhaft leise und doch mit einer Opferfreudigkeit, die sich nicht scheut, sich selber preiszugeben: „Meinste, dir alleine tut es so gehn? Es tut vielen so gehn — und mir — deiner Mutter — is es auch so ergangen."

Das ist die schönste Szene des Buches. Sie prägt sich tiefer als alle andern ein, aber wenn man nachher den Roman in Gedanken durchgeht, findet man sofort, daß sie zu dem eigentlichen Thema gar keine Beziehung hat. Denn das Thema, das ist doch offenbar der Landhunger der in die große Steinwüste Berlin eingeschlossenen Bevölkerung. Hat Clara Viebig früher die gewaltige Saugkraft Berlins dargestellt, das unersättlich Menschen und Felder an sich reißt und die Bauern der Umgegend reich macht, aber auch entwurzelt, so versucht sie jetzt den späteren Rückschlag zu schildern: die Abwanderung der unbefriedigten, von der Natur getrennten Menschen in die Vororte, die Gartenstädte. Seit Jahren ordnet sie ihre Zeitromane einem großen Plan unter und schafft nach Möglichkeit lose Verbindungen zwischen den einzelnen. So wird auch „Eine Handvoll Erde" durch ein schwaches Fädchen an ein früheres Werk geknüpft, an „Die vor den Toren". Nur daß die dumpfe Sehnsucht, von der die Leute vor den Toren in die Verlockung der Riesenstadt gerissen wurden, jetzt umgekehrt wieder dem freien Lande gilt. Die Reichen ziehen in Gartenstädte, die Armen in Laubenkolonien. Aber grade die schönste Szene des Buches ist, wie gesagt, durch diese Entwicklung nicht bedingt. Auch sonst ist die Verknüpfung und Handlungsführung nicht straff und zwingend. Ja, am Schlusse hat Clara Viebig die aufgenommenen Fäden einfach sinken lassen, als hätte sie keine Lust mehr gehabt, erzählerisch ganz durchzuhalten, oder als hätte sie befürchtet, in ausgefahrene Geleise zu rutschen. Man bleibt zwar nicht im unklaren über die ferneren Schicksale der verschiedenen Personen, aber man möchte manches doch noch ausgeführter sehen.

Es ist auch nicht zu verkennen, daß Clara Viebig sich in ihren Gestalten wiederholt. Der Säufer, der sich in seiner Laube erhängt, hat dieses Geschäft schon mehrfach auf ähnliche Weise und aus ähnlichen Gründen in ihren Büchern geübt, und die sinnlichen Frauenzimmer kennen wir allmählich auch. Um so lieber kehren alle Gedanken zu Mine Reschke zurück. Zwar ist ja auch diese schmerzensreiche Mutter eine ständig vertretene Lieblingsfigur der Viebig, aber sie ist doch jedesmal wieder neu und schön, weil sie immer wieder erlebt und in Herzenstiefen gewärmt ist. Um ihretwillen wird man den Roman lesen und trotz vieler Bedenken wohl auf der Gewinnseite buchen.

Wesentlich länger beschäftigt das neue große Werk von Jakob Wassermann: „Das Gänsemännchen" (Berlin, S. Fischer). Was die Schöpfungen der letzten Jahre schon ahnen ließen, wird darin bestätigt: daß nämlich der Fürther Erzähler, der Grübler „aus Judas finstrem Stamme", innerlich immer freier wird, daß er sich Schritt für Schritt aus seinem dunklen Schacht emporgräbt und dem Lichte langsam näherkommt. Respekt vor dieser tapferen Bemühung, sich aus der starren Selbsthaft zu erlösen und den Weg ins Land der Menschen zu finden! Die „sonnenhaften" Augen lassen sich zwar gewiß nicht erwerben, alle Belastungen seiner Natur wird auch Wassermann nicht überwinden, aber indem er der Welt ein immer größeres Recht einräumt, ist er auf gutem Wege. Man merkt das an jedem seiner neueren Werke: das Schemenhafte weicht mehr und mehr zurück vor dem Körperhaften; jeder Schritt ist ein Fortschritt. Ich halte das „Gänsemännchen" für das Beste und Bedeutendste, was wir bisher aus seiner Feder haben.

An Daniel Nothafft, dem Helden, ist das zwar zunächst nicht zu erkennen. Er ist natürlich wieder Künstler, und zwar wieder einer von der unausstehlichen, sentimentalischen Sorte. Ein „problematisches Individuum" schon als Kind: Wildheit, Verstocktheit, Härte, Ungeduld, selbstsüchtiges Beharren auf seinen Einbildungen werden ihm nachgesagt. Es scheint, als hätte das Schicksal in das Gemüt des Knaben etwas von dem törichten und quälenden Haß fließen lassen, den die Mutter während ihrer Schwangerschaft genährt hat. Als Jüngling und Mann geht er, ein Fanatiker seiner musikalischen Sendung, durch die Welt: verbohrt in sich selbst, maßlos, lieblos, rücksichtslos, kunstbesessen und kunstzerfressen, ein Maulwurf, der blind seinen Gang wühlt und für Himmel und Erde sonst keinen Sinn hat. Auf Kosten des Menschen speist er wie Hebbel sein Talent, und was in seiner Kunst als Flamme brennt oder brennen soll, das ist in seinem Leben ein böses, unheilgebärendes Feuer. Jeder tieferen Liebe unfähig, richtet dieser von innen nach innen schauende Visionär die Unglücklichen, die ihn lieben und sich für ihn opfern, zugrunde, ohne es in seiner maßlosen Ichsucht zu ahnen. Er überwirft sich mit allen Menschen; er ist fühllos gegen fremdes Leid; er ist nur beredt, wenn er von sich selbst spricht; er hat gar kein Verhältnis zur Natur; er ist störrig zum Verzweifeln und fletscht oft mit einem „bösen Affenausdruck" seines Gesichtes die Zähne — ein Monomane, dem jeder gern aus dem Wege geht und an dessen Rockschoß sich immer nur ein paar Weiber zu hängen pflegen, rührende oder seltsame Geschöpfe mit Marterwollust oder Apostoldrang.

Digitized by Google

Zwei Schwestern sind es hier, zwischen denen Daniel Nothafft steht; zwei Schwestern, die dem Musiker wie Moll und Dur erscheinen, deren jede die Ergänzung durch die andere verlangt. Er heiratet zunächst die stille, überempfindsame, opferselige Gertrud, um fast im gleichen Augenblick zu erkennen, daß es die andere, die schöne, harmonische, helle Lenore ist, die er liebt. Auf keine will er verzichten. „Es gibt im Leben jedes Mannes eine Frau, in der ihm die Mutter wieder jung wird, an die ihn eine unsichtbare, unzerreißbare Nabelschnur bindet. Und es gibt eine andere Frau," sagt Daniel, „die ist mein Geschöpf, die Frucht meiner Träume, die hab' ich aus meinem Blut gezeugt, die muß mein sein, oder ich sterbe vor Einsamkeit und Sehnsuchtswut." Und der Maßlose verlangt von seiner Frau das Ungeheuerliche, daß sie sich — wie soll ich es ausdrücken? — mit der Schwester in ihn teilt, daß sie ihm die Schwester als Geliebte gibt und selber als seine „junggewordene" Mutter bei ihm bleibt. Die zartesten Worte können das Unmögliche und Unzarte solch eines Verhältnisses nicht verschleiern.

Aber gerade hier muß man Wassermann bewundern. Mit schlafwandlerischer Sicherheit geht er auf dem schmalen Grat, wo jeder Schritt ein Wagnis ist. Es gelingt ihm, die beiden Frauen so zu halten, daß das natürliche Gefühl sich nicht gegen sie empört, ja, daß um Lenore, um diese Schwester, die doch eigentlich die unverzeihlichste Rolle in dem Drama zu spielen hätte, bis zuletzt ein Hauch von Reinheit und innerer Harmonie wittert. Was nach jeder Andeutung nur peinlich und schmierig wäre, wird durch die Darstellung tragisch. Noch niemals hat der dunkle, grübelnde Nachtmensch Wassermann einen so hellen und tätigen Tagmenschen schaffen können wie Lenore. Man fühlt, wie er selber sie liebt, wie die Welt ihm kälter und leerer erscheint, als sie ins Grab sinkt. Beide Schwestern sterben. Gertrud, die stumm ergebene, die „ja auch eine Kreatur" ist, erhängt sich; Lenore verblutet im Wochenbett. Daniel aber fällt nach einiger Zeit einem dirnenhaften Geschöpf anheim, dem „eitlen und seelenlosen Geist eines Spiegels", der schönen Dorothea Döderlein, die ihn betrügt und die ihm, als er sie in einer unzweifelhaften Situation ertappt, durchbrennt.

Unwillkürlich drängt sich jedem literarisch unterrichteten Menschen hier der Name Gottfried August Bürgers auf die Lippen. Dieses haltlose und schlackige Genie ist ja in ein ebensolches entwürdigendes Doppelverhältnis hineingeraten, hat die ältere Schwester geheiratet mit der Leidenschaft für die jüngere im Herzen und ist unter Zustimmung der still duldenden Frau zu Molly, der jüngeren, in folgenschwere Beziehungen getreten. Nach dem Tode der legitimen Gattin hat er die Schwester dann geheiratet, um sie bald im Wochenbett zu verlieren. Und auch er geriet in dritter Ehe an ein Luderchen, das ihn links und rechts betrog und nach dem Wort eines Zeitgenossen „die Schatten seiner seligen Frauen an ihm rächte". Zweifellos hat Wassermann dieses Bürgersche Schicksal vor Augen gehabt, obschon er sich im einzelnen natürlich nicht daran gebunden hat. Aber er hat nicht nur mit den Namen gespielt, indem er die Molly Leonhart des Lenorendichters zur Lenore machte und die Dorette als Dorothea den Platz wechseln hieß — es ist auch sicher kein Zufall, daß Daniels dritte Frau, das Dirnchen, in trüben Beziehungen zu einem Schauspieler E. Hahn steht. E. Hahn war der Mädchenname von Bürgers dritter, höchst fleckiger Gattin, die später als Schauspielerin ihr Leben fristete.

Von dem geschichtlichen Beispiel wich der moderne Erzähler vornehmlich in der Schlußwendung ab. Gottfried August Bürger erholte sich von der letzten trüben Ehe-Erfahrung nicht mehr und ging zugrunde. Daniel Nothafft jedoch wird durch das Unglück geläutert. Eine sehr kühne Symbolik, die zuerst nichts weiter als ein anzüglicher Witz ist, verbindet ihn, den Mann der beiden Frauen, mit dem berühmten Gänsemännchen Nürnbergs, das geruhig links und rechts je einen der angenehmen und nützlichen Martinsvögel unter dem Arm trägt. Das Verletzende, was etwa in dem Bilde liegen könnte, wird auch in diesem Falle durch die Darstellung ganz aufgehoben. Aus dem bösen Witz wird eine tiefe Wahrheit geholt; das Gänsemännchen, das jahrhundertelang über den Markt sieht und immer mitten im Leben steht, verhilft dem weltblinden, in sich eingeschlossenen Daniel zu neuen Erkenntnissen. Es sagt ihm: Immer hast du im elfenbeinernen Turm gewohnt, und wohlverwahrt war deine Seele. Wie wenn ein Schwimmer sich mit Fett einreibt, bevor er sich ins Wasser stürzt. Du hast gelitten; das Gift des Nessushemds hat deine Haut verbrannt, und der Schmerz hat sich in süßen Klang verwandelt. So sind sie, die Schöpfer, unverletzlich und unnahbar, so denkst du sie, nicht wahr? O, hättest du lieber nicht im elfenbeinernen Turm gewohnt! Wärst du empfindlicher gewesen und weniger wohlverwahrt! Hättest du doch gelebt, gelebt, gelebt, ganz wahr und ganz nah wie ein Nackender im Dornendickicht! Immer eifriger predigt das Gänsemännchen. Nur im Ringen gegen deine Finsternis und beschränkte Qual, ruft es, ist dein Werk gewachsen, unfrei vor den Menschen, ungesegnet von Gott! Bilde dir nur nicht ein, daß du das Leiden der Welt getragen hast, dein eigenes hast du getragen, liebend-lieblos, selbstlos-selbstsüchtig, Unmensch, der du warst, Unbürger! Wende deinen Blick ab vom Phantom und werde erst Mensch, dann kannst du Schöpfer sein! Wie kann einer Schöpfer sein, der die Menschheit in sich verkürzt und betrügt? Es geht nicht ums Können, Daniel Nothafft, es geht ums Sein!

Auf solche Weise hilft das Gänsemännchen,

Digitized by Google

daß Daniel, der in sich selbst gefangen war, die Kette zerbricht und frei wird. Seit Jahren ist hier mit andern Worten dem Fürther Dichter etwas Ähnliches gepredigt worden. So liebe ich den Schluß, den Wassermann seinem Buche gab, wegen der Erkenntnis, die sich darin auftut, aber — ich glaube nicht daran. Die Daniels gehn ihren Weg nicht aus einem ablegbaren Irrtum und Eigensinn, sondern aus einem Zwang ihres Wesens heraus, und eine vollständige Befreiung wäre eine vollständige Selbstvernichtung. Aber noch einmal: ich freue mich der Erkenntnis, die hier durchschlägt, die gewiß in Schmerzen errungen ist und deshalb auch weiterbringt.

Noch vieles wäre über den mehr als 600 Seiten umfassenden Roman zu sagen. Es wäre die Kunst zu rühmen, mit der Wassermann seinen Helden jeden Augenblick im Musikalischen hält, daß er an keiner Stelle wie ein verkappter Dichter wirkt. Es wären Gestalten zu rühmen wie neben den beiden Schwestern der alte Inspektor Jordan, ihr Vater; es wäre aber auch zu bemerken, daß andre nicht ganz aus dem Schemenhaften, Romantisch-Phantastischen herauskommen, wie die gräßliche, haßgenährte, Süßigkeiten naschende Philippine mit den froschhaften Händen oder der zum Erzbösewicht, zum heimlichen Feind der Menschheit aufwachsende „Nero unsrer Zeit", Herr Carovius. Beide sind wohl mehr aus der Literatur als aus dem Leben entsprungen: sie kommen direkt von E. Th. A. Hoffmann. Möge das romantisch-spukhafte Element, das der Kriegssturm wohl gründlich aus der Dichtung hinausfegen dürfte, hier auch bei Wassermann seine Abschiedsvorstellung gegeben haben!

Nun aber Trab, mein Rößlein — wir müssen uns tummeln! Wir müssen uns tummeln, um aus dem großen Nürnberg auf die Waldwiese am Traulenbach zu gelangen, wo die tausendjährige Linde steht und ein Blumenelf auf Erlösung wartet. In einer Einsamkeit, die noch kein Klang der aufgeregten Zeit berührte, liegt die Wiese unter Sonne, Mond und Sternen da, und der märchenfrohe, naturselige Waldemar Bonsels erzählt in „Himmelsvolk", einem Buch von Blumen, Tieren und Gott (Berlin, Schuster & Loeffler), was sich auf ihr zutrug. Ein Blumenelf, der die Sonne gesehen hat und deshalb nicht mehr in seine Heimat zurückkehren darf, läßt sich auf ihr nieder, spricht mit den Tieren, hört die rauschenden Erzählungen der alten Linde, erfüllt sich immer mehr mit Glück und Leid der Sterblichen, daran er nicht Teil haben soll, und darf, von himmlischer Liebe gerettet, beim letzten Lerchenlied heimfliegen. Das ist märchenhaft hübsch erdacht, ohne in sich ganz klar zu sein. Besonders der christlich umsponnene Schluß will mir nicht recht stimmen. Die Hauptsache bleibt auch, was sich unterwegs um das dünne Fädchen der Märchenhandlung herumhäkelt: Gespräche, Abenteuer, Erzählungen der Tiere. Da plaudern Kuno, der Star und Onna, die Bachstelze; die weise, alte Eule Uku philosophiert, und Hassan der Igel kämpft mit Ala, der Kreuzotter; ein ergötzliches Wildentenpaar hinterläßt den angenehmsten Eindruck, und die tragische Geschichte des falschen Laubfrosches Jen würde uns am Ende die Laune trüben, wenn der humorvoll resignierte Maikäfer uns nicht gleich darauf zu seiner sorglosen Weltanschauung bekehrte.

Es ist das Dichterische an Bonsels, daß er die vierbeinige oder beschwingte Kreatur nicht als bloße Maske des Menschlichen nimmt, sondern sie aus der eigenen Natur in Liebe zu begreifen trachtet. Aber er hat da ein großes Vorbild, das er weder vergessen noch erreichen kann. Ich meine natürlich Rudyard Kipling. Er verhält sich zu ihm, wie seine freundliche Waldwiese am Traulenbach zum indischen Urwald. Wenn man an Schier Khan, den alten lahmen Tiger, an Akila, den grauen Wolf, an Balu den Bären und Kaa, die bunte Riesenschlange denkt, dann hat unser Holsteiner leider Gottes schon halb verspielt. Man möchte um seinetwillen ja gern jede Erinnerung an das Dschungelbuch bannen, aber er selbst stößt uns mit der Nase darauf. Da läßt er das von den Bewegungen der Giftschlange, der Kreuzotter gebannte Eichhorn Li einen schaukelnden Verzweiflungstanz beginnen, der es doch nicht vom Fleck bringt, — ja, wem sollte da nicht der Hungertanz der Riesenschlange Kaa einfallen, diese unvergeßliche Szene, in der das Affenvolk wehrlos und zitternd der furchtbaren Feindin entgegenstürzt? Und wenn der Blumenelf weint, was noch niemals ein Blumenelf gekonnt hat, so muß man doch an Mogli denken, in dessen Auge die erste Träne als „Schmerzenszeichen seines Menschentums" tritt. Es war nicht klug von Waldemar Bonsels, so nahe an einen Größeren heranzugehn. Gewiß gelingt es auch ihm manchmal sehr hübsch, das Wesentliche eines Tieres zu erfassen (Hassan, der Igel) oder eine packende Darstellung zu geben wie jene des wilden Kampfes zwischen Fuchs und Marder, aber ebenso oft scheint mir Tiefe der Charakteristik und Folgerichtigkeit zu mangeln. Es ist offenbar eine Entgleisung, wenn man einen sonnenscheuen Dämmerungs- und Nachtvogel wie die Eule von einer „hellen Welt unvergänglicher Freuden" sprechen läßt. Eulenideale müssen notgedrungen dunkel sein.

Trotzdem wird man Bonsels ohne Besinnen einen Dichter nennen. Er hat echte Liebe; er erzählt mit einer Einfachheit und Innigkeit, der man sich nicht entziehen kann. Ab und zu scheint es, als wolle er aus dem Einfachen ins Simple fallen und als wäre er in Gefahr, aus dem Schlichten und Innigen eine literarische Manier zu machen, wie es die alten Romantiker wohl taten. Aber das geht vorüber, und es steckt echte Ergriffenheit dahinter, wenn er von der Schönheit der Erde, von Gott, von der Herrlichkeit des Menschentums und von der Liebe, dem Wunder aller Wunder, redet. Alles, was

Digitized by Google

Friesisches Interieur. Gemälde von Martin Rau

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

wir erleben, sagt er, kann uns nicht größer erscheinen, als unser Herz groß ist. Und das Buch, das Märchenbuch von Blumen, Tieren und Gott, schließt er mit dem Satze: „Wir sind alle aus der Freude geboren und kehren zu ihr zurück."

Eine Novelle „Napoleon" von Carl Sternheim (Leipzig, Kurt Wolff) entstammt dem Kreise der Allermodernsten, die sich in den „Weißen Blättern" ihr Organ geschaffen haben. Man muß auch einmal in neue Töpfe gucken, selbst auf die Gefahr hin, von dem aufsteigenden Wrasen unangenehm berührt zu werden. Aber ich merke, daß ich mit diesem Bilde schon im Milieu der Napoleon-Novelle bin. Sie hat nämlich weder mit dem ersten noch mit dem dritten Napoleon zu tun, sondern mit einem Koch — mit dem Koch der Köche, der sein Handwerk als Kunst betreibt. In der Entwicklung dieses Kochs spiegelt sich die Entwicklung Frankreichs etwa zwischen 1840 bis 1880 sozusagen gastronomisch oder gastrosophisch wider. Herr Napoleon beginnt zur Zeit des Bürgerkönigtums mit Verabreichung saftiger Hausmannskost: Inbegriff guter Nahrung ist ihm das Rind, und „wie aus Betonklötzen" baut er dessen beste Stücke in den leeren Magen seiner Gäste hinein. Dann, im Wandel der Zeit, wird er unter dem üppigen second empire der König der „leichten Platten", der großartigen Luxusdiners, und es ist nun furchtbar komisch, wie mit äußerster Sachlichkeit der Zusammenhang seiner jeweiligen allgemeinen Ideale mit seiner gastrosophischen Erkenntnis und Entwicklung dargestellt wird. Selbstverständlich liebt und schätzt er in den Tagen, wo er die bei ihm essende Menschheit mit wundervollen, halbblutigen Rindslendenstücken sättigt, ein anderes Weib als später, wo er Taubenpüree mit frischen Champignons, Spargelspitzen, Muschelgerichte und dergleichen anrichten läßt. Ich muß es mir versagen, seine vom deutsch-französischen Krieg stark beeinflußte Weiterentwicklung am Kochherd der Zeit hier zu verfolgen. Das Interessanteste bleibt die gewichtige Sachlichkeit, mit der Carl Sternheim seinen Kasserollenhelden begleitet. Er erzählt von ihm mit unerschütterlichem Ernst, fast im großen Stil der klassischen Novelle. Daraus ergeben sich natürlich höchst lächerliche Wirkungen. Ich nehme an, daß sie beabsichtigt sind, aber geradezu schwören will ich doch nicht darauf. Denn der rein ästhetische Spieltrieb mancher Kunstsnobs bekommt mehr fertig, als der naive Mensch ahnt. Bis auf weiteres jedoch schätze ich die Novelle als bewußte literarische Kuriosität ein, in der eine wahrlich nicht gewöhnliche Stilkunst ihr geistreiches, aber wenig sättigendes Spiel treibt.

Fahren wir mit einem leichten Weinchen fort, mit einem spritzigen Mosel, der keinem etwas tut. Rudolf Presber, das vielgewandte Frankfurter Kind, kredenzt ihn in einem heiteren Geschichtenbuch: „Der Don Juan der Bella Riva" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die vergnügliche Art dieses netten Plauderers ist ja urbi et orbi bekannt. Ob er von dem überzeugten Monokel-Don Juan Karl Egon plaudert oder von der fatalen Situation, die seinen Exzellenz-Onkel zur Aufgabe des Hofdienstes nötigt, ob er vom Reitpferd Isidor erzählt oder seine Lausbubenstreiche gegen die „üble Blondine" und den zaubernden Onkel Eduard zum Besten gibt, — immer wiegt er sich auf feuilletonistischen Wellen, die schaukelnd seine leichte Fracht zum nicht weit gesteckten Ziele tragen. Abgesehen von der erzählerischen Pointe des Ganzen, hat jeder Satz da beinahe noch seine eigene Pointe, so daß die Fahrt meist netter ist als das Ziel, das in einem Anekdötchen, einer Verwechslung, einer komischen Situation, einem Lausbubenstreich gipfelt. Es ist das Sympathische an Presber, daß er immer auf seiten eines gesunden, warmen, natürlichen Gefühls steht und von hier aus Modetorheit und Gesellschaftslüge, Korrektheit und Eitelkeit liebenswürdig hechelt. Seine Bolzen fliegen ja allerdings immer nur gegen Dinge, über die jeder vernünftige Mensch derselben Meinung ist; sie sind auch nur so weit gespitzt, daß sie gerade kitzeln und nicht ernsthaft verwunden. Denn eigentlich liebt und braucht Presber das Affentheater, über das er sich heiter mokiert. Er gehört zu den nicht seltenen Menschen, die je nach Temperament über gesellschaftliche Verpflichtungen und Abfütterungsabende spötteln oder fluchen, aber nichtsdestoweniger zur bestimmten Stunde in den Frack fahren und die Komödie mitmachen. Deshalb beißt die Presbersche Satire niemals ernsthaft, und den größten Spaß haben sicher gerade wieder die Gesellschaftsmenschen daran.

Die „Gesammelten Werke" von Peter Rosegger, die der Verlag von L. Staackmann in Leipzig herausgibt, bedürfen keiner Besprechung, nur einer Anzeige. Wenn man diese schlichten, würdigen Bände (es sollen 40 werden) durchblättert, hier einen Augenblick bei Bekanntem verweilt, dort Vergessenes auffrischt und fast wider Willen an vielen Stellen hängen bleibt, so fühlt man reiner und stärker als vor dem einzelnen Werk, welch ein prachtvoller Volksschriftsteller Peter Rosegger zeitlebens gewesen ist. Man hat im besonderen manchmal mit ihm gemäkelt — gut! Aber nun, aufs Ganze hin betrachtet, hat man doch nur Dank und Freude. Immer hat er das Herz des Volkes gestärkt, gelabt und tapfer erhalten. Nichts hat er geschrieben, was dieses Volk hätte verwirren, unsicher machen oder gar entmutigen können. Das muß ein schönes Bewußtsein in der Abenddämmerung sein — doppelt heute, wo die Nation der härtesten und blutigsten Prüfung unterworfen wird. Wenn der alte Peter nun sieht, wie sie diese Prüfung besteht, dann darf er stolz empfinden, daß auch er dazu geholfen hat. Es gibt nur sehr wenig lebende Dichter, die gleiches von sich sagen dürfen.

Digitized by Google

Besuch

Ballade von Marx Möller

Der alte Diener hat's wieder nicht leicht.
„Johann, das ist nicht die richtige Weste!
Und Du hast mir den falschen Kragen gereicht!
Und in einer Stunde kommen die Gäste!
Ist alles drüben zur Bowle bereit? —
Wissen die Diener wohin sie gehören? —
Wer klingelt da noch? — Ich hab' keine Zeit! —
Wer will denn jetzt so spät hier noch stören? —

Klink! Klink! — Was? — Wie? — Ein Geistlicher? — Nein! —
Sie sind in die falsche Tür getreten!
Hochwürden werden im Irrtum sein!
Ich habe um Ihren Besuch nicht gebeten.
Ich erwarte Gäste. — Eil Dich, Johann! —
Da draußen steht ja deutlich mein Name!
Was sehen Sie mich denn so ungläubig an?
Wer schickte Sie denn hierher?" — „Eine Dame."

„Eine Dame?" — „Ja, eben." — „Wie sah sie denn aus?" —
„Sie nannte ganz deutlich mir Ihren Namen;
Und sie führte mich eben hierher bis ans Haus." —
„Sie sehen ja, daß Sie unrichtig kamen.
Sie sehen, daß Sie im Irrtum sind." — — —
Er streicht sich nervös die Schläfen, die grauen;
Und der Geistliche blickt wie ein ängstliches Kind,
Als könnte er Augen und Ohren nicht trauen.

Und in dem Blick liegt bezähmende Macht. —
„Seltsam, daß Sie ins Haus hier so brechen.
Heut' Morgen hab ich daran noch gedacht

Digitized by Google

Mit einem Geiſtlichen einmal zu ſprechen — — —
Wir hätten faſt eine Stunde Zeit — —
Tagsüber fehlt es an Sammlung ja immer —
Da Sie mal hier ſind . . . ich bin bereit . . .
Bitte, Hochwürden, hier iſt das Zimmer."

Im Arbeitszimmer liegt dämmerndes Licht.
Auf dem Schreibtiſch, an den der Pfarrer getreten,
Steht im Rahmen ein Bild; es zeigt das Geſicht
Der Dame, die ihn eben gebeten;
Sie trägt eine weiße Strähne im Haar;
Ihre Augen ſeh'n wie in bangem Verlangen,
So, wie ſie zu ihm gekommen war;
So war ſie neben ihm eben gegangen!

Und der Andere ſpricht. Und der Prieſter hört an.
Die Welt iſt verſunken. Der Himmel liegt offen.
Und dann auf einmal bricht der Mann
Tot zu Boden, vom Herzſchlag getroffen.
Sein Herz ſteht ſtill. Seine Augen ſind leer.
Der Diener kommt und kann es nicht faſſen.
„So rufen Sie doch die Dame her!
Sie hat mich eben ja rufen laſſen!

Die gnädige Frau, die bei mir war!
Die es ſo ängſtlich und eilig hatte!
Die mit der weißen Strähne im Haar!
Ich denke, der Herr hier war doch ihr Gatte?
Hier ſteht ja ihr Bild! Ich erkenn' ſie genau!
Wo iſt ſie? — Die muß doch jetzt Nachricht haben!! — "
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
„Das iſt — das war — unſre gnädige Frau. —
Die haben wir doch vor drei Jahren begraben."

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 15. Januar 1916

1914 regte der Papst eine Pause der Kämpfe zu Weihnachten an, aber sein Vorschlag scheiterte daran, daß nicht alle Gegner am selben Kalendertage Weihnachten feiern. 1915 ist eine solche Anregung nicht wieder gemacht worden, dafür ist wie von selbst eine Pause eingetreten, so daß fast auf allen Kriegsschauplätzen die Weihnachts- und Neujahrstage ruhig verliefen. Aber an einer Stelle mindestens ist doch wieder etwas Entscheidendes geschehen.

Am 12. Dezember wurden Doiran und Gewgheli von den Bulgaren genommen. Bis auf die Gefangenen befand sich damit auf mazedonischem Boden kein Engländer und Franzose mehr; die Eroberung des serbischen Mazedoniens war beendet, und die Frage entstand, in welcher Weise der Feldzug gegen die Hilfstruppen der Entente zu Ende geführt werden würde, die auf griechisches Gebiet zurückgegangen waren. Aus politischen Rücksichten auf Griechenland machte der weitere Vorstoß der verbündeten Truppen von Norden her an der griechischen Grenze halt und ist bis jetzt auch dort stehen geblieben.

Diesem Abschluß entsprach auf dem anderen Flügel die vollständige Räumung von Gallipoli. Am 19. Dezember wurden die Gegner von den Türken bei Anaforta und Ari Burun vollständig geschlagen, am 20. gab England amtlich bekannt, daß es seine sämtlichen Truppen von der Suvla-Bai zurückgezogen habe und am 9. Januar folgte die Meldung, daß auch aus Sedd ul Bahr der Feind von den Türken vertrieben worden sei. Damit gehören diese Namen, die monatelang in den Berichten der Heeresleitungen erschienen, nun der Geschichte an als ruhmvolle Erinnerungen der türkischen Armee. Im Unterhaus hat man zwar von einer „erfolgreichen Zurückziehung" der englischen Truppen gesprochen und sich damit getröstet, daß man ja den Eingang der Meerengen noch beherrsche. Aber auch in England selbst wird man darin keinen Trost sehen. Gegenstand des Kampfes war doch nicht, die Türkei am Austritt aus den Meerengen zu verhindern, sondern der Versuch der Ententemächte, in die Meerengen hineinzukommen und den Russen zur Eroberung Konstantinopels die Hand zu reichen. Dieses Unternehmen, an das fast ein Jahr lang große Opfer an Truppen, Munition und Geld gesetzt worden sind, ist vollständig gescheitert; von einem fürchterlichen Fehlschlage sprach der Irenführer Redmond im englischen Parlament. Die englische Regierung hat sich zu diesem Rückzuge, mit dem sie den Angriff auf die Dardanellen endgültig aufgab, auch erst entschlossen, nachdem Kitchener sein Gutachten dahin abgegeben hatte, daß der Angriff nicht gelingen werde. Sie hat es damit nicht auf das letzte ankommen lassen, sondern in freiwilligem Rückzuge sich allerdings die Möglichkeit gerettet, Truppen und Material von Gallipoli wegzuziehen und nach Saloniki herüberzutransportieren.

Noch niemals in der Geschichte der orientalischen Frage haben die Meerengen einen derartigen Angriff auszuhalten gehabt, noch nie ist die Türkei mit solchen Mitteln im Kern ihrer Machtstellung angegriffen worden. Daß sie sich trotzdem gehalten hat, ist ein starkes Zeichen ihrer Kraft. Die alte Zähigkeit des türkischen Soldaten hat sich wieder ausgezeichnet bewährt und die Unterstützung durch die deutsche Militärmission, durch deutsche Führung und deutsches Material haben, ebenso wie die deutschen Marinestreitkräfte im Schwarzen Meere, dabei höchst erfolgreich mitgeholfen. So gelang es, die Aufgabe glänzend zu lösen, die der Türkei hier gestellt war. War doch der Angriff auf Serbien nur durchführbar, wenn zugleich auf dem anderen Flügel die Verteidigungsposition so gehalten wurde, wie es geschah. Manche Stunde und mancher Tag der Sorge liegt hinter uns mit dieser Geschichte der Angriffe auf die Dardanellen. Manchmal drohte die Lage kritisch zu werden, nicht weil die Türken müde und schwach geworden wären, sondern weil es an Munition zu fehlen begann, für die in früherer Zeit nicht vorgesorgt worden war und die während des Krieges nicht durch Rumänien durchgeführt werden konnte. Nunmehr ist dieses Kapitel geschlossen und beide Heeresleitungen, die deutsche wie die türkische, können mit vollster Genugtuung auf eine Aktion zurückblicken, in der Mut und Zähigkeit hervorragend bewiesen wurden, und in der jeder an seiner Stelle die Aufgabe erfüllte, die ihm die Gesamtleitung gestellt hatte.

Auch auf dem rechten Flügel, wenn wir den Vormarsch durch Serbien als das Zentrum bezeichnen, ist eine Entscheidung gefallen, in Montenegro. Dieser Kriegsschauplatz war den Österreichern und Ungarn überlassen, die von Norden und Osten auf das sehr schwer anzugreifende Land eindrangen. Am 16. Dezember waren mit der Einnahme von Bjelopolje die Montenegriner vom letzten Stück bosnischen Bodens vertrieben. In mühsamen Gebirgskämpfen wurde die Front dann weiter nach Westen vorgeschoben bis zur Linie Djakova, Berane, Lauf der Tara, Hum. Von Nordwesten

Digitized by Google

her und längs der Küste rückte man gleichfalls vor und hier gelang ein entscheidender Erfolg in dreitägigen Kämpfen mit der Einnahme des Lovcen, die am 11. Januar von dem österreichisch-ungarischen Generalstabe gemeldet wurde. Schwere Artillerie, Marine und Infanterie wirkten ausgezeichnet zusammen gegen den erbitterten Widerstand des Feindes und die Schwierigkeiten, die der Karst mitten im Winter dem Angriff entgegenstellte. Wer sich früher die Karte ansah, bemerkte gleich, daß dieser 1700 Meter hohe Lovcen strategisch höchst unbequem für die österreichisch-montenegrinische Grenze liege. Dieses Bergmassiv war seit Jahren befestigt und zur Verteidigung eingerichtet und galt als stärkste, ja uneinnehmbare Befestigung Montenegros. Natürlich spielte es als solche eine große Rolle in den strategischen Erwägungen auch der Italiener. Unseren tapferen Verbündeten ist es gelungen, alle Schwierigkeiten überwindend, sich diesen ungeheuer wichtigen strategischen Punkt zu sichern, von dem der Weg nach Cetinje frei ist. Am 13. Januar sind denn auch schon die österreichisch-ungarischen Truppen in der Hauptstadt Montenegros, in Cetinje, eingerückt. Damit steht nun auch Montenegro unmittelbar vor dem Zusammenbruch. König Nikita hat seine Hauptstadt längst verlassen, man weiß ebensowenig, wo er sich befindet, wie man das von seinem früheren Schwiegersohn, dem Serbenkönig Peter, weiß. Mit raschen, glänzenden Schlägen führt Österreich-Ungarn den Feldzug gegen einen argen Störenfried zu Ende, den jetzt ein verdientes Schicksal erreicht. Und Österreich-Ungarn hat nun bald alle Faustpfänder in der Hand, mit denen und im Bunde mit uns seine Stellung an der Adria und im Westbalkan so ordnen kann, wie es dauernd seinen Lebensbedürfnissen entspricht.

⁂ ⁂ ⁂

König Viktor Emanuel ist der Schwager des Serbenkönigs und der Schwiegersohn des Königs von Montenegro — keinem seiner beiden Verwandten hat er helfen können. Seit acht Monaten bluten seine Soldaten an den Stellungen vor Görz und am Isonzo. Am 16. Dezember wurde die Beendigung der vierten Isonzoschlacht gemeldet, in der die italienische Kriegsmacht abermals nicht ein Stück vorangekommen ist. Auf 70 000 Tote und Verwundete wurde ihr Verlust in dieser vierten Schlacht am Isonzo angegeben. Ist so Italien mit seiner Hauptmacht im Norden und Nordosten gefesselt, so hat es nicht vermocht, in den Balkankämpfen irgendwie entscheidend einzugreifen. Darum bedeuteten auch die Landungstruppen Italiens nichts, die am 21. Dezember aus Valona nach einem beschwerlichen Landmarsche in Durazzo angekommen sind. Sie finden in dem Lande Tausende von hungernden und demoralisierten Serben vor. Alle höheren Verbände dieser geflüchteten serbischen Truppen sind aufgelöst worden, sie liegen hundert Kilometer von den Häfen zerstreut und müssen erst wieder geordnet, genährt und montiert werden. Das wird Zeit in Anspruch nehmen, und erst dann könnte ein weiterer Vormarsch nach Osten beginnen, der dieselben Bergmassen und unwirtlichen Gegenden vor sich hat, die der serbische Rückzug eben durchflutet hat. Damit können wir für die Erwägungen über das, was aus Saloniki wird, diese italienischen Bewegungen in Albanien ruhig beiseite lassen. Wohl aber wollen wir nicht vergessen, darauf hinzuweisen, welches Verdienst die österreichisch-ungarische Flotte um diese Kämpfe auf dem westlichen Balkan hat. Obwohl ein großer Teil der englischen und die ganze französische Kriegsflotte im Mittelmeer sind, beherrschen die U-Boote der Zentralmächte die Adria beinahe völlig. Und noch weniger haben die italienischen Kriegsschiffe irgendwie die österreichisch-ungarische Flotte hindern können, ihre Aufgabe glänzend zu erfüllen. Vom mare nostro hat Italien fortwährend geredet, und zum mare nostro will es in diesem Krieg die Adria machen. Aber trotz der Unterstützung durch die größte Seemacht der Welt ist es in diesem Kriege sogar von seiner Friedensstellung dort zurückgedrängt worden und haben sich die Machtverhältnisse in und auf der Adria zu seinen Ungunsten verschoben. Die Mühen des ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinands lohnen sich jetzt auf das reichste, der seit Jahren erkannt hatte, daß an dieser Stelle von Österreich-Ungarn werde gekämpft werden müssen, und der daher mit aller Kraft auf eine Stärkung der österreichisch-ungarischen Flotte hingearbeitet hat.

⁂ ⁂ ⁂

Ebensowenig wie Italien ist Rußland imstande, den vollständigen Zusammenbruch der Entente auf dem Balkan zu hindern und aufzuhalten. Zwar hat es mit einer großen Offensive am 27. Dezember begonnen. Aber sie wurde nicht, wie man ursprünglich dachte und auch wir annehmen mußten, nach Südwesten (vom russischen Standpunkte aus) angelegt, denn man fand den Mut nicht dazu, durch Rumänien zu marschieren und dieses vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Da aber einmal große Truppenmassen an der russischen Südwestfront konzentriert waren, wurden sie von ihrem Oberbefehlshaber, dem General Iwanow, natürlich im Einverständnis mit den Verbündeten, zu einem erneuten Versuch verwendet, direkt nach Westen durchzubrechen: am Dnjestr, an der Strypa, am Styr und am Kormin. Diese Kämpfe sind heute noch im vollen Gange, aber wir sind bereits zu dem Urteil berechtigt, daß auch diese Offensive schon gescheitert ist. Denn das hat dieser Feldzug bisher immer bewiesen, daß eine derartige Offensive nur dann von Sieg gekrönt ist, wenn sie gleich mit dem ersten Durchbruch wirklich gelingt. Das ist nicht geschehen. Die Tapferkeit der Österreicher und Ungarn hat auch diesen Angriff ausgehalten, und so gehen

Digitized by Google

diese Kämpfe hier wieder in die üblichen Stellungskämpfe über, die am Verlauf der Front, wie sie war, nichts Wesentliches ändern. Ist schon dieser Plan mißglückt, so ist erst recht keine Rede davon, daß die russische Offensive Truppen der Zentralmächte auf sich gezogen und so an anderen Stellen der Front schwache Punkte für uns geschaffen hätte. Trotz aller Kriegsräte in Calais kommt eben die Leitung des Feldzuges gegen uns nicht mehr dazu, weil die Entfernung zu groß und die Truppen zu geschwächt sind, eine wirkliche einheitliche Aktion zustandezubringen; jeder ficht an seinem Teil und zersplittert die Wirkung im ganzen.

So kommt es für die nächste Zeit allein darauf an, wann und in welcher Weise die drei Verteidigungsstellen der Franzosen und Engländer auf griechischem Boden, zwischen Saloniki und dem Doiransee, einem letzten entscheidenden Angriff von Norden her ausgesetzt werden. Einstweilen bereitet sich die Entente darauf vor. Sie landet jene Truppen, die von Gallipoli herkommen; neue Truppen abzugeben sind weder England noch Frankreich imstande und von italienischer Unterstützung hört man vollends nichts mehr. Der Oberbefehlshaber der Entente, General Sarrail, benimmt sich in Saloniki wie im eigenen Lande. Die Konsuln Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Türkei ließ er kurzerhand verhaften und unter geflissentlicher Mißachtung Griechenlands nach Marseille bringen. Natürlich hat diese Verletzung der griechischen Souveränität größte Erregung dort hervorgerufen. Doch hat Griechenland seine Stellung amtlich noch nicht verändert. Es wahrt nach wie vor eine für die Entente wohlwollende Neutralität und läßt sich auch diesen Übergriff zähneknirschend gefallen. Lange wird das wohl nicht mehr möglich sein. Ende Dezember ist der Feldmarschall von Mackensen in Sofia gewesen; die Verabredungen, die er dort getroffen hat, sind halbamtlich so deutlich mitgeteilt worden, daß auch unsere Gegner wissen, worum es sich sehr bald handeln wird. Auch ist es ja ganz selbstverständlich, daß unser Angriff nicht da haltmachen wird, wo die griechische Grenze läuft, während noch nicht hundert Kilometer davon die Entente sich eine Basis einrichtet, von der aus sie dauernd unseren Aktionen in der orientalischen Frage Schwierigkeiten bereiten kann. Ein Angriff auf Saloniki durch die vom Feldmarschall von Mackensen befehligten verbündeten Truppen wird daher bald auch an dieser letzten Stelle reinen Tisch machen, und wir wollen hoffen, daß Griechenland dann, wenn die Entscheidung naherückt, die Stellung nimmt, die seinen und unseren Interessen entspricht.

Leicht ist ihm das ja nicht, weil neben allem anderen dafür Beziehungen zwischen ihm und Bulgarien geschaffen werden müssen, die bisher nicht da waren. Aber was zwischen der Türkei und Bulgarien zustandezubringen war, muß auch zwischen Griechenland und Bulgarien herbeigeführt werden. Die Entscheidungen dieses Krieges sind so gewaltig und schaffen so sehr eine neue Grundlage der Machtverhältnisse auf dem Balkan, daß alte Gegensätze und Rivalitäten dagegen zurücktreten müssen. Und was ein Ausgleich, wie der zwischen Bulgarien und der Türkei im Oktober 1915 geschlossene bedeutet, das haben die großartigen kriegerischen Erfolge seitdem ja gezeigt. Nur wenn die Entente überall hinausgedrängt ist, wird es möglich sein, einen Balkanfrieden zu schließen, wie er den Fürsten und Staatsmännern der Balkanhalbinsel vorschwebte, als sie den ersten Balkanbund schlossen. Und das ist nur möglich, wenn jene Verbindung der Interessen mit den Zentralmächten geschaffen ist, wie sie erst die Türkei und dann Bulgarien im letzten Augenblick gefunden haben.

Davon ist Rumänien gegenwärtig weiter entfernt als je. Die Verhandlungen in seinen Kammern haben wiederum gezeigt, daß dort Stimmungen und Parteien aufs stärkste zerrissen sind; man beschimpft sich, man klagt sich gegenseitig an, aber man löst die bestehenden Gegensätze nicht. Es scheint wohl, daß die Neigung, an der Seite der Entente in den Krieg einzutreten, schwächer geworden ist, aber eine feste Stellung hat Rumänien noch nicht genommen; es wartet und wartet und kann sehr leicht warten, bis es für seine Entscheidung zu spät geworden ist. Die Zentralmächte brauchen die Unterstützung Rumäniens nicht mehr, und wenn auch die Zufuhr aus den beiden reichen Ernten Rumäniens, die noch im Lande liegen, für uns ganz angenehm ist, so werden wir auch ohne sie auskommen, wenn wieder Schwierigkeiten mit dieser Zufuhr entstehen sollten.

⁂ ⁂ ⁂

Von der russischen Offensive im Osten haben wir schon gesprochen. Sie hat natürlich zu einem Teil auch die deutschen Truppen berührt, wenn auch die Hauptlast in diesen Kämpfen vom 27., 29., 31. Dezember und vom 2. Januar an ununterbrochen von unserem österreichisch-ungarischen Verbündeten zu tragen war. Sonst hat sich die Kampftätigkeit im Osten auf Erkundungskämpfe und kleine Zusammenstöße beschränkt.

Auch an der Westfront hat sich Wesentliches nicht ereignet bis auf die erbitterten Kämpfe an dem vielumfochtenen Hartmannsweilerkopf vom 21. bis 23. Dezember. Man darf sich freilich nicht vorstellen, als liege nun über dieser ganzen langen Front Ruhe. Im Gegenteil. Artilleriefeuer und Fliegerangriffe reißen niemals ab und zwingen zu einer ununterbrochenen und auf die Dauer sehr angreifenden und anspannenden Wachsamkeit, die mindestens ebensoviel Kräfte verzehrt, wie ein frischer, fröhlicher Angriff.

⁂ ⁂ ⁂

Haben sich so die kriegerischen Ereignisse auf verhältnismäßig wenigen Punkten zu-

Digitized by Google

sammengedrängt, so war dafür dieser Monat sehr reich an politischen Bewegungen, sowohl bei uns, wie bei unseren Gegnern. Die Beziehungen zu Amerika sind in alter Weise weitergegangen. Ein Zwischenfall reiht sich an den anderen und gibt Anlaß zu einem ununterbrochenen Notenwechsel, der auf die Dauer für die Beziehungen zwischen zwei Staaten niemals förderlich wirkt. Die Angelegenheit der Ancona, an der Österreich-Ungarn beteiligt war, ist durch dessen zurückhaltende Erklärung aus der Welt geschafft worden. Vielleicht daß in den Verhandlungen des Kongresses, der seit Anfang Dezember tagt und bis in die Mitte des nächsten Jahres verhandeln wird, eine andere Richtung zu Wort kommt, als die, welche die Vereinigten Staaten bisher amtlich gegen uns vertreten haben. Viel Aussicht ist aber dazu nicht.

Wichtiger ist die große politische Entscheidung, die in England gefallen ist. Worum man sich lange Jahre in zahllosen Volksversammlungen, Flugschriften und Reden gestritten hat, ist in den ersten Januartagen 1916 wenigstens zu einem Teil Ereignis geworden: England hat sich entschlossen, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Der Zustrom, den die Werbung zur Armee brachte, wurde in der zweiten Hälfte 1915 schwächer und schwächer. Das erklärte sich auch leicht. Die Armee, die England auf den Beinen hielt, gut ausgerüstet, gut verpflegt und gut geschult, war zum größten Teil auf den Schlachtfeldern Flanderns und Nordfrankreichs geblieben. Die Lücken, die hier und in Gallipoli gerissen wurden, füllte die Werbung mit den jungen Leuten aus, die durch den Krieg ihre Stellung verloren hatten oder aus Patriotismus sich anwerben ließen oder mit allerlei grotesken und komischen Mitteln zur Fahne getrieben wurden. Dagegen blieben die Arbeitermassen, besonders die gelernten Arbeiter von dieser Werbung verschont. Ein Teil arbeitete in Industrien, die für den Krieg notwendig sind, und war daher unabkömmlich. Ein anderer aber war einfach zu bequem und machte sich den Standpunkt zunutze, daß England ja nicht wie die Mächte Europas ein großes Heer aufstellen könne, weil es seine Ausfuhr-Industrie und seinen Ausfuhrhandel auch im Kriege aufrechterhalten müsse, wozu natürlich Menschenhände notwendig sind.

Nun wurden aber die Verbündeten mit ihren Anforderungen an England, größere Opfer auch an Landstreitkräften zu bringen, immer dringlicher. Weder Rußland noch Frankreich erklärten sich damit befriedigt, daß England Geld und Munition lieferte und jene Beziehungen mit Amerika vermittelte, die für die Entente so wertvoll sind. Man wies darauf hin, daß Rußland und Frankreich viel größere Menschenopfer gebracht hätten als England, und forderte, daß das englische Ministerium eine Abmachung halten müsse, in der es sich verpflichtet hatte, in die große Frühjahrsoffensive 1916 mit stärkeren Landtruppen einzutreten. Wie sollte man diese beschaffen?

Noch einmal wurde ein großartiger Werbefeldzug im Land eröffnet, als dessen Endtermin der 30. November 1915 bezeichnet wurde. Lord Derby übernahm es, diesen Feldzug zu leiten, und man wollte von dessen Ergebnis die Entscheidung abhängig machen, ob das bisherige Freiwilligensystem auch für die größeren Anforderungen ausreichen würde, oder ob man doch die Zähne zusammenbeißen müßte und um die allgemeine Wehrpflicht nicht herumkäme. Uns ist kein Zweifel, daß dieser Werbefeldzug Lord Derbys, obwohl er ganz stattliche Zahlen geliefert hat, darauf angelegt war, eine Lage zu schaffen, die nur noch den Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht übrig ließ.

Fast zweieinhalb Millionen tauglicher Männer gewann diese Werbung, von denen freilich zum sofortigen Eintritt ins Heer noch nicht eine viertel Million bereit war. Aber volle 650000 Junggesellen von den im kriegsfähigen Alter stehenden Engländern hatten sich von der Werbung nicht locken lassen. Schon lange ist im Lande die Ungerechtigkeit und Peinlichkeit erörtert worden, die darin lag, daß der Verheiratete und Familienvater ins Feld zog und der Unverheiratete daheim blieb. Neben den allgemein menschlichen Gründen kam natürlich dabei auch der finanzielle in Frage: die Versorgungskosten sind auf den Kopf des verheirateten Soldaten selbstverständlich sehr viel höher als auf den des unverheirateten. Nun hatte deshalb der liberale Ministerpräsident Asquith das Versprechen abgegeben, daß er die Verheirateten nicht heranziehen wolle, wenn eine „mehr als unbedeutende" Zahl von Unverheirateten sich nicht melde. Das hieß: wenn eine große Anzahl von Junggesellen sich dem Werbefeldzug Lord Derbys entzöge, so bliebe auch nach Ansicht des Ministerpräsidenten nichts anderes übrig, als zur Zwangsdienstpflicht überzugehen, weil sonst, auch wenn die Zahlen der Derbyschen Werbung genügend seien, die fernere Last des Krieges zu sehr von den Verheirateten getragen würde. Diese Lage ist eingetreten.

An sich waren die Zahlen, wie erwähnt, keineswegs gering. Von liberaler Seite wurde dem eigenen Ministerpräsidenten auch entgegengehalten, daß zweinhalb Millionen tauglicher Leute doch den Beweis lieferten, England würde mit dem bisherigen Freiwilligensystem auskommen können. Aber wie ebenfalls gesagt: 650000 Unverheiratete unter den Kriegsfähigen, deren Listen ja seit Monaten aufgestellt sind, hatten sich nicht gemeldet. Daher bestanden die Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht auf ihrem Schein. Und Asquith löste sein Versprechen auch prompt und überraschend schnell ein. Wir halten diesen Mann, obwohl er nicht zu den großen Staatsmännern gehört, nicht für so töricht, daß er sich auf diese Weise in

Digitized by Google

eine Sackgasse hätte locken lassen, aus der er nur mit dem Bruch eines der wichtigsten liberalen Grundsätze herauskommen konnte. Sondern er hat natürlich schon seit langer Zeit gesehen, daß die Entwicklung zur allgemeinen Wehrpflicht für England, nachdem es einmal in den Krieg eingetreten war, unvermeidlich sei. Und er ist ein zu guter Parteiführer, als daß er seine Partei der Krisis einer Neuwahl ausgesetzt und nicht vielmehr den Ruhm einer nun einmal nicht mehr zu umgehenden Maßnahme für seine Anhängerschaft in Anspruch genommen hätte.

So deuten wir die Entwicklung, die sich dann vom 28. Dezember bis 6. Januar rasend rasch abgespielt hat. Am erstgenannten Tage erklärte Asquith, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nötig sei, und am zweitgenannten Tage nahm das Unterhaus mit 403 gegen 105 Stimmen diese Bill schon an. Sie führt noch nicht die allgemeine Wehrpflicht ein, wie bei uns. Verheiratete und alle Irländer sind befreit, ebenso solche, die aus Gewissensgründen die Dienstpflicht verweigern. Aber trotzdem ist dieser Schritt von weltgeschichtlicher Bedeutung für die englische Zukunft, und daß gerade ein liberales Kabinett ihn hat tun müssen, ist das Besondere daran. Für diesen Krieg freilich ist er verhältnismäßig unbedeutend; wie die Zahlen liegen, können dadurch nicht mehr als 3—400000 Männer neu ins Heer eingestellt werden. Gewiß zieht das den Krieg weiter in die Länge, aber entscheiden kann diese Zahl ihn nicht. Noch weniger kann England ein Offizierkorps in wenigen Wochen schaffen, das ihm bisher, so wie es nötig war, völlig fehlte.

Zurückkönnen von diesem entscheidenden Schritt wird es kaum jemals wieder. Gewiß werden das viele, die heute in England für die Wehrpflicht waren, glauben. Aber solche Maßnahmen sind von der Art, die zwar Freiheit für den ersten Schritt gestattet, aber nicht mehr für den zweiten. Wir glauben, daß England von nun an das Land der allgemeinen Wehrpflicht bleibt. Wie es damit seine Rolle als Welthandelsmacht und Weltseemacht und Weltgeldmacht vereinigen will, können wir uns ebensowenig vorstellen, wie viele Engländer selbst. Hat doch noch im Mai Lloyd George als damaliger Finanzminister mit allem Nachdruck gesagt, daß England nicht zugleich die See beherrschen, die Verbündeten finanzieren und wie die Kontinentalmächte die ganze Bevölkerung in das Heer einstellen könne. Der Satz verliert auch dadurch nicht an zwingender Richtigkeit, daß Lloyd George, der das ausgesprochen hat, heute begeistert für die Wehrpflicht eintritt.

Die Veränderungen, zu denen dieser Krieg das innere Leben der kämpfenden Staaten führt, sind für England am tiefsten und einschneidendsten. Auf finanziellem und auf militärischem Gebiete muß es die Grundlagen umbauen, auf denen es seinen Staat aufgebaut hat. Wir setzen nur fort, was unsere Väter und Großväter begonnen haben, wir wissen und sind daran gewöhnt, daß dem Staate alles gegeben werden muß, was er verlangt. Der Engländer ist genau in der entgegengesetzten Richtung gewöhnt und ist auf diesem Wege ohne Zweifel zu ungeheurem Erfolg aufgestiegen. Alles dies wird jetzt in Frage gestellt, selbst wenn England aus diesem Kriege als Sieger hervorginge. Sein inneres Wesen wird vollständig umgestaltet und der Engländer wird sich schon heute fragen, ob das eigentlich der Zweck eines so opferreichen Krieges sein sollte.

⁂ ⁂ ⁂

Zur gleichen Zeit finden in Deutschland Parlamentsverhandlungen statt, die freilich nicht von solcher Bedeutung, wie die Englands, sind. Der Deutsche Reichstag hat abermals einen Kredit von zehn Milliarden bewilligt, so daß heute die märchenhafte Summe von vierzig Milliarden Mark für Kriegskredite bewilligt ist. Mit dieser Bewilligung verband sich die Frage, ob die deutsche Sozialdemokratie dauernd bei der Stellung verharren würde, die sie am 4. August 1914 eingenommen hat. Und diese Frage ist heute wohl die interessanteste in unserem inneren deutschen Leben. Eine Minderheit in der deutschen Sozialdemokratie arbeitet nach der anderen Richtung, lehnte diese Bewilligung ab und ist für einen möglichst baldigen Frieden. Die Mehrheit hat die Kredite bewilligt, weil sie einsieht, daß es gar nichts nützt, wenn die deutschen Sozialdemokraten für den Frieden gestimmt sind und die Gegner den Krieg fortsetzen wollen. Noch ist es zu einem vollständigen Bruche der beiden Gruppen nicht gekommen, aber ein heftiger Kampf um diese Gegensätze durchtobt die deutsche Sozialdemokratie, die damit die stärkste Krisis in ihrer ganzen Geschichte durchlebt. Auch er ist heute nur eine Frage zweiter Bedeutung. Die Hauptsache ist, daß die Gegner sich noch nicht für besiegt erklären und Deutschland darum den Krieg fortsetzen muß.

In seinem Schreiben an den Chef des Großen Generalstabes, den General von Falkenhayn, hat der Kaiser am 31. Dezember einen Rückblick gegeben auf die Erfolge des Jahres 1915. Sie sind doch außerordentlich: die Winterschlacht in der Champagne, die siegreichen Kämpfe in Flandern, die große Herbstschlacht bei La Bassée und Arras, im Osten die durch die endgültige Befreiung Ostpreußens gekrönte Masurenschlacht, der Siegeszug in Polen und Kurland, der in Anlage und Durchführung gleich bewundernswerte Feldzug in Galizien und zum Schluß die glänzenden Operationen auf dem Balkankriegsschauplatz. Der Tapferkeit der Truppen und ihrer Führung vor allem im Generalstabe dankt das deutsche Volk diese Erfolge. Es wäre ihrer nicht würdig, wenn es nicht mit aller Kraft auch im Jahre 1916 das Beste einsetzen wollte, das Begonnene zu beenden zum Schutz der Heimat und für Deutschlands Größe!

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Künstlerische Radierungen zum Besten unserer Feldgrauen — Neue Arbeiten der Holzschnittschule zu Warmbrunn: Kreuze, Gedenktafeln und Erinnerungskästen — Möbel von Karl Bertsch in München — Stickereien von Otto Lietz und Betty Berger in München — Neue Edelschmiedearbeiten von Johanna Frentzen in Karlsruhe — Zu unseren Bildern

Bei der immer noch steigenden Überflutung der Schaufenster in den verkehrsreichen Straßen unserer Großstädte mit einem wahrhaften Plunder geschmack- und sinnloser Kriegsandenken, in denen zumal unser herrliches Eisernes Kreuz geradezu entweiht wird, aber auch unsere Heerführer sich die schlimmste Ausbeutung gefallen lassen müssen, tut es wirklich wohl, wenn man dazwischen auf künstlerische Erinnerungszeichen trifft. So hat jetzt das Zentralkomitee (sollte es dafür kein gutes deutsches Wort geben?) des Preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz sich die, wie es betont, uneigennützige Beihilfe tüchtiger Künstler gesichert, um zum Besten verwundeter und erkrankter Krieger künstlerische Andenken herausgeben zu können. Es handelt sich dabei um Radierungen, für die die Form größerer Lesezeichen gewählt wurde, die sich aber auch zum Einrahmen eignen. Die Meister Hans Bohrdt, Lovis Corinth, Carl Langhammer Max Liebermann, Hans Looschen, Emil Orlik, Karl Walser haben sich in den Dienst der guten Sache gestellt. Außerdem hat der treffliche Berliner Bildhauer Professor August Gaul eine sehr eigenartige Schaumünze „Ost und West" geschaffen. Der Landesverein des Roten Kreuzes gibt jede einzelne Radierung zum Preise von 10 M. ab. Bei Einzahlung von 50 M. wird eine Radierung mit der eigenhändigen Unterschrift des Künstlers gewährt, wobei zu beachten ist, daß von jedem Blatt nur 250 Stück, die mit Nummern versehen werden, vom Künstler gezeichnet werden; die Ab-

Ost und West
Schaumünze von August Gaul

Des Schicksals Hand
Radierung von Carl Langhammer

Held und Kriegsfurie
Radierung von Lovis Corinth

Künstlerische Andenken an den Weltkrieg zum Besten des Zentralkomitees des Preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz

Digitized by Google

gabe kann also nur erfolgen, so weit der Vorrat reicht. Bei Einzahlung von 100 Mark wird die Gaulsche Schaumünze in Silber geprägt, abgegeben. Dem Unternehmen ist die staatliche Erlaubnis für das ganze Königreich Preußen erteilt worden. Alle etwa gewünschten weiteren Auskünfte erteilt das Zentralkomitee vom Roten Kreuz, Abt. VI, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 13. Für diejenigen Leser, die sich für die von den einzelnen Künstlern gewählten Stoffe interessieren, sei noch erwähnt,

Truhe zur Aufbewahrung von Kriegserinnerungen

Kriegergrabmal

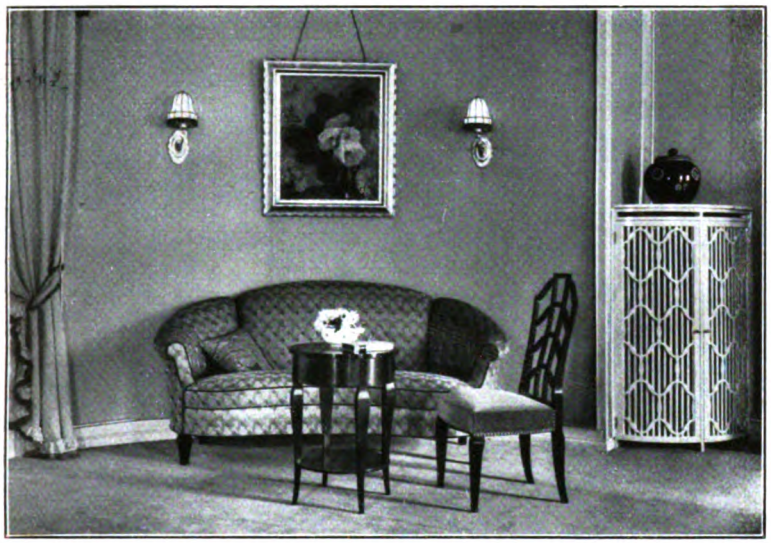
daß die Radierungen behandeln: „S. M. S. Ayesha“ (Hans Bohrdt), „Des Schicksals Hand“ (Carl Langhammer), „Ein' feste Burg ist unser Gott“ (Hans Looschen), „Durch Kampf zum Sieg“ (Karl Walser), „Held und Kriegsfurie“ (Lovis Corinth), „Im Anschlag“ (Max Liebermann), „Die Freunde“ (Emil Orlik). Der gute Gedanke, der dem Unternehmen zugrunde liegt, wird ihm hoffentlich viel Freunde, zahlende Freunde, erwerben. Es wird in deutschen Landen immer noch so viel Geld für allerlei Tand ausgegeben, gerade auch für Andenkentand, den man nach dem Kriege sehr bald achtlos, ja mit Widerwillen beiseite werfen wird: hier aber bietet sich die Gelegenheit zum Erwerb von Erinnerungen, die bleiben und die schwere Zeit überdauern werden, weil sie bei aller Schlichtheit echten künstlerischen Wert haben. Ja, ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich voraussage, daß zumal die von den Künstlern eigen-

Gedächtnistafel für Kirchen, Schulen, Rathäuser usw.

Haustafel zur Ehrung eines Gefallenen

Arbeiten entworfen und ausgeführt von Schülern der Holzschnitzschule Warmbrunn unter Leitung von Dir. Hüllweck u. Fachlehrer Häring (für Entwurf u. Ausführ.) sowie Fachlehrer Poßner (für Tischlerarbeit)

Digitized by Google



Karl Bertsch — Aus einem Empfangszimmer
Ausführung: Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, München

daß gutes Holz immer überaus große Dauerhaftigkeit besitzt. Wer das Gefühl in unseren alten Gotteshäusern kennt, wer sich mit alten Holzschnitzereien beschäftigt hat, ist immer wieder erstaunt, in welchem Maße Holz (wenn man nicht mutwillig damit umgeht) der Zeit trotzt. Selbst im Freien aufgestellte hölzerne Grabkreuze widerstehen oft viele, viele Jahrzehnte der Unbill der Witterung; werden ihr in Zukunft erst recht widerstehen, da wir heut die Mittel in der Hand haben, das Holz durch Im-

händig mit ihren Namen gezeichneten, nur in stark beschränkter Zahl ausgegebenen Blätter sehr bald in Sammlerhände übergehn und damit Seltenheiten werden dürften, die dann mit dem Vierfachen des jetzigen Preises bewertet werden. Kriegsandenken erleben in diesen Beziehungen die merkwürdigsten Schicksale. So sind einige der ersten Nummern der bekannten Liller Kriegszeitung schon heute für schweres Geld nicht zu haben.

Einen erfreulich künstlerischen Eindruck erwecken auch die Arbeiten, welche die Holzschnitzschule Warmbrunn im Riesengebirge zum Gedächtnis gefallener Krieger herausbrachte. Ihr Leiter, Bildhauer Hüllweck, hat die Entwürfe durch seine Schüler herstellen lassen, und sie machen Schülern und Lehrern alle Ehre. All diese Kreuze, Gedenktafeln, zur Aufbewahrung von Briefen dienenden Kästen sind einfach, kernig und würdig gehalten, in strengen, dem Zweck und der Zeit entsprechenden Formen, die dem Stoff — Holz — gerecht werden und nicht falsche Vornehmheit durch Anlehnung an steinerne Vorbilder vortäuschen. Man darf in diesem Zusammenhang gewiß daran erinnern,

Karl Bertsch — Sofaecke
Ausführung: Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, München

Digitized by Google

prägnieren und zweckmäßigen Anstrich widerstandskräftiger zu machen. —

Die oft seltsame Formgebung, die Originalitätssucht, die dem ersten Jahrzehnt des modernen Kunstgewerbes das Gepräge gaben, weichen mehr und mehr einer gewissen Typenbildung. Der Grundsatz sachlicher und dabei zweckmäßiger Arbeit mußte naturgemäß zu Lösungen führen, die den geschmacklichen Ansprüchen und praktischen Forderungen Tausender in gleicher Weise genügen. So bildeten sich im Möbelbau Typen heraus, die sich in den Formen und Abmessungen der einzelnen Teile, in ihrer äußeren Erscheinung und praktischen Einteilung als gut und brauchbar bewährten, und es war ein einfaches wirtschaftliches Gebot, solche Typen nun so zweckmäßig und dabei auch so wohlfeil herzustellen, wie es die mancherlei maschinellen Hilfsmittel ermöglichen, über die unser Möbelgewerbe verfügt. Dafür war es nötig, gleichsam einen eisernen Bestand der Einzelteile, aus denen unsere Gebrauchsmöbel bestehen: Türen, Böden, Sockel, Füllungen, Rahmenleisten, Schubläden usw., in verschiedenen, genau erprobten Größen mit der Maschine zu schaffen und aus diesen einzelnen Teilen die Möbel in den mancherlei Abformungen zusammenzustellen, die möglich sind. Wird so auch die Gleichartigkeit, die sonst die Maschinenarbeit kennzeichnet, vermieden, so haben doch alle diese Möbel eine gewisse Ähnlichkeit. Es sind Typen für jedermanns Bedarf, ein bürgerlicher Hausrat, der nichts sein will als gutes geschmackvolles Gebrauchsgerät, das die Arbeit des Künstlers über die reine Zweckform hinausgehoben hat. Proben solcher „deutscher Möbel", wie sie die Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in jahrelanger Arbeit geschaffen haben, sind die Herrenzimmer und Speisezimmer von Karl Bertsch, bei denen die praktische Einteilung von Bücherschrank und Büfett ebensogut wie die klaren, gut abgewogenen Formen von Tischen und Stühlen und das bequeme Sofa zeigen mögen, wes Geistes Kind diese Arbeit ist. — —

Karl Bertsch — Glasschrank
Ausführung: Deutsche Werkst. für Handwerkskunst, München

Karl Bertsch — Speisezimmer
Ausführung: Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, München

Die interessante Tatsache, daß so viele unserer heute auf kunstgewerblichem Gebiete tätigen Künstler wenn auch

Digitized by Google

Karl Bertsch — Herrenzimmer
Ausführung: Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, München

nicht selbst zu Nadel und buntem Faden greifen, so doch gern Entwürfe für allerlei Stickereien und Webereien schaffen, mag verschiedene Ursachen haben. Gewiß spricht dabei aber mit, daß es hier mit verhältnismäßig geringem Aufwand an Stoff und Kosten möglich ist, neue Gedanken und neue Farbenträume zu verwirklichen, und daß man auch leichter eine geschickte und verständige Stickerin zur Mitarbeiterin findet, als einen Handwerker, der mit Eifer und Hingabe auf neue Anregungen eingeht, die nicht gleich klingenden Lohn versprechen können. Stickereien, wo es sich bei der Wahl der Farben um winzige Tonänderungen, bei der Art und Lage der Stiche um feine Unterschiede handelt, um die gewollte Wirkung zu erreichen, erfordern aber vor allem verständnisvolles Eingehen auf die Absichten des Ent-

Karl Bertsch — Sofaecke im Herrenzimmer
Ausführung: Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, München

Digitized by Google

werfenden, der sich wiederum oft genug der besseren Erkenntnis und der Erfahrung seiner Mitarbeiterin unterordnen muß. Aus solchem verständnisvollem Zusammenarbeiten sind die Stickereien entstanden, die wir hier abbilden. Otto Lietz, von Beruf Architekt, hat sie entworfen, und Betty Berger hat sie sämtlich in mühevoller Handstickerei ausgeführt. Es sei vor allem darauf hingewiesen, daß alle diese Kissen und Decken mit der Hand gestickt sind und so durch die schaffende Liebe und Hingabe der Stickerin

Kissen und Decke in Handstickerei
Entwurf: Otto Lietz. Ausführung: Betty Berger, beide in München

an ihre Arbeit Werte erhalten haben, die freilich nur Kunstverständige zu schätzen wissen. — Immer freut man sich, wenn man der Karlsruher Künstlerin Johanna Frentzen begegnet. Freut sich ihrer Vielseitigkeit, die nie etwas Wertloses schafft — gleichviel ob es sich um Stickereien oder Edelschmiedearbeiten handelt, ihrer Erfindungsgabe und der Tüchtigkeit jeder einzelnen Arbeit. Auch mit den Stücken, die wir diesmal abbilden, tat sie glückliche Griffe. Wie schön abgewogen ist die Silberschale mit dem durchbrochenen Rand, wie anmutig wächst der Pokal in die Höhe! Außerordentlich geschmackvoll steht das Silberschild „Chronik", von etwas farbigem Email umgeben, auf dem grauen Wildleder — übrigens auch für eine Mappe zu Kriegsbriefen sehr geeignet! — und selbst einem Neusilberrahmen fehlt nicht das eigene Gepräge. Alles in allem: keine spielerische Dilettantin, sondern eine tüchtige Künstlerin, vor der man den Hut ziehen muß. — —

Nun zu den Bilderbeigaben des Heftes. Vorweg aber eine kleine Berichtigung. Die verdienstvolle Leitung des berühmten K. u. K. Heeresmuseums in Wien schreibt uns, daß das zu unserem Aufsatz im Novemberheft auf Seite 357 wiedergegebene angebliche Bildnis des Feldmarschalls Grafen Radetzky von Josef Kriehuber den großen Feldherrn nicht darstelle. „Der Porträtierte trägt am Rock links (vom Beschauer) das Abzeichen als Herr und Landmann von Tirol, was Radetzky nie war, ferner rechts an erster Stelle das Ritterkreuz des Maria Theresiaordens, während Radetzky bereits 1809 das Kommandeurkreuz erhalten hatte." Leider ließ sich seitens des Heeresmuseums nicht feststellen, wer der Dargestellte sei; doch dürfte das verhältnismäßig leicht sein, wenn das Original, das als Bildnis Radetzkys im Herbst 1912 bei Lepke in Berlin versteigert wurde, datiert sein sollte! Wer von unseren Lesern hilft?

Übrigens schalten wir gern noch ein, daß auch die Glückwunschadresse des Preußischen Gardekorps (mit Aquarellzeichnungen von Wilhelm Camphausen), sowie die sogenannte Armeepfeife, deren Abbildungen der Aufsatz gleichfalls brachte, sich im Besitz des K. u. K. Heeresmuseums befinden. —

Wie sehr uns doch heut alles anheimelt, was aus Wien oder Budapest kommt! Auch früher war uns ja viel, sehr viel willkommen, was vom Donaustrand stammt; nun aber wirkt's doch ganz anders auf Herz und Sinn. Da ist gleich unser Titelbild, das uns Meister Wilhelm List in Wien gab.

Digitized by Google

Kissen und Decke in Handstickerei auf Seide oder Leinen
Entwurf: Otto Lietz. Ausführung: Betty Berger, beide in München

Wir freuen uns der beiden frischen Menschenkinder, die noch den rechten naturwüchsigen Farbenfrohsinn haben, immer wieder und denken: ‚Zu denen möchtest du mal hinreisen.' Österreich-Ungarn wird, wenn mich nicht alles täuscht, das größte Reiseland nach dem Kriege werden.

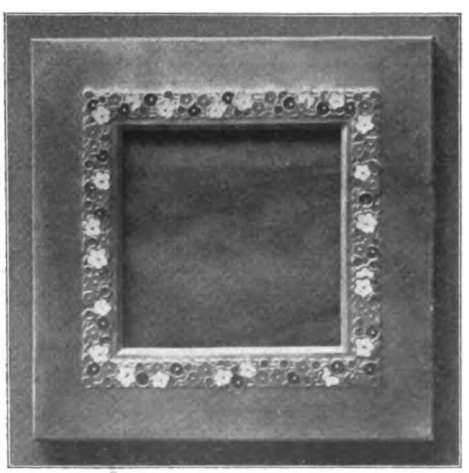
Das künstlerische Gepräge soll unserm Heft diesmal Fritz Rhein geben. Hans Rosenhagen hat dem Berliner Maler einen sehr gescheiten, klug abwägenden Aufsatz gewidmet; hier sei nur unserer Freude an Rheins schönem Schaffen Ausdruck gegeben — einem Schaffen, von dem auch die Einschaltbilder nach Seite 176, 192, 200 ein glänzendes Zeugnis ablegen; bei mir persönlich hat sich eine kleine Schwärmerei für das „Dock in Middelburg" eingestellt. Im redaktionellen Betrieb wird man leider leicht etwas abgestumpft; ich kann diesem Bilde gegenüber aber wohl sagen: das möcht' ich mein nennen! — Prof. Christian Speyer in Stuttgart (er wirkt als Lehrer an der dortigen Akademie) gab uns seinen eigenartigen „Speerwerfer" farbig, zw. S. 152 u. 153 eingeschaltet, eigenartig, wie fast alles, was der Meister schafft; ein geborener Württemberger übrigens, der, wenn dieses Heft erscheint, gerade seinen 61. Geburtstag gefeiert haben wird — und doch noch so jung ist! — Der Gegensatz hat immer recht oder ist doch immer willkommen. Und welch ein Gegensatz zwischen dem Speyerschen „Speerwerfer" und dem „Bildnis" von Heinrich Beecke, das nach Seite 168, ebenfalls farbig, eingefügt ist. Ein Bildnis! Ja, freilich — aber in keckster Künstlerlaune hat der jugendliche Straßburger die Malerin Lika Marowska mitten in einen Hutladen hineingestellt! Eine ohne Zweifel wunderliche Idee, die fast karnevalistisch wirkt und

Johanna Frentzen, Karlsruhe i. B.: Silberne Schale mit durchbrochenem Rand

Digitized by Google

Johanna Frentzen, Karlsruhe i. B.: Familienpokal in Silber mit 33 Amethysten

an der man doch seine Freude hat, wenn man sich mit dem Bilde länger beschäftigt und mit dem erstaunlichen Können, das aus ihm spricht. Ein Württemberger, ein Elsässer — der dritte mag ein Schweizer sein: Adolf Thomann, der freilich längst in München heimisch wurde. Sein „Dorfplatz" — nach Seite 160 — aber trägt echtes, gut schweizerisches Gepräge, ist unverkennbar kernhaftes Engadin! Und wenn wir dereinst der Westschweiz den Rücken kehren wollen: dem herrlichen Engadin wollen wir treu bleiben, wie dem ganzen Osten der lieben Schweiz, die unseres Fleisches und Blutes ist. Politisch Lied — ein garstig Lied! Das stimmt schon, aber die Melodie gaben nicht wir an, man hat „sie uns aufgezwungen: deshalb sei auch ausdrücklich festgestellt, daß Fräulein Alice Girard de Soucanton, deren schöne Bildnisstudie zwischen S. 208 u. 209 steht, eine gute Münchnerin ist, die, wie sie selber schreibt: richtige bayrische Steuern zahlt! — Den Titel des allerliebsten Bildes, das wir, farbig wiedergegeben, nach S. 232 einfügen, wage ich nicht zu wiederholen. Er ist zwar sehr harmlos — aber es gibt so böse Menschen. Mag sich jeder Leser seinen eigenen Vers auf das allerliebste Plückebaumsche Werkchen zurechtdeichseln. — Aus der diesmal besonders langen Reihe unserer Einschaltbilder möchte ich noch herausheben das behagliche „Am Kaffeetisch" (Kaffee ist doch noch nicht Bannware?) von Emilie von Hallavanya, die übrigens auch trotz ihres ausländischen Namens in München lebt und hoffentlich auch brav zur Erhaltung des bayrischen Staatswesens beiträgt (zw. S. 256 u. S. 257), und das prachtvolle farbenfrohe „Friesische Innenbild" des Berliners Martin Rau (zw. S. 272 u. 273). Zum Schluß endlich die Wiedergabe eines feinen Bronzebildwerks (nach Seite 264) des Stuttgarters Emil Kiemlen: eine kräftig-anmutige Mädchengestalt, die mit Kätzchen und Badetuch spielt. H. v. S.



Johanna Frentzen, Karlsruhe i. B.: Photographierahmen in Neusilber mit buntem Email

Johanna Frentzen, Karlsruhe i. B.: Chronik in grauem Wildleder, die Beschläge aus Silber, das Email schwarz, blau und weiß

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Stilleben

Gemälde von Kurt Haase-Jastrow

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXX. Jahrgang 1915/1916 Heft 7. März 1916

Die Pflicht gegen die Kommenden

Von Th. H. Pantenius †

Der Doktor richtete sich auf und sah hinüber zur Generalin, die jede seiner Bewegungen verfolgt hatte und die ihn jetzt mit der äußersten Spannung ansah. Er verstand die Frage in ihren Augen und neigte leicht das Haupt. Da erhob sie sich, kniete vor dem Bett nieder und sprach: „Vergib mir, Kind, daß meine Liebe zu deinem Vater stärker war als mein Pflichtgefühl. Ich habe meine Brüder jung sterben sehen und meine Onkel, ich habe gewußt, daß der Würgengel auch meine Kinder nicht verschonen würde und habe doch Kinder geboren. Meine Schuld war groß, aber Gott hat mich auch furchtbar gestraft."

Der General, der leise schluchzend neben dem Sterbebett gekniet hatte, richtete sich auf, schlang seinen Arm um seine Frau und zog sie zu sich empor. Sie ließ es geschehen, und es war, als ob sie Worte beantwortete, die er nicht gesprochen hatte, als sie fortfuhr: „Nein, Adolf, nein, das entschuldigt mich nicht, denn ich hätte dich ja bis an mein Lebensende lieben können, auch wenn wir uns nicht geheiratet hätten."

Der General warf dem Doktor aus seinen großen blauen Augen einen flehenden Blick zu, und dieser verstand auch jetzt, was der Blick sagen sollte, daß er um Widerlegung aus dem Munde des Arztes bat. Aber er schwieg. Er konnte dieser Frau selbst in dieser Stunde nichts sagen, was in seinem Munde eine Unwahrheit gewesen wäre. Und wieder fuhr die Generalin fort: „Sieben Kinder habe ich in Schmerzen geboren. Sie wuchsen heran, reich begabt an Seele und Leib, um dann unter solchen Qualen zu enden! Sieben Kinder!"

Der Doktor hat den Eindruck, den er in dieser Stunde empfing, nie wieder vergessen: Auf dem Sterbebett die noch halb kindliche Jungfrau mit dem Blondhaar, das sich unter der Krankenhaube hervor auf die tote Stirn geringelt hatte; neben ihrem Haupt die kniende, schwarz, gekleidete Diakonissin; vor dem Bett die hohen Gestalten des Generals und seiner Frau. Das Gesicht des Generals wie zerstört vor Schmerz, der lange, weiße Schnurrbart zuckend in heftigster Bewegung; auf dem schönen Antlitz der alten Frau eine Ruhe, wie sie nur tiefe Frömmigkeit in einem solchen Augenblick verleihen kann. Das alles im Halbdunkel des Krankenzimmers.

Die Eltern knieten wieder nieder und beteten leise am Sterbebett ihres letzten Kindes, die Diakonissin leistete der Verstorbenen den letzten Liebesdienst, der Doktor blickte unbeweglich hinab auf die Tote. Ihm war das Herz voll zum Zerspringen. Wieder einmal wurde er sich der Beschränktheit seines Könnens voll bewußt, wieder einmal hatte er, ohne helfen zu können, ein junges Menschenleben dahinraffen sehen, für dessen Erhaltung er gern das eigene hingegeben haben würde.

Die Generalin faßte sich zuerst und erhob sich. „Haben Sie Dank, lieber Baron," sagte sie. „Ich weiß, daß, was

 Nachdruck verboten. Copyright 1916 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

in Menschenkraft lag, geschehen ist, um unser Kind zu retten."

Der Doktor neigte sich auf ihre Hand herab und küßte sie. Er konnte, so sehr er an Selbstbeherrschung gewöhnt war, kein Wort hervorbringen. Er verließ schnell das Zimmer, durcheilte den Korridor und trat hinaus in den Garten der Anstalt. Hier wurde es eben hell. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber die Buchfinken schlugen schon, eine Meise lockte laut, und ein Specht klopfte an einer der hohen Pappeln. Der Doktor sog die frische Morgenluft in tiefen Zügen ein und rang, während er im Garten auf- und niederging, nach Fassung. Das Trauerspiel, das eben zu Ende gegangen war, war denkbar schrecklich verlaufen, die Tuberkeln hatten schließlich noch vom Gehirn des jungen Mädchens Besitz ergriffen und den Geist umnachtet. Und die Natur hatte doch hier eines ihrer schönsten Gebilde geschaffen gehabt, einen edlen Geist in einem edlen Körper.

Eine Tür ging, und der alte Gärtner trat in den Garten. Als er den Doktor gewahr wurde, eilte er auf ihn zu und küßte ihm die Hand. Wie er dann zu ihm aufsah, erschrak er. „Gnädiger Herr," rief er, „wie sehen Sie aus! Sie arbeiteten zu viel, Sie müssen wieder einmal nach Dürkopshof zur gnädigen Frau."

Der Doktor ergriff die Rechte des alten Mannes und drückte sie kräftig. „Das war einmal ein Wort zur rechten Zeit, Bergmann!" rief er. „Das will ich tun."

Er ging mit schnellen Schritten ins Haus und schrieb ein paar Zeilen an die Generalin. Er bat sie, ihm nicht zu zürnen, wenn er sie auf vierundzwanzig Stunden verließ, um bei seiner Tante in Dürkopshof die Fassung wiederzugewinnen, die diese Nacht ihm geraubt habe. Sein Assistenzarzt würde ihr unterdessen in jeder Weise zur Seite stehen. Dann ließ er seinen Kollegen wecken, besprach mit ihm alles Erforderliche und fuhr zum Bahnhof, wo er den Frühzug noch glücklich erreichte. Er blieb in seinen Abteil allein und konnte ungestört seinem traurigen Gedanken nachhängen. Wie hatte doch eben seine Wissenschaft wieder einmal völlig versagt! Und geheimnisvoll wie vor Jahrtausenden blieben die Geister der Vererbung, die den einen zum höchsten Segen wurden, den anderen zum Fluch, der ihr Leben verdarb und sie einem schrecklichen Tode überlieferte. Was hatte das liebreizende Geschöpf, von dessen Sterbebett der Doktor kam, getan, um ein solches Schicksal zu verdienen! Es hatte es ererbt. Also waren die Eltern dafür verantwortlich.

Der Doktor hörte wieder seinen Lehrer auf der Universität, den Professor Cornelius, wenn er auf dieses Kapital kam, zornig ausrufen: „Meine Herren, halten Sie eins immer fest, wir haben nicht nur Pflichten gegen uns selbst und gegen unsere Vorfahren, sondern auch Pflichten gegen die Kommenden." So war es. Gewiß, aber wie schwer mußte es sein, dieser Pflicht gerecht zu werden, wenn Liebe und Leidenschaft sich gegen sie auflehnten.

Der Doktor hörte auch das Schuldbekenntnis der Generalin wieder. ‚Gott wird ihr gewiß verzeihen,' dachte er, ‚sie wußte doch nicht ganz, was sie tat. Ein Arzt dürfte freilich so nicht handeln. Uns muß die Pflicht gegen die Kommenden unverbrüchliches Gesetz sein.'

Das Wort: „Die Pflicht gegen die Kommenden" löste noch eine andere Gedankenreihe in ihm aus, denn er hatte es einst in anderem Zusammenhange oft gehört. Auch hier handelte es sich um traurige Erinnerungen, die seinen Sinn noch trüber machten.

Auf der Station, von der aus man Dürkopshof erreichte, eilte der Stationsvorsteher auf den Doktor zu und begrüßte ihn ehrfurchtsvoll. „Haben Sie Ihre Ankunft angemeldet?" fragte er. „Es ist noch kein Wagen da."

Der Doktor verneinte. „Ich habe nicht telegraphiert," sagte er, „ich will zu Fuß gehn und meine Tante überraschen."

„Darf ich bitten, mich der gnädigen Frau ergebenst zu empfehlen?"

Sie schüttelten sich die Hände, und der Doktor verließ den Bahnsteig.

Ein junger Kaufmann, der auch hier aus dem Zuge gestiegen war und den Stationsvorsteher kannte, fragte ihn: „Wer war der Herr?"

„Der Baron Rappe, der berühmte Arzt, der die große Heilanstalt für Lungenkranke in Riga hat."

„Ein schöner Mann!"

„Ja, aber was mehr ist, ein herrlicher

Digitized by Google

Mann. Der hat ein Herz von Gold in der Brust. Als meine Frau den Typhus hatte, da wich der Baron — er hatte eben ausstudiert und lebte zu seiner Erholung bei seinem Onkel und seiner Tante — da wich der Baron dreimal vierundzwanzig Stunden nicht von ihrem Bett. Meine Frau sagte, daß, wenn er ihr die Hand auf die Stirn legte, ihr war, als ob ihr die Kopfschmerzen weggezogen worden wären wie ein Schleier. Und er ging mit der Kranken um, so zart, als wäre sie die Kaiserin gewesen und er ihr Leibarzt."

„Wo will er denn jetzt hin?"

„Zu seiner Tante, der Baronin Ostinghusen auf Dürkopshof. Das ist auch eine herrliche Frau. Gott segne sie alle beide."

Der Doktor verfolgte, während so sein Lob gesungen wurde, seinen Weg, der ihn durch ein kleines Judenstädtchen führte. In beiden Seiten der Straße standen hölzerne Häuser, an denen vorüber man in unsaubere Höfe voll allerlei Gerümpels sah. Aus den schmalen Fenstern blickten mitunter jüdische Frauen mit Perücken auf dem Kopf nach dem Vorüberschreitenden, und auf der Straße spielten kleine Kinder, die aus schweren, über ihr Alter klugen Augen zu ihm aufsahen. Vor einem Hause, das einen Laden enthielt, stand ein großer, hagerer Mann in einem speckig glänzenden Kaftan. Ein paar schwarze Locken hingen an jeder Seite des umwitterten, von unzähligen Falten bedeckten Gesichtes, aus dem kleine Augen über eine Hakennase lauernd in die Welt blickten. Als er den Doktor gewahr wurde, eilte er auf ihn zu, riß die Mütze vom Kopf. „Der Herr sei gelobt," rief er, „daß der Herr Baron wieder einmal kommt zu uns. Der Herr Baron wird nicht gehen vorüber an meinem armen Hause, ohne daß er wird gesehen haben nach der Trude. Sie hat nur einen Gedanken bei Tag und bei Nacht, daß sie noch einmal wird bekommen zu sehen sein Gesicht."

„Wie geht es der armen Kranken?" fragte der Doktor teilnehmend, indem er vor dem Juden den Laden betrat und von ihm aus die Türe zum Wohnzimmer öffnete. Er wußte hier seit langem Bescheid.

Die Frau, an deren Bett er Platz nahm, befand sich im letzten Stadium der Schwindsucht, und sie wußte, daß es für sie keine Hilfe gab, aber sie war doch voll Freude über den Besuch des Doktors. Er blieb eine Weile bei ihr und fragte nach ihren Kindern, die er kannte. Als er Abschied nahm, war es der Frau, als ob ihr ein großes Glück widerfahren sei. Es lag in der Art, in der der Doktor mit Kranken verkehrte, für diese etwas unsäglich Beruhigendes und Beglückendes.

Hier war er wohl in jeder Hütte schon einmal als Helfer erschienen, mit seiner ärztlichen Kunst und mit seinem Gelde, denn überall waren Krankheit und Not nur zu oft Gäste.

Der Doktor empfand, während er weiterschritt, eine heiße Sehnsucht nach einem heiteren Eindruck, nach gesunden Menschen, die ihres Lebens froh wurden und denen keine trübe Erinnerung die Gegenwart vergiftete. ‚Ich habe es ja nicht anders gewollt,' dachte er, ‚aber es gibt Tage, wo ich erliegen will unter all dem menschlichen Elend, das mich immer wieder umgibt und mir den Sinn trübt."

Das Wetter war wunderschön geworden. Die Sonne lag voll auf der im Frühlingsgrün prangenden Landschaft, die Luft war erfüllt vom Gesang der Lerchen. Der Doktor verfolgte, während er weiterschritt, eine mit den Blicken. Bald sank sie herab, bald flatterte sie empor, aber immer wieder jubelte und jauchzte sie, als hätte in ihr der Frühling selbst eine Stimme gewonnen und könne nun nicht aufhören, die Wanderlust, die sie erfüllte, im Liede ausströmen zu lassen.

‚Habe Dank, kleine Sängerin,' dachte der Doktor, ‚du lehrst mich, daß es doch auch Freude in der Welt gibt. Ich will mich von ihrem Leid nicht erdrücken lassen. Wie sagte Onkel Otto, als er mich zur Universität entließ? „Dir wird dein Beruf viele schwere Stunden bringen, Fabian," sprach er, „denn dir wird ein Patient nie nur wissenschaftliches Objekt sein, du wirst immer mit ihm leiden. Aber laß dich dadurch nicht niederdrücken. Es gibt eine Quelle der Zufriedenheit, die nie versagt. Sie heißt: Erfüllte Pflicht!"'

Der Fußpfad mündete schließlich in einen breiteren Waldweg, und der Doktor hatte diesen schon fast erreicht, als er stehen blieb und horchte.

Digitized by Google

„O Sonnenschein, o Sonnenschein,
Wie scheinst du mir ins Herz hinein!
Weckst drinnen lauter Liebeslust,
Daß mir zu enge wird die Brust!
O Sonnenschein, o Sonnenschein,
Wie scheinst du mir ins Herz hinein."

So sang eine prachtvolle Altstimme laut hinaus in den Wald. Und sie sang noch einmal:

„O Sonnenschein, o Sonnenschein,
Wie scheinst du mir ins Herz hinein!"

Die Töne klangen so jauchzend wie die der Lerche, deren Lied eben erst zum Herzen des Doktors gesprochen hatte.

‚Wer kann das sein?' dachte er erstaunt und beschleunigte seinen Schritt. Als er den Waldweg erreicht hatte, bot sich ihm ein wunderbarer Anblick: Die Birken schienen sich von rechts und links her über den Weg zu neigen und so einen grünen Laubengang zu bilden, der sich in der Ferne verlor. Diesen Laubengang schritt ein weißgekleidetes Mädchen herauf, das den Hut über den linken Arm gehängt hatte und in der rechten Hand einen Spazierstock trug. Es war von hoher Gestalt und schritt kräftig aus. Rotblondes Haar kräuselte sich über einer hohen Stirn, große hellblaue Augen blickten weit offen in die Welt, ein energisch breites, in der Mitte gespaltenes Kinn unter schwellenden Lippen gab dem schönen Antlitze einen kühnen Ausdruck. Neben dem Mädchen trottete ein schwerer Neufundländer mit weißer Brust und weißen Zehenspitzen einher.

Als die Sängerin den Doktor gewahr wurde, blieb sie betreten stehen und errötete. Der Hund aber stürzte mit Jubelgeheul auf ihn zu und warf ihn mit seinen Liebkosungen fast um. Vergebens verwies der Doktor ihn zur Ruhe. Das Tier konnte sich vor Freude nicht bändigen und ließ es kaum dazu kommen, daß der Doktor den Hut lüftete. „Sultan kennt Sie," sagte die junge Dame lächelnd.

„Gewiß," erwiderte der Doktor. „Wir sind alte Freunde. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Rappe und ich bin der Neffe von Frau von Ostinghusen."

Das junge Mädchen reichte ihm die Hand, eine ungewöhnlich große Hand, und drückte seine kräftig. „Da wird sich aber Ihre Frau Tante freuen," meinte sie, „sie glaubte, Sie nicht sobald erwarten zu können. Aber Sie wissen wohl gar nicht, wer ich bin?"

„Offengestanden nicht."

Das junge Mädchen lachte. „Da muß ich Ihnen ja vorgekommen sein wie eine Waldfee. Aber gesprochen wird Ihre Frau Tante gewiß von mir haben. Sie lernte uns, das heißt meine Tante und mich, kennen, als wir vor drei Jahren in Badenweiler waren, und sie bezauberte uns ebensosehr, wie sie jeden Menschen bezaubert, der in ihre Nähe kommt. Als sie erfuhr, daß ich nach Estland zu meine Verwandten reiste, forderte sie mich auf, sie zu besuchen. Hat sie Ihnen davon nicht erzählt?"

Der Doktor war in peinlicher Verlegenheit. Er erinnerte sich dunkel, daß die Tante ihm nach ihrer Rückkehr aus Badenweiler von einer sehr sympathischen Dame aus Estland und ihrer schönen und liebenswürdigen Nichte erzählt hatte, aber da seinem Gedächtnis keine Anschauung zu Hilfe gekommen war, hatte er an diese Damen nicht weiter gedacht. Es war ihm auch so, als ob die Tante bei ihrem letzten Zusammensein erzählt hätte, daß sie diese Dame erwarte, aber er hatte auch das über den beruflichen Aufregungen der letzten Zeit vergessen. Die Behandlung der eben Verstorbenen hatte ihn ganz in Anspruch genommen. „Gnädiges Fräulein," sagte er, „ich fürchte, daß Sie mich für einen recht zerstreuten Gelehrten halten müssen. Natürlich hat meine Tante mir von Ihnen und Ihrer verehrten Frau Tante erzählt, und ich wußte auch, daß Sie hier erwartet wurden, aber ich glaubte, Sie würden erst später eintreffen."

Das junge Mädchen lachte wieder. „Ei, ei," rief sie „sehr ausführlich kann Ihnen von uns nicht erzählt worden sein, sonst sprächen Sie nicht von meiner ‚Frau Tante'. Meine Tante ist nie verheiratet gewesen."

Der Doktor lachte nun auch. „Ich strecke die Waffen," sagte er „und bekenne ehrlich, daß meine Tante zwar viel Liebes von Ihnen erzählt hat, daß ich das aber, da ich bisher nicht die Freude hatte, Sie zu kennen, fast vergessen hatte. Und ich will noch offener sein, ich hatte es im Drange der Geschäfte auch wohl vergessen, daß meine Tante Besuch erwartete. Können Sie mir das verzeihen?"

„Von ganzem Herzen. Aber wenn Sie

Digitized by Google

erlauben, kehre ich um und begleite Sie, damit wir Ihr Zusammensein mit Ihrer Tante nicht verkürzen. Denn wie die immer von Ihnen sprach, habe ich nicht vergessen."

„Sie haben zuletzt außerhalb Estlands gelebt?" fragte der Doktor, den es interessierte zu erfahren, woher die geheimnisvolle junge Dame, deren Aussprache keine baltische war, eigentlich stammte.

„Ich kenne Estland eigentlich gar nicht," war die Antwort, „denn ich verließ es, als ich drei Jahre alt war. Meine Eltern starben damals schnell nacheinander, und meine Tante siedelte mit mir nach Zürich über, für das sie eine Vorliebe hatte."

„Dann werden Sie, fürchte ich, an den bescheidenen Reizen unserer Heimat nicht viel Freude finden."

Das junge Mädchen blieb stehen. „Sie unterschätzen sie," sagte sie. „Einen Birkenwald im ersten Frühlingsgrün habe ich in der Schweiz nicht gesehen. Und wie sehr er mich entzückte, wird Ihnen mein Lied gesagt haben. Ich fürchte, ich muß Ihnen recht kindisch erschienen sein, aber wie ich so dahinschritt, durch all das sonnenbeschienene Grün und den Duft und wie die Vögel so sangen, da mußte ich mir in dem Reineckeschen Liede Luft machen."

Sie schritten nun fürbaß und sprachen von Zürich, das der Doktor von einem flüchtigen Besuch her kannte. Alles was das Mädchen sagte, war so schlicht, natürlich und warmherzig, daß der Doktor seine helle Freude daran hatte.

Sie betrachtete ihrerseits den Mann, von dem sie schon soviel und so begeistert hatte reden hören, mit lebhaftem Interesse. Er hatte ein feingeschnittenes, vornehmes Gesicht, kurzes schwarzes Haar und einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Seine Augen waren dunkelblau, seine Gestalt etwas unter Mittelgröße und sehr schlank. Sie schätzte, daß er in der Mitte der dreißiger Jahre stehen müsse oder noch älter sei.

Sie durchschritten bald den Park und fanden Frau von Ostinghusen auf der Veranda. Als die alte Dame sie kommen sah, sprang sie auf und eilte ihnen entgegen. „Fabian," rief sie, „du hier! Welch eine Überraschung!" Sie umarmte den Neffen, küßte ihn mehrmals und legte dann ihren Kopf an seinen Oberarm, wie sie gern tat. „Da haben Sie mir aber Liebes aus dem Walde mit heimgebracht, Fräulein Gertrud," rief sie. Dann begleitete sie den Neffen auf das Zimmer, das immer sie für ihn bereitstand. Hier legte sie ihm beide Hände auf die Schulter und sah ihn mit einem besorgten Gesichtsausdruck an. „Du siehst angegriffen aus. Es ist doch nichts Schlimmes, was dich hergeführt hat?"

Der Doktor küßte die alte Dame auf die Stirn. „Die Tochter der Generalin ist heute gestorben. Da mußte ich zu dir, um mich wieder zurechtzufinden."

Wie der Doktor das sagte, wurde er sich mit Staunen bewußt, daß er sich schon zurechtgefunden hatte. War er wirklich heute morgen so ganz aus Rand und Band gewesen?

Die Tante fragte ihn nun nach den näheren Umständen, und er konnte zu seiner Verwunderung von ihnen berichten, wie er wohl sonst von traurigen Vorkommnissen in seiner Anstalt erzählt hatte. Er empfand das als seltsam und sann darüber nach, als die Tante ihn fragte: „Wie gefällt dir denn mein Gast? Ihr seid euch wohl im Walde begegnet?"

„Jawohl, dieser geheimnisvolle Gast," erwiderte der Doktor, indem er sich von seinem Sinnen losriß, „wer ist eigentlich diese junge Dame?"

Sie nahmen auf dem kleinen Sofa Platz. Die alte Dame erinnerte an die Bekanntschaft, die sie in Badenweiler gemacht hatte, und an die Korrespondenz, die sie seitdem mit der estländischen Dame, einer Baronesse von Heuberg, geführt hatte. Diese Dame nun hatte ihr geschrieben und ihr mitgeteilt, daß ihre Nichte Gertrud, die auch Heuberg hieß, im Juni nach Estland reisen würde. Daraufhin hatte sie, Frau von Ostinghusen, das junge Mädchen aufgefordert, bei ihr Station zu machen. Nun hatte es sich so gefügt, daß es in Zürich wünschenswert erschienen war, das junge Mädchen schon früher reisen zu lassen, während ihre Tante ihr erst später folgen konnte. Und das ließ sich leicht erreichen, da eine an einen Professor in Riga verheiratete Züricherin eben im Begriff war, zu ihrem Mann zurückzukehren. „Ich habe dir doch erzählt," schloß die alte Dame, „daß ich diesen Besuch erwartete."

Der Doktor küßte ihr die Hand. „Sei mir nicht böse," sagte er, „daß ich das

Digitized by Google

ganz vergaß, aber das Schicksal der armen Editha nahm mich so in Anspruch, daß ich für nichts anderes Sinn hatte."

„Du hast mir noch nicht gesagt, wie dir mein Gast gefällt?"

„Gut, Tante, sehr gut. Das junge Mädchen hat etwas ungemein Natürliches in seiner Art."

„Nicht wahr? Ich hatte sie schon als Backfisch liebgewonnen und ich finde, daß sie sich ganz so entwickelt hat, wie ich erwartete."

Bei Tisch war die Unterhaltung eine sehr lebhafte, und das setzte sich auf einem großen Spaziergang, den man unternahm, fort. Als man nach Hause zurückgekehrt war, mußte der Doktor dem jungen Mädchen, das eine so große Wirtschaft noch nie gesehen hatte, die Ställe zeigen und die Tiere in ihnen, was alles sie auf das lebhafteste interessierte. Der Doktor telegraphierte nach Hause, daß er erst am folgenden Morgen in Riga eintreffen würde, und verlebte den Abend mit den Damen. Fräulein Gertrud sang mit ihrer schönen, vorzüglich geschulten Stimme Schubertsche Lieder, man tauschte in munterem Geplauder Reiseeindrücke aus.

Als man sich getrennt hatte, nahm der Doktor wieder auf dem kleinen Sofa Platz und blickte sinnend in die Lampe. Gewohnt sich selbst zu beobachten, fühlte er sich in einem Zustande, in dem er sich noch nie befunden hatte. All das Schwere, Trübe, das am Morgen auf ihm gelastet hatte, war von ihm gewichen. Indem er mit der jungen Fremden so naiv plauderte wie ein junger Mensch, hatte er gar nicht mehr das Bedürfnis gehabt, sein Leid vor der Tante auszuschütten. Er wurde sich jetzt erst bewußt, ein wie erhöhtes Lebensgefühl ihn den ganzen Nachmittag und Abend über erfüllt hatte. Es war, als ob von dem schönen, von Gesundheit, Kraft und Lebenslust strotzenden jungen Mädchen ein belebender Strom auf ihn übergegangen war. War das die Liebe, die in der Welt eine so große Rolle spielte und die er doch noch nie kennengelernt hatte? Eine Liebe, die den Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt ergreift, von der die Dichter aller Völker und aller Zeiten sangen und sagten? In seinem arbeitsvollen Leben war ihm wohl hin und wieder ein Mädchen oder eine Frau begegnet, die ihm ein starkes Interesse einflößte. Aber dieses Interesse war im Grunde doch immer nur freundschaftlicher Natur gewesen, und er hatte sich an die Vorstellung gewöhnt, sein Leben unvermählt zu verbringen. Sollte das etwa doch anders werden? Und wieder beobachtete der Doktor voll Staunen, daß diese Möglichkeit ihn mit sichtlicher Freude erfüllte.

Der Doktor schritt, ehe er sein Lager aufsuchte, noch lange auf und ab. Als seine Tante, deren Zimmer unter dem seinen lag, das hörte, erfüllte seine Unruhe ihr Herz mit stiller Freude. Sie wußte im Herzen ihres Fabian zu lesen.

Obgleich der Doktor bereits um fünf Uhr aufbrechen mußte, um noch den Frühzug zu erreichen, erwartete ihn die Tante schon am Kaffeetisch. Das ließ sie sich nicht nehmen. Sie wußte, daß ihm kein Butterbrot so schmeckte wie ein von ihr gestrichenes. Als er aufbrach, fragte sie ihn: „Können wir dich Sonnabend erwarten?"

„Ich hoffe, mich für den Sonntag freimachen zu können. Wenn ich irgend kann, komme ich schon Sonnabend abends."

Als der Wagen den Hof verlassen hatte, fragte der Doktor, indem er, in der Morgenkühle fröstelnd, den Mantel zusammenzog: „Wann heiraten Sie denn, Martin?"

Der Kutscher beugte sich nach vorn, fuhr mit dem Peitschenstiel über den Hals des einen Pferdes, als ob er dort eine Bremse verscheuchen wollte, obgleich keine da war, wandte sich dann erst um und sagte: „Ich habe es mir überlegt, gnädiger Herr, die Marliese ist doch zu jung für mich. Ich werde um Martini fünfzig und sie achtzehn. Das geht nicht zusammen. Ich habe ihr gesagt, sie möge sich nach einem jüngeren Mann umsehen."

Der Doktor nahm diese Mitteilung schweigend hin.

Als der Wagen am Ufer hielt und die Fähre erwartete, die von der anderen Seite herankam, wandte sich der Kutscher wieder um: „Erinnern Sie sich noch, gnädiger Herr, an den Knecht Namik, der sich mit der Häckselmaschine alle Finger der linken Hand abschnitt?"

„Warum fragen Sie danach?"

„Der war so alt wie ich, als er solch ein junges Ding nahm. Man hat sie später aus dem Brunnen gezogen."

Digitized by Google

Der Doktor ging jetzt nicht näher auf das angeschlagene Thema ein.

Als die Damen am Nachmittag mit ihren Handarbeiten beschäftigt auf der Veranda saßen, sagte das junge Mädchen: „Erzählen Sie mir doch etwas von Ihrem Herrn Neffen, gnädige Frau. Hat er seine Eltern sehr früh verloren?"

Die alte Dame, die, wenn sie arbeitete, eine Brille trug, sah ihren Gast über diese weg freundlich an. „Das will ich gern tun, Fräulein Gertrud," sagte sie, „obgleich es sich da um traurige Dinge handelt. Mein Großvater hatte noch mehrere große Güter und war ein reicher Mann, aber er war ein Spieler. Als er starb, hinterließ er seinen beiden Söhnen nichts. Da mußten denn mein Vater und mein Onkel in den Landesdienst treten und hatten es recht schwer, sich einigermaßen standesgemäß zu erhalten. Wir wohnten in derselben kleinen Stadt. Ich war das einzige Kind, und mein Onkel hatte auch nur eins, einen hübschen, lebhaften Knaben, der mit mir gleichen Alters war. Ich habe diesen Vetter sehr lieb gehabt und er mich auch, aber wir haben uns immer als Geschwister geliebt. Theodor vertraute mir alles an, was ihn bewegte, und ihn bewegte viel, denn er war voll Phantasie. Wir waren beide noch sehr klein, als er mir anvertraute, unsere Lage wäre eigentlich unseren Geschlechts unwürdig, denn wir stammten aus einer sehr vornehmen Familie. Er würde auch nicht ruhen, bis er alle Güter, die einmal den Rappes gehört hatten, in seinen Besitz gebracht hätte.

„Haben Sie einmal einen Roman von Walter Scott gelesen? Nicht? Nun das dachte ich mir. Heutzutage liest die Jugend nicht mehr diese Romane. Wir verschlangen sie noch. Sie spielen alle in der Vergangenheit, und sie erzählen oft von einem jungen Menschen aus vornehmer aber verarmter Familie, der nach allerlei abenteuerlichen Schicksalen wieder in den Besitz der Familiengüter gelangt. Zu Theodors Unglück besaß sein Vater diese Romane, und sie bestärkten ihn natürlich noch in seinen phantastischen Hoffnungen. Er war als Schüler unermüdlich, unseren Stammbaum zu erweitern, alte Familiensiegel aufzusuchen und unser Wappen zu zeichnen.

„Ich war ja nun auch ganz damit zufrieden, aus einer so alten Familie zu stammen, aber ich ahnte bald, daß diese genealogischen Studien für meinen Vetter eine Gefahr bedeuteten. Nicht daß sie ihn dünkelhaft machten — gar nicht — aber all sein Denken lief doch schließlich auf den Erwerb eines großen Vermögens heraus, und das erschien mir weder als leicht durchführbar noch als übermäßig wünschenswert.

„Als Theodor das Gymnasium absolviert hatte, setzte es sein Vater durch, daß er in die Rechtsschule in Petersburg aufgenommen wurde. Er zeichnete sich dort sehr aus, und alle Welt prophezeite ihm eine glänzende Laufbahn. Ich hatte unterdessen meinen Mann kennen gelernt und geheiratet. Da er nur ein kleines Vermögen besaß, mußten wir uns sehr einschränken, aber mein Mann war ein ausgezeichneter Landwirt und ein fester Charakter. So kamen wir denn allmählich vorwärts, und das immer mehr, da uns ja Kindersegen versagt blieb.

„Mein Vetter besuchte uns mitunter. Er und mein Mann vertrugen sich gut, obgleich sie die denkbar größten Gegensätze waren. Denn Theodor lebte ganz der Vergangenheit und der Zukunft, Otto ganz der Gegenwart. Mein Vetter war so felsenfest davon überzeugt, daß er seine Pläne einmal verwirklichen würde, daß er es gar nicht übelnahm, wenn man über sie lachte. Er wollte einmal nicht nur die Güter, die unsere Familie durch Jahrhunderte in Kurland besessen hatte, an sich bringen, sondern auch die Ruine unseres Stammschlosses in Tirol, die dann ausgebaut werden sollte. Das alles war als Majorat gedacht. Den künftigen Majoratsherren wollte Theodor sein Leben widmen, und er faßte dieses Streben in das Schlagwort zusammen, er wolle seine Pflicht gegen die Kommenden getreulich erfüllen.

„Entwickelte uns Theodor seine Theorien und Absichten, so lachte mein Mann in seiner gutherzigen Art und sagte wohl, er bäte sich nur eins aus, mein Vetter dürfe nicht entdecken, daß die Rappes von einem kaiserlichen Bastard abstammten. In Tirol sei man davor nicht so sicher wie in Kurland. Er habe nichts gegen Kaiser, auch nichts gegen wirkliche kaiserliche Prinzen, aber er wünsche nicht, daß seine Frau von einem Bastard abstamme. Er ver-

Digitized by Google

lange reinliche Familienverhältnisse. Wir lachten dann, und Theodor versicherte, seine Forschungen hätten nach dieser Richtung nichts Bedenkliches ergeben.

„Nachdem mein Vetter die Rechtsschule beendet hatte, wurde er Sekretär im Senat. Bald darauf machte er die Bekanntschaft eines allerliebsten Mädchens, der Tochter eines verstorbenen Admirals, eines Finnländers aus altem schwedischen Geschlecht. Die junge Frau brachte ihm ein beträchtliches Vermögen zu, und Theodor hätte, wenn ihm nicht seine phantastischen Pläne im Kopf gesessen hätten, in bezug auf die Zukunft seiner Kinder ganz beruhigt sein können. Wie aber die Dinge lagen, war nun kein Halten mehr. Mein Vetter nahm seinen Abschied und fing an zu spekulieren, kaufte und verkaufte Häuser und Bauplätze und übernahm Lieferungen für die Krone.

„Er spekulierte anfangs mit großem Erfolg, aber wir konnten uns darüber nicht freuen, denn mein Mann und ich erkannten klar, daß hier der unselige Spielteufel mitsprach, der meinen Großvater ins Verderben gestürzt hatte. Mein Vetter aber war glückselig und wurde es mit Recht, als ihm nach ein paar Jahren ein Sohn geboren wurde. Zu dieser Taufe sollte ich als letzte noch lebende Rappe jedenfalls nach Petersburg kommen. Theodor flehte so lange, bis mein Mann das Opfer brachte und wir hinreisten.

„Wir kamen in ein vornehmes Haus großen Stils. Eine prachtvolle Wohnung, prachtvoll eingerichtet; eine zahlreiche Dienerschaft in Livree; elegante Wagen mit Orlowschen Trabern davor; eine Loge in der italienischen Oper; jeden Abend bis tief in die Nacht hinein Gäste. Und was für Gäste! Russische Fürsten, polnische Grafen, hohe Exzellenzen, gemeine Exzellenzen, Generäle, lauter so ein Volk. Es gab ein Sprachengewirr wie nach dem Turmbau zu Babel und ein Kauderwelsch aus Deutsch, Russisch, Französisch und Englisch. Otto war das alles ein Greul. Mir auch, aber es machte mir doch auch Spaß.

„Der Täufling bekam den Namen Fabian, weil so der erste Rappe in Kurland geheißen haben sollte, und auf der Taufe floß der Sekt in Strömen. Theodor, der so herzlich und zärtlich gegen mich war wie immer, kam schließlich auf mich zu und stieß mit mir an auf „den Gekommenen". Ich sehe noch sein glückstrahlendes Gesicht.

„In dem bunten Treiben dieser Tage kam ich nicht dazu, meinem Vetter unter vier Augen zu sprechen, aber einmal gelang mir das doch, und da konnte ich mich nicht enthalten, ihn angstvoll zu fragen: „Kannst du denn wirklich eine solche Lebensführung bestreiten?" Da sah er mich mit lachenden Augen an und erwiderte: „Sei ganz ohne Sorge, Klärchen. Daß ich alle diese Leute bei mir sehe, gehört zu meinem Handwerk. In Geschäften wäscht eine Hand die andere, und in Rußland geschieht das nun einmal in silbernen mit Wappen geschmückten Waschschüsseln."

„Otto und ich waren froh, als wir wieder zu Hause waren. Als wir hier zum erstenmal bei der Lampe zusammen saßen, sagte mein Mann: „Das Schloß in Tirol wird Fabian nie besitzen und eure alten Familiengüter auch nicht — das ist mir ganz gewiß. Aber wenn wir ihm einmal Dürkopshof schuldenfrei vererben, kann er auch ganz zufrieden sein."

„Der unvermeidliche Zusammenbruch all der Petersburger Herrlichkeit kam schon nach ein paar Jahren — und war vollständig. Es ging nicht nur alles Geld verloren, das meines Vetters Frau besaß, sondern auch noch viel Geld, das anderen gehörte. Als mein Vetter das erkannte, erschoß er sich."

Frau von Ostinghusen lehnte sich in ihren Sessel zurück und blickte eine Weile schweigend in den Garten. Das junge Mädchen ergriff ihre Rechte und küßte sie. Die alte Dame umarmte ihren jungen Gast. „Gott segne Sie für Ihre Teilnahme!" rief sie. „Es wird Ihnen vielleicht wunderbar vorkommen, daß ich von dem allen jetzt so ruhig sprechen kann, aber seit meines Vetters Tode ist ein Menschenalter vergangen, und es ist eine der größten Wohltaten, die Gott uns Menschen erwies, daß er der Zeit einen so mildernden Einfluß auf unsere Gefühle verlieh.

„Wir reisten natürlich gleich nach Petersburg, aber die Dinge lagen da ganz verzweifelt, und die Rechtsanwälte hatten jahrelang gute Tage. Das Beste war, daß meines Vetters Frau sich vorzüglich bewährte. Sie hatte sich, da ihr Mann nie mit ihr über Geschäfte sprach, für eine

Digitized by Google

Im März

Gemälde von Carl M. Schultheiß

(Aus Ed. Schultes Kunstsalon in Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

sehr reiche Frau gehalten und sich, jung, hübsch und lebenslustig wie sie war, mit Vergnügen in dem gesellschaftlichen Strudel bewegt. Nun aber zeigte sich, wie charaktervoll sie im Grunde war. Kein Wort der Klage kam über ihre Lippen.

„Die große Mehrzahl der hohen Herren, die in ihrem Hause verkehrt hatten, zog sich natürlich schleunigst zurück, aber sie und ihr Mann waren denn doch zu liebenswürdige und liebenswerte Menschen, als daß sie nicht auch wirkliche Freunde gehabt hätten.

„Wir boten ihr eine Rente an, sie war aber nicht dazu zu bewegen, sie anzunehmen und erklärte, sie wollte sich und Fabian durch Unterricht in der englischen und französischen Sprache erhalten. Wir und ihre Freunde steckten natürlich die Köpfe zusammen und sorgten dafür, daß ihr die Stunden glänzend bezahlt wurden. So hätte sie ihr Vorhaben wohl durchgeführt, wenn sie nicht schon nach kaum einem Jahr am Typhus erkrankt und ihm erlegen wäre."

Frau von Ostinghusen schwieg wieder eine Weile, und ihr junger Gast blickte liebevoll auf sie. Wie gütig sah die alte Dame aus! Ihr dunkelblondes Haar, das sie schlicht gescheitelt trug und in dem nur ein einen Finger breiter silberner Streifen an ihr Alter mahnte, ließ die hohe Stirn und die ganz ungewöhnlich kleinen Ohren frei. Die Augen waren dunkelblau, und die Jahre hatten die feine Nase nicht stumpf werden lassen. Der Ausdruck des Gesichts war so mild und abgeklärt, wie er nur alten Menschen eigen sein kann, die auf ein reiches inneres Leben zurückblicken können.

„So wurde ich," begann Frau von Ostinghusen wieder, „doch noch eine Mutter. Fabian wurde mir und meinem Manne der liebevollste Sohn, und er hat mir überhaupt keine, meinem Mann aber nur eine einzige Enttäuschung bereitet, als sich herausstellte, daß er durchaus Arzt werden wollte. Woher ihm diese Neigung kam, weiß Gott allein, aber sie trat schon sehr früh zutage. Er sezierte schon als Knabe mit Vorliebe Mäuse und Maulwürfe und war entzückt, wenn unser Arzt ihm erlaubte, bei einer Operation zugegen zu sein. Mein Mann wünschte natürlich, daß er Landwirt wurde, aber Fabian hatte gar keine ländliche Passionen, war weder Landwirt, noch Jäger, noch Gärtner. So mußten wir ihn denn gewähren lassen, und es hat sich auch erwiesen, daß seine Gaben mit seinen Neigungen zusammenfielen. Sie sagen ja alle, daß er ein ausgezeichneter Arzt ist. So hat er eine ausgebreitete konsultative Praxis, aber seine eigentliche Spezialität sind Lungenleiden. — — Aber nun wollen wir noch einen Gang durch den Park machen."

Der Doktor verbrachte unterdessen den Tag in einem für ihn sehr ungewöhnlichen Zustande, denn was er auch vornahm, immer mußte er von Zeit zu Zeit an den Gast in Dürkopshof denken. Als das auch am Abend geschah, während er in einem ihn sehr interessierenden Aufsatz las, den eine Fachzeitschrift brachte, legte er diese beiseite und beschloß, sich Klarheit in der Sachlage zu schaffen. Die schöne Fremde hatte offenbar einen außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht, und er war im Begriff, sich in sie zu verlieben. Stand dem ein ernstliches Bedenken entgegen? Soviel er sehen konnte, nicht. Er hatte sehr große Einnahmen und von ihnen schon beträchtliche Ersparnisse gemacht. Er konnte, auch wenn er von Dürkopshof, das ihm nach der Tante Tod zugleich mit einem stattlichen Barvermögen zufiel, absah, auch eine anspruchsvolle Frau wählen. Alles, was er von der jungen Dame wußte, nahm für sie ein. Bedenklich blieb ja der große Altersunterschied, aber er kannte doch mehr als eine Ehe, in der der Mann zwanzig Jahre mehr zählte als die Frau und die doch glücklich war. ‚Ich habe ja,' dachte der Doktor weiter, ‚bisher eine Frau nicht vermißt, aber wenn mich jetzt der Trieb zum Weibe doch noch gepackt hat, so liegt kein Grund vor, ihm nicht zu folgen. Und es wäre ja auch schön, wenn mein Vater nun doch noch Enkel bekäme, wenn auch nicht als Majoratsherren und Besitzer des Schlosses in Tirol.'

So erwog der Dokter, wie es sich für einen Mann seines Alters ziemte, die Sachlage nach allen Seiten und beschloß, sich nicht zu widersetzen, falls eine beiderseitige Neigung ihn und das Fräulein von Heuberg zusammenführen sollte.

Er fuhr am Sonnabend wieder aufs Land und blieb den Sonntag über da. Es war ein Regentag, und die drei blieben auf das Zimmer angewiesen, die Zeit verging ihnen aber überraschend schnell. Man

Digitized by Google

plauderte, das Fräulein sang am Nachmittag, der Doktor las am Abend eine Novelle von Heyse vor.

Das junge Mädchen beobachtete den Doktor diesmal mit sehr erhöhtem Interesse. Es fiel ihr jetzt auf, daß sein Gesicht, wenn er schwieg, einen traurigen Ausdruck annahm, und sie konnte sich das, nun sie seine Erlebnisse kannte, erklären. Wie schwer mochte der Arme an seinen Jugendeindrücken tragen! Sie machte die Beobachtung, daß das Gesinde dem Doktor mit scheuer Ehrfurcht begegnete, obgleich er mit den Leuten in denselben Formen verkehrte wie mit Personen aus der Gesellschaft, und sie erklärte sich diese Ehrfurcht mit dem Respekt, den Menschen unwillkürlich einflößen müßten, die schon in zarter Jugend ein so großes Herzeleid traf. Sie machte auch an sich selbst die Wahrnehmung, daß sie dem Doktor nicht mehr so unbefangen gegenüberstand, wie am ersten Tage.

Es vergingen nun vierzehn Tage, ehe der Doktor wieder nach Dürkopshof kommen konnte. Er war sich jetzt ganz klar darüber, daß er von einer starken Leidenschaft ergriffen war und litt schwer darunter, daß ihn sein Beruf so lange von dem geliebten Mädchen fernhielt. Er war ganz von Freude erfüllt, als er endlich wieder im Eisenbahnzuge saß.

Die Damen erwarteten ihn am Bahnhof, und es gab eine wundervolle Wagenfahrt durch den warmen Frühlingsabend. Als man auf der Veranda zu Abend aß, begannen im Park die Nachtigallen zu schlagen, die Blumen dufteten, und aus der dunklen Ferne drangen Lieder herüber, die die Bauernmädchen sangen. Es wurde im lebhaften Gespräch die Entwicklungstheorie erwähnt, und Gertrud bat Rappe, ihr doch zu erklären, was man sich unter ihr zu denken habe. Er tat das, und es machte ihm ebensoviel Freude, ihren Wunsch zu erfüllen, als sie sich daran erfreute, wie sehr er es verstand, die schwierige Theorie gemeinverständlich zu machen.

Frau von Ostinghusen saß still da, sah ihren Weizen blühen und ließ ihre Gedanken weiter in die Zukunft schweifen. Sie wußte, daß ihr Gast, den sie schon herzlich liebgewonnen hatte, nicht nur ein höchst liebenswertes Mädchen, sondern auch eine reiche Erbin war. So erschien es ihr nicht unmöglich, daß der Traum, der ihrem Vetter das Leben erst verdorben und dann gekostet hatte, sich doch noch insoweit verwirklichen konnte, als die Rappes der Zukunft wieder in dem Wohlstand lebten, dessen sich ihre Vorfahren durch Jahrhunderte erfreut hatten. Ihrem ernsten, an Trübsinn geneigten Fabian aber glaubte sie keine für ihn mehr geeignete Braut zuführen zu können, als dieses kerngesunde, natürliche und heitere Mädchen.

Als man sich zu später Stunde trennte, waren alle drei von einer beglückenden Vorfreude auf den folgenden Tag erfüllt.

Er sollte aber anders verlaufen, als sie erwarteten. Sie kehrten am Sonntagmorgen eben von einem Spaziergang durch den Park zurück, als ein Reiter auf den Hof ritt, bei ihrem Anblick aus dem Sattel sprang und, das Pferd mit sich führend, auf sie zueilte. Er küßte Frau von Ostinghusen die Hand, schüttelte Rappe die Rechte und verneigte sich tief vor Gertrud, der er als Assessor Baron Steinanger vorgestellt wurde. „Entschuldigen Sie, gnädigste Frau," sagte er, „daß ich so früh komme, aber ich habe im Pastorat zu tun, und da wollte ich nicht an Dürkopshof vorübereiten, ohne Ihnen meine Aufwartung zu machen."

Der Diener nahm das Pferd in Empfang, und die Herrschaften begaben sich auf die Veranda. Rappe sehr verstimmt, denn er konnte den Assessor nicht leiden. Dieser war, was man so unter jungen Leuten einen „fixen Kerl" nennt, das heißt lebhaften Temperaments, dreist, so eitel, daß er sich vor einem auf ihn gerichteten Pistolenlauf nicht fürchtete, und mit einem vorzüglichen Gedächtnis für Anekdoten begabt. Als Mädchenjäger und Spielratte verstand er es meisterhaft, sich den Umständen anzupassen und wo das angemessen erschien, sich als ernsthaften, strebsamen Mann zu geben. Obgleich Frau von Ostinghusen ihn ebenso beurteilte wie ihr Neffe war es ihr doch nicht gut möglich sich dem jungen Herrn, mit dem sie ja gelegentlich auch amtlich zu tun hatte, fernzuhalten.

Rappe zweifelte keinen Augenblick, daß der Assessor irgendwie erfahren hatte, daß Dürkopshof zurzeit einen schönen Gast beherbergte, und daß er gekommen war, sich diesen anzusehen. Gertrud aber von die-

Digitized by Google

sem leeren Menschen so in Augenschein genommen zu sehen, empörte ihn.

Der Assessor wußte sehr wohl, wie unsympathisch er Rappe war, aber das amüsierte ihn nur und veranlaßte ihn, alle seine gesellschaftlichen Künste spielen zu lassen. Da Gertrud nichts von ihm wußte, gefiel ihr der bildschöne junge Kavalier mit den großen kornblumenblauen Augen, die so munter in die Welt blickten, sehr gut, und sie hörte mit Vergnügen zu, als er eine heitere Schilderung von dem gesellschaftlichen Leben in dem kleinen Städtchen entwarf, in dem das Hauptmannsgericht tagte.

Während man beim Frühstück saß, fragte der Assessor Gertrud, ob sie Reiterin sei. Sie bejahte und fügte hinzu, sie freue sich sehr darauf, bei ihren Verwandten in Estland an Jagden zu Pferde teilnehmen zu können. Der Assessor schlug ihr darauf vor, doch mit ihm einen Spazierritt zu unternehmen. „Mein Brauner," sagte er, „ist jahrelang von einer Dame geritten worden, und ich getraue mich auf einem der Schweißfüchse der gnädigen Frau, falls ihre Güte mir einen zur Verfügung stellt, mit ihm Schritt zu halten."

Gertrud warf einen fragenden Blick auf Frau von Ostinghusen. Sie war eine leidenschaftliche Reiterin, und es hatte sie etwas betrübt, daß sie in Dürkopshof keine Gelegenheit gefunden hatte, diese Kunst zu üben. Sie wäre auf den Vorschlag gern eingegangen, es erschien ihr aber zweifelhaft, ob die Landessitte es zuließ, daß sie ohne andere Begleitung mit dem ihr noch fremden jungen Herrn ausritt.

Frau von Ostinghusen, die auf Gertruds Gesicht las, wie sehr diese eine Zusage erhoffte, war zu gutmütig, um ihr den Wunsch nicht zu gewähren. Sie wußte, daß der Assessor ein vorzüglicher Reiter war, und sagte sich, daß er auf einem kurzen Spazierritt ja schließlich kein Unheil anrichten könne. Sie sah indessen fragend zu ihrem Neffen hinüber. „Das läßt sich leicht machen," sagte dieser, „dein Sattel ist ja noch da, Tante, und der Fuchs mit der Bläße wird ja vom Kutscher mitunter geritten. Ich will das schon anordnen."

Damit stand er auf und schlug die Richtung zum Stall ein. Frau von Ostinghusen hörte aus dem kühlen Ton, in dem er sprach, heraus, daß er ihre Einwilligung mißbilligte, und Gertrud fühlte das mit dem Instinkt des liebenden Weibes auch; aber das Geschehene ließ sich nun nicht mehr gutmachen. So eilte denn das junge Mädchen auf ihr Zimmer, um ihr Reitkleid anzulegen. Auch der Assessor begab sich in den Stall und überwachte dort in Gemeinschaft mit Rappe das Satteln der Pferde.

Es ließ sich kein schöneres Paar denken, als die beiden jungen Leute, die jetzt vom Hofe ritten. Das sagten sich sowohl Frau von Ostinghusen wie ihr Neffe. Gertrud sah nie schöner und kraftvoller aus, als im Reitkleide, und die schlanke Gestalt des Assessors saß wie angewachsen auf dem Pferde, das unter dem geschickten Reiter eine ganz ungewohnte Haltung zeigte.

„Ich muß noch einen Brief schreiben, Tante," sagte Rappe und eilte schnell auf sein Zimmer. Sein ganzes Innere war in einem Aufruhr, der ihn ebensosehr überraschte wie verwirrte. Was hatte er tun wollen? Dieses junge, lebenslustige Wesen hatte er zu seiner Lebensgefährtin machen wollen, er, dessen Leben ganz der Arbeit gehörte, er, der ernste Mann von achtunddreißig Jahren, der das Unglück seiner Eltern nie, nie vergessen konnte. Sollte Gertrud einziehen in seine Anstalt, in der ein Kranker den anderen ablöste, sie, die dazu geschaffen war, in Gesellschaft derber Jäger hinter den Hunden herzureiten oder im Kreise froher Menschen ihre gesunde Jugend froh zu genießen! Wie hatte er nur neulich so ausschließlich an sein Glück denken können. Die Worte des Kutschers fielen ihm wieder ein. Der schlichte Mann hatte richtig geurteilt und gehandelt. Nein, er durfte Gertrud nicht an sich fesseln. Er war nicht zu eigenem Glück geboren, seine Aufgabe war, die Leiden anderer zu beseitigen oder doch zu lindern.

Gertrud und der Assessor ritten unterdessen zunächst eine Weile in flottem Galopp und kehrten dann im Walde in denselben Weg ein, auf dem Gertrud zuerst Rappe begegnet war. Der Tag war ganz so schön wie damals, aber der Zauber des ersten Grünes war von der fortschreitenden Jahreszeit schon verdrängt worden.

Die beiden ritten jetzt im Schritt, und es wurde eine Unterhaltung möglich. „Gnädiges Fräulein," sagte der Assessor, „werden

Digitized by Google

mir die Frage nicht übelnehmen, aber langweilen Sie sich nicht manchmal so allein mit den alten Herrschaften?"

Gertrud sah ihn erstaunt an. „Wie meinen Sie das?" erwiderte sie, „Baron Rappe ist doch kein alter Mann?"

Der Assessor lachte. „Es kommt darauf an, was man unter einem alten Mann versteht. Die Jahre tun's ja nicht allein, und mancher ist nie jung gewesen. Können sich gnädiges Fräulein Rappe als flotten Tänzer oder hinter den Hunden denken?"

Gertrud sah den Assessor so scharf an, daß er den Blick verlegen senkte. „Das habe ich nie versucht," sagte sie, „aber auf Ihre Frage will ich gern dahin antworten, daß ich keinen Mann kenne, in dessen Gesellschaft ich weniger in Gefahr wäre, mich zu langweilen, als in der des Barons."

‚Oho,' dachte der Assessor, ‚stehn die Sachen schon so?' Und er hob sofort an Rappes Lob in allen Tonarten zu singen. Wie sehr alle Welt ihn schätze und verehre.

Je mehr er aber redete, um so unsympathischer wurde er Gertrud, die mit jedem Augenblick sich in der Überzeugung bestärkte, daß sie den Ritt besser unterlassen hätte. Sie war herzlich froh, als die Pferde vor der Freitreppe hielten. Es gab ihr einen Stich ins Herz, als sie Rappe nicht auf ihr erblickte.

Während der Mahlzeit trug der Assessor fast allein die Kosten der Unterhaltung, und er gewann die Überzeugung, daß die junge Dame zwar schön, aber doch im Grunde langweilig sei. Da er überdies annahm, daß sie mit Rappe so gut wie verlobt war, verlor sie in seinen Augen sehr an Interesse. Immerhin glaubte er nicht wohl vor dem Spätnachmittag nach Hause reiten zu können. So schleppte sich denn die Unterhaltung bis zu seinem Aufbruch hin, so gut es gehen wollte.

Hatte Gertrud schon bisher gefühlt, daß Rappe im Grunde ihren Ritt nicht gebilligt hatte, so schwand ihr im Laufe dieser Stunden jeder Zweifel, denn er sprach zu ihr mit einem kalten Unterton, der sie auf das schmerzlichste berührte. Sie hoffte, daß sie nach dem Aufbruch des Assessors noch Gelegenheit haben würde, Rappe irgendwie und irgendwo zu zeigen, daß sie es lebhaft bereute, gegen seinen Wunsch gehandelt zu haben, aber diese Gelegenheit konnte sich schon deshalb nicht finden, weil Rappe erklärte, mit dem Abendzuge in die Stadt zurückkehren zu müssen und gleich nach dem Abendessen zur Bahn fuhr. Gertrud behauptete dann, durch den ungewohnten Ritt Kopfschmerzen bekommen zu haben, zog sich in ihr Zimmer zurück und weinte sich in ihren gesunden Kinderschlaf.

Rappe verlebte harte Tage und Nächte, aber er rang sich mannhaft zu dem Entschluß durch, auf Gertrud um ihretwillen zu verzichten, und schrieb am Freitag eben an seine Tante, daß er am Sonnabend nicht zu ihr kommen könne, als ihm der Diener Frau von Ostinghusen und Fräulein von Heuberg meldete.

Rappe fühlte sein Herz stillstehen, er wußte nicht, ob vor Schreck oder vor Freude, aber als er die Tante und Gertrud begrüßte und die Hand der hocherrötenden Gertrud die seine kraftvoll drückte, erfüllte ihn ein Gefühl der Seligkeit, das wenigstens zunächst alle seine Vorsätze über den Haufen warf wie ein Kartenhaus.

Und Gertrud tat während der drei Tage, die die Damen in der Stadt verbrachten, unbewußt alles, um seine Besorgnis zu zerstreuen. Sie legte, als er ihr seine Anstalt zeigte, ein so lebhaftes Interesse an den Tag; sie zeigte ein feines Verständnis für seinen Beruf, den sie wundervoll fand; sie sprach sich so entzückt über die alte Hansestadt aus, daß er sich doch immer wieder fragte, ob er nicht Gespenster gesehen hatte und im Begriff gewesen war, ein unermeßliches Glück um einer Wahnvorstellung willen von sich zu weisen. Diese Tage voll Ahnung höchster Lebensfreude waren wundervoll, und als die Trennungsstunde schlug, schieden die Liebenden voneinander wie Träumende. Frau von Ostinghusen sah voll innerer Freude den Abglanz des Glückes auf ihren Gesichtern.

Rappe wollte sich nicht verloben, ehe Gertruds Tante bei ihr war, das Eintreffen der Dame verzögerte sich aber von Woche zu Woche, weil, wie sie schrieb, ein Verwandter, der sie in Zürich besucht hatte, dort erkrankt war.

Rappe, der sich für die Pflegemutter Gertruds jetzt lebhaft interessierte, hatte Frau von Ostinghusen, als er während ihres Aufenthaltes in der Stadt einmal mit ihr allein war, gebeten, ihm ausführ-

Digitized by Google

lich von der Dame zu erzählen, und sie hatte seinen Wunsch gern erfüllt. Sie schilderte das Fräulein von Heuberg als eine sehr kluge und energische Frau und konnte nicht genug bewundern, daß die Dame, obgleich sie ja ganz für Gertrud lebte, diese doch so abhärtete und grundsätzlich an allen Sports teilnehmen ließ. „Ich hätte mich zu Tode geängstigt," meinte sie, „wenn ich solche Verantwortung hätte übernehmen sollen. Aber es ist ja alles glücklich abgelaufen, und die Dame kann auf den Erfolg ihrer Erziehung stolz sein."

„Weißt du vielleicht, warum Fräulein von Heuberg ganz nach Zürich übergesiedelt ist?" fragte Rappe.

„Nein," erwiderte die Tante. „Ich habe Gertrud danach gefragt, aber sie weiß es auch nicht recht. Sie meint, daß vielleicht eine unglückliche Neigung ihre Tante aus der Heimat vertrieben hat, sagt aber selbst, daß das eine reine Vermutung sei. Ich hatte den Eindruck, als ob die Dame zu Hause sehr Schweres erlebt haben müsse. Doch sprach sie nie darüber."

Es bereitete Gertrud viel Vergnügen, einen Einblick in einen großen landwirtschaftlichen Betrieb zu gewinnen. Das schöne Mädchen gewann sich im Fluge alle Herzen. Konnte sie auch mit dem größten Teile des Gesindes nicht sprechen, weil die Leute nicht deutsch verstanden, so bot ihr doch der Verkehr mit dem Inspektor und der „Mamsell", der Wirtschafterin, mancherlei Anregung. Der Inspektor war schon ein alter Mann mit weißem kurz geschnittenem Haar und Vollbart, aber seine Haltung war noch aufrecht, und seine Augen blickten scharf und sahen alles. Er war Witwer und wohnte in einem schönen Hause, vor dem drei alte Kastanien standen. Im Schatten einer dieser Kastanien saßen Gertrud und er, nachdem sie ihn auf einem Rundgang durch die Ställe begleitet hatte. Auf dem Wirtschaftshof herrschte die peinlichste Ordnung, und die Gebäude, die ihn umgaben, sahen aus, als ob sie für die Ewigkeit gebaut wären.

„Als die Herrschaft und ich hier einzogen," begann der Inspektor, „sah es hier anders aus als jetzt. Die Leute, denen Dürkopshof früher gehörte, hatten in Saus und Braus gelebt und waren darüber immer mehr zurückgekommen. Da waren denn die Gebäude halb zerfallen, und was in den Ställen lebte, war zu nichts gut. Hier mußte alles neugeschaffen werden. Aber mein Baron und seine junge Frau waren die Leute dazu. Die schränkten sich ein bis aufs äußerste, so daß, was das Gut brachte, auch wieder ins Gut zurückgehen konnte. Da wurde denn mit der polnischen Wirtschaft bald aufgeräumt. Sie hätten den Baron kennen sollen. Er war ein ganzer Mann, der wußte was er wollte, und tat was er wollte. Er war am Morgen der erste auf dem Felde und am Abend der letzte, der es verließ. Und er war die Rechtschaffenheit in Person. Sein Wort war wie anderer Leute Eid.

„Von seiner Rechtschaffenheit will ich Ihnen ein Beispiel erzählen. Ich weiß ja nicht, wie man es in der Schweiz damit hält, aber hierzulande sehen die vornehmen Damen kein Unrecht darin, wenn sie bei ihrer Rückkehr aus dem Auslande über die Grenze schmuggeln, was sie dort an neuen Kleidern oder Spitzen erwarben. Ja, sie erzählten wohl mit besonderem Vergnügen davon, wie sie diese Dinge so geschickt verpackt hätten, daß man sie bei der Zollrevision nicht entdeckte. Das war meinem Baron ein Greul und er sagte das oft genug, wenn die Rede darauf kam. Die Damen lachten dann aber darüber und hielten seine Meinung für eine Schrulle.

„Wie der Baron und die gnädige Frau nun zum erstenmal nach Deutschland reisten, bat ihn eine Nachbarin, eine muntere junge Frau, er möchte ihr doch aus Dresden eine Puppe mitbringen, die eine Freundin von ihr für ihr Töchterchen erworben hätte. Das wollte der Baron gern tun, fügte aber hinzu, daß er unter keinen Umständen schmuggeln würde. Die Baronin meinte darauf, das wäre ihr recht. Nun müssen Sie sich vorstellen, daß wir damals noch keine Eisenbahnen hatten, man also mit eigenen Pferden bis Königsberg fahren mußte.

„Unsere Herrschaften erhielten in Dresden die ungewöhnlich große Puppe und brachten sie ein paar Tage nach ihrer Rückkehr der Dame, für die sie bestimmt war. Diese nahm sie lachend in Empfang, schnitt sie im Nebenzimmer auf und brachte die Puppe und die Spitzen, die sie enthalten

Digitized by Google

hatte, neckenderweise wieder zum Baron. Dieser aber ergriff Puppe und Spitzen, rief nach seinem Wagen und fuhr zunächst nach Hause. Dann aber reiste er dreißig Meilen weit zur Grenzstation, erzählte, wie es ihm ergangen war, und bezahlte den Zoll. Das Gut der Nachbarin aber hat er nie wieder betreten. So war der Mann, und so ist auch unsere liebe alte gnädige Frau."

„Es muß dem Baron doch schwer geworden sein, daß Baron Fabian nicht auch Landwirt werden wollte," meinte Gertrud.

„Das wird es ihm schon geworden sein," erwiderte der Inspektor, „aber daß der junge Herr sich dazu nicht eignete, wird er wohl bald erkannt haben. Ein Junge, der einmal ein Landedelmann werden will, der kann nicht früh genug aufs Pferd kommen und schießen dürfen, aber das reizte unseren jungen Herrn gar nicht. Er saß am liebsten über seinen Büchern, und wenn er in den Ferien zu Hause war, konnte er nicht genug bei unserem Arzt sein. Wir hatten damals einen Doktor, der war ein Gelehrter und quälte Hunde und Kaninchen, daß man krank wurde, wenn man nur davon hörte. Das interessierte unseren Jungherrn mehr als alle Rehe und Hasen. Er hat auch unseren Frauensleuten viel Not gemacht mit all den Tieren, die er untersuchte, und unsere Mamsell wird noch ganz wild, wenn man sie daran erinnert.

„Nun, das gehörte wohl dazu, wenn er einmal ein so großer Arzt werden sollte, wie er geworden ist. Wo er aber die Liebe zur Wissenschaft her hatte, weiß ich nicht, denn vom Vater hat er sie nicht. Der war der lustigste Herr von der Welt, und wenn er zur Hühnerjagd hier war, kam er nicht nach Hause, solange der Hund noch irgend laufen konnte. Aber Sie müssen nicht glauben, daß unser Jungherr ein Stubenhocker gewesen wäre. Das war er gewiß nicht. Er hat auch reiten und schießen gelernt, aber es machte ihm nur keine rechte Freude. Und es braucht ja auch nicht jedermann ein passionierter Reiter und Jäger zu sein. Luther ist ja nicht auf die Jagd gegangen, und der Alte Fritz ist auch kein Jäger gewesen. Und wer hier so vielen Menschen die Gesundheit wiedergibt wie unser Baron, und ein so edler, vornehmer Mann ist, da darf man nicht darüber klagen, daß er nicht hat ein Landedelmann werden wollen wie sein Onkel."

„Baron Fabian war wohl schon als Knabe sehr ernst?"

„Das wohl. Ich habe ihn nicht oft lachen sehen. Aber das war ja nach beiden Erlebnissen —"

Der Inspektor fühlte, daß er im Begriff war, eine Indiskretion zu begehen, errötete und stotterte: „Ich meinte, bei seiner Wissenschaft — das heißt bei seiner Liebe zur Wissenschaft —"

Gertrud sah ihn aus ihren großen hellen Augen freundlich an. „Ich weiß in bezug auf die Jugenderlebnisse des Barons Bescheid," sagte sie.

Dem Inspektor fiel ein Stein vom Herzen. „Dann werden Sie es verstehen," fuhr er fort, „daß der Baron auch als Knabe ungewöhnlich ernst war. Hat der Frost im Frühling eine Pflanze auch nur ein wenig getroffen, so läßt sich das auch durch die liebevollste Pflege nicht ungeschehen machen, man merkt's ihr immer an, auch wenn sie sich später richtig entwickelt."

Der alte Mann hielt inne und sah eine Weile sinnend auf den sonnenbeschienenen Hof. „Mein Bild paßt nicht ganz," sagte er dann, „denn früh erfahrenes Herzeleid braucht die Menschen nicht zu schwächen, obgleich es sie ernst macht. Ich suche nach einem anderen Bilde. Sie kommen ja aus der Schweiz, und da bauen die Leute schon Wein. Nun habe ich irgendwo einmal gelesen, daß man die alleredelsten Weinsorten aus Trauben gewinnt, die schon etwas Frost bekommen. Daran möchte ich hier denken. Wenn der Baron ein so grundgütiger Mann geworden ist und sein ganzes Leben den Kranken widmet, so hat vielleicht der Jammer des Kindes den Grund dazu gelegt."

Gertrud, deren Augen sich mit Tränen füllten, erhob sich schnell, drückte dem Inspektor die Hand und schritt dem Wohnhause zu. Der alte Mann folgte ihr mit den Blicken. ‚Gott segne sie,' dachte er, ‚sie wird den Baron schon so glücklich machen, wie er zu werden verdient.'

Auf dem Hofe nahm schon jedermann an, daß Gertrud die Frau Rappes werden würde. Das nahm auch die Wirtschafterin an, und sie wurde durch diese Annahme um

Digitized by Google

so mehr beglückt, als sie in Gertrud regelrecht verliebt war. Ihr Haar war schon weiß, aber sie war noch so rüstig wie eine Dreißigjährige, und ihr Herz war jung wie das eines Backfisches. So war es ihr Bedürfnis, sobald Gertrud sich zu ihr gesellte, von Rappe zu erzählen. Begleitete Gertrud sie in die Vorratskammer, so berichtete sie davon, wieviel Mühe es ihr einst gemacht hatte, für den Knaben Fabian soviel große Gläser zu beschaffen, als er für seine zahlreichen Aquarien gebraucht hatte; befanden beide sich auf dem Hühnerhof, so erinnerte sie sich der Gluckhennen, deren Eier dem Studenten in den verschiedenen Stadien der Bebrütung Material zu biologischen Forschungen gegeben hatten. Es war kaum ein Mensch auf dem Hof, der nicht ihrer Meinung nach sein Leben der ärztlichen Kunst Rappes verdankte.

Die Alte erwies Gertrud jede erdenkbare Aufmerksamkeit. Und nicht nur sie, auch die zum Hause gehörenden Dienstboten begegneten ihr in einer so freundlichen Weise, daß sie, obgleich sie mit ihnen nicht sprechen konnte, doch eine Gesinnung herausfühlte, die sie erfreute. Zu bescheiden, um anzunehmen, daß dieses Wohlwollen, das ihr überall entgegentrat, ihr selbst galt, nahm sie an, daß man es ihr schenkte, weil Fabian sie auszeichnete, und das erfüllte sie mit einem warmen Glücksgefühl. Fabian war ja der Mittelpunkt der kleinen Welt, in der sie jetzt lebte, ihm waren aller Herzen zugewandt wie das ihre. Und daß die Liebe all dieser Menschen zu ihm sich schon jetzt auch ihr zuwandte, sie diese Liebe von ihm wie eine köstliche Morgengabe erhielt, machte sie selig.

Sie hatte keine einsame Jugend erlebt. Die Liebe ihrer Tante hatte immer dafür gesorgt, daß sie mit Altersgenossinnen zusammen und mit ihnen froh war. Sie hatten in den besten Familien Zürichs verkehrt, und keine Freude, die die jungen Patrizierinnen genossen, blieb ihr versagt. Sie ruderte mit ihnen auf dem See, sie lief mit ihnen Schlittschuh, sie tanzte mit ihnen, und sie tat das alles mit großer Lust. Sie bestieg mit ihnen auch die Berge und begeisterte sich mit ihnen für Wilhelm Tell und Arnold von Winkelried. Aber so warm sie die Zuneigung, die ihr so viele entgegenbrachten, erwiderte, so sehr sie an ihrer ebenso gütigen wie klugen Tante hing, in ihrem Innersten lebte doch ein heißes Sehnen nach einer Liebe, die ihr versagt blieb, nach der Liebe ihrer Eltern. Diese Sehnsucht überkam sie manchmal mit großer Gewalt und kostete ihr heimlich geweinte Tränen, aber sie war doch an Seele und Liebe zu gesund und stark, als daß sie dieser Stimmungen nicht bald Herr geworden wäre.

Gertrud zweifelte nicht daran, daß Fabian in Riga nur geschwiegen hatte, weil er das Eintreffen ihrer Tante abwarten wollte, sie sah daher ihrer Ankunft mit heißer Ungeduld entgegen. Sie hatte ihr nicht geradezu geschrieben, daß sie Fabian liebte und seiner Liebe sicher war, aber sie nahm zuversichtlich an, daß ihre Tante zwischen den Zeilen des Briefes zu lesen wußte. Von ihr war sicher kein Widerspruch zu erwarten, denn sie verehrte Frau von Ostinghusen und betonte in ihren Antworten mehrmals, daß sie schon von vielen Seiten viel Liebes und Gutes von Fabian gehört hätte. Jedermann preise ihn als Menschen und als Arzt gleich sehr.

Eines Nachmittags hielt ein Landauer, den vier nebeneinander gespannte Grauschimmel in russischem Geschirr zogen, vor der Freitreppe, ein Diener in Livree sprang vom Bock und überreichte dem herbeieilenden Diener des Hauses eine Visitenkarte. Auf der stand: „Alfred von Steinort-Herbertshof, Generalleutnant und Kommandeur der ersten Garde-Kavallerie-Division." Frau von Ostinghusen, die mit Gertrud am Kaffeetisch saß, hieß den Herrn in den Salon bitten und flüsterte Gertrud noch schnell zu, daß der General einer der treuesten Freunde ihres Vetters Theodor gewesen sei.

Als die Damen in den Salon traten, eilte ihnen der General entgegen und küßte Frau von Ostinghusen die Hand. „Ich bin für ein paar Wochen in Hubertshof," sagte er, „und da wollte ich nicht versäumen, Ihnen, verehrte Freundin, meine Aufwartung zu machen."

Der General war ein kleiner, untersetzter Mann, mit scharfblickenden grauen Augen und einem dichten weißen Schnurrbart. Obgleich er ein elegantes Zivil trug, konnte man über seinen militärischen Beruf keinen Augenblick in Zweifel sein, wie er denn

Digitized by Google

auch für einen vorzüglichen Offizier galt. Er hatte eine russische Fürstin geheiratet, und seine Söhne, die auch in der Garde dienten, fühlten sich als Russen, er selbst aber war noch ganz deutsch geblieben.

Frau von Ostinghusen stellte dem Gast Gertrud vor.

„Von Heuberg?" sagte er. „Aus dem Hause Katharinenhof?" Gertrud bejahte.

„O, da habe ich Ihre Frau Mutter gekannt. Sie war eine wunderschöne Frau, die man nicht vergißt. Darum also kam mir, gnädiges Fräulein, Ihr Gesicht gleich so bekannt vor. Ich lernte Ihre verehrte Frau Mutter in Hupsal kennen. Ich war als junger Offizier in Sewastopol ein wenig verwundet worden — es war eine Bagatelle —, aber unser guter Frohburs schickte mich ins Bad. Und da hatte ich das Glück, Ihre Frau Mutter kennen zu lernen. Leben Ihre Eltern in Katharinenhof?"

„Meine Eltern sind seit lange tot."

„O, das wußte ich nicht. Aber Ihre Brüder? Wo leben die? Es waren ein paar prächtige Knaben. Zumal der jüngere, der seiner schönen Mutter so ähnlich sah. Er hieß, mein' ich, Erich."

„Exzellenz müssen meine Mutter mit einer anderen Dame verwechseln," erwiderte Gertrud, „meine Eltern haben allerdings zwei Söhne gehabt, die lange vor mir geboren wurden, aber sie starben als ganz kleine Kinder."

„Aber eine Verwechslung ist da doch ganz ausgeschlossen, gnädiges Fräulein," rief der General lebhaft. „Ihre Frau Mutter war doch eine geborene Gräfin Brahe und hieß Ebba."

„Allerdings."

„Nun eben. Und ich sehe doch Ihre Brüder noch deutlich vor mir, zwei schöne Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, der eine aschblond, der andere etwas rötlichblond. Der jüngere hieß Erich, und der ältere hieß — ja, wie hieß er nur? Ja, wenn man alt wird! Er hatte so einen ungewöhnlichen Namen — nicht Pompilius — nein — Pontus hieß er, Pontus, nach dem berühmten schwedischen General Pontus de la Hardie."

„Merkwürdig," sagte Gertrud verwundert, „meine Brüder sollen allerdings diese Namen geführt haben, aber sie starben als ganz kleine Kinder, wie mir meine Tante oft genug erzählt hat."

Frau von Ostinghusen erzählte nun dem General, daß Gertrud nach dem frühen Tode ihrer Eltern mit einer Tante in Zürich gelebt habe und eben erst im Begriff sei, das Land ihrer Väter kennen zu lernen.

Der General schüttelte erstaunt den Kopf. „Es muß also doch eine Verwechslung vorliegen," sagte er, zu Gertrud gewandt, „aber dieser Fall beweist mir wieder, wie vorsichtig wir in unseren Aussagen sein müssen, wenn es sich um weit zurückliegende Dinge handelt. Ich hätte bei meiner Seelen Seligkeit geschworen, daß jene beiden Knaben Söhne Ihrer Frau Mutter waren. Aber Sie wissen das natürlich besser als ich. Also Sie haben bisher in Zürich gelebt? Eine wunderschöne Stadt. Ich war da einmal im ersten Frühling, als alle Obstbäume blühten. Ich traf im Hotel die Gräfin Raskoschni — Lydia Iljischna — erinnern Sie sich ihrer vielleicht noch, verehrte Freundin, sie verkehrte noch bei unserem unvergeßlichen Theodor — eine schöne, schlanke Brünette mit einem kleinen Muttermal auf der Oberlippe? Nicht? Nun, da gingen damals allerdings viele schöne Frauen aus und ein. Ach ja, damals! Wo blieben die schönen Tage! ‚Wie Frühlingsfluten verrauschten sie,' um mit Turgenjew zu sprechen. Also die Gräfin Lydia reiste damals mit dem Fürsten Ssaebrjani, Iwan Petrowitsch. Wir fuhren zusammen auf den Ütliberg und verfolgten dann einen Fußpfad und hatten zur Linken immer den See und die blühenden Gärten. Ein ganz unvergeßliches Bild!"

Der General versank für ein paar Augenblicke in die Erinnerung an jenes Bild und blickte sinnend auf seine hellgelben Handschuhe. Er trug immer Handschuhe, auch zu Hause, weil er eine ätzende Flechte in den Handflächen hatte. Dann fuhr er fort: „Ich habe natürlich auch Fabian besucht und mich wieder so recht an ihm erfreut. Was ist das für ein prächtiger Mann! Und wie hat er sich wieder beim Tode der armen Editha bewährt! Ich glaube, meine Cousine wäre gestorben, wenn er ihr nicht zur Seite gestanden hätte. Meine arme Cousine! Auch noch ihr letztes Kind hergeben zu müssen! Man sagt ja, daß, wer aus einer kranken Familie stammt wie sie,

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Prof. Walter Petersen

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

nicht heiraten soll, aber, mein Gott, wie grausam ist eine solche Forderung. Und ich habe doch manche schwindsüchtige Frau gekannt, deren Kinder kerngesunde Menschen waren. Gott ist barmherzig. Die Schwindsucht ist doch schließlich kein Aussatz. Es ist ja begreiflich, daß meine Cousine sich Vorwürfe macht, aber sie sollte es nicht tun. Ihr Mann sucht ihr auch ihre Reue auszureden. Aber sprechen wir jetzt von Erfreulicherem. Solche trübseligen Dinge gehören auch gar nicht vor das Ohr einer jungen Dame." Und der General begann von einer Bergbesteigung zu erzählen, die er damals mit der Gräfin und dem Fürsten unternommen hatte.

Als er fortgefahren war, sagte Gertrud: „Es ist doch ganz unbegreiflich, liebste Tante" — so nannte sie jetzt Frau von Ostinghusen auf deren Bitte —, „daß der General die Namen meiner als ganz kleine Kinder gestorbenen Brüder kannte und sie auf zwei Knaben übertrug, die er in Gesellschaft meiner Mutter kennen lernte."

„Gewiß," erwiderte Frau von Ostinghusen, „das ist einer der merkwürdigen Zufälle, die leicht allerlei abergläubische Vorstellungen wachrufen."

Gertrud kam auf das Thema nicht wieder zurück, aber das Erlebnis beunruhigte sie in hohem Grade. Es fiel ihr jetzt erst auf, wie wenig ihr doch die Tante von ihren Eltern und Verwandten erzählt hatte. Aber die Tante mußte ja nun bald eintreffen, und dann wollte sie ihr gleich von der merkwürdigen Verwechslung, die dem General passiert war, erzählen. Am Freitag traf endlich ein Brief von der Tante Gertruds ein und meldete das Eintreffen für den nächsten Mittwoch an. Die Hand, in der Gertrud den Brief hielt, zitterte. So war denn endlich die Erfüllung holder Hoffnungen in greifbare Nähe gerückt.

Fabian schrieb, daß er schon am Sonnabendvormittag kommen würde, weil er am Sonntag bereits am Nachmittag in die Stadt zurückkehren müßte. Ein von ihm hochverehrter Lehrer, der eines Konfliktes mit der Fakultät wegen seine Professur aufgegeben hatte und als sehr gesuchter Arzt in Petersburg lebte, reiste auf dem Wege in die Schweiz durch Riga und hatte sich bei ihm angemeldet.

Die Damen fuhren Fabian bis zur Station entgegen und fanden auf dieser zunächst einen Personenzug halten, der zahlreiche Weißrussen, die Flöße nach Riga gebracht hatten, in ihre ferne Heimat zurückführen sollte. In einem dichten Haufen umlagerten sie den Brunnen, und Gertrud blickte voll Verwunderung auf diese Menschen, die in ihren hellgrauen langen Gewändern einen so fremdartigen Eindruck hervorriefen und deren verschwommene Gesichter so blöde wirkten. „Großer Gott," sagte sie zu Frau von Ostinghusen, „diese Gesichter sehen aus, als ob die Natur sie zunächst nur in Umrissen entworfen hätte und dann irgendwodurch verhindert worden wäre, sie wirklich auszuarbeiten."

„Es ist armseliges Volk," sagte Frau von Ostinghusen, „aber es sind in ihrer Art ganz brave Leute. Immerhin sind wir ganz zufrieden damit, daß sie jetzt zur Heimreise die Bahn benutzen und nicht mehr wie früher zu Fuß nach Hause zurückkehren. Da hießen sie unterwegs manches mitgehen. Sie dürfen sich aber nicht nach diesen Menschen eine Vorstellung von dem russischen Volke bilden. Die Großrussen sind sehr stattliche Menschen. Diese Leute sind eine degenerierte Rasse."

Die Flößer kletterten wieder in die Wagen, und Gertrud sah voll Verwunderung, daß sich unter ihnen auch ein paar Frauen befanden. Das war aber nur aus ihren Köpfen zu ersehen. „Ich habe bisher nicht geglaubt, daß Menschen so aussehen können," meinte Gertrud.

Der Stationsvorsteher trat an die Damen heran und begrüßte sie. „Das ist eine Gesellschaft," sagte er lachend. „Wollen die Damen es glauben, die Person, die da eben in der Tür des Wagens steht und der man den Krug mit Wasser reichte, hat vor einer Stunde ein Kind geboren. Das machen diese Frauen so ab wie Kaninchen."

Der Zug setzte sich in Bewegung. Aus allen Fenstern der Wagen, in die man die Flößer eingepfercht hatte, sahen gelbliche Gesichter mit spärlichen, zerzausten Bärten und Filzmassen auf dem Kopf, die aussahen wie Material zu Hüten.

Dann brachte der Schnellzug Fabian, man ging zum Wagen und fuhr langsam durch das Städtchen. In dem war heute großer Betrieb. Dem Sabbat zu Ehren hatte sich alles festlich geschmückt und stand müßig

Digitized by Google

in Gruppen beieinander, die Männer in verhältnismäßig neuen und sauberen Kaftans, die Frauen und Mädchen in städtischen Kleidern, die die buntesten und merkwürdigsten Farbenzusammenstellungen zeigten. Gertrud betrachtete sie voll Interesse. „Es ist, als ob wir durch ein Städtchen in Palästina führen," meinte sie.

Als der Wagen das Flußufer erreichte, brachte die Fähre eben mehrere bäuerliche Fuhrwerke herüber, kleine Pferde vor kleinen Wagen, in denen Strohsäcke die Sitze bildeten. Die Insassen waren miteinander in Streit geraten und riefen sich laut zornige Worte zu. Die Sprache, in der das geschah, klang Gertrud außerordentlich unschön.

Wie fremdartig war das doch alles, diese Russen, Juden und Letten. „Es ist doch wunderbar," sagte sie unwillkürlich, „daß sich die Deutschen unter allen diesen Völkern durch so viele Jahrhunderte erhalten haben."

„Gewiß," erwiderte Fabian, „und es ist um so wunderbarer, da das Land durch zwei Jahrhunderte der Zankapfel zwischen Polen, Schweden und Russen war, die ihre Fehden in ihm ausfochten. Es steht hier wohl kein Haus, das nicht auf einer einstigen Brandstätte errichtet worden ist, und es lebt keine Familie im Lande, die nicht mehr als einmal gänzlich verarmt war. Aber wie die Tiere, so passen sich auch die Menschen den Verhältnissen an, unter denen sie durch eine Reihe von Geschlechtern leben. Der Deutsche ist hier, was sonst gar nicht in seiner Art liegt, eine elastische Natur geworden, und diese bietet ihm die verschiedensten Möglichkeiten. Er ist seiner Anlage nach zugleich leichtlebig und zäh, gesellig und eigenbrötlerisch, gutmütig und gewalttätig, schmiegsam und herrisch. Und da er hier eine Herrenschicht bildet, verfügt er auch noch fast immer über ein keckes Selbstbewußtsein, durch das er Fremden meist mehr als billig imponiert."

„Auf dich paßt diese Charakteristik nicht, Fabian," wandte Frau von Ostinghusen ein.

„Nein, Tante, auf mich paßt sie nicht. Ich muß vielleicht sagen ‚leider', denn daß ich von Natur anders geartet bin als die meisten unserer Landsleute, hat mich von Jugend auf einsam gemacht. Ich empfand immer zwischen ihnen und mir eine Schranke, auf der Schule wie auf der Universität, und es ist mir auf den Hochschulen Deutschlands, die ich später besuchte, leichter geworden, geistigen Anschluß zu finden, als in Dorpat. Ich fürchte, gnädiges Fräulein, daß es Ihnen auch nicht leicht werden wird, sich bei uns einzuleben."

„Ich habe wenigstens die ehrlichste Absicht. Ich komme mir selbst vor wie Peter Schlemihl und muß mir meinen Schatten erobern, denn eine Schweizerin bin ich ja doch nicht geworden, obgleich ich in der Schweiz erwuchs."

Frau von Ostinghusen ergriff Gertruds Hand und drückte sie herzlich. „Ich hoffe, daß Sie sich bald in der Heimat wieder ganz zu Hause fühlen werden, liebe Gertrud," sagte sie. „Wenn schon die Söhne und Töchter der Fremden sich bei uns als Kinder des Landes fühlen, so wird es Ihnen, die Sie aus unserem Blute sind, gewiß ebenso gehen. Und vielleicht finden Sie dann, daß Fabian unserer Art doch nicht ganz gerecht geworden ist. Ich möchte eine der wichtigsten Ursachen für die Erhaltung der Deutschen in diesem Lande darin finden, daß wir uns hier immer das innige deutsche Familienleben bewahrten, und daß wir eine Kirche haben, in der kein Priester zwischen Gott und den Menschen tritt. Daß wir infolgedessen, wie soll ich sagen: nackt und bloß unserem Gott und seinen Geboten gegenüberstehen, das gibt uns einen sittlichen Ernst, der uns allen Prüfungen gewachsen sein läßt. Wird uns doch als das wichtigste Gebot von Jugend auf verkündet, unsere Pflicht zu tun, gleichviel ob sie uns lieb sei oder leid."

Fabian beugte sich zu der Tante hinüber und küßte ihr die Hand. „Du und Onkel habt mich das jedenfalls immer gelehrt," sagte er.

„Weißt du schon, daß Gertruds Tante Mittwoch eintrifft?" fragte Frau von Ostinghusen.

Die Blicke von Fabian und Gertrud begegneten sich. In Fabians Augen blitzte es auf, Gertrud errötete über und über. Sie verstanden sich.

Als man den Hof erreicht hatte und sich zunächst trennte, legte Frau von Ostinghusen ihren Arm um Gertrud und flüsterte ihr zu: „Wenn Sie erst unter uns warm

Digitized by Google

geworden sein werden, dann werden Sie finden, daß Fabian sich gar nicht so von unseren Landsleuten unterscheidet, wie er glaubt. Daß er in seiner Jugend keinen rechten Anschluß finden konnte, lag daran, daß die Erinnerung an das Schicksal seiner Eltern ihn nicht froh werden ließ. Da nimmt er denn das Leben schwerer, als es sonst in unserer Art liegt. Aber das glauben Sie nur, Gertrud, er ist ein so starker, ehrenfester Mann, wie Gottes Sonne je einen im Gottesländchen beschien. Und, Gertrud, ich glaube zuversichtlich, er wird auch einmal ein froher Mann werden." So sprach Frau von Ostinghusen und gab Gertrud einen Kuß, den diese mit einer herzlichen Umarmung erwiderte.

Am Spätnachmittag schlug Frau von Ostinghusen Fabian und Gertrud vor, einen Spaziergang zu machen. Sie selbst könne sich ihnen nicht anschließen, weil sie mit dem Inspektor zu verhandeln habe.

Der Frühling war nun schon weit vorgeschritten, im Garten begannen die Rosen sich zu entfalten, die Wiesen waren voller Blumen, und das Korn stand hoch in Halmen. Über den Blumenbeeten gaukelten Schmetterlinge, und über die Wege eilten Laufkäfer und Ameisen. Die ganze Natur war voll Werdelust, das junge Vögelchen durchbrach das Ei, das geflügelte Insekt entwand sich der Puppe, wieder einmal entstand eine neue Generation in der Kette alles Lebenden. Als Fabian und Gertrud durch den Park schritten, rief von einer der Eichen herab eine Singdrossel: Trahi — traha — David — David! und die jubelnden Töne erklangen weithin über den Hain und die Gärten. Die beiden blieben unwillkürlich stehen und lauschten. Ihre Blicke trafen sich und blieben aneinander haften. Es war Fabian, als ob sein ganzes Wesen in dem Verlangen aufging, Gertrud in die Arme zu schließen und sie zu küssen und zu herzen, und in Gertrud lebte nur der eine Wunsch, daß er sie in seine Arme nehmen und küssen und herzen möge. Aber Fabian war durch lange Jahre daran gewöhnt, seine Gefühle zu beherrschen, so zwang er auch jetzt den stärksten Trieb, den er je empfunden hatte, nieder. ‚Mittwoch,' dachte er, ‚Mittwoch werde ich sprechen können.' Und er setzte sich wieder in Bewegung.

Gertrud verstand ihn, aber es überkam sie doch eine Enttäuschung. Er handelte sehr korrekt, und es war sehr ehrenwert, daß er so korrekt handelte, aber war diese Korrektheit wirklich nötig? Es währte eine Weile, bis sie ihrer Verstimmung Herr wurde. Fabian ahnte, was in ihr vorging und ließ ihr Zeit. So gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander her.

Sie suchten unwillkürlich den Waldweg auf, auf dem sie sich zum erstenmal begegnet waren, und als sie ihn eine Weile unter den duftenden Birken verfolgt hatten, überkam beide wieder ein Gefühl gesicherten Glückes. Fabian begann von seiner Wissenschaft zu erzählen, wie man nun mehr und mehr in das eigentliche Wesen der Krankheit einzudringen beginne und ihre Erreger kennen lerne. Und Gertrud lauschte seinen Worten wie eben ein liebendes Weib den Geliebten von dem erzählen hört, was sein Denken und Sinnen erfüllt.

Nie sang Getrud so schön wie an diesem Abend, und nie erlebten Fabian und Frau von Ostinghusen einen schöneren. Durch die geöffneten Fenster schien der Mond ins Zimmer und flutete der volle Duft des Hochfrühlings hercin. Fabian und Frau von Ostinghusen saßen Hand in Hand nebeneinander im Hintergrunde des Zimmers, und ihre Gedanken wanderten zurück in eine trübe Vergangenheit und sahen voraus in eine frohe Zukunft.

Am nächsten Morgen war es Gertrud, als ob alle Menschen, denen sie begegnete, sie ganz besonders freundlich ansähen. Und es war auch so, denn nie sah sie hübscher aus, nie blickten ihre großen hellen Augen strahlender, nie war ihr Gang elastischer. Und Gertruds frohe Stimmung hielt den Tag über an, obgleich er nichts besonders brachte. Sie hielt auch an, als die Damen Fabian zur Bahn gebracht hatten und der Zug ihn entführte. Er hatte ja versprochen, Mittwoch wiederzukommen, und Mittwoch war der dritte Tag, der auf die nächste Nacht folgte.

Fabian war kaum eine halbe Stunde zu Hause, als ihm der Geheimrat Cornelius gemeldet wurde. Der Geheimrat war eine sehr auffallende Erscheinung, ein kleiner vierschrötiger Mann mit langen schlichten Haaren, einem ungepflegten Vollbart und kleinen, stechenden Augen. Er barg die

Digitized by Google

Hände meist in ganz ungewöhnlich tiefen Hosentaschen und hatte einen schwankenden Gang. Niemand, der ihn sah, ohne zu wissen, wer er war, zweifelte daran, einen Schiffskapitän von einem Segelschiff vor sich zu haben. Er war ein genialer Arzt und ein Gelehrter von umfassendstem Wissen, aber der unverträglichste Mensch. Obgleich die medizinische Fakultät, der Kurator und der Minister ihn gleich sehr schätzten und unendliche Geduld mit ihm hatten, war seine Stellung unter den Kollegen doch schließlich ganz unhaltbar geworden. Jetzt lebte er schon seit langem in Petersburg, wo er, obgleich er gelegentlich sehr grob wurde, der gefeiertste Arzt der vornehmsten Kreise war, denn vornehme Leute haben es nicht ungern, wenn Leute, deren Dienste sie in Anspruch nehmen und die geistig über sie hervorragen, nicht über die ihnen gewohnten Formen verfügen oder sie doch nicht anwenden. Das gibt dann wieder ihnen ein angenehm empfundenes Gefühl der Überlegenheit.

Obgleich der Geheimrat politisch höchst radikal und ein Todfeind der „Barone" war, war Fabian doch immer sein Lieblingsschüler gewesen. Er schätzte nicht nur seine wunderbaren ärztlichen Gaben, seinen eisernen Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit als Gelehrter, sondern liebte ihn auch als Mensch. Die bei aller Charakterstärke ausgeglichene Art Fabians zog den leidenschaftlichen, rauhen und trotzigen Mann unwiderstehlich an. Fabian wieder ließ sich durch die unerfreulichen Charaktereigenschaften seines Lehrers nicht abhalten, ihn aufrichtig zu bewundern und ihm für seine Zuneigung herzlich dankbar zu sein.

Da der alte Junggeselle ein ausgesprochener Feinschmecker war, hatte Fabian dafür gesorgt, daß ihm ein auserlesenes Abendessen und entsprechende Weine vorgesetzt wurden. So war denn der Geheimrat in bester Laune, als sie nach dem Mahl in Fabians Kabinett gingen, um zu rauchen. Hier machte er es sich in einem Polstersessel bequem, legte seine beiden, recht unsauberen Manschetten ab und auf den Tisch und entnahm seiner breiten Zigarrentasche eine ungewöhnlich große, dunkle Zigarre. Er rauchte überall seine eigenen Havannas, die schwersten, die es gab.

Die beiden Herren kamen schnell in eine lebhafte Unterhaltung, in der bald die eine, bald die andere medizinische Frage, die eben im Mittelpunkt der Interessen der Fachgenossen stand, behandelt wurde. Dann berichtete Fabian von einigen besonders interessanten Fällen aus seiner Praxis und kam schließlich auch auf den Tod der letzten Tochter des Generals.

Durch die geöffneten Fenster war ein großer, schwarz und weißer Nachtschmetterling ins Zimmer geflogen und stieß jetzt immer wieder gegen die Glocke der Lampe. Der Geheimrat wies mit dem kurzen dicken Zeigefinger auf ihn, machte sein finsterstes Gesicht und rief: „Da! Da! Da sehn Sie's ja. Er kann nicht anders, er muß sich verderben. So sind die Menschen auch. Sie sehen die Flamme vor sich, sie wissen, daß sie ihnen den Tod bringen wird, und sie stürzen doch auf sie zu wie diese unvernünftige Kreatur. Und wenn sie es wenigstens nur täten, wo es sich um den eigenen Untergang handelt. Aber nein, sie geben auch ihre Nachkommen dem Untergang preis, um nur ihren Gelüsten nachgehen zu können. Ist es denn durchaus nötig, daß jeder Hans und jede Grete heirate und frisch darauflos Kinder zeugt, gleichviel was aus den wird? Da heißt es dann gleich, die alte Familie dürfe nicht aussterben. Als ob ‚alte Familien' jemals zu früh aussterben könnten! Alte Familien sind degenerierte Familien. Das kann man gerade bei uns auf Schritt und Tritt sehn."

„Die Generalin hat wohl nicht geheiratet, weil sie die alte Familie ihres Mannes fortpflanzen wollte," meinte Fabian, „die ist ja zahlreich genug, sondern weil sie ihren Mann liebte."

„Ach was, ‚liebte'," knurrte der Alte. „Was ist denn das für eine Liebe! Beglückt ist er doch dadurch nicht worden, daß er alle seine Kinder vor sich wegsterben sah. Aber sie sind ja nicht zu halten, weder die Männer, noch die Frauen. Daß es noch eine Pflicht gegen die Kommenden gibt, davon wollen die einen und die andern nichts wissen. Ich reiste über Reval, wo ich einem jungen Herrn von Heuberg helfen sollte. Der Vater schwindsüchtig, die Onkel und die Tanten bis auf eine an der Schwindsucht gestorben, die ganze Familie hoffnungslos verseucht."

Digitized by Google

Der Geheimrat blickte grimmig ins Licht und paffte, daß dicke Rauchwolken um die Lampe wogten. „Da haben Sie ein merkwürdiges Experiment gemacht," fügte er mit einem heiseren Lachen hinzu. „Der eine Onkel hatte das schönste Mädchen in Estland geheiratet, eine Gräfin Brahe, Ebba Brahe. Sie hatte zwei Söhne, die prächtigsten Jungen, die Sie sich denken konnten. Wie sie achtzehn Jahre alt waren, starben sie alle beide. Dann ging auch der Vater elend zugrunde und schließlich auch die Mutter. Es blieb nur ein kleines Mädchen nach. Da entschloß sich das eine Fräulein von Heuberg, das gesund geblieben war, eine resolute Person, mit dem Kinde in die Schweiz zu gehen und es dort fern von der Familie zu erziehen. Da ist es denn auch erwachsen, soll ein schönes Mädchen geworden sein und wird jetzt in Estland erwartet. Da sie überdies eine reiche Erbin ist, wird es ihr an Freiern nicht fehlen, und dann kann wieder eine Familie daran glauben."

Der Geheimrat blickte zu Fabian hinüber, beugte sich dann weit vor und sprang auf. „Na, was haben Sie denn?" rief er. „Sie sehen ja aus wie der Tod von Basel."

Fabian war kreidebleich und blickte starr vor sich hin. Der Geheimrat goß aus einer Flasche Selterswasser, die auf dem Tisch stand, auf sein Taschentuch und hielt es Fabian an die Stirn. Fabian blieb noch eine Weile bewegungslos. ‚Ach, wenn ich doch jetzt sterben könnte,' dachte er. Dann aber nahm er alle seine Willenskraft zusammen und richtete sich auf. „Es hat nichts zu bedeuten," sagte er, „die Fahrt war so heiß, und ich bin an den Genuß von Wein nicht mehr gewöhnt."

„Na, aber hören Sie einmal!" rief der Geheimrat. „Sie brauchen eine Ausspannung, verehrter Freund. Machen Sie sich einmal auf ein paar Monate los und gehen Sie in die Berge. Und zwar bald. Das bißchen Wein, das Sie heute getrunken haben, das wäre keinem Backfisch zu Kopf gestiegen. Ich gehe nach Ragaz. Machen Sie sich los und kommen Sie auch dahin."

„Es ist nicht unmöglich, daß ich das tue," erwiderte Fabian und trank ein Glas Selterswasser. „Ich fühle mich in der Tat angegriffen."

„Sie nehmen sich die traurigen Fälle in Ihrer Praxis viel zu sehr zu Herzen, Kollege," rief der Geheimrat. „Unsereins darf dergleichen nicht so auffassen, sonst gehen wir selbst zugrunde. Und schließlich ist ja auch, was wir erleben, nur ein kleiner Abschnitt aus dem ungeheuren Leid, das die ganze Welt erfüllt. Das Beste am Leben ist, daß es nur so kurze Zeit währt."

Fabian nickte. Der Geheimrat, der sah, wie angegriffen er war, verabschiedete sich. „Ich muß morgen mit dem Frühzug fort," sagte er, „und kann daher nicht mehr nach Ihnen sehen, aber Sie werden mir nach Ragaz schreiben, daß Sie wieder wohlauf sind?" Fabian versprach das, und der Geheimrat verabschiedete sich. Fabian war endlich allein.

Er war selbst darüber verwundert, wie verhältnismäßig ruhig er jetzt war. Er schellte nach dem Diener und ließ ihm die Flaschen und den Aschenbecher hinaustragen. Dann sagte er ihm, er möge nur schlafen gehen, er würde die Fenster und den Gashahn schließen. Er nahm, als der Diener das Zimmer verlassen hatte, auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch Platz und blickte zu der Photographie seines Onkels hinüber, die hier unter zwei Brustbildern seiner Eltern hing. Baron Ostinghusen war ein schlichter Landedelmann gewesen, der nicht einmal die üblichen paar Jahre auf einer deutschen Hochschule als Korpsstudent verbummelt und der nie eine Zeile von Kant gelesen hatte, aber der kategorische Imperativ war in ihm lebendig gewesen von klein auf. Klug und gut war er durch das Leben gegangen, ohne je darüber ins Schwanken zu geraten, was er zu tun hatte. „Es gibt keinen Konflikt der Pflichten," hatte er oft zu Fabian gesagt. „Unsre Gewissen ist untrüglich und sagt uns immer mit Bestimmtheit, was unsere Pflicht von uns verlangt. Ist aber der Weg, den es uns weist, steil und rauh, dann kommt die Feigheit und raunt uns zu, eine andere Pflicht zwinge uns, die bequeme Landstraße zu verfolgen. Dieser versucherischen Stimme nie und unter keinen Umständen zu folgen, das macht den rechten Mann. Auch ist durch treue Pflichterfüllung noch nie ein wirkliches Unheil angerichtet worden, das läßt die sittliche Weltordnung gar nicht zu. Unheil entsteht

Digitized by Google

immer nur, wenn wir auf die Stimme unseres Gewissens nicht hören."

Das Bild des Onkels war vortrefflich, und seine Augen blickten Fabian aus ihm so klug, gut und fest an, wie sie es einst taten, während er als Lebender so sprach.

Fabian nickte dem Bilde zu: ‚Ich will auch jetzt nach deiner Lehre handeln, Onkel,' dachte er, aber ihn erfüllte eine unendliche Traurigkeit. Er dachte mit keinem Gedanken an sich, an den ungeheuren Verzicht, der auch auf seinen Teil kam, er dachte nur an den Schmerz, den er dem geliebten Mädchen zufügen mußte.

Gertrud durfte unter keinen Umständen erfahren, warum er sich zurückzog. Aber welchen Grund sollte er angeben? Sie wußte, daß er sie von ganzem Herzen liebte, und sie hatte allen Anlaß, zu erwarten, daß er um sie anhielt, sobald die Tante eingetroffen war. Abgesehen von dem einen, Furchtbaren, lag nichts vor, was zwischen sie und Fabian treten konnte. Nirgends zeigte sich eine Möglichkeit, einen auch nur einigermaßen wahrscheinlichen Anlaß zum Bruch zu finden. Fabian kam der Gedanke, ein angebliches „Verhältnis" vorzuschützen, aber er verwarf den sofort wieder. Damit wäre etwas Unsauberes an das Mädchen herangetreten. Das durfte nicht sein. Wenn Gertrud später an die Wochen in Dürkopshof zurückdachte, sollte sie nicht das Gefühl haben, ihre erste Liebe einem Unwürdigen geschenkt zu haben. Eher einem Sonderling, einem Ehescheuen, der noch im letzten Augenblick davor zurückschrak, sich fürs Leben zu binden. Mochte Gertrud es dann auf das schärfste verurteilen, daß er in ihr Hoffnungen erregte, die er schließlich nicht erfüllen konnte, es hatte für sie nichts Demütigendes, von ihm getäuscht worden zu sein.

Je länger Fabian nachdachte, um so mehr erschien ihm dieser Weg gangbar.

Aber wie sollte er seinen Entschluß Gertrud mitteilen? Konnte er ihr, die ja noch gar nicht mit ihm verlobt war, sagen, er habe sich nochmals geprüft und gefunden, daß er für die Ehe nicht geeignet sei? Das erschien ihm unmöglich. Sollte er an Fräulein von Heuberg schreiben? Er kannte sie nicht, wußte nicht, wie sie einen solchen Schritt aufnehmen, welche Folge sie ihm geben würde. Auch das verwarf er. Er mußte Frau von Ostinghusen um Hilfe bitten, so schwer es ihm auch wurde, sie, die doch unter seinem Entschluß ohnehin so schwer leiden mußte, noch in die peinlichste Lage zu bringen. Auf ihr Zartgefühl konnte Fabian sich verlassen.

Fabian erhob sich und trat ans Fenster. Der Mond stand voll am Himmel wie in der Nacht vorher, und die Luft war mild und weich wie in der Nacht vorher, aber Fabian lauschte nicht mehr Hand in Hand mit der Tante dem Gesang Gertruds. Er würde ihn nie wieder hören, nie an Gertrud denken können, ohne das Gefühl, sie im Innersten gekränkt zu haben. Mußte es sein? Ja, es mußte sein, denn den Schmerz, der sie jetzt traf, konnte sie, jung und stark wie sie war, überwinden, und sie konnte in einem neuen Glück Vergessen finden. Aber nein, es durfte ja, wenn sie dem Schicksal der Generalin entgehen sollte, überhaupt kein neues Glück für sie geben. Ob Fabian ihr Gatte wurde oder ein anderer war ja ganz einerlei, die Gefahr kam ja nicht vom Gatten, sondern von ihr. Um ihr zu entgehen, mußte Gertrud überhaupt auf Liebesglück verzichten und einsam durchs Leben gehen wie ihre Tante. Fabian sah sie vor sich, strahlend von Gesundheit und Lebenslust, erfüllt von dem unbewußten Triebe, die Fülle ihrer Kräfte dem Mann entgegenzubringen, den sie liebte. Sie sollte einsam durch das Leben gehen, dieses junge, gesunde, starke Weib sollte für immer auf das höchste Glück der Frau verzichten? Der Gedanke war unerträglich. Die Generalin hatte Furchtbares erleben müssen, aber war sie nicht doch in all ihrem Leid glücklicher gewesen, als wenn sie nie eins ihrer dem frühen Tod geweihten Kinder an ihr Mutterherz gedrückt hätte? Wenn er Gertrud ehrlich sagte, was ihr wahrscheinlich bevorstand und sie fragte, ob sie es darauf ankommen lassen wollte? Vielleicht hatten sie keine Kinder. Und wenn sie welche hatten, konnten sie dann nicht gesund bleiben wie ihre Mutter und wie ihr Vater? Kein Rappe war je an Schwindsucht gestorben. Die Pflicht gegen die Kommenden hatte seinem Vater das Leben verdorben, sollte sie auch ihn für immer unglücklich machen? Gab es für uns Menschen, die wir nicht bis zum nächsten Tag in die Zukunft sehen können, über-

Digitized by Google

haupt eine Pflicht gegen noch ungeborene Geschlechter? Galt es nicht, in dem leidvollen Leben das Glück zu ergreifen, wenn es sich uns darbot, und nicht uns und andere unglücklich zu machen aus Gewissensbedenken, die vielleicht die Zukunft als Hirngespinste erwies?

„Gewissensbedenken". „Gewissen". Wie pflegte Onkel Otto zu sagen? „Dann kommt die Feigheit und raunt uns zu, eine andere Pflicht zwinge uns, die bequeme Landstraße zu verfolgen."

Fabian schloß die Fenster, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb:

„Meine teure Tante!

Ich muß wieder einmal an Dein Mutterherz flüchten und Dir ein großes Leid zufügen, indem ich Dir von einem großen Leid erzähle, das mich betroffen hat.

Ich kann Gertrud nicht heiraten.

Du weißt, daß ich heute abend Cornelius bei mir hatte. Er teilte mir, ohne zu wissen, daß ich Gertrud kenne, im Laufe des Gesprächs mit, daß ihre beiden Eltern, zwei ihrer Brüder und viele ihrer Angehörigen an der Schwindsucht gestorben sind. Um Gertrud alle diese Erinnerungen fernzuhalten, ist Fräulein von Heuberg mit ihr in die Schweiz gegangen und hat sie unter Fremden erzogen.

Du weißt, wie ich über Eheschließungen von Personen aus solchen Familien denke, wie ich über sie denken muß. Du weißt, wie Edithas Tod mich fast zerbrach. Soll ich einmal ein eigenes Kind so sterben sehen und mir sagen müssen: Du wußtest, welches Schicksal es erwartete und hast es doch gezeugt?

Und so ist mein Entschluß gefaßt.

Fürchte nicht, daß ich dem Beispiel meines armen Vaters folgen könnte. Er glaubte zu erkennen, daß er sich und den Seinen das Leben verdorben hatte um eines Phantoms willen, während ich nur tue, was meine Pflicht ist. Ich werde, was Gott über mich verhängte, tragen wie ein Mann.

Aber was soll Gertrud gegenüber geschehen? Sie darf unter keinen Umständen erfahren, warum ich mich von ihr losreißen muß. Ihr das zu sagen, halte ich nicht für meine Pflicht. Ich habe alle Möglichkeiten erwogen, ihr den Schmerz der Enttäuschung zu erleichtern, und mich dahin entschieden, daß ich ihr als ein Sonderling erscheinen muß. Da von einem Mann die Rede ist, der so lange ledig blieb wie ich, erscheint eine solche Erklärung nicht ganz unglaublich. Könntest Du Dich entschließen, Gertrud zu sagen, ich sei schon ein paarmal verlobt gewesen und hätte mich dann, von unwiderstehlicher Scheu vor der Ehe getrieben, doch noch zurückgezogen, so würdest Du dem armen Mädchen helfen, über das Leid, das ich ihr zufügen muß, hinwegzukommen. Gott wird Dir diese Unwahrheit gewiß verzeihen, und ich will es tragen, von ihr verkannt zu werden, wie ich alles übrige tragen muß.

Ich meine, daß es für Gertrud am besten ist, wenn Du ihr mitteilst, daß sie mich nicht wiedersehen wird. Hältst Du es aber in Gertruds Interesse für besser, daß ich selbst mit ihr spreche, so telegraphiere mir, daß ich kommen soll. Denke nur an sie und gar nicht an mich. Du weißt, daß ich unter allen Umständen bereit bin zu tun, was meine Pflicht ist, und daß ich auch in der schwersten Stunde dem Geist Ehre machen werde, in dem ich vom Onkel und Dir erzogen wurde. Behalte mich lieb. Ich bedarf Deiner Liebe jetzt mehr als je.

Dein Fabian."

Fabian tat den Brief in einen Umschlag, schrieb auf beide Seiten des Kuverts „zu eigenen Händen" und verschloß ihn in seinem Schreibtisch. Hier blieb er zwei Tage lang liegen, erst am Dienstag abend brachte Fabian ihn persönlich zum Zuge.

Es fügte sich so, daß Gertrud am Mittwoch morgen früher als Frau von Ostinghusen an den Kaffeetisch kam. Der Diener hatte wie alle Tage den Inhalt der Posttasche auf ein Tischchen neben dem Kaffeetisch gelegt. Gertrud sah auf ihm den Brief Fabians, dessen Handschrift sie kannte, liegen und bemerkte auch die Aufschrift: „zu eigenen Händen". Sie beunruhigte sie in hohem Grade. Was konnte Fabian veranlaßt haben, diese Bemerkuug auf den Umschlag zu setzen? War er etwa erkrankt? Sie wartete voll Spannung auf das Eintreffen der Baronin und beobachtete sie scharf, als sie den Brief in die Hand nahm. Sie sah, daß auch sie staunte, als sie die ungewohnten Worte las. Frau von Ostinghusen öffnete aber den Brief zunächst nicht, sondern nahm ihren Kaffee und plauderte eine Weile mit Gertrud. Dann erst

Digitized by Google

erhob sie sich, nahm den Brief mit sich und ging in ihr Zimmer, um ihn zu lesen.

Es traf sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Eben hatte sie noch geglaubt, daß ihres Fabians Zukunft nun ganz gesichert sei, und sah jetzt alle ihre Hoffnungen zerstört, denn sie wußte, daß sein Entschluß unerschütterlich war. Und wie schrecklich war die Aufgabe, Gertrud, die sie so liebgewonnen hatte, vom Inhalt des Briefes in Kenntnis zu setzen. Sie war völlig ratlos, und beschloß deshalb, vorläufig zu schweigen und sich einen Tag lang Zeit zu lassen.

Obgleich Frau von Ostinghusen an Selbstbeherrschung gewohnt war, gelang es ihr doch nicht, den Schmerz, der sie ganz erfüllte, so zu verbergen, daß Gertrud nichts von ihm merkte. Gertrud fühlte, daß die Erregung der alten Dame und der Brief Fabians irgendwie mit ihr zusammenhingen und erwartete mit fieberhafter Spannung eine Aufklärung.

Als die beiden Damen nach dem Frühstück zur Bahn fuhren, um das ältere Fräulein von Heuberg abzuholen, konnte Gertrud nicht länger an sich halten und fragte, während ihr das Blut ins Gesicht schoß: „Kommt Ihr Herr Neffe heute abend?"

Frau von Ostinghusen blickte scheinbar aufmerksam zum Walde hinüber, als sie antwortete: „Nein, leider nicht. Er schrieb, er habe einen Kranken, den er jetzt unmöglich verlassen könne."

In Gertrud erhob der Mädchenstolz sein Haupt. Was hatte das alles zu bedeuten? Wollte der Baron sich von ihr zurückziehen? Sie fühlte einen starken Schmerz im Herzen, aber sie warf den Kopf stolz zurück. So ging man nicht mit ihr um!

Frau von Ostinghusen ahnte, was in Gertrud vorging, und hielt es für das beste zu schweigen. Das bestärkte Gertrud noch in ihrem Verdacht. Fabian hatte sie also nicht einmal grüßen lassen.

Der Himmel hatte sich allmählich bezogen, und als sie auf der Fähre waren, mußte das Verdeck des Landauers aufgeschlagen werden.

Fräulein von Heuberg war eine überaus stattliche Dame und trug auf breiten Schultern einen Männerkopf, den man jederzeit auf den Rumpf einer Statue hätte setzen können, die einen Reitergeneral Friedrichs des Großen vorstellte. Man konnte sie sich aber nach Haltung und ihrer Art sich zu geben auch für die Gemahlin eines Serenissimus aus der Zeit vorstellen, in der das Deutsche Reich einen Überfluß an solchen hatte. Sie umarmte Frau von Ostinghusen und Gertrud. Dabei hielt sie die Nichte, die in Tränen ausbrach, mit starken Armen von sich ab, und sagte mit tiefer Stimme: „Aber, Kind, was hast du denn nur, wir sind ja jetzt wieder zusammen?" Und zu Frau von Ostinghusen. „Liebste Freundin," sagte sie, „wie dankbar bin ich Ihnen für die herrliche Zeit, die Sie meiner Gertrud bereitet haben. Ihre Briefe waren voll Freude über Ihre Güte und voll Entzücken über alles Neue, was sie hier sah. Wenn sie ihre Heimat jetzt liebgewonnen hat, so dankt sie das Ihnen."

‚O Gott,' dachte Frau von Ostinghusen, ‚was soll nun werden?'

Man begab sich zum Wagen und fuhr nach Dürkopshof. Fräulein von Heuberg sprach selbst so lebhaft und so viel, daß ihr die Schweigsamkeit von Frau von Ostinghusen und Gertrud nicht auffiel. Sie war durch das Gefühl, nach so langen Jahren wieder in der Heimat zu sein und durch das Wiedersehen mit Gertrud so angeregt, daß sie darüber die Strapazen der langen, heißen Reise ganz vergaß. Sie blieb auch in Dürkopshof überaus munter, ließ sich von Frau von Ostinghusen nicht nur das ganze Haus zeigen, sondern auch in der Wirtschaft herumführen und fand alles wunderhübsch.

So verging der Tag schneller, als Frau von Ostinghusen zu hoffen gewagt hatte, zumal ihr Gast schließlich doch reisemüde wurde und sich früh zurückzog. Die Dame hatte Fabian mit keinem Wort erwähnt, sie nahm mit Bestimmtheit an, daß er morgen oder doch in den nächsten Tagen in Dürkopshof erscheinen würde.

Frau von Ostinghusen verbrachte eine schlaflose Nacht und erwog immer wieder, ob sie zuerst mit Fräulein von Heuberg oder gleich mit Gertrud von Fabians Ehescheu reden sollte. Sie hielt es schließlich im Bett nicht mehr aus, stand, als es hell geworden war auf, kleidete sich an und ging hinaus in den Park. In ihm stand im Schatten einer breitästigen Linde eine Bank, auf der sie und ihr Mann oft gesessen hatten, wenn sie nach hartem Tagewerk besprachen, was eben ihre Gedanken

Digitized by Google

Vorfrühling im Riesengebirge. Gemälde von Hermann Hendrich.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

in Anspruch nahm. Auf ihr nahm sie jetzt Platz. Die Sonne mochte eben aufgegangen sein, aber der Himmel war bedeckt und die Luft schwül. An allen Blättern hingen noch Regentropfen, und vom Boden stieg ein ganz leichter Nebel auf. Die Finken schlugen, neben ihr sang ein Mönch, und in einiger Entfernung klopfte ein Specht.

Die alte Dame konnte von ihrem Sitz aus die Fenster des Zimmers sehen, in dem, wie sie meinte, Gertrud schlief. Ihr wollte das Herz brechen, indem sie an das einsame junge Mädchen dachte. Nie hatte sie ihren immer besonnenen, charaktervollen Mann so vermißt, wie in dieser Stunde.

Da sah sie plötzlich Gertrud mit schnellen Schritten auf sie zukommen. Sie gewahrte auf den ersten Blick, daß Gertrud gar nicht zu Bett gegangen war und daß sie sich in höchster Aufregung befand.

„Gnädige Frau," sagte Gertrud mit fliegendem Atem, „ich flehe Sie an, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit. Wird Baron Fabian wiederkommen?"

Frau von Ostinghusen sah ganz verwirrt in Gertruds zerstörtes Gesicht. „Aber, liebes Kind," begann sie, „wie kommen Sie nur dazu —"

„Ich bitte Sie von ganzem Herzen, gnädige Frau," unterbrach sie Gertrud, „machen Sie keine Winkelzüge. Ich bin stärker, als Sie glauben, ich kann ertragen, was ich ertragen muß, nur nicht Ungewißheit. Ich weiß jetzt alles. Ich habe mich gestern abend auf meiner Tante Bett gesetzt und habe sie nach den Brüdern gefragt, die als ganz kleine Kinder gestorben sein sollten und die Baron Steinart doch als Knaben gekannt hat. Da hat sie mir alles gesagt. Und nun frage ich Sie: Zieht sich Ihr Neffe von mir zurück, weil ich aus einer verseuchten Familie stamme? Sie sind eine gütige Frau, Sie stellten sich zu mir wie eine Mutter, bei Ihrer Güte beschwöre ich Sie, mir meine Frage offen zu beantworten. Ich verspreche Ihnen, ich werde mir nicht das Leben nehmen, ich werde es überwinden, aber ich muß wissen, ob mich ein Gespenst ängstigt oder nicht."

Gertrud sah die alte Dame flehend an, und diese nickte, während ihr die Tränen über die Wangen rannen. Da faßte Gertrud sich. „Haben Sie Dank," rief sie, „für Ihre Offenheit und für alle Liebe, die Sie mir erwiesen haben. Ich werde sie nie vergessen. Ich will Sie auch nicht fragen, ob Sie den Entschluß Ihres Neffen billigen. Aber sagen Sie ihm, wenn Sie ihn wiedersehen, daß ich — daß ich — daß ich ihm treu geblieben wäre, auch wenn ich gewußt hätte, daß er mir, meinen Kindern und meinen Kindeskindern Krankheit und Tod gebracht haben würde."

Dann ergriff Gertrud Frau von Ostinghusens Hand, drückte einen heißen Kuß auf sie und eilte dem Hause zu.

Frau von Ostinghusen und Fräulein von Heuberg verbrachten ein paar schwere Stunden miteinander. „Ich hätte Sie vielleicht mit Gertruds Schicksal bekannt machen sollen, liebe Freundin," sagte Fräulein von Heuberg, „da ja aber Gertrud kerngesund ist, so ahnte ich nicht, daß jemand an ihrer Abstammung von ihren armen Eltern Anstoß nehmen könnte."

Frau von Ostinghusen war natürlich bemüht, ihrer Freundin den Entschluß Fabians aus seinem Beruf und aus den Erfahrungen, die ihm dieser brachte, zu erklären, und Fräulein von Heuberg brachte in ihrer resoluten, entschlossen mit den Tatsachen rechnenden Weise diesen Erklärungen mehr Verständnis entgegen, als sie zu hoffen gewagt hatte. „Die arme Gertrud," sagte Fräulein von Heuberg schließlich, „ist von einem großen Unglück betroffen worden, das alle meine Liebe nicht abwenden konnte. Aber sie ist jung und stark, sie wird es mit Gottes Hilfe überwinden. Es ist ja auch nicht jeder Mann so vorsichtig — ich möchte auch sagen: einseitig, wie Ihr Herr Neffe, ich hoffe daher, daß Gertrud doch noch einmal eine glückliche Frau werden wird."

Gertrud und ihre Tante reisten mit demselben Zuge ab, der Fabian nach Dürkopshof zu bringen pflegte.

Noch am Spätabend desselben Tages traf Frau von Ostinghusen bei Fabian ein und erzählte ihm, der vor ihr kniete und seinen Kopf in ihrem Schoße barg, von dem, was sich in Dürkopshof ereignet hatte. „Du mußt Gertruds immer freundlich gedenken," sagte sie, indem sie mit ihrer kleinen weichen Hand über sein Haar fuhr. „Es ist das schöne Vorrecht von uns Frauen, daß wir mit dem Herzen urteilen dürfen, wie es das eure ist, der Vernunft zu folgen."

Digitized by Google

Spionopolis. Von Hans Barth (Rom)

Ich sage nicht, wo sie liegt, die wunderschöne Stadt Spionopolis. Nur soviel sage ich, sie liegt an einem wunderschönen See, und wenn man von Deutschland zu ihr gelangen will, muß man erst durch ein großes Gebirge hindurch, das kein Kuchenberg ist, auch wenn in Spionopolis heute viele Leute ein Leben führen, wie die Bürger des Schlaraffenlandes. Die Leute nämlich, die der Stadt den Namen geben und die von morgens bis abends auf dem Kai, am Bahnhof, in Anlagen, Bierhäusern und Kaffees faulenzen, um ihrem Berufe Ehre zu machen und ihren Brotherren zu zeigen, daß sie nicht auf der ... faulen Haut liegen. Über der wunderschönen Stadt aber lacht, wenn es nicht regnet, stürmt oder schneit, ein ewig blauer Himmel und eine beinahe römische Sonne, und es erhebt sich ein Berg, der den Namen trägt: Monte Br ... Brr ... Brrr ... Nein, mehr sage ich nicht.

Seit der Weltkrieg tobt, zumal seit auch Italia, die ungetreue, das Schwert gezogen, ist die Stadt Spionopolis, die früher anders hieß und auch amtlich und auf dem Atlas noch nicht so heißt, der Mittelpunkt einer seltsamen Bevölkerung. Zunächst strömte hier zusammen, was vor den Wonnen eines italienischen Konzentrationslagers floh, das ganze deutsche und österreichische Italien mit vielfach italienischen Frauen und Kindern, die bisher, wie das so Sitte war, nur italienisch oder gar französisch sprachen ... Da war sogar ein Konsul aus irgendeiner italienischen Stadt, der, wie seine Hausehre, vom Bodensee stammt und dessen Sprossen nicht ein Wort der Muttersprache verstehen ... Oder all die Herrschaften aus Mailand, denen der Pöbel Häuser und Magazine geplündert und die, als ob das gar nichts wäre, ganz munter, ja prahlend die Sprache der Plünderer weiter reden. Da ist ein steinreicher Mann aus einer italienischen Großstadt. Ein solcher, dem es seine Mittel erlaubt hätten, seine Söhne deutsch zu erziehen, sie im Vaterlande dienen zu lassen. Nicht ein einziges Mal kam Kaiser Wilhelm nach der Ewigen Stadt, nicht ein einziges Mal gab es im Caffarelli großen Empfang, ohne daß der Beste nicht erschienen wäre ganz im Gefühl seiner patriotischen Würde und des preußischen Kronenordens. Doch seinen Jungen steckte der Mann ins ... italienische Heer. Und als es gegen die Österreicher, unsere Verbündeten, zu stürmen galt, da ... war der Sohn des deutschen Mannes einer der ersten „Italiener", der fiel. Aber, o Tragik, er fiel nicht einmal durch die Kugeln der „Barbaren", sondern infolge eines Mißverständnisses, wie dies am Isonzo so häufig gewesen ist, durch die Kugeln ... seiner italienischen Kameraden!

Spionopolis barg und birgt aber auch noch ein anderes Flüchtlingselend. Die wahren, die guten Deutschen, die Jahrzehnte des Aufenthalts im „bel paese" nicht um ihr deutsches Herz betrogen, die es in rastloser Arbeit zu Haus und Hof gebracht und die nun plötzlich flüchten mußten vor dem Mob des „verbündeten" Landes. Sie alle kamen in den Tagen des Mailänder Massenwahnsinns in Scharen hier an mit Kind und Kegel und eilig zusammengerafftter Habe. Denn im Ernste hatte ja kein Deutscher jemals an die Möglichkeit gedacht, Italien, das Land der Bundesgenossen und Freunde, über Hals und Kopf verlassen zu müssen wie der Dieb in der Nacht ... Gleich aus dem Heim verscheuchten Tauben blieben die Armen eine Zeitlang am Ufer des friedlichen Schweizersees, auf das Wunder harrend, das ihnen die Rückkehr ermöglichte. Aber statt des Versöhnungswunders kam die Kriegserklärung und die furchtbarste aller Enttäuschungen.

In jenen Maitagen bot die kleine Stadt ein beinahe revolutionäres Bild. Die Revolution in Krähwinkel. Fast die Hälfte der Einwohnerschaft besteht aus Reichs-Italienern, die naturgemäß unter dem heimatlichen Einflusse stehen. Und auch die übrigen Bürger beziehen als Lateiner ihre geistige Nahrung nicht etwa aus Bern oder Zürich, sondern aus dem nahen Mailand und aus dessen giftiger Kriegspresse ... Nun male man sich die Gefühle der Leutchen aus. In Friedenszeiten konnte man sich ja die Völkerwanderung der „Barbaren" gefallen lassen, und die Wirte und ihr Anhang, die ganze Stadt, rieben sich die Hände ... Aber der Krieg, der so viele Dinge umwertet, hat auch die Gefühle und, noch schlimmer, selbst den Intellekt vieler Leute am Fuße des Monte Br. umgewandelt ... Sie haben urplötzlich ihr „lateinisches Herz" entdeckt, wie Schuppen fiel es von ihren Augen, und sie bemerkten plötzlich, daß die nahrhaften Fremden von gestern, die melkenden Kühe der Hoteliers, nichts anderes waren und sind als Hunnen, Kindermörder und Barbaren. Genau wie es im Corriere della Sera und im Secolo täglich zu lesen ... Kaum war der Krieg an Österreich erklärt, der Krieg Italiens, nicht etwa der Krieg der Stadt Spionopolis, so bedeckte der sonst so friedliche Kai sich mit Flaggen. Natürlich mit allen Flaggen des Vierverbandes, hauptsächlich Italiens und Belgiens (des „heroischen Belgiens", wie man auch in Spionopolis zu sagen pflegt). Und dieselben Flaggen steckten in Form kleiner Fähnchen, Hals- und Taschentücher und anderer Embleme am Rock der Männer, am Busen der Frauen. Welch letztere außer-

Digitized by Google

dem begannen, ihre Köpfe mit grotesken Versaglierihüten zu schmücken. Verschandelung aus Patriotismus. Es war ein Karneval, belebt durch die Klänge von Marseillaise, Garibaldimarsch und Brabançonne, alles den deutschen Gästen zu Ehren, die diesmal wirklich nicht zum Vergnügen in dem schönen Städtchen erschienen waren ... Aber da sie jahrzehntelang nur zum Vergnügen gekommen, hätten sie füglich dies eine Mal wenigstens eine etwas freundlichere Stätte finden können ... Sintemalen ein weiser Mann, zumal wenn er (dank der „Civiltà latina") lateinisch versteht, an ein gewisses römisches Wort denken sollte: Quidquid agio, prudenter agao, et respice finem ... Denn Montanien, der Staat, in dem Spionopolis liegt, hat noch andere schöne Gegenden jenseits des großen Kuchenberges. Gegenden, wo man unser liebes Deutsch spricht, deutsch fühlt und den nützlichen Germanen nicht ärgert. Zwar schritt, als der Krawall zu schlimm ward und die Deutschen auf der Straße behelligt wurden, die Bundesregierung von Montanien ein und schickte den Herrschaften zur Erziehung einige Bataillone deutschsprechender Soldaten, die deutsche Soldatenlieder sangen, so gut wie die unserigen, und darum von den Hiesigen ebenfalls als „Barbaren" bezeichnet wurden. Aber die Stimmung wurde dadurch im Grunde kaum besser, die Kinos fuhren fort, der bewundernden Bevölkerung den „Einmarsch der heldenmütigen französischen Armee im ... Elsaß" vorzuführen oder die „Eroberung von Przemysl durch die ... Russen" mit Einzug des siegreichen Großfürsten Nikolajewitsch und Apotheose des Zaren! Alles in der Republik Spionopolis, dem einstigen Zufluchtsorte des Tyrannenfeindes Mazzini! Risum teneatio, amici? .. Zuweilen brachte auch die Abendausgabe des Secolo irgendeinen großen Ententesieg oder meldete die wieder einmal gelungene Offensive des Generals Joffre ... da sammelte sich alsbald eine freudig erregte Menge am Kai, es erschollen die durch die Bundesregierung verpönten Rufe, und bis Mitternacht und darüber erklang aus den Volkskneipen und Kaffees die Marseillaise.

In dieser Umgebung konnte, ja mußte sich jenes Treiben entwickeln, das unserm Paradiese den Namen „Spionopolis" eintrug, ihn rechtfertigt und erklärt. Was es am Ufer unseres Sees so Gefährliches zu erkunden und auszuspionieren gibt, das wissen freilich nur die Götter, oder ... die kapitolinischen Gänse. (Denn die sind heute noch allwissend, ja ihr Gänseverstand schwebt bis in unsere Tage hinein wie ein waltendes Numen über dem Kapitol ... Man vergleiche nur die berühmte kapitolinische Rede des Herrn Salandra.) Kurz und gut, als die „Zeit erfüllet war", da geriet auch der schöne, stille Bergsee von X. in Wallung, und wie das Meer beim Sturme, so warf er alles mögliche übelriechende Getier und faule Fische aus. Um die durch die Macht der Ereignisse von ihrem Posten vertriebenen und hierher übergesiedelten Diplomaten der Mittelmächte, die Exporteure und die deutschen Zeitungsberichterstatter zu überwachen, überzog die Vierverbandspolizei unser Nest mit einem dichten Netze von Agenten und Spionen. Und alsbald ward die bisher so reine Atmosphäre am Fuße des Monte Br. mit scheußlichen Verwesungsdünsten geschwängert ...

Wie ein General, ehe er zum Angriff schreitet, das Gelände prüft und in Zonen teilt, wo die verschiedenen Korps zu handeln haben, ganz ebenso verfuhr die Spionageleitung von Spionopolis. Das heißt, nur die aus dem Zitronenlande, die hier vorherrscht. Die französische und englische Spionage hält sich mehr an die Teilung der Kräfte und will von einheitlichem Oberkommando nichts wissen. Die Stadt Spionopolis wurde also wie eine Weihnachtspastete in eine Anzahl Stücke zerschnitten, wo unter Aufsicht eines aus der Metropole verschriebenen Polizeigewaltigen, des Cavaliere ..., wir nennen ihn Cadornino (den kleinen Cadorna), die mitgebrachten Spürhunde herumzuschnüffeln haben. Notabene, was das Lustigste ist, ihrerseits wieder überwacht und überschnuppert durch die ... einheimischen Kollegen. Denn wie im mittelalterlichen Mysterium, so hat auch hier der Teufel nicht absolut freie Hand. Immer steht der Erzengel hinter ihm, um ihn im äußersten Falle am Ringelschwänzlein zu fassen.

Das Herz der Stadt wie der Spionage ist natürlich die Piazza, wo ein gefährliches Bierkaffee, die Hochburg deutschen Durstes, liegt. Es folgen der Kai — bei Sonnenwetter ein geradezu ideales Feld für Spitzelei —, dann Post und Telegraphenamt, Hotels und Bahnhof.

Höchst unterhaltend ist ein Morgenspaziergang am See. Geht der Deutsche allein, so ist das schon verdächtig. Geht er zu zweien, und wäre der Genosse auch ein Deutsch-Montanier, so gewinnt die Sache an Verdachtsmomenten. Zumal wenn man nicht schweigend einherschreitet ... Sofort schließen sich den Lustwandelnden, als wären sie Verbrecher, ein paar Herren an, die, scheinbar in den Corriere vertieft, bald vor, bald hinter uns gehen. Andere Herren desselben Kalibers, für den Kundigen gleich kenntlich, haben schon in der Ferne gelauert, kommen uns spornstreichs entgegen und starren uns über ihre Zeitung hinweg an, um sich dem Zuge anzuschließen ... Alle von der freudigen Hoffnung geleitet, wenigstens ein Wort zu erschnappen und an ihren Herrn und Meister hinterbringen zu können. Denn man ist in Spionopolis, um das Vaterland zu retten. Welche Rettung am Fuße des Monte Br. erheblich angenehmer ist als am Fuße des Col di Lana. Schließlich vergrößert sich die Prozession durch die einheimischen Detektive, die Engel, die nur das geübte Auge von den Dämonen zu unterscheiden vermag. So er-

Digitized by Google

innert unser harmloser Morgenspaziergang an das Märchen von dem goldenen Schwan, an dem ein jeder kleben bleibt und dem bald die ganze Stadt folgt ... Des Abends kann man, ohne Eintrittsgeld zu bezahlen, sogar Vorstellungen à la Fregoli, im Freien, erleben. Da wartet vor unserem Gasthof ein wohlbekannter Herr von der geheimen Leibgarde. Er geht langsam an uns vorüber und spitzt das Ohr wie ein richtiger Jagdhund ... Aber schon an der nächsten Straßenecke erkennen wir denselben Biedermann von neuem. Doch er ... hat plötzlich einen anderen Überzieher an, so daß er ein anderer scheint. Was ist geschehen? Er hat einen Mantel, der sich ... von zwei Seiten tragen läßt. Auch mit falschen Bärten gehen die Brüder um ... alles um der paar Franken wegen, die ihr Hauptmann ihnen von dem Salzgroschen des armen Volkes bezahlt.

Sehr wertvoll ist für die Familie Spia aber ein auf dem Telegraphenamte stibitztes Telegrammformular. Natürlich muß es beschrieben sein. Da steht man am Pulte oder sitzt am Tische beim Depeschieren. Aber man ist nicht allein. Gott bewahre! Hinter uns steht ein würdiger Herr mit grauem Präfektenbart, neben uns rechts ein, scheinbar seine Zeitung lesendes Gigerl, Hochstaplertyp, links eine nicht mehr junge, aber interessante Dame, die uns mit Hilfe eines Schoßhündchens ins Gespräch zu verwickeln sucht. Und alle spähen uns von allen Seiten ins Telegramm und in die blau angestrichenen Mailänder Zeitungen ... Als ob es nicht weit einfacher wäre, sich übermorgen das betreffende deutsche Blatt zu kaufen, wo die furchtbaren Depeschen fein säuberlich drinstehen, schwarz auf weiß. Aber freilich, dann hätte man den Herren Oberspitzeln, den Sirs, Messieurs und Signori, keine Neuheit aufzuwarten — denn was schon in der Zeitung steht, wird von der Spitzelkasse nicht mehr honoriert. Dafür sind die „Salzgroschen" der armen Teufel doch nicht da, die Herrn Salandra zu Ehren ihr Brot künftig nur mit der „aromatischen Zugabe" ihres eigenen Schweißes würzen.

Ich kenne all die Herrschaften, Mann für Mann, Frau für Frau. Auch das zarte Geschlecht ist an dem Berufe beteiligt, von dem es nicht heißt „Gott grüße das Handwerk". Wir lächeln uns sogar fast an, wie die römischen Auguren, denn wie oft sind wir uns im Corso und seinen Seitengassen, wie oft in den Osterien von Trastevere begegnet, wo bei Pippo Burrone ein Frascati fleußt, wie himmlischer Nektar. Spitzbuben und ... gute Freunde. Alles Kollegen des Spions von Nalen ... „Ich bin Spion und soll Sie ausspionieren, bitte halten Sie fein stille, bis ich Ihr Geheimnis entdeckt, und sprechen Sie möglichst laut, daß ich alles recht deutlich verstehe ... Denn sonst müßte ich eben etwas erfinden, so leid es mir täte ... Man ist Familienvater, Signore, und hat Durst ..." Das steht in all diesen wohlbekannten Spitzelgesichtern geschrieben, vorgestern, gestern und heute ... Und wird morgen drin geschrieben stehen. Und darum kümmere ich mich auch weiter nicht mehr um den würdigen Präfekten, den Dandy, den Mann mit der Ballonmütze, den eifrigen Kaufmann, der, dicht an meine Schulter geschmiegt, seit zwei Stunden auf den Telephonruf von außerhalb wartet, um den angeblichen Englishman, der aber ... aus dem Elsaß stammt, den frommen Abbate, die niedliche, reisende Künstlerin usw. Sie alle wollen schließlich doch nur leben, sind Figuren einer und derselben Farce, ach einer oft sehr traurigen, und das Geheimnis, das sie umgibt, ist das Geheimnis Pulcinellas ... Ein vom Tische gestohlenes Telegramm, ein vom Pulte gemauster Wisch, ein schlecht verstandenes und phantastisch aufgedonnertes Wort, und spät abends, wenn der Telegraphensaal sich leert, die Jagd auf den Inhalt der Papierkörbe ... das ist die Existenzbasis dieser Retter des Vierverbandes. Im Kasino von Spionopolis aber sitzt der Oberspitzel inzwischen mit seinen Kolleginnen von der weiblichen Fakultät und verspielt die Salzgroschen der plebs contribuens ...

Ein Haupttummelplatz der internationalen Spionage sind natürlich die Gasthöfe. Kein Gasthof, keine Wirtstafel ohne ihren Judas. Überall wo Deutsche, also „Verdächtige" wohnen, nistet sich gleich auch ein Spitzel oder ein Spitzelpaar ein. Par ordre du ... mousti. Wie böse Laren oder schlimme Hausgeister, die ungesehen durch Korridore und Zimmer schlürfen und die man nur dann erwischt, wenn man ein wenig ... Medium ist. Man braucht dabei nicht einmal der Seher Teiresias zu sein, um Wunder zu erleben. Ein Paar offener Augen und etwas kritischer Sinn genügen vollauf. In jedem der Hotels oder Pensionen stellen sich sofort nach Erscheinen des „Verdächtigen" (dem man nicht allein geheime Wühlarbeit gegen den Vierverband, sondern auch Schmuggel von Lebensmitteln, Metallen usw. zutraut), die überwachenden Geister ein. Da haust in einem Gasthofe ein alter Franzose, der sich natürlich nur aus Gesundheitsgründen am schönen Bergsee aufhält. Aber er ist der Typ des historischen Polizeimannes und scheint dem berüchtigten Pietri aus dem Gesichte geschnitten. Er versteht vorzüglich Deutsch, horcht auf jedes Wort, beschnuppert in der Portierloge die Korrespondenzen und bezahlt das Gasthofspersonal, damit es ihm über den Verkehr der deutschen Gäste berichtet und ... die Papierkörbe zur Verfügung stellt. Jeder sieht dem guten Manne den Polizeiagenten an den Augen ab, und doch hat ihn seine naive Regierung zur Überwachung der Deutschen hierher geschickt — die weit schlauer sind als er. Am Tische auf der anderen Seite hat sich Old England niedergelassen und spioniert auf eigenes Konto. Konkurrenz gegen Konkurrenz. So behaglich fühlen sich die internationalen Spitzel am

Digitized by Google

Fuße des Monte Br., daß sie zuweilen ... große Spitzelessen abhalten, wozu die Kollegen der Gilde geladen sind. Im Privatsalon eines gewissen Gasthofes fanden sich einmal zum Diner nicht weniger als ein Dutzend der Herrschaften zusammen, vermutlich zur Besprechung eines neuen Feldzugsplanes. Da die Fenster des Salons nach dem Parke gehen, so gestattete ein glücklicher Zufall mir gleichfalls zu spionieren. Und da sah ich denn, daß der Spitzelgeneral Cadornino den Vorsitz führte, während andere Spitzel aller Ententestaaten die Tischkorona bildeten. Auch Damen waren darunter, gepudert und geschminkt. Es waren aber keine Damen vom römischen Patriziat ...

Wie ziel- und planlos sind unsere Gegner aber teilweise in der Wahl ihrer Helfershelfer! In einem hochfeinen Hotel kommt plötzlich eine Schöne an, schwarzäugig, schwarze Haare, das Gesicht, wie im Süden üblich, stark bemalt — ein Weib, wie vom Teufel gemacht und gesandt. Kein junges Semester, aber reichlich das, was man pikant nennt. Auf des Messers Schneide zwischen Ganz- und Halbwelt tänzelnd und für Männer höchst gefährlich ... Sie trägt einen italienischen Vor- und einen deutschen Nachnamen, da ihr Mann ja ... Deutscher ist, und spricht nicht nur italienisch und französisch, sondern auch fließend deutsch. Sie hält sich ein paar Tage in Spionopolis auf, empfängt allerlei geheimnisvolle Besuche aus der Ententewelt und spaziert in der diskreten Abenddämmerung, wenn es niemand sah, mit Signor Cadornino am Kai. Ein paar Tage darauf kommt auch noch der „deutsche" Gatte der Dame aus Mailand herüber. Aber der Herr, der der dunklen Eleonora den deutschen Nachnamen für ihren Paß gegeben, sieht durchaus nicht wie ein blonder Germane aus, sondern ist schwärzer als ein Sizilianer. Im übrigen Croupiertyp aus Montecarlo — oder noch schlimmer ... Nachdem der Galantuomo der Signora einen Stoß Papiere und wohl auch Instruktionen gebracht, dampft er tags darauf wieder nach dem Süden ab ... Und die Dame gen Norden, über die deutsche Grenze, wo sie ... „auf Anhieb" abgefaßt wird. Denn wenn unsere Feinde schon Spione nach Deutschland schicken, so sollten sie wenigstens nicht Individuen wählen, die selbst für die lateinischen Länder zu lateinisch wirken ... Und jetzt sitzt Donna Eleonora irgendwo hinter vergitterten Fenstern, träumt von der schönen Sonne am Monte Br. und bewundert Deutschlands bleigrauen Himmel „durch Viereckchen" ...

Da ist eine deutsch-schweizerische Pension voll Schweinefleisch mit Sauerkraut und Biedersinn. Nur „Monsieur Isidore Meier de Magdebourg" spricht hier französisch, denn man hat ihn aus Frankreich ausgewiesen und sein Vermögen eingezogen ... In diesem fast gut deutschen Hause lag der Überwachungsdienst in den Händen einer immer tiefschwarz gekleideten Dame aus Italien, angeblich Witwe eines deutschen Offiziers. Sie trug einen bis zur Erde herabwallenden Witwenschleier, sprach, obschon „geborene Italienerin", das Deutsche mit russischem Akzent, belauschte alle Gespräche und richtete an jedermann gar seltsame Fragen ... Tagtäglich erhielt sie Depeschen und Eilbriefe, bald unter dem Namen „Frau Sorge", bald Frau X. oder Y., ja sie holte sich sogar auch Postlagersendungen unter russischem Namen. Daß es sich um keine Liebesbriefe handelte, dafür bürgte ihre vollkommene Affenphysiognomie. Auch sie pilgerte, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, nach gewissen Konsulaten, traf sich mit den Oberspitzeln, verschwand auf einige Tage über die nahe Grenze oder zog sich stundenlang in ihre Gemächer zurück, um ihre — Memoiren zu schreiben. Aber eines schönen Tages wurde „Frau Sorge" als Spionin entlarvt. Eine aus Mailand stammende, aber im guten Montanierlande verheiratete, also neutrale Dame wollte über ein paar Tage nach Mailand, um ihre kranke Mutter zu besuchen. Als sie nun bei den Behörden von Spionopolis um die zur Reise nötige Paßbescheinigung bat, ward ihr der Bescheid: „Reisen Sie unter keinen Umständen! Sie stehen auf der schwarzen Liste der Grenzpolizei und würden bei der Ankunft in der Grenzstation sofort verhaftet. Denn Sie haben in der Pension X. schlecht über das Zitronenland gesprochen." Die Angeberin war Frau Sorge gewesen, die, wie jetzt ans Tageslicht kam, auch andere neutrale Reisende als Staatsverbrecher denunzierte ... Nur um ihre Anstellung zu rechtfertigen. Denn wer als Angeber bezahlt ist, muß doch für sein Geld zum mindesten etwas ... erfinden. Von Stund' ab verschwand aber Frau Sorge aus der Pension und aus Spionopolis. Bis auf weiteres. In einer anderen Pension war es ein Pärchen, das die Überwachung ausübte. Ein angeblich Advokat aus Florenz und seine „Reisebegleiterin". Wenn des Abends sämtliche Gäste beim Essen saßen, schlich der Herr Advokat, „weil er an Asthma litt," durch die Korridore, und einmal trat er sogar, als ich zufällig noch bei der Arbeit war, aus Versehen in mein Zimmer ... Nur aus Versehen. „Pardon, Monsieur! ..." Und er hätte sich doch vielleicht sogar mit den Abfällen meines Papierkorbes oder den auf dem Schreibtisch herumliegenden Zetteln zufrieden gegeben. Etwas muß man seinem Geldgeber doch liefern, irgend etwas, was nach Politik ausschaut ... Und dann, wer weiß, ob nicht der ausgeschnüffelte Deutsche täglich Telegramme oder Karten von Hindenburg, Mackensen, oder gar vom Kaiser erhält? ... Eine richtige Ententepolizei ist wie die Ententepresse, sie glaubt alles und gibt alles weiter, wie sie selbst es erhalten ... Kaum hatte ich jene Pension verlassen, so folgte auch das merkwürdige Pärchen, um die Stätte seiner Wirksamkeit anders wohin zu verlegen ...

Nicht alle Spitzel sind bezahlt. Viele ar-

Digitized by Google

beiten aus freien Stücken, aus „Patriotismus“, wie gewisse Hoteliers von Häusern mit deutschem Namen oder gar aus Rassenhaß. Aus Rassenhaß, der hier zuvor nie gekannt war, der heute die lukrativen Deutschen als Todfeinde und Hunnen erscheinen läßt ... So sehr ermangeln hier, dank der Mailänder Presse, die guten Leutchen, oder doch viele davon, des aus wahrer Bildung hervorgehenden Denk- und Urteilsvermögens. Man sitzt da fröhlich im Bierhaus mit wackeren Deutschschweizern, die so herzlich für unsere deutsche Sache empfinden, wie wir selbst. Und während das reizende Kätterli mit der etruskischen Nase, das Wirtstöchterlein des Merkur, uns den schäumenden Gerstensaft „mit Reiszusatz“ kredenzt, da fällt manch kräftig Wörtlein ... Solche, die unseren Gegnern, namentlich im Süden, nicht gefallen. Aber selbst in den Bierstuben fehlt es nicht an lauschenden Ohren ... Und ich rate keinem von der neutralen Tafelrunde, sich in dieser Kriegszeit über die Grenze zu wagen. Denn Kritik am Nachbar ist nicht erlaubt ... Und wer kritisiert kommt auf die schwarze Liste. Die Spionage hat ihre Augen überall, wie Argus; selbst dort, wo das Weltauge der Philosophie in normalen Zeiten sich mit Entsetzen abzuwenden pflegt. Ein deutsch-schweizerischer, also eo ipso verdächtiger Großindustrieller besitzt auf italienischem Boden am See eine Villa. Gerade gegenüber dem Sanatorium von Agra. Allwelches „Sanatorium“, wie die Mailänder Blätter tagtäglich in Alarmartikeln zu wissen gaben, nichts anderes war und ist, als ... eine geheime deutsche Festung, ein sorgfältig ausgebautes Einfallstor für die deutschen Heere nach Italien. Tatsächlich hatte man ja bei dem Sanatorium (d. h. dem Fort) eine regelrechte „dicke Berta“ gesehen, aber noch mehr, es lagen ebendort nicht weniger als 40000 deutsche Uniformen bereit, ja, am unerhörtesten, es war sogar ein unterirdischer Gang von Agra bis nach Berlin gegraben. Ganz heimlich natürlich, und ohne daß die blinden Behörden etwas davon gemerkt ... Und Herr Bleuler (der Name des Delinquenten ging durch die ganze Schweizer Presse) hatte sich ausgerechnet diesem Verbrechernest gegenüber angesiedelt. Auf zwei Kilometer Entfernung! Als nun dieser Barbar, was sein hygienisches Recht, des Nachts zuweilen einen Ort aufsuchte, der bei der „Civiltà latina“ nicht überall gekannt ist und den schon Goethe in Torbole mit Schmerzen vermißte, als der gefährliche Fremdling sich dabei nicht einmal des landesüblichen Mondscheins, sondern einer Kerze bediente, da stand es fest: Herr B. machte Lichtsignale. Wem machte er sie? Natürlich keinem anderen als den im unterirdischen Gange zwischen Agra und Berlin steckenden 40000 bewaffneten Mitbarbaren. Und auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses wurde der Verräter, ob er zehnmal Schweizer war, samt seiner Gattin in seiner Villa verhaftet und ins Innere gebracht ... Allwo er ein paar Monate über das Verhältnis von Lichtsignalen zu Geheimkabinetten nachsinnen konnte ... Aber die „dicke Berta“ von Agra, die sogar dem Gesandten des Zitronenlandes in Bern schlaflose Nächte bereitet, war kein Mythus. Sie stand, und steht vermutlich noch heute, breit und schwer vor dem Tor der Zitadelle und wird von interessierter Seite als ... große Staubaufsaugungsmaschine bezeichnet ... Ein anderer schweizerischer Fabrikant, der seine Werkstätten jenseits der Grenze, seine Villa aber am Fuße des Monte Br. hat, wurde eines schönen Tages von den Carabinieri drüben verhaftet, weil, laut Spitzelbericht aus Spionopolis, die Villa des Industriellen ... neben der Villa des Herrn von Bülow (eines Bruders des Reichskanzlers) stehe, er also schwer verdächtig sei, zusammen mit genanntem alten Herrn zu konspirieren. Dies rufe so allgemeine Entrüstung hervor, daß Herr G. unbedingt nach Numero Sicher verbracht werden müsse. Außerdem stehe ein Schwager des Fabrikanten ... im deutschen Heere, was noch verdächtiger. (Obschon das Zitronenland sich bekanntlich mit Deutschland ja gar nicht im Kriegszustande befindet.) Und auch der Gutsnachbar des Herrn von Bülow — den er gar nicht kennt, nicht mal vom Sehen! — hatte monatelang zu büßen, daß die Kreaturen des Cavaliere Cadornino ... ein paar Lire an ihm verdienen wollten.

Sehr ungemütlich und unästhetisch ist vollends der Aufenthalt in den Grenzstationen. Wer die unselige Idee hat, die chinesische Mauer zu passieren, hat Prozeduren durchzumachen, daß jene bei der Aufnahme in die antiken Mysterien, in Feme, Freimaurerei usw. als ein Schäfertanz erscheinen. Manch ein biederer Montanier will, nur aus Neugier oder Durst, ein paar Meter über die malerische Brücke von Ponte Tresa oder über die neutrale Zone bei Chiasso. Freundlich lächelnd locken ihn Zöllner und Sünder hinüber ... aber kaum hat der Naive den schützenden Grenzpfahl der Eidgenossenschaft hinter sich — schwupp fassen kräftige Fäuste ihn am Kragen und trotz allen Protestierens und Schreiens wird er bis aufs Hemd und noch tiefer untersucht, kann sich splitternackt in eine Ecke drängen, bis die Vorgesetzten erscheinen und darf seinem Schöpfer danken, wenn er nach Stunden bangen Zitterns wieder über die Grenze abgeschoben wird. Das ist aber durchaus nicht immer der Fall, zumal wenn das Opfer ein ... Deutscher ist. Wovon ein deutscher Pressemann, ein Großindustrieller und andere ein Liedchen zu singen wissen ... In „legaleren Formen“ und ohne das Gepräge des Überfalls wird an einer gewissen Eisenbahnstation die Untersuchung der Reisenden vorgenommen, wobei natürlich jedermann, ob Neutraler oder Einheimischer, ohne weiteres a priori als Spion gilt. Denn der Glaube an die Spionage ist in diesen Landstrichen um so wirksamer, je weniger ... die Spionage selbst zu leisten

Digitized by Google

vermag. Ach, die bis ins Damenhaar, bis in die verborgensten Körperfalten hinein gesuchten „wichtigen Dokumente" fallen nur sehr wenig in Betracht gegen die österreichischen Kaiserjäger und die gehaßten dalmatinischen Regimenter am Isonzo. Auf die müßten die Spione von Spionopolis fahnden, aber nicht mit bequemem Faulenzen und Lügen am sonnigen Berglee, sondern im kalten Schützengraben ... Aber freilich, Spionieren ist gesünder und nahrhafter, als die Knochen zu Markte tragen. Die Grenzschikanen sind so unerhört, daß neulich ein sehr hoher Herr aus Montanien — bei uns hätte er den Titel „Exzellenz", in der Türkei hätte er ein paar Roßschweife dazu — sich entschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. Inkognito wie Harun al Raschid traf er auf der Grenzstation ein und unterzog sich derselben Prozedur wie die übrigen Reisenden ... Schon stand er fröstelnd unter dem Herdenvieh, der letzten und bedenklichsten Prüfung entgegenschauernd, da fügte der Zufall, daß die Polizei ihn erkannte. Und unter tausend Entschuldigungen bat man die Exzellenz, sich doch schleunigst wieder anzuziehen ... Aber unnahbar und stolz, wie Regulus im Nägelfasse, gab die Exzellenz zur Antwort: „Nun habe ich mich ausgezogen. Tun Sie Ihre Pflicht!" Ob das in Montanien kolportierte Geschichtchen buchstäblich wahr ist, weiß nur der Herr Diplomat selbst und ... die Grenzpolizei. Da es sich aber auf italienischem Boden abspielte, dürfen wir mindestens dazu bemerken: „Se non è vero, è ben trovato ..."

Selbstredend entstehen bei der tagtäglich durch die Presse genährten und gesteigerten Spannung der Geister die tollsten Legenden. Als nach Italiens Kriegserklärung die Gesandten Preußens und Bayerns beim Heiligen Stuhle in unserem hübschen Neste ankamen, da begannen die deutschfeindlichen Blätter alsbald zu zetern, daß sich ein „deutscher Vatikan" in Spionopolis aufgetan ... Und sofort wurde die Öffentlichkeit mit tausendundeinem albernen Märchen über die Diplomaten und ihr Personal überschwemmt ... Ganz besonders fürchterliche Dinge werden aber über die angeblichen Intrigen der beiden Gesandten erzählt, gegen die Talleyrand, Metternich, Grey harmlose Konfirmanden ... Außer dem deutschen Vatikan gibt es aber, laut Legende und Spitzelberichten, in Spionopolis noch eine ganze Reihe anderer gefährlicher Institute: einen deutschen Fuchsbau, wo nur deutsche Monsignori, Agenten und Offiziere verkehren und auch Fürst Bülow zuweilen vorspricht, um zu inspizieren (denn der Fürst ist das Schreckgespenst der Herren Cadornino & Komp.), eine deutsche Zeitung (von deren Existenz mir bisher nichts bekannt war), kurz eine ganze unterirdische Welt, wie in der holländischen Malerei die Werkstätte Vulkans, die nur daraufhin arbeitet, das arme unschuldige Zitronenland sobald als möglich in die Luft zu sprengen ... Mit der dicken Berta, mit Dynamit oder mit Zeitungsartikeln.

Eine Kategorie für sich bilden die — wir haben dafür keinen deutschen Namen — die „Agents provocateurs". Sie treten scharenweise auf. Bald kommen angebliche Deserteure, Journalisten oder sonstige Flüchtlinge aus dem Nachbarlande, und mit gewaltiger Beredsamkeit, die uns kalt läßt, erzählen sie Mordgeschichten, die sie im Auftrage ihrer Hintermänner gerne ... in Deutschland verbreitet sähen. Denn dafür werden sie (und jene) bezahlt. Worüber ich den Grafen Orindur um freundliche Aufklärung bitte; denn je länger ich in Spionopolis weile, desto mehr Dinge erlebe ich, die meinen Horizont übersteigen. Ihr Vaterland bezahlt diese Leute also just dafür, damit sie es ... verleumden! Glauben sich diese Brüder aber unbeobachtet, so stecken sie bei ihrem Herrn und Meister ... Wie viele solch merkwürdiger Vaterlandsfeinde haben wir nicht schon als ... Lockspitzel entlarvt. Da kommt ein in seiner Heimat wohlbekannter, vermöglicher Künstler zu uns, stellt sich vor und berichtet „mit welch ungeheurem Ekel" er die politischen Vorgänge mitansah, und wie er nicht anders konnte, als sich davon zu machen ... „Wäre ich ein Deutscher, ich nähme einen Revolver und würde X., Y., Z. (er nennt gewisse mailändische Deutschenhetzer) auf der Straße niederknallen." Der Herr ist sehr ärgerlich, als wir ihm auseinandersetzen, daß derartige Methoden in Deutschland nicht üblich sind ... Wie gerne hätte er (aus Patriotismus!) seiner Polizei gemeldet, daß ... gegen diesen oder jenen Vertreter des heimischen Nationalismus ein deutscher Anschlag geplant sei ... Aber es kommt noch toller ... Eines Tages erscheint in Spionopolis eine französische Komtesse und macht sich ganz von selbst anheischig, mit Hilfe ihrer guten Freunde die halbe Flotte ihres eigenen Vaterlandes unschädlich zu machen ... Kostenpunkt: ein paar Milliönchen. Sehr billig. Selbstkostenpreis ... Agent provocateur ...

Tatsächlich wimmelte und wimmelt es in Spionopolis fortwährend von ... sagen wir „Agentinnen". Die meisten, allermeisten nicht zu jung. Denn das Handwerk, die Kunst vielmehr, verlangt gewiegte, reife Damen „von Welt" (und wenn es in gewissen Fällen nur die ... „halbe" wäre). Damen, die klug sind wie die Schlangen, aber nicht ohne Falsch wie die Tauben; die politisches Verständnis und Selbstbeherrschung besitzen, ohne des weiblichen Reizes — und Anreizes zu entbehren. Aspasien, die selbst einen Sokrates und Plato bestricken, ihm seine Geheimnisse, seine geheimsten Gedanken zu entlocken, abzuschmeicheln verstünden ... Solcher politischer „Aspasien" gibt es hier eine Legion. Reichlich mehr als es ... Sokratesse und Platos gibt. Und auch von ihnen habe ich manches erlebt, von dem telegraphisch vorherbestellten Zusammentreffen mit einer unbekannten Schönen bis zum seltsamsten aller Plauderstündchen. Zwei Agentinnen blieben mir

Digitized by Google

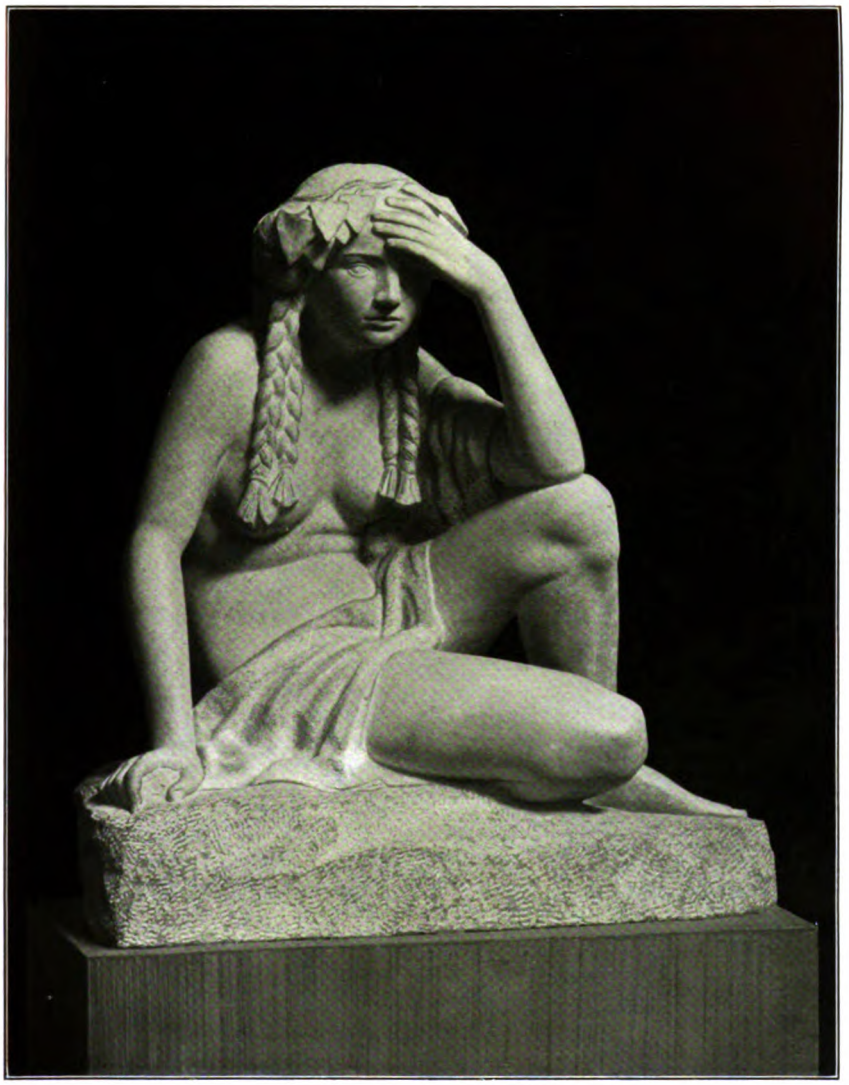
besonders deshalb im Gedächtnis, weil sie gesondert marschierten, um ... vereint zu schlagen. Da war eine aus dem Bayerlande gebürtige Magdalene, die seit Jahr und Tag ihrem Vaterlande Valet gesagt, um, wie sie behauptet, einen neapolitanischen Marchese zu freien. Sie hat einen mächtigen Durchzieher durchs verwüstete Gesicht. Aber dieser Schmuck des Studio stammt nicht von deutschen Hochschulen, sondern von einer Mensur ... mit dem kleinen Kupido. Sintemalen in Neapel Sitte ist, daß Ehegatte oder Freund die Frau oder Geliebte, die er auf Untreue ertappt, mit dem sogenannten „sfregio", dem Schmiß übers Gesicht, belohnt. Wozu er sich nicht des germanisch-barbarischen Schlägers, sondern des lateinisch-zivilisierten Rasiermessers bedient. Civiltà latina ... Die neapolitanische Münchnerin oder münchnerische Neapolitanerin also reist, da sie deutsch versteht, andauernd zwischen Deutschland, Österreich und Italien hin und her ... Natürlich nur aus Gesundheitsgründen und zum Vergnügen. Denn als ich die Marchese an drittem Ort kennen lernte, zog sie ganz schmählich über ihr altes Vaterland her und bedauerte, dort geboren zu sein ... Später hörte ich denn, welcher Sippe die unvorsichtige Dame angehörte. In demselben interessanten Gasthofe, der als Heim der weiblichen Spitzel bekannt ist, wohnte auch eine Agentin ganz anderer Art. Eine Edelspionin. Die Signora kommt eines schönen Tages zu mir, stellt sich mir in geläufigem Deutsch als Gattin eines Präfekten und eifrige Leserin meiner „Osteria" vor, sagt, sie sei auf einer ... Badereise in die Schweiz und suche Anknüpfung ... Politische natürlich. Im Gegensatze zu der Dame mit dem Schmiß (ihrer Freundin) strömt die schöne Toskanerin, blond und üppig wie eine Nymphe des Rubens, vom Lobe Deutschlands über, ergießt endlose Schalen wildesten Grimms auf ihr Vaterland und droht ihrem Gatten, dem Präfekten, mit Dolch und Scheidung, wenn er ihr nicht über die Grenze folge ... Und dann sucht sie die Geheimnisse zu ergründen, die ein Mann der Presse, zumal wenn er fern von Spree-Athen am Fuße des Monte Br. sitzt, gar nicht besitzt, und die er, besäße er sie, ... auch der reizendsten Sirene nicht verraten würde.

Natürlich gelang der schönen Teufelinne ihr Anschlag schlecht, wie in einer Römischen Elegie zu lesen, die zwar kein Goethe geschrieben, die aber dennoch widerspiegelt, was in Spionopolis vorzugehen pflegt:

Wie die Philister dereinst Delila schickten zu Simson,
Also ward auch zu mir eine Holde geschickt,
Römisch gewachsen und stolz, Italien kennt meinen Gusto,
Und so warf sie nach mir, sieghaft lächelnd, ihr Netz.
Aber Delila sie irrt' ... nicht ich verriet mein Geheimnis,
Ihr Geheimnis hat sie mir, bewältigt, vertraut ...

Johann der muntere Seifensieder. Skizze von Albert Weltt

Digitized by Google



Kauerndes Mädchen

Marmorbildwerk von Ludwig Buchner

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Eduard Thöny

Eduard Thöny. Von Dr. Walter F. Schubert

Im blutigen Weltenbrand, in den Schrecken dieses gewaltigen Völkerringens ist für Kunst und Künstler eine neue Zeit angebrochen, eine dampfende, klirrende, harte Zeit, die ihnen nicht wohlgesinnt ist wie das Glück der langen Friedensjahre, deren sich unser deutsches Volk unter der schirmenden Hand dreier Kaiser erfreuen durfte. Das ist keine Zeit, die gibt und wirbt und deren Zeichen das gabenreiche Füllhorn ist. Die Musen haben ihr Haupt verhüllt, und Tränen sind in ihren Augen. Auch der Geist dieser Zeit trägt das Schwert, und die Kunst geht im Geleit der Waffen. Für Halbheiten, für Spielereien und unfruchtbare Schwäche ist kein Raum mehr im Reiche der Kunst. Im tiefen Miterleben dieser schicksalschweren Gegenwart, im heiligen Mitfühlen der Wonnen und Wunden dieses Weltgeschehens müssen die Künstler dieser Zeit von Eisen und Feuer ihre Gaben abringen, müssen sie heiß werben und in Ehrfurcht ihre Herzen beugen. Das stumme

Gedankenaustausch

Digitized by Google

Die Verbündeten an der Aisne

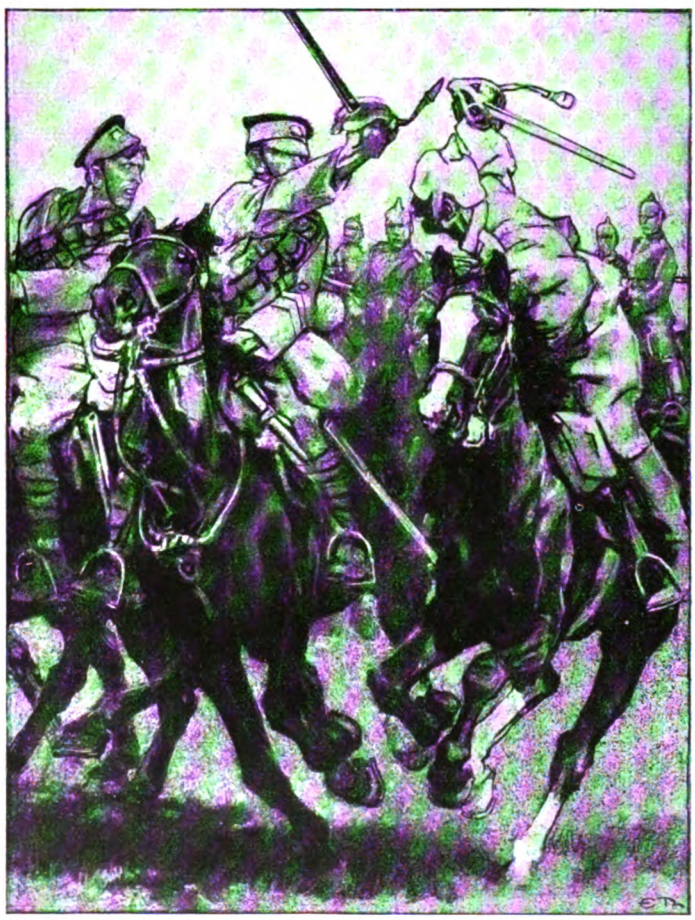
Erstarren der ersten Kriegswochen ist allmählich von der bildenden Kunst wieder gewichen. Unsere deutschen Meister haben sie neu belebt, und ein gefestigter Ernst ist nun in ihrer Sprache. Neue Namen sind aufgetaucht, alte haben sich mit frischem Glanz umgeben, Schlacken sind abgefallen, Wandlungen, Wunder geschehen. Über Malerei und Plastik tritt beherrschend die Graphik, die schnelleres Festhalten des Geschauten ermöglicht, übervollen Herzen rascher tragende Schwingen leiht. Unsere großen Zeitschriften sind die Sammelstätten dieser neuen Graphik geworden. Auch die der Frohkunst dienenden Blätter zeigen

Digitized by Google

des neuen Geiſtes Bild. Nirgends wirkt es überzeugender als am „Simpliziſſimus“, für deſſen Kampfſtreben einſt eine feuerrote wildwütige Bulldogge Werbedienſte tat und der heute, in Deutſchlands ſchweren Tagen, ſeine ſcharfen Waffen ganz in den Dienſt des Vaterlandes geſtellt hat. An dieſer Wandlung hat Eduard Thöny, der ſeit Beſtehen des Blattes, ſeit 1896, ſeinem Künſtlerkreis angehört, den Hauptanteil. Er ſah den Krieg mit eigenen Augen in Weſt und Oſt und Süd — wir werden darüber noch zu ſprechen haben —, er erlebte unmittelbar all das Gewaltige, durfte den zitternden Pulsſchlag dieſes geſteigerten Lebens mit eigner Hand fühlen. Und er ward reicher da draußen, ernſter und anteilvoller noch, als er ſchon immer geweſen. Gleich einem regengeſchwellten Gebirgsbach, ſo entlud ſich nach ſeinen zahlreichen Frontbeſuchen die Fülle ſeiner Werke mit brauſendem Schwung in die Zeitſchrift, die ihm und der er ſo viel verdankt.

Wie mußte aber auch der Krieg, dieſes ſtolzeſte Lied auf Mannesmut und Manneskraft, einen Künſtler packen, in deſſen Schaffen die Freude an der Erſcheinung, am Weſen des Mannes alles andere überſtrahlt und deſſen ureigenſtes Darſtellungsgebiet ſeit jeher gerade das war, was den Kern unſerer Wehrhaftigkeit ausmacht: unſer Heer und unſere Flotte! Im Gegenſatz zu Ferdinand von Rezniček, dem Sänger und Lobredner weiblicher Eleganz, ſpielt das Thema „Weib“ in Thönys Kunſt keine Rolle. Ihm ſagt ein durchfurchtes Männergeſicht mehr als die gepflegte Ebenmäßigkeit eines Frauenantlitzes. Thöny hat Männerköpfe geſchaffen, Darſtellungen kraftvoll ſich rührender Männlichkeit, Soldaten und Bauern, Offiziere und Sportsleute, von denen eine bezwingende Macht der Charakteriſtik ausgeht. Und alles, was ſeine Modelle treiben, was ſie lieben, das liegt auch ihm: Pferde vor allem, ganz gleich ob Rennpferd oder Ackergaul, Sport, Waffen und das bunte Tuch. So wurde denn dies alles ganz von ſelbſt ſein Arbeitsgebiet am „Simpliziſſimus“: Rennplätze und Fuhrmannskneipe, Offizierskaſino und Kaſernenhof, Paukboden und Studentenbude.

Seine kernhaft urwüchſige Friſche, ſeine geſunde Vollnatur hat Eduard Thöny manchmal kräftige Hiebe austeilen laſſen, aber auch das waren niemals „Sauhiebe“, wie der Fechter ſie nennt, ſondern durchaus ordnungsmäßige, wenn auch eben hin und je reichlich ſchwungſatte Hiebe. Der Künſtler vermag ſeinen Modellen überhaupt nie ernſthaft zu grollen, er iſt kein verbitterter Kritiker, kein berufsmäßig und gleichgültig Strafender. Meiſt brachte erſt der Text die ſcharfe Würze. Und der ſtand oft in gar loſer Verbindung mit dem Bilde. Es iſt ein Vorzug der Thönyſchen Zeichnungen, daß ſie ſo unliterariſch ſind. Aber die Dogge ſollte beißen. Und brachte ſie der Zeichner nicht dazu, ſo half der Textſchreiber nach. Der „Simpliziſſimus“ wollte ja vor allem gegen die Verflachung der deutſchen Frohkunſt angehen, die ſeit Jahrzehnten aus alten Witz-

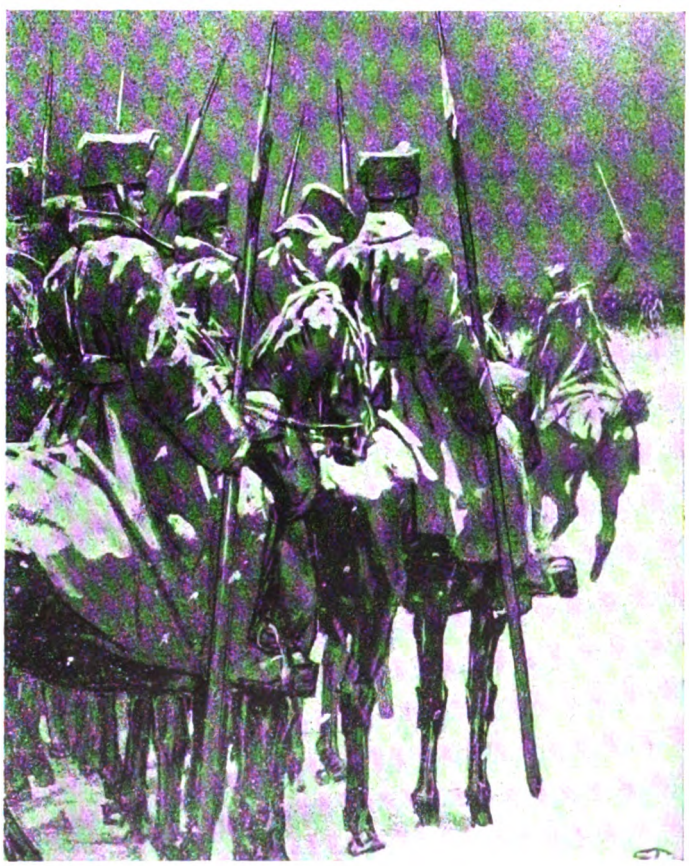


Reiterkampf

Digitized by Google

töpfen mit den Aufschriften „Schwiegermutter“, „Sonntagsjäger“ usw. ihre Nahrung bezog. Daß er manchmal zu scharf und rauhbeinig wurde, daß er in seiner Kritik oft weit über das Ziel hinausschoß und daß vor allem sein textlicher Teil gelegentlich so ziemlich alle Kunst und jeden Geschmack vermissen ließ, kann bei solchem bewußten Streben weiter nicht verwunderlich sein. Seine Bedeutung lag, wie bei der gleichzeitig entstandenen „Jugend“, stets im Bilderteil. Wie einst mit der Gründung der „Fliegenden Blätter“ in München eine Quelle humoristischer Kunst in Deutschland aufsprang, so begannen 1896 aus der Isarstadt fast zur selben Zeit zwei neue Brunnen des Frohsinns ihre belebenden Strahlen über das vielstämmige und weitschichtige deutsche Volk auszusenden. Während aber die „Jugend“ bald auch die „große“ Kunst in ihr Programm aufnahm und immer häufiger Wiedergaben von Ölgemälden, Studien und Skizzen zu solchen brachte, beschränkte sich der „Simplizissimus“ von allem Anfang an auf die reine Buchkunst, auf die Illustration, und wurde so die führende Pflegstätte der modernen deutschen Zeichenkunst.

Von allen künstlerischen Mitarbeitern des „Simplizissimus“ hat Eduard Thöny den hervorragendsten Anteil an dem Aufbau dieser neudeutschen Bildfrohkunst und am Ruhme des „Simplizissimus“ gehabt. Wenn ein Meister von Gottes Gnaden und von der kritischen Veranlagung eines Adolf von Menzel ihm hohe Anerkennung zollte, wie uns Paul Meyerheim in seinen Menzel-Erinnerungen berichtet, und nur ihn für würdig befand, aus der Menge der jungdeutschen Karikaturenzeichner hervorgehoben zu werden, so ist das nicht nur eine für den Künstler sehr schmeichelhafte und ehrenvolle Anerkennung, neben der selbst das höchste Lob von anderer Seite verblaßt. Es sagt das darüber hinaus auch einem jeden, der es nicht selbst schon aus den zahlreichen Werken des Meisters herauszufühlen imstande war, daß wir es hier mit einem Zeichner von genialer Kraft zu tun haben, mit dem Vertreter einer Kunstgattung, in der es kein Quacksalbern, kein geschicktes Ummodeln und Verdrehen grundlegender Gesetze, kein marktschreierisches Blenden und Täuschen der öffentlichen Meinung gibt, einem Könner, der nicht „irrlichteriert hin und her“, sondern der aus dem flutenden Leben heraus mit packender Schärfe, mit zündender Lebendigkeit zu gestalten weiß, der in verschwenderischer Fülle seine Gaben vor unsern Augen ausbreitet und uns so einen Spiegel hinhält, in dem sich das Leben wirklich spiegelt, klar und hell und herzerfrischend aufrichtig.



Im Osten

Thöny ist kein Karikaturist im Sinne der Bruno Paul, Th. Th. Heine u. a., die mit Verzerrungen arbeiten und mit hahnebüchenen Vergröberungen. Er steht über der Karikatur, beherrscht sie, nimmt von ihr nur einen leichten Ton in seine Blätter, ein feines Licht, ein schwaches Unterstreichen. In den letzten Jahren wird er noch zurückhaltender und sparsamer mit diesen Mitteln. Die Beziehungen seiner Werke zur Karikatur sind oft nur noch sehr lose. Da bringt er einen deutschen und einen englischen General im „Gedankenaustausch“ zu-

Digitized by Google

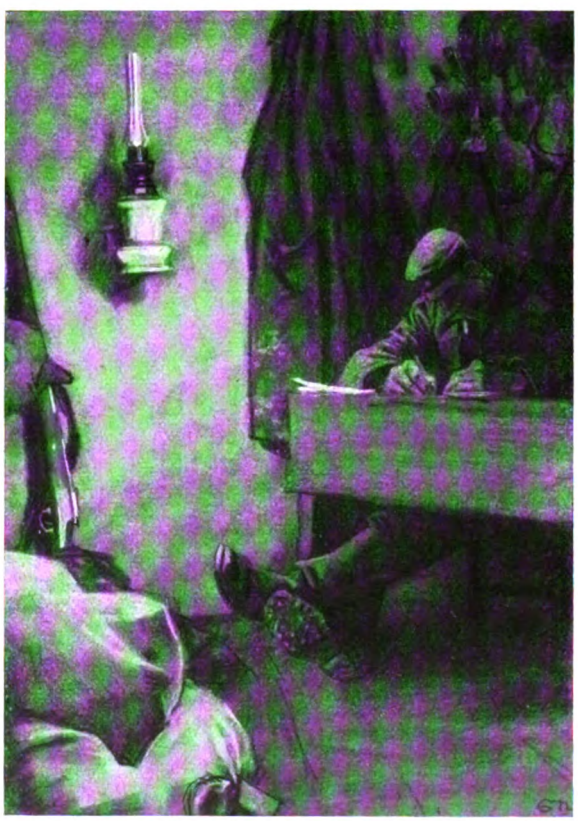
Die Schlacht in Masuren

Digitized by Google

Aufstieg in den Dolomiten

Digitized by Google

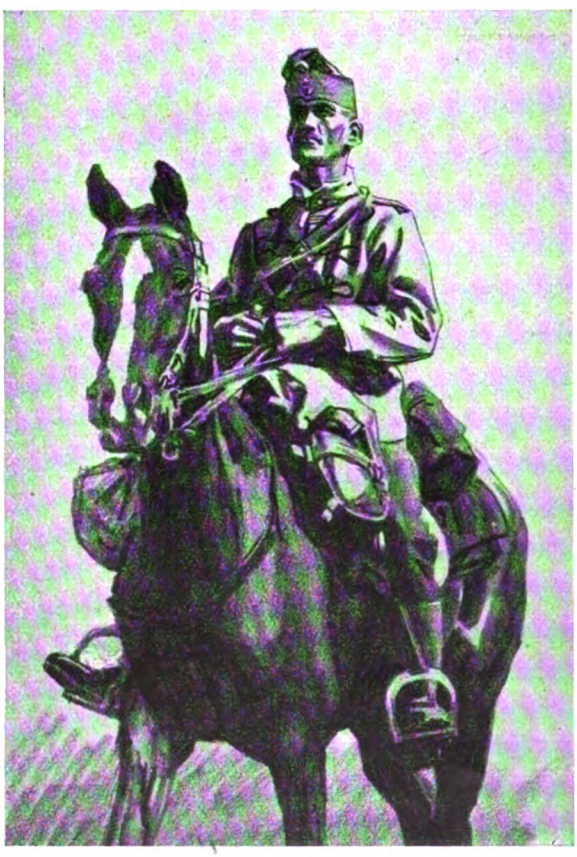
sammen. Keiner von beiden ist, für sich allein betrachtet, im Rahmen des „Simplizissimus“ eine Karikatur. Aber im Nebeneinander, in dem Gegensatz zwischen gedrungener Stämmigkeit und lang aufgeschossener Hagerkeit liegt jene würzende Beigabe, die uns behaglich schmunzeln läßt. Und diese feine Zugabe im Auswiegen der Gegensätze kann man dann auch in Einzelzügen weiter verfolgen: Der deutsche General beengt den Bildrahmen nach der Breite, der Brite sprengt ihn nach oben hin; endlich die Behandlung der Gesichter mit der bestimmenden Helmzier, der Beine und Arme. Bei dem Kleinen der verhältnismäßig lange preußische Generalsrock, die kurzen „hohen“ Stiefel, die weiten Ärmel, die kurzgliedrige Hand im schlichten Handschuh; bei dem Großen der sehr kurze Uniformrock, die riesigen „Kanonenstiefel“, der knappe Ärmel, die mächtigen Stulphandschuhe. Das sind alles nicht Zufälligkeiten, sondern wohlerwogene und mit vieler Lust und Liebe dem Werke im Entstehen zugeführte Einzelzüge. Man kann am Original (und schwach selbst noch in der beigegebenen Reproduktion) ganz deutlich an den beiden Armen und am rechten Bein des Briten die ausdruckſteigernde Nachfeile der Künstlerhand erkennen. Blätter dieser Art, kleine Gruppen, Einzelfiguren und Köpfe finden sich am häufigsten in Thönys Schaffen. Die Erscheinung des Menschen, des Mannes, fesselt sein Auge so vollkommen, daß daneben Hintergrund, Umwelt, jede Nebensächlichkeit zurückgedrängt wird. Am liebsten wählt er sich die schwierigste aber lohnendste Aufgabe: Köpfe. Doch auch ganze Figuren und kleine Gruppen werden gern als Bildvorwurf genommen. Und dann ist es ebensosehr die sorgfältige Durcharbeitung der Gesichter, wie die selbst in den kühnsten Bewegungsmomenten unglaublich lebendige und sichere Erfassung des Lebenseindrucks, welche den Beschauer in ihren Bann ziehen. Er weiß die schwere Geste des Bauern, der sich nach getaner Arbeit beim Kruge Bier die Pfeife stopft, mit derselben Überzeugungstreue zu verlebendigen, wie die rassige Durchbebtheit aller Nerven und Muskeln bei dem Rennreiter, der über die Hürde setzt. Oskar Bie nannte Thöny einmal den „kongenialen Schilderer eleganten Kavalierdaseins“. Diese Kennzeichnung hat, abgesehen von ihrer Fremdworthäufung, wohl viel für sich, aber sie erschöpft nicht annähernd die Weite Thönyscher Kunst. Der Meister ist ein vollendeter Weltmann, nicht nur in seiner Kunst. Man braucht nur einmal das Bild zu betrachten, das Ernst Heilemann von ihm malte und das im Juliheft 1912 dieser Zeitschrift veröffentlicht ward. Alljährlich führten weite Reisen Thöny in die Großstädte und Modebäder des In- und Auslandes, und seine gepflegte Hand fand nirgends Rast noch Ruh, sein Künstlerauge wurde nicht müde, zu sehen, zu genießen und die Früchte solcher Stunden, das drangvolle Strudeln der Erscheinungen in Tausenden von Skizzen zu sammeln, aus denen dann die lebenatmenden Bilder wurden, die wir immer wieder bewundern, wenn wir die Jahrgänge des „Simplizissimus“ durchblättern. Den breitesten Raum in diesem Künstlerschaffen nehmen aber doch die Militärgraphika ein, jene Blätter, auf denen er seiner Freude am bunten Tuch Ausdruck gibt. Deren sind so viele, so mannigfaltige und so gute, daß man Thöny ohne Übertreibung den besten Schilderer des deutschen, überhaupt des Militärs unserer Zeit nennen kann. Offiziere und Soldaten, das sind seine besonderen Lieblinge. Überall und unermüdlich sammelt er mit scharfem Blick und flinkem Stift für sein Skizzenbuch: im Kasino der Leibhusaren in Langfuhr, auf dem Parade-



Liebesgaben in die Heimat

Digitized by Google

felde von Longchamps, in der Kaserne der „Leiber“ in München. Sein Zeichenstift strömt nie Gift und Galle aus, wie etwa Th. Th. Heines Griffel. Wenn Thöny zur Satire greift, so ist es wie ein leichtes Drohen mit dem Finger, indessen sich um die Augen ein vergnügtes Blinzeln zieht und der Warner im Herzen seinen verwöhnten Lieblingen längst vergeben hat. Er liebt sie ja viel zu sehr, die Männer vom bunten Tuch, die zu Fuß und die hoch zu Roß, und ebenso die kühn draufgängerischen Preußen und Bayern, wie den verbindlich liebenswürdigen Österreicher, den geschmeidigen kleinen Franzosen, wie den sehnig schlanken Engländer. Als soldatische Erscheinung wohlgemerkt, an der sein Künstlerauge sich freut. Wer seinem Herzen wirklich am nächsten steht, darüber lassen seine Bilder dem Beschauer keinen Zweifel. Über diesen seinen Gefeiertsten wehen die Banner schwarz-weiß-rot, schwarz-gelb und grün-weiß-rot. Ganz meisterlich weiß er gerade das Rassentypische mit schärfster Charakteristik herauszuheben: die gutmütige Biederkeit und urwüchsige Rauflust des Bayern, die anmaßende Gleichgültigkeit des Briten, das ganze groteske Fratzenvolk der farbigen Kolonialtruppen. — Daß Thöny mit solcher Sicherheit und solcher Vollendung die verschiedensten Aufgaben zu bewältigen vermag, dankt er sicher zu einem großen Teil seiner Abstammung und seinem Entwicklungsgange. Der Künstler ist Österreicher von Geburt. Seine Vorfahren sind Tiroler, und im schönen Land Tirol, in Brixen, stand auch seine Wiege. Was Wunder, daß ihm Schaffenskraft und Lebenslust die Adern füllen und eine quellfrische Gebefreudigkeit, ein goldener Überfluß sein Innerstes strafft. Wer seine neuesten Arbeiten betrachtet, von denen wir hier eine ganze Anzahl noch unveröffentlichter zum ersten Male bringen, während die übrigen dem „Simplizissimus“ entstammen, für den Thöny nun seit zwanzig Jahren tätig ist, wer diese fast allwöchentlich in der wohlfeilen Form des Zeitschriftenbildes erscheinenden Erzeugnisse Thönyscher Kunst mustert und sich an ihrer Frische labt, dem wird es kaum glaublich erscheinen, daß all dies, diese jugendlich beschwingten, Frohsinn atmenden Blätter ein Fünfzigjähriger schuf, ein Mann, der am 9. Februar 1866 in diese Welt trat. Als Tiroler aber eben wohlgemerkt, als Nachfahr Tiroler Bauersleute. Da liegt das Geheimnis der Rassigkeit und Frische. Die Sicherheit im Technischen gab dann die Münchener Akademiezeit und die Vornehmheit und Vollendung im Schaffen endlich die große Welt. Thöny hat, wie die Mehrzahl unserer jüngeren Zeichner, viele Anregungen im Auslande empfangen. Er weilte zu Beginn der neunziger Jahre, als gerade der Japanismus Schule zu machen begann, längere Zeit in Paris. In seinen frühesten Beiträgen zum „Simplizissimus“ finden wir häufig die Früchte dieses Studienaufenthalts in der flächigen Anordnung und im ganzen Aufbau seiner Entwürfe wie in der glattfarbigen Behandlung des Hintergrundes, vor dem die Figuren ihr Leben führen. Das ist immer ein packend lebendiges Leben, auch wenn der Künstler Zustände und Folgeerscheinungen schildert, die einem Mißbrauch der normalen Lebensbedingungen zu folgen pflegen. In dem unerhört plastischen Herausholen des Charakteristischen seiner Modelle liegt gerade Thönys besondere Stärke. Und da ist es für ihn einerlei, ob er einen müde im Klubsessel vergrabenen Lebejüngling oder zwei im kühnsten Drauflosgalopp mit geschwungenen Säbeln aufeinanderprasselnde Kämpfer zeichnet. Jeder Strich sitzt da, alles sprüht von Leben.



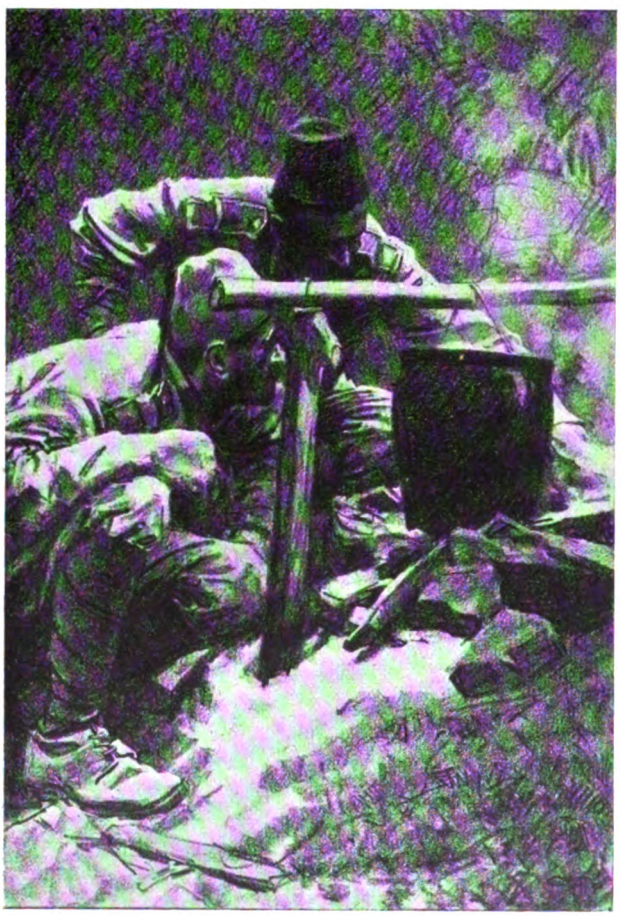
Honvedhusar

Im Eiſe der Karpathen

Digitized by Google

Einen Künstler von dieser Veranlagung, von solcher Beweglichkeit im Erfassen alles Lebens, im Wiedererwecken auf dem toten Blatt, einen Künstler, für den das Militär der Mittelpunkt und die Anregungsquelle seines gesamten Schaffens war, mußte der Weltkrieg in seinem Innersten ergreifen. Nun sollte sein geliebtes deutsches und österreichisch-ungarisches Militär ja in treuer Waffenbrüderschaft im blutigen Streit gegen eine ganze Welt von Feinden all die Tugenden beweisen, die er an ihm gerühmt, all die Fehler und kleinen Schwächen von sich streifen, die er an ihm gerügt hatte. Mit einer Hingabe ohnegleichen, mit der ganzen Lebhaftigkeit seines warmen Herzens trat er für alles Feld- und Hechtgraue, für die „Roten Teufel" Ungarns, die braven Honvedhusaren in die Schranken, griff er zu den Waffen Stift und Pinsel, um sie mit Wucht und Schwung gegen die Heermassen der Lüge und Verleumdung zu führen, mit denen unsere Gegner unermüdlich und die ganze Erde bedrängend überall wider uns auftraten. Bis zu drei Zeichnungen aus seiner begnadeten Hand brachte der „Simplizissimus" in der Kriegszeit oft in einer Nummer. Und diese prachtvolle, stürmisch-vaterländische Gesinnung schlug mit Brand und Lodern auf die ganze Zeitschrift über. Jetzt hatte die rote Dogge ein anderes Ziel gefunden, und mit aller Wut ging sie nun den krähenden Hahn an, den brummenden Bär, und vor allem den von ihr so ehrlich gehaßten britischen Löwen mit all dem sonderbaren Getier, das er um sich geschart hatte. Und Bild und Wort arbeiten da Hand in Hand. Hier hat der Krieg läuternde Lohe entfacht!

Daß es Thöny in solchen Zeitläuften nicht zu Hause leiden, daß es ihn hinausverlangen würde zu seinen Lieblingen, das kann nicht wundernehmen. Die obersten Militärbehörden Deutschlands und Österreich-Ungarns konnten ihm und sich selbst keinen größeren Dienst erweisen, als daß sie dem Meister immer von neuem Gelegenheit gaben, unmittelbar die Wucht des historischen Erlebens auf sich wirken zu lassen, und die Früchte dieser Frontbesuche in seinen Skizzenmappen zu sammeln. Thöny sah den Krieg zum ersten Male im Herbst 1914 in den Vogesen. Zur Zeit des großen deutsch-österreichischen Vorstoßes in Galizien im Frühjahr 1915 durfte er diesen gewaltigen Kriegsschauplatz aufsuchen, durfte er das wiederbefreite Lemberg mit den ersten Truppen betreten und die Verteidigungsstellung an der Zlota Lipa besichtigen. Endlich verschaffte ihm eine Einladung des österreichischen Kriegspressequartiers die Gelegenheit, die Kampffront im Südwesten des verbündeten Kaiserstaates in ihrer ganzen Ausdehnung und mit aller Gründlichkeit zu bereisen. Neben dem russischen und dem Karpathenkriegsschauplatz nimmt vor allem dieses südliche Kampfgebiet in seinen Schilderungen mit Stift und Pinsel den breitesten Raum ein. Er war der erste, der das Lob der österreichisch-ungarischen Truppen in begeisterten Zeichnungen kündete. Mit alleiniger Ausnahme des einen farbigen Bildes „Gedankenaustausch" sind alle beigegebenen Abbildungen Früchte aus des Meisters Kriegsschaffen. Manches ist in Skizzenform nach dem Entwurf an Ort und Stelle übernommen, so der kroatische Ulan auf Seite 332



Am Isonzo: Bosnische Telegraphensoldaten

Digitized by Google

Gefangene am Isonzo

und der Honvedhusar auf Seite 328, anderes als fertiges Bild. Alle Arten der Zeichentechnik sind vertreten: Blei- und Buntstift, Kohle, Kreide. Als belebendes Element wird hin und je die Wasserfarbe zugezogen. Der Zeichner schwelgt im Sammeln fesselnder Bewegungsmomente. Ein Meisterstück dieser Art ist die kleine Gruppe der bosnischen Telegraphensoldaten am Kochkessel (Seite 330). Etwas ganz Neues in Thönys Kunst sind die Massenkompositionen. Gerade im weisen Beschränken fand er früher die Möglichkeit, eindringlicher zu wirken. Die Massenansammlungen und Massen-

Digitized by Google

wirkungen, die dieſer gewaltige Krieg überall hervorrief, füllten ſein Künſtlerauge mit Bildern voll unermeßlicher Tragik. Gegenüber dem ungeheuerlich ſtarken Eindruck eines ſich in vieltauſendfacher Bewegtheit unaufhörlich ändernden Schlachtenwogens oder eines in regelloſer, wirrer Flucht unter den Schrecken einer ſtürmiſchen Verfolgung ſich auflöſenden Heeres muß freilich ſeine Kunſt wie die jedes anderen Menſchen und Künſtlers im Geſamtausdruck verſagen. Innerhalb dieſer großen Maſſenbilder finden ſich dagegen häufig Einzelfiguren und kleine Gruppen, die durchaus wieder beſte Thönyſche Art zeigen, und ebenſo ſind ihm alle diejenigen Arbeiten, in denen die Bewegung einer geſchloſſenen Maſſe in einheitlicher Richtung wiederzugeben war, ganz hervorragend gelungen. Wie er da die Flächen aufteilt, den Grad der Bewegtheit und die Geſamtſtimmung zum Ausdruck bringt, das zu verfolgen ſchafft immer neuen Genuß. Reizvoll und bei aller Schlichtheit der Mittel doch von treffendſter Charakteriſtik iſt in manchen dieſer Blätter auch die Behandlung des Landſchaftlichen, das früher in ſeinem Schaffen ohne jede Bedeutung war. Wie er bei dem Dolomitenaufſtieg (Seite 326) das Atmoſphäriſche darzuſtellen weiß, das allmähliche Im-Nebel-Verſchwinden der langen Kolonne, die ſich wie ein dunkler Keil diagonal durch das Bild in die brauenden Höhennebel ſchiebt, oder wie er in dem Karpathenblatt (Seite 329), auf dem im Gegenſatz zu jenem die Richtung der Truppe nicht in das Bild hinein-, ſondern aus ihm herausführt, die Froſtſtimmung mit den allerbeſcheidenſten Farbmitteln — einem zarten Gelb und einem feinen Lila — andeutet, das wirkt bei aller vornehmen Zurückhaltung außerordentlich überzeugend und lebendig. Auf dieſem Blatt, wie auf ſo vielen anderen ſeiner Kriegszeichnungen, kommt auch Thönys glänzende Fähigkeit in der Darſtellung des bewegten Pferdekörpers, die ſich ebenbürtig der Kunſt eines Angelo Jank und Max Feldbauer zur Seite ſtellt, voll zur Entfaltung. Für die erſtaunliche Vielſeitigkeit ſeiner Kunſt ſprechen endlich beſonders beredt alle jene Blätter, die unſerer Marine und unſerer Luftwaffe gewidmet ſind. Selbſt diejenigen Zeichnungen, die lediglich Koſtümſtudien ſind, in denen das ſeeliſche Moment ganz zurücktritt hinter der Freude am Stofflichen, an der Seltſamkeit einer Uniform etwa, am Faltenwurf eines Mantels, dem weichen Glanz breiter Ledergehänge, ſelbſt dieſe ganz anſpruchsloſen Gaben ſtrömen eine ſolche Unmittelbarkeit und Friſche aus, daß ſie dem Geſamtbild ganz die gleiche Beachtung ſichern, wie es die pſychologiſch tiefer ſchürfenden Arbeiten des Künſtlers finden.

Kroatiſcher Ulan

Für Thönys Zeichenſtift iſt eben nichts zu unanſehnlich und zu beſcheiden, um daraus nicht mit Luſt und Liebe ein kleines Kunſtwerkchen zu formen. Das iſt Menzelſcher Geiſt. Und Menzelſche Urkraft liegt in dem Umfang, den Thönys Schaffen heute ſchon angenommen hat. Möchte ihm nun auch ein Lebensalter, eine Rüſtigkeit und Arbeitskraft und ein Erfolg vergönnt ſein, wie ſie dem größten deutſchen Zeichner des 19. Jahrhunderts beſchieden waren, deſſen 100. Geburtstag wir im Gedenken vor einigen Monaten feierten. Das iſt unſer nachträglicher Glückwunſch, Meiſter Thöny!

Digitized by Google

Fürstinnen

Erzählung von Eduard Graf Keyserling

(Schluß)

Die Fürstin faltete den Brief, den sie gelesen hatte, zusammen, lehnte sich in den Stuhl zurück und schaute die Baronin Dünhof mit einem verhaltenen Lächeln an: „Meine Schwägerin, die Prinzessin Agnes kommt," sagte sie; „es scheint, die Familie beunruhigt sich über etwas, und meine Schwägerin soll nach dem Rechten sehen." Dann zuckte sie leicht mit den Schultern, als schüttle sie etwas von sich ab: „Es ist doch gut, daß wir nicht unser ganzes Leben hindurch unter der Herrschaft der anderen stehen."

„Wie wahr," sagte die Baronin Dünhof.

Am Nachmittage langte die Prinzessin Agnes mit ihrer Kammerjungfer und ihrer jungen Hofdame Fräulein von Reckhausen an. Die Prinzessin hatte immer ganz junge Hofdamen. „Ich will Jugend um mich," pflegte sie zu sagen. Der Dienst jedoch war so aufregend, daß die Damen bald nervös wurden und oft gewechselt werden mußten. Prinzessin Agnes war eine kleine, runde, alte Dame mit einem blanken, bräunlichen Gesicht und grauen Haartrompeten unter der weißen Blondenhaube, trug gern fußfreie, graue Seidenkleider und knarrende Schuhe.

„Hier bin ich," sagte sie, als sie auf dem Sofa im grünen Zimmer saß, „ich mußte doch wieder einmal nach euch sehen. Du, liebe Adelheid, ziehst dich ja so zurück, daß du fast verschollen bist."

„Wenn wir einen schönen, ruhigen Winkel gefunden haben," erwiderte die Fürstin, „dann verlassen wir ihn ungern."

„Es mag ja ganz schön sein," meinte die Prinzessin, „auf dem Lande die Schäferin zu spielen, aber die Familie hat auch ihre Ansprüche. Ah, da bist du ja, Kleine," wandte sie sich an Marie, die in das Zimmer trat, „du bist ja groß geworden und recht hübsch. Aber dieses Weiß und Rosa wie eine Porzellantasse nützt auch nicht viel, ordentlich gesunde Backen solltest du haben. Na, setze dich zu mir, meine Tochter. Fräulein von Reckhausen, bitte bringen Sie mir meinen Sack."

Das Fräulein brachte einen großen Sack aus lavendelfarbener Seide, der ganz mit kleinen Seidenflecken gefüllt war, diese zu zerzupfen war die stete Beschäftigung der Prinzessin. „Da hast du auch einen schönen, roten Flecken," sagte sie zu Marie, „das ist eine gute Beschäftigung. Ich lasse die Fäden dann mit Wolle mischen und einen dauerhaften Stoff daraus weben, den bekommen dann arme Mädchen. Das unsolide, putzige Zeug, mit dem diese Mädchen sich jetzt kleiden, ist ein Skandal."

Die Prinzessin zupfte nun eifrig an ihren Seidenflecken und erzählte von der Großherzogin von Oldenburg, die kränklich aber sehr geduldig, von der Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen, die eine ganz prächtige Frau war. Die Nachmittagsonne schien in das Zimmer und machte die Luft heiß und beklemmend. Marie mit ihrem unruhigen Herzen und dem seltsamen Fieber ihrer Gedanken, das in den letzten Tagen sie nicht verließ, fühlte sich sehr unglücklich; die Seidenfäden hängten sich an ihre Nägel und machten sie nervös, die behäbig forterzählende Stimme der Prinzessin Agnes, die Geschichten von den prächtigen Fürstinnen erschienen ihr wie ein Protest gegen alles, was im Leben schön und heiter ist. Sie hätte weinen mögen.

Am nächsten Morgen stand die Prinzessin Agnes sehr früh auf und ging mit dem Fräulein von Reckhausen durch das Haus, durch den Hof und die Ställe, sie ging auch ein Stück die Landstraße entlang, um die Felder zu sehen, sie sprach mit den Leuten und streichelte die Hunde. Als sie zum zweiten Frühstück erschien, war sie über alles gut unterrichtet. Nach dem Frühstück saß sie mit der Fürstin im Boudoir und zupfte an ihren Seidenflecken.

Digitized by Google

„Es ist hier bei dir recht hübsch," sagte sie, „der Major scheint ein tüchtiger Mann zu sein. Von großem Fleiß allerdings habe ich nicht viel gesehen. Der Kutscher und der Chauffeur saßen in der Futterkammer und plauderten, der Inspektor stand vor dem Hause und unterhielt sich mit der Kammerjungfer, die zum Fenster hinauslehnte. Aber so scheint es hier zu sein: ihr geht alle ein wenig umher wie im Traum. Die Kleine finde ich auf der Veranda, sie hält ein Buch in der Hand und starrt vor sich hin. Im Saal steht die Dachsberg am Fenster und schaut hinaus. Auf der Hoftreppe steht der alte Fürwit und tritt von einem Bein auf das andere."

Die Fürstin lachte: „Ja, hier auf dem Lande ist das Leben beschaulich."

„Beschaulichkeit mag ganz gut sein," meinte die Prinzessin, „wenn dabei nur nicht dumme Gedanken kommen. Für die Kleine sollte man sich nach einer Beschäftigung umsehen."

„Sie ist so zart," erwiderte die Fürstin, „ich bin froh, wenn sie einigermaßen gesund ist."

„Gerade weil sie kränklich ist," versetzte die Prinzessin. „Nun, davon sprechen wir später. Ich wollte dich etwas fragen, liebe Adelheid. In Birkenstein und auch in Karlstadt tauchten Gerüchte auf von gewissen Absichten, die du haben solltest, von gewissen Entschlüssen."

„In Birkenstein tauchen immer Gerüchte auf," sagte die Fürstin.

„Das ist richtig," gab die Prinzessin zu, „allein dieses Mal schienen sie nicht grundlos."

Die Fürstin blieb ganz ruhig, nur die Hände, die müßig im Schoß lagen, begannen nervös eine die andere zu streicheln. „Ich weiß nicht, welche Absichten und Entschlüsse du meinst," sagte sie.

Die Prinzessin zupfte eifrig an ihren Seidenflecken: „So, so," meinte sie. „Nun, in unserer heutigen Zeit geschieht in unseren Kreisen soviel Seltsames, daß man nie weiß, all diese Ehen. Zu meiner Zeit fiel es uns doch nicht ein, daß wir irgendeinen Leutnant heiraten könnten, weil er gut tanzte. Oder irgendeinen Kammerherrn, weil er gut gewachsen war. Gab es keinen Prinzen, so blieb man unverheiratet wie ich. Was kommt auch bei solchen Heiraten heraus? Bei Hof geht die Frau durch die eine Tür herein und der Mann muß durch eine andere Türe. Was denkt sich solch ein Mann dabei?"

„Er denkt sich," erwiderte die Fürstin und zog die Augenbrauen empor, „er denkt sich wohl, eine Türe ist wie die andere."

Die Prinzessin schaute die Fürstin über ihre Brillengläser hinweg scharf an, und ein wenig Rot stieg in die braunen Wangen: „Eine Türe ist nicht wie die andere, sonst wäre auch ein Mensch wie der andere. Gut, vor Gott sind wir alle gleich, aber Gott hat gewollt, daß es Fürsten gibt, und wenn es Fürsten gibt, dann müssen diese sich danach halten, dann ist eben eine Türe nicht wie die andere und ein Mensch nicht wie der andere, sonst glaubt man uns die ganze Geschichte nicht. Wenn heute eine Frau Schulze oder eine Frau Müller eine geborene Prinzessin soundso oder eine Fürstin soundso sein können, dann wird nächstens auch eine Fürstin soundso eine geborene Schulze oder Müller sein können. Die Männer neigen sowieso zu Unregelmäßigkeiten, wir Frauen müssen daher streng auf Ordnung halten, es muß ja nicht immer geheiratet werden."

„Ich weiß nicht, liebe Agnes, worüber du dich aufregst," antwortete die Fürstin, und ein schärferes Glitzern kam in ihre Augen, „es liegt ja nichts vor. Aber du kannst sicher sein, wenn ich Entschlüsse fasse, dann wird die Familie sie von mir zuerst hören. Und ebenso gewiß ist es, daß ich mich dieser Entschlüsse nicht zu schämen haben werde. Ich habe der Familie lange genug gedient und, als ich Witwe wurde, brauchte ich, Gott sei Dank, mein Leben nicht, so wie die Kronjuwelen, der Familie zurückzuerstatten."

„Gut, gut, ich weiß Bescheid," sagte die Prinzessin Agnes und zupfte so stark an ihrem Seidenflecken, daß dieser sich arg verzog, „keiner will jetzt die Lasten des Standes tragen, in den ihn Gott gesetzt hat. Glaubst du, es sei ein großes Glück, die alte Prinzessin Agnes zu sein, die mit ihrem Fräulein im Gartenpavillon wohnt? Es ist aber nun einmal so, und ich klage nicht. Heutzutage spricht eine jede von der Stimme ihres Herzens. Wir hatten auch Herzen, als wir jung waren, aber es war von ihnen nicht die Rede. Heute spricht eine

Digitized by Google

jede von ihrem Herzen, als sei es ein Generalleutnant, dem gehorcht werden muß."

Da die Fürstin darauf nicht antwortete, so entstand eine Pause, bis die Prinzessin eilig ihren Sack beiseite warf und erklärte, sie müsse in den Garten hinausgehen, sie habe sich zu sehr erhitzt.

Auf der Veranda fand sie Fräulein von Dachsberg und Fräulein von Reckhausen, die miteinander flüsterten. Fräulein von Reckhausen erzählte von den Eigenheiten der Prinzessin.

„Wo ist die Prinzessin Marie?" fragte die Prinzessin Agnes.

„Die Prinzessin ist wohl in der Fliederlaube," berichtete Fräulein von Dachsberg; „um diese Zeit wünscht die Prinzessin allein zu sein."

„Warum allein?" forschte die Prinzessin Agnes streng weiter.

Fräulein von Dachsberg zuckte leicht mit den Schultern. „Es ist befohlen, die Prinzessin in ihren Neigungen nicht zu stören."

„Dummes Zeug," brummte Prinzessin Agnes und ging weiter.

Marie saß in der Fliederlaube, ein Buch lag auf ihren Knien, den Kopf hatte sie zurückgebogen und schaute durch die blauvioletten Blüten wie durch ein Gitter in den blauen Himmel. Sie erlebte jetzt eine bedeutsame Zeit. Zum ersten Male fühlte sie sich leben, fühlte ihren Körper und ihr Blut, sie fühlte sich als etwas, das wundersam blüht; zum ersten Male sah sie sich leben und wartete gespannt, was ihre Liebe und ihr Schmerz sie zu tun und zu denken heißen würden. Ob sie nun hier in der Fliederlaube saß und an Felix dachte oder in den Park ging und auf der Steinbank saß, auf der er diese Nacht sitzen würde, ob sie des Abends zum Monde aufschaute oder des Nachts aufwachte und weinen mußte oder sich von den heißen Schauern ihres Blutes schütteln ließ, alles war neu und erregend.

„Da bist du, Kleine," weckte die Stimme der Prinzessin Agnes Marie aus ihren Träumen, „hier bei dir ist es schön kühl, ich will mich mal zu dir setzen." Sie setzte sich auf die Bank, erhitzt und atemlos von ihrem Gange schwieg sie einige Augenblicke, und ihre kleinen, von den fetten Lidern beengten Augen sahen Marie scharf an: „Nun, meine Tochter," begann sie endlich, „wie lebst du? Was tust du?"

„Nichts, Tante," erwiderte Marie ziemlich verdrossen.

„Das sehe ich," fuhr die alte Dame fort, „hier bei euch wird nicht viel getan, aber für dich ist das nicht gut. Du mußt eine Beschäftigung haben, eine Einteilung."

„Warum gerade ich?" fragte Marie.

„Weil du es mit der Gesundheit zu tun hast," erwiderte die Prinzessin, „und ein stilles Leben führen mußt, und da ist es gut, etwas zu haben, wofür man lebt. Da ist die Wohltätigkeit, du könntest eine Kochschule gründen für die Mädchen des Dorfes oder eine Nähschule und ihnen zu Weihnachten bescheren."

„Ich verstehe nicht zu kochen und nähe sehr schlecht," sagte Marie, und ihr Gesicht nahm einen immer eigensinnigeren Ausdruck an.

„Das macht nichts," meinte die Prinzessin, „man ist Protektrize, man geht hin, fragt, schmeckt, läßt sich die Arbeiten zeigen, das genügt."

Marie schüttelte den Kopf und zog die Augenbrauen zusammen: „Ich will aber gar nicht eine Kochschule oder eine Nähschule gründen."

„So, du willst nicht?" versetzte die Prinzessin, und ihre Stimme wurde streng und scheltend, „was willst du denn? Stillesitzen und warten, bis das Glück um die Ecke biegt? Es biegt aber nicht um die Ecke. So hat schon manche gesessen und gewartet, bis sie alt und sauer wurde. Sieh, mein Kind, ich bin mein Lebtag gesund gewesen, habe gesunde Lungen und ein gesundes Herz gehabt, und doch habe ich nicht geheiratet. Das ist mit Prinzessinnen jetzt so eine Sache, da ist es denn gut, wir sehen uns nach etwas um, was unserem Leben einen Inhalt gibt, um nicht einsam und lächerlich zu werden. Die Wohltätigkeit ist da noch das beste, nicht so dieses sogenannte Gehen in die Hütten der Armen, dort kriegt man nur Krankheiten und Flöhe, aber eine Kochschule, eine Nähschule, so was. Mit der Wohltätigkeit ist zwar auch nicht viel los, kein Mensch ist uns dankbar dafür, aber es bleibt uns nicht viel anderes übrig."

Jetzt lächelte die Prinzessin und schaute Marie in das zornige Gesicht. „Ja, das

Digitized by Google

hörst du nicht gern, aber die alte Tante Agnes hat doch recht. Mit dem Heiraten kriegt auch nicht jede eine Anweisung auf das Glück. Sieh nur deine Schwester Lore an. Nein, das Leben ist eben kein Tanzsaal. Jetzt will ich noch einen Spaziergang machen." Sie strich mit zwei Fingern über Mariens heiße Wange, erhob sich und ging. Marie schaute ihr nach, die kurze, runde Gestalt im grauen Seidenkleide, den großen Sommerhut auf dem Kopf, wie sie mit kleinen, festen Schritten den Weg entlang ging, erschien ihr als die Verkörperung der Einsamkeit und Freudlosigkeit. Wie glücklich war Marie eben gewesen. Über ihr selbst und über der Welt hatte ein geheimnisvoller und heiliger Schimmer gelegen, und nun war diese alte Frau gekommen und hatte alles wie mit Spinnweben verhängt, und das Leben sah grau und traurig aus. Nein, lieber wollte Marie sterben, als das Leben der Tante Agnes leben, als die einsame, kränkliche Prinzessin sein, die für die Dorfkinder wollene Hauben strickt. Sie wollte heute nacht in den Park gehen, um Felix zu treffen, so unmöglich ihr das auch erschien, sie wollte alles tun, was Tante Agnes mißbilligte. Sie wollte sich an das Süße, Wilde, Verbotene des Lebens klammern.

Zum Diner kam Streith. Die Prinzessin Agnes begrüßte ihn wie einen alten Bekannten. „Freut mich, lieber Graf, Sie zu sehen; Sie sehen gut aus. Älter geworden, natürlich; wir alle werden alt, davor kann man sich auch hier in der Einsamkeit nicht verstecken."

Der Graf lachte. „Gewiß, nur daß hier in der Einsamkeit nicht so viele da sind, die es einem sagen."

„Das mag sein," meinte die Prinzessin, „aber so alt sind Sie doch eigentlich nicht, daß Sie nicht noch dem Lande nützen könnten, statt hier Ihren Kohl zu bauen."

„Ich denke," erwiderte der Graf, „das Land braucht auch Kohl."

„Ach was, Kohl gibt es genug in der Welt," versetzte die Prinzessin ärgerlich, „aber das ist so eine Art Hochmut. Man hält sich zu gut für die Welt und zieht sich daher in die Einsamkeit zurück. Na, und in der Einsamkeit da kommen unnütze Gedanken."

Der Graf verneigte sich. „Ich freue mich, daß Durchlaucht wieder einmal geruhen, mich auszuzanken."

Die Prinzessin nickte: „Ja, ja, mit der alten Prinzessin Agnes läßt sich nicht spaßen."

Während des Essens wurde von Birkenstein, von Karlstadt und anderen Höfen gesprochen. Marie hörte nicht zu; nur als der Name Dühnen an ihr Ohr schlug, horchte sie auf. „Mit dem ältesten Sohne haben sie Sorgen," sagte der Graf, „er macht Schulden, jeut und scheint undiszipliniert. Dühnen war bei mir und sprach sich recht pessimistisch über den jungen Mann aus."

Die Baronin Dünhof seufzte: „Sehr schade. Ein hübscher junger Mensch, aber es wird kein gutes Ende mit ihm nehmen."

„Dühnen ist nicht gefühlvoll," berichtete der Graf weiter, „er meint, er habe drei Söhne, gelingt es mit dem einen nicht, so sind die beiden anderen als Reserve da."

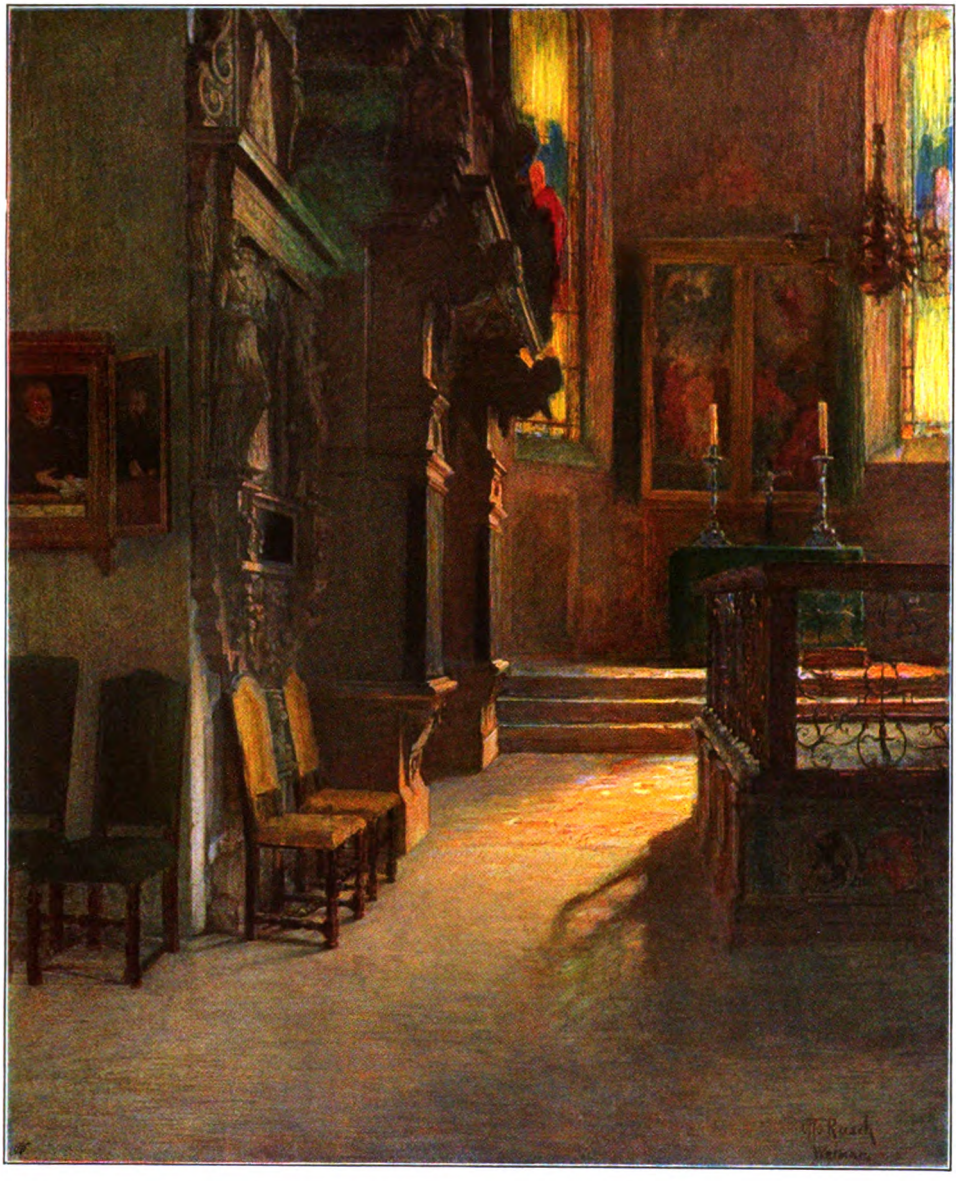
„Ganz richtig," sagte die Prinzessin, „wenn einer nichts taugt, dann fort mit ihm."

Marie sah die Sprechenden bitterböse an. Was wußten die alten grausamen Leute von Felix? Die Tränen waren ihr nahe.

Nach dem Diner spielten die Prinzessin und die Fürstin mit Fürwit und Streith Whist, die Baronin Dünhof spielte mit dem Major Halma, während Fräulein von Dachsberg und Fräulein von Reckhausen zusammensaßen und miteinander flüsterten. Fräulein von Reckhausen erzählte von den Schwierigkeiten ihrer Stellung. Marie hatte sich zu den Halmaspielern gesetzt, als wollte sie ihnen zuschauen, sie schaute aber unverwandt auf die dunkeln Scheiben der Glastüre und dachte nur das eine: ‚In diese schwarze Nacht muß ich heute noch hinaus.'

Als das Schloß still und dunkel war, schlichen zwei Gestalten durch die Hintertür in den Garten und eilten dem Parke zu, Marie und die Zofe Emilie. Der Himmel war bewölkt und die Nacht finster. Scheu drängten die beiden Mädchen sich aneinander, alles ängstigte sie, das Aufrauschen der Bäume, das Knarren eines Zweiges, der Flügelschlag eines Vogels in einem Wipfel. Verschüchtert und atemlos stiegen sie die Anhöhe zum kleinen Teiche hinan und blieben am Steintische stehen. Es war so dunkel, daß sie nichts zu sehen vermochten.

Digitized by Google



Aus der Stadtkirche in Weimar

Gemälde von Prof. Otto Rasch

(Im Besitz der Großherzogin Feodora von Sachsen-Weimar-Eisenach)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Felix!“ flüsterte Marie, da fühlte sie sich von zwei Armen umfangen und auf die Bank niedergezogen. Felix kicherte leise, sie schmiegte sich an ihn, zum ersten Male fühlte sie die wunderbare Geborgenheit vor einer dunkeln, drohenden Welt und vor der Unruhe des eigenen Herzens in zwei sie fest umschließenden Armen und in dem Rausche des eigenen fiebernden Blutes. „Fräulein,“ sagte Felix zu Emilie, „dort am Teiche ist ein Baumstumpf, dort könnten Sie ein wenig sitzen.“ Emilie verschwand. Marie weinte, die Spannung ihres ganzen Wesens war zu groß gewesen.

„Warum weinen Sie?“ fragte Felix.

„Ach, sage nicht Sie zu mir,“ sagte Marie, „du bist das einzige, was ich habe. Ich habe mich so sehr gefürchtet, alles ist schrecklich und traurig, wenn du nicht da bist, wenn du mich vergissest, wenn du mich nicht liebst, dann werde ich eine alte Prinzessin, die wollene Hauben strickt und Kochschulen einrichtet. Du mußt mir schwören, daß du mich nie verlässest.“

„Nun ja, natürlich,“ erwiderte Felix, und aus seiner Stimme klang es wie Ungeduld, „was ist da viel zu sprechen, wir sind doch nicht hierher gekommen, um zu weinen und zu klagen.“

„Herr Graf,“ ertönte Emiliens Stimme plötzlich, und die Zofe stand wieder am Steintisch, „ich kann dort nicht bleiben, es hebt sich etwas Schwarzes aus dem Wasser und macht: ‚Bu! bu!‘“

„Unsinn,“ meinte Felix ärgerlich, „das ist ja Einbildung. Sitzen Sie nur ganz ruhig noch ein wenig auf Ihrem Baumstumpf, wir sind ja ganz nahe.“

„Ich werde es versuchen, Herr Graf,“ erwiderte Emilie und verschwand.

„Von dir sprechen sie auch alle so schlecht,“ begann Marie wieder mit klagender Stimme, „warum kannst du nicht gut sein? Um meinetwillen gut sein.“

„Gut?“ fuhr Felix auf, „was heißt das? Sind das Vorwürfe? Bin ich dazu in der Nacht hierhergekommen, um auch hier Vorwürfe zu hören? Danke, von denen habe ich bei Tage genug.“

„Ach nein, ich mache dir keine Vorwürfe,“ schluchzte Marie, „aber wenn du nicht gut bist, was soll dann aus mir werden? Ich habe doch nur dich. Und da sind deine — deine Verlegenheiten, ich würde dir so gern helfen, Geld habe ich nicht viel, aber ich habe Schmucksachen.“

„Schweig!“ herrschte Felix sie an, „ich verbiete dir, von diesen widerwärtigen Sachen zu sprechen, das fehlte mir noch. Ich denke, ich komme hierher, um noch einmal so ein recht süßes Stündchen zu haben, und nun wird von so etwas gesprochen.“

„Jetzt bist du böse,“ jammerte Marie, „aber was kann ich tun, du bist ja mein einziges, und wenn du nicht gut bist, was habe ich dann? Lieber will ich dann sterben, als immer die kränkliche Prinzessin sein.“

„Auch das noch,“ murmelte Felix.

Sie schwiegen eine Weile, Marie starrte in die Dunkelheit hinein, drüben bei den Weiden am Teich rief ein Wasservogel einen hellen Laut eigensinnig und klagend in die Nacht hinaus. Marie schien alles sehr traurig.

„Das kommt davon,“ begann Felix wieder, „ihr sitzt in den Schlössern und wißt nicht, was Leben heißt. Wenn wir immer daran denken sollen, was kommen wird, dann können wir überhaupt nicht leben. Nein, nichts denken, all die Widerwärtigkeiten vergessen, die ja doch immer um uns herumstehen und auf uns warten, nur so können wir leben. Sieh, das ist Leben.“ Er beugte sich auf Marie nieder und drückte seinen Mund fest auf ihre Lippen. Sie seufzte tief auf: „Ja, das ist Leben,“ flüsterte sie.

„Herr Graf,“ tönte Emiliens Stimme aus dem Dunkel, sie stand wieder am Steintisch, „Herr Graf, ich halte es nicht mehr aus, es kommt wieder schwarz aus dem Wasser und macht ‚Bu! bu!‘ Wenn Durchlaucht nicht nach Hause gehen, so gehe ich allein. Man kann hier ja vor Angst sterben.“

„Nein, Emilie, ich komme,“ rief Marie erschrocken.

„Ach, diese Weiber,“ seufzte Felix.

Marie drückte noch einmal ihr tränenfeuchtes Gesicht an Felix' Wange: „Vergiß mich nicht!“ flüsterte sie, dann trennten sie sich.

Felix blieb auf der Bank sitzen und hörte, wie die eiligen Schritte der Mädchen sich entfernten. Er streckte sich und gähnte. Nein, das war keine Liebesstunde nach seinem Sinn gewesen. Wie hübsch hatte er es sich gedacht, von einer Prinzessin geliebt zu werden, aber diese Tränen

Digitized by Google

und Klagen, diese Vorwürfe und Traurigkeit, die waren nichts für ihn. Es wurde ihm ordentlich bedrückend und bange hier in dem dunkeln Park im schwülen Dufte des Flieders, dazu noch dieser verfluchte Vogel mit seinem einen, jammervollen Klagelaut, das war ja zum Heulen. Felix sprang auf und eilte aus dem Park hinaus.

Hier draußen wehte eine freiere Luft. Felix atmete auf und begann leise einen Marsch vor sich hinzupfeifen, während er langsam die Dorfstraße hinaufschlenderte an den stillen, schlafenden Katen vorüber. Er bog in eine kleine Seitengasse ein, in der ein Haus mitten in einem Garten lag. Aus einem der Fenster schimmerte noch ein Licht. Felix blieb vor dem Gartenzaune stehen, der ganz mit Bohnenranken überwuchert war, und fuhr fort, leise seinen Marsch vor sich hinzupfeifen. Von der hinteren Seite des Hauses her wurden Schritte vernehmbar; es war, als sprängen nackte Füße leicht über den Kies und dann über die Gemüsebeete hin, ein Mädchen, in ein dunkles Tuch gehüllt, trat an den Gartenzaun und stützte seine Arme in die Bohnenranken.

„Nun?" sagte Felix und legte seine Hand auf einen Arm, der feucht vom Nachttau war.

„Gleich lösch er das Licht aus und geht zu Bett," flüsterte das Mädchen, „dann komme ich, warte."

Damit wandte es sich um und sprang wieder in die Dunkelheit hinein. Felix wartete, er steckte die Hände, um sie zu kühlen, in die Bohnenranken hinein. Von den Gemüsebeeten stieg ein kühler, würziger Duft auf, in den Salatblättern raschelten Kröten, irgendwo in einem Hause weinte ein Kind, und draußen im jungen Korn schnarrten die Wachteln. So war es gut in der Frühlingsnacht zu stehen und auf ein Mädchen zu warten, da war Leben, da konnte man wohl die Prinzessinschmerzen vergessen, dachte Felix.

⁂ ⁂ ⁂

Es regnete den ganzen Tag über. Streith beschäftigte sich am Morgen mit seinen Wirtschafts- und Rechnungsbüchern, später hatte er eine Unterredung mit dem Inspektor, dann mit dem Baumeister und der Großmagd. Er vertiefte sich mit Eifer in die Gespräche über Düngung, Kühe und Kälber. Das dauerte bis zum Frühstück.

Nach dem Frühstück setzte Streith sich zu seinen Büchern, da lagen auf seinem Tisch ein dicker Band über Forstkultur und eine Broschüre über die Regeneration der konservativen Partei. Er griff zuerst nach dem dicken Bande, las darin, legte ihn wieder beiseite, nahm die Broschüre, schaute hinein und warf auch sie fort. Es schien ihm heute, als stünde auf diesen Blättern nichts, was ihn anging. Er bog den Kopf auf die Stuhllehne zurück; ganz unvermittelt kam ihm eine sehr ferne Knabenerinnerung. Er war Gymnasiast in dem kleinen Städtchen und liebte Emma, die blonde Tochter des Oberlehrers Müller. Er dachte den ganzen Tag an Emma, er ging an ihrem Hause vorüber, um sie am Fenster zu sehen, ging die Straße entlang, um ihr zu begegnen. In dieser Zeit war es auch, daß er seine Schulbücher bitter haßte. In Cäsars Kommentaren, in Xenophons Anabasis stand nichts von Emma; sie waren nur dazu da, um Emma weiter von ihm fortzurücken und zu verhindern, daß er an sie dachte. Seltsam, wenn wir so und soviel Jahre gelebt haben, so sind wir alt, das ist die Ordnung. Allein unser Wesen macht diese Rechnung nicht mit. Was das Leben auch an Erfahrung und Weisheit hinzutut, in uns bleibt doch alles, was wir einst gewesen. In uns versteckt sich immer noch der Knabe mit seinen Torheiten, und taucht er in späteren Jahren wieder auf, dann gibt es die großen Überraschungen des Lebens. Es war doch widersinnig, daß er, Streith, der Abgeklärte, der Lebenskünstler, heute keine Ruhe fand, nur weil es regnete und er nicht die Möglichkeit haben würde, ein achtzehnjähriges Mädchen zu sehen, das ihn nichts anging und das nicht zu ihm gehörte. In letzter Zeit hatte er sich daran gewöhnt, täglich auf seinem Spaziergange Britta zu treffen, sie zu sehen, sie sprechen zu hören, sich als ihren Kameraden zu fühlen, sie wirkte auf ihn wie ein Jugendelixier, und heute, da er sie nicht sehen durfte, hungerte er nach ihr wie der Morphiumsüchtige nach der Morphiumspritze. Es war absurd. Sein Ordnungsgefühl litt unter der Verwirrung, die all das in sein Leben brachte, er schämte sich, denn der überlegene, ironische Kritiker

Digitized by Google

war auch noch in ihm wach, er schämte sich vor sich selbst, vor seinen Räumen, seinen Möbeln und Bildern, die ihn feierlich umstanden, als seien sie sich der Pflicht wohl bewußt, die Umgebung eines weisen, auserlesenen Mannes zu bilden. Er schämte sich vor manchem anderen noch, und es machte ihn oft todmüde, die Gedanken immer wieder von Bahnen abzulenken, auf denen Schmerzhaftes sie erwartete. Aber an alledem war nichts zu ändern, er wußte, dieses Erlebnis mußte durchlebt werden. Es gibt eben Zeiten, in denen unser Leben neben uns herzulaufen scheint wie etwas Fremdes, etwas Selbständiges, über das wir keine Macht haben. Nervös erhob Streith sich von seinem Sessel, schritt einige Male im Zimmer auf und ab, stellte sich an das Fenster und trommelte mit den Fingern auf die Fensterscheibe. Der Regen hatte aufgehört; ein wenig Sonne stach durch die Wolken, große Tropfen fielen vom Dachfirst, und aus der Traufe ergoß sich ein Wasserfall.

Ein jähes Freudengefühl durchzuckte ihn plötzlich so stark, daß er errötete. Dem Fenster gegenüber auf dem Wege erschien Britta, sie trug einen grauen Wettermantel, die Kapuze hatte sie über den Kopf gezogen, sie nickte und lachte über das ganze Gesicht. Streith öffnete das Fenster. „Warum stehen Sie da im Regen?“ rief er, „kommen Sie herein.“

Britta schüttelte den Kopf: „Nein, es regnet nicht mehr, kommen Sie heraus.“

„Gut, ich komme.“

Streith nahm sich nicht die Zeit, Oskar zu rufen; hastig holte er seinen Mantel, seinen Hut und Stock und eilte hinaus.

„So, jetzt wird es schön,“ meinte Britta.

Streith atmete tief die feuchte Luft ein, alle Grämlichkeit war fort.

Britta sah ihn verständnisvoll an und fragte: „Gut, nicht wahr?“

„Ja, hm, angenehm,“ erwiderte Streith, „gehen wir.“

Sie gingen einen schmalen Waldpfad entlang. Die Tannen hingen voller Tropfen, in denen die durchbrechende Sonne kleine, strahlende Lichter entzündete, und überall auf dem Moose, auf dem Kraut der Heidelbeeren und auf den Farnen lag weißer Glanz. Und mitten darin dieses Mädchen im grauen Wettermantel, die Kapuze auf dem Kopf feucht vom Regen; es erschien Streith so nahe dem Walde verwandt, wie aus ihm hervorgegangen und zu ihm gehörig. „Sie konnten es zu Hause nicht aushalten,“ begann er die Unterhaltung, „Sie mußten natürlich in den Wald hinaus.“

„Nein, ich hielt es in unserer Stube nicht aus,“ erwiderte Britta, „eine Stube kann schrecklich sein, vielleicht weil sie soviel von uns weiß.“

„Sehr möglich,“ bestätigte Streith ernst, „der Wald ist diskreter.“

„Ach im Walde,“ meinte Britta, „da weiß einer vom anderen nichts, und dann ist es doch immer am gemütlichsten, wenn einer vom anderen nichts weiß.“

„So, hm, das ist neu,“ versetzte Streith, „aber was haben Sie den Tag über getan?“

„Am Morgen habe ich Klavier geübt,“ berichtete Britta, „so stark und so falsch, daß Mama, die heute natürlich nervös ist, wimmerte. Aber ich war boshaft und spielte nur noch stärker und falscher. Später hielt Mama mir meine Fehler vor.“

„Haben Sie viele Fehler?“ fragte Streith.

Britta zuckte die Achseln: „Ja, ich habe viele Fehler. Ich denke zuweilen, wenn die anderen wüßten, wie es in mir ausschaut, dann würden sie Augen machen. Aber die Fehler, die Mama mir vorwirft, habe ich gewöhnlich nicht. Nun, das schadet nichts, sie ist die Mutter und glaubt, sie muß erziehen.“

Streith lachte: „Die armen Mütter, es wird von ihnen erwartet, daß sie erziehen, und so müssen sie denn tun, als verstünden sie diese kleinen Rätsel, die ihre Kinder sind.“

Britta schaute Streith aufmerksam an, sie verstand ihn nicht ganz, plötzlich hob sie ihren Arm, griff nach einem der Zweige, unter denen sie hingingen und schüttelte ihn. Ein Tropfenregen prasselte auf beide nieder, Britta lachte und blinzelte mit den Wimpern, an denen Tropfen hingen. „Das tut gut,“ sagte sie, „das hilft gegen die stärkste Traurigkeit.“

„Allerdings erfrischend,“ meinte Streith und wischte sich die Tropfen aus dem Bart.

Der Weg führte jetzt aus den Tannen heraus an einer kleinen Wiese hin, die blaß-lila von Schwalbenaugen war.

„Hübsch,“ bemerkte Streith.

Digitized by Google

Allein Britta zog die Nase kraus, sie mochte diese Blumen nicht: „Die sehen aus wie das Sonntagskleid der alten Trine. Aber die dort mag ich," und sie wies auf den höhergelegenen Teil der Wiese, der gelb von Trollblumen war, „die wollen wir pflücken." Sie bog vom Wege in die Wiese ab, ungeachtet des hohen, nassen Grases.

Streith folgte ihr, vorsichtig die Beine hochhebend.

Britta machte sich eifrig an das Pflücken. „So pflücken Sie doch, Herr Graf," rief sie, „wir wollen einen Kranz flechten."

Streith gehorchte, die Beschäftigung war ihm ungewohnt, das viele Sich-niederbeugen, das Pflücken der harten, feuchten Stengel schienen ihm beschwerlich. ‚Wie sie mich beherrscht,' dachte er.

Britta hatte bald die Arme voller Blumen und erklärte, es sei genug, sie verließen die Wiese, Britta setzte sich auf einen Baumstumpf und begann ihren Kranz zu flechten.

Streith saß ihr gegenüber auf einem anderen Baumstumpfe und rauchte eine Zigarette. Es war hier sehr ruhevoll unter dem leisen Klingen der von den Zweigen niederfallenden Tropfen.

„Sie waren wohl ein schönes, kleines Kind," begann Streith.

„Ja," erwiderte Britta, „ich war ein schönes Kind. Wir wohnten damals in der Stadt, und ich ging jeden Tag mit meinem Kinderfräulein in den Anlagen spazieren. Dort blieben die Leute stehen und sagten: ‚O, das schöne Kind!' Ich muß damals sehr artig gewesen sein, denn dieses Spazierengehen in den Anlagen war doch gewiß kein Vergnügen. Wären wir in der Stadt geblieben, würde ich vielleicht eine Weltdame geworden sein wie Mama."

„Wozu?" bemerkte Streith.

Britta schaute erstaunt auf: „Sie lieben doch Weltdamen? Alle die vielen Damen, die Sie geliebt haben, waren doch Weltdamen."

Streith lächelte: „Es ist nun nicht so gewiß," sagte er, „daß ich so viele Damen geliebt habe, und dann, wenn einer eine Weltdame liebt, so liebt er nicht die Weltdame in ihr, sondern das, was sie noch neben der Weltdame ist."

„Ach ja," meinte Britta überlegen, „das gute Herz, natürlich."

Streith antwortete darauf nicht, er schaute eine Weile schweigend zu, wie sie in dem blassen Gold der Blumen wühlte und ihren Kranz band.

Jetzt war sie fertig, sie streifte die Kapuze vom Kopfe, nahm den Hut ab und setzte den Kranz auf. Die feuchten Blumen streuten Tropfen in das Haar und auf die Stirn, Britta sah Streith an und lächelte befangen.

„Schön," sagte Streith. Und wirklich, die Bewunderung für dieses goldbekränzte Mädchen vor ihm ging ihm heiß ins Blut, wie südlicher Wein, er hätte niederknien mögen vor diesen Farben, diesem Lächeln, dieser Jugend, er hätte sie an sich nehmen wollen, damit keiner sie ihm raube. Allein er tat nichts von alledem. Donald von Streith konnte all das nicht tun, es hätte sich für ihn nicht geschickt. Daher sagte er nur: „Melusine."

„Wer war Melusine," fragte Britta.

„Das erzähle ich Ihnen ein andermal," erwiderte Streith.

Britta saß ruhig da, sie wurde ernst und feierlich, wie es Mädchen werden, die sich schön fühlen.

Die Sonne versteckte sich hinter Wolken, über dem Rasen und in den Zweigen begann es zu flüstern, ein Regenschauer ging über das Land.

„Wir müssen nach Hause," rief Britta, sprang auf und zog die Kapuze über den Kranz. Auf dem Heimwege sprachen sie wenig, dieser Augenblick der Schönheit und der Bewunderung hatte sie ergriffen und einsilbig gemacht. Nur am Kreuzwege, als sie sich trennten, sagte Britta: „Eines wünsche ich mir noch."

„Was ist es denn?" fragte Streith.

„Einmal auf dem großen, falben Pferde sitzen zu dürfen."

Streith lachte: „Wenn es nur das ist, das machen wir."

⁂ ⁂ ⁂

Die Prinzessin Agnes war abgereist, und die Einwohner des Schlosses fühlten sich seitdem freier und jünger. Die Fürstin ritt am Nachmittage aus. Sie trabte durch den Park in den Wald, der Tag war sonnig, die Luft leicht bewegt, die großen Föhren rauschten leise und gleichmäßig, als erzählte eine tiefe Stimme eine lange, ruhige Geschichte. Die Fürstin freute sich, daß trotz

Digitized by Google

der Schwägerin Agnes doch der Frühling allenthalben blühte, doch das Leben voller Versprechungen und nicht nur würdige Entsagung war.

Dort am Ende der Schneise lag die kleine Waldlichtung und dort würde Streith auf seinem Falben sie erwarten. Sie trieb ihr Pferd an und bog scharf um die Ecke. Da lag die Waldlichtung vor ihr, gelb von Sonnenschein; mitten auf ihr stand der Falbe, und auf ihm saß ein Mädchen mit dunkelm Haar, rundem, rosigem Gesichte und großen, schwarzen Augen. Vor ihm stand Streith, die eine Hand am Zügel, die andere auf dem Sattel. Er sah zu den schwarzen Augen auf und lachte ein so jugendlich heiteres Lachen, wie es die Fürstin an ihm noch nie gesehen hatte. Sie wandte den Kopf ab und jagte vorüber. Sie mäßigte auch den Schritt ihres Pferdes nicht, als die Lichtung schon weit hinter ihr lag. Es war ihr, als müßte sie dem Bilde entfliehen, das sie doch mit grausamer Deutlichkeit vor sich sah, das große, blanke Pferd, auf ihm das dunkle Mädchen und davor der lachende Streith und all das grell übergossen vom gelben Sonnenschein.

Als sie am Schlosse anlangte, war das Pferd in Schaum. Die Fürstin ging schnell auf ihr Zimmer und schellte nach ihrer Zofe, sie wollte sich umkleiden. Heute war Donnerstag und der Gesellschaftstee für die Nachbarn, so mußte größere Toilette gemacht werden. Vor allem aber wollte sie nicht allein sein, sie kleidete sich langsam und sorgsam an und sprach dabei mit der Zofe. Es handelte sich um eine Schneiderin, die aus dem Städtchen in das Schloß kommen sollte, und die Fürstin wünschte einiges über das Vorleben dieser Schneiderin zu erfahren.

Endlich jedoch war die Toilette beendet, die Zofe hatte nichts mehr zu tun und mußte entlassen werden. Die Fürstin ging an das Fenster und schaute in den Garten hinaus. Während sie dort stand, stieg der Zorn in ihr auf; ganz heiß, es tat ihr wohl, seine Flamme in sich zu spüren. Der elende Mensch, wie sie ihn verachtete, wie ihr vor ihm ekelte! Nie mehr sollte er dieses Haus betreten, sie wollte sich an ihm rächen, ihn demütigen, das Gespött der ganzen Gegend sollte er sein. Und sie sann auf Lebenslagen, in denen sie Streith vernichten könnte. Allein der Zorn mit seiner aufrechterhaltenden Kraft hielt nicht stand. Die Fürstin fühlte sich wieder schwach und mutlos. Sie setzte sich auf einen Sessel, schlug die Hände ineinander, und die schönen, strengen Züge nahmen einen hilflosen Ausdruck an, wie ihn Kindergesichter haben, wenn sie weinen wollen. So war denn alles vorüber. Streith war die Poesie in ihrem Leben gewesen. Schon in der traurigen Birkensteiner Zeit, als sie für alle die arme, engelsgute Fürstin gewesen war, die man bemitleidete, schon damals hatte es sie getröstet, zuweilen an den jungen Kammerherrn zu denken, an seine etwas umständliche Ritterlichkeit, an die bewundernden Blicke, die er auf ihr ruhen ließ. Da war einer, dem sie mehr war, als die arme, engelsgute Fürstin. Und später, als sie Witwe wurde und er in ihre Nähe zog, da wußte sie, er wartet. Sie brauchte nur ein Wort zu sagen, und ein stilles, seltsames Glück wurde ihr geschenkt. Oft hatte sie in stillen Stunden davon geträumt, sie brauchte noch nicht zu entsagen. Solange Streith da war, konnte sie an das Leben denken, wie ein Schulkind an die Woche denkt, in der es einen Feiertag gibt. Und nun, sie war genarrt und betrogen worden wie ein Dorfmädchen, sie war nichts als eine lächerliche, alte Frau, die sich eingebildet hatte, noch geliebt zu werden. Andere Frauen konnten weinen und klagen, sie konnten sich rächen oder sterben, sie mußte schweigen. Der Gedanke, irgend jemand könnte ahnen, was ihr angetan worden war, erschien ihr unerträglich. Sie war wieder die unnahbare, engelsgute Fürstin. Das Leben ging an ihr vorüber, und ihr blieb nur ihre Würde.

Sie hörte draußen Wagen rollen, das waren ihre Gäste. Sie erhob sich, trat vor den Spiegel, fuhr sich mit der Puderquaste leicht über die Augenlider, richtete sich gerade auf und ging hinaus.

Im grünen Salon waren die Gäste schon versammelt, die Fürstin begrüßte sie mit ihrem huldvollen Lächeln, der Landrat sagte etwas, über das die Fürstin lachte, die Fürstin sagte etwas, und alle lachten.

Der Tee wurde serviert, die Fürstin saß neben der Gräfin Dühnen, die von Franzensbad sprach, der Landrat erzählte von

Digitized by Google

Seiner Majestät. Der Kaiser war hier durchgefahren, und der Landrat hatte ihn auf der Station begrüßt. Seine Majestät sah prächtig aus, dieser Blick, der wahre Herrscherblick!

„Wo ist denn Graf Streith?“ fragte die Gräfin Dühnen, „man sieht ihn jetzt selten.“

„Er vergräbt sich wohl in seine Landwirtschaft,“ erwiderte die Fürstin ruhig.

„Es scheint,“ fuhr die Gräfin Dühnen fort, „daß er in letzter Zeit unsere Mietwohner vom alten Forsthause protegiert, diese Frau von Syrman und Tochter. Er ist dort gesehen worden.“

Die Fürstin legte die Tasse, die sie in der Hand hielt, auf den Tisch zurück; sie fürchtete, die Hand könnte zittern. Dann lächelte sie ein nachsichtiges Lächeln und meinte: „Ja, ältere Herren müssen immer etwas zu protegieren haben.“

Am nächsten Morgen fand Streith auf seinem Frühstückstische einen Brief von Frau von Syrman. Sie bat den werten Grafen, auf seinem Spaziergang bei ihr vorzusprechen, nur auf ein Wort, Britta wäre in die Stadt gefahren, um ihre Musik- und Tanzstunde zu nehmen. ‚Natürlich,‘ dachte Streith, während er den Brief langsam wieder in den Umschlag zurücksteckte, ‚das mußte kommen.‘

Also der heutige Vormittag war den unangenehmen Angelegenheiten gewidmet, denn er hatte auch vor, in die Kanzlei des Schlosses zu gehen, um Papiere zurückzugeben und dem Major mitzuteilen, daß er zu verreisen beabsichtige. Das war jetzt nötig geworden. Gut, er war auch in der rechten Stimmung, eine grimmige Entschlossenheit erfüllte ihn. Dazu kam etwas wie höhnische Grausamkeit gegen sich selbst. Während er sich anschickte, das zu zerstören, was er solange für den wertvollsten und heiligsten Inhalt seines Lebens gehalten hatte, sah er mit Ironie auf sich selbst, auf den Weisen und Lebenskünstler herab. Jetzt stand er ganz auf der Seite seiner Torheit und war entschlossen, mit ihr bis an das Ende zu gehen. So machte er sich denn auf den Weg. Im Gehen dachte er nicht an sich und seine Angelegenheiten, kritisch betrachtete er die Roggenfelder, an denen er vorüberkam, prüfte mit dem Spazierstock die Gräben, ob sie gut ausgegraben seien. Am Gitter des Schloßgartens warf er keinen Blick in den Garten; seinen Weg in die Kanzlei nahm er durch den Hof.

Der Major saß am Schreibtisch über seinen Kontobüchern.

„Guten Morgen, Major,“ sagte Streith, als er eintrat und gab seiner Stimme einen heiteren Klang.

Der Major blickte auf, streckte dem Grafen die Hand hin und sagte auch seinerseits: „Guten Morgen.“

Am Ausdruck des Gesichtes aber, an der Art, wie er ihm die Hand entgegenstreckte, erkannte Streith, daß der Major befangen war. Er wußte also etwas. Der Stallmeister, der die Fürstin auf den Spazierritten zu begleiten pflegte, hatte wohl dem ganzen Schlosse schon sein gestriges Erlebnis erzählt. „Ich bringe Ihnen hier Papiere zurück,“ versetzte Streith, „bitte sie durchzusehen, mehr habe ich nicht. Ich beabsichtige nämlich eine Reise zu machen.“

„O, wirklich,“ murmelte der Major, „längere Reise?“

„Eine Sommerreise,“ erwiderte Streith und setzte sich auf den Stuhl, auf dem er hier zu sitzen pflegte. „Luftveränderung ist für die Gesundheit nötig, das stete Sitzen auf einem Fleck bringt uns herunter. Von Zeit zu Zeit müssen wir uns vergewissern, ob wir nicht an unserer Scholle angewachsen sind. Sie sollten sich auch einmal herausrühren, Major.“

„Ich fühle mich ganz wohl,“ antwortete der Major, ohne von seinen Papieren aufzusehen, „ich verlasse meine Arbeit nicht gern.“

„Eine Erneuerung hat der Mensch von Zeit zu Zeit nötig,“ meinte Streith. „Selbst die Schlange schlüpft ab und zu aus ihrer alten Haut heraus, und kann sie das nicht mehr, dann ist sie krank.“

„Ich danke,“ erwiderte der Major gereizt, „ich bin mit meiner Haut ganz zufrieden. Sie hat mir lange genug gute Dienste geleistet.“

Streith lachte: „O, ich sage nichts gegen sie, aber nicht jeder ist immer so zufrieden in seiner Haut.“

Der Major antwortete nicht.

Streith zündete sich eine Zigarette an und streckte die Beine von sich. Dieser ihm solange vertraute Raum mit seinem Tinten- und Papiergeruch, den Schälchen voller Getreideproben und den großen Brumm-

Digitized by Google

fliegen, die durch das offene Fenster aus und ein flogen, er teilte ihm diese Trägheit mit, die von altgewohnten Dingen auszugehen pflegt. So wie der Major still und zufrieden auf einem Fleck zu sitzen, mußte ruhevoll und gemütlich sein.

Ein leiser Ton wurde vor der Tür vernehmbar, die Tür öffnete sich, und die Fürstin stand auf der Schwelle. Die beiden Herren erhoben sich von ihren Sitzen und verbeugten sich. Die Fürstin stand regungslos da in ihrem weißen Morgenkleide, die Arme schlaff niederhängend, und die Augen schauten in das Zimmer hinein, als blickten sie in eine gleichgültige Ferne hinaus. Dann wandte sie sich um und schloß leise hinter sich die Türe.

Der Major warf Streith einen scheuen Blick zu.

Streith war blaß geworden, langsam setzte er sich wieder auf seinen Stuhl und fuhr fort zu rauchen. In seinen Ohren klang der leise, trockene Ton der sich schließenden Türe nach, der hatte Eindruck auf ihn gemacht. Dieser Ton schien etwas zu sagen, das ihm noch nie in seinem Leben gesagt worden war.

Endlich erhob er sich, um Abschied zu nehmen. „Leben Sie wohl, Major," sagte er. Der Major drückte fest Streiths Hand, und die hervortretenden, blauen Augen wurden feucht. Im Hinausgehen wandte Streith sich noch einmal um und bemerkte: „Wenn wir uns entschließen, aus unserer alten Haut hinauszuschlüpfen, so sollten wir nie mehr in sie zurückkehren, auch nicht für einen Augenblick."

Zufrieden mit diesem Abgang verließ er das Zimmer.

Es war Mittagszeit und der Hof menschenleer. Auch das Schloß und der Garten lagen schweigend und wie verlassen im grellen Sonnenschein da. ‚Wie gestorben,' ging es Streith durch den Sinn, ‚für mich gestorben.' Und wirklich, das Schloß schien ihm jetzt jenen Häusern zu gleichen, die wir einst gekannt haben und die wir im Traume oder in unserer Erinnerung wiedersehen, auch über ihnen liegt diese schwermütige Stille; es ist, als trauerten sie darüber, daß sie in der Vergangenheit wohnen müssen. ‚Recht der Augenblick, um gefühlvoll zu werden,' dachte Streith, allein er stellte mit Befriedigung fest, daß er nicht gefühlvoll war. Er trat fest auf, er bog den Kopf zurück, um einer Lerche zuzuschauen, die trillernd über ihm im Blauen hing. Er spitzte die Lippen und versuchte den Triller nachzupfeifen.

Im Forsthause empfing Frau von Syrman ihn vor der Haustüre. Sie trug ein hellgelbes Morgenkleid und ein weißes Häubchen auf dem Kopfe. „Wie liebenswürdig, Graf, so pünktlich zu sein," rief sie ihm entgegen, „ich hoffe, ich habe Sie nicht inkommodiert."

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, gnädige Frau," antwortete Streith förmlich.

„Nun, dann, denke ich, setzen wir uns hier draußen hinaus," schlug Frau von Syrman vor, „es weht hier ein angenehmes Lüftchen." Sie setzten sich einander gegenüber auf die Bänke vor der Haustüre; Streith stützte beide Hände auf die Krücke seines Spazierstockes und wartete. Sein Gesicht nahm dabei einen strengen und starren Ausdruck an. Frau von Syrman sann einen Augenblick vor sich hin, und als sie zu sprechen begann, zitterte ihre Stimme: „Was ich zu sagen habe, werter Graf, ist nicht leicht zu sagen, aber Sie sind ein so feiner Welt- und Menschenkenner, daß Sie mich verstehen werden. Es handelt sich um Britta und, nicht wahr, das entschuldigt alles. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie sich des Kindes annehmen, Ihr Umgang wirkt veredelnd und erzieherisch, ja geradezu erzieherisch, und das Kind ist dabei so glücklich. Aber Sie und ich, wir kennen die Welt, wir wissen, daß die Menschen nichts Schönes und Edles sehen können, ohne es zu entstellen und zu verleumden. Gestern in der Stadt wurden mir Gerüchte zugetragen, aus denen ich ersehe, daß die Leute nichts Besseres zu tun haben, als die Köpfe zusammenzustecken und über uns zu reden. Natürlich darf dadurch der uns so werte Umgang mit Ihnen nicht gestört werden, anderseits, da es sich um mein Kind handelt, darf ich die Sache nicht ganz unbeachtet lassen. Da sagte ich mir, du nimmst dir ein Herz und sprichst mit dem Grafen, er wird Rat wissen."

Sie neigte den Kopf auf die eine Schulter und sah Streith besorgt an. Dieser hatte aufmerksam zugehört, nun richtete er sich auf und sagte langsam, als läse er ein wichtiges Dokument vor: „Ich erlaube mir hier-

Digitized by Google

mit, gnädige Frau, Sie um die Hand Ihrer Tochter, Fräulein Britta, zu bitten."

Frau von Syrman errötete. Die Überraschung ließ sie nicht gleich Worte finden, sie streckte dem Grafen beide Hände hin: „Ach, Graf," rief sie, „Sie sind edel und hochherzig, wem könnte ich mein Kind mit größerem Vertrauen in die Arme legen als Ihnen, unter wessen Schutz könnte ich mein Kind sicherer wissen, als unter Ihrem Schutze? Meinen Segen haben Sie, und Britta, sie denkt ja nur an Sie, sie spricht ja nur von Ihnen, Sie sind ihr Ideal. Natürlich an so etwas hat sie nicht gedacht, sie ist ja noch ein Kind, ein unbeschriebenes Blatt. Aber wenn etwas auf diesem Blatte steht, so ist es Ihr Name, lieber Graf."

Streith verneigte sich: „Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für Ihr Vertrauen, das mich ehrt. Fräulein Brittas Zustimmung, auf die Sie mir so gütig Aussicht machen, vorausgesetzt, hätte ich noch eine Bitte vorzutragen. Mein Wunsch ist, daß die Sache geheim bleibe. Wir könnten in das Ausland reisen, wo die Angelegenheit dann ihren regelrechten Abschluß finden würde."

„Wie Sie es einrichten, lieber Graf," meinte Frau von Syrman, „so wird es am besten sein."

„Was das Gerede der Leute anbetrifft," fuhr Streith in seinem trockenen, sachlichen Tone fort. Frau von Syrman aber unterbrach ihn lebhaft: „Die Leute sollen reden, was sie wollen, ich kenne das. Früher war ich verwundbar und litt darunter, aber mit der Zeit habe ich gelernt, das boshafte Gerede der Leute zu verachten. Beunruhigen Sie sich darüber nicht, aber nicht wahr, Sie kommen dann heute abend zu uns, um sich von dem Kinde selbst das Jawort zu holen?"

Streith verneigte sich wieder: „Ich danke Ihnen, gnädige Frau," sagte er, „für all Ihre Güte, jetzt darf ich Sie nicht länger aufhalten." Er erhob sich, küßte Frau von Syrmans Hand und ging.

Frau von Syrman blieb in der Türe stehen, sie hielt ihr Taschentuch in der Hand, sie wollte damit winken, wenn Streith noch einmal zurückschauen würde, er schaute jedoch nicht zurück.

Abends nach Sonnenuntergang ging Streith wieder in das Forsthaus hinüber. Er hatte daran gedacht, einen Blumenstrauß mitzubringen, gab jedoch die Absicht auf; der Gedanke sich als regelrechter Freiwerber, einen Strauß in der Hand, bei Syrmans einzustellen, widerstand ihm.

Im Forsthause war das Wohnzimmer hell erleuchtet. Als Streith eintrat, kam Frau von Syrman ihm entgegen sehr hübsch in einem roten Seidenkleide, in der Hand hielt sie einen großen, roten Federfächer. „Willkommen, Graf, willkommen," rief sie. Hinter ihr stand Britta in einem weißen Kleide mit weinroten Schleifen. Frau von Syrman faßte ihre Tochter an die Schultern und schob sie Streith zu. „Nehmen Sie sie, Graf, nehmen Sie sie," sagte sie.

Streith küßte Brittas Hand, Frau von Syrman aber legte die eine ihrer Hände auf den Kopf ihrer Tochter, die andere auf Streiths Schulter und sprach gerührt: „Gott segne euch, meine Kinder. Jetzt aber muß ich nach meinem Braten sehen, ihr werdet euch wohl manches zu sagen haben." Damit raffte sie ihre Schleppe auf und lief mit kleinen Schritten in die Küche hinaus.

„Sollen wir uns nicht setzen?" schlug Streith vor und legte seinen Arm um Brittas Taille, die sich gerade aufrichtete. Sie setzten sich auf das Sofa. Vor ihnen, mitten im Zimmer, stand der feierlich gedeckte Tisch, den ein Strauß Trollblumen schmückte. Streith war verlegen, was ihn wunderte. Es klang, seiner Ansicht nach, zu feierlich, als er zu sprechen begann: „Ich habe es noch nicht aus Ihrem Munde gehört, daß Sie, hm —, daß Sie die Meine werden wollen."

„Ja, wenn Sie das wollen," erwiderte Britta ernst, „ich bin so gern bei Ihnen. Bei Ihnen ist es behaglich und sonntäglich."

„Behaglich und sonntäglich," wiederholte Streith lebhaft, „so muß es auch bleiben. Sollen wir nicht du zueinander sagen?"

Aber Britta schüttelte den Kopf, sie glaubte nicht, daß das heute schon gehen würde, es war so ungewohnt.

„Gut, das kommt noch," beruhigte sie Streith.

„Ich habe nie daran gedacht," sagte Britta nachdenklich, „daß Sie mich heiraten wollen. Die Leute sagten, Sie würden die Fürstin heiraten."

Digitized by Google

Studienkopf

Gemälde von Prof. Otto Rasch

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Ach was, die Leute," murmelte Streith ärgerlich.

„Ich habe auch nie daran gedacht," fuhr Britta fort, „daß ich eine Gräfin werden könnte, Mama hat mir den ganzen Nachmittag die Gräfin vorgehalten, so daß ich gar nicht mehr an sie denken mag."

„Nun, wir brauchen auch nicht an sie zu denken," meinte Streith heiter.

Britta seufzte: „Gemütlicher war es vorher."

„Vorher?" fragte Streith.

„Ja, vor der Verlobung."

Streith lachte: „Wir wollen es schon so einrichten, daß die Verlobung uns nicht stört."

Frau von Syrman kehrte in das Zimmer zurück gefolgt von Trine, die eine Schüssel trug. Trine hatte ihr mattlila Sonntagskleid angezogen und versuchte es, ihr Gesicht, das dem Gesichte eines bösen, alten Mannes glich, freundlich zu verziehen.

„Ich bitte zum Souper," lud Frau von Syrman ein, „das Brautpaar sitzt zusammen mir gegenüber." Trine setzte die Schüssel auf den Tisch, es waren Eierschnitte in Remouladensauce mit frischem Salat. „Eine kleine Vorspeise," sagte Frau von Syrman, „bitte sich zu versorgen. Unser Souper ist ländlich und einfach, wie sollte es anders sein."

„Das sind die besten Soupers," bemerkte Streith höflich.

„Das behauptete auch immer die Gräfin Erdödi," erzählte Frau von Syrman. „Früher traf ich die Gräfin fast jedes Jahr entweder in Kissingen oder in Franzensbad. Ich kann wohl sagen, ich war mit der Gräfin befreundet. Die Gräfin erzählte gern davon, wie sie sich einmal in Ungarn auf dem Spazierritte verirrte, sie kam an ein kleines Bauernhaus, sie stieg vom Pferde und da sie hungrig war, ließ sie sich etwas zu essen geben. Sie setzte sich an den groben Holztisch, und ihr wurde auf einem blauen Fayenceteller ein Stück Schwarzbrot und ein Käse vorgesetzt, dazu ein Glas trüben Weines; diese Mahlzeit, sagte sie, sei die beste gewesen, die sie in ihrem Leben genossen. Sie erinnerte sich ihrer auch, als sie im nächsten Winter elend und appetitlos war; ein blauer Fayenceteller mußte in der Stadt aufgetrieben werden, sie ging in die Küche, setzte sich an den Küchentisch, ließ sich auf dem Fayenceteller Schwarzbrot und Käse servieren, dazu ein Glas Wein, ‚aber,' pflegte sie zu sagen, ‚es war doch nicht dasselbe.'"

„Wir erleben eben niemals zweimal dasselbe," bemerkte Streith.

„Sehr wahr," sagte Frau von Syrman.

Trine erschien wieder und trug eine Kalbskeule mit jungem Gemüse auf.

„Die Früchte des Landes," erklärte Frau von Syrman, und als alle versorgt waren, nahm sie die Unterhaltung wieder auf: „Die Gräfin erzählte mir auch viel vom Wiener Hof, die strenge Etikette muß doch lästig sein."

„Wer sie kennt, dem ist sie angenehm wie jede Ordnung," erwiderte Streith ein wenig scharf.

„Das ist gewiß richtig," beeilte sich Frau von Syrman zuzugeben. „Sie kennen ja das Hofleben so gut. Das Hofleben muß doch interessant sein."

Das schien Streith aber auch nicht recht zu sein, es klang ärgerlich, als er antwortete: „Bei Hof geschieht vielerlei, aber interessant ist wohl nicht das rechte Wort dafür."

„Natürlich," meinte Frau von Syrman, „Ihren geistigen Bedürfnissen genügt das nicht."

Streith schwieg darauf, und es entstand im Gespräche eine Pause. Trine kam, trug die Kalbskeule ab und servierte eine kleine Torte, einem Sektkühler entnahm sie eine Flasche Sekt, ließ den Korken springen und goß den Wein in die hohen, spitzen Gläser.

„Frappiert ist er nicht," entschuldigte Frau von Syrman, „er wird wohl auch zu süß sein. Früher trank ich gern Champagner, aber er mußte sehr sec sein. Nun, à la guerre comme à la guerre, wollen wir anstoßen. Auf euer Glück, meine geliebten Kinder."

Die Gläser klangen aneinander, Frau von Syrman wurde gerührt, sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück, fächelte sich mit dem Fächer Luft zu und sagte klagend: „Ich hätte nicht geglaubt, daß mir in meinem Leben noch eine so glückliche Stunde geschenkt werden würde."

Britta nippte an ihrem Glase und lachte, sie behauptete, der Wein kitzele sie in der Kehle. „Unser Kind ist heute auch schweig-

Digitized by Google

sam," fuhr Frau von Syrman fort, „viel Glück macht stille."

„Aber geschmeckt hat es?" fragte Streith und legte seine Hand auf Brittas Hand. Er bedauerte jedoch sofort diese Frage, denn sie klang wie die wohlwollende Frage, die ein Onkel an seine Nichte richtet. Frau von Syrman antwortete für ihre Tochter: „Sie hat wenig gegessen, Glück macht auch satt. Erzähle uns doch, mein Kind, was du in der Stadt erlebt hast."

„In der Stadt habe ich zuerst schlecht Klavier gespielt," berichtete Britta, „später in der Tanzstunde fand Herr Hilte, daß ich keine Grazie habe."

„Was Herr Hilte Grazie nennt," bemerkte Streith, „ist vielleicht nicht leicht zu erraten."

„Nein, ich tanze wirklich schlecht, es geht eben nicht. Aber Sie, Herr Graf, Sie müssen schön tanzen."

„Tanzen gehörte früher zu meinem Berufe," erwiderte Streith. „Jetzt habe ich diese Kunst längere Zeit nicht geübt."

„Nein, nein," rief Britta, „Sie müssen herrlich tanzen, mit Ihnen könnte ich tanzen." Und sie sprang auf, rief nach Trine, der Tisch mußte beiseite gestellt werden, denn sie wollte mit Streith tanzen.

„Solch ein Kind," sagte Frau von Syrman lächelnd und zog die Schleifen an Brittas Kleide zurecht: „So, jetzt geh, kleine Gräfin." Sie selbst setzte sich an das Klavier und spielte einen Walzer. Streith und Britta tanzten. Durch die geöffneten Fenster klang das Rauschen der Tannen in die Walzermelodie hinein wie der Ton einer großen Baßgeige. Vor den Fenstern standen Trine, Andree, Anneliese, Andrees Mutter und Marguscha, Andrees Tochter, und schauten dem Tanze zu. Britta konnte nicht genug haben, allein Streith wurde schwindelig, und er mußte sich setzen. Britta saß neben ihm, stark atmend, die Lippen halb geöffnet, die Augen blank. „Das war schön," sagte sie und lehnte ihr heißes Gesicht an Streiths Schulter, „ich glaube, so tanzt man im Himmel."

Frau von Syrman spielte jetzt eine leise, süße Melodie. Streith beugte sich zu Britta herab. „Du weinst?" fragte er erstaunt.

„Ja, es ist dumm," erwiderte sie und wischte sich die Tränen aus den Augen, „ich weiß nicht warum, aber plötzlich wurde alles so traurig."

Besorgt eilte Frau von Syrman herbei. „Das Kind ist nervös," sagte sie, „zuviel Glück an einem Tage macht nervös. Wir wollen tüchtig ausschlafen und morgen unserem Freunde ein heiteres Gesicht zeigen."

Streith verabschiedete sich und ging. Von draußen schaute er noch einmal zurück, am Fenster sah er Brittas Gestalt dunkel gegen das helle Zimmer, der Wind fuhr ihr in die Haare und ließ die krausen Haarsträhnen wie kleine, rege Schatten um ihren Kopf flattern.

* * *

Britta verlangte von Streith, er solle abends mit ihr an den Bach gehen, um Krebse zu fangen. „Gut," sagte Streith, „Oskar kann einen Imbiß in den Korb tun und ihn uns nachtragen."

„Nein," bat Britta, „nicht der strenge, ältliche Herr, dann können wir nicht lustig sein, Marguscha soll den Korb tragen."

So trug Marguscha den Korb mit dem Imbiß, und Andree trug die kleinen, runden, an langen Stöcken befestigten Netze. Als sie auf die Wiese kamen, herrschte noch die ruhige Helligkeit, die an Sommerabenden gleich nach Sonnenuntergang über dem Lande zu liegen pflegt. Britta half Andree und Marguscha die Köder auf die Netze binden und die Netze in das Wasser stecken. Streith hatte sich auf einen Rasenhümpel gesetzt, die Luft war schwül und drückend, nur der Bach atmete eine feuchte Kühlung aus. Vor Streith lag weites, offenes Land, Äcker, Landstraßen, Pappelalleen, hie und da ein Gehöft, in dem schon ein blasses Licht aufglomm, alles ein wenig farblos und wesenlos in der niedersinkenden Dämmerung. Am Horizonte stand eine violette Wolkenwand, die zuweilen von einem Wetterleuchten vergoldet wurde. ‚Unwirklich, unglaubhaft,' dachte Streith. Das war das Gefühl, das ihn jetzt immer wieder ergriff, was er erlebte, war hübsch und so, wie er es wollte und dennoch unwirklich, unglaubhaft. Es schien ihm zuweilen, als lebe er das Leben eines andern, wie uns das wohl im Traume zu geschehen pflegt.

Britta kam und setzte sich zu ihm. „Andree sagt," berichtete sie, „es wird Gewitter geben. Es ist hier auch so unheimlich still,

Digitized by Google

es ist so, als ob sie alle auf etwas warteten."

„Sie warten darauf aufzuwachen," erwiderte Streith zerstreut.

„Wie?" fragte Britta verwundert.

„O nichts," meinte Streith, „gehen wir nicht jetzt die Netze nachsehen?"

Während Britta dicht an den Bachrand trat, um sich vorzubeugen und das Netz herauszuziehen, stand Streith hinter ihr und hielt sie an ihrem Gürtel fest. Marguſch mit einem Korbe stand neben ihnen, um die Krebse in Empfang zu nehmen, Andree schmunzelte: „Bei einem so stillen Wetterchen," meinte er, „steigen die Luder wie toll."

Allerdings waren die Netze ganz voll. Wenn Britta die Tiere vorsichtig mit zwei Fingern aus dem Netze hob, um sie in den Korb zu werfen, dann lachte sie und stieß kleine Schreie aus. Im Korbe rieben die Krebse leise ihre Schalen aneinander, daß es wie Flüstern klang. Aus dem Wasser stieg ein leichter Sumpfgeruch auf, gemischt mit dem Dufte des Schilfes und des Blütenstaubes der Froschlöffel.

‚Hübsch,' dachte Streith wieder, ‚aber unwahrscheinlich.'

Als alle Netze nachgesehen waren, fühlte Britta sich erschöpft; die Luft machte die Glieder schwer. „Jetzt essen wir," schlug Britta vor. Sie setzten sich auf den Rasen, Marguſch trug den Imbiß heran. Britta aß langsam und mit Behagen, trank dazu einen hellen, süßen Wein, und als sie fertig war, lehnte sie sich befriedigt zurück und sagte: „So, nun zünde deine Zigarette an, die riecht so vornehm."

Die Dämmerung war auf die Wiese herabgesunken, und die Wolkenwand des Horizontes mit ihrem Wetterleuchten war höher gestiegen.

„Eigentlich ist es ein Wetter zum Fürchten," versetzte Britta, „wenn du nicht da wärest."

„Und jetzt?" fragte Streith.

„Jetzt ist es gut," fuhr Britta fort. „Das ist immer so, ein Mensch kann alles gut machen. Wenn ich als Kind in der Sommerdämmerung allein im Bette lag, dann fürchtete ich mich, in jeder Ecke stand etwas, vor dem ich mich fürchtete; aber wenn die Kinderfrau hereinkam, dann war alles fort, und das Kinderzimmer war wieder das alte, gute Kinderzimmer. Ja, so ist es. Hast du dich auch als Kind gefürchtet, erzähle doch von der Zeit, als du noch nicht ein feiner, vornehmer Herr warest, sondern ein kleines Kind. Warst du glücklich?"

„Ich hatte keinen Grund, nicht glücklich zu sein," erwiderte Streith sinnend, „ich hatte gütige Eltern, ein älterer Bruder war da, mit dem ich zuweilen raufte, das hat mir aber das Leben nicht weiter verbittert. In der Stadt wohnten wir in einem schönen Hause mit einem großen Garten, nein, ich war nicht unglücklich, aber ich war, glaube ich, ein einsames Kind, was wohl an mir lag. Kinder haben ja stets ihre eigene Welt, von der sie mit den Erwachsenen nicht sprechen, weil sie ja doch nicht verstanden werden. Meine Welt muß besonders kraus gewesen sein, denn ich war besonders schweigsam. Ich war gern allein und spielte so für mich hin. Das Haupterlebnis aber dieser Kinderjahre war Deborah."

„Deborah?" fragte Britta und richtete sich auf, „erzähle doch."

„Mein Kinderzimmer lag an der Schmalseite des Hauses," fuhr Streith fort. „Ihm gegenüber durch eine enge Straße getrennt lag die Schmalseite eines anderen, schönen Hauses, das reichen Juden gehörte. Diese Leute hatten eine einzige Tochter, Deborah, die in meinem Alter war. Das Fenster von Deborahs Kinderzimmer lag dem Fenster unseres Kinderzimmers gegenüber, und sie liebte es, stundenlang auf dem Fensterbrette zu sitzen und zu mir herüberzuschauen, während ich an unserem Fenster stand und zu ihr hinübersah. Deborah zu bewundern war für mich ein großer, erregender Genuß, und ihr schien es Vergnügen zu machen, sich von mir bewundern zu lassen. Ich fand sie sehr schön; sie hatte schwarze, blanke Locken, ein kleines, gelbes Gesicht und große, dunkle Augen. Sie war auch meiner Ansicht nach immer prachtvoll gekleidet, ich erinnere mich eines roten Kleides mit einer Goldspitze und eines gelben Kleides mit weißen Spitzen. Zuweilen, wahrscheinlich, wenn die Mutter nicht zu Hause war, holte Deborah eine goldene Kette mit einem grünen Edelstein hervor und wand sie sich um den Kopf. Dann saß sie regungslos da wie ein kleines Götzenbild und ließ sich von mir anstaunen.

Digitized by Google

Auch sonst beschäftigte Deborah stark meine Phantasie."

„Du warst verliebt in sie," schaltete Britta ein.

„Vielleicht," meinte Streith, „obgleich die Liebe in den Jahren doch anders aussieht, als unsere Liebe späterer Jahre. Ich erinnere mich nicht, mich danach gesehnt zu haben, Deborah näher zu treten, mit ihr zu sprechen oder sie zu umarmen und zu küssen. Was ich wünschte, war, Deborah selbst zu sein, so schön wie sie zu sein, solche langen Locken und große Augen wie sie zu haben, solche schöne Kleider zu tragen und eine goldene Kette mir um den Kopf zu winden. Das war es, was ich wollte. Ich erträumte mir Lebenslagen, in denen ich Deborah war; ich selbst kam mir dabei sehr gering vor, und ich litt unter dem bitteren Gefühl, nur ein häßlicher, kleiner Junge zu sein."

„Seltsam," sagte Britta. „Und was wurde aus ihr?"

„Eine Zeitlang erschien Deborah nicht mehr an ihrem Fenster," erzählte Streith weiter, „ich hörte, sie sei krank, und dann sagte man mir, sie sei gestorben. Das erregte mich sehr, ich lief in den Garten hinaus, warf mich auf den Rasen hin und dachte an Deborah. Ich entsinne mich noch gut dieses Spätsommernachmittags mit seinen vielen bunten Dahlien und Astern und den Spinnweben, die durch die Luft flogen. Ich kann nicht sagen, daß ich um Deborah trauerte, der Tod erschien mir als eine große Ehre, wie sie nur einem so hübschen, kleinen Mädchen widerfahren konnte, er erhöhte sie in meinen Augen, hob sie hoch über mich empor, denn solche häßlichen, kleinen Jungen wie ich sterben nicht. Jetzt wünschte ich nur noch eins: Deborah zu sehen. Ich ging auf die Straße hinaus, trieb mich vor der Tür des Judenhauses umher und wagte mich endlich bis in den Flur vor. Dort stand ein alter Mann mit langem, weißen Bart. ‚Du willst wohl unsere Kleine sehen?' sagte er freundlich, nahm mich bei der Hand und führte mich in einen Saal. Dort waren viele Menschen, Damen in schwarzen Kleidern und schwarzen Schleiern, Herren in schwarzen Röcken. Auf großen silbernen Kandelabern brannten Kerzen, und sehr viel Blumen machten die Luft des Zimmers schwer und süß. Mitten aber zwischen den Kerzen und Blumen lag Deborah in einem weißen Sarge, ihre Augen waren geschlossen, ihr Gesicht erschien mir schmäler und gelber noch als sonst, umrahmt von den langen, schwarzen Locken. Sie trug ein weißes Seidenkleid, und in die kleinen, gelben Hände hatte man ihr eine Lilie gelegt. Was mich aber besonders entzückte, waren die kleinen, steifen Füße, die in Goldschuhen steckten. Atemlos vor Bewunderung sah ich Deborah an, ich glaubte nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Nach einer Weile führte der alte Herr mich wieder hinaus. Ich ging in den Garten, warf mich platt auf den Rasen hin und jetzt weinte ich, ich weinte, weil ich nicht auch so daliegen konnte zwischen Kerzen und Blumen im weißen Seidenkleide mit Goldschuhen, um mich her weinende Damen und feierliche, alte Herren."

„Die arme Deborah," sagte Britta und stützte ihren Kopf an Streiths Schulter. „Aber sage, wünschest du jetzt auch zuweilen, du wärest ich?"

Streith lächelte: „Jetzt ist es anders; aber es ist möglich, daß in der Liebe zu dir manchmal etwas von dem alten Knabengefühle auftaucht."

„Und sag'," fragte Britta weiter, „wenn du ich wärest, wie wäre es dann?"

„Gut," erwiderte Streith, „ich glaube, es müßte köstlich warm in den Adern brennen."

„Ach, du Armer, dich friert," rief Britta, und sie umschlang ihn mit ihren Armen, schmiegte sich eng an ihn, freigiebig mit ihrem jungen Körper, stolz darauf, dem anderen wohl zu tun.

Der Himmel bewölkte sich, die steigende Wolkenwand verschlang einen Stern nach dem andern, häufige Blitze fuhren durch sie hin, und in der Ferne grollte der Donner. „Wir müssen machen, daß wir nach Hause kommen," mahnte Andree, „es ist schneller heraufgekommen, als ich dachte."

„Gehen wir," sagte Streith und legte Brittas Arm in den seinen.

Große, lauwarme Tropfen begannen niederzufallen. Im Walde war es sehr finster, der Regen raschelte und raunte in den Zweigen, zuweilen erhellte ein Blitz das Land, groß und schwarz standen die Tannen in dem blauen Licht. Dann schaute

Digitized by Google

Streith in Brittas Gesicht, blaue Funken sprühten in ihren Augen, sie warf den Kopf zurück und lächelte zu dem Blitz hinauf.

* * *

„Ich denke," sagte die Fürstin zu der Baronin Dünhof und schaute dabei sinnend ihre Tochter an, „ich denke, wir müssen für die Kleine so etwas wie ein Feld der Tätigkeit finden. Sie könnte in die Sonntagsschule der Pfarrerstöchter gehen, vielleicht faßt sie dafür ein Interesse. Auch plane ich monatliche Zusammenkünfte der Damen der Nachbarschaft bei mir. Wir würden Handarbeiten machen, die zugunsten der Mission verkauft werden, und der Pastor könnte uns einen Missionsbericht vorlesen."

„Wie hübsch," sagte die Baronin.

Marie zog die Augenbrauen zusammen und machte ihr verstocktes Gesicht; sie sah die Notwendigkeit dieser Pläne nicht ein. Schon die täglichen Beschäftigungen, das Lesen und Spazierengehen mit Fräulein von Dachsberg, die Spazierfahrten mit ihrer Mutter empfand sie als Störungen, ihr gab ihre Liebe genug zu tun. Oft wunderte sie sich selbst darüber, daß Liebe das Leben so ausfüllen konnte. Zuweilen war es nur ein Stilleliegen im Sonnenschein, ein Hinausstarren in den Himmel, während das Fühlen des großen Erlebnisses wohlig das Blut erwärmte. Allein auch das schon hielt Marie für viel wichtiger als alle Sonntagsschulen und Missionskränzchen. Die Hauptsache jedoch waren die Briefe an Felix. Bis tief in die Nacht hinein saß sie auf, um diese langen Briefe zu schreiben, in die sie ihre ganze Seele legte. Wenn sie solch einen Brief wieder durchlas, erstaunte sie über den Reichtum an Gefühlen, die sie in sich entdeckte. Abgesandt wurden diese Briefe allerdings nicht, sondern sorgsam im Schreibtisch verschlossen, dennoch gaben sie ihr ein erregendes Glück. Bald jedoch genügte Marie das nicht mehr, sie wollte Antwort haben, und so schrieb sie denn in Felix' Namen auch die Antwort, Briefe voll zärtlicher Leidenschaft, und das war noch ergreifender, als die eigenen Briefe zu schreiben. War solch ein Brief fertig, dann steckte sie ihn zu sich, ging in den Park, setzte sich auf die Bank, auf der sie mit Felix gesessen und las den Brief. Oder sie schlich zur Kiesgrube hinaus, lag dort, wo sie mit Felix gelegen hatte, die Wangen gerötet, die Augen schimmernd und weit offen und in der fiebernden Mädchenphantasie bekamen Felix, sie selbst, ihre Liebe ein seltsam unwirkliches, mythisches Leben, das weit ablag von dem stillen Getriebe des Gutheidener Alltags.

Eines Abends saßen die Herrschaften zur gewohnten Zeit bei dem Diner. Jetzt, da Streith nicht mehr erschien, waren die Diners uninteressant. Die Fürstin sprach wenig, und der Baron Fürwit versuchte es zwar, die Unterhaltung zu leiten, es fiel ihm jedoch nicht viel ein. Heute machte er ein angeregtes Gesicht; das war ein Zeichen, daß er eine Neuigkeit mitzuteilen hatte, und, sobald man bei Tische saß, begann er: „Die armen Dühnens!"

„Warum?" fragte die Baronin Dünhof, „macht Felix ihnen wieder Sorge?"

„Ja," berichtete der Baron, und sein Gesicht nahm einen betrübten Ausdruck an, „der junge Mann ist wieder zu Hause, und dieses Mal ist es mit dem Dienste vorbei. Schlichter Abschied: eine böse Spielaffäre, eine ganz böse Geschichte."

„Die arme Mutter!" meinte die Fürstin.

„Und der Vater," fuhr der Baron Fürwit fort, „wir kennen ja Dühnen, der redet sich in einen Fanatismus der Härte hinein, der Junge taugt nichts, sagt er, also fort mit ihm nach Amerika, ich habe noch zwei Jungen, vielleicht geraten die besser."

„Wie schrecklich," sagte Fräulein von Dachsberg, und der Major sagte düster: „Jetzt kostet so etwas nur eine Reise nach Amerika, zu meiner Zeit überlebte ein Offizier nicht leicht eine solche Affäre."

Niemand antwortete darauf, Baron Fürwit sah den Major mißbilligend an; er fand es taktlos, vor den Damen so etwas zu sagen.

Mariens Herz begann stark zu schlagen, aber sie richtete sich gerade auf, schaute auf ihren Teller nieder und faltete ihre kalten Hände krampfhaft über der Serviette. ‚Jetzt nur nicht weinen,' dachte sie, ‚jetzt nur nichts merken lassen.'

Die Unterhaltung nahm eine andere Wendung; die Fürstin sprach von einem Missionar, der im Dorfe predigen sollte.

„Ja," sagte Baron Fürwit, „er kommt aus Bir-kir-kra."

Das Wort gefiel ihm, er wiederholte: „Bir-kir-kra."

Digitized by Google

Fräulein von Dachsberg lachte und behauptete, so etwas gäbe es nicht. Lautlos gingen die Diener um den Tisch, schenkten Wein ein und reichten den Nachtisch herum.

Marie konnte ruhig sein; sie alle merkten nichts davon, daß das junge Mädchen, das so wohlerzogen gerade unter ihnen saß, zitternd auf dem Posten stand vor der Not ihrer Seele, damit sie sich niemandem verrate.

Nach dem Diner blieb die Gesellschaft im Gartensaale. Die Baronin Dünhof und Baron Fürwit spielten Halma, Fräulein von Dachsberg las aus der „Revue des deux Mondes“ vor, während die Fürstin sich mit einer Stickerei beschäftigte.

Marie setzte sich abseits von den anderen in eine dunkle Ecke; sie zog die Knie an sich, kauerte sich fröstelnd in den großen Sessel hinein und saß dort ganz stille. In ihr aber klagte es: ‚Was soll ich tun? Was soll ich tun? Felix ist in Not, Felix ist von allen verlassen und verstoßen, Felix muß für immer fort, was soll ich tun? Und während dieses Grausame geschieht, können sie hier sitzen, als wüßten sie von nichts. Fräulein von Dachsberg liest mit ihrer tiefen, belehrenden Stimme, Baron Fürwit meckert sein leises Lachen, das er stets hören läßt, wenn er eine Partie gewonnen hat.‘

Wie Marie all diese herzlosen, tiefberuhigten Menschen haßte.

Während der schlaflosen Nacht faßte Marie ihren Beschluß. Sie mußte Hilda sprechen, und sie mußte Felix sehen.

Am nächsten Morgen äußerte Marie den Wunsch, nach Schlochtin zu fahren.

Die Fürstin war nicht zufrieden damit. „Was willst du bei dieser unruhigen Familie?“ sagte sie. Als sie jedoch das angstvolle Gesicht ihrer Tochter sah, fügte sie hinzu: „Gut, gut, fahre; die Baronin Dünhof wird dich begleiten.“

Am Nachmittage fuhren Marie und die Baronin Dünhof nach Schlochtin. Dort schien der Besuch nicht gelegen zu kommen. Die Baronin Uechtlitz selbst war nicht sichtbar, die Töchter empfingen die Gäste mit bleichen, verstörten Gesichtern, und als die Gesellschaft auf der Gartenveranda beisammen saß, kostete es ersichtliche Anstrengung, eine unbefangene Unterhaltung zu führen. Hilda saß abseits und schwieg.

Marie mußte sie bewundernd anschauen, denn ein Ausdruck hochmütiger Entschlossenheit verschönte seltsam das blasse Gesicht.

Endlich erschien die Baronin Uechtlitz, sie setzte sich zu ihren Gästen, nahm zerstreut am Gespräche teil und bat dann die Baronin Dünhof, mit ihr in das Wohnzimmer zu kommen.

„Und wir gehen in den Garten,“ sagte Marie zu Hilda.

Diese stand schweigend auf und bot Marie den Arm.

Sobald die beiden Mädchen allein im Garten waren, begann Marie: „Was ist es mit Felix?“

„Felix,“ erwiderte Hilda ruhig, „Felix hat eine große Dummheit begangen. Ich wußte, daß es so kommen würde. Er hat sein Leben hier verdorben, aber was will das heißen? Die Welt und das Leben sind ja weit.“

„Muß er fort?“ fragte Marie weiter.

Hilda schaute zu den Kastanienzweigen auf, unter denen sie hingingen und sagte feierlich: „Felix geht fort, und ich gehe mit ihm.“

„Du?“ Mariens Augen wurden groß und klar vor Erstaunen.

„Ja, ich gehe mit ihm,“ fuhr Hilda fort, „denn sonst ist er verloren. Er ist so schwach und leichtsinnig; ich werde ihm helfen, ein neues Leben zu beginnen und ein Mann zu werden. Wir haben uns verlobt.“

„Und deine Eltern?“ forschte Marie.

Hilda zuckte die Achseln: „Es tut mir sehr leid, daß meine Eltern nicht damit einverstanden sind, aber ich bin in dem Alter, selbst über mich zu bestimmen. Ich gehöre ja nicht meinen Eltern, sondern mir und Felix.“

Marie schwieg einen Augenblick und dann brach es erregt aus ihr hervor: „Liebst du ihn denn?“

Hilda lächelte: „Wie du fragst, Kleine. Natürlich liebe ich ihn.“

„Und er?“ fragte Marie. „Liebt er dich?“

„Ach ja,“ erwiderte Hilda nachdenklich, „gewiß liebt er mich, aber wie die Männer schon lieben, das ist unsicher und flackernd, bis wir Ordnung schaffen.“

„Das verstehe ich nicht,“ rief Marie mit blitzenden Augen, „das ist doch nicht möglich!“

„Warum soll das nicht möglich sein?“

Digitized by Google

meinte Hilda. „Ah so, du meinst dieses Frühjahrs wegen. Mein Gott, so etwas ist doch vorüber, wenn das Leben ernst wird. Gut, ihr habt zusammen in der Fliederlaube gesessen. Das ist so eine Urlaubsunterhaltung, eine Spielerei wie die Männer sie nötig haben. Kannst du ihm denn helfen, kannst du ihn denn retten? Kannst du ihm etwas sein? Du weißt ja in deinem Schlosse nicht einmal, was das Leben ist. Wenn du einmal ohne Erlaubnis in den Park gehst, glaubst du, du hast viel für ihn getan. Aber jetzt ist es nicht die Zeit, an solche Kindereien zu denken, jetzt geht es ums Leben."

Marie wurde ganz rot, und das Weinen war ihr nahe. „Ich weiß, du hast immer so gesprochen," sagte sie, „du hast immer so getan, als sei es lächerlich, daß einer mich liebt, als sei es eine Kinderei und Spielerei und Dummheit. Nur wenn einer dich liebt, dann ist es Ernst. Du warst immer eifersüchtig und wolltest ihn für dich haben."

Hilda lächelte mitleidig: „Armes Hühnchen, rege dich nicht auf. Es war unrecht von Felix, aber die Männer sind nun einmal so. Es tut vielleicht ein bißchen weh, aber du wirst es bald vergessen. Du wirst einen anderen finden, der mit dir in der Fliederlaube sitzt."

Unter dieser Beleidigung beugte Marie den Kopf und schwieg. Diesem selbstbewußten, stolzen Mädchen gegenüber fühlte sie sich ganz schwach und hilflos, und als sie zu sprechen begann, klang es wie ein Wimmern: „Ich will Felix sehen."

„Wozu?" meinte Hilda, „was könnt ihr euch noch zu sagen haben!"

Sie waren die Kastanienallee hinabgegangen und gelangten an einen Teich. Dort stand Felix im hellen Sommeranzug, den Strohhut auf dem Kopf und ließ flache Kiesel über das Wasser springen.

„Da ist er!" rief Marie.

Felix hatte die Kommenden gesehen und schlenderte ihnen langsam entgegen. Er grüßte und lächelte ein verlegenes Lächeln.

„Ich habe die Ehre, meine Damen."

„Warum bist du hier?" fragte Hilda streng.

Felix lachte. „Warum soll ich nicht hier sein? — Sie sehen, Prinzessin," wandte er sich an Marie, „wie ich hier empfangen werde. Darf ich mich nach dem Befinden erkundigen?" fügte er höflich zu.

„Ich danke," antwortete Marie und wurde blaß bis in die Lippen.

„Es ist heute wieder sehr schwül," fuhr Felix fort. „Ein merkwürdiges Jahr; schon im Mai beginnen die Hundstage."

„Ja, es ist sehr heiß," stimmte Marie zu. Eine große Schwäche machte ihr das Stehen schwer. Vor ihren Augen begannen die Blätter der Bäume und die Sonnenstrahlen zu schwingen und sich zu drehen, dann wurde es dunkel, und sie sank lautlos auf den Rasen nieder.

Als sie wieder zu sich kam, fühlte sie, daß ein feuchtes Tuch ihr auf die Stirn gedrückt wurde. Sie war noch zu matt, um die Augen zu öffnen oder sich zu regen, sie hörte jedoch, wie Hilda und Felix leise miteinander sprachen.

„Sie kommt schon zu sich," sagte Hilda.

„Die arme Kleine," erklang Felix' mitleidige Stimme.

„Jetzt ist Mitleid billig," bemerkte Hilda scharf. „Warum machst du solche Sachen?"

„Ich wußte nicht, daß sie das so schwer nimmt," meinte Felix. „Wenn sie es nur übersteht."

Hilda lachte leise: „Das ist so eure Eitelkeit, du verlangst wohl noch, daß sie deinetwegen an gebrochenem Herzen stirbt? Du kannst ruhig sein, sie wird ohne dich ganz friedlich ihr Prinzessinnenleben abhaspeln."

Marie öffnete die Augen, Hilda beugte sich über sie und fragte: „Ist dir besser, Kleine?"

Ja, es war vorüber, und sie versuchte sich aufzurichten. Felix und Hilda halfen ihr. „Gehen wir nach Hause," sagte sie und stützte sich auf Hildas Arm.

„Es ist die große Hitze," meinte Felix, „ich wünsche gute Besserung."

Marie neigte ein wenig den Kopf, dann gingen die beiden Mädchen schweigend dem Hause zu.

Dort erwartete sie die Baronin Dünhof, und der Wagen stand zur Abfahrt bereit.

Die Sonne ging sehr festlich unter, rote Wolken loderten wie große Flammen am Himmel hinan, die Dorfstraße war voll Kinder, die berauscht von dem roten Lichte lärmten und wilde Tänze aufführten. Marie schaute gleichgültig auf das Getriebe, in ihr war es leer und tot. Was sollte sie denken, was sollte sie fühlen?

Digitized by Google

Im Schloß ging die Baronin Dünhof sogleich zur Fürstin, um dieser mitzuteilen, was sich in Schlochtin ereignet hatte, und als Marie in das Zimmer trat, rief die Fürstin ihr klagend entgegen: „Mein armes Kind, hast du all diese Dinge anhören müssen, du bist ganz blaß.“ Sie nahm Mariens Hände. „Ich glaube, sie fiebert,“ sagte sie. „Es ist wohl am besten, sie geht zu Bett.“

Marie war auch das recht, sie wurde zu Bette gebracht, sie lag still da in der Sommerdämmerung, später kam die Lampe, Malwine kam, saß bei der Lampe und strickte, und ihr Schatten fiel groß und grau auf die Wand, und wenn Marie ihn mit halbgeschlossenen Augen ansah, dann schien er zu wachsen, immer zu wachsen. Sonst war ja nichts da, nur der große, graue Schatten, der alles verschlang.

⁂ ⁂ ⁂

‚Also ich bin krank,‘ sagte sich Streith, als er nach einer Nacht voll qualvoller Schmerzen am Morgen todesmatt in seinem Bette lag. Das war nicht vorausgesehen. Immer diese unnützen Überraschungen. Jetzt wartete er ungeduldig auf den Arzt. Endlich ließ sich im Vorzimmer Doktor Rucks frische, laute Stimme vernehmen: „Was? Der Herr Graf hat Schmerzen? Was habt Ihr denn angefangen? So etwas!“ Dann kam er zu Streith, die Backen rot, der runde Schädel voll kurzgeschnittener, blonder Haare, die kurzsichtigen, braunen Augen blank hinter den großen Brillengläsern.

„Was, Graf, Schmerzen?“ rief er schon an der Türe, „wo haben Sie die her?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Streith grimmig, „das ist für die Behandlung auch unwesentlich.“

„So, so, unsere Laune nicht die beste,“ stellte der Doktor fest.

„Wenn Sie, lieber Doktor,“ sagte Streith, „das Gefühl hätten, als ob Hunde Sie zerfleischen und dabei so matt wären, daß Ihre eigene Haut Sie drückte wie ein schlecht gemachter, zu schwerer Wintermantel, dann würde Ihre Laune auch nicht die beste sein.“

„Sehr möglich,“ gab der Doktor zu, „nun, wir wollen nachsehen.“

Er beugte sich über den Kranken, um ihn zu untersuchen. „Eine dumme Geschichte,“ brummte er, „ein rheumatisches Fieber, daß das schmerzt, glaube ich. Und unser Herz mischt sich auch da hinein, das muß bei allem dabei sein. Ich will mal etwas aufschreiben.“

Er ging seine Rezepte schreiben, besprach mit Oskar die Verordnungen, mit Frau Buche die Diät, und als er wieder händereibend vor Streiths Bette stand, sah er diesen verheißungsvoll an: „Wir werden es schon machen, die Pulver werden den Schmerz benehmen, und unser Herz werden wir zur Ordnung rufen.“

„Sagen Sie, Doktor,“ begann Streith nachdenklich, „es wird allgemein geklagt, die Leute hätten heutzutage kein Herz, und das, was sich am schnellsten abbraucht, ist doch immer das Herz.“

„Freilich,“ meinte der Doktor, „nur, fürchte ich, ist es nicht die Nächstenliebe, die es abbraucht.“

„So, meinen Sie?“ sagte Streith. „Möglich. Setzen Sie sich noch ein wenig her, Doktor. Sie haben so etwas Belebendes.“

Der Doktor setzte sich und lächelte geschmeichelt. „Belebend?“ wiederholte er, „nun ja, das ist auch mein Beruf.“

„Ein schöner Beruf,“ meinte Streith. „Was gibt es denn Neues?“

Der Doktor dachte nach: „Ich wüßte nicht, doch ja: die alte Exzellenz im Schlosse ist auch krank, eine Lungenaffektion. Bei seinem hohen Alter bedenklich.“

„Also der Alte auch,“ murmelte Streith. „Sehen Sie, Doktor, wenn man so bedenkt, wer alles stirbt, so kann man den Respekt vor dem Tode verlieren.“

„Ein Privilegium ist der Tod nicht,“ erwiderte der Doktor ein wenig gereizt.

Streith seufzte: „Ach, Doktor, Sie sind ein Demokrat.“

Der Doktor lachte: „Gut, gut, mit dem Philosophieren geht es noch. Ich schaue heute abend wieder nach. Guten Morgen.“ Damit ging er.

Streith schloß die Augen und begann wieder aufmerksam der stillen Arbeit der Krankheit in seinem Körper zu folgen. Als die Pulver kamen und er eins genommen hatte, schlief er ein wenig.

Er erwachte von einem leichten Geräusch an seinem Bette. Er schlug die Augen auf, da saß Britta auf einem Stuhle an seinem Bette, sehr gerade, und die dunklen, strah-

Digitized by Google

Kreuzgang in Magdeburg. Ölstudie von Prof. Otto Rasch

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

lenden Augen waren angstvoll und gespannt auf ihn gerichtet. ‚Wie muß ich ausschauen,‘ dachte Streith, ‚daß sie mich so ansieht.‘ Er versuchte zu lächeln: „Du bist es, Kind?“

„Doktor Ruck sagt, du seiest krank,“ begann Britta, „da sind wir gekommen. Wie geht es dir jetzt?“

„Nicht gut,“ erwiderte Streith.

Brittas Augen wurden größer und angstvoller: „Das tut mir sehr leid.“

„Nichts zu machen,“ meinte Streith. „Was hast du denn getrieben?“

„Ich? O nichts. Ich weiß nicht.“ Sie errötete, sie fühlte, jetzt müsse sie etwas erzählen, um den Kranken zu unterhalten, sie fand jedoch nichts. Vorsichtig wurde die Türe geöffnet, und Frau von Syrman trat in das Zimmer. Mit ihren kleinen Schritten und unter dem leisen Klingeln ihrer Armbänder kam sie bis an das Bett, blieb stehen und drohte mit dem Finger: „Schwiegersohn, Schwiegersohn, was Sie uns für Sorgen machen. Als wir hörten, daß Sie krank seien, war meine Kleine nicht mehr zu halten. Sie müssen ihr schon erlauben bei Ihnen zu sein. Kann ich nicht etwas tun? Soll ich nicht Ihre Kissen richten? Kranke haben mir gesagt, ich hätte eine besonders glückliche Hand darin.“

„Ich danke,“ erwiderte Streith abweisend. „Oskar macht das sehr gut.“

„Das ist ja schön,“ versetzte Frau von Syrman und schaute sich im Zimmer um, „aber soll ich nicht das Fenster schließen, es geht draußen ein kleiner Wind.“

„Ich bitte, das Fenster offen zu lassen,“ entgegnete Streith nachdrücklich.

„So, so.“ Frau von Syrman wurde unsicher. „Du bleibst wohl noch hier, Kind? Ich glaube, zwei sind zuviel für das Krankenzimmer. Auf baldige gute Besserung, lieber Schwiegersohn.“ Damit ging sie.

Streith und Britta schwiegen eine Weile. Streith verzog schmerzhaft sein Gesicht und endlich sagte er: „Im Garten soll eine Rose aufgeblüht sein, die Baronin Rothschild. Willst du nicht hinausgehen und sie dir ansehen?“

„Ja,“ erwiderte Britta gehorsam, stand auf und ging hinaus.

Nun lauschte Streith auf die Stimmen und Schritte im Nebenzimmer, er hörte Frau von Syrmans spitze Absätze auf und ab klappen. ‚Jetzt geht sie und faßt meine Sachen an,‘ dachte er ingrimmig. Im Garten begann Roller laut zu bellen. Streith klingelte. Als Oskar kam, fragte er ungeduldig: „Warum bellt Roller?“

„Das gnädige Fräulein läuft mit ihm um den Rasenplatz,“ berichtete Oskar.

„Roller soll hereingerufen werden,“ befahl Streith, „und zu mir wird niemand mehr hereingelassen, ich schlafe.“ Damit kehrte er sich der Wand zu.

Streith hatte eine schlimme Nacht. Am Tage lag er in leichtem Schlummer oder wachte über seine Schmerzen. Er beobachtete wie sie kamen, zunahmen, nachließen, wieder mit neuer Kraft einsetzten, diesen Feind zu studieren war ihm eine peinvolle und ermüdende Aufgabe. Für die Phantasie des Fiebernden nahmen die Schmerzen Gestalt an, er sah das graue Hundegesicht mit den bleichen Augen und den gelben Zähnen, das sich wütend in seine Glieder verbiß.

Am Nachmittage, während Streith im Halbschlafe dalag, fühlte er, daß jemand neben seinem Bette saß. Er wußte, es war Britta; er wußte, jetzt sah sie ihn mit ihren großen, angstvollen Augen an, der Stuhl, auf dem sie saß, knarrte leise. Eine Weile konnte er sich nicht entschließen die Augen zu öffnen, er war zu müde, um zu lächeln, zu sprechen. Endlich schlug er doch die Augen auf, Britta saß an seinem Bett, sie trug ihr rotes Sonntagskleid. Sie mußte schnell gegangen sein, denn das Gesicht war ganz rosig unter dem Gewirre schwarzer Haare; auf ihren Knien lag ein großer Strauß gelber Trollblumen, der einen leichten Geruch von Honig und feuchten Blättern um sich verbreitete.

„Guten Tag, Kind,“ sagte Streith leise.

„Guten Tag,“ erwiderte Britta, „wie geht es dir?“

„Nicht gut,“ meinte Streith. „Schöne Blumen.“

„Ja, ich habe dir einige Trollblumen gebracht.“

„So, blühen die noch?“

„Ja, die blühen noch.“

Streith wurde unruhig, die Gewaltsamkeit der Farben an dem Mädchen, der Glanz der Augen, das starke Blühen dieser Jugend, dieses Leben bedrückten ihn und taten ihm weh. Er sah zur Decke auf,

Digitized by Google

sein hageres Gesicht mit der kühn geschwungenen, bleichen Nase sah streng und unzufrieden aus. „Liebes Kind, ich wollte dir etwas sagen," begann er.

„Ach ja," rief Britta und beugte sich vor, bereit etwas für ihn zu tun.

„Es ist sehr liebenswürdig von dir und deiner Mutter zu mir zu kommen," fuhr er fort, „sehr liebenswürdig, und ich bin äußerst dankbar dafür. Aber siehst du, der Mensch, wenn er krank ist, ist eben ein anderer; er ist eigentlich nur ein halber Mensch und ein uninteressantes, unliebenswürdiges Wesen. Auch bin ich gewohnt, allein zu sein, wenn ich krank bin. Krankheit ist nun einmal eine einsame Sache, Ruhe brauche ich, sonst nichts. Und du, was sollst du in einem Krankenzimmer? Du gehörst in den Wald und in den Sonnenschein. Wenn es besser geht, schicke ich nach dir, aber bis dahin —"

Britta schlug beide Hände vor das Gesicht und begann zu schluchzen.

Ungeduldig zog Streith die Augenbrauen zusammen: „Warum weinst du?" fragte er. „Da ist ja nichts zu weinen."

Sie aber glitt von ihrem Stuhl herab, kniete vor dem Bett, beugte sich auf seine Hand nieder und stöhnte: „Du magst mich nicht mehr."

„Ach, Kind," sagte Streith müde, „wie habe ich deine Jugend, deine Schönheit angebetet. Jetzt möchte ich, daß es ein wenig stille um mich ist. Später vielleicht gehen wir wieder zusammen in den Wald oder wir tanzen zusammen in der blauen Stube. Vielleicht, wer kann das wissen."

Britta erhob den Kopf, ihr Gesicht war von Tränen überströmt, und mit einer Stimme, die heiser vom Weinen war, sagte sie böse: „Warum mußt du krank sein!"

„Das weiß ich nicht," erwiderte Streith, „geh jetzt, Kind."

Britta stand auf und verließ das Zimmer, den Kopf gesenkt, wie ein gescholtenes Kind.

Sie ging hinaus in den Wald, gerade vor sich hin und, während sie ging, flossen die Tränen über ihr Gesicht, sie weinte über Streith, über sein bleiches, kummervolles Gesicht, das sie so fremd und alt angesehen hatte, aber sie weinte auch aus Zorn, am liebsten hätte sie laut in den Wald hineingescholten: ‚Warum das, warum das? Krank sein, Sterben, das verdirbt alles, das zerstört alles. Warum?' Sie ging, bis sie müde wurde, dann warf sie sich auf das Moos nieder, lag regungslos da und horchte in sich hinein, auf die ungewohnte Klage ihres ganzen Wesens.

Sie mochte lange dort gelegen haben, denn ihre Haare und ihre Kleider wurden feucht vom Nachttau, sie sprang auf, tiefe Dämmerung herrschte unter den Bäumen, der Wald war ganz still, und Nebel schlichen über den Sumpf. Britta fürchtete sich, zum ersten Male fürchtete sie sich im Walde und begann schnell zu gehen, sie wußte nicht wohin, nur nach Hause wollte sie nicht. Jetzt in der blauen Stube bei der Lampe sitzen und ihre Mutter sprechen hören, das konnte sie nicht. Auf einer kleinen Lichtung sah sie sich um, grau in der grauen Dämmerung stand hier das Häuschen der alten Annlise, dahin wollte sie. Britta kannte Annlise gut, sie war Andrees Mutter und Marguschs Großmutter. Früher, wenn Frau von Syrman verreiste, mußte Annlise kommen, auf die kleine Britta achtgeben.

Britta trat in das Häuschen. Die niedrige Stube war finster, nur die glimmenden Kohlen des Herdes warfen ihren roten Schein in die Dämmerung. Es roch hier nach Rauch und den Kräutern, die Annlise zu sammeln pflegte. Aus einer Ecke tönte leises Schnarchen, Marguschs war es, die dort schlief, Annlise saß müßig vor ihrem Herde. „Was ist das, mein Fräulein kommt so spät?" sagte sie.

„Ja, Annlise," erwiderte Britta, „ich komme zu dir, nach Hause will ich nicht, ich bleibe bei dir."

„So, so," brummte die Alte, „komm nur her."

Britta setzte sich auf einen Schemel zu Annlise; jetzt in der sanften Wärme des Herdes fühlte sie, daß sie müde war und gefroren hatte.

„Mein Fräulein ist ja naß," sagte Annlise und strich mit der Hand über Brittas Haar, „was ist denn geschehn? Dein Herr ist krank, ich habe es gehört, ist es denn so schlecht? Jung ist er ja auch nicht mehr."

Da fuhr Britta auf: „Warum sprichst du so, Annlise? Ich glaubte, bei dir wird es ruhig und gemütlich sein, und nun sprichst du solche Dinge."

Digitized by Google

„Ich sag' ja nichts, sei nur ruhig," meinte die Alte.

Britta schwieg einen Augenblick und schaute in die Kohlen, dann fragte sie: „Fürchtest du dich vor dem Tode?"

„Was soll ich mich fürchten?" brummte die Alte. „Ich habe mich genug geplagt im Leben, was kann der Tod mir tun?"

Das klang so beruhigend, fast gemütlich. „Ich bin hungrig," sagte Britta.

„Brot haben wir heute gebacken," erwiderte Annlise, stand auf, holte eine Tasse Milch und ein Stück Brot: „Iß, Kind, iß," sagte sie.

Britta trank und aß, jetzt fühlte sie sich hier sicher und geborgen, und als sie satt war, wurde sie heiterer. „Jetzt, Annlise," sagte sie, „mußt du erzählen, aber nichts Trauriges. Erzähl' so was von Liebe. Wie war es, als Andrees Vater dich liebte?"

„Da ist nicht viel Gutes zu erzählen," antwortete Annlise, aber Britta drängte sie: „Erzähle, erzähle."

„Nun, er war hier beim Grafen bei den Pferden, der Peter," begann die Alte, „ich war bei der Wäsche. Damals wurden die Arbeitspferde im Sommer bei Nacht auf den Klee getrieben, um zu weiden. Er hatte eine kleine Holzhütte auf Rädern, so wie ein Hundehaus, die schob er sich auf das Feld, und da konnte er hineinkriechen, wenn es regnete. Nun, wie Marjellen schon sind, ich ging damals oft des Nachts zu dem Peter hinaus auf das Feld."

„Das war hübsch," schaltete Britta ein.

„In den hellen Nächten war es ganz gut," fuhr die Alte fort, „aber später, wenn die Nächte dunkel wurden, da hatten wir unsere liebe Not. Immerfort mußte der Peter nach den Pferden sehen, viel Zigeunervolk trieb sich damals hier herum, leicht konnte einer ein Pferd fortführen, ohne daß der Peter und der Hund es merkten. Wenn nun der Peter fort war, um nach den Pferden zu sehen, dann saß ich allein vor der Hütte, und da fürchtete ich mich zuweilen, besonders auf dem einen Felde, bei dem das Wasser ganz nahe ist, in dem der lange Jakob ertrank. Besoffen ist er da bei Nacht hineingegangen, nur seinen Hut und Stock fand man, ihn selbst hat man nicht gefunden, so tief ist das schwarze Wasser dort. So sitze ich einmal vor der Hütte, die Nacht ist ganz schwarz und mir so eigen zumute. Da merke ich, daß einer vor mir steht, ich denke, es ist der Peter. ‚Bist du es, Peter?' frage ich. Er antwortet nicht, ich fühle aber, wie es ganz kalt zu mir herüberkommt, als ob ein Windchen den Nebel vom Wasser heranbläst, und ich rieche auch einen ganz starken Geruch nach Schlamm und Sumpf. Da weiß ich, es ist der lange Jakob. Vor Furcht kann ich nicht sprechen, und ich zittere nur so am ganzen Leibe. Da höre ich, wie er einmal ganz tief aufseufzt, dann höre ich nichts mehr. Als der Peter kommt, frage ich ihn: ‚Warst du eben hier?' ‚Nein,' sagt er. ‚Dann war's der lange Jakob,' sage ich. ‚Dummheiten,' sagt er, ‚komm, kriechen wir in die Hütte,' und da krochen wir in die Hütte."

„Da war es sicher," bemerkte Britta, „wenn man nah beieinander ist, dann ist es sicher, wenn auch draußen die Gespenster herumlaufen."

„Freilich," meinte Annlise, „ich bin damals auch nicht früher nach Hause gegangen, als bis es hell war. Ja, das waren so Zeiten. Was half es? Der Peter ging zum Militär, und ich saß da."

„Nein, nicht das," fuhr Britta heftig auf, „nicht das! Warum muß alles traurig enden?"

Die Alte seufzte: „Da ist nichts zu machen, Kindchen, zum Lachen sind wir nicht auf der Welt."

Beide schwiegen nun, Britta stützte die Ellbogen auf die Knie und das Gesicht in die Hände und starrte in die Kohlen, die flüsternd verglommen.

⁂ ⁂ ⁂

Es gab Stunden, in denen Streith das Glück des Kranken genoß, das müde Glück, wenn die Schmerzen für eine Weile ihn verließen, er erschöpft wie von schwerer Arbeit dalag und dachte: ‚Wie leicht ist doch das Leben ohne Schmerzen.' Dann ließ er die Tür seines Zimmers öffnen, um in die Zimmerflucht hinabschauen zu können, er wollte sehen, wie das Licht und die Blätterschatten auf dem blanken Parkette lagen, wie Roller auf seinem sonnigen Plätzchen schlief, wie die Möbel feierlich an den Wänden standen und die Goldrahmen der Bilder blitzten. Die Fenster waren geöffnet, vom Garten strömten warme Düfte herein, zuweilen verirrte eine Biene sich

Digitized by Google

in das Zimmer und erzählte mit ihrem Summen von den sonnenbeschienenen Rosen draußen. Übermannte der Schlummer ihn in solchen Stunden, so kamen angenehme Traumbilder, Bilder früherer Reisen. Er saß in einer Gondel, greller Sonnenschein fiel auf den Kanal, und der Widerschein des Lichtes zitterte wie kleine, rege Goldwellen an den roten Mauern der Paläste hinauf. Oder er stand unter Hollands grünlichem Himmel vor einem blauen Hyazinthenfelde, tiefes, sattes Blau, wohin er auch sah. Ab und zu kam Frau Buche mit ihrer weißen Schürze und ihren friedlichen, grauen Augen und reichte ihm eine Tasse Fleischbrühe. „Ganz frische Hühnerbouillon," sagte sie, „einige Spargelköpfe habe ich hineingetan, von den kleinen, dunklen. Die großen sind wohl süßer, aber die kleinen, bitteren haben noch so die Kraft der Erde."

„Sie mögen recht haben," meinte Streith, schob ein Spargelköpfchen in den Mund und sah Frau Buche mit dem hilflosen Blick des Kranken an. „Sie mögen recht haben, das schmeckt allerdings nach Kraft." Und dann fragte er, wie er das in letzter Zeit öfter getan: „Ist niemand gekommen?"

„Niemand, Herr Graf," war die Antwort.

„Wen erwartet er denn," sagte Frau Buche zu Oskar. „Sind es wieder die vom Forsthause?"

„Nein, die sind es nicht," antwortete Oskar geheimnisvoll.

Das Rollen eines Wagens vor dem Hause ließ Streith gespannt aufhorchen. Der Wagen hielt, eine Türe ging, Stimmen wurden laut, Oskar kam eilig in Streiths Zimmer und meldete: „Ihre Hoheit, die Frau Fürstin sind da und lassen fragen, ob sie den Herrn Grafen sehen dürfen."

„Ich lasse bitten," erwiderte Streith und fuhr mit der Hand ordnend über Bart und Haar.

Die Fürstin trat in das Zimmer, sie blieb vor dem Bette stehen und sagte: „Ich wollte doch nach Ihnen sehen, lieber Graf."

„Sehr gnädig," antwortete Streith und versuchte es, in das Nicken seines Kopfes etwas Zeremonielles zu legen.

„Dann setze ich mich zu Ihnen," fuhr die Fürstin fort und setzte sich auf den Stuhl, der an Streiths Bette stand. Als sie jedoch dort saß, fand sie nicht sogleich etwas zu sagen. Sie schaute Streith an mit ihren klaren, ruhevollen Augen; die Wangen waren von der Luft leicht gerötet, die Lippen lächelten ein befangenes Lächeln.

Den kleinen, hellen Sommermantel kannte Streith, die leichte Seide des Kleides hatte eine milde Heliotropfarbe, und am gelben Strohhut steckte ein weißer Möwenflügel. Vor der milden Feierlichkeit dieser Gestalt fühlte Streith wieder die andächtige Zärtlichkeit, die ihm einst so wohl getan hatte.

„Freuen Sie sich ein wenig?" fragte die Fürstin, und eine leichte Aufregung bebte in ihrer Stimme.

„Ja, ich freue mich," erwiderte Streith ernst, „nur wünschte ich mehr Kraft zu haben, um mich zu freuen."

„Das kommt noch," tröstete die Fürstin, „Sie werden sehen, bald geht es wieder aufwärts."

„Bald," wiederholte Streith, „bald muß es sein, denn sonst kommt der Mut zum Aufwärtsgehen abhanden. Oft denke ich schon, vielleicht ist es genug, obgleich," seine Stimme wurde schwach und leise, „hat man da soviel Zeit verschwendet, eine gute Figur zu machen."

„Wie meinen Sie," fragte die Fürstin und beugte sich ein wenig vor.

„Ich meine," versetzte Streith lauter, „wir können aus unserem Leben doch nicht das machen, was wir daraus machen wollen, es tut immer, was es selbst will."

„Ach, Streith, so geht es uns allen," meinte die Fürstin, und die Erregung ließ ihre Augen glitzern, „wir alle glauben, würde unser Leben uns gegeben, damit wir es noch einmal leben, wir würden es besser machen. Wenn es so Korrekturbogen — nicht wahr, so nennt man das? — Korrekturbogen des Lebens gäbe."

Streith lächelte: „Korrekturbogen, ganz richtig, in denen wir alles, was uns mißfällt, mit dicken, schwarzen Strichen ausstreichen könnten."

„Und doch," sagte die Fürstin sinnend, „in guten Stunden, wenn wir geneigt sind zu verzeihen, dann verzeihen wir auch unserem Leben."

Digitized by Google

„Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig," antwortete Streith, „besonders da mir jetzt der Verdacht gekommen ist, daß es gar nicht für uns ist, daß wir leben. Meine Großmutter erzählte uns Kindern das Märchen von der hochmütigen Rosine, die glaubte, der Kuchen wäre nur deshalb gebacken, damit sie ein weiches und warmes Bett habe." Streith lachte, und auch die Fürstin lachte; es tat ihr wohl, wieder einmal wie früher, mit Streith lachen zu können. Aber eine plötzliche Schwäche machte Streiths Gesicht ganz bleich, und er schloß die Augen.

„Das Sprechen greift Sie an," rief die Fürstin besorgt, „Sie müssen still liegen, Sie müssen versuchen zu schlafen. Ich sitze noch ein wenig hier, wenn es Ihnen gut tut."

„Ja, das tut gut," sagte Streith leise.

Nun saß die Fürstin schweigend da, die Hände im Schoße gefaltet, sie schaute zum Fenster hinaus, und der Blick ihrer Augen wurde stetig, wie er es in Augen wird, die nicht auf ihre Umgebung, sondern träumend auf ein fernes Erinnerungsbild schauen. Da Streith wirklich ruhig zu schlafen schien, erhob sich die Fürstin und verließ leise das Gemach.

Rote Abendlichter glitten schon über die Wand, als Streith erwachte. Doktor Ruck stand vor dem Bette und rieb sich die Hände. „Geschlafen, das sehe ich gern," sagte er und griff nach dem Puls des Patienten. „Unser Puls gefällt mir zwar nicht recht. Nun, wir wollen eine kleine Spritze geben." Er ging zum Tische, um seine Spritze vorzubereiten. Streith richtete sich ein wenig in den Kissen auf; das abends zunehmende Fieber regte ihn an, es verlangte ihn danach zu sprechen und sprechen zu hören. „Wie geht es Ihren Kindern, Doktor?" fragte er.

„Danke, gut," antwortete der Doktor, „lauter Musterbuben."

„Wie viele?" fragte Streith weiter.

„Bis jetzt vier."

„Bis jetzt?" wiederholte Streith, „rechnen Sie auf mehr?"

„Das will ich meinen," erwiderte der Doktor, „Kinder sind doch das Beste, das wir der Welt geben können, sie sind doch sozusagen unsere Unsterblichkeit."

„So, so, Ihre Unsterblichkeit," meinte Streith, „ich weiß nicht, ob diese Unsterblichkeit mich besonders locken würde; aber das sind doch so die eigentlichen Lebensgeschäfte, und ich bin gegenwärtig nicht recht in der Lage, kompetent darüber mitzureden."

Der Doktor trat an Streiths Bett: „Ach was," sagte er, „wenn Sie die Spritze im Leibe haben, dann sind Sie wieder in der Lage, über alles mitzureden." Er beugte sich über den Kranken, um die Einspritzung zu machen, und als er fertig war, setzte er sich auf Streiths Bett und sagte befriedigt: „So. Nun fühlen wir uns gleich frischer."

„Ja, vielleicht," gab Streith zögernd zu. „Aber, sagen Sie, Doktor, Sie sprechen von Ihrer Unsterblichkeit. Sie glauben also, daß mit diesem Leben alles zu Ende sei."

„Ich weiß nicht," erwiderte der Doktor und schaute ein wenig betroffen drein, „es sieht fast so aus."

„Gut, gut," fuhr Streith fort, „es kommt nur darauf an, ob das Wort ‚zu Ende' über unser Leben hinaus noch einen Sinn hat, oder ob das nicht nur eine irdische Einrichtung ist, daß etwas zu Ende geht."

„Wie gesagt . . ." stotterte der Doktor.

„Sie wissen es nicht," unterbrach ihn Streith, „woher sollten Sie auch. Ich meine nur, wenn nach unserem Leben hier doch etwas anderes kommt, müßten wir nicht etwas davon spüren, wenn wir ihm nahe sind. Wenn hier alles anfängt zu verblassen, müßten wir dann nicht ganz in der Ferne so etwas wie Farben sehen? Na, gleichviel, hören Sie, Doktor, sind Sie einmal so vom Binnenlande her dem Meere zugefahren?"

„Nein, ich erinnere mich nicht," antwortete der Doktor.

„Ich bin einmal in Pommern," fuhr Streith fort, „durch den Wald dem Meere zugefahren. Es war der heißeste Tag, dessen ich mich erinnern kann. Die Föhrenstämme, an denen ich hinfuhr, glühten wie überheizte Öfen, die Luft lag auf mir wie eine wollene Decke. Das Atmen war unter diesen Umständen kein Vergnügen, so ließ ich mich stumm und gedankenlos durch den heißen Sand vorwärtsschleppen. Da plötzlich fühlte ich, als würde der Druck, der auf mir lag, leichter, das Atmen wurde bequemer, ein Windchen kam und spielte mir um die Lippen und schmeckte so gut,

Digitized by Google

wie mir lange nichts geschmeckt hatte, und je weiter wir fuhren, um so angenehmer wurde das Atmen, und der kleine Wind kam immer häufiger und verstärkte sich. Er fing schon an in den Föhrennadeln zu flüstern und wurde zu einem leisen Rauschen, und ich sperrte den Mund auf und die Nasenflügel und trank diesen Wind in mich hinein, denn er schmeckte nach Weite; er roch köstlich nach unendlicher Weite. Und dann hörte ich einen Ton, ganz weit, ganz leise, und doch lag in ihm etwas ganz Großes, etwas Befreiendes, Kühlendes, es lag in diesem leisen, fernen Ton etwas wie das Donnern der Stimme der Unendlichkeit. Sehen Sie, Doktor, das war das Meer."

Streith schwieg und schloß die Augen, auch der Doktor schwieg eine Weile, und als er zu sprechen begann, mußte er sich räuspern, er fürchtete, seine Stimme würde unsicher klingen. „Jetzt werden Sie schlafen, lieber Graf," sagte er, und „angenehm träumen, vielleicht von der großen Stimme."

„Ja, vielleicht von der großen Stimme," antwortete Streith schlaftrunken, „gute Nacht, Doktor."

88 88 88

Graf Donalt Streith war gestorben. Im Schlosse hörte man, der Bruder des Grafen sei gekommen, um die Leiche auf das Stammgut der Streiths überführen zu lassen, am Vormittage sollte der Wagen mit dem Sarge unten auf der Landstraße am Schlosse vorüberfahren. Um dieses zu sehen, ließ Baron Fürwit, Rekonvaleszent und noch schwach, einen Sessel auf die Hoftreppe stellen, dort saß er und wartete. Neben ihm stand der Major, die hervortretenden, blauen Augen starrten traurig vor sich hin. „Ein edler, ein nobler Mensch war unser Streith, es ist schade um ihn," sagte er.

„Natürlich war er edel und nobel," meinte der Baron, und seine Stimme nahm etwas Zänkisches an, „ich bin gewiß der letzte, der von einem verstorbenen, guten Bekannten etwas Schlechtes sagt, aber er wußte nicht, was er wollte. Bald wollte er dies, bald wieder etwas ganz anderes. Er hatte ein unruhiges Herz und, sehen Sie, Major, ein unruhiges Herz taugt nicht, ist nicht gesund, unruhige Herzen dauern nicht."

„Das mag sein," erwiderte der Major, „wir alle irren. Ich habe unseren Streith verehrt."

Das schien den Baron zu ärgern: „Ja, ja, wer sagt denn etwas anderes? Nun, das ist nicht zu leugnen. Sehen Sie, Major, es gibt eben Menschen, die sich einzurichten verstehen und Menschen, die sich nicht einzurichten verstehen. Streith war einer von denen, die sich nicht einzurichten verstehen."

Auf der anderen Seite des Schlosses auf der Gartenveranda lag Prinzessin Marie in einem Korbsessel, und die runden, blauen Augen sahen in den Mittagsonnenschein hinein, ruhig und ein wenig traurig, Augen, die nicht mehr erwarten, daß dort vor ihnen in dem flimmernden Lichte etwas Schönes und Erregendes auftauchen könnte. Neben der Prinzessin saß Fräulein von Dachsberg und warf eine weißwollene Haube auf, welche die Prinzessin für eine arme Frau im Dorfe stricken sollte.

Die Fürstin aber war in den Garten hinabgestiegen, sie ging bis zum Gartengitter, blieb dort stehen, schützte die Augen mit der Hand und spähte auf die Landstraße hinaus. Auf der anderen Seite der Straße, am Waldrande, standen zwei Frauen in schwarzen Trauerkleidern, Frau von Syrman und ihre Tochter. Britta hielt einen großen Feldblumenkranz, flammend von den Farben der Trollblumen, Lichtnelken, Sumpforchideen und Skabiosen. Nun hörte man den Hufschlag von Pferden, und der Leichenwagen kam, mit einem Viererzuge bespannt. Der Sarg war mit einer schwarz und silbernen Decke überdeckt und auf ihr lagen Palmenzweige und große Kränze aus weißen Rosen. Als der Wagen langsam am Waldrande hinfuhr, traten die beiden Frauen vor, und Britta legte ihren Kranz auf den Sarg. Dann setzte Britta sich am Wegrain nieder, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. Die Fürstin stand noch immer regungslos da und schaute dem Wagen nach, wie er die Allee hinabfuhr, umgeben von dem blonden Flimmern einer leichten Staubwolke, immer kleiner wurde mit seinem schwarzbedeckten Sarge, seinen weißen Kränzen, in deren Mitte Brittas Kranz lag, heiter in seiner Farbenpracht, wie ein helles Jugendlachen.

Ende

Digitized by Google

Schuberts Erlkönig — hundert Jahre

Von Dr. Konrad Huschke

„Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitsleut';
Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand."

Die alte grausige Volksballade, seit Löwes Meisterkomposition auch in den Kreisen der Musikfreunde eine Berühmtheit geworden: im Jahre 1779 klang sie als letztes der dänischen Volkslieder Herders zum ersten Male hinaus aus dem Dichterwald in die deutsche Welt. Sie singt davon, wie Oluf, der nordische Recke, Erlkönigs Tochter den Tanz versagt, weil er daheim eine Braut hat, und wie er darum elend zugrunde gehen muß, denn die Elfen bringen den Tod dem, der ihnen nicht zu Willen ist.

„Und willst, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir."
Sie tät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.
Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit' heim nun zu deinem Fräulein wert."
Und als er kam vor Hauses Tür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.
„Hör' an, mein Sohn, sag' an mir gleich,
Wie ist deine Farbe blaß und bleich?"
„Und sollt' sie nicht sein blaß und bleich,
Ich traf in Erlenkönigs Reich!"

Erlenkönig oder Erlkönig, dänisch Elvenkonge, auch Ellenkonge, ist der König der Elfen, dessen Namen Herder, da Elle im Dänischen auch Erle bedeutet, in entschuldbarem Mißverständnis mit dem Baume der Wässer und des Nebels in Verbindung brachte. In dieser Gestalt hielten der Elfenkönig und seine Schar Einzug in das poetische Fühlen des jungen Goethe, der das Reich der Elfen in nächtig-nebliges Gelände verlegte und in freier Umdichtung mit einem düsteren Bilde verband, das ihn damals viel beschäftigte, dem des schwer kranken Kindes, das, von Dämonen berückt, in den schützenden Armen des Vaters sterbend zusammenbricht.

Im Jahre 1782 wurde im Tiefurter Park an der Ilm zur Nachtzeit in wundervoller Naturstimmung ein Liederspiel Goethes aufgeführt: Die Fischerin. „Unter Erlen am Fluß stehen zerstreute Fischerhütten," heißt es im Anfang, „es ist Nacht und still." Und die Fischerin singt ein Lied vor sich hin:

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind . . ."

Die machtvolle Goethesche Ballade! Sie wurde damals gesungen nach einer Komposition Corona Schröters, einem einförmigen, in jeder Strophe wiederkehrenden, in volkstümlichem Balladenton gehaltenen Gesange, „etwas langsam und abenteuerlich" heißt es in der Überschrift. So hatte es der Dichter gewollt, und so paßte sie auch zu dem nicht eben bedeutenden und ohne große Leidenschaft sich abspielenden, nur dann und wann von leisem Schauer durchklungenen kleinen Gelegenheitsstücke der Goetheschen Muse.

Aber bald machte sie sich frei von den Fesseln des Spiels und schuf sich allein unwiderstehlich Bahn unter der Menschheit, und, erschüttert von ihrer fortreißenden Kraft und grausigen Schönheit, griff so mancher wackere Musiker zur Leier und versuchte, ihr, die zur Komposition wie geschaffen erschien, aus seinem musikalischen Fühlen heraus eine kongeniale musikalische Hülle zu geben. Aber alle diese Lieder sind verklungen, erdrückt von der Fülle der in ihr strömenden Musik, der sie nicht gewachsen waren. Bis sie endlich im Winter des Jahres 1815, also vor nunmehr 100 Jahren, einem 18jährigen Jüngling in die Seele drang, und der schuf ihr eine so eigenartig-gewaltige Melodie, daß noch heute die Welt staunend vor diesem Wunder steht und selbst die größten Nörgler vor der Allgewalt des Genius verstummen müssen.

Dieses jugendliche Genie war ein braungelockter Wiener Künstler, dessen lichtbraune Augen aus einem runden, weichgeformten Schullehrergesicht unendlich gütig in die Welt blickten, der in seinem Wesen gar nichts verriet von dem Leidenschaftlich-Erregten, Titanenhaften, das aus seiner Komposition in mächtigen Tönen herausklang, ein treuherziger, behaglicher, liebenswürdiger Österreicher, dessen ganzes Trachten dahin ging, das Große und Tiefe, was in ihm war, scheu vor der Welt zu verbergen, und dessen schmerzlich-melancholischer Charakterzug gegenüber dem unbekümmerten Frohsinn seines Auftretens nur ganz selten zur Geltung kam. Zwei Jahre vorher noch hatte die klösterlich-strenge Zucht des Konvikts auf ihm gelastet, und schon befand er sich in rasendem Aufstieg zur höchsten Höhe künstlerischer Vollendung. In einer Schaffenskraft, die an das Wunderbare grenzte und die selbst von Mozart nicht erreicht worden war, hatte er schon mehrere Hundert der schönsten Lieder hervorgezaubert, am 15. Oktober 1815 allein acht und vier Tage später wieder sieben; im ganzen brachte das Jahr 1815 neben vielen anderen Kompositionen allein 144 Lieder, die besten von ihnen aber hatte Goethe gedichtet, den er schwärmerisch verehrte, so Wanderers Nachtgebet, Das Heidenröslein, Mignon, Rastlose Liebe und viele andere.

Wie er den Erlkönig schrieb, hat uns der Freiherr von Spaun, sein treuster und zu-

Digitized by Google

verlässigster Freund aus der Konviktszeit, getreulich überliefert. An einem Nachmittag ging Spaun mit Mayrhofer, dem schnurrigen geistvollen Dichter, Zensor und Schubert-Intimus, zu Schubert, der damals noch an der Schule seines Vaters wirkte und bei diesem im Wiener Vorort Lichtenthal am Himmelpfortgrunde wohnte. Sie fanden ihn ganz glühend, den Erlkönig aus einem Buche laut lesend. Er ging mehrmals mit dem Buche auf und ab, plötzlich setzte er sich, und in kürzester Zeit stand die herrliche Ballade auf dem Papier. Da er kein Klavier besaß, liefen sie in das Konvikt, und dort wurde der Erlkönig noch am selben Abend gesungen und mit Begeisterung aufgenommen. Der alte Hoforganist Ruziczka, derselbe, der einst nach der zweiten Stunde, die er Schubert gegeben, zu Spaun gesagt hatte: „Den kann ich nichts lehren, der hat's vom lieben Herrgott gelernt," spielte das Werk dann ohne Gesang in allen Teilen aufmerksam und mit Teilnahme durch und war tiefbewegt über die Größe der Komposition. Als einige an einer mehrmals sich wiederholenden Dissonanz etwas aussetzen wollten, erklärte er, diese Dissonanz auf dem Klavier anklingend, wie sie notwendig dem Text entspräche, wie schön sie sei und wie glücklich sie sich löse. Es war die kleine Sekunde bei den Worten: „Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an." Von den Neuerungen, die Schubert mit dem Erlkönig auf dem Gebiete des Liedes vollzog, war sie eine der kühnsten, indem sie in noch nie gewagter Form das angsterfüllte Aufschreien des schwer fiebernden Knaben plastisch veranschaulichte. Mit der Komposition eines Goetheschen Gedichtes hatte Schubert im Jahre vorher die neue Ära des Liedes eingeleitet, es war die des Gretchenliedes: „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer", etwas nach Form und Inhalt so Unerhörtes, daß der 17jährige Komponist damit schon eine lyrische Kunst schuf von einem besonderen, die bisherige weit überragenden Gepräge, die „neue deutsche Weis". Im Erlkönig ging er seine Bahn noch ein gut Teil weiter aufwärts, indem er nicht nur im Gesangsteil, sondern vor allem auch in der Hintergrundschilderung des Klaviers ein Stück so treffender, in Erschauern versetzender Realistik lieferte, daß das Gretchenlied daneben fast zahm erscheint. Dämonisch-geheimnisvoll stöhnt das grausige Grundmotiv über die wie rasend dahinhetzenden Triolen. Wir sehen den angstvoll tröstenden Vater mit dem geängstigten Kinde durch die gespenstig-neblige Sturmnacht dahinfegen. Zwischen seinen beruhigenden Worten und den Angstrufen des Knaben hören wir, unheimlich lockend, die schmeichelnden Töne des Geisterkönigs. Nach gewaltiger Steigerung geht das Lied in ersterbendem Rezitativ still-schmerzlich zu Ende. Solche Töne waren im Liede noch nie erklungen. Schuberts einzige, heilige Liebe auf dem Gebiete seiner Kunst war schon damals Beethoven. Hier steigt er zum erstenmal kongenial zu dem Titanen hinauf, den er sein Leben lang wie einen Gott verehrte und dem er doch, trotzdem er jahrelang mit ihm in derselben Stadt, ja oft in seiner nächsten Nähe im selben Bezirk wohnte, als Mensch durch eine grausame Fügung des Schicksals fernbleiben mußte. Die Nörgler haben den Zwiespalt zwischen der nordisch-herben Einfachheit der Goetheschen Ballade und der nach ihrer Meinung zu südlich blühenden Sinnlichkeit der Schubertschen Musik hervorgehoben, sie haben immer wieder darauf hingewiesen, daß sich Schubert durch seine glühende Einbildungskraft über die Schranken der Kunstgattung habe hinreißen lassen, daß seine allzu dramatische Behandlung des Ganzen den mysteriösen Grundton der Ballade aufhebe und daher die maßvoll-einheitliche Löwesche Komposition des Gedichtes, rein artistisch genommen, höher stehe. Aber ganz abgesehen davon, daß das nordisch Kraftvolle in der Schubertschen Komposition wahrlich seine Stätte hat, wenn man auch von herber Einfachheit bei ihr nicht sprechen kann — sie hätte dem dramatischen Moment, das die Dichtung doch ohne Zweifel durchströmt, das Genick gebrochen —, die unvergleichliche Genialität von Schuberts machtvoller Tonsprache reißt über alle ästhetischen Bedenken hinweg jeden fort, dem sie, kongenial vorgetragen, in die Seele dringt, und bei aller großen Verehrung vor Löwes tiefergreifender Balladenkunst kann wohl jeder Unbefangene ruhig zugestehen, daß Löwes Komposition des Erlkönig nie zu der unerhörten Wirkung der Schubertschen hinanwachsen wird.

Schuberts Erlkönig ist in vier Fassungen vorhanden, drei davon stimmen fast vollkommen überein. Die vierte weicht vor allem darin ab, daß die begleitenden Triolen der rechten Hand in Achtel umgewandelt sind. In dieser Form begleitete Schubert später einmal selbst die Ballade dem Sänger Josef Barth und antwortete, als ihm dieser deshalb Vorhalt tat, in seiner launigen Art: „Die Triolen mögen andere nehmen, für mich sind sie halt zu schwer." Wer dächte da nicht an die andere Szene, wo er den schweren letzten Satz seiner Wandererphantasie vorspielte und, dabei stecken bleibend, in die Worte ausbrach: „Das Zeug soll der Teufel spielen." So meisterten den Meister zuzeiten seine eigenen Werke, wiewohl er an sich gewiß imstande gewesen wäre, ihrer wieder Herr zu werden, denn er war, wenn auch kein Klavierteufel wie Beethoven, doch einer der besten Klavierspieler Wiens, auch technisch; wird doch berichtet, daß seine kleinen, dicken Finger beim Spiel mit mäuschenhafter Geschwindigkeit über die Tasten gelaufen seien.

Man könnte meinen, daß der Erlkönig mit seiner sieghaften Leidenschaft seinem Schöpfer bei der Mitwelt blühende Rosen des Glücks auf den Weg gestreut hätte. Das war aber leider, wenigstens im Anfange, nicht der Fall. Gerade an den Erlkönig

Digitized by Google

Kämpfende Amazonen. Gemälde von Prof. Rudolf Jettmar

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

knüpfen sich zwei der trübsten Erfahrungen auf „des Lebens Martergang", den das Schicksal für Schubert auserlesen hatte. Schuberts Freunde, deren verständnisvolles Fühlen noch kein Werk des jungen Meisters so begeistert hatte wie der Erlkönig, und die sich deshalb dieses Werkes mit besonderer Hingabe annahmen und auf seine möglichste Verbreitung sannen, kamen auf den Gedanken, durch eine Widmung an den großen Schöpfer der Dichtung dessen Interesse für Schubert zu erregen, ja dem jungen, bescheidenen Meister dadurch vielleicht zu einer Bekanntschaft mit dem Altmeister in Weimar zu verhelfen. Schubert selbst war in seinem weichen, passiven Naturell und seiner fast pathologischen Selbstgenügsamkeit nicht im mindesten geeignet, für sich etwas zu tun. Hätte er doch am liebsten, nur den wundersamen Stimmen lauschend, die in seinem Innern erklangen, ein Wunderwerk nach dem andern geschaffen allein für sich und seine Freunde. Aber der Gedanke, mit Goethe durch die Widmung seiner Lieder, vor allem des Erlkönig, in Verbindung zu kommen, ja ihn vielleicht sogar persönlich kennen zu lernen, packte doch auch ihn mit gewaltiger Kraft. Und die Hoffnung der Freunde schien auch bei ruhigem Erwägen nicht unbegründet. Hatte doch Goethes Lyrik auf Schubert schon bis dahin einen so tiefgreifenden Einfluß gehabt, daß man nicht mit Unrecht gesagt hat, ohne Goethe hätte er seine große Reformation des Liedes überhaupt nicht vollbringen können. Wie sollte man nicht meinen, der Altmeister würde auch seinerseits den Kompositionen Schuberts, die so wunderbar das Wesen seiner Dichtungen erfaßten, wenigstens einiges Verständnis entgegenbringen? Im Jahre 1817 schickte Spaun die schönsten der bisherigen Goetheslieder, voran den Erlkönig, nachdem Schubert selbst sie sauber und sorgfältig kopiert hatte, mit einem eindringlichen Schreiben an Goethe. Der Erlkönig war in der Fassung der Achtelbegleitung in die Sammlung aufgenommen, damit die alte Exzellenz nicht durch das schwere Triolengeschütz außer Fassung gebracht würde. In dem Schreiben wies Spaun darauf hin, wie der allgemeine Beifall, der dem jungen, 19jährigen Künstler von strengen Richtern der Kunst wie von Nichtkennern, von Männern wie Frauen zuteil werde, und der allgemeine Wunsch seiner Freunde ihn bei aller Bescheidenheit doch endlich bewogen hätten, seine musikalische Laufbahn durch Herausgabe eines Teils seiner Kompositionen zu eröffnen; diese Sammlung nun wünsche er Goethe in Untertänigkeit weihen zu dürfen, dessen so herrlichen Dichtungen er nicht allein die Entstehung eines großen Teils von ihnen, sondern wesentlich auch seine Ausbildung zum deutschen Sänger verdanke; sollte der junge Künstler, der in seiner Bescheidenheit es nicht selbst wage, Goethe um die Annahme der Widmung zu bitten, so glücklich sein, den Beifall desjenigen zu erlangen, dessen Beifall ihn mehr als der irgendeines Menschen in der weiten Welt ehren würde, so bäte er, die Annahme ihm gnädigst mit zwei Worten melden zu lassen. Goethe blieb still, ebenso wie er acht Jahre später, als Schubert selbst ihm in ehrfürchtigen Worten mit einer Widmung nahte, in verletzendem Schweigen verharrte. Der große Dichter hatte für den größten Nachschöpfer seiner Lieder kein Verständnis. Seine an sich schon nicht bedeutende musikalische Bildung war durch den braven, aber neben Schubert musikalisch doch recht tief stehenden Maurermeister und Musikus Zelter in dessen Sinne philiströs-konservativ zurechtgestutzt. Der leidenschaftliche Ton der Schubertschen Erlkönigkomposition, vor allem aber auch wohl deren dramatisch-hochbewegte Durcharbeitung mochten ihn, in dem noch die Erinnerung an Corona Schröters einfache Weise lebte, befremden, ja abstoßen, ganz abgesehen davon, daß er niemand gefunden haben wird, der ihm die Komposition mit Verständnis und Unbefangenheit und mit der nötigen technischen Vollendung vortrug. Erst 13 Jahre später, im Jahre 1830, als Wilhelmine Schröder-Devrient den Erlkönig vor ihm mit ihrer unwiderstehlichen Vortragsgewalt sang, kam ihm ein Ahnen von der Größe der Komposition, und indem er sich erinnerte, das Lied früher einmal gehört zu haben, wo es ihm gar nicht habe zusagen wollen, gestand er, daß sich, so vorgetragen, das Ganze zu einem sichtbaren Bilde gestalte. Schubert war damals schon zwei Jahre tot. Den Schmerz über die kränkende Nichtachtung des von ihm so glühend Verehrten hatte er nach seiner Art still in sich hineingeschwiegen und in wahrer Seelengröße dem großen Geist, der ihm soviel gegeben und ihm doch die Teilnahme an seiner Kunst versagte, bis zu seinem frühen Scheiden die Begeisterung bewahrt.

Zu der Enttäuschung aber, die ihm im Jahre 1817 durch das Schweigen Goethes bereitet wurde, kam noch eine andere. Besorgt um die Herstellung einer würdigen Ausgabe für Goethe, wandte sich Spaun an die Weltfirma Breitkopf & Härtel in Leipzig und fügte als Probestück Schubertscher Kunst den Erlkönig bei. Obwohl er aber der Antwort wegen seine Wohnung angegeben hatte, dachte die Firma an Betrug, nämlich an einen Mißbrauch mit dem Namen des 1768 geborenen Konzertmeisters Franz Schubert in Dresden. Dem schickten sie daher den Erlkönig mit der Bitte um Aufklärung, worauf er sich mit folgender köstlichen Antwort, die er wohl später gern zurückgenommen hätte, vor der Nachwelt unsterblich lächerlich machte: „Ich habe die Kantate Erlkönig niemals komponiert, werde aber zu erfahren suchen, wer dergleichen Machwerk übersandt hat, um auch den Patron zu entdecken, der meinen Namen so gemißbraucht." Breitkopf & Härtel ließen nun natürlich den „Be-

Digitized by Google

trüger" in Wien ohne Antwort. Wie damals mit Schubert, hatten sie ja auch später mit Löwe keine glückliche Hand, er erhielt mit der Begründung, daß „die trefflichen Zumsteegschen" nicht mehr solchen Absatz fänden, wie sie es ihrer Vorzüglichkeit nach verdienten, seine Balladen kurzerhand zurück.

Nach diesen beiden herben Enttäuschungen wurde es aber nun bald heller im Schicksal des Erlkönig. Der große Opernsänger Michael Vogl, vor seinen Kollegen ausgezeichnet durch seine tiefe Bildung, die dahin wirkte, daß er auf den Vortrag der Lieder, die er sang, ein ganz besonderes Gewicht legte, wurde auf Schubert aufmerksam gemacht. Anfangs mißtrauisch und reserviert, dann immer wärmer und begeisterter für die Werke seines jungen Freundes, sang er bald neben dem Wanderer und Ganymed mit Vorliebe den Erlkönig, und zwar in einer solchen Vollendung, daß die Verbreitung mächtig vorwärtszuschreiten begann. Zunächst blieb sie allerdings noch auf Privatkreise beschränkt. Aber schon im Januar 1821 wagte August von Gymmich im Wiener Musikverein den Schritt in die Öffentlichkeit, und zwei Monate darauf errang Vogl in einer Akademie im Opernhaus vor dem großen Publikum mit dem Erlkönig einen durchschlagenden Erfolg. Anselm Hüttenbrenner schreibt darüber, auch charakteristisch für Schubert: „Den Erlkönig sang Vogl mit solcher Gediegenheit und Begeisterung, daß er wiederholt werden mußte. Ich spielte die Begleitung dazu auf einem neuen Flügel von Konrad Graf. Schubert, der seine eigene Arbeit so gut wie ich hätte spielen können, war aus Scheu nicht dazu zu bewegen; er begnügte sich damit, neben mir zu stehen und umzublättern." Die Kritik war natürlich fast durchgehends skeptisch. Ein Wunder, wenn sie es nicht gewesen wäre. Ein Kritiker meinte naiv, alles, was der König sage, sei unwahr, da an diesen schmeichelnden Melodien vielleicht eine weibliche Tugend, nimmermehr aber ein Kind vor Grausen in den schützenden Armen des Vaters sterben werde. Nur die Wiener musikalische Zeitung schrieb freundlicher und auch in der Beurteilung verständig über das Werk des neuen Liederkomponisten: „Der romantische Geist Goethes, der in dieser Ballade weht, hat in der Musik des jungen Tonsetzers einen recht schönen Widerhall gefunden. Die Bewegung in der Begleitung bereitet das Gemüt des Hörenden auf das Schauerliche des Vorfalls recht geziemend vor und macht zu dem Eintritt der fragenden Geisterworte: ‚Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?' einen die Erwartung spannenden Eingang. Die Führung des Gesangs ist klar und hat bei alledem einen Anstrich des Wunderbaren. Auch ist der Gegensatz in den Worten des Knaben, des Vaters und des Erlkönigs recht kennzeichnend gehalten. Der Tonsetzer hat den Schauder des ersteren bei dem Ausruf: ‚Mein Vater, mein Vater' durch eine Dissonanz kundgegeben, die ihre Wirkung nicht verfehlen wird, obgleich sich die Stimme des Sängers einigermaßen sträubt, das oben liegende Intervall zu nehmen. Die Triolenbegleitung erhält das Leben durch das Ganze und gibt ihm gleichsam mehr Einheit. Die Baßkadenz, welche sowohl vom Erlkönig als auch vom Vater einigemal gebraucht wird, erhöht den Reiz des Wunderbaren. Der Schluß durch ein Rezitativ ist höchst lobenswert und beweist, daß der Tonsetzer das Gedicht wirklich verstanden hat. Wir wünschen dem jungen Tondichter von Herzen Glück zu diesem ersten wohlgelungenen Versuch, der durch den unübertrefflichen Vortrag des Herrn Vogl in mehreren Privatkreisen und öffentlichen Akademien von der Hörerschaft mit lautem Beifall gekrönt wurde." Nun ging es schnell weiter aufwärts. Bald trug der Erlkönig Schuberts Ruhm in die Provinz. In Graz staunte man über die meisterliche Malerei der Schöpfung, und auch anderwärts in den österreichischen Kronlandern, ja bald weit über den Kaiserstaat hinaus erwies man ihr brausende Huldigung. Als Ignaz Sonnleithner, der weitblickende und geschäftsgewandte Jurist, nebst Grillparzer und anderen Schubertverehrern, um Schuberts finanzielle Basis besser zu gestalten, die Druckkosten für die ersten Liederhefte vorgestreckt und Diabelli sich entschlossen hatte, die Lieder in Kommission zu nehmen, wurde der Erlkönig — als opus 1 dieser ersten Ausgabe der Schubertschen Werke — allein in den ersten Dreivierteljahren nach dem Erscheinen trotz des verhältnismäßig hohen Preises von zwei Gulden in 800 Exemplaren abgesetzt. Und wenn nicht Schubert in seiner Weltfremdheit und Sorglosigkeit bald darauf dem als Ausbeuter geschäftsunkundiger Talente berüchtigten, geriebenen Geschäftsmann Diabelli zum Opfer gefallen wäre, indem er sich bewegen ließ, ihm die Platten und Eigentumsrechte an den bis dahin erschienenen 18 Liederheften für 800 Gulden zu verkaufen, so hätte allein der Erlkönig ihn vor der bitteren Armut schützen können, in die er, nachdem die 800 Gulden verbraucht waren, wieder verfiel, wie er selbst bekannte, von nun an wieder der Sklave jedes elenden Krämers, während andere sich mit seinen kostbaren Gaben den Beutel füllten.

Daß ihm das finanzielle Mißgeschick, das er mit seinem Lieblingswerke hatte, nicht den Humor raubte, sehen wir daran, daß er, ein echter Spaßvogel, in fröhlicher Gesellschaft gern einmal den Erlkönig im Nebenamte auf dem Kamme blies und daß er sich auch an allen möglichen harmlosen Experimenten beteiligte, zu denen Dritte den Erlkönig benutzten; so wurde der Erlkönig mit besonderer Vorliebe in verteilten Rollen gesungen und Schubert nicht selten dabei zum musikalischen Instruktor erkoren. Dies blieben harmlose Scherze. Leider aber hatte die wachsende Popularität des Erlkönigs auch zur Folge, daß die triviale Muse, das ba-

Digitized by Google

nale Kunstgenre sich in aller Öffentlichkeit und Skandalmache des Werkes annahm. Franz Gläser, der Kapellmeister des Theaters in der Josefstadt, veröffentlichte im Jahre 1824 einen „Erlkönigmarsch mit Trio für Klavier" — wem steigt da nicht aus der Gegenwart das Bild des „gefeierten" Nibelungenmarsches empor — und Anselm Hüttenbrenner beging die mit seinem sonstigen Wesen so wenig harmonierende Taktlosigkeit, Erlkönigwalzer zu veröffentlichen, wofür ihm Schubert zum Dank durch seinen Bruder Josef Hüttenbrenner die von dem Herausgeber der Wiener Musikzeitung, Friedrich August Kanne, verfaßten bissigen Spottverse zugehen ließ:

„Sag' mir, strömt das Gefühl der jetzigen Welt nur dem Bein zu?
Seit sich die Menschen geschnürt, sanken die Herzen hinab.
Sage mir, lieblicher Kauz, was siehst in den Werken von Goethe?
Titelchen stör' ich nie auf; — Erlkönig — Deutsche, ich find's.
Sprich, wie tanzt man denn deutsch der Geisterwelt furchtbare Schauder?
Kann man nicht jegliches Lied tanzen der heutigen Welt?!"

Diabellis Zugstück „Erlkönig-Galoppe von Franz Schubert", das als Nr. 16 in einer „Neuesten Sammlung beliebter Galoppen für Klavier" erschien, hat Schubert nicht mehr erlebt. Im Jahre 1828 starb er nach einem Leben ohne äußeren Glanz und Schimmer, das aber reich war am Schöpferglück des großen schaffenden Geistes, noch nicht zwei Jahre, nachdem sein Abgott Beethoven dahingegangen war, im zweiunddreißigsten Lebensjahre. Neben dem Wanderer ist der Erlkönig das Lied, das seinen Ruhm am weitesten in die Welt getragen hat und das ihm, dem Unerschöpflichen, dessen Harfe zwischen Gebilden lachendster Sonne so viele Klänge bittersten Leides entströmten, als eins seiner höchsten Meisterwerke im trauten Verein mit den tiefschmerzlichen Gesängen der Winterreise, den beiden Symphonien in C-Dur und F-Moll und dem D-Moll-Quartett ein monumentum aere perennius. Neigen wir uns also in diesen Tagen einer besonderen Erinnerung wieder vor der in ewiger Schönheit erstrahlenden Jugendschöpfung des so bescheidenen und doch so großen Meisters, daran gedenkend, wie wir in stillen Stunden so oft es uns gestanden haben, daß wir keinen, auch den Größeren, der uns so tief erregt, Beethoven, nicht, so von Herzen zu lieben vermögen wie ihn.

Phantasus

Durch meinen schwarzen, schwimmenden Taxuswald
unter Sternen, die sich spiegeln,
labyrinthisch,
treibt mein Boot.

Berückend, verlockend, zaubersüß,
singt
ein Märchenvogel.

Die ganze Nacht!

Meine träumenden Hände
tauchen in schimmernde Wasserrosen.

Unten,
lautlos, die Tiefe.

Arno Holz

Digitized by Google

Irrtum

Ein lila Kleid — ein weißer schwipper Reiher,
Ein zart Figürchen wie bei Marionetten,
Das Ganze: schlanker Linien Andachtsfeier:
Um mich zu ketten!

Ein schwarzer Hut, leicht auf das Ohr geschoben,
Ein Nicken, welches gnädig und gelassen,
Ein schmal Gelenk, zum Handkuß leicht gehoben:
Um mich zu fassen!

Ein Blondhaar, das vom Schleier überspannt ist
Und doch verrät die reichen, vollen Flechten.
Ein Augenpaar, des Glänzen fast frappant ist:
Um mich zu knechten!

Schmalfüßchen in galanten Bändelschuhen,
Schmalhändchen, die geschmückt mit bunten Ringen
Weißleuchtend auf dem Kleid von Lila ruhen:
Um mich zu zwingen!

Und Worte, welche Geist und — Herzchen streicheln
Und doch von Ernst und von Verständnis zeugen,
Ein wenig necken und ein wenig schmeicheln:
Um mich zu beugen!

Und ich? — Ich lasse gerne mich umblitzen
Als braucht' ich Feuer und Gefahr nicht scheuen,
Und könnte einfach so daneben sitzen:
Um mich zu freuen!

Hans Caspar von Zobeltitz

Digitized by Google

Blick auf Djakova. Im Hintergrunde das albanische Grenzgebirge des Schar Dagh

Wirtschaftliche und kulturelle Aussichten in Albanien

Von Marie Amelie Freiin von Godin

Oesterreichisch-deutsche Truppen besetzten Mitrowitza, Vutschitern, Prischtina und Ipek, bulgarische Dibra, den berühmten Katschanikpaß, Prizrend, Djakova und Struga; Vierverbandsschiffe versuchen Landungen in Santi Quaranta; die österreichische Flotte versenkt italienische Schiffe in Shengt Gjin (San Giovanni) und auf dem Wege nach Durazzo, Italien vermehrt seine Besatzungstruppen in Valona und verliert dabei einen Kreuzer; die serbische Armee versucht den Rückzug von Dibra über Elbassan und Tirana, sowie durch das Tal des Weißen Drin von Prizrend nach Skutari, wo schon ihr König seinen Sitz aufgeschlagen haben soll; albanische Banden, im ganzen Lande plötzlich organisiert, treten den Serben an unserer Seite entgegen. Kurz, albanischer Boden, nicht nur der des Fürstentums, sondern die ganze ethnographisch albanische Erde, ist im Laufe der letzten Wochen zum Hexenkessel geworden, in dem voraussichtlich durch die leidenschaftliche Parteinahme der Bevölkerung für die Zentralmächte dem Vierverband zum Schaden alle Hoffnungen unserer Gegner und die Reste des serbischen Heeres zerbröckelt und vernichtet werden.

Als zur Zeit der großen albanischen Aufstände vor fünf Jahren Djavid Pascha mit einer Armee von vielen tausend Mann ins Lumagebiet vordringen wollte, haben ihn hundert albanische Bewaffnete daran gehindert: denn da war ein einziger Saumpfad, den das Heer Djavids benützen konnte, und diesen einzigen Saumpfad bestrichen die hundert Albaner aus dem Hinterhalt mit ihren Flinten ... So ist albanisches Alpengebiet beschaffen. Darum muß die Unkundige überraschende serbenfeindliche Haltung der muhammedanischen wie der christlichen Bevölkerung Albaniens den fliehenden Serben äußerst verderblich werden; Albanien selbst aber gehört damit wohl für immer noch mehr als bisher in den Interessenbereich der Mittelmächte.

Deshalb erscheint im jetzigen Augenblick eine Darlegung albanischer Zustände und Aussichten nicht überflüssig, ehe eine Stellungnahme offizieller und nichtoffizieller Kreise Albanien gegenüber erfolgt ist, um so mehr, als durch den Mangel deutscher Konsulate über dieses Land bei uns vielfach eine größere Unkenntnis herrscht, als über die entlegensten Gebiete Zentralafrikas. — Weiteste Kreise Deutschlands wissen von Albaniens ethnographischen, landschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen, Bedingungen, Entwicklungsmöglichkeiten gar nichts, erinnern sich nur der durch die Schuld gewisser politischer Intrigen allerdings gleicherweise operettenhaften wie tragischen politischen Ereignisse vom Frühjahr und Sommer 1914, und ahnen gar nicht, wie zufällig diese Begebenheiten waren, durch Verhältnisse und Lage Europas besonders innerhalb des Dreibundes hervorgerufen: Verhältnisse, denen freilich die unglaubliche politische Naivität von achtzig Hundertstel des albanischen Volkes traurigerweise entgegengekommen ist.

Zunächst müssen die wirtschaftlichen Bedingungen eines Landes interessieren, das voraussichtlich nach dem Kriege in dieser

Digitized by Google

oder jener Form unserem Einfluß- und Interessengebiet zugehören wird.

Albanien ist allerdings heute, durch sieben Jahre Krieg nach jahrhundertelanger Mißwirtschaft, in einen äußerst traurigen Zustand geraten. Im sogenannten Wilajet Kossovo — also der Gegend von Mitrowitza, Vutschitern, Prischtina, Prizrend, Djakova und Ipek — sind in den drei Jahren Serben- und Montenegriner-Herrschaft die ehedem blühenden albanischen Ansiedlungen zerstört worden. Für den Zweck dieser Zeilen kommt in Betracht, daß das Land dort vor dem Balkankriege sehr ertragreich war und die Bevölkerung geeignet, diese Fruchtbarkeit auch auszunützen; gerade ihre größere landwirtschaftliche Tüchtigkeit hatte nämlich dazu geführt, daß der Grundbesitz schließlich ganz den ursprünglich in der Minderzahl befindlichen Albanern in die Hände kam, obschon der mehr und mehr aus der Gegend schwindende Serbe in jeder Weise durch die Konsuln des benachbarten Königreichs und oft auch durch die Mächte der Pforte gegenüber beschützt und darum begünstigt worden ist. Mais, Weizen, Tabak, Obstkulturen allerart gediehen in gleicher Weise.

Der Albaner des Kossovo ist überdies nicht nur ein guter Bauer, er ist auch ein tüchtiger Handwerker, ebenso sein südwestlicher Volksgenosse, der Dibraner, und die Leute aus der Gegend von Tirana. Die Waffen albanischer Waffenschmiede sind im ganzen Orient berühmt und gesucht. Ich selbst habe albanische Klingen gesehen, die den berühmten Klingen aus Damaskus sicher gleichwertig sind. Der Nordalbaner fertigt des weiteren schöne Metallarbeiten. Die Büchsen aus dem Kossovo, prächtigste Inkrustationsarbeit, zeichnen sich durch besondere Feinheit der Ornamentik und Sorgfalt der Durchführung aus. Eine ehedem blühende Fertigkeit, schönste Kupfergefäße herzustellen, die Gold- und Silberschmiedekunst sind in den letzten Jahrzehnten zwar zurückgegangen an künstlerischem Wert, stehen aber immer noch auf achtenswerter Stufe. Heute noch in voller Blüte ist die Teppichwebe- und -knüpfarbeit, die Stickerei, die Anfertigung kleiner feiner Nadelspitzen, eine ganz eigenartige Fertigkeit Holz zu bemalen und zu schönen Truhen und Täfelungen zu verwenden. Von großem Reiz ist ferner die albanische, besonders in der Gegend von Tirana geübte Art, selbstgewebte Seidenstoffe mit Goldfäden oder andersfarbigen Fäden mit der Hand zu durchziehen, wodurch Stücke von großem Reiz, mitunter köstlichstem Brokate ähnlich, entstehen.

Karte von Albanien

Durch seinen gebirgigen und klimatisch rauhen Charakter ist das Land um Dibra für Landwirtschaft wenig geeignet. Gerade dort ist aber die Teppichknüpferei und der Handel vor der Serbenherrschaft sehr in Blüte gewesen. Ich selbst kannte mehrere Dibraner, die sich durch Teppichhandel großen Stils ein Vermögen von einer Million und darüber erworben hatten. Manches Handelshaus auch, in dem der Reichtum schon durch Generationen mit der geschäftlichen Tüchtigkeit fortbestand. Heute ist durch die serbischen Verwüstungen vor zwei Jahren freilich in der Gegend von Dibra kein Stein mehr auf dem andern, aber die Veranlagung der Bevölkerung blieb

Digitized by Google

Südalbanisches Bergtal mit der Stadt Delvino. Im Hintergrunde der Soboti

natürlich und wird sich wieder betätigen, sobald ihr die Verhältnisse wieder leidlich günstig sind.

Eine ähnliche Bedeutung als Handelsplatz für Erzeugnisse albanischen Handwerkes hatte außer Dibra nur noch Skutari, das allerdings viel mehr als Dibra auch für den Austausch sonstiger Waren mit dem Westen in Betracht kam. Valona, Santi Quaranta und San Giovanni hingegen verluden hauptsächlich Öl, Felle und etwa Pferde; Handelszentren im eigentlichen Sinne waren sie noch nicht.

Neben der Ebene von Kossovo, in der das Land durchweg kleineren und größeren Bauern gehörte und nur ausnahmsweise größere Bodenflächen in einer Hand vereinigt waren, kommt heute und in Zukunft für Landwirtschaft in größerem Umfange die Ebene an der Meeresküste oder sofort hinter den Küstenhöhen in Betracht. Hier haben — den Süden, der durch die Griecheneinfälle verwüstet wurde, ausgenommen — auch am wenigsten Zerstörungen stattgefunden, so daß mit der Arbeit fortgefahren werden kann, wo sie bis heute betrieben wurde.

Die Bojanamündung mit ihrem angesammelten Schlamm hatte neben ihrer kommerziellen Bedeutung als Straße nach Skutari gerade wegen ihrer großen Fruchtbarkeit die Begehrlichkeit Montenegros geweckt, das sich ein Gebiet einverleiben wollte, dessen reiche Erträgnisse die absolute Unfruchtbarkeit der Schwarzen Berge auszugleichen imstande waren. Die Gegend an der Bojana, nur zum kleineren Teile urbar gemacht, gehört verschiedenen Bergstämmen, ebenso die Gegend am Matflusse.

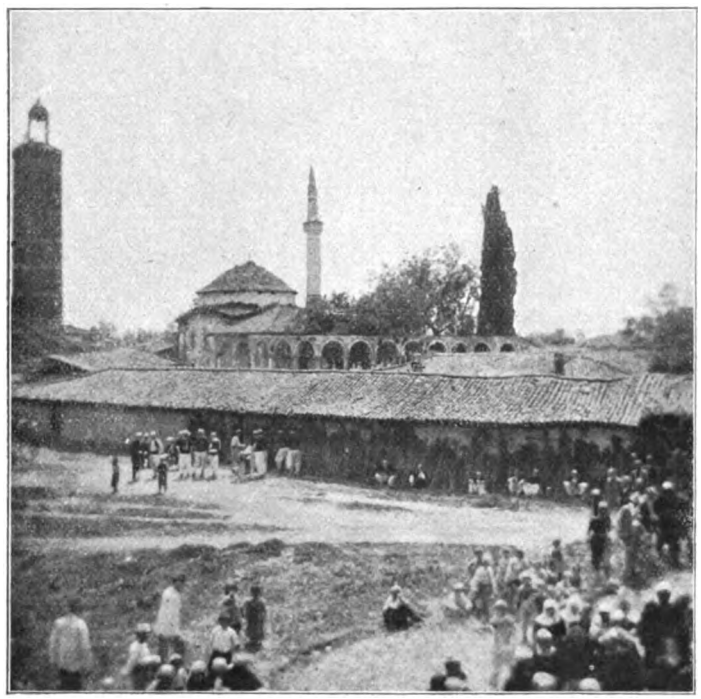
Völlig andersgeartet sind die Besitz- und Wirtschaftsverhältnisse in der äußerst fruchtbaren Ebene zwischen der Drinmündung, Durazzo, Kruja und Tirana, zwischen Durazzo und Valona, Berat und Fieri und der Ebene hinter den Küstenbergen von Santi Quaranta bis zur ehemaligen griechischen Grenze. Hier ist das Land zu gut drei Fünftel in der Hand des Feudaladels, nur etwa zu ein Fünftel in der Hand von freien Bauern und Gemeinden und zum letzten Fünftel ist es Vakuf, d. h. eine Art religiöses Majorat, über dessen Erträgnisse, da es im Laufe der letzten vier Jahrhunderte vom Feudaladel gegründet wurde, zum größten Teil wieder der Feudaladel verfügt. — Immerhin könnte dieses Vakuf, da es so ziemlich das einzige Land in Albanien bedeutet, das nicht fest bestimmten Besitzern angehört, vorsichtig und schonend zu Krongut oder Staatsgut umgewandelt werden.

Da die Besitzverhältnisse dieser großen Ebenen, die in der Folge, entwässert und richtig bewirtschaftet, zur Kornkammer Albaniens werden könnten, für die wirtschaftliche Zukunft des Landes von größter Bedeutung sind, seien sie hier ausführlicher behandelt.

Als in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts plötzlich dem Feudalsystem in Albanien ein Ende bereitet wurde, traf diese Gewaltmaßnahme den Lehensadel, d. h. die Familien der erblichen Sultanstellvertreter und die von ihnen erblich belehnten Häuser, unvorbereitet. Nirgends war der Lehensbesitz in Eigenbesitz umgewandelt, so daß sich der Adel von heute auf morgen nach üppigstem Überfluß (die Vlora hatten z. B. ein Jahreseinkommen von etwa fünf Millionen Franken) gänzlicher Armut gegenübersah.

Digitized by Google

Außer in der Mirdhita, die aber, clanmäßig organisiert wie der ganze Norden, hier schlecht zum Vergleich herangezogen werden kann, war der Adel überall, um sich Stellung und Besitz zu wahren, längst zum Islam übergetreten. Als nun das sogenannte Tanzimatgesetz ihren Vorrechten ein Ende schuf, sanken manche Adelsfamilien zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit, gerade die mächtigsten aber, die Toptani, Libohova, Vlora und Vrioni, wandten sich sofort nach Konstantinopel, wo man sich bestrebt zeigte, sie mit Ehren und Einkünften für ihre Einbuße an Macht zu entschädigen. In die ersten Staatsstellen erhoben, benützten sie ihre neuerworbenen Reichtümer, um möglichst viel Grund



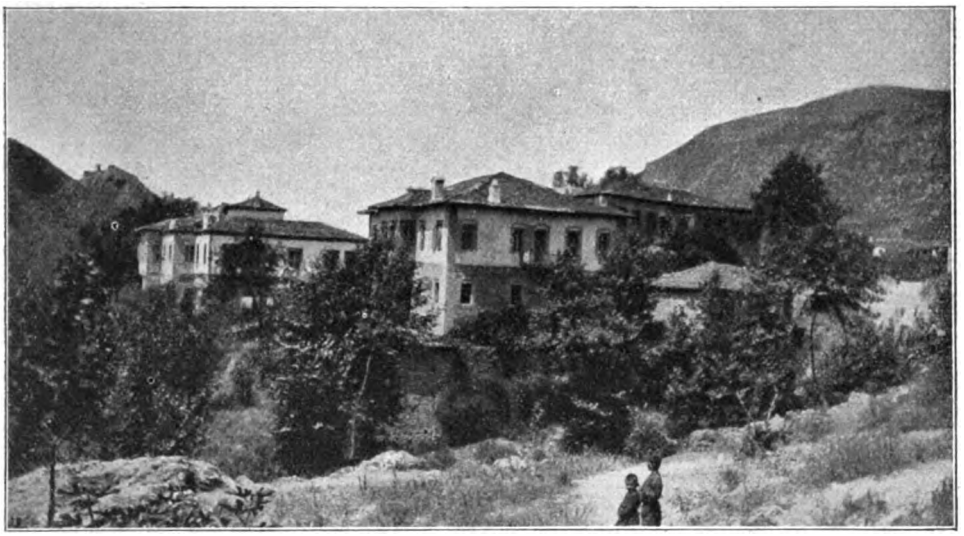
Markt in Kavaja

und Boden — tunlichst billig — in jenen Gegenden zu kaufen, die sie jahrhundertelang als Sultanstellvertreter beherrscht hatten und trotz aller Konstantinopolitaner Ehren als ihre Heimat betrachteten.

So kamen beispielsweise die Vrioni bei Berat und Fieri zu einem Grundbesitz besten Ackerlandes von etwa 35000 Hektar, der ihnen allerdings beim heutigen Ausnützungsstand nicht mehr als rund 200000 Franken jährlich abwirft, während die Vlora bei Valona (albanisch Vlorë) bei kaum geringerem Grundbesitz auch kaum geringere Bodeneinkünfte ernten. Die Toptani, Essad Pascha inbegriffen, haben bei Tirana Güter, die jenen der Vrioni und Vlora unbedeutend nachstehen. Erwähnt sei hier, daß diese Familien Land nur unter sich verkaufen, und daß ohne ihre Vermittlung auch Land, das ihnen nicht gehört, schwer zu bekommen sein wird, weil die Bevölkerung ihrem Rate folgt, daß aber einzelne ihrer Glieder, durchaus verlässig, ernsten Interessenten, ohne eigenen Vorteil, gerne an die Hand gehen werden. Auf ihren eigenen Gütern lassen diese Feudalen bis heute alles den alten Gang gehen und warten für rationelle Wirtschaft auf geordnete Verhältnisse, die ihnen die Möglichkeit bieten werden Hypotheken aufzunehmen, die es bis jetzt in Albanien nicht gibt, und ihren Betrieb dann der Neuzeit anzupassen.

Heute herrscht überwiegend Erbpacht. Nur der geringste Teil der Güter wird vom Besitzer selbst bewirtschaftet. Und zwar kommen auch im Erbpacht vielfach die alten Lehensverhältnisse insofern zum Ausdruck, als der Bei, indem er die früheren Lehensbesitzungen kaufte, häufig die ehemaligen Gefolgschaftsleute seines Hauses als Erbpächter wieder übernahm. Ganz überwiegend ist das Verhältnis zwischen Herrn und Erbpächter gut patriarchalisch. Bricht bei den Hühnern die Läuseplage aus, kommt man zum Bei, seinen Rat zu erbitten. Auch mit den neuhinzutretenden Pächtern ist das nicht anders. Diese erhalten vom Grundherrn ein Haus, Ackerland, Vieh, Geräte und die erste Saatfrucht. Dem Pächter steht außerdem die unentgeltliche Nutzung der Gutsweiden (stets ein Drittel des Gutes) und Holz für Bedarf und Feuerung aus den Gutswäldern frei. Ein Drittel des Erträgnisses zahlt der Bauer als Pacht; der Zehent, die Staatssteuer, fällt dem Pächter zur Last. Der Grundherr darf auf den Pachtgründen allerdings Verbesserungen und Anpflanzungen auf eigene Rechnung vornehmen und kann, obwohl Dienstzwang als Recht unbekannt ist, namentlich die weiblichen Angehörigen seiner Pächter zu Dienstleistungen anhalten. Vergewaltigungen an Bauern sind selten und werden allgemein mißbilligt. Ich habe stets gefunden, daß der Gutsherr in schweren Zeiten bestrebt war, selbst durch persönliche Opfer seinen Bauern auszuhelfen. Der Vertrag ist kündbar, dem Bauern aber leichter als dem Herrn. Das Erträgnis der Güter ist bei diesem System, wie erwähnt,

Digitized by Google



Häusergruppe aus Delvino

gering, weil es an Bauern mangelt, und diese zu rückständig und nicht geldkräftig genug sind, die nötigen Entwässerungen und sonstigen Verbesserungen durchzuführen. Auch die hier ziemlich zahlreichen Walachen nicht. Soll Albanien aufblühen und nimmt seine Bevölkerung zu, so muß folglich mit diesem System gebrochen werden. Die Hetzer, welche unter dem Fürsten Wilhelm bereits versuchten, den Bauern gegen seinen Herrn aufzustacheln, sollten aber nicht übersehen, daß eine Zertrümmerung des Besitzes zunächst, um den Ertrag, wie für das Land und seine Entwicklung wünschenswert, möglichst rasch zu heben, nicht anzustreben ist, da Großgrundbesitz sich viel leichter das nötige Kapital für durchgreifende Verbesserungen verschaffen kann. Der Großgrundbesitzer wird vielmehr seine Güter in eigene Verwaltung nehmen müssen. Daß dabei Härten gegen den Bauernstand vermieden werden, wie sie das Ende des Kolonensystems in Mitteleuropa mit sich brachte, ist bei der verhältnismäßig geringen Zahl der Bauern wohl durchzuführen und steht auch bei der überwiegend fortschrittlichen und patriotischen Gesinnung gerade des Großgrundbesitzes zu erwarten. Als Beweis für diese Gesinnung ein tröstliches Beispiel: Im Jahre 1907 haben italienische Kapitalisten Pachtanträge an mehrere albanische Großgrundbesitzer gestellt. Die Banca agricola d'Italia garantierte mit einer Summe von mehr als zwei Millionen Franken. Man hat diese Anträge, die schon im voraus durch zwei Großkreuze der corona d'Italia unterstützt wurden, abgelehnt, nur weil als Bedingung die Einführung italienischer Arbeiter gestellt wurde.

Von den Küstenebenen und der Ebene des Kossovo abgesehen, sind auch in den albanischen Alpengebieten manche sehr fruchtbare Gegenden; so wachsen — als Beispiel für viele andere, — in der Gegend von Luria in Nordalbanien, neben Getreide jeder Sorte,

Gruppe von Malissoren

Digitized by Google

Kürbisse von einer Riesengröße, wie ich sie vordem nicht für möglich gehalten hätte. Was die Art der landwirtschaftlichen Erzeugnisse betrifft, so wird hauptsächlich Mais, aber auch viel Weizen und reichlich Reis gebaut. Im ganzen Süden des Landes, bis in die Gegend von Durazzo gedeiht ein vorzüglicher Wein. Die Ölproduktion macht besonders in der Gegend von Valona heute schon eine gewisse Ausfuhr möglich. Überhaupt ist Valona begünstigt mit einem milden und durch die Nähe der Berge doch nicht erschlaffenden Klima, das durch geringe Entwässerungsarbeiten auch fieberfrei werden wird. Mandeln, Orangen, Granaten reifen. Versuche mit Baumwollpflanzungen brachten guten Erfolg. In allen Tälern Albaniens gedeiht die Maulbeere; Kastanie und Welschnuß, Feige, Kirsche und Pfirsich lohnen geringe Mühe durch reichsten Ertrag.

Wo die allzugebirgige Landschaft im Innern Landwirtschaft erschwert, wird Viehzucht getrieben. Das Rindvieh, fast überall das ganze Jahr im Freien, da es im Winter in die Ebene getrieben wird, ist klein, und die Rasse bedarf der Aufbesserung. Milch wird als Joghurt viel genossen, frische Butter ist fast unbekannt, die Butter wird vielmehr, um sie aufzubewahren, sofort eingeschmolzen. Kuhkäse wird wenig bereitet, hingegen viel vorzüglicher Schafkäse (Labkäse). Überhaupt blüht Schafzucht mehr als Viehzucht. Am meisten in der Gegend südlich von Valona, wo sie den schönen Bergstädten der Laberie (akrokeraunische Alpen) zu wirtschaftlichem Wohlstand verholfen hat, so daß dort Leute mit 4—7000 Franken Jahreseinkommen aus ihren Herden und Ölbäumen durchaus nicht selten sind. Übrigens sind diese Gegenden mit ihren uralten, wunderschön getäfelten Häusern, denen unsere Bauerndörfer kaum gleich Geräumiges, gleich Sauberes und gleich Hübsches an die Seite zu stellen hätten, durch die „Epiroten"-Einfälle des Sommers 1914 völlig verwüstet worden.

Neben dem gewöhnlichen Vieh benutzt Albanien den schwarzen Büffel, der die Feldarbeit sogar fast allein besorgt.

Das kleine albanische Pferd, dem bosnischen an Wert und Art nahe verwandt, ist unübertrefflich an Ausdauer und Genügsamkeit und wird heute schon in ziemlich großer Zahl besonders nach Italien ausgeführt. Allein von all den europäischen Ländern, die jahrhundertelang zur Türkei gehörten, birgt Albanien, von den Türken im Innern nie tatsächlich erobert, große Wälder. Im Gebirge besonders Nadelholz und Eiche, gegen die Küste Nußbaum, wilde Kirsche, immergrüne Eiche, wilde Birne, Kastanien-, Ölbaum- und Platanenwälder. In der Gegend von Valona und nicht minder Tirana sah ich Platanen, deren Kronen eine Fläche von über achtzig Meter Umkreis überschatteten. Dieser große Holzreichtum kann heute des Straßenmangels wegen so gut wie gar nicht ausnutzt werden, muß sich aber zu einer Quelle des Reichtums entwickeln, sobald die Verhältnisse sich ordnen. Nur wäre es falsch, wenn zentraleuropäische Unternehmer sich dem Glauben hingeben würden, daß diese albanischen Wälder einzig zur Bereicherung ihrer Taschen gewachsen seien. Die Albaner sind sich vielmehr des Wertes dieser Wälder wohl bewußt. Er ist groß genug, um dem Lande selbst und dem fremden Kapitalisten genügenden Verdienst zu bringen.

Nicht weniger wird die große Zahl Sommer und Winter sehr wasserreicher Flüsse mit äußerst starkem Gefälle der Zukunft des Landes förderlich sein. Diese Flüsse werden genügen, Bahnen und Industrien mit Elektrizität zu versehen. Auch darf als günstiges Moment die Gliederung der Küste mit ihren prächtigen Häfen von Durazzo, Valona und Santi Quaranta nicht unterschätzt werden, ebensowenig wie die Nähe österreichischer und italienischer Hafenplätze, die natürlich einen billigen Austauschverkehr ermöglicht. —

Was Bodenschätze anbelangt, so sind bis heute nur sehr wenig verläßige Untersuchungen angestellt worden. Ein so vorzüglicher Albanienkenner aber wie Privatdozent Dr. Albrecht Wirth (München) versichert mir, daß nach seinen eigenen Forschungen und gesammelten Nachrichten von den Forschungen anderer, Albanien an Metallreichtum die übrigen Balkanländer überrage. Gewiß ist, daß die Entdeckung manches Metallagers und ähnliche günstige Ergebnisse heute von den Beteiligten geheimgehalten werden, damit ihnen, nach Regelung der albanischen Verhältnisse, die Ausnützung ihres Forschungsergebnisses möglich ist und nicht von anderen streitig gemacht werden kann. Sicher gibt es in der Gegend von Valona Salpeter, und die nördlich von Valona gelegenen Asphaltlager waren schon im Altertum berühmt, konnten aber bis heute durch eine italienisch-französische Gesellschaft nur kärglich ausgebeutet werden. In den nordalbanischen Alpen wurde Kupfer gefunden, und sicher ist auch, daß der Matfluß Gold mit sich führt.

Meiner Überzeugung nach wird die unvergleichliche, äußerst mannigfaltige landschaftliche Schönheit Albaniens zu einer Hauptquelle seines Reichtums werden, sobald der Reisende nicht mehr Gefahr läuft, bei dem kleinsten Ausfluge von Krieg oder Stammesfehde überrascht zu werden, und sobald ein paar Straßen und einige Gasthöfe es ermöglichen, auch ohne Kenntnis der Landessprache und ohne die allerdings schier grenzenlose Gastfreiheit der albanischen Eingeborenen in Anspruch zu nehmen, wenigstens einige Kilometer ins Land vordringen zu können. Albanien, in dessen Hochgebirgen von September bis Mai tiefer Schnee liegt, während zum Beispiel am Golf von Valona oder in der Gegend von Durazzo an jedem Wege die Feige reift, bietet dem Freunde des Südens wie dem Liebhaber des Nordens, was er sich wünschen mag. Der Golf von Valona, von hohen Bergen umschlossen, von Orangen-,

Digitized by Google

Bild auf Argyrokastron in Südalbanien

Digitized by Google

Kastanien- und Mandelhainen umsäumt, mit seinen myrtenumsponnenen Hängen, seinen Dünen am Ausgang zum Meere, die von dunkelrotem Rhododendron wie von Glut übergossen sind, mit seinem herrlichen Blick auf die lichtflimmernde See, auf der die Insel Sasano strahlenumwoben, wie den Fluten entstiegen, ruht, mit Kanina und dessen trutziger Riesenfeste im Hintergrunde, — dies Valona steht an landschaftlichem Reiz den herrlichsten Orten der Riviera gewiß nicht nach und wird ohne Zweifel, sobald die mit sehr geringen Kosten mögliche Austrocknung der nördlich Valona gelegenen Ebenen die Malaria verbannt, zu einem der beliebtesten und lohnendsten Reiseziele Europas werden. Die Aussicht von der Burg Kanina gehört sicher zum Schönsten, was überhaupt an landschaftlicher Schönheit

Gruppe von Tosken in Südalbanien

denkbar ist, denn außer dem Blick auf Valona und seinen Golf, kann das Auge der Küste folgen bis weit nach Norden, bis Durazzo, sieht man an klaren Tagen die Küste von Brindisi wie einen feinen grauen Streifen im Azur von Meer und Himmel und staunt über die tausend schneeigen Gipfel des unendlich vielgestaltigen albanischen Berglandes, das sich im Rücken des Beschauers dehnt.

Kanina — wie übrigens außer der Küstenebene ganz Albanien — ist fieberfrei.

Herrlich ist auch Delvino im Süden, das, in eine Bergschlucht eingebaut, ganz vom Rauschen des Gießbachs erfüllt ist, der sich tief zwischen den Häusern sein zerklüftetes Bett gegraben hat, und vom süßen Duft der Millionen Zyklamen, die jeden Fels und Rain mit einem Purpurteppich überziehen. Um jeden Stamm schlingt sich die Rebe, von allen Bergen klingen die Schellen weidender Schafe, und die Gipfel vergoldet die strahlendste, mildeste Sonne. Ganz anders wieder die Gegend von Tirana, wo freundliche Hügel mit weichen Linien das Auge zu den ernsten Umrissen des schneebedeckten Hochgebirges hinleiten, wo durch die fruchtbarsten Niederungen unzählige hurtige Bächlein murmeln, wo die entzückend originelle Stadt selbst mit all den hübschen Palästen und Landhäusern der Toptani ein eigentümliches Gemisch arabischer Leichtigkeit und albanischer Schwere verkörpert. Oder dann die Gegend von Luria mit ihren kristallklaren Bergseen, ihren windstillen Tälern. Das geheimnisvolle Oroschi mit der Erzabtei und der Residenz Preuk Bib Dodas, in seinem Kranz hoher Berge. Da sind viele Orte, die für Schneesport und Lungenkuren sicher in kurzen Jahrzehnten in Betracht gezogen werden, so gut wie Davos. Wer gesund ist — kann dann zwischen Rodeln und Eislauf in den Urwäldern Bären und Luchse jagen. Wen die Sauhatz mehr lockt, der hat längs der Küste — in unzähligen Schluchten Gelegenheit genug dazu ... und wenn er einen Tag nichts erlegt, mag er sich des Abends um die lodernden Lagerfeuer von den albanischen Treibern Wechselgesänge improvisieren lassen — dann vergißt er, bei diesen wilden, merkwürdig packenden, dem apollonischen*) Kirchengesang ähnlichen Weisen, sicher sein Mißgeschick. Viel öfter aber wird er weit mehr Wildschweine erlegen, als er zu hoffen wagte.

So ist Albaniens Zukunft sicher nicht aussichtslos. Selbst die besten Aussichten könnte indes eine ungeeignete Bevölkerung vereiteln. Ungeeignet für Fortschritt und Entwicklung ist die albanische aber gewiß nicht. An anderer Stelle sprach ich schon von ihrer Tauglichkeit für Landwirtschaft, Handwerk und Handel, hier möchte ich zum Schluß ihr Bild ergänzen. Soll ein allgemeines Charakterbild entworfen werden, so möchte ich sagen, der Albaner ist sehr klug, zäh, aber unruhig, durch sein fast krankhaftes Ehrgefühl einerseits schwierig zu behandeln, anderseits mit Klugheit leicht zu leiten, von großer Anhänglichkeit an jede Überlieferung und darum bei aller Regsamkeit im Grunde nur langsam zu gewinnen. Für den genaueren Kenner sind die verschiedenen Stämme sehr ungleich. Der Südalbaner, der Toske, ist besonders scharfsinnig, aber auch

*) Apollonia ist das heutige Pojani zwischen Valona und Durazzo.

Digitized by Google

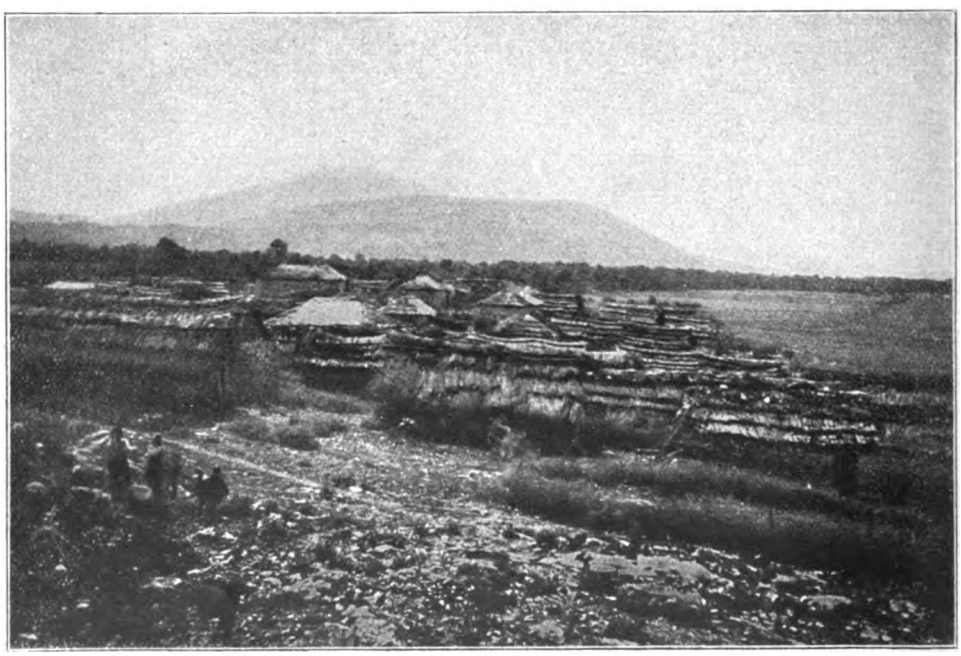
Die Bergstadt Kanina. Im Hintergrunde die große Burg der Vlora (vor 1500 venezianische Festung)

durchtriebener, der Nordalbaner, der Gege, arbeitsamer und konservativer, hinwiederum der Labe in den Akrokeraunischen Alpen kriegerischer, mehr feudal gesinnt, sittenreiner als die übrigen Südalbaner, aber auch spitzfindiger und schlauer als der strebsame, saubere, eifrige Albaner der Gegend von Arghyrokastro und Koritza. Der Albaner der Mat ist besonders raublustig, der der großen Malcija südlich und östlich von Skutari besonders treu, rein, wahrhaft, aber auch besonders der Rache hingegeben. Verschieden ist der oft verdorbene Albaner der Städte vom Landvolk. Jeder Albaner aber, jeder Gegend und jeden Glaubens, hat einen großen Takt, eine angeborene Feinfühligkeit des Auftretens. Ein lauter Streit, eine Schlägerei ist in Albanien ein Ding völliger Unmöglichkeit. Ich habe in zehn Jahren niemals jemand auf der Straße oder in Versammlungen mit erhobener, zorniger Stimme reden hören. Niemals wird ein Albaner den anderen oder wen immer stoßen oder anfassen. Selbst in den Basaren geht alles völlig ruhig ab. Selbstbeherrschung wird vom kleinsten Kinde verlangt. Wer sie auch nur einmal verliert, hat für immer die öffentliche Achtung verloren. Die Gastfreiheit ist in allen Gegenden Albaniens ohne Grenze. Überall wird der Fremde in jedem Hause aufgenommen und bewirtet, ohne daß jemand

Albanische Krieger

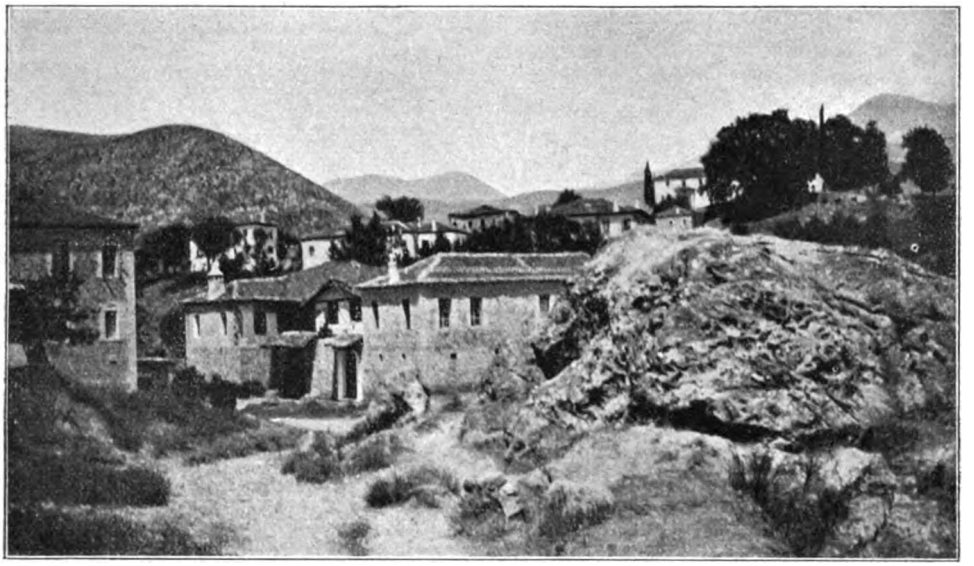
Digitized by Google

nach dem Woher und Wohin, der Länge des Aufenthaltes fragt. Bezahlt wird nie. Der Gast ist heilig. Wer sein Haus schlösse, könnte in Albanien nicht leben. Wer die Gastfreundschaft verletzt, dem Gast ein Haar krümmen läßt, ist für immer verächtlich. Oft geht ein Armer auf Raub aus, um sich wieder den Kaffee und Zucker für seine Gäste beschaffen zu können. Neben dieser Gastfreiheit ist die unvergleichliche Ritterlichkeit Frauen gegenüber des Albaners beste Eigenschaft. Jede Frau, auch eine Fremde, kann, wenn sie Strapazen nicht scheut, allein durch Albanien reisen. Ihre Ehre, ihr Besitz, ihr Leben und Wohlergehen sind jedem Albaner heilig. Wer eine Frau in irgendwelcher Hinsicht antastet, ist für immer ehrlos. Das gilt im Frieden. Aber auch in der höchsten Kampfesleidenschaft sind Frauen und Kinder in Albanien noch nie verletzt worden. Obschon die Frau, auf dem Lande trotz des Islam überall wirklich die Genossin des Mannes, vielerorts am Kampfe teilnimmt und dann natürlich auch dem Manne gleich im Kampf fallen kann. Die Frau, die nicht kämpft, braucht vom albanischen Feinde nichts zu fürchten. Deshalb läßt vor einem siegreich einfallenden albanischen Gegner der zur Flucht gezwungene Albaner Weib und Kind ruhig zurück, da ihnen niemals und unter keinen Umständen Schlimmes geschieht, ja ihre Gegenwart Haus und Gut in jedem Falle vor Zerstörung schützt. Freilich kennt der Albaner auch gegen männliche Feinde keine Grausamkeit. Er tötet — auch aus dem Hinterhalt, bei Rachemorden in gewissen Gegenden sogar besonders aus dem Hinterhalt — und wenn es eine Ehren- oder Rachevorschrift befiehlt, tötet ohne mit der Wimper zu zucken sogar der Vater den Sohn und der Bruder den Bruder, aber Verstümmlungen, Martern, sonst am Balkan so verbreitet, kommen in Albanien niemals vor. In den Kämpfen gegen Griechen, Serben und Aufständische, deren ich in Albanien Zeugin war, unter den viel hundert albanischen Verwundeten, sah ich nicht eine einzige Wunde, sofern sie von Albanern herrührte, gegen die der Verdacht unerlaubter Grausamkeit hätte erwachen können. Zur Zeit der Aufständischenkämpfe unter dem Fürsten Wilhelm sandte uns die Gegenpartei unsere Verwundeten, weil wir „die besseren Ärzte" hätten. Sich an einem Verwundeten zu vergreifen, gilt in Albanien als unauslöschliche Schmach. Baron Nopça, dieser genaue Kenner Albaniens, sagte mir, daß er in vielen Jahren in Albanien niemals Zeuge einer Grausamkeit geworden ist und schrieb den Mangel an Grausamkeit der Phantasielosigkeit der Albaner zu. Was immer der Grund sei, die unbestreitbare Tatsache wird die Erschließung Albaniens erleichtern. Das rasche Aufblühen des Landes lassen noch andere Eigenschaften erhoffen. So war die staatsmännische Begabung des Südalbaners in der Türkei sprichwörtlich. Wo dem Albaner, besonders dem südlichen Tosken höhere Bildung zugänglich war, hat er sie fast immer gut zu nutzen verstanden. Eine Reihe von Großwesieren waren Albaner, deren härterer Charakter und biegsamerer Geist ihnen im Laufe der Zeit eine wirkliche



Das größte Maisgut der Familie Delvino in der Gegend bei Butrento in Südalbanien

Digitized by Google

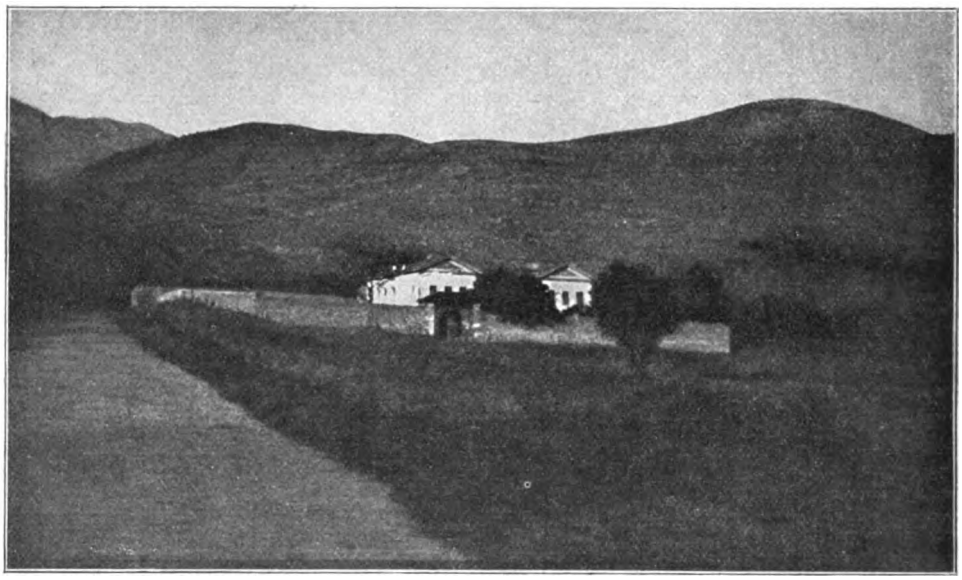


Häusergruppe aus Delvino

geistige Führerschaft über die weicheren Türken verschaffte. Daß Mehemed Ali und fast alle ägyptischen Staatsmänner Albaner waren und sind, ist bekannt. Unter sich spricht diese ägyptische Oberschicht noch albanisch. Der Albaner hat fremden Völkern gegenüber überhaupt in Wahrung seiner Eigenart viel Widerstandskraft, was er außer im eigenen Lande gegen die Türken, in Italien, wo große Albaneransiedlungen seit Jahrhunderten blühen, in Dalmatien und in Griechenland, wo in der Umgebung Athens von der fast rein albanischen Bevölkerung noch heute durchweg albanisch gesprochen wird, bewiesen hat.

Im Augenblick des Herrschaftswechsels in der Türkei war der Großwesir, der deutschfreundliche Ferid Pascha Vlora, Albaner. Ebenso der Scheich ül Islam. Auch Niasy Bei, der den Umsturz herbeiführte; Enver Pascha ist zur Hälfte albanischen Blutes. Fast alle Richter und Advokaten des ganzen osmanischen Reiches waren (und sind) Südalbaner, so daß schließlich die Herkunft aus der Gegend von Arghyrokastro bei Bewerbungen um Richterstellen fast schon als Beweis für die Befähigung galt. Diese Beispiele müssen hier genügen — ich könnte viele andere anführen —, um zu beweisen, daß Albanien deshalb so auffallend zurückblieb, weil beständig eine Abwanderung der Intelligenz nach Konstantinopel stattfand, wo ihr ein weiter Wirkungskreis geboten wurde, während die Provinz Albanien selbst, d. h. die albanischen Wilajets, gerade aus Furcht vor der Überlegenheit der Bevölkerung an Intelligenz und Willen, mit allen Mitteln zurückgehalten wurden. Ohne Schulen, ohne Wirksamkeit, da auch zur Hebung von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe nichts geschah, ohne Rechtsordnung, den Stammesfehden und der Blutrache überantwortet, verhinderten die Unwissenheit und der beständige Aderlaß der Bevölkerung ihr unbequemes Aufblühen. Ihre Tapferkeit, ihre Treue gegen das gegebene Wort wurde freilich ausgenützt. Die Leibgarde des Sultans war seit langem albanisch, in Stambul wollte auch sonst jeder Hausbesitzer nur albanische Türhüter — und im Yemen sind viele Tausende albanischer Soldaten ihrer Treue gegen den Sultan klaglos zum Opfer gefallen. — Hier möchte ich ein Wort über die albanische Sprache einfügen, in der Überzeugung, daß Wesen und Entwicklungsstand einer Sprache stets einen Rückschluß auf die geistigen Anlagen eines Volkes gestatten. Die Sprache ist im Norden und Süden nur sehr wenig verschieden. Zur Schriftsprache wird sich wohl ein mittlerer Dialekt, die Sprachweise von Elbassan etwa, ausbilden. Die Sprache, als einzig überlebende illyrische Sprache, mit keiner anderen Sprache verwandt, ist schwierig. Das Hauptwort hat z. B. einen angehängten, das Eigenschaftswort einen vorgesetzten Artikel. Das Hauptwort wird stark gebeugt und hat auch einen Ablativ. Das Zeitwort, oft sehr unregelmäßig, kennt an unzusammengesetzten Zeiten zwei Vergangenheiten, eine Zukunft, eine Wunschform, eine bedingende Art, eine befehlende Art und ein Gerundium. Die Sprache ist sehr reich, unterscheidet oft feiner als die deutsche. Ich habe bis heute 25000 bis 30000 Worte gesammelt. Für wenige abstrakte Begriffe fehlen noch die Ausdrücke, da aber albanisch wie deutsch durchaus auf lebenden Sprachwurzeln beruht — nicht, wie z. B. französisch, auf toten lateinischen und etwa griechischen — und Zusammensetzungen zuläßt wie das

Digitized by Google



Südalbanisches Adelshaus

Deutsche, wird diesem Mangel rasch und leicht abzuhelfen sein, sobald eine breitere Schicht mit den fehlenden Begriffen durch die Schule vertraut ist. Seit etwa zwanzig Jahren ist neben der Volksdichtung, die aber nur lyrische Gedichte, kurze Balladen und Sprichwörter neben den Märchen hervorbrachte, die Kunstdichtung aufgeblüht. Ihr bedeutendster Vertreter ist der Franziskanerpater Fischta, dessen „Laute des Hochlands" eine Verherrlichung der Taten Skanderbegs, übersetzt, sicher auch in ganz Europa Bewunderung erregen wird, obschon keine Übersetzung die Wucht seiner markigen Sprache wiedergeben kann.

Heute — und darauf kommt es hier an — zerfällt die albanische Bevölkerung im Lande selbst in drei Klassen.

In erster Linie kommt die Intelligenz in Betracht, die, zu 99% den Familien des Adels entstammend, in West- und Mitteleuropa gebildet, hinter der Intelligenz anderer europäischer Länder nicht zurücksteht. Fälschlich wurde ihre große Zurückhaltung und eine durch das lange Unglück des Landes verursachte scheinbare Passivität von den Fremden zu Zeiten des Fürsten Wilhelm als Hochmut und Energielosigkeit gedeutet. Unter diesen fast durchweg jungen Männern sind viele im üppigsten Reichtum aufgewachsen, da ihre Väter die ersten Stellen in Konstantinopel innehatten; sie haben aber trotzdem und obschon sie damit ihr eigenes Wohlleben bewußt untergruben, nur an die Befreiung ihrer Heimat gedacht und dafür rastlos gearbeitet, verdienen also schon deshalb höchstes Vertrauen. Die Ausländer, die zur Zeit des Fürsten Wilhelm nach Albanien kamen, ohne ein Wort der Sprache, ohne auch nur das Geringste von albanischen Verhältnissen zu kennen, begingen den großen Fehler, die Albaner nach sich selbst richten zu wollen oder zu kommandieren, wie Zulukaffern — und konnten nichts von ihnen erreichen, denn es gibt kaum ein Volk von ausgeprägterer Eigenart, als die Albaner. Sie erwarteten überdies ganz fälschlicherweise im Albaner südliche Art und südlichen Charakter zu finden, waren dann seiner Gemessenheit und Zähigkeit gegenüber ratlos und hielten ihn für teilnahmlos, störrisch oder undankbar. Der Albaner ist allerdings, wie schon erwähnt, trotz seiner Gastfreiheit nicht rasch zu gewinnen, bei längerer gemeinsamer Arbeit werden diese Mißverständnisse — die es den fremden Führern z. B. unmöglich machten, aus einem so prächtigen Material wie die albanischen Gendarmen befriedigende Leistungen zu holen, während die Aufständischenführer verstanden, ihre Leute geradezu verblüffend zu organisieren und zur höchsten Tapferkeit anzustacheln — sicher schwinden. Ohne Zweifel wird dann die Intelligenz des Landes ihre Tüchtigkeit erweisen. Bei der Arbeit mit ihr darf freilich auch nicht vergessen werden, daß sie fast ausnahmslos den allerersten Kreisen des Landes angehört, die von einem zu raschen Anschluß an die Fremden neben einer gewissen Standesreserve durch das Gefühl von den Fremden als „Eingeborene" abgeurteilt zu werden, zurückgehalten worden sind. Ich habe, das möge hier als besonders bezeichnend folgen, zur Zeit des Fürsten Wilhelm Ekrem Bei Vlora*) eines Tages gesagt, daß

*) Hier sei als Ergänzung zu diesem Aufsatz auf Ekrem Vloras „Aus Berat und vom

Digitized by Google

sowohl der österreichische Gesandte als die holländischen Offiziere sich darüber beklagten, daß er ihnen weder rate noch helfe, worauf er mir antwortete: „Herr von Löwenthal und die holländischen Offiziere mögen sich doch an mich wenden; ich stehe stets aus ganzen Kräften zu ihrer Verfügung, aber sie können doch nicht wollen, daß ich sie überlaufe!“

Tiefer ging der türkische Einfluß bei der zweiten Klasse der Bevölkerung, und zwar sowohl bei den früheren türkischen Würdenträgern, wie Essad Pascha Toptani, die dann ein sonderbares Gemisch albanischer Begriffe, von Feudalherrnideen und -ansprüchen und türkisch-hamidischer Gepflogenheiten sind, als namentlich von jenen Kreisen der unteren Schichten, die in den Städten und sonst mit den Türken und den verderbten Staatssitten in Berührung kamen, also die kleinen Beamten, die Handelsleute und die direkten Untergebenen, die Aufseher und Verwalter der großen Herren. Der Albaner ist ehrgeizig und gewinnsüchtig; er will vorankommen. Die Zustände der Türkei ermöglichten besonders in Albanien ein wirtschaftliches Fortschreiten nur mit sehr unsympathischen Mitteln; der Albaner, der einmal mit diesen Verhältnissen Bekanntschaft machte, hat sie gebraucht und sich im Laufe der Zeiten der dazu nötigen Anschauungsweise angepaßt. Diese Entarteten, die sich, in den Hafenstädten zusammengedrängt, dem Fremden übel bemerkbar machen und vor denen er hiermit gewarnt sei, sind aber der Intelligenz und der moralisch gesunden Masse des Volkes gegenüber — der dritten der drei Klassen, von denen ich oben sprach — in verschwindender Minderheit. Nach lange nicht ein Prozent.

Diese Masse des Volkes — durch das entsetzliche Elend der letzten sieben Jahre allerdings in ihren Lebensverhältnissen ohne eigene Schuld aufs erschreckendste erschüttert — hat sicher viel Originalität und Charakter. Nach den überlieferten Ehrbegriffen wird um jeden Preis — auch um den Preis des eigenen Blutes und des Blutes der nächsten Angehörigen gelebt. Diese Begriffe gebieten Sittenreinheit. Es gibt keine albanische Prostitution; das gefallene Mädchen, die gefallene Frau wird mit dem Verführer getötet. Zwar ersetzen manchen der Paschas im Lande Zigeunerinnen die käufliche Frau des eigenen Volkes, aber selbst die in Europa herangewachsene Jugend der ersten Kreise hält sich mit verschwindenden Ausnahmen an die alten Grundsätze, besonders bezüglich der Hochachtung vor der reinen Frau. Leichtfertige Liederlinge sind in Albanien an den Fingern zu zählen und im allgemeinen gering geschätzt. Die Ehrbegriffe gebieten dem Gastfreund, dem Blutsbruder, dem rechtmäßigen Herrn unverbrüchliche Treue zu halten, verbieten dem Mann die Waffe zu nehmen, Frau oder Kind anzutasten, aber keineswegs kühnen Raub. Taschendiebstahl gibt es in Albanien nicht, ebensowenig ist es denkbar, daß ein Albanier von anvertrautem Gelde stiehlt — einen Ochsen stehlen, oder ein Schaf, mit Lebensgefahr, gehört aber zur Männlichkeit. In mancher Gegend bekommt der keine Frau, dem noch kein kühner Raub gelang. Ein katholischer Pfarrer predigte in der katholischen Malcija von Skutari. Von weither waren die Leute gekommen. „Stehlen ist leicht,“ sagte der Pfarrer, „aber im Jenseits wiedergeben ist schwer.“ Nach der Predigt sagte ihm lachend ein Alter: „Vater, heut hast du schlimm gelogen!“ „So, warum?“ „Du hast gesagt, Stehlen ist leicht, hast du's versucht — einen starken Ochsen stehlen, meine ich!“

Die Begriffe sind manchmal falsch, aber für diese von klein auf eingeimpften Begriffe wird jedes Opfer gebracht, hat jeder stets Selbstzucht genug, sich danach zu richten. In ein paar Jahrzehnten werden gute Schulen die Begriffe gewandelt haben. Wenn eine feste, aber väterliche Hand verständnisvoll das kluge und charakterstarke Volk leiten wird, nicht um es nach fremdem Muster zu modeln, sondern zu eigener Entfaltung zu bringen, wird es ohne Zweifel rasch zu geordneten Verhältnissen und zur Blüte kommen. Viel rascher, als man heute glaubt. Selten ist anderswo besseres Material gewesen: ein wunderschönes Land, ein begabtes und kräftiges Volk. — Sobald der Albaner begriffen haben wird, daß nur der noch zu Ehre und Vorteil kommt, der eben keine Ochsen stiehlt, wird er das Ochsenstehlen rasch bleiben lassen. Im persönlichen Verkehr ist in Albanien nur der geachtet, der sich keine Übergriffe gefallen läßt, bei dem man aber anderseits für Freud und Leid Verständnis findet ohne viele Worte. Das wird sich jede albanische Regierung merken müssen, aber auch jeder, der sein Arbeitsfeld in Albanien suchen will: fest und gütig zugleich, muß er vor allem soviel Freude an Eigenart haben, daß er albanisches Wesen dem eigenen als gleichberechtigt anerkennt; die Regierung wird eine albanische Regierung sein müssen — und die Arbeit albanische Arbeit — nicht zur Ausnutzung, sondern zur Entwicklung des Landes. Land und Volk sind wert, sich zu behaupten.

Tomor“, Sarajevo 1911, Druck und Verlag von Daniel Kajon, und desselben Verfassers „Ziele und Zukunft der Albanesen“, Österreichische Rundschau, Band XV, Heft 6, Juni 1908, und „Die Wahrheit über das Vorgehen der Jungtürken in Albanien“, Wien 1911, bei Karl Fromme, hingewiesen.

Digitized by Google

Nerven. Von Alexander Castell

Das ganze Gehölz dampfte seit drei Tagen in einem unaufhörlichen Brand. Die Luft wogte unter dem schmetternden Krachen der platzenden Granaten, stechende weiße und purpurfarbene Flammen zuckten durch Schwaden dichten, grauen Rauches, in denen sich aufgewühlte und hochgeschleuderte Erdmassen wie mächtige Garben und schwarze Türme aufbauten. Die Atmosphäre war glutheiß, schillerte wie in einem riesenhaften, überheizten Ofen, ward zu einem erstickenden, vergifteten Qualm verdickt, der sich mit seinen Dämpfen von Chlor und Schwefel und Phosphor wie etwas Lähmendes und Erwürgendes auf den Atem legte.

Schack war seit heute früh um neun wieder am Scherenfernrohr. Er saß fast auf der Kuppe in einem Unterstand, von dem aus nach vorn zu den Stellungen am Abhang und nach hinten zur Batterie noch vor zwei Tagen ein Verbindungsgang gewesen war. Seit gestern aber war alles verschüttet, die Reste des Gehölzes waren vom Feuer wie wegrasiert. Dicke, halb zersplitterte Stümpfe ragten an der Stelle, wo vor zwei Monaten noch ein Wald, ein nach Osten in die Talsohle sich hinziehender Buchenwald gewesen war. Von den Stellungen vorn im Hang waren im Dampf der schwebenden Gase kaum noch ein paar Umrisse zu sehen. Darüber weg aber sah Schack die Ebene, in fünfhundert Meter Entfernung die vordersten feindlichen Gräben wie feine, dunkle Streifen und dahinter die Hügelkette von T.

Schack hatte dieses Bild wie eine klare, tagelang eingeprägte Zeichnung im Gehirn. Er wußte auch, daß am heutigen Abend oder in der Nacht eine Entscheidung kommen mußte. Er hatte das Gefühl davon in allen Nerven. Schon acht Tage dauerte das Trommelfeuer in diesem Abschnitt. Es war schier nicht mehr zu ertragen. Der Kopf schmerzte in einer entsetzlichen, namenlosen Müdigkeit. Der Gaumen brannte bei jedem Atemzug, die Gehörnerven zuckten bei jeder neuen Explosion. Seit heute früh bewarf der Feind die Stellung mit ganz schweren Kalibern. Mancher Schuß gab den Eindruck, als ob eine Mine hochginge, riesige Trichter taten sich auf. Die Erdmassen waren in einem fortwährenden Aufruhr, in einer Bewegung, als wollte der ganze Höhenzug ins Wanken kommen.

Mit aufmerksamen und vom Fieber etwas getrübten Augen suchte Schack das Feld ab. Er trug eine Gasmaske vor dem Gesicht. Zugleich hatte er die Hörkapseln des Fernsprechers um den Kopf geschnallt und sprach in den Schalltrichter. Er hatte seit einer Stunde wieder Verbindung mit der Batterie. Schon zweimal war die Linie heute zerrissen und unterbrochen worden. Jedesmal war ein Pionier herübergekrochen und hatte die Drähte geflickt. Es war etwas unerhört Erregendes und Gefahrvolles, dieses Herüberkriechen. Wo vorher ein Gang gewesen war, in dessen Deckung man den Weg ziemlich gefahrlos zurückgelegt hatte, war man jetzt wie im offenen Gelände, konnte auf der alten Verbindung nur noch da und dort in einem Loch verschwinden, ehe wieder ein Regen von Steinen, Kot und Granatsplittern herübersprühte.

Schack war in der Nacht auch beim Divisionskommando gewesen. Er hatte den Ernst und die Beklemmung der Lage auf allen Gesichtern gesehen, aus allen Stimmen gehört. Der Sturm würde wohl heute am Abend kommen. Bis dahin würde sich das Feuer noch einmal zu rasender Wut steigern und dann ... Es kam ihm wie etwas Übermenschliches, Riesenhaftes vor, was dann bevorstand. Er hatte Sorge, er hatte wirklich Sorge um den Ausgang.

Er suchte wieder die Ebene, den Horizont ab, sah die eigenen Granaten drüben einschlagen und bersten, während ganze Ketten weißer Wolken den Gräben entlang aufstiegen. Es sah seltsam erregend und zugleich fast spielerisch aus, diese fernen schwebenden weißen Wölkchen, die sich in der Atmosphäre vermischten und wie ein feiner Nebelstreif vor der Höhe von T. lagen.

Da war es Schack, als ob er jenseits auf der Höhe vielleicht zweihundert Meter nordwestlich von Punkt 438 in einem Ge-

Digitized by Google

hölz das Aufblitzen von Geschützen wahrnehme. Er gab die Meldung an die Batterie weiter, ließ sich mit der Division verbinden. Er hatte kaum gesprochen, da kam von oben aus der grauen, von Gewölk leicht durchsetzten Atmosphäre ein Flieger herunter: fast im Gleitflug schoß er herab. Das Surren des Propellers wurde von Augenblick zu Augenblick deutlicher.

Schack dachte an die Batterie. Sie war gut im Laub und Jungholz versteckt. Aber wenn der Flieger sie entdeckte, bekam sie in ein paar Minuten Feuer. Schack sah auf die Uhr. Es ging auf sechs. Das Wetter wurde immer trüber. Der Flieger hatte mit einer scharfen Kurve sich gedreht und wand sich jetzt wieder hoch. Er mochte schon auf achthundert Meter stehen. Von den rückwärtigen Geschützen wurde er eifrig beschossen, ein Kranz von Schrapnellexplosionen bildete sich um ihn, aber er stieg unberührt höher.

Schack hatte wieder dieses ätzende, unerträgliche Brennen im Gaumen, wo die Chlorgase sich trotz der Maske in die Schleimhäute fraßen. Er nahm einen Schluck Kognak und eine Pastille in den Mund. Der Schmerz ließ für den Augenblick etwas nach.

Das Gehölz bei Punkt 438 wurde jetzt von hinten mit Fünfzehner-Granaten belegt. Schack gewahrte nur den Rauch der krepierenden Geschosse. Mehr war bei dem schlechtsichtigen Wetter nicht zu erkennen. Zudem ging es doch schon sehr gegen Abend. Er schloß für Augenblicke die Augen. Das Schallen und Krachen der Explosionen schien entschieden zuzunehmen. Wie ein furchtbares mörderisches Konzert raste es durch die Luft. Er mußte den Mund offenhalten, um es zu ertragen. Es war, als ob man hart an seinem Ohr mit grellen, sich jagenden Schlägen fortwährend auf einen Blechkessel hämmerte.

Der Flieger schien jetzt wie ein ruhiger Punkt auf etwa zwölfhundert Meter über dem Gelände zu stehen. Er war wohl durch Funkenspruch mit seinem Kommando in Verbindung und gab Meldung über das, was er wahrgenommen hatte. Östlich stiegen nun auch zwei deutsche Kampfflugzeuge auf.

Als er wieder vor sich auf das Gelände sah, schien es sich vor den feindlichen Gräben plötzlich zu regen. Als ob unterirdische Gänge, die sie vorher auf der ganzen Front vorgetrieben hatten, nun plötzlich abgedeckt worden wären, wimmelte es von Köpfen, war eine ameisenartige Bewegung. Schack überlegte: ‚Jetzt werden sie für den Sturm bereitgestellt.‘ Er gab die Meldung nach hinten. Man gab Feuer hinein und Sperrfeuer davor.

Schack sah in seiner Vorstellung das ganze Bild des Angriffes. Die Offiziere standen, die Uhr in der Hand, zuvorderst auf dem Trittbrett der Grabenwand, um zur selben Minute aus der Deckung hervorzubrechen. Wie weit sie kamen, ja, wer wußte das? Im Augenblick stand noch das Granatfeuer wie eine brennende Wand davor. Dann kam erst das leere Feld, darauf die Drahtverhaue, die fünffachen Linien in der Ebene und am Abhang, das ganze Netz der Gräben und Kanäle, die wie ein Spinngewebe vor dem Feinde lagen. Aber darauf waren schon seit Tagen die Geschosse niedergegangen, Hunderttausende von Granaten hatten sich in den Lehmboden eingebohrt, kaum ein Fleck so groß wie eine Stube war zu finden, wo nicht das Unterste zu oberst gekehrt war, der nicht aufgewühlt war wie von einem furchtbaren, mörderischen Pflug. Es gab Gräben, die ganz verschüttet lagen, andere, wo Lebende neben Haufen von Toten wachten und warteten auf die unerhörte Stunde, die kam ...

Schack horchte auf die Schläge der eigenen Batterie, die zweihundert Meter hinter ihm in Deckung lag. Es war ihm, als ob nicht mehr alle Geschütze feuerten. Er überlegte: ‚Sie werden sich doch nicht verschossen haben.‘ Es war ja gewiß entsetzlich schwer, aus der zweiten Hauptstellung jetzt Munition nach vorn zu bringen, aber es mußte doch möglich sein, selbst wenn Wagen und Pferde in Geschoßtrichtern, groß wie Höhlen, versanken, wenn sie über Kadavern von Menschen und Tieren wegrasten und ihnen die platzenden Granaten wie berstende Lichter auf dem Weg leuchteten.

In der Ebene regte sich noch nichts, aber es kam jetzt plötzlich ein Sausen und Pfeifen von vorn. Schack zog unwillkürlich den Kopf ein. Eine Fünfzehner-Granate überflog ihn und schlug vielleicht hundert-

Digitized by Google

fünfzig Meter östlich ein. Sie galt der Batterie. Oben stand der Flieger wie ein dunkler Punkt. Die Kampfflugzeuge wanden sich langsam zu ihm empor.

Eine schwere Granate nach der andern schlug hinten ein. Sie fielen alle zu weit südlich. Vorn ging Maschinengewehrfeuer los. Tack ... tack ... tack ... rasselte es herüber, als ob einer auf den Knopf eines seltsamen Läutwerkes drückte, wobei statt Tönen Kugeln hinausprasselten. Die Luft war jetzt in Dampf ganz grau, Schack konnte kaum mehr weiter als bis zur vordersten feindlichen Stellung sehen, aber die hielt er mit einer aufmerksamen, fast atemlosen Gier im Auge. In den Sappen war noch immer dieselbe wimmelnde Bewegung. Die Stahlhelme der feindlichen Soldaten schienen so hart aneinander, daß manche Stellen wie ein Schuppenpanzer dumpf aufschimmerten. Dann verschwand wieder alles in Rauch.

Beim Zunachten mußte der Sturm kommen. Vielleicht geschah der Hauptangriff auch gar nicht da, vielleicht erfolgte er zehn, fünfzehn Kilometer weiter nördlich. Wer konnte es wissen? Aber die Stelle, wo er erfolgte, mußte Schreckliches aushalten. Schack berechnete: ‚Es werden zwanzig gegen einen stehen; wird einer gegen zwanzig standhalten können?‘

Er war immer in Verbindung mit der Division, aber es war wenig zu melden. Nur Vorbereitungen waren drüben sichtbar, aber vielleicht war es auch nur ein Scheinmanöver, die Stellungen am Hang zu nehmen schien fast unmöglich.

Es wurde jetzt dämmerig. Schack war es auf einmal, als sähe er nichts mehr, als hätte sich die Zeichnung vor ihm merkwürdig verschoben. Das Konzert der einschlagenden Geschosse stieg wie in einer wild jagenden Kadenz auf und brach dann plötzlich ab ...

Er hatte nur ein Gefühl: ‚Sie kommen ... sie kommen ...‘ Er wollte es in den Schalltrichter hineinschreien, da vernahm er einen leisen Knall. Dann war es still. Der Schauer ging ihm über das Genick. Die Verbindung war unterbrochen. Jenseits kam es jetzt wie eine dunkle, vorwärtsrollende Welle aus den Kanälen hervor. Unten rasselten die Maschinengewehre in langgezogenem, schnarrendem Klopfen. Schack riß den Fernsprecher vom Kopf, schnellte aus dem Unterstand heraus, raste zwischen den Baumstümpfen den Hang hinab gegen die Batterie, stürzte in eine Höhlung, fiel auf das Gesicht, raffte sich auf. Als ob sein ganzes Gehirn in Flammen stünde, brannten ihm die Augen, hämmerten ihm die Schläfen, und dabei hatte er nur einen Gedanken, nur ein Gefühl: ‚Man muß Sperrfeuer vor die Stellung legen, ehe die Reserven hinüber sind ...‘

Der Atem ging ihm aus, er sah nichts mehr, stolperte wieder, stürzte, dachte dabei: ‚Man muß Kartätschen laden ... Kartätschen ...‘

Jetzt blitzten die feuernden Geschütze vor ihm auf, er sah die Mannschaften wie Schatten in der Dämmerung hin- und hereilen. Endlich war er heran, schrie: „Sie kommen ...“ Er stand bei dem ersten Geschütz. Die Kanoniere arbeiteten in Hemd und Hose, während ihnen der Schweiß in schwarzen Strähnen über das Gesicht und die nackten Arme rann. Die Rohre glühten vor Hitze. Das Öl im Rohrrücklauf dampfte. Salve um Salve donnerte hinaus. Das zweite Geschütz wurde ganz allein von einem Leutnant bedient, während zwei Kanoniere luden. Alle waren schwarz wie Schmiede, der Leutnant hatte hochgeschwollene Hände, die Schnur hatte ihm die Handschuhe zerrissen, die Handflächen bluteten, zeigten große Blasen, und doch ging alle paar Atemzüge ein Schuß hinaus.

Von vorn tönte jetzt das Knallen von Handgranaten, ein gellender, wütender Kampf, aber es war nichts zu sehen als roter Widerschein. Die Dämmerung war nun ganz gekommen. Schack war beim Batteriekommandanten am Fernsprecher. Auch von hier war mit der Division keine Verbindung mehr.

Da gab es von hinten Geschrei. Ein Munitionstransport, drei Wagen keuchten heran, blieben plötzlich stehen. Ins äußerste Geschütz rechts fiel ein Volltreffer. In einer Sekunde wurde es zwanzig Meter nach hinten geschleudert, die Mannschaft war für ein paar Augenblicke verschwunden. Dann krochen von da und dort wieder Gestalten im Dunkeln heran.

Eine Granate schlug hundert Meter hinter den Geschützen ins Gehölz. Eine ganze Salve kam hinterher, alle gingen über die

Digitized by Google

Köpfe weg. Vier Geschütze arbeiteten unaufhörlich in einer rasenden Hast. Es fing an zu regnen. Die Regentropfen zischten und verdampften auf den glühenden Geschützrohren. Von vorn war keine Meldung da. Man hörte Geräusch des Kampfes.

Aus der rückwärtigen Stellung kamen Pioniere an. Sie haspelten in großer Eile Draht ab, schon war die Verbindung nach der Division hergestellt. Schack stürzte mit ihnen nach vorn. Fast im Laufschritt ging es durch die Nacht, während die beiden andern hinter ihm die Leitung legten. Er kannte das Terrain an den Baumstrünken, bog, wie er gegen die Anhöhe kam, gegen Süden ein, hörte hinter sich die beiden Kerle stapfen und keuchen, hörte die Spule sausen, die den Draht abwickelte. Er hatte dabei eine atemlose, fast schmerzende Begier im Gehirn, zu wissen, was vorn geschah.

Oben zogen in tollem Pfeifen schwere Granaten herüber. Es lag Sperrfeuer auf den hinteren Stellungen. Auf die Anhöhe fiel jetzt kein Geschoß mehr. Der Feind hatte wohl selbst alle Verbindungen unterbrochen, mußte sich erst wieder zurechtfinden.

Schack war voraus. „Herr Leutnant ... Herr Leutnant ...“ keuchte es hinter ihm. Jetzt hatten die beiden ihn erreicht. Sie waren schon nahe am Unterstand. Schack hatte Herzklopfen bis in den Hals. Was würde er sehen? Was würde er sehen?

Der Himmel war über dem Felde ganz rot, wie beim Widerschein eines großen Brandes. Es mußte weiter nördlich ein Dorf brennen. In den vorderen Stellungen krachten Geschützsalven hinaus. Dazu Maschinengewehrfeuer. Sie mähten damit, wie mit einer furchtbaren Sense, das Feld ab.

Hinten feuerte die Batterie im selben Tempo weiter. Wie ein unaufhörliches Gehämmer klangen die hellen peitschenden Schläge herüber.

Jetzt waren sie oben am Hang. Aber es war unten fast nichts zu sehen. Nur die explodierenden Handgranaten gingen wie schwefelgelbe lohende Feuer hoch. Wie in einen bestimmten Rhythmus schlugen sie ein, als ob sie von Hand zu Hand gingen und in demselben Zwischenraum nach vorn kämen.

Schack stand am Unterstand, hatte das Glas am Auge, indes die beiden ihm die Drähte in den Fernsprecher einschraubten. Er sah die Granaten der Batterie vorn ins Feld einschlagen, gewahrte auch wie die Höhe T. unter dem Feuer schwerer Artillerie lag.

Unten kämpften sie in den vordersten Gräben. Mann gegen Mann. Er konnte nichts erkennen. Der Regen fiel jetzt ziemlich dicht.

Da rasselte neben ihm der Fernsprecher. Die Division läutete an ... Eine ruhige, ganz gelassene Stimme ertönte. Schack meldete sich.

„Ja ... ja ... wie steht's?“

„Es wird in den vordersten Gräben hart gekämpft ...“

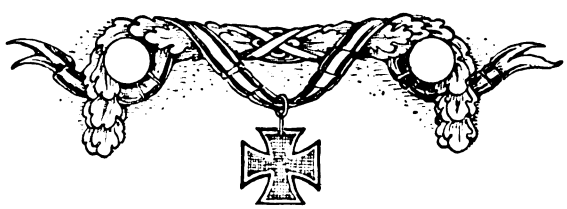
„Sonst nichts?“

„Nein ...“

„Danke. Schluß.“

Als ob ihn das Fluidum dieser Stimme plötzlich verwandelt hätte, wurde es still in ihm. Der andere hatte kaum ein Wort gesprochen, und doch lag alles im Ton, der etwa klang: wir werden sie vor dem Morgen wieder draußen haben.

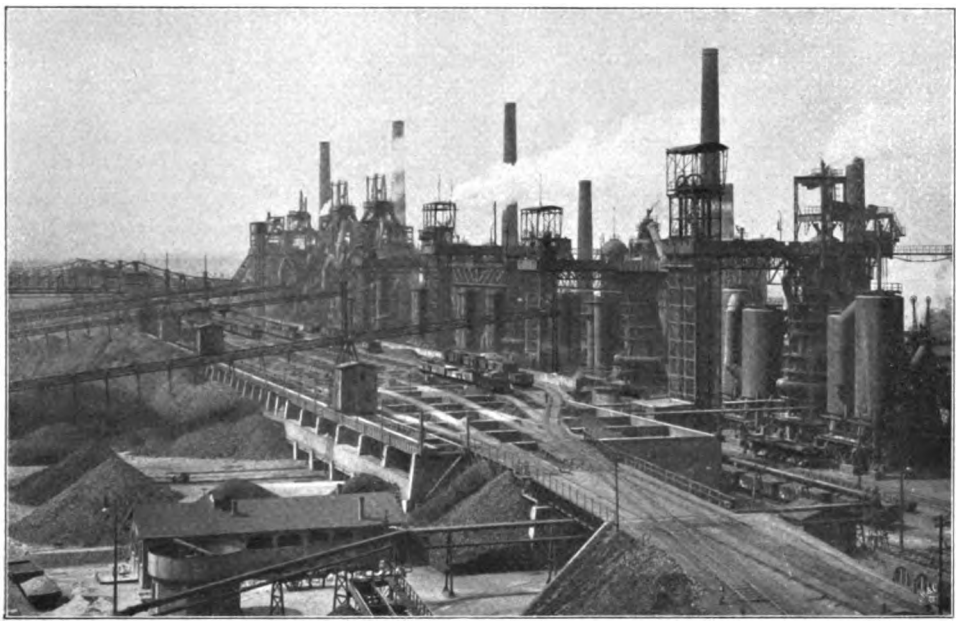
Schack saß jetzt wieder ruhig auf seinem Posten, hörte auf den Regen, der in leisem Rauschen niederfloß. Merkwürdige, strahlende Kräfte zogen ihm durch die Schläfen, und das Bild dieser Kraft schwebte ihm vor wie ein ruhiges und tapferes Pulsieren durch die gestrafften rotschimmernden Adern seines Gehirns. Im übrigen hatte ihm der andere das Geheimnis gegeben: Es galt nur eines: Nerven zu haben! Auszuhalten!



Digitized by Google

Hafen und Hafenanlagen der Friedrich-Alfred-Hütte zu Rheinhausen

Digitized by Google



Die Ausladevorrichtung der auf nebenstehendem Bilde sichtbaren Hafenanlage mit Erztaschen und Erzreservelagern und dem darüber sich verzweigenden Eisenbahnnetz, das den Lagern die auf der Bahn ankommenden Erze und Koksmengen zuführt

Vom Eisenerz zur Stahlschiene. Von Hans Dominik

Zu den gewaltigsten Kriegsmitteln der Gegenwart gehört die Schiene. Ohne sie keine Eisenbahn. Ohne diese aber kein strategischer Aufmarsch in heutiger Ausdehnung, keine Neugruppierungen und Verschiebungen von Truppenmassen, wie sie von uns in diesem Kriege, bestimmend für die ganze Lage, so oft vollzogen wurden; ohne die Bahn keine Möglichkeit der Verpflegung der Millionenheere, keine Möglichkeit rechtzeitigen Munitionsersatzes an den vordersten Fronten.

Wohl niemand hat, als die Eisenbahn noch in den Anfängen ihrer Entwicklung lag, an alles dies gedacht. War die Schiene doch eigentlich ein — Zufallserzeugnis!

Im Jahre 1767 standen nämlich die Eisenpreise in England so niedrig, daß der Verkauf des erschmolzenen Roheisens für die meisten Hütten mit Verlust verbunden gewesen wäre. Das Eisenwerk Colebrook Dale goß sein Roheisen daher in längliche plattenartige Barren und beschloß, diese so lange zu stapeln, bis die Preise sich wieder bessern würden. Um aber während der Wartezeit das Eisen wenigstens etwas auszunutzen, belegte die Hüttenverwaltung die hölzernen Fahrschienen der eigenen Grubenbahnen mit diesen Eisenplatten. Der Erfolg war erstaunlich. Die Reibung zwischen den Wagenrädern und den Eisenplatten war viel geringer als auf den einfachen Holzschienen, so gering, daß ein einzelnes Pferd jetzt gegen früher die drei- bis fünffache Last ziehen konnte. Das Werk beschloß daher, diese Eisenplatten überhaupt nicht zu verkaufen, sondern im Gegenteil sämtliche im Hüttenbetriebe vorhandenen Holzschienen mit Eisen zu belegen.

So entstand die erste Eisenbahn. Nach unseren heutigen Vorstellungen ungemein einfach und ursprünglich. Fehlte doch noch die motorische Zugkraft, die Lokomotive, und war doch eine lange und starke Entwicklung notwendig, um von diesen kurzen klapperigen Gußeisenplatten zu den heutigen langen glatten elastischen und doch so widerstandsfähigen Stahlschienen zu gelangen. Denn es ist ja ein Anachronismus, wenn wir heute immer noch von Eisenbahnen sprechen. Tatsächlich haben wir Stahlbahnen, lassen wir unsere Züge und Lokomotiven auf stählernen Schienen dahinrasen, da einfaches Eisen der riesigen Beanspruchung nicht gewachsen wäre. Stählerne Schienen mit allen Eigenschaften

Digitized by Google

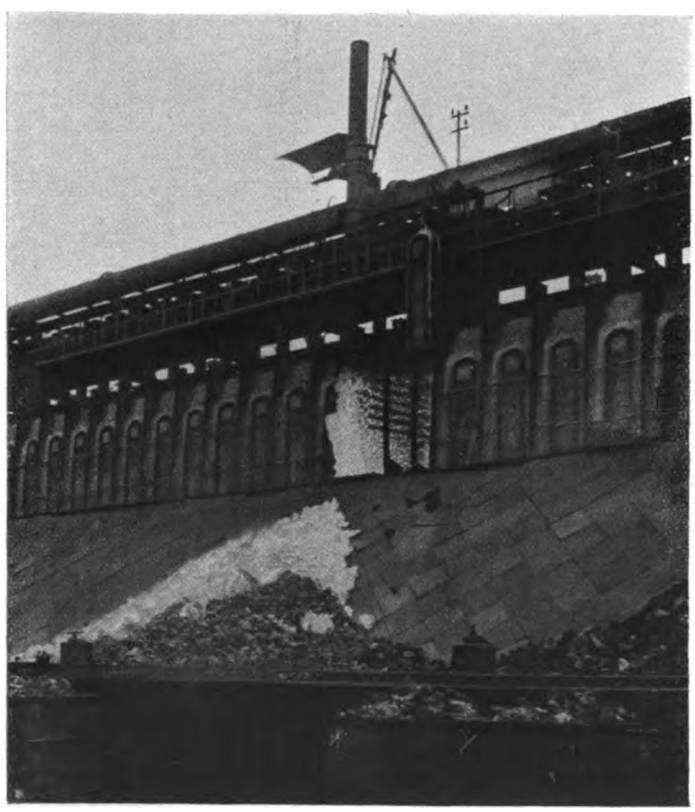
eines erstklassigen Schmiedestahles brauchen wir, und wie die zustande kommen, soll nachstehend erzählt werden.

Die Geschichte beginnt gleichzeitig an verschiedenen Stellen des Erdballes, in den Kohlengruben Westfalens und Cornwalls, in den Eisenschächten des Siegerlandes und in denen von Spanien und Kanada. Da werden die Rohstoffe gebrochen und zutage gefördert, welche die Schwerindustrie braucht, um ihre Erzeugnisse zu schaffen, jene beiden Rohstoffe, die für jedes Volk und jeden Staat wirtschaftliche und politische Macht bedeuten: Kohle und Eisen.

Deutschland besitzt beide Stoffe in überreichlicher Menge. Wenn es trotzdem fremde Eisenerze und gelegentlich auch fremde Kohle einführt, so geschieht das aus technischen und wirtschaftlichen Gründen. Unter gewissen Umständen kann die englische Kohle in den Rhein- und Ruhrhäfen billiger als gleichwertige westfälische sein. Die fremden Eisenerze, insbesondere die spanischen aber werden gern mit den deutschen gemischt, um so ein Gemenge, eine Gattierung zu erhalten, die sich besonders günstig verhütten läßt.

Auch die Kohle ist in der Form, in der sie aus der Grube kommt, der Eisenindustrie nicht ohne weiteres genehm. Sie muß erst den Weg durch den Verkokungsofen antreten, wo ihr sämtliches Gas ausgetrieben wird, so daß nur noch reiner, harter und klingender Kohlenstoff, der sogenannte Koks, übrigbleibt. Diese Verkokung wird in großem Maßstabe und nach sehr zuverlässigen Methoden betrieben. Die einzelnen Verkokungsöfen oder Verkokungskammern sind zu Batterien von gewaltiger Länge zusammengebaut und arbeiten Tag und Nacht im ununterbrochenen Betriebe.

Von jeder Kammer führt ein Gasrohr zu einem gemeinsamen Hauptstrang, der das Gas der ganzen gewaltigen Batterie fortleitet zu besonderen chemischen Fabriken, die es bis auf das letzte Atom ausnutzen.

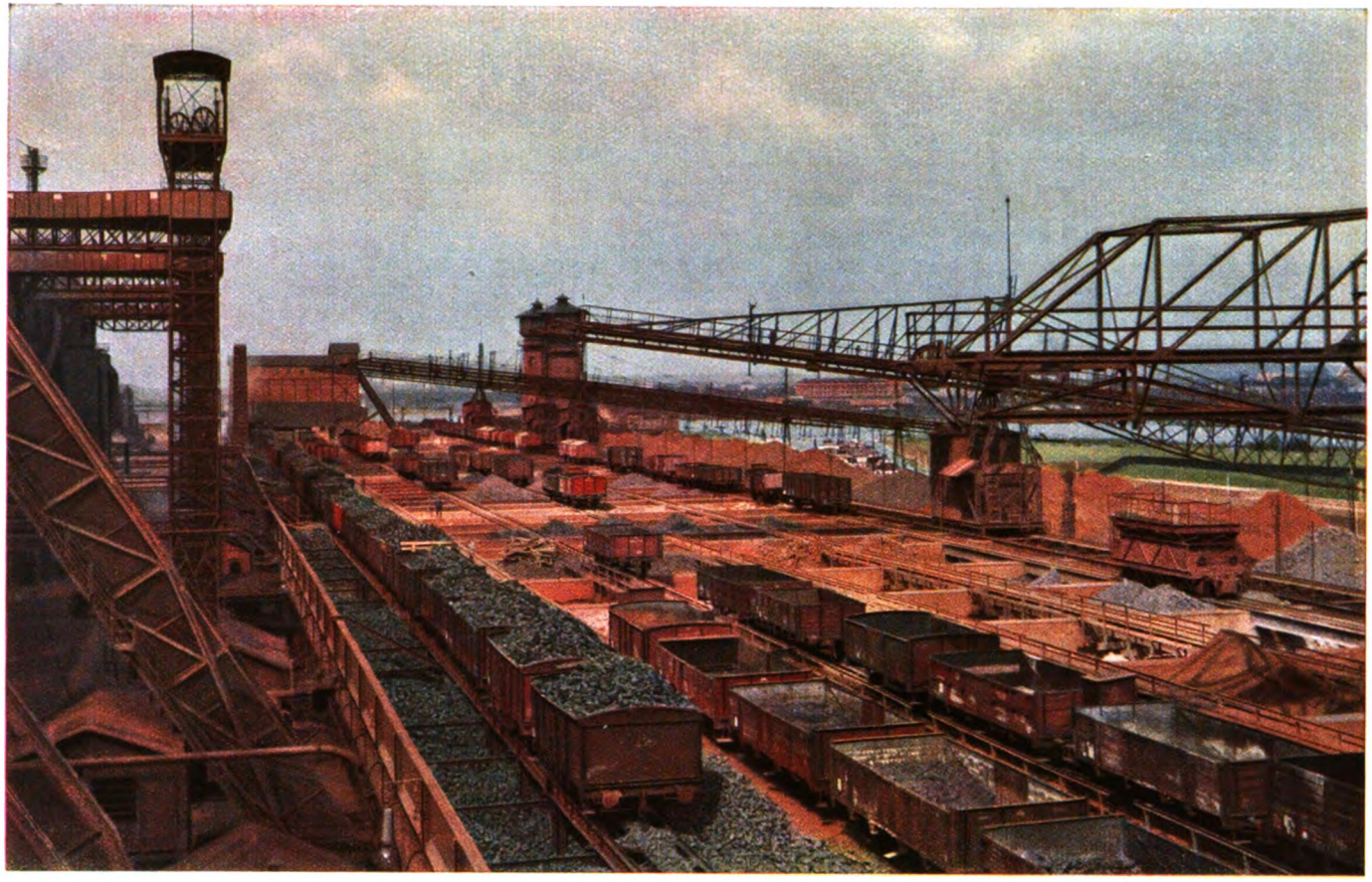


Entleerung einer Verkokungskammer. Eine besondere Maschine drückt den ganzen Kammerinhalt in Form eines einzigen glühenden Blocks ins Freie

Sobald aber der Inhalt einer Kammer vollkommen verkokt ist, gehen die schweren Tore an beiden Seiten in die Höhe und eine besondere Maschine drückt den ganzen Kammerinhalt in Form eines einzigen glühenden Blockes ins Freie (s. nebenstehende Abbild.), wo er zerfällt und mit kräftigen Wasserstrahlen schleunigst abgelöscht wird. Danach schließen sich die Türen, und die betreffende Kammer wird sofort mit neuer Kohle beschickt. So entstehen jene gewaltigen Koksmengen, welche die Schwerindustrie braucht, um ihre Eisenerze zu verhütten.

Kehren wir nun von den Koksbatterien zur eigentlichen Verhüttungsanlage

Digitized by Google



Anfuhr der Erze und Koke und Blick auf die Erztaschen, denen von unten her durch von Hängewagen geführte Mulden die Erze entnommen und in die Begichtungsvorrichtungen entleert werden

Digitized by Google

zurück, beispielsweise zu der großen Kruppschen Hochofenanlage zu Rheinhausen, die unsere ersten beiden Abbildungen veranschaulichen. Die Bilder lassen wohl erkennen, daß solch eine Anlage auf gute Zufahrtsmöglichkeiten angewiesen ist, daß sie in gleicher Weise an Wasserstraßen und Bahnsträngen liegt. Hierher bringen ja Schiffe und Waggons die Erze und den Koks im Gewicht von Hunderttausenden von Tonen, und von hier aus wiederum nehmen das Roheisen oder die höheren Erzeugnisse ihren Weg ins Land. Mögen daher in Sage und Dichtung die alten Eisenhämmer romantisch im Waldesdunkel liegen, in tiefe Einsamkeit versponnen, das moderne Hochofen- und Hüttenwerk muß im Gegenteil im Brennpunkte eines sehr lebhaften Verkehres liegen. Die Abbildungen auf S. 382 und 383 lassen das wohl erkennen. Noch deutlicher fast zeigt es die Abbildung auf S. 385, welche die Anfuhr der Erze und Koke auf zehn Gleissträngen darstellt.

Und nun zum Hochofen selber. Wie schon der Name besagt ist es ein hoher Ofen. In den modernen Ausführungen 25 bis 30 Meter hoch, ragt der eigentliche Ofenkörper in die Luft, umgeben und zum Teil verdeckt von einem System von Rohrleitungen und Transporteinrichtungen. Die Abbildung dieser Seite zeigt rechts einen solchen Ofen, läßt links vier eigenartige Turmbauten und hinter diesen einen mächtigen Fabrikschlot erkennen. Diese Dinge gehören eng zusammen. Die Türme sind Erhitzer, in denen die Frischluft für den Hochofen mit Hilfe der heißen Ofenabgabe, der sogenannten Gichtgase bis auf etwa tausend Grad Celsius erhitzt werden, d. h. auf eine Temperatur, in welcher feste Körper sofort in helle Weißglut geraten. Weiter aber werden die brennbaren Gichtgase, nachdem sie die Frischluft erhitzt haben, in eine Maschinenstube geleitet und hier entweder in Großgasmaschinen oder unter Dampfkesseln verbrannt und zur Krafterzeugung benutzt. Die Kraft aber dient wiederum zum Betriebe mächtiger Gebläsemaschinen, die fortwährend Frischluft aus der Atmosphäre einsaugen, sie zusammenpressen und durch die Erhitzer hindurch in den Hochofen hineinjagen. Die Kraft dient weiter zum Betriebe der Fördereinrichtungen, welche fortwährend Koke und Erze in die Höhe fördern und durch die obere Mündung, die Ofengicht, in den Hochofen werfen. So gehören also die in unserer Abbildung dargestellten Dinge auch organisch eng zusammen, und der Hochofen selber spielt unter ihnen die Rolle einer mächtigen chemischen Maschine, die fortwährend Erze, Koke und heiße Luft verschlingt und ebenso

Blick längs der Hochöfen

Digitized by Google

Abstich eines Hochofens. Das Roheisen wird entweder auf das Gießbett geleitet, wo es zu sogen. Masseln erkaltet oder direkt seitlich in einen darunter aufgestellten Behälter geführt, der, auf einen Wagen montiert, von einer Lokomotive zum Stahlwerk gefahren wird

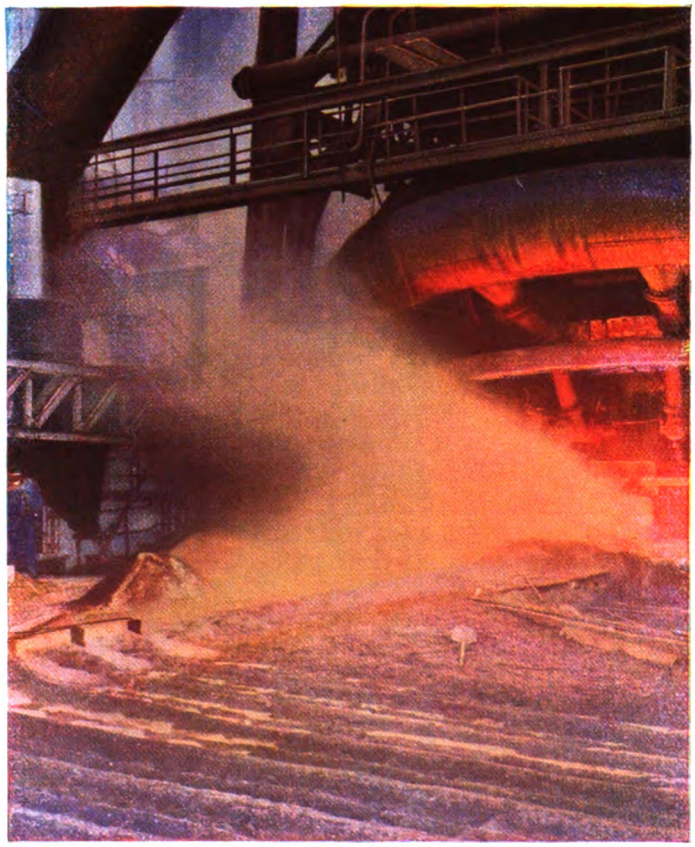
ständig Roheisen, Schlacke und brennbare Gase abgibt.

Ungefähr 5 bis 8 Meter über dem Erdboden (siehe die Abb. a. S. 387 u. 388) umgibt den Hochofen ein gewaltiges ringförmiges Rohr, von welchem einige 12 bis 16 Radialrohre, die Luftdüsen, in das Ofeninnere abzweigen. In dies Kreisrohr tritt die glühende Frischluft aus den Erhitzern, wird durch die Düsen mit gewaltigem Druck in das Ofeninnere gejagt, unterhält in der nächsten Nachbarschaft der Düsen eine intensive Verbrennung und Schmelzung, steigt Meter zu Meter weiter nach oben und erreicht die Ofengicht schließlich als Gichtgas.

Digitized by Google

Der Prozeß, der sich dabei abspielt, ist verhältnismäßig einfach. Die Eisenerze, die zusammen mit Kalkstein und Koks von oben her in den Ofen gegeben werden, sind in der Hauptsache Verbindungen des Eisens mit Sauerstoff. Im obersten Ofenteil werden diese Erze von den glühenden aufsteigenden Gasen nur erhitzt. In dem Maße jedoch, in welchem sie weiter nach unten sacken und die Erhitzung fortschreitet, setzt eine chemische Reaktion ein. Die Ofengase bestehen hier zum beträchtlichen Teil aus Kohlenoxydgas, d. h. einer Verbindung von einem Teil Kohlenstoff und einem Teil Sauerstoff. Diese Verbindung ist in bezug auf Sauerstoff noch ungesättigt, sie ist gewissermaßen erst das Produkt einer unvollständigen Verbrennung und empfindet noch grimmigen Hunger nach weiterem Sauerstoff. Da kommt ihr das Eisenerz, diese Eisensauerstoffverbindung, gerade recht in den Weg. Mit Gewalt reißt das glühende Kohlenoxydgas allen Sauerstoff aus dem Erzklumpen und verbindet sich damit zu Kohlensäure, während an Stelle des massiven steinartigen Erzes ein schwammiges poröses Gefüge von reinem Eisen zurückbleibt.

Weiter sackt der Ofeninhalt nach unten, und nun kommt dies schwammige Eisen mit allem Zubehör in die glühendheiße Schmelzzone in der Nähe der Frischluftdüsen. Die große Schmelze beginnt. In Tropfen und Bächen rinnt das flüssige Eisen nach unten und sammelt sich im tiefsten Ofenteil, im sogenannten Ofengestell, als glühend flüssiges Eisenbad. Aber auch alles Gestein, was in den Erzen enthalten war, oder als Zuschlag mit in den Ofen gegeben wurde, schmilzt und schwimmt als Schlacke über dem Eisen. Während hoch oben an der Gicht ständig neue Chargen in den Ofen gegeben werden, muß unten das erschmolzene Roheisen abgestochen, die überflüssige Schlacke abgelassen werden.

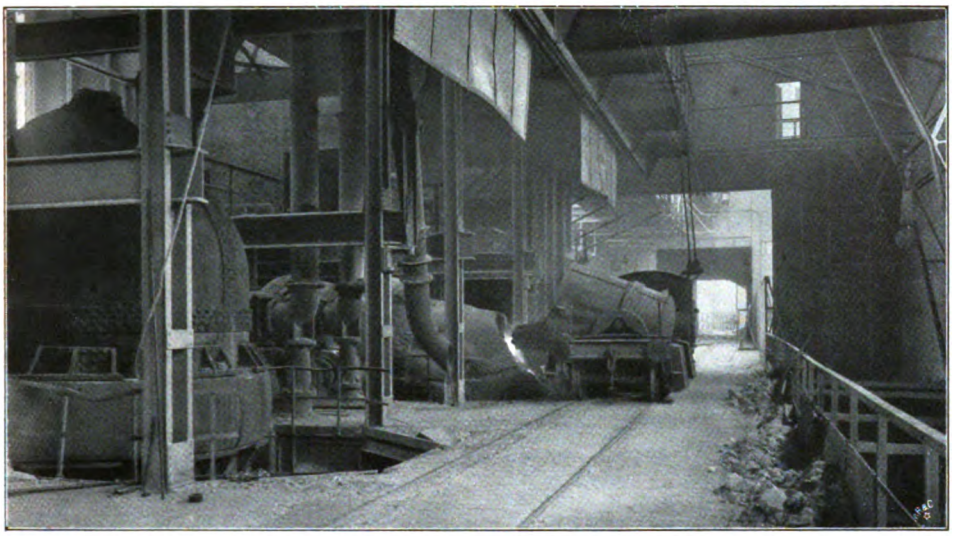


Weiteres Bild vom Abstich eines Hochofens

Die Bilder a. S. 387 und 388 zeigen solchen Abstich. In glühendem Strome läuft das Eisen in wohlvorbereiteten Sandbahnen dahin und verteilt sich in Hunderten von Seitenkanälchen, um dort schließlich in Blöcken und Barren, den sogenannten Roheisenmasseln, zu erstarren. Nach dem Ablauf des Bades wird das Ofenloch wieder durch einen Tonpfropfen geschlossen, und der Betrieb geht weiter, 20 ja 25 Jahre, solange es das innere steinerne Ofenfutter aushält. Denn schließlich brennt und schmilzt das auch einmal aus, und der Ofen muß neu aufgebaut werden.

Im Roheisen haben wir nun das Ausgangsmaterial für jede weitere Eisen- oder

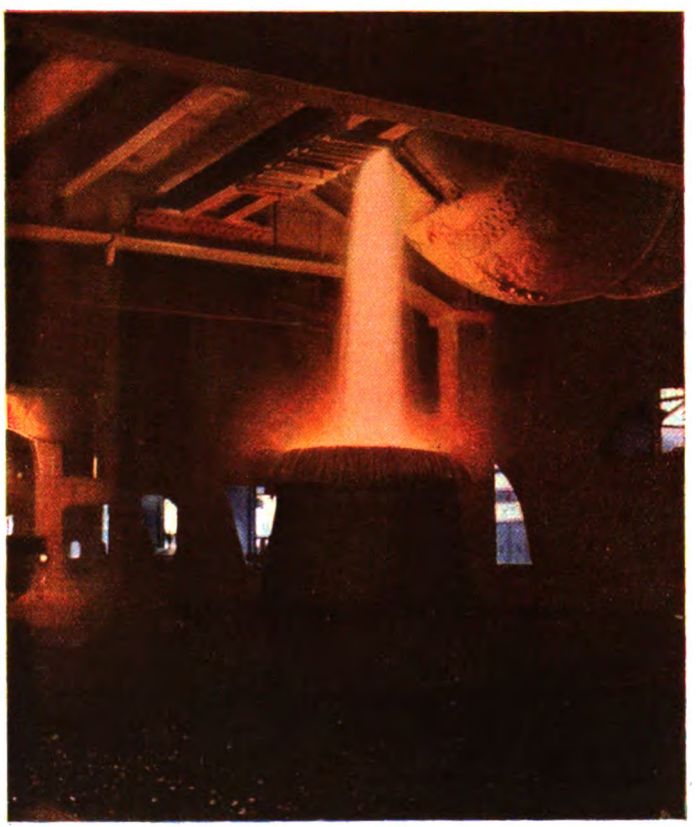
Digitized by Google



Ausgießen des dem Mischer entnommenen Roheisens in den gesenkten „Konverter"

Stahlware, also auch für die Eisenbahnschienen. Das Roheisen, das uns der Hochofen geliefert hat, besteht zu etwa neunzig Prozent aus reinem Eisen. Überdies enthält es aber noch in geringen Mengen Silizium, Mangan und vor allen Dingen reichlich fünf Prozent Kohlenstoff. Diese große Kohlenstoffmenge hat es im Hochofenprozeß bekommen und davon, sowie von den meisten anderen Beimengungen muß es wieder befreit werden, wenn gutes Schmiedeeisen oder guter Stahl entstehen soll.

Der Kohlenstoff liebt das Eisen, aber noch mehr liebt er den Sauerstoff! Darauf beruht das Bessemer-Verfahren. Da bringt der Kran ein großes, birnenförmiges Gefäß, das um zwei Zapfen drehbar ist. Das steinerne Futter

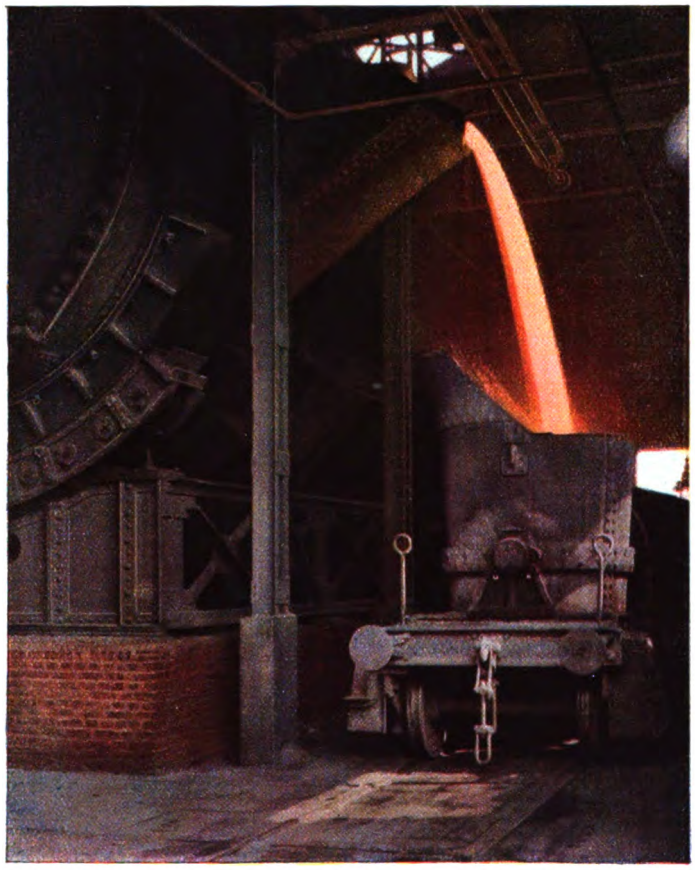


Ausgießen der fertigen „Charge" in die Gießpfanne auf der nächst tiefer liegenden Bühne. Die Gießpfanne fährt mit dem elektrisch betriebenen Wagen zur Gießerei

Digitized by Google

dieſer eiſernen Birne iſt auf dem Boden als Sieb ausgebildet.

Flüſſiges weißglühendes Roheiſen wird in dieſes wagerecht gelegte Gemäß eingegoſſen (Abb. auf S. 389 oben). Langſam wird die Birne aufgerichtet und gleichzeitig tritt heiße Druckluft durch den ſiebartigen Boden, perlt in tauſend Blaſen durch das Eiſen und entweicht aus dem Birnenmund. Wenige Minuten ſchäumt und brodelt das Eiſen, während die Temperatur gewaltig ſteigt. In dieſer Zeit verbrennt das im Eiſen befindliche Silizium am Sauerſtoff der eingeblaſenen Luft. Dann plötzlich bricht ein glühender Funkenſtrom aus dem Birnenmund, ein Zeichen, daß jetzt der Kohlenſtoff daran glauben muß.



Kippen des Miſchers und Ausgießen des Eiſens in die darunter ſtehende Gießkanne

Während der Laie geblendet vor dieſem gigantiſchen Feuerwerk ſteht, beobachtet der Hütteningenieur den Birnenmund durch den Spektralapparat, ſieht die Spektrallinien der Kohlenſäure auftauchen und ſieht ſie nach einiger Zeit wieder verſchwinden, das Zeichen, daß jetzt aller Kohlenſtoff weggebrannt iſt. Unter einer Schlackenſchicht, die alle Unreinigkeiten enthält, ſteht jetzt in der Beſſemer-Birne ein ſehr reines Eiſenbad. Will man den Stahl in der Beſſemer-Birne ſelber fertigmachen, ſo muß, um den für Stahl nötigen Kohlenſtoffgehalt zu erzielen, wieder gekohlt werden, es muß eine beſtimmte Portion kohlenſtoffreichen Roheiſens zugegoſſen werden (Abb. auf S. 389 unten). Dann zum Zwecke guter Miſchung noch einmal wenige Sekunden einen kräftigen Luftſtoß durch die Maſſe, der alles durcheinanderwirbelt und der Beſſemer-Stahl kann aus der Birne in die einzelnen Blockformen oder Gießkannen abgefüllt werden (ſ. nebenſt. Abb.)

Faſt noch verbreiteter als das Beſſemer-Verfahren iſt jedoch gegenwärtig für die Erzeugung von Schienenſtahl das Siemens-Martin-Verfahren. In einem beſonderen nach dem Siemensſchen Regenerativprinzip befeuerten Flammofen wird kohlenſtoffreiches Roheiſen geſchmolzen. In das flüſſige Bad werden weißwarme Stücke eines faſt kohlenſtofffreien Eiſens, wie es beiſpielsweiſe die Beſſemer-Birne ohne Nachkohlung liefert, eingebracht und ſorgfältig wird das Gemenge durchgerührt und mit den Schürkrücken bearbeitet, bis jede Unreinigkeit in die Schlacke gegangen iſt und ein Siemens-Martin-Stahl von der gewünſchten Eigenſchaft fertig iſt.

Da aber Vorſicht die Mutter der Weis-

Digitized by Google

Gußprobe aus dem Siemens-Martin-Ofen

heit ist, so verläßt man sich nicht nur auf die gute Zuversicht, sondern man nimmt im rechten Moment eine kleine Gußprobe aus dem Siemens-Martin-Ofen (obenstehende Abb.), läßt sie schnell erkalten, stellt aus einem von diesem kleinen Gußblock abgeschlagenen Brocken einen Dünnschliff her und untersucht diesen mikroskopisch, während die große Masse noch weiter im Ofen brodelt. Diese Untersuchung unter

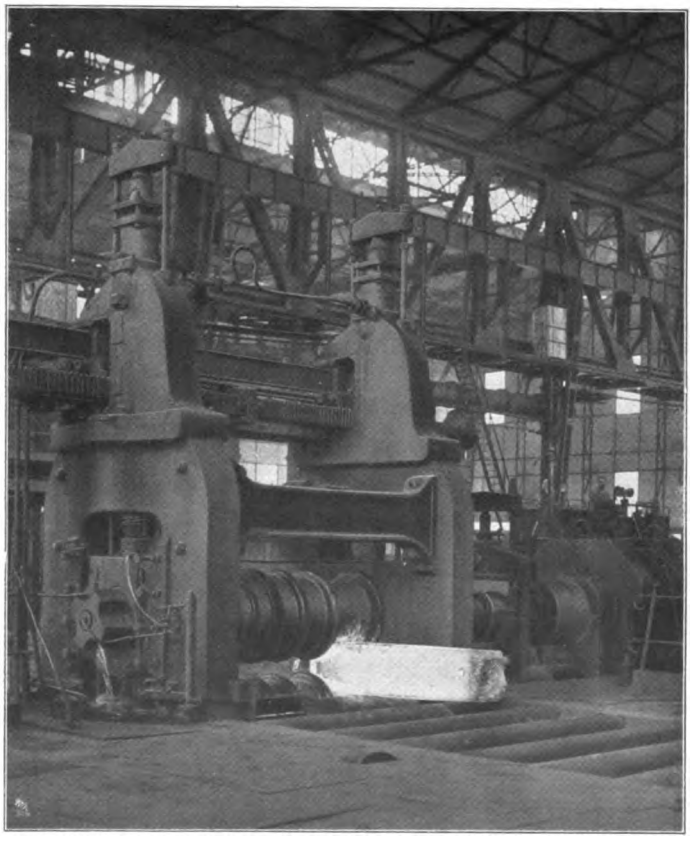
Stahlgießerei, Gießen der Blöcke. Die noch glühenden Blöcke werden auf einen Transportwagen gesetzt, den eine Lokomotive zum Walzwerk führt

Digitized by Google

dem Vergrößerungsglas deckt jeden Fehler auf; verläuft sie also befriedigend, so weiß man sicher, daß der Stahl auch wirklich gut ist.

Jetzt wird der Ofen abgestochen und der Stahl in besondere eigenartige Gußformen in Form vierkantiger hoher Blöcke vergossen (Abb. auf S. 391 unten). Das Ergebnis dieses Gusses ist nach einiger Zeit ein vierkantiger hellrot warmer Stahlblock, der nun endlich nach langen zeit- und geldraubenden Verfahren wenigstens chemisch fertig ist, der seiner chemischen Zusammensetzung nach einen hochwertigen Schienenstahl darstellt. Über viele Tage, ja Wochen haben sich die bisher geschilderten hüttentechnischen Operationen verteilt, die aus dem Eisenerz erst Roheisen, dann kohlenstofffreies Eisen und schließlich guten Gußstahl erzeugten. In wenigen Minuten spielen sich dagegen jetzt die weiteren Vorgänge ab, die aus der glühenden Stahlbramme im Walzwerk die fertige Eisenbahnschiene entstehen lassen.

Was der Bramme zunächst passiert, läßt die Abbildung dieser Seite erkennen, die ein sogenanntes Duo-Reversier-Walzwerk zeigt. „Duo", weil nur zwei Walzen vorhanden sind im Gegensatz zum Triowerk. „Reversier", weil die Drehrichtung aller überhaupt drehbaren Dinge durch einen einzigen Steuergriff umgekehrt werden kann. Das gilt auch für den Rollgang, der sich vor und hinter dem Walzwerk befindet, aus zahlreichen dicht nebeneinander gelagerten Rollen oder Walzen besteht und auf der Abbildung gut sichtbar ist. Auf diesen Rollgang hat man die glühende Bramme zunächst gelegt, und da alle diese Rollen sich schnell, gleichmäßig und in der Richtung auf das Walzwerk hin drehen, so ist der Block schnell und ohne weitere fremde Hilfe seinem Schicksal entgegengewandert.



Ein Block unter dem Blockwalzwerk, wo er zunächst zu einem viereckigen Barren ausgewalzt wird. Auf der Rollenstraße wird er, an der hydraulischen Schere vorbei, wo die Enden abgeschnitten werden, der Schienenstraße zugeführt

Das Schicksal sind die beiden schweren Formwalzen, hinter denen im entscheidenden Augenblick 20 000 Pferdestärken stecken. Ehe der Block noch recht ahnt, was ihm bevorsteht, haben die Walzen ihn beim Kopf gepackt. Ein Schüttern und Donnern geht durch den massiven Walzenbau. Mit voller Macht müssen die Maschinen arbeiten, um die Walzen durchzuziehen. Wohl stöhnt und ächzt das ganze Werkgestell in allen Fugen, aber Maschinen und Walzen bleiben Sieger. In kaum dreißig Sekunden ist der Block durch das Werk hindurchgewürgt und dabei doppelt so lang und doppelt so dünn geworden. Schon tra-

Digitized by Google

Schienenwalzwerk. Der Block wird hier zu einer nahezu 100 Meter langen Schiene ausgewalzt. Der immer länger werdende glühende Balken wird durch schräg aufsteigende, aus dem Boden herausragende Rollbahnen geführt

gen ihn die Rollen hinter dem Werk emsig von den Walzen fort, da — ein Griff am Steuerhebel, und das Werk „reversiert". Im umgekehrten Sinne laufen Rollen und Walzen, und mit Krücken und Stangen wird der glühende Stahl in das nächste entsprechende engere Profil der Walzen gerückt. Wieder muß er durch die peinvolle

Lager fertiger Schienen und Träger auf dem großen Lagerhof des Hüttenwerks, von wo aus sie durch Krähne für den Eisenbahn- oder Wassertransport verladen werden

Digitized by Google

Enge, gewinnt an Länge, verliert an Dicke und wird bei alledem nicht kälter, da ein gewaltiger Teil der Maschinenpferde sich beim Walzvorgang im verwalzten Stahl selber in Wärme umsetzt.

Schon ist aus dem kurzen gedrungenen Block ein langer schlanker Balken geworden, der nun von diesem Vorwalzwerk nach dem eigentlichen Schienenwalzwerk (Abb. auf S. 393 oben) gebracht wird. Hier geht in der geschilderten Art das Strecken, Verdünnen und Längen weiter, wobei die besonderen in die Walzen eingedrehten Formen gleichzeitig das gebräuchliche Schienenprofil herausarbeiten. Aus dem Bilde ist zu ersehen, wie die Arbeiter mit Stangen und Krücken die werdende Schiene unter das jeweilig fällige Walzprofil bringen, während auch hier ein Rollgang das Hin- und Herschaffen in der Längsrichtung besorgt.

Noch einmal durch das letzte und engste Profil und die Schiene ist fertig. Schnell sinkt jetzt ihre Temperatur aus dem Kirschroten ins Dunkelrote. Die Erkaltung schreitet zusehends fort. Rasch daher mit der Schiene an die Schienensäge, die mit kurzem Hieb schrillend und kreischend die normalen Längen von 12 oder 15 Metern abschneidet. Schnell noch einmal mit der jetzt schon dunklen Schiene durch die Richtwalzen, dann ist die Fabrikation beendigt.

Mit vielen anderen ihresgleichen wandert die fertige Schiene auf den großen Lagerhof des Hüttenwerkes und harrt dort der weiteren Bestimmung (Abb. auf S. 393 unten). Was an Schienen aus einer Siemens-Martin-Charge oder Bessemer-Birne entstand, liegt dort als ein sogenanntes Los beisammen. Man weiß, daß alle diese Schienen nach menschlicher Voraussicht dieselben Eigenschaften haben. Zur größeren Sicherheit wird daher mit einem Stück des Loses, aus Sparsamkeitsgründen am liebsten mit einem Verschnittrest, eine Zerreißprobe vorgenommen. Unter dem nach Millionen von Kilogrammen messenden Zug der hydraulischen Zerreißmaschine wird ein Stück Stahlschiene zerrissen wie ein Zwirnsfaden, wird es zerbogen, zerdreht und nach allen Richtungen zerfasert. Und erst wenn auch alle diese Versuche zur Zufriedenheit verlaufen sind, bekommt das betreffende Los den Fabrikstempel. Erst dann wird es für geeignet erachtet, in die Welt hinauszugehen.

Ranunkeln. Gemälde von Erna Schmidt

Digitized by Google

Das mitteleuropäische Wirtschaftsproblem

Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann

Noch ist das Ende des Deutschland aufgezwungenen Riesenkampfes trotz aller von ihm errungenen Erfolge unabsehbar, noch wird mit vollem Recht von Seite der Regierungen eine Erörterung der Kriegsziele nicht erlaubt. Immer lebhafter aber beschäftigen sich trotz alledem notgedrungen die Gemüter in Deutschland wie in Österreich-Ungarn mit der Frage der neuen, durch den Krieg gebotenen wirtschaftlichen Beziehungen beider Reiche. Die Feinde versuchen, je länger der Krieg dauert, um so eifriger die Mittelmächte auszuhungern und die Erfolge, die ihnen auf kriegerischem Gebiete versagt bleiben, auf wirtschaftlichem zu erringen. Ihnen ist es nicht allein um Vernichtung des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt während des Krieges zu tun, sie wollen die mitteleuropäischen Mächte auch alles Besitzes in fremden, besonders überseeischen Ländern entkleiden und sie für alle Zukunft der Weltgeltung berauben. Zu diesem Zwecke vernichten sie die Geschäftsbücher der deutschen und österreichischen Unternehmungen in den ihrem Einfluß unterstehenden Gebieten, beschlagnahmen ihr Eigentum und vertreiben ihre Staatsangehörigen. Nicht genug damit versuchen sie eine dauernde wirtschaftliche Vereinigung aller Feinde Deutschlands und Österreichs herbeizuführen, die für alle Zukunft den Handel und Verkehr dieser beiden Länder unterbinden und ihre Entwicklung hindern soll. — Daß unsere Feinde das von England so heiß erstrebte und von den Amerikanern begünstigte Ziel einer Ausschaltung der volkreichsten und unternehmendsten Länder des europäischen Festlands aus dem Wettbewerbe der Welt über die Dauer des Krieges hinaus erreichen können, erscheint nicht gerade sehr wahrscheinlich. Staaten mit einer hochentwickelten, strebsamen Bevölkerung von beinahe hundertfünfzig Millionen lassen sich auf die Dauer nicht unterkriegen oder beiseite drängen. Je länger aber der Krieg dauert, um so größer müssen notwendig die Verluste ihres Wirtschaftslebens werden, um so schwieriger wird es sein und um so längere Zeit wird es erfordern, auf den alten Märkten wieder festen Fuß zu fassen. Es wäre daher selbstmörderisch, wenn man sich darüber nicht beizeiten klar würde und keine Vorkehrungen träfe, um so weit wie möglich Ersatz zu schaffen. Wie die Dinge heute in der Welt liegen, bei der Furcht, die die Neutralen vor England und seinen Verbündeten erfüllt, bleibt den mitteleuropäischen Mächten nur übrig, den Ersatz in ihrem eigenen Gebiet zu suchen. Die Waren, die sie bisher von außerhalb bezogen haben, müssen sie selbst zu erzeugen versuchen und sich gegenseitig mit dem aushelfen, was sie bisher nach anderen Ländern ausgeführt haben. Gewiß fallen dabei manche Sachen, insbesondere die Massenerzeugnisse der tropischen Gebiete, aus. Aber die Erfahrung hat bereits bewiesen, daß viele dieser Gegenstände bei der hohen Entwicklung der chemischen Industrie Deutschland-Österreichs hier erzeugt werden können. Für andere wird voraussichtlich ein Ersatz noch gefunden werden, oder wir werden, soweit Genußmittel in Frage kommen, uns ihrer entwöhnen können. Der Anfang mit alledem ist bereits gemacht. Die Rohstoffe für Pulvererzeugung, die man früher von überseeischen Ländern erhielt, werden nun bereits im Lande hergestellt. Die Herstellung eines genügenden Kautschukersatzes scheint auch schon geglückt zu sein. Es wird nicht lange dauern, da werden auch neue Spinnstoffe uns ebenso von Amerikas Baumwolle unabhängig machen, wie einst die Einführung des Rübenzuckers und des künstlichen Indigos die Riesensummen, die dafür an Kolonialländer gezahlt wurden, Deutschland und Österreich selbst zugeführt haben. Mit Hilfe der ungeheuren noch so wenig erschlossenen Gebiete Kleinasiens und bei der hohen Entwicklung unserer Wissenschaft und Technik können wir ferner darauf hoffen, im Notfalle Mitteleuropa fast unabhängig von dem feindlichen Auslande zu machen. Aber es bedarf dazu des entschlossenen Willens aller Beteiligten und führenden Männer, die, unbeirrt durch das „zögernde Schwanken feiger Gedanken", das einmal nach sorgfältiger Prüfung als richtig Erkannte rücksichtslos durchführen. Vorderhand sind wir davon leider noch weit entfernt. Noch haben Handel und Wandel sich mit den durch den Krieg gegebenen Verhältnissen nicht genügend abgefunden, noch fehlt es an genügender gleichmäßiger Verteilung der Vorräte selbst nur in den großen Gemeinden, von den Provinzen und Einzelstaaten gar nicht zu sprechen. Noch sind die wirtschaftlichen Beziehungen der verbündeten Mächte in keiner Weise nach Maßgabe der durch den Krieg geschaffenen neuen Verhältnisse gehörig umgestaltet. Das ist an sich nicht zu verwundern. Da im ganzen, dank den Erfolgen der Waffen Deutschlands und seiner Freunde, der Krieg mit seinen Verwüstungen sich fast ganz in Feindesland abspielt und im Innern bei uns das Leben seinen alten Gang geht, dauert es lange,

Digitized by Google

ehe sich die Menge der veränderten Lage und der dadurch bedingten Notwendigkeiten voll bewußt wird. Immerhin empfindet man je länger je mehr in der Bevölkerung den durch den Krieg eingetretenen tiefen Umschwung. Man hat das Gefühl, daß eine vollständige Umgestaltung von Wirtschaft, Handel und Verkehr unvermeidlich ist, daß sich mit einer Wiederkehr der früheren Verhältnisse für absehbare Zeit nicht rechnen läßt. Man spricht daher viel von einem mitteleuropäischen Wirtschaftsbündnis, aber man ist doch weit entfernt von einer richtigen Erkenntnis der Lage, in der sich Mitteleuropa jetzt befindet. Noch gibt man sich meistens auf beiden Seiten dem Glauben hin, daß die Frage der künftigen Wirtschaftsbeziehungen in Mitteleuropa eine offene, je nach Lust und Laune der Beteiligten zu lösende sei. Interessenten allerart erörtern sie je nach dem Nutzen oder Schaden, den sie von der künftigen Regelung der Beziehungen für ihre Geschäfte erwarten. Es wird darüber gestritten, ob eine Zolleinigung nötig sei oder ein Handelsvertrag den Umständen genüge. Gewerbetreibende, Landwirte und Viehzüchter suchen ihre Sonderinteressen schon jetzt rechtzeitig geltend zu machen. Die Mehrzahl der sogenannten Sachverständigen steht der ganzen Angelegenheit zweifelnd gegenüber. Sie sehen nur die riesigen Schwierigkeiten, die der Schaffung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiets entgegenstehen und werden sich angesichts ihrer über die vorliegende Zwangslage nicht recht klar. — *Man vergißt ganz, daß ähnliche wirtschaftliche und politische Notwendigkeiten einst die deutschen Staaten dazu vermocht haben, sich unter Opferung aller Sonderinteressen im Zollverein und später im Reiche zusammenzuschließen, daß die gleichen Notwendigkeiten die klimatisch und wirtschaftlich so überaus verschiedenen Gebiete Nordamerikas in die beiden riesigen Zollgebiete der Vereinigten Staaten und der kanadischen Dominion geführt haben. Was ist Mitteleuropa an Fläche und klimatischen Unterschieden verglichen mit diesen beiden riesenhaften Wirtschaftsgebieten? Was ist es gegenüber dem ungeheuren Rußland, das doch auch ein einheitliches Zollgebiet darstellt, was verglichen mit Australien oder Südafrika, die durch wirtschaftliche Notwendigkeiten zu einheitlichen Wirtschaftsgebieten geworden sind?*

Die heutigen Erörterungen und Betrachtungen über die wirtschaftliche Zukunft Mitteleuropas werden nicht unerheblich dadurch beeinträchtigt, daß die Erinnerung an die Entwicklung und Gestaltung der deutsch-österreichischen Handelsbeziehungen bei allen Beteiligten noch zu frisch ist, und daß man sich noch nirgends entschließen kann, sie unter einem andern Gesichtspunkte als dem der Vergangenheit zu betrachten. Man ist sich anscheinend noch immer in der großen Masse nicht klar darüber, daß wir uns in einer Zwangslage befinden. Abgeschnitten von allen nur auf dem Seeweg zu erreichenden Ländern sehen sich Deutschland und Österreich-Ungarn mit ihren Verbündeten auf ihr eigenes Gebiet beschränkt. Sie müssen in sich nicht nur ihren vollen Unterhalt aufbringen, sondern auch Ersatz für die verlorenen Absatzgebiete suchen und die früher von außerhalb bezogenen Rohstoffe aufbringen. Noch fehlt es an allgemeiner Verständlichkeit für diesen Stand der Dinge. So stehen wir denn vor der eigentümlichen Erscheinung, daß in diesem Kampfe, wo die Verbündeten Schulter an Schulter kämpfen und ob sie wollen oder nicht, jeder für alle die ganze Kraft einsetzen müssen, um sich der übermächtigen Feinde zu erwehren, noch immer Handel und Verkehr zwischen ihren vom Weltverkehr abgeschnittenen Gebieten den alten Beschränkungen und Hindernissen unterliegen. Die Folge dieses Zustands ist eine mangelhafte Verteilung der vorhandenen Vorräte in Mitteleuropa, die weiten Bevölkerungsschichten schwere Opfer auferlegt und Unzufriedenheit großzieht, die bei besserer Ordnung der Dinge sehr gut zu vermeiden wäre. Je eher man sich darüber allgemein klar wird, um so besser wird das für alle Beteiligten sein. Wie die Dinge heute liegen, hat Mitteleuropa keine Wahl mehr. Abgeschnitten seit langen Monaten vom Welthandel, angewiesen auf seine eigenen Hilfsquellen, muß es wohl oder übel sich damit abfinden und so einzurichten versuchen, daß Handel, Wandel und Gewerbe dabei so wenig wie möglich leiden. Was später werden soll, kann es vorderhand der unabsehbaren Zukunft überlassen. Der Augenblick aber fordert engere und engste wirtschaftliche Beziehungen zwischen den Staaten Mitteleuropas untereinander einerseits und dem Orient anderseits. Den Gebieten mit vorwiegendem Gewerbebetrieb muß der Bezug von Rohstoffen und Lebensmitteln tunlichst erleichtert, den Erzeugern der letzteren die Versorgung mit Industriewaren verbilligt werden. Mögen dabei im einzelnen Mißgriffe vorkommen, wichtiger als sie ist, daß der Grundgedanke im allgemeinen Interesse so bald wie möglich durchgeführt und die Bevölkerung der verbündeten Reiche vor weiterem und größerem Schaden, der bei Fortdauer des jetzigen Zustands droht, bewahrt wird.

Mitteleuropa hat sich vor hundert Jahren in einer ähnlichen Zwangslage befunden wie heute. Damals sperrte Frankreich, nachdem die Bourbonen wieder ans Ruder gekommen waren, seine Grenzen, während Rußland die seinen noch nicht geöffnet hatte, und Preußens wie Österreichs Schiffahrt noch nach den Leiden des langen Kriegs völlig daniederlag. Aber man hat damals

Digitized by Google

nicht einen Augenblick verzagt, obwohl damals die deutsche Industrie in ihrer Entwicklung weit hinter der Englands und Frankreichs zurückstand und an den Ersatz wichtiger bis dahin nur im Auslande erzeugter Waren bei weitem nicht in dem Umfange gedacht werden konnte, wie er heutzutage bereits erreicht ist. Der Generalgouverneur der Rheinlande, Geheimer Staatsrat Sack, setzte 1814 kurzerhand einen einheitlichen ziemlich hohen Zolltarif an der Westgrenze Preußens gegenüber Frankreich in Kraft und schloß auf seiner Grundlage mit Belgien einen Handelsvertrag. Er tat das, ohne erst in Berlin besonders anzufragen, auf Grund seiner allgemeinen Vollmacht, und hielt seine Maßregel in Kraft, auch als man von Berlin aus wegen allgemeiner politischer Bedenken Einspruch erhob. Gleichzeitig wurden gemeinsame Maßregeln des ganzen Deutschen Bundes gegen das feindliche Ausland ins Auge gefaßt, und es lag nicht an den Lenkern der Geschicke Preußens, wenn sie nicht zustande kamen. Freiherr vom Stein hatte 1814 an der ganzen deutschen Küste einen einheitlichen Kriegszoll unter Aufhebung aller Binnenzölle in Kraft setzen wollen. Die Durchführung scheiterte an der Kirchturmspolitik der verschiedenen Küstenstaaten, die sich das Geschäft mit England, das zu blühen anfing, nicht stören lassen wollten. Als die Engherzigkeit der um ihre Selbständigkeit besorgten Kleinstaaten und das mangelnde Verständnis der damaligen österreichischen Staatsmänner für wirtschaftliche Sachen, die von zahlreichen Patrioten gewünschte einheitliche Regelung der Zoll- und Handelsfragen Deutschlands auf dem Wiener Kongresse verhindert hatten, entschloß sich dann Preußen selbständig vorzugehen.

Im damaligen Königreich Preußen waren bei Ausbruch der Napoleonischen Kriege nicht weniger als 57 verschiedene Zolltarife mit 2775 Warenklassen für die verschiedenen Landesteile in Kraft gewesen. Als nach der Schlacht von Jena das Land den Franzosen in die Hände fiel, hatten ihre Finanzbeamten, ohne viel Federlesen zu machen, kurzerhand mit dem ganzen veralteten Krimskrams aufgeräumt, die verschiedenen Tarife samt und sonders aufgehoben, die Zollgrenzen im Lande abgeschafft und nach französischem Muster einen einheitlichen niedrigen Grenzzolltarif in Kraft gesetzt. Natürlich litten unter der Maßnahme viele örtliche Interessen, die Gesamtheit gewann aber durch sie so großen Nutzen, daß die Einrichtung auch nach Verjagung der Franzosen im ganzen ungeändert gelassen wurde und ihre Ausdehnung auf ganz Preußen nach dem Friedensschlusse in Frage kam. Schon 1815 schlug Finanzminister Graf Bülow Aufhebung der Binnenzölle in den Provinzen östlich der Elbe und ihre Einbeziehung in das Zollgebiet der westlichen Landesteile vor. Hatte der Zoll doch dort im letzten Jahre, dank dem neuen System nicht weniger als das Fünffache der früheren Einnahmen gebracht! Diese günstigen Erfahrungen gaben den Ausschlag. Alle Minister traten auf Seite des Grafen Bülow. Auf Grundlage des seinerzeit von den Franzosen eingeführten Tarifs wurde ein einheitliches Zollsystem für die ganze Monarchie entworfen. Aber in den Kreisen der Beamtenschaft, wie der Geschäftsleute war man weit entfernt, sich ohne weiteres der Auffassung der Minister anzuschließen. Hier wollten viele vom alten Verbotsystem nicht lassen und von Neuerungen nichts wissen. Es kam zu lebhaften Streitigkeiten und langwierigen Verhandlungen. Schließlich aber siegte die Erfahrung mit den guten Wirkungen des einheitlichen Tarifs der Westprovinzen. Man konnte nicht umhin, sich zu überzeugen, daß unter dem alten System der Schmuggel eine gar zu große Rolle spielte und der Grenzwachdienst fast alle Zollerträge aufzehrte. Ergab doch die Statistik, daß in den alten Provinzen bei dem hohen Zoll jeder Laden täglich nur zwei Pfund Kaffee und etwa ein Pfund Zucker versteuerte! Für den Rest wurde der Zoll hinterzogen. Bei einer so langen und schwierigen Landesgrenze wie der Preußens war eben nur ein niedriger und einfacher Zoll möglich, der keinen Anreiz zum Schmuggel gab und eine möglichst billige Grenzbewachung gestattete. Im Mai 1818 erteilte der König dem neuen Tarif seine Zustimmung. Am 1. Januar 1819 trat er in ganz Preußen in Kraft.

Diese Maßnahme ist der Anlaß zur Entstehung des Zollvereins geworden. Die überaus günstigen Erfahrungen Preußens mit seinem Grenztarif, die Schwierigkeiten, die daraus den zum Teil geographisch eng mit preußischen Landesteilen verwachsenen Kleinstaaten erwuchsen, veranlaßten bekanntermaßen diese in den folgenden Jahren nach und nach Anschluß an das preußische Zollsystem zu suchen. Der Umstand, daß der Deutsche Bund bei der damaligen wirtschaftspolitischen Rückständigkeit Österreichs versäumt hatte, sich zu einem einheitlichen Zollgebiet auszugestalten, hatte die Folge, daß die kleineren und mittleren Staaten Befriedigung ihrer wirtschaftlichen Notwendigkeiten bei Preußen suchten und so allmählich mit ihm ein großes einheitliches Wirtschaftsgebiet bildeten. Nur die Nordseestaaten fehlten noch, als Österreich Ende der vierziger Jahre plötzlich zum Bewußtsein des begangenen Fehlers kam und nun das Versäumte nachholen wollte. Nur leider wurde es dabei nicht von wirtschaftlichen Notwendigkeiten, sondern politischen Beweggründen geleitet. Wäre ersteres der Fall gewesen, so hätte es damit begonnen, seine seit dem achtzehnten Jahrhundert kaum geänderte wirtschaftliche Gesetzgebung den modernen Verhältnissen anzupassen und die Beziehungen zu Ungarn auf dem Gebiete des Handels gründlich zu regeln. Statt dessen tat es in allen diesen

Digitized by Google

Beziehungen nichts und erhob nur Ende Oktober 1849 plötzlich den Anspruch, auf Grund der Bundesakte Preußen zu zwingen, mit ihm ohne Rücksicht auf den Zollverein in engste wirtschaftliche Beziehungen zu treten. Sein Zweck war in der Hauptsache, Preußens Weltstellung zu schwächen und es zu der Anerkennung der Tatsache zu bringen, daß es vom guten Willen Österreichs abhänge, das allein das Haupt des Deutschen Bundes sei. Die Lage war also von der heutigen sehr wesentlich verschieden. Weder Österreich-Ungarns, noch Deutschlands Wirtschaftsleben machten damals eine Zolleinigung der beiden Staatsgebiete erforderlich. Bei der geringen Entwicklung der Ausfuhrindustrie und der Verkehrsmittel waren für beide Gebiete die Beziehungen untereinander damals sogar weniger wichtig, als die zu anderen Staaten. Für Deutschland kam es damals besonders auf den Handel mit England und Rußland, für Österreich auf den mit dem Orient und den Mittelmeerländern an. Aber die Weltlage war nicht so, daß Preußen damals die Ansprüche des mächtigen Nachbarn glatt ablehnen konnte. Schweren Herzens mußte es sich zu Verhandlungen bequemen, um so mehr, als es seiner Verbündeten im Zollverein keineswegs sicher war. Bei der Hartnäckigkeit des damaligen Leiters der Geschäfte Österreichs, des Fürsten Schwarzenberg, und der Unzuverlässigkeit des Kaisers Nikolaus von Rußland, auf den Preußen zu jener Zeit alle Hoffnungen setzte, schien es nicht ausgeschlossen, daß Preußen in wirtschaftliche Abhängigkeit von Österreich-Ungarn geriet. — Da gelang es einem geschickten preußischen Verwaltungsbeamten, dem nachmaligen Minister R. Delbrück, einen Ausweg aus der schwierigen Lage zu finden. Unter Ausnutzung der finanziellen Nöte Hannovers und Oldenburgs bewog er Anfang des Jahres 1851 diese Staaten durch Zusicherung besonderer Vorzugsrechte bei der Verteilung der Zollerträge dem Verein beizutreten. Da beide Staaten infolge ihrer Handels- und Schiffahrtsinteressen Gegner von Schutzzöllen waren und nie zur Annahme eines den österreichischen Wünschen entsprechenden Zolltarifs zu bewegen gewesen wären, konnte damit der Plan einer Verschmelzung des norddeutschen und österreichischen Zollgebiets als vereitelt betrachtet werden. Die weitere Entwicklung hat diese Annahme bestätigt. Zwar hat Österreich auch nach Schwarzenbergs frühem Tode sein Ziel weiter verfolgt und alles daran gesetzt, seine Absichten zu erreichen, wie man aus meinen aktenmäßigen Mitteilungen in der Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik (Oldenburg und Leipzig 1892) ersehen kann, doch vermochte es gegen die Gewalt der Tatsachen nichts auszurichten. Da aber Österreich den Mittelstaaten keinen Ersatz für die Einnahmeausfälle zu bieten vermochte, die ihnen bei Auflösung des Zollvereins drohten, wagten sie nicht es zum vollen Bruche mit Preußen kommen zu lassen. Sie fanden sich ebenso wie Österreich schließlich mit einem gewöhnlichen Handelsvertrag ab, in dem nur Österreich eine Anzahl Sondervorteile vor auswärtigen Staaten eingeräumt und der weitere Ausbau der wirtschaftlichen Beziehungen versprochen war. Österreich wollte seine Zollverwaltung, Grenzbewachung u. dgl. nach dem Muster des Zollvereins umgestalten und behielt sich vor, später mit diesem sich vollständig zu verschmelzen.

Bequemt zur Unterzeichnung dieser Abmachungen hat man sich damals in Preußen nur schweren Herzens und nur aus politischen Erwägungen. Lagen doch, wie schon erwähnt, wirtschaftliche Notwendigkeiten dafür noch nicht vor. Das Gegenteil war vielmehr der Fall. Die Interessen beider Länder waren zu jener Zeit durchaus entgegengesetzt. Der Zollverein war vor allem auf Entwicklung seiner Industrie angewiesen, um der stark wachsenden Bevölkerung Erwerbsgelegenheiten zu geben, und mußte in England, Amerika, Rußland seinen Absatz suchen. Österreich-Ungarn war noch vorwiegend Ackerbauland, und der Schwerpunkt seiner Interessen lag in den Mittelmeergebieten. Bismarck war so fest von den für Preußen bestehenden Notwendigkeiten durchdrungen, daß er schon Anfang 1858 sich brieflich dahin äußerte, daß Preußen auf die Gefahr hin, mit Dessau und Sondershausen allein zu bleiben, den Zollverein kündigen müsse, ehe es sich von Österreich aufschlucken lassen könne. Nicht wirtschaftliche Notwendigkeiten, sondern politische Erwägungen standen auch damals im Vordergrunde!

Bei dieser Sachlage war es nicht zu verwundern, wenn gelegentlich des Ablaufs des 1853er Vertrags Preußen auf seinem Standpunkt beharrte und es auf die schwerste Krisis ankommen ließ, lieber, als daß es sich Österreichs Wünschen fügte, die von zahlreichen, aber kurzsichtigen Männern auch innerhalb der Zollvereinsgrenzen unterstützt wurden. Österreich, das Ende der fünfziger Jahre im Kriege gegen Italien und Frankreich unterlegen war und die Lombardei verloren hatte, kam es vor allem darauf an, der Welt zu zeigen, daß es in Deutschland noch Herr sei. Außerdem wollte es wohl auch wirklich seine Stellung im Deutschen Bunde stärken, um den immer unruhigeren und anspruchsvolleren Ungarn gegenüber fester auftreten zu können. Diese Zwecke entsprachen aber in keiner Weise den Bedürfnissen und Wünschen Norddeutschlands, wo sich der Handel mehr und mehr mit England und überseeischen Ländern entwickelt hatte, und weitere Erleichterungen des Verkehrs nach dem Westen von allen Geschäftsleuten erstrebt wurden. Gerade in den fünfziger Jahren hatte England mit den Resten seiner alten Schutzzoll- und Absperrungspolitik aufgeräumt und dadurch große Erfolge erzielt.

Digitized by Google

Seine Erfahrungen hatten Napoleon III. veranlaßt, auch für Frankreich den Bruch mit dem langhergebrachten Schutzzollsystem ins Auge zu fassen. Schon im Dezember 1859 wurde bekannt, daß er sich in aller Stille mit dem Bundesgenossen aus dem Krimkriege verständigt und einen Handelsvertrag mit England abgeschlossen hatte, der eine völlige Umwälzung in der Handelspolitik Frankreichs bedeutete. Unter der Herrschaft des neuen Tarifs waren die bisher dem regelmäßigen Handel so gut wie gesperrten Grenzen Frankreichs einer Menge deutscher Waren offen, wenn der Zollverein dieselben Vorteile wie England zu erreichen imstande war. Es fielen ihm im Falle einer Verständigung mit England und Frankreich mit Hilfe der Meistbegünstigungsklausel der neuen Verträge auch alle die Vorteile in den Schoß, die diese Staaten sich bei anderen Ländern auszubedingen imstande waren. Was waren im Vergleich damit die wenigen Begünstigungen, die Preußens Volkswirtschaft selbst im besten Falle von Österreich-Ungarn zu hoffen hatte? Daß auch politische Erwägungen bei diesem Vorgehen mitgesprochen haben, ist von Delbrück in seinen nachgelassenen Erinnerungen geleugnet worden. Immerhin war es zweifellos, daß, sobald der Zollverein den Westmächten vertraglich die Gleichstellung mit der meistbegünstigten Nation einräumte, Österreich Sondervorteile von ihm nicht mehr in Anspruch nehmen konnte!

Der erste Schritt in diesem Sinne ist indessen nicht von Preußen geschehen. Ende Januar 1860 bot vielmehr Kaiser Napoleon selbst dem preußischen Gesandten in Paris Einleitung von Verhandlungen behufs Beitritt zum französisch-englischen Handelsvertrage an. Erst diese Eröffnung veranlaßte die preußische Regierung zum Betreten des Wegs, auf dem dann die von Österreich drohende Gefahr beseitigt wurde. Trotz des Zögerns der Fachminister in Berlin wurden die Zollvereinsstaaten befragt. Alle stimmten für eine baldige Verständigung mit Frankreich, trotzdem es ihnen kaum zweifelhaft sein konnte, daß damit den zu jener Zeit schwebenden Plänen Österreichs wegen Umgestaltung der deutschen Verhältnisse ein sehr ernstliches Hindernis in den Weg geworfen wurde. Trotz lebhaften Widerspruchs der österreichischen Zeitungen begannen die Besprechungen mit dem französischen Unterhändler im Januar 1861 und führten rasch zu einer grundsätzlichen Verständigung. Inzwischen war man aber in Wien nicht untätig geblieben. Man wurde bei den immer auf ihre Selbständigkeit eifersüchtigen Mittelstaaten ernstlich vorstellig und wies sie auf die der Stellung Österreichs und ihrer eigenen Macht angeblich drohenden Gefahren hin. Damit erreichte man, daß die Mittelstaaten nun plötzlich als Vorbedingung des auch ihnen erwünschten Abkommens mit Frankreich vorherige Verständigung mit Österreich forderten. Ihre Haltung hatte zur Folge, daß der französische Unterhändler den Versuch machte, Preußens Zwangslage zu allerlei übermäßigen Forderungen auszunützen, die die Verhandlung verzögerten. Erst ein Eingreifen König Wilhelms und Napoleons führte ihren Abschluß herbei. Januar 1862 wurde der neue Vertrag unterzeichnet, der aber mit Rücksicht auf die noch laufenden Verpflichtungen des Zollvereins erst in einigen Jahren in Kraft treten sollte.

Gestützt auf diese Abmachung ging Preußen an die Auseinandersetzung mit Österreich, wo man durch den Vertragsschluß völlig überrascht worden war. Die Lage war diesmal für Preußen noch schwieriger als in den fünfziger Jahren. Bei Rußland hatte es auf irgendwelche Unterstützung damals nicht mehr zu rechnen. Die Süddeutschen waren politisch ganz auf Österreichs Seite, und auch in Hannover neigte der Hof trotz der entgegenstehenden wirtschaftlichen Interessen weit mehr zu Wien als zu Berlin. Dazu spielten Parteiinteressen und die Presse jetzt eine weit bedeutendere Rolle als in den fünfziger Jahren. Ein Lichtblick war nur die Haltung Sachsens. Hier hatten die Handel- und Gewerbetreibenden sich so nachdrücklich für die Abmachung ins Zeug gelegt, daß die sächsischen Kammern ohne weiteres den Vertrag genehmigten und Minister Beust infolgedessen für seine Annahme durch die anderen Zollvereinsstaaten eintreten mußte. Trotzdem ist es Preußen überaus schwer geworden, seine durch die Umstände gebotene Politik durchzusetzen. Im Juli 1862 ging Graf Rechberg, der damalige Leiter der Geschäfte in Österreich, soweit, den fast bedingungslosen Eintritt in den Zollverein, mit Verzicht auf alle Zwischenzölle, anzubieten. Der überraschende Schritt wäre unter anderen Umständen von entscheidender Bedeutung gewesen. So, wie die Dinge damals lagen, verboten ihn ganz einfach Österreichs zerrüttete Finanzen; und auf seine Genehmigung durch den Reichsrat war nicht zu rechnen. Das wußte man in München und Stuttgart so gut wie in Berlin. Doch der Haß gegen Preußen in gewissen Kreisen war damals so groß, daß man sich stellte, als ob die Berliner Regierung gar nicht anders könne, als den Vorschlag anzunehmen und den Vertrag mit Frankreich fallen zu lassen. In Preußen ließ man sich indessen nicht verblüffen. Am 20. Juli 1862 wurde Österreichs Antrag rund abgelehnt mit der Begründung, daß Preußen als Zollvereinsstaat wie als europäische Macht nur einen Gesichtspunkt als leitend anzuerkennen vermöge: „Das Festhalten am gegebenen Worte". Am 25. Juli nahm das Abgeordnetenhaus den Vertrag mit Frankreich fast einstimmig an, obwohl damals Ministerium und Parlament bekanntermaßen wegen der Militärfragen sich sonst in größtem Zwiespalt befanden.

Nun versuchte Österreich sein Ziel auf anderem Wege zu erreichen. Unter seinem

Digitized by Google

Einfluß lehnten im August die süddeutschen Staaten den Beitritt zu dem Vertrage mit Frankreich, an dessen Abschluß sie doch teilgenommen hatten, ausdrücklich ab, und Hannover wie Kurhessen meinten darauf, der Vertrag sei erledigt und seine weitere Prüfung überflüssig. Bismarck, der damals das auswärtige Ministerium in Preußen übernahm, hielt sich indessen nicht für geschlagen. Er erachtete bei der Verschiedenheit der Bedürfnisse und Lebensverhältnisse in Deutschland und Österreich die Zolleinigung damals für eine Unmöglichkeit. Es sei ausgeschlossen, die Zolleinnahmen in Abhängigkeit zu setzen von den unberechenbaren Wechselfällen der auswärtigen Politik Österreichs. Preußen würde besser fahren, sich auf sein eigenes Zollsystem zu beschränken, als sich in die österreichischen Verhältnisse verwickeln zu lassen. Ihm schien es schon ein Fehler, daß man 1853 die Möglichkeit einer Zolleinigung überhaupt ins Auge gefaßt hatte! Kein Wunder, wenn er nun alle Hebel ansetzte, um die verfahrene Angelegenheit ins reine zu bringen. Zunächst versuchte er, Frankreich zu bewegen, den Schiffahrtsvertrag sofort in Kraft treten zu lassen. Er hoffte damit, Hannover und Oldenburg durch den Einfluß ihrer Schiffahrtsinteressenten auf Preußens Seite zu ziehen. Als dieser Schritt an der Hinterhaltigkeit des französischen Ministeriums scheiterte, das an eine Sonderverständigung mit Hannover dachte, ging er daran, Kurhessen zu gewinnen, dessen geographische Lage es für den Zollverein äußerst wichtig machte. Ohne seinen Beitritt war Preußen vom Süden abgeschnitten, und Hannover konnte mit den Südstaaten einen Zollverband schließen. Trotz aller Anstrengungen scheiterte aber auch dieser Schritt! Die Lage spitzte sich immer mehr zu. Der polnische Aufstand 1863 verschlechterte die politischen Beziehungen Napoleons zu Preußen. Die Gefahr entstand, daß er näheren Anschluß an Österreich suchte. Der Gegensatz zu Österreich wuchs gleichzeitig infolge der Abneigung Preußens gegen seine Bundesreformpläne. Bayern machte ernstlich Versuche, einen Zollverein ohne Preußen zustandezubringen und mit diesem die Beziehungen zu Österreich zu regeln.

Doch Preußen hielt an dem für richtig erkannten Standpunkt fest. Ende 1862 kündigte es die Zollvereinsverträge und ließ keinen Zweifel, daß es sie nur bei gleichzeitiger Annahme des französischen Handelsvertrags erneuern werde. Angesichts der politischen Lage, die Preußen und Österreich zu gemeinsamem Vorgehen wegen Dänemark veranlaßt hatten, fanden die Vereinsstaaten es für richtig, einzulenken. Am 11. Mai 1864 unterzeichnete Sachsen die Verlängerung seines Zollvereinvertrags. Am 11. Juli entschlossen sich Hannover und Oldenburg gegen Zusicherung kleiner finanzieller Vorteile zu dem gleichen Schritte. Am 12. Oktober folgten die Süddeutschen, nachdem Bismarck den Kurfürsten von Hessen zum Nachgeben gewonnen hatte. Damit war Österreichs Spiel endgültig verloren. Am 11. April 1865 entschloß es sich zum Abschluß eines Abkommens mit dem Verein, das trotz der einleitenden Worte, die von der Anbahnung einer Zolleinigung sprachen, nichts mehr als ein Handelsvertrag war. — Der 1866er Krieg führte dann zur reinlichen Scheidung. Österreich-Ungarn ging des Rechts der Einmischung in die deutschen Verhältnisse verlustig. Der neue Handelsvertrag, den beide Staaten 1868 vereinbarten, erwähnte in keiner Zeile mehr spätere Zolleinigungspläne.

Doch noch gab es in Österreich einflußreiche Kreise, die mit dieser Regelung der Dinge nicht einverstanden waren und nur auf eine Gelegenheit lauerten, um Österreichs alte Vormachtstellung in Deutschland wieder zu erneuern. Groß genug war die Gefahr, daß sie Preußens Kampf mit Frankreich 1870 benutzten, um ihr Ziel zu erreichen. Die Kürze des Kriegs, die Klugheit des Kaisers Franz Joseph haben diese Pläne durchkreuzt. Aber Bismarck war der von dieser Seite drohenden Gefahr wohl eingedenk, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Rücksicht darauf ihn bei der Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen mit Frankreich nach dem Kriege beeinflußt hat. Bekanntermaßen ist Bismarck bei den Frankfurter Friedensverhandlungen auf einen Vorschlag des französischen Finanzministers Pouyer-Quertier eingegangen, wonach Deutschland von den Franzosen die ewige Gleichberechtigung im Handel und Zoll mit England, Belgien, Holland, Schweiz, Österreich und Rußland eingeräumt erhielt. Frankreich genießt bei Deutschland dasselbe Recht. Beide Teile haben dadurch das Recht verloren, den genannten Staaten für sie allein bestimmte Zollvorteile einzuräumen. Der Abschluß von Verträgen, wie der deutsch-österreichische von 1853 war damit, solange der Frankfurter Frieden in Geltung blieb, unmöglich gemacht! Die Franzosen haben damals geglaubt, mit der Durchdrückung dieser Klausel ein gutes Geschäft zu machen. Da sie nämlich entschlossen waren, die Verträge mit England und Belgien sofort zu kündigen und zu einem strengen Schutzzollsystem zurückzukehren, hofften sie damit Deutschland einen schweren wirtschaftlichen Schlag mittelbar zu versetzen. Diese Absicht haben sie nur in beschränktem Maße erreicht. Für die Erschwerung der Einfuhr nach Frankreich fand Deutschland anderweitig reichlichen Ersatz. Wertvoller war es für letzteres, daß Frankreich durch die Klausel gezwungen war, seinen Waren immer dieselbe Behandlung wie denen der wichtigsten andern Länder zuteil werden zu lassen. Es konnte Deutschland nur bei Abmachungen mit Italien, Spanien, den nordischen und überseeischen Ländern benachteiligen. Dabei aber kam es, wie die Erfahrung bald gezeigt hat, nicht genügend auf seine Rechnung. Die Folge

Digitized by Google

war, daß Frankreich, welches zuerst in dem Artikel 11 des Frankfurter Vertrags eine wertvolle Waffe gegen Deutschland erblickt hat, die es als ein Heiligtum zu wahren geneigt war, bald zu einer ganz anderen Auffassung gelangte und herzlich gern der Fessel ledig geworden wäre. Im Verlaufe der Jahre hat sich dann freilich das Blatt auch wieder gewendet, und es sind Zeiten gekommen, wo die öffentliche Meinung in Deutschland dringend die Aufhebung der französischen Meistbegünstigungsklausel verlangte. Der Grund dafür lag wieder in den Beziehungen zu Österreich.

Die große Handelskrise, die sich zu Anfang der siebziger Jahre dort fühlbar machte, führte zu einer neuen Belebung der Schutzzollbewegung. 1878 hat ein von freihändlerischer Seite in Wien einberufener volkswirtschaftlicher Kongreß mit überwiegender Mehrheit sich für die Einführung hoher Schutzzölle und Repressalien gegen alle sich nicht fügenden Staaten ausgesprochen. Das Drängen der Interessenten nach hohem Zollschutz dem Auslande und besonders Deutschland gegenüber wurde so gewaltig, daß Bismarck dadurch sich veranlaßt sah, mit der so lange als allein richtig betrachteten Delbrückschen Freihandelspolitik zu brechen und seinerseits auch erhebliche Tariferhöhungen ins Auge zu fassen. Nur vorläufig wurde im Dezember 1878 mit Österreich ein neuer Handelsvertrag geschlossen. Einige Monate darauf nahm Deutschland einen gegenüber dem früheren erheblich erhöhten Zolltarif an, den es als Waffe bei seinen Handelsvertragsverhandlungen mit den Nachbarstaaten zu benützen gedachte. Auf Grundlage dieses Tarifs kam 1881 mit Österreich-Ungarn ein Meistbegünstigungsvertrag zustande. Während seiner Geltung haben Österreich-Ungarn ebenso wie das Deutsche Reich ihr Schutzzollsystem weiter ausgebaut, obwohl damals von verschiedenen Seiten aufs neue der Plan eines deutsch-österreichischen oder gar mitteleuropäischen Zollvereins wieder angeregt und lebhaft befürwortet wurde. An maßgebenden Stellen wollte man damals in frischer Erinnerung der früheren Kämpfe von solchen Plänen nichts wissen. Hier erstrebte man nur den Abschluß von Tarifverträgen, die unter Wahrung der Lebensinteressen des Reichs seinem Handel und Gewerbe den nötigen Betätigungsraum im Auslande unter denselben Bedingungen, wie sie andere Staaten genossen, gewährleisteten.

Doch stärker als diese Erwägungen erwiesen sich zu Ende der achtziger Jahre die Nachteile, mit denen die immer schärferen Absperrungsmaßnahmen in Rußland, Frankreich und den Vereinigten Staaten das Wirtschaftsleben Deutschlands bedrohten. Bismarck, der in seiner letzten Zeit ein eifriger Anhänger des Schutzzollsystems gewesen war, hatte damals seinen Posten verlassen. Sein Nachfolger, der nicht alle Kämpfe der letzten dreißig Jahre auf wirtschaftlichem Gebiete auszufechten gehabt hatte und nicht von so starkem Mißtrauen gegen Österreich beseelt war, hielt es für besser, dem geschlagenen Feinde goldene Brücken zu bauen. Im Sommer 1890 verabredeten die Herrscher Deutschlands und Österreichs bei einer Manöverbegegnung in Schlesien eine wirtschaftliche Annäherung. Im Dezember des Jahres wurden die Verhandlungen in Wien eingeleitet und am 6. Dezember 1891 wurde der Vertrag mit Österreich zustande gebracht, dem Italien und Belgien sofort beitraten. Dafür, daß Deutschland eine kleine Ermäßigung der Getreidezölle gewährte und die Einfuhr von Verschnittweinen, die nur von Österreich-Ungarn und Italien erfolgte, im Zolle begünstigte, räumten die anderen Staaten der deutschen Industrie verschiedene Begünstigungen ein. Eine Reihe weiterer Staaten traten den Verträgen bei. Am wichtigsten war es, daß Rußland 1894 nach einem erbitterten Zollkampfe sich herbeiließ, die von Deutschland dem österreichischen Nachbar eingeräumten Vorteile gleichfalls durch einen Handelsvertrag zu erkaufen. Es hatte bis dahin den Abschluß von Handelsverträgen jahrzehntelang „als seiner Würde zuwiderlaufend" immer abgelehnt und sich vollständige Bewegungsfreiheit eifersüchtig bewahrt!

Die mitteleuropäischen Handelsverträge waren der größte Erfolg der nachbismarckschen Zeit. Aber sie haben nicht lange genug Zeit gehabt, ihre Wirkungen zu äußern. Sie haben weder so viel Nutzen gebracht, wie ihre Freunde erwarteten, noch so viel Schaden, wie ihre Gegner fürchteten. Unzweifelhaft ist nur, daß sie bei den Vertretern der landwirtschaftlichen Interessen einen so großen Widerstand erregt und so großen Zorn wachgerufen haben, daß es unmöglich war für die Regierung, auf dem betretenen Wege zu beharren und das mitteleuropäische Vertragsystem weiter auszubilden oder auch nur aufrecht zu erhalten. Nach Ablauf der Verträge zu Anfang des 20. Jahrhunderts ist der deutsche Zolltarif entsprechend den Maßnahmen der anderen Staaten so wesentlich erhöht und umgestaltet worden, daß die letzte Spur der Caprivischen Handelspolitik verwischt worden ist. Sämtliche Staaten mit Ausnahme Großbritanniens huldigten bei Ausbruch des großen Kriegs einem strengen Absperrungssysteme, am meisten Rußland, die Vereinigten Staaten und die englischen Kolonien. England selbst neigte mehr und mehr zum Bruche mit dem lang gepflegten Systeme der freien Einfuhr, das seiner Rolle als Vermittler des Welthandels am besten entsprach, und hatte bereits Mittel und Wege gefunden, auf allerlei Umwegen den fremden Wettbewerbern das Geschäft zu erschweren. — Nun hat mit einem Schlage der Weltkrieg England zum Alleinherrscher aller Meere gemacht und seinen gefährlichsten

Digitized by Google

Konkurrenten vorläufig lahmgelegt. England befindet sich heute in derselben Lage wie während der Napoleonischen Kriege, ja vielleicht sogar in einer günstigeren. Damals standen ihm nämlich die Vereinigten Staaten feindlich gegenüber. Sie ließen sich die Vergewaltigung ihres Handels und ihrer Schiffahrt nicht gefallen und erwehrten sich schließlich der englischen Übergriffe mit Gewalt. Deutschland und seine Verbündeten aber haben heute nicht nur mit Englands Seeherrschaft, sondern auch mit unbedingter Begünstigung Englands durch die Vereinigten Staaten und der Schwäche und Furcht der Neutralen zu rechnen, die ihr gutes Recht nicht zu vertreten wagen. Mehr als vor hundert Jahren sind also die mitteleuropäischen Mächte auf ihre eignen Hilfsquellen angewiesen und gezwungen, sich selbst zu helfen! Die Erkenntnis dieser Lage beginnt in Deutschland und Österreich aber leider erst zu dämmern. Noch glaubt man die Wahl zu haben, noch sieht man nur die Schwierigkeiten einer der Zwangslage entsprechenden neuen Regelung der wirtschaftlichen Verhältnisse; von der nüchternen Erkenntnis der Wahrheit scheint man noch weit entfernt. Je länger der Krieg aber dauert, um so unabweisbarer wird sich die Notwendigkeit einer völligen Neuregelung der wirtschaftlichen Beziehungen der auf Tod und Leben Verbündeten zeigen. Wie auf dem Schlachtfelde wird es auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete bald heißen müssen: Alle für einen, einer für alle! Gewiß stehen der Lösung der Aufgabe sehr große Schwierigkeiten gegenüber! Unzählige alte Beziehungen werden gelöst, große Industrien völlig umgestaltet, Handel und Wandel auf ganz neue Wege geleitet werden müssen. Der Unternehmungsgeist, der von seinen alten Betätigungsgebieten verwiesen ist, wird ein neues Feld in den Donauländern und Kleinasien suchen müssen. Den Staatsleitungen wird nichts übrig bleiben, als mit alten Überlieferungen zu brechen und sich den neuen Notwendigkeiten anzupassen. Dazu gehören fähige, kraftvolle, rücksichtslose leitende Männer, die über die Tagesinteressen hinausschauten. Die sich jetzt täglich so glänzend bewährende Lebenskraft der verbündeten Mittelmächte bietet aber die Hoffnung, daß auf dem wirtschaftlichen Gebiete schließlich die neuen Aufgaben nicht weniger richtig erkannt und trotz aller Schwierigkeiten gelöst werden dürften als auf dem militärischen. Je eher die Völker sich klar darüber werden, was auf dem Spiele steht und je besser sie sich mit der Zwangslage, in die sie ohne eigne Schuld versetzt worden sind, abfinden, um so rascher werden die Pläne der Feinde auch auf dem Felde von Handel und Wandel durchkreuzt und Deutschland und seine Freunde in die Lage versetzt werden, mit Ruhe den wirtschaftlichen Folgen des Weltkriegs entgegenzusehen.

Letzter Wunsch

Von

Carl Busse

Nein — mich soll die Glut nicht zehren
Und die Flamme nicht umbrausen!
Nicht verwahrt und abgeschlossen
In der Urne ruh' mein Rest!
Zu der Mutter will ich kehren,
Wo die Reihn der Väter hausen —
Erde, hol' auch diesen Sprossen
Heim zu dir ins kühle Nest!

Als dein Schoßkind voll Erbarmen
Wirst du nähren mich und kleiden!
Tief in deinen Arm gekuschelt
Schlaf' ich von der Wandrung Mühn!
Doch vertraut in deinen Armen
Werd' ich Frost und Feuchte leiden,
Horchen, wie der Efeu tuschelt,
Und im Frühling werd' ich blühn!

Ach, im Rauben nur lebendig,
Wie vergänglich ist das Feuer!
Ob die Zungen gierig brennen —
Jede schwelt und zuckt und lischt!
Nur die Erde bleibt beständig,
Hat uns lieb und ist getreuer —
Keiner soll uns beide trennen!
Innig bleib' ich ihr vermischt!

Unfruchtbar im erznen Kruge
Schläft die Asche der Verglühten.
Doch dem Kreis zurückgegeben
Hab' ich teil an Drang und Weg.
Einmal tanz' ich unterm Pfluge,
Einmal nähr' ich Keim und Blüten.
Auch verändert, Leben! Leben!
Bleib' ich Brücke dir und Steg!

Digitized by Google

Die Totenfeier. Von Kurt Küchler

Die Schlacht von Krasnik war für die Russen verloren. Wie zurückgestoßene Brandungswellen strömten die geschlagenen Soldaten des Zaren nach Osten. Die Deutschen und Österreicher folgten ihnen über das dampfende, aufgerissene Land.

Drei Reiter einer deutschen Truppe, ein junger Oberleutnant und zwei Unteroffiziere, kamen von Lublin her. Sie suchten ein Quartier für die Nacht. Nicht weit von Lubatow ritten sie durch ein breites Tor in einen alten Park. Die rote Abendsonne machte die weißen, mächtigen Steinpfeiler des Tors und die silberne Grafenkrone auf dem kunstvoll geschmiedeten Gitterwerk glühend, fiel wie ein Regen von blankem Gold durch die alten Ulmen und Eichen, floß schimmernd über die rauhe und rissige Rinde der Stämme und flammte wie Feuer auf dem roten, von vielen Granaten zerrissenen Ziegeldach des weißen Herrenhauses, dessen zerschlagene Fenster wie schwarze, tote Augen waren.

Vorsichtig trabten die Reiter die breite Ulmenallee entlang, die zum Schloß führte.

Sie sahen etwas Merkwürdiges: Zwischen den zerstampften und unter Trümmerwerk halb verschütteten Blumenbeeten vor dem Herrenhause ging ein schlankes Mädchen hin und her und schnitt die paar Blumen ab, die der Krieg übriggelassen hatte: rote Nelken, schneeweiße Rosen und nachtblauen Rittersporn. Das Mädchen trug ein schwarzes, am Halse ausgeschnittenes, weich fallendes Seidenkleid, das mit dem Saum über Schutt und Trümmer streifte.

Als die Reiter herankamen, hob das Mädchen den Kopf. Das schöne Gesicht unter dem braunen Haar war blaß und schmal, die großen dunklen Augen fragten still und ernst nach dem Begehren der deutschen Reiter.

Der Oberleutnant war überrascht, in diesem, vom Russenschrecken furchtbar heimgesuchten Land ein stilles, schönes Mädchen zu sehen, das sich nach Blumen bückte.

‚Was für ein Zimmer dieses zerstörten Hauses will sie schmücken?‘ dachte er.

Er grüßte mit aller Ehrerbietung und fragte: „Wo ist der Herr des Hauses?“

Das Mädchen hob schweigend die Hand, in der sie die Blumen hielt, und zeigte auf das Schloß. Ihre traurigen Augen ruhten eine Sekunde auf dem Gesicht des Deutschen, das vom Krieg hart und dunkel wie Kupfer geworden war, dann bückte sie sich und schnitt eine weiße Rose ab.

Der Offizier sprang vom Pferd und gab die Zügel einem Begleiter. Dann ging er die breite Steintreppe zum Herrenhaus hinauf und trat durch die aus den Angeln gerissene Eichentür in den Gang. Die beiden Unteroffiziere ritten um das Haus herum und suchten den Stall.

⁂ ⁂ ⁂

Die Kosaken hatten in diesem alten polnischen Grafenschloß schrecklich gehaust. Der große Speisesaal mußte ihnen als Pferdestall gedient haben. Schmutziges Stroh lag auf dem aufgerissenen Parkettboden, und dazwischen trauerten die Fetzen eines tiefdunkelroten Perserteppichs. Halbgeleerte Hafersäcke lehnten an den Wänden, auf dem niedrigen Gesims eines hohen Kristallspiegels in barockem Goldrahmen lagen Hafer, Heu und Reste von Brot . . . da hatten die Kosakenpferde gefressen und blöde ihr Bild im Spiegel betrachtet. Eine Kerzenkrone, aus vielen hundert Kristallzäpfchen und vergoldeten Metallstäbchen kunstvoll gefügt, lag zerschlagen in einer Ecke. Zersplitterte Palisander- und Ebenholz, traurige Reste prunkvoller Möbel, war als Brennholz vor dem Marmorkamin aufgeschichtet. Oben darauf lag eine vergessene Nagaika.

Während der deutsche Offizier mitten in diesem zerstörten Speisesaal stand und vielleicht an die schönen polnischen Frauen dachte, die an festlichen Tagen auf leichten, spitzen Atlasschuhen, schlank, mit schwarzem Haar über weißen Stirnen, leuchtenden Augen über diesen dunkelroten Perserteppich gegangen waren, oder an die hochgewachsenen Edelleute, die unter dieser blitzenden Kristallkrone, trunken von französischem Sekt und alten, erdbraunen Un-

Digitized by Google

garweinen, mit heißen Worten von der alten Herrlichkeit Polens und von unerschütterlichen Hoffnungen gesprochen hatten, öffnete sich eine Wandtür und eine alte, müde Stimme fragte auf französisch: „Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?"

Der Offizier wandte sich um und sah einen alten, hageren Herrn in der Tür stehen. Die Abendsonne beleuchtete ihn und belebte das eingefallene Gesicht, die fast erloschenen Augen und die gefurchte Stirn, über der schneeweiß das dünne Haar lag. Die Geschichte eines jahrhundertealten Geschlechts, Leid und Glück vieler Generationen sprachen aus diesem langen hageren, wie aus gelbem Elfenbein geformten Gesicht und aus der übermäßig hohen Stirn, klar und unverkennbar, obwohl dieser greise Edelmann schon dem nahen Tod verfallen schien. Der Greis war auf das sorgfältigste gekleidet, wie zu einer Festlichkeit. Er trug Lackschuhe, Frack und weiße Binde.

Da der Offizier in seiner Überraschung nicht sogleich antwortete, fuhr der alte polnische Edelmann fort, und seine Stimme klang gleichmäßig müde und traurig.

„O ... ich weiß ... Sie wollen rasten ... essen. Mein Haus steht zu Ihrer Verfügung, aber Sie sehen ..." hier zuckten seine verwelkten Lippen verächtlich, und in die alten Augen kam ein harter, rasch vorüberirrender Glanz, „Sie sehen ... die Soldaten meines Kaisers haben nicht allzuviel übriggelassen!"

Der Offizier machte eine bedauernde Handbewegung. Was sollte er sagen? Er hatte allzuviel von dem Grauen und der Verwüstung des Krieges gesehen.

Der Alte sprach weiter.

„Kommen Sie zu mir herein ... das ist das einzige Zimmer, das sie unzerstört ließen ... sie haben es nicht gefunden."

Der Offizier trat mit dem alten Herrn durch die Tür, die sich der Täfelung des Speisezimmers auf das genaueste anpaßte, in das Nebengemach. Es war dunkel, da man die Fensterläden geschlossen hatte. Unter einer Tür der gegenüberliegenden Wand kam gelber Lichtschimmer her. Das fiel dem Offizier auf. „Verzeihen Sie die Dunkelheit," sagte der Alte. „Ich werde Licht machen. Meine Augen sind schwach ... ich sitze am liebsten im Dunkeln."

Der Graf zündete ein paar Kerzen an, die in silbernen Leuchtern auf einem Schreibtisch standen. Der Offizier sah, wie die alten, hageren, gelben Hände bebten, als sie das Streichholz hielten.

Sie befanden sich in einem kleinen, mit dunklem Holz getäfelten Raum, der Bibliothek des Schlosses. Das Zimmer zeigte jenen Geschmack, den sich die polnischen Edelleute von den Franzosen her anerzogen haben und der in ihren Häusern, ihrer Kleidung und ihrem Leben so augenfällig zum Ausdruck kommt. Vor dem zierlichen Schreibtisch stand ein hoher Lehnsessel, darauf lagen seidene Kissen in den sanften blauen und rosa Farben, wie sie Ludwig XV. liebte. In geschwungenen Rokokoschränken aus dunkelrot poliertem Mahagoni standen kostbar in Leder und Seide eingebundene Bücher. Das schwankende Licht der Kerzen strich matt über alles hin. Ein bedrückender Geruch schwebte in der Luft. Bald unangenehm wie von faulendem Fleisch, bald süß und schwer wie von verschüttetem Wein oder vergessenen Blumen.

‚Wie Tod und Verwesung und welkende Kränze,' dachte der deutsche Offizier.

Die beiden Männer standen einander schweigend gegenüber. Der Alte schien ganz plötzlich in eine schmerzliche Nachdenklichkeit hineingesunken zu sein. Ganz verloren in Sorgen und Sinnen stand er, und seine mageren Hände spielten mit einem schlanken, silbernen Brieföffner.

Schließlich fragte der Deutsche, um der bedrückenden Stille ein Ende zu machen: „Wie konnten Sie es hier aushalten ... während der Kosakenherrschaft?"

Der Greis fuhr zusammen, und seine Augen hefteten sich eine kleine Weile erschrocken auf den Offizier, die Gedanken arbeiteten hinter der müden Stirn, als müßten sie sich mühsam auf die Gegenwart besinnen. Dann begriff er, strich mit der Hand über die Augen und sagte leise: „Ach ... das ist gleichgültig ... wir sind eben hier geblieben, meine Tochter und ich ... wir haben uns versteckt ... aber nun sind die Deutschen da, und alles ist gut ..."

Er lächelte leise, aber dieses leise Lächeln, das die verwelkten Lippen bog, war so schmerzlich und von einer so unsagbar tragischen Mattigkeit, daß es den Deutschen fror.

Digitized by Google

Der Hausherr besann sich auf seine Pflicht. „Sie werden unser Mahl teilen, nicht wahr? . . . Sie werden mit mir und meiner Tochter speisen."

Der Offizier verneigte sich. „Ich hoffe, Sie nicht zu stören, Herr Graf."

„O . . . wie sollten Sie stören? . . . Wenn unsere Gegenwart Sie nicht stört . . .? Das Leid hat uns müde und traurig gemacht. Sie kommen als Sieger . . . Sie haben ein Recht, fröhlich zu sein." Er machte eine kleine Pause und fuhr mit einem geheimnisvollen Lächeln fort: „Es ist ein besonderes Mahl, das wir heute einnehmen, meine Tochter und ich . . ." Dann griff er nach einer zierlichen Klingel, die auf dem Schreibtisch stand. Der feine Klang bebte durch die Stille des Hauses.

Ein alter Diener kam, weiß und müde wie der Herr. Sein schwarzer Dienerfrack war reich mit Goldschnüren besetzt. Er trug seidene Kniehosen, schwarze Strümpfe und Lackschuhe mit silbernen Schnallen, als sei er für eine Festlichkeit gekleidet.

„Wir haben einen Gast, Jugow. Sie müssen ein Gedeck mehr auflegen."

Der Diener verbeugte sich mit unbeweglichem Gesicht vor seinem Herrn und vor dem deutschen Offizier und ging lautlos hinaus.

Der Greis sagte: „Sie werden das letzte Mahl in diesem Hause mit uns teilen . . . wir wollen heute noch weg . . . wir haben ein Haus in Lublin." Dann sank er in den Sessel, stützte den Kopf in die Hand und blickte mit weitgeöffneten Augen vor sich hin. ‚Herrgott,' dachte der Offizier, ‚das ist nicht zu ertragen!'

Er wußte nicht, was er mit dem Alten anfangen sollte, er wollte weg, heraus aus dieser entsetzlichen Schweigsamkeit, aus diesem Leichengeruch, der durch das Zimmer wogte. Das dunkelgetäfelte Zimmer mit dem schwachen, schwankenden Licht der Kerzen war ihm wie eine Totengruft, der in den Sessel geduckte Greis wie ein Körper, in dem die Seele gestorben war.

Er war noch im Zweifel, was er tun sollte, da kam Jugow, der Diener, mit Tischzeug und Tafelgeschirr. Während Jugow mit unbeweglichem Gesicht eine blütenweiße Damastdecke über den Schreibtisch legte, da kein anderer Tisch im Zimmer war, und die weißen Porzellanteller, die silbernen Gabeln und Messer und die Gläser ordnete, ging das schlanke, schwarzgekleidete Mädchen aus dem Park lautlos an ihm vorbei, in der Hand einen Strauß Nelken, Rosen und Rittersporn. Sie ging durch das Zimmer, öffnete die Tür zwischen den Bücherschränken und schloß sie gleich wieder. Ein Strom von Licht kam heraus und blendete den Offizier, so daß er nichts sah als viele hohe, brennende Kerzen, weiß schimmernde Tücher und ein Gewirr von Blumen. Das Mädchen kam bald zurück, und als sie diesmal die Tür öffnete, glaubte der Offizier mitten im Lichtdunst der Kerzen das Gesicht eines Toten zu erkennen.

Das Mädchen trat zum gedeckten Tisch.

Der Offizier verneigte sich und nannte seinen Namen. Das Mädchen nickte, gab ihm die kühle Hand und sagte leise: „Sie kommen zu keiner heiteren Stunde."

„Der Krieg ist nie heiter, gnädiges Fräulein," entgegnete der Deutsche hart.

Der Alte hörte nichts. Leise berührte das Mädchen seine Schulter. Er fuhr erschrocken hoch, wie aus Schlaf und Traum.

⁂ ⁂ ⁂

Es war nicht viel, was der Diener ihnen reichte. Ein bißchen kaltes Fleisch, schwarzes Brot und ein wenig Butter. Die hohen Kristallgläser blieben leer. Sie waren nur der Gewohnheit wegen hingestellt.

„Sie haben uns nicht einen Tropfen gelassen," sagte das Mädchen entschuldigend.

Das war das einzige Wort, das während des Essens gesprochen wurde. Mit Mühe würgte der Offizier ein paar Bissen hinunter. Der Alte aß nichts. Seine gelben Hände lagen auf dem weißen Damasttuch, rechts und links neben dem Teller. Manchmal stöhnte er leise . . . dann legte das Mädchen beruhigend und ohne ein Wort zu sprechen ihre Hand auf die Schulter des Vaters. Die Seele des deutschen Offiziers bäumte sich gegen dieses entsetzliche Schweigen auf, das sich wie ein kaltes Tuch um seine Stirn legte.

‚Ich bin in ein Haus des Wahnsinns geraten!' Immer wühlte dieser Gedanke in seinem Hirn. Es benahm ihm fast den Atem. ‚Himmel Herrgott . . . wenn man nur ein einziges Wort reden könnte!'

Er hatte eine Frage an das Mädchen richten wollen, aber die Frage erfror ihm in der Kehle.

Digitized by Google

Oder wenn man imstande gewesen wäre, eine Ende zu machen! Aber er fand den Mut nicht, brüsk aufzustehen und davonzulaufen. Er hatte in mehr als zwanzig Schlachten gekämpft und gestürmt ... er hatte hundert Tode gesehen ... aber hier war er wie eingemauert in eine seltsame, dumpfe Entschlußlosigkeit. Der schwere Atem dieses Hauses zerdrückte ihn, machte ihn schwach. Er saß mit dem Alter und mit der Jugend zu Tisch, aber das Alter schwieg und die Jugend schwieg, und der weißhaarige Diener in der lächerlichen Korrektheit seines goldverschnürten Anzuges stand mit unbeweglichem Lakaiengesicht neben der Tür. Der Deutsche wünschte das Schloß und seine verstörten Bewohner zu allen Teufeln und sehnte sich nach seinen Unteroffizieren, die es draußen im verwüsteten Stall mit ihren Gäulen gewiß besser hatten.

Er war oft nahe daran, mit dem Säbel klirrend auf den Fußboden zu stoßen, oder eine Kristallkaraffe an den Boden zu schmettern ... nur um die unheimliche Stille, die wie die schreckliche Stille des Wahnsinns war, jäh und erlösend zu zerbrechen.

⁂ ⁂ ⁂

Mit einemmal stand der Alte auf.

In seine erloschenen Augen kam ein sonderbarer, irrer Glanz. Er nahm das leere Glas und hob es. Es bebte in der alten, wachsgelben Hand. Mit einer sicheren, seltsam klangvollen Stimme, die glänzenden Augen geradeaus ins Wesenlose gerichtet, sagte er: „Meine Tochter ... mein Herr ... wir wollen auf das Andenken meines toten Sohnes trinken!“

Der Offizier wollte auffahren und sich durch eine heftige Entgegnung von dem unerträglichen Druck dieses Erlebnisses befreien. Aber das blasse Mädchen sah ihn mit unbeschreiblich rührender Bitte an. Da erwachte sein Mitleid. Das unsagbare Herzenselend dieser ganzen Kriegszeit rührte ihn an, er hob sein leeres Glas und stieß mit dem Alten und dem Mädchen an. Tot klangen die Gläser aneinander. Aber nur der Greis führte das Glas an die Lippen, die andern setzten es schweigend hin.

Nach einer Weile richtete der Edelmann sich steil auf.

„Nun kommen Sie!“ rief er. „Die Stunde ist da, wo wir ihn begraben müssen ...“

Er ging durch das Zimmer und öffnete die Tür zwischen den Bücherschränken.

Ein wunderbar ergreifender Anblick bot sich dem deutschen Offizier.

Da lag, liebevoll aufgebahrt, von vielen hohen und ruhig flammenden Kerzen beleuchtet, auf einem mit schimmernden Damasttüchern bedeckten Ruhebett ein toter Offizier der polnischen Legionäre. Er war gekleidet in der prunkvollen, reich mit Perlen und Schnüren besetzten Paradetracht der polnischen Reiter, der dunkle Sammet glänzte weich, und die silbernen Schnüre blitzten. Unter der hohen Tschapka sah man das wachsgelbe Gesicht, jung, schön und ausdrucksvoll noch im Tode. Blumen und Blattranken wanden sich um die silbernen Leuchter, bedeckten den Körper und sanken vom hohen Bett bis zur Erde. Und zu Füßen des Toten leuchteten die Blumen, Rosen, Nelken und Rittersporn, die das Mädchen aus dem verwüsteten Beet herausgeschnitten hatte. Feierlich schwankte das Licht über den toten Jüngling. Es jagte Schatten aus allen Winkeln, blaue, schwarze und violette Schatten, die wie Gespensterhände über Wände und Decke griffen. In der Luft wogte ein dumpfer Geruch von Verwesung.

Der Deutsche faltete unwillkürlich die Hände. Er kannte den Toten wohl ... er hatte ihn oft gesehen, wie er an der Spitze seines Bataillons polnischer Legionäre in die Schlacht geritten war, ein schöner und flammender Jüngling, von edler Begeisterung getragen, Stolz und Tapferkeit auf der hohen Stirn, Liebe zur polnischen Sache und Haß gegen Rußland im Herzen. Er war Rittmeister in der polnischen Legion der Brigade Pilandzki, wie ein Löwe hatte er mit seinen Reitern in der Schlacht um Lublin gekämpft ... nun hatte ihn, ein paar Tage nach dem Sieg, die Kugel niedergerissen ...

Das Mädchen lehnte am Türpfosten; sie hatte den Kopf gesenkt und weinte still in ihre Hände hinein. Im Kerzenlicht glänzte ihr Haar wie sprühendes Gold.

Der alte Graf stand neben dem Toten. Wie ein hagerer, schwarz gekleideter Riese wuchs er aus dem geisterhaften Spiel der Schatten heraus.

Lange stand er reglos. Dann kam Bewegung in ihn. Er legte eine Hand auf

Digitized by Google

die Stirn des Toten, seine Brust hob und senkte sich wie unter heftiger Erregtheit, und mit einem Male rief er laut, daß es durch alle Räume des zerstörten Schlosses hinhallte: „Mein einziger Sohn . . . du zogst für Polen in die Schlacht . . . du starbst für Polen . . . aus deiner Asche wird flammend das neue Polen auferstehen . . .!"

Die Wangen des Alten glühten in krankhafter Röte. Seine Augen blitzten in der Fieberglut der verstörten Seele . . . sein Körper bebte unter den Zuckungen des gequälten Hirns . . . es war, als litte dieser alte Mann unbeschreibliche Not unter den übermächtigen Visionen, die ihm unter Strömen von Blut und endlosen Opfern die Herrlichkeit eines glühend aufsteigenden, neuen Polenreiches offenbarten . . .

Ehe man ihn hindern konnte, hatte der Greis die Kerzen umgestoßen, die Flammen griffen in die welken Blätter, in den schneeigen Damast, fraßen sich in die Holzspäne ein, die unter den Tüchern lagen, und betasteten hungrig die dunkelschimmernde Uniform. Feuerzungen sprühten auf, liefen eilig über das Bett, und weißer Dampf wölkte über dem Gesicht des Toten.

Die Tochter schrie in Not und Angst, aber der Vater nahm ihre Hand und zog sie, irre Worte stammelnd, aus dem Raum. Er eilte mit ihr durch den zerstörten Speisesaal, über den Gang und die breite Treppe hinunter ins Freie.

Die Flammen knatterten und sprühten. Rings um den Toten flatterten die roten Fahnen auf und strichen immer gieriger über das stille, edle Gesicht, griffen sengend in die Seide und den Pelz der Tschapka.

Erschüttert verließ der deutsche Offizier die brennende Gruft. Zu retten gab es nichts mehr. Über dem toten polnischen Legionär ging das alte Haus seiner Väter in Dampf und Feuer auf.

* * *

Die Nacht war gekommen.

Mächtig wühlten die Flammen zu den Sternen hinauf, der Rauch wogte schwarz und schwefelgelb zur Höhe. Der Park strahlte rot und braun, wie im flammenden Herbst, die Hitze schlug über die alten Eichen und Ulmen hin, trockene Blätter regneten knisternd von den Ästen, die rauhe Rinde krachte und barst.

Mitten in der breiten Ulmenallee, die zum Herrenhaus führte, stand der alte Edelmann und sah das Totenfanal, das er seinem Sohne angezündet hatte. Er stand reglos, den Kopf etwas vorgestreckt. In seinen weitgeöffneten Augen spiegelte sich der Brand. Die Tochter saß still auf einer Bank unter einer Ulme. Mit ihren großen, traurigen Augen umfing sie den Vater. Das schwarze Seidenkleid schimmerte unter den Zuckungen des Feuers. Die Hände lagen im Schoß wie weiße Flecke.

Mit einem Male löste sich eine breite, grellrote Flamme aus dem Feuerherd, flog auf wie ein glühend flatterndes und flackerndes Tuch und wurde hoch in der Luft aufgesogen von der dunkelblauen Nacht.

Da streckte der Alte die Hand aus. Seine Stimme klang wild und triumphierend: „Seht ihr . . . er fliegt auf . . . wie eine Flamme . . . aus Schutt und Trümmern . . .!"

Seine Augen glühten im Wahnsinn.

Krachend stürzten die Mauern und Balken des Herrenhauses ineinander, gelbe Funkengarben sprühten auf, dumpf wühlte der Rauch.

Der Alte griff nach der Hand seiner Tochter und ging, nun wieder ein müder, verfallener Mann, die Allee hinunter. Einen Augenblick stand er noch zwischen den mächtigen Pfeilern des Parktors, auf denen der Widerschein des Feuers in grotesken Sprüngen tanzte. Dann verschwanden die beiden Menschen in der Nacht.

Der deutsche Offizier stand vor einem kleinen Tempelchen im Park, erregt und ergriffen von diesem Untergang.

Der Flammenschein strich über das Tempelchen. Das schien wie vor vielen hundert Jahren erbaut. Auf seinen schlanken, brüchigen Säulen dunkelte das Moos. Über dem Eingang war ein grünbesponnenes Bronzeschild. Der Offizier las in der Helligkeit des Brandes diese Inschrift: „L'espérance nourrit une chimère . . et la vie s'écoule." Die Hoffnung nährt einen Wahn . . und das Leben geht darüber hin.

Als der Deutsche das gelesen hatte, sah auch er die breite, lohende Flamme sich aus Rauch und Trümmern lösen, sah sie wie einen roten Riesenvogel mit brennenden Flügeln zum Himmel steigen und im Wesenlosen, wo nur noch ein dunkles, violettes Wogen war, spurlos verflackern.

Digitized by Google

Aus dem Lande Dörchläuchtings

Betrachtungen von Prof. Dr. Marx Möller

Eines Tages bekommt der Alte Fritz einen Brief von einer ganz jungen Prinzessin, einen ganz männlichen und klugen Brief; er lautet: „Ich weiß nicht, ob ich über Ew. Majestät letzten Sieg fröhlich oder traurig sein soll, weil eben der glückliche Sieg, der neue Lorbeeren um Dero Scheitel geflochten hat, über mein Land Elend und Jammer verbreitet. Allein dem sei, wie ihm wolle, so fühlt mein Herz doch zu sehr für diese Unglücklichen, um eine dringende Bitte für dieselben zurückzuhalten. Das ganze Land, mein wertes Vaterland, liegt da gleich einer Wüste. Der Ackerbau und die Viehzucht haben aufgehört. Der Bauer und der Hirt sind Soldaten geworden, und in den Städten sieht man nur Greise, Weiber und Kinder; vielleicht noch hie und da einen jungen Mann, der aber durch empfangene Wunden ein Krüppel geworden ist. Was aber das Elend auf den höchsten Gipfel bringt, sind die immer abwechselnden Vorrückungen und Zuziehungen beider Armeen, da selbst die, so sich unsere Freunde nennen, beim Abzuge alles mitnehmen und verheeren, und wenn sie wiederkommen, gleichviel wieder herbeigeschafft haben wollen. — Von Dero Gerechtigkeit hoffen wir Hilfe in dieser äußersten Not. An Sie mögen auch Frauen und ja selbst Kinder ihre Klagen bringen. Sie — die sich auch zur niedrigsten Klasse gütigst herablassen, und dadurch, wenn es möglich ist, noch größer werden als durch Ihre Siege, — werden die meinigen nicht unerhört lassen und zur Ehre des eigenen Ruhmes Bedrükkungen und Drangsalen abhelfen, welche wider alle Menschenliebe und die gute Kriegszucht streiten."

Diese klugen und scharfen Worte kamen von einem sechzehnjährigen Ding, von einer kleinen Prinzessin Sophie Charlotte aus dem kleinen Mecklenburg-Strelitz. Wir können uns wohl vorstellen, wie des großen Königs blaue Augen geleuchtet haben, als er diese nette junge Damenbekanntschaft machte. Er war ja nicht gerade anspruchsvoll im Verkehr mit den Vertreterinnen des schönen Geschlechts; er witterte da selten viel Geist; in der damaligen Zeit der Reifröcke, der höfischen Blindekuhspiele und Karussellfahrten war Geist bei den Damen eine Seltenheit; besonders bei den schönen Damen. Der König mag vielleicht darüber nachgedacht haben, ob diese Hand, die ihm diesen Brief geschrieben hatte, an einem Körper von voltairischer Krüppelhaftigkeit sitzen mochte; ob dieser Geist nicht etwa gar bloß boshafter voltairischer Esprit wäre. Dieser Brief ist ihm sicher noch lange im Gedächtnis geblieben, denn so große Leute, wie der Alte Fritz einer war, haben immer ein starkes Ahnungsvermögen und wittern Zukünftiges. Es gehörte ja zu den seltensten Köstlichkeiten seines Lebens, daß er einer Frau gegenübertrat, die reif und gütig und klug war, und mit der er geistvolleren und wertvolleren Austausch halten konnte als mit seinem Voltaire. So eine Frau hatte er hier offenbar in Sophie Charlotte gefunden.

Einstweilen konnte der König die neue Bekanntschaft nicht auch persönlich machen. Mars regierte die Stunde. Aber der König sprach zu ernsten Leuten seiner Umgebung von diesem Brief dieser prächtigen Strelitzerin; und Prinzessin Sophie Charlotte und ihr ernster Brief kam ebensosehr in rühmliches Gerede, wie der unverschämte Hilfeschrei eines mannstollen, ebenfalls sechzehnjährigen preußischen Edelfräuleins, dem der König in onkelhafter Güte einen Gatten besorgt hatte, beklatscht wurde. Die kleine Sophie Charlotte ahnte gar nichts davon, daß sie berühmt geworden war, daß man von ihr und ihrem Briefe an Höfen sprach; daß der König von England ebenso wie der preußische König sich ihr Medaillonbild hatten zeigen lassen und daß ihre reinen Züge Wohlgefallen erregt hatten.

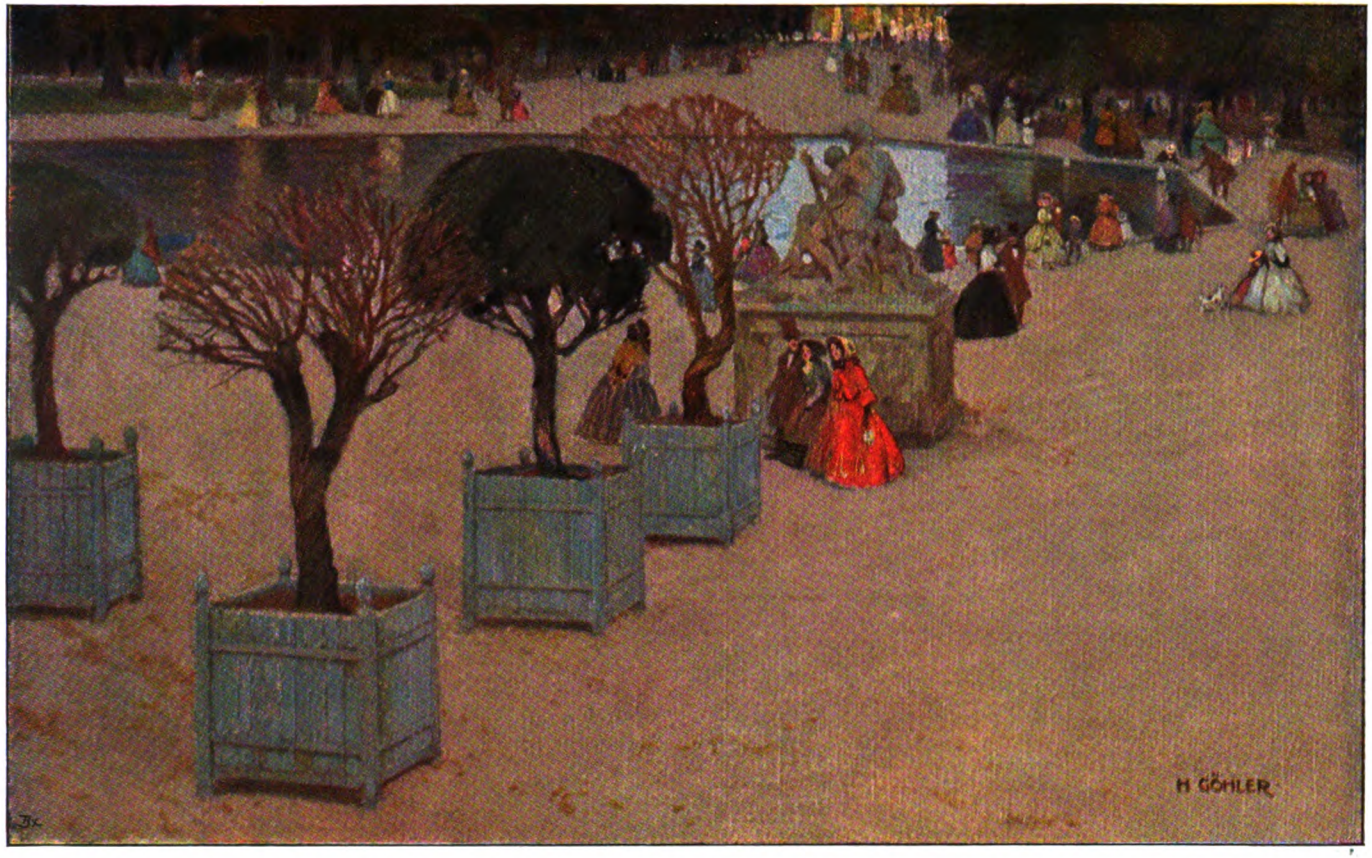
Die kleine Sophie Charlotte saß an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1761 mit ihren älteren Schwestern und Freundinnen im Schloßgarten zu Strelitz. Es braucht kaum erst ausdrücklich erzählt zu werden, daß die jungen Mädchen die große Mädchenfrage behandelten, wer wohl von ihnen zuerst heiraten würde. Als da nun Idchen von Bülow an Charlotte die Frage richtete, ob sie denn auch schon einen Schatz besäße, antwortete die traurig: „Ach, wer sollte mich arme, kleine Prinzessin wohl nehmen!?"

Und als in diesem Augenblicke in der Nähe des Schloßgartens der fröhliche Klang eines Posthorns erscholl, rief der ahnungsvolle Bülowsche Engel: „Da kommt schon der Freier!" — Und so geschah es!

Denn der König von England schickte seinen Stellvertreter, um die Hand der jungen klugen und mutigen Prinzessin zu werben.

Die Hochzeit kam bald zustande. Die Ehe wurde eine sehr glückliche. Eine Enkelin dieser nunmehrigen Königin Sophie Charlotte war später die sogenannte „alte Queen", die Königin Viktoria von England, die bekanntlich eine Großmutter unserers Kaisers ist. Die junge Prinzessin, die damals dem „Ahnherrn" unseres Kaisers, der keinen Leibeserben hinterließ, jenen Brief schrieb, ist also die richtige Großmutter seiner Großmutter; sie ist zugleich die richtige Großmutter der jetzt noch rüstigen und aufrechten

Digitized by Google



Im Schloßgarten. Gemälde von Prof. Hermann Göhler

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

dreiundneunzigjährigen strelitzischen Großherzogin Witwe Karoline Auguste; sie ist zugleich die Schwester jenes Herzogs Karl, dessen Namen in ganz Preußen bekannt ist, weil er der Vater der Königin Luise war. Somit ist also unser Kaiser mit diesem Stammvater, dem gütigen und stillen Herzog Karl Ludwig, der nun schon lange in der Mirower Fürstengruft schläft, und von dem kein preußisches Schulkind je ein Wort hörte, zwiefach verwandt: einmal durch die Linie Sophie Charlotte — Königin Viktoria — Kaiserin Friedrich; das zweitemal durch die Linie Herzog Karl — Königin Luise.

Denn in preußischen und deutschen Schulen außerhalb Strelitzens weiß man von der Herkunft der Königin Luise nichts weiter, als daß sie einen herzoglichen Vater namens Karl gehabt hätte, und damit basta.

Aber weder Sophie Charlotte noch Luise erlebten ein Aschenputtelschicksal, als die Prinzen sie auf den Thron holten; alle beide brauchten wirklich nicht erst „entdeckt" zu werden, wenn es auch hochnäsigen Höflingen und beschränkten Historikern, die des Landes Würde und Bedeutung nach seiner Quadratkilometerzahl abschätzen, oft so vorkommen mochte; beide Prinzessinnen stammen aus einem Hause, in dem es großzügig und sehr bunt und sehr heiter zuging; und da wir in dieser schmerzzerrissenen Zeit gerne bei traulichen heimischen heiteren deutschen Dingen betrachtend verweilen, sei hier einiges von diesem Hause erzählt, von seinem Geschick und von seiner Art, und zugleich von der Art des Landes, welches von diesem Hause aus beherrscht wurde.

Georg Busse-Palma, der so früh Gestorbene, sagt einmal in einem seiner feinsten Gedichte: „Die Finger des Ewigen gleiten über ein klingendes Spiel. Wir Menschen sind seine Saiten; und seiner Saiten sind viel!" — Und Busse-Palma führt dann sinnig aus, wie so ein jedes Einzelleben gleichsam getragen sei von seiner eigenen Leitmelodie. Darin hat er ganz recht. Nicht nur die einzelnen Menschen haben so ihre eigene Weise, sondern auch die einzelnen Völker und Staaten; die großen so gut wie die kleinen. Und wenn wir liebevoll hineinhorchen in die ja noch immerhin junge Geschichte des strelitzischen Landes, so klingt es uns daraus entgegen wie eine heitere reine Musik mozartischer Art, aus der ein Lachen klingt, das niemals plump und überlaut wird, aus der eine Kindlichkeit leuchtet, die nur gutmütig kindlich tut, und in Wirklichkeit gerade so klug ist wie ein mozartischer Notensatz. Der Fremde denkt, wenn er von Mecklenburg hört, daß dort nur das breite Lachen Onkel Bräsigs die Luft erschüttere; das paßt auf das strelitzische Land nicht; der strelitzische Humor ist still und listig wie ein Hauskater.

In der strelitzischen Musik dröhnte es nie wie Donnerhall. Während der schwerinsche Teil Mecklenburgs sich in alle möglichen Händel Friedrichs des Großen hineinmischte, wahrte Strelitz eine Neutralität; daß diese nicht schlapp war, zeigt der Brief der sechzehnjährigen Prinzessin, die doch wahrhaftig nicht im Feldlager, sondern in Mirow erzogen war. Nirgendwo in der ganzen Welt herrschte und herrscht eine so köstliche Stille wie in Mirow; es wurde da nicht einmal regiert; das besorgte unseres kaiserlichen zwiefachen Urvaters älterer Bruder Adolf Friedrich III. in der Residenz Strelitz. Der liebte die Musik und hat nach Angabe des treuherzigen Chronisten „nur ein einziges Mal seine Gattin und sein Land betrübt", nämlich „als er starb". Sein Bruder Karl Ludwig war schon ein paar Jahre vorher in der Mirower Fürstengruft beigesetzt.

So sollte denn der junge, damals noch unmündige älteste Bruder der damals noch ganz kleinen Sophie Charlotte den Rokokothron besteigen. Da drohte dem friedlichen Lande eine große Gefahr. Die schwerinschen Vettern wollten das Kind nicht anerkennen; sie wollten es in so eine Art von Zwangserziehung geben, sie wollten die Herrschaft des schon damals durchaus nicht armen Landes an sich reißen. Da war es der kluge Minister Zesterfleeth, der Rat wußte; stillen und listigen Rat; ganz humorvoll!

Zesterfleeth flieht mit der Mutter und dem Thronfolger nach dem nahe liegenden Greifswald; die Universität nimmt sich des jungen Prinzen in jeglicher Weise an; sie gibt ihm das Höchste und Beste, was sie hergeben kann: sie verleiht ihm die Würde eines Rector magnificus! Mit dieser Würde war die Würde eines pommerschen Fürsten verbunden. So etwas wuchtete in damaliger Zeit schwer. Auch heutigen Tages bekleidet den Greifswalder Rektor der Fürstenrang; aber heutigen Tages regen sich die Leute wegen solcher Würde kaum noch auf, und wenn ein solcher Greifswaldischer Rektor heutigen Tages bei einer Hoftafel die ihm doch nun mal zukommende Beachtung finden wollte, so müßte er erst dem Hofmarschall Mitteilung davon machen, was für ein verschollener Ruhm ihm anhaftet. Damals aber nahm man solche Würden sehr ernst! Den Sohn des Mirower Karl Ludwigs hätten die Schweriner Vettern vielleicht noch dingfest gemacht; der fürstliche Rektor Greifswalds, der den pommerschen Fürstenring am Finger trug, stand hoch und gesichert. Die Gefahr war — leise und listig — beseitigt.

Und es war, als hätte dies schöne Erlebnis Adolf Friedrichs IV. in der gelehrten Stadt, diese romantische Ehrung seiner Jugend all seinem weiteren Streben ein feingeistiges, vornehmes Gepräge gegeben. Nachdem der Kaiser in Wien ihn für mündig erklärte, wird er ein Schutzherr der Künste und der Künstler; der schier unerschöpfliche Reichtum seines Landes gibt ihm die Möglichkeit zu beinahe verschwenderischem Mäzenatentum.

Adolf Friedrich IV. begünstigt die Bühne.

Digitized by Google

Er zieht gute Schauspieler und italienische Kapellmeister und Sänger an seinen Hof. Seine Schauspieler bezogen damals an Gehalt so viele Taler, wie sie heutigen Tages dort an Markstücken empfangen; es ist also Grund, hierbei beinahe von verschwenderischer Freigebigkeit zu reden. Und was für Aufgaben stellt er den Künstlern! Alle Mozartischen Opern erblicken da das Rampenlicht; im Schauspiel kommt jedes neue Werk Lessings zur Darstellung! Und auch um das bürgerliche Ansehen seiner Künstler ist ihr Schutzherr besorgt; im Schwerinschen weigerten sich damals die Pastoren, die Komödianten ehelich zu trauen; Komödianten galten damals eben noch als „unehrlich Volk"; der strelitzische Adolf Friedrich aber gibt den Höfen seiner Zeit ein Beispiel, indem er in seiner Schloßkapelle in Neubrandenburg ein junges Schauspielerpaar in seiner Gegenwart „ehelich copulieren" läßt. Christian Ohlhorst hieß der Schauspieler; er trug damals schon den Titel eines Oberregisseurs; den Theaterkundigen sagt der Titel in dieser Zeit viel; die Braut und Kollegin war Demoiselle Marianne Schuch.

Zwei Zeugen aus jenen Tagen erzählen uns Geschichten vom Hofe dieses Adolf Friedrich: der eine ist ein Engländer namens Nugent, der nach der Verheiratung der Prinzessin Sophie Charlotte dem Jugendlande seiner Königin einen Besuch machte. Nugents Schilderungen sind voller Begeisterung und Dankbarkeit. Der andere Schilderer des damaligen strelitzischen Hofes ist der Freund des preußischen Prinzen Heinrich, der Reichsgraf Ahasverus Heinrich von Lehndorff, der ein paarmal von Rheinsberg aus einen Abstecher nach Strelitz machte. Lehndorff betrat das Land fast mit derselben Hochnäsigkeit und Voreingenommenheit, mit der etwa noch heutigen Tages Berliner dorthin reisen; aber auch Lehndorff wird mit jedem Besuche mehr und mehr bestrickt von der Liebenswürdigkeit der dortigen gastlichen Aufnahme, und der Reichtum der Hofhaltung macht auf ihn einen immer stärkeren Eindruck.

Es läßt sich begreifen, daß der Engländer Nugent, der geradeswegs von der königlichen Schwester kam, ganz besonders freundlich am Strelitzer Hofe aufgenommen wurde. Im Hause des Bürgermeisters hatte man ihm Wohnung angewiesen; beim Freiherrn von Dewitz fand er täglich sein Mittagsmahl, und allabendlich wurde er im Schlosse zum Abendessen und zum nachfolgenden Fest empfangen. Man feierte damals eben Tag für Tag. Aller Pomp der damaligen Zeit stand da in Blüte; es fehlte weder der Neger noch der Zwerg; weder die Pfauen noch die Pagen; nach guter alter Väterſitte hatte der jüngste Page jedesmal vor dem Essen das Tischgebet zu sprechen. Recht anschaulich schildert uns Nugent einige dieser Feste, in denen der schlanke hochgewachsene Herzog jedesmal mit seiner gleich ihm unvermählten Schwester Christiane beim Menuett eine stattliche Figur machte. Der Herzog beherrschte mit gleicher Fertigkeit das Italienische, das Französische, das Hochdeutsche und das geliebte Platt.

Als Nugent nach sechswöchigem Besuche sich verabschiedete, verweigerte der Hauswirt die Annahme des Mietsgeldes mit der Erklärung, das hätten Se. Durchlaucht schon geordnet; und als der Engländer seinen Postwagen bestieg, brachte ihm noch ein Lakai vom Herzog eine Börse mit Goldstücken gefüllt mit der artigen Wendung: dies schicke ihm der Herzog „für den Fall, daß der Herr in Strelitz Ausgaben gehabt habe!"

Lehndorff besieht sich die Sache schon — wie gesagt — mit kritischeren Augen; sozusagen durch das königlich preußische Kammerherrnlorgnon. Prinz Heinrich und der Graf fahren im Oktober 1754 unter fremdem Namen nach Strelitz, um sich da mal auszulachen: es gelingt ihnen aber gründlich vorbei; Lehndorff schreibt wörtlich: „Wir unternehmen eine amüsante Partie nach Strelitz; ich und Lamberg unter unserm richtigen Namen, der Prinz Heinrich als mein Kammerdiener Konstant. Wir werden mit der ganz veralteten Etikette empfangen, wie sie an diesem Hof noch üblich ist, wo es viele Kavaliere ohne Geist gibt, viele Gerichte auf der Tafel, die nicht zu essen sind, und viele Bediente, die vor Alter nicht gehen können. Der Prinz amüsiert sich außerordentlich, um so mehr, als die Bedienten ihn durchaus nicht in den Garten lassen wollen und ihn überhaupt als richtigen Kammerdiener behandeln."

Wer dieses Land lieb hat, liest zwischen diesen Zeilen viel Liebes und möchte besonders das Bild von den vielen Bedienten, „die vor Alter nicht gehen können", nicht vermissen. Und dabei hatte Kammerherr Lehndorff, der über diese alten Leute ulkt, doch ewig Sorge, daß ihm selber der ihm so öde Hofdienst in Berlin vorzeitig gekündigt werde, — wie es ihm dann ja auch geschah!

Im Dezember des nächsten Jahres beginnt es in Lehndorffs Hirn schon so allmählich zu dämmern; er schreibt da schon halbwegs vernünftig: „Wir treffen abends in Strelitz ein und geraten gleich in einen Ball, der am Hof aus Veranlassung der jungen liebenswürdigen Prinzessin gegeben wird. Diese guten Leute empfangen uns mit soviel Herzlichkeit, daß es trotz mancher Lächerlichkeiten, die aber eigentlich nur beim Vergleich mit unsern großen Verhältnissen hervortreten, wirklich unrecht von mir wäre, wenn ich mich über sie lustig machen würde." — Auch später rühmt Lehndorff, im November 1766: „Ich reise mit Fritz Wreech, Schwerin und Platen nach Strelitz. Der Herzog empfängt uns aufs freundlichste. Wir treffen dort seine Brüder Karl und Ernst, beides liebenswürdige Herren von vornehmem Wesen. Wir hören abends die Musik des Prinzen und reisen dann wieder ab, entzückt über unsere freundliche Aufnahme an diesem Hofe."

Dieser Herzog überglänzt — nach Lehndorffs Angaben — selbst den mächtigen eng-

Digitized by Google

lischen Hof durch seine Freigebigkeit, die er gelegentlich der Hochzeit seiner jungen Schwester entfaltet. In der guten märkischen Stadt Perleberg verschenkt er an die ihm und der schwesterlichen Braut entgegenfahrenden englischen Hofleute mehr als hundertundfünfzigtausend Taler; dem Herzog von Harcourt spendete er eine mit Brillanten besetzte Dose im Werte von fünftausend Talern.

Das war Herzog Adolf Friedrich IV., der verschwenderisch lebte, weil er sich genugsam jede Verschwendung leisten konnte; der den Mozart und den Lessing seinem Volke von der Bühne her nahebrachte; der mit üblen, veralteten Gebräuchen, wie mit der Sitte des Schandstuhls in der Kirche, aufräumte; der den Stand der Künstler in jeder Weise zu heben suchte. Und der Name eben dieses Fürsten, der noch dazu bescheiden durchs Leben ging, und „niemanden genieren wollte, und von niemandem geniert sein wollte", ist bei Hinz und Kunz bekannt und in aller Leute Munde, weil er der Name des Reuterschen „Dörchläuchting" ist.

Angeblich soll Adolf Friedrich IV. bei dieser philisterhaften und possenhaften Figur Fritz Reuters Modell gesessen haben; die Reutersche Figur trägt ausdrücklich den Namen Adolf Friedrichs IV. von Mecklenburg-Strelitz. Der Reutersche Herzog zankt sich bekanntlich mit einem Bäckerweibe wegen unbezahlter Rechnungen auf offenem Markte und begeht allerhand philiströse Plattheiten.

Es ist etwas Eigenes um die sieghafte Macht der drastischen Komik. Die große Masse der urteilslosen Lacher hat sie immer auf ihrer Seite. Es ist etwas Ernstes und Trauriges, wenn man sieht, daß die spielerische Laune eines beliebten und großen Humoristen die Möglichkeit besitzt, vom ernsten Sarg eines stillen Mannes einen reinen Ehrendegen wegzunehmen, und dafür eine Narrenpritsche hinzulegen; wenn sie einen schlichten, ernsten Lorbeerkranz, der dahingehört, mit einer drollig-biederen Schlafmütze vertauschen darf; und wenn dann zu solchem Streich jung und alt „herzlich" jubelt, bloß weil das alles in wirklich urwüchsiger Drolligkeit geschah.

Gerade Fritz Reuter ist doch sonst ein Mann, der die Tugend der Dankbarkeit gerne übt und der seine edleren Figuren gerne als dankbare Menschen darstellt; das gilt besonders von einer seiner prächtigsten Gestalten, von seinem würdigen alten Patenonkel, dem Amtshauptmann Weber. Dieser Amtshauptmann ist immer in rührender Weise darauf bedacht, daß er nur ja keine gute Tat vergäße, und immer wieder führt er im Munde das Wort: „Ick will em dat gedenken!" — Dieses schöne Leitwort seines Patenonkels hätte sicher Fritz Reuter sich zu Gemüte geführt, wenn man ihn, den in Strelitz eingewanderten Schweriner, im Neubrandenburger Ratskeller am Stammtisch nur besser über „Dörchläuchting" unterrichtet hätte. — Geprägt hat Reuter aber dieses traulich-schöne plattdeutsche Wort „Dörchläuchting" keineswegs. Das Wort redet seine eigene Sprache; das Wort werden wohl jene alten Diener gebraucht haben, die nach Lehndorffs Angabe „vor Alter nicht mehr gehen" konnten. Diese Verkleinerungsform hat in diesem Lande weder verkleinernden noch plump vertraulichen Ton; alte, fromme plattdeutsche Leute würden dort noch heutigen Tages den Herrgott, wenn sie in einem Traum mit ihm zusammenkämen, ehrfurchtsvoll als „Herring" begrüßen.

Es war schon gesagt, daß Adolf Friedrich IV. von niemand geniert werden wollte; er wollte still durchs Leben gehen; wo er repräsentierte, tat er es als Mäzen; läppische Karussellfahrten und Blindekuhspiele wie in Berlin hat man da in Strelitz nicht geübt. Auch seine beiden Nachfolger Herzog Karl und Großherzog Georg gingen mit vornehmer Stille und Klugheit durchs Leben; zwei kleine entzückende Züge seien hier erwähnt: In Neubrandenburg stirbt der Syndikus Pistorius; nach seinem letzten Willen will er nicht auf dem Friedhofe, sondern unter den wundervollen Eichen des schönen Walles die Grabesruhe finden; die Geistlichkeit sträubt sich dagegen; schließlich geschieht aber doch sein Wille; nach ein paar Wochen besucht der Herzog seine treue Stadt; mehrere Leute zerbrechen sich den Kopf darüber, was wohl jetzt der Herzog zu diesem ketzerhaft abseitsliegenden Grabe sagen würde! Herzog Karl kommt. Er will das Grab sehen; man zeigt es ihm; da steht treuherzig geschrieben: „Hier ruhet in Gott der Syndikus Pistorius, ein Mecklenburger," und darunter steht hinter dem Geburtstage und dem Todestage jedesmal stolz vermerkt, daß es in Neubrandenburg geschehen war. Der Herzog liest es, sagt kein Wort, zieht einen Schreibstift aus der Tasche und schreibt darunter auf den Stein die Worte: „Und nie vergessen. Karl."

Man hat diese Worte dann später in den Stein eingemeißelt. Man weiß wirklich nicht, wen die Worte mehr ehrten, den Toten oder den Lebenden.

Ähnlich still und klug verfuhr Karls Sohn und Luisens Bruder, der Großherzog Georg, einmal, als er Gelegenheit fand, dem alten Goethe eine freundliche Überraschung zu bereiten. Es war dem Großherzog zu Ohren gekommen, daß irgendwo eine große alte Stand- und Schlaguhr zum Verkauf stände, welche früher jahrelang auf der Diele von Goethes Geburtshaus ihren Platz gehabt hatte. Sofort beschloß Georg, diese Uhr zu erstehen, um sie dem Dichter zu schenken. Die Gelegenheit war gerade recht passend, denn der siebzigste Geburtstag Goethes stand vor der Tür. Durch einen seiner Kammerherren ließ Georg die Uhr nach Weimar schicken; der Kammerherr verabredete sich hier heimlich mit dem Diener Goethes; und in der Stille der Nacht vor dem siebzigsten Geburtstage wurde die Uhr im Vorzimmer Goethes leise aufgebaut, so daß zur Zeit des gewohnten Weckens den Dichter das Ticken und Schlagen der Uhr,

Digitized by Google

die erst dann in Bewegung gesetzt wurde, aus Kindheitstagen her grüßen konnte.

Nichts kann uns für eines Menschen Angesicht so schnell und so ganz einnehmen wie ein wirklich liebenswürdiges und vornehmes Lächeln; der Ausdruck so eines Lächelns liegt über all diesen kleinen strelitzischen Geschichten, und so ein Lächeln mag wohl auch auf den Gesichtern dieser Fürsten gelegen haben.

All ihr Empfinden wurzelte ja seit frühester Kindheit im Wesen ihres Volkes; deshalb tragen sie urmecklenburgische Züge; ihr Humor ist still und fein und gutmütig bei aller List wie aller mecklenburgischer Humor. Die Melodie ihres Fürstenlebens ist eben auch die Melodie ihres Landes.

Es ward schon gesagt, daß der mecklenburgische Humor nicht so grölend lacht, wie der Berliner sich das oft vorstellt. Der mecklenburgische Humor ist auch durchaus nicht gewillt, sich vor jedem großstädtischen Besucher, der ins Land gereist kommt, sofort wie kabarettistisch zu betätigen. Der Mecklenburger Humor hat fast etwas Scheues allen Fremden gegenüber; er kommt eben aus dem Herzen; er ist nicht bitter wie der holsteinische Humor (man denke an Hebbel!). Er ist nicht schnodderig und wortwitzelnd und nicht kaltklug wie der berlinische Witz. Er liebt die Situationskomik leidenschaftlich; er kann schweigend Regie führen und schweigend triumphieren. Das kann der Berliner Witz wahrhaftig nicht.

Wenn wir den Humor schlechtweg als Schalkhaftigkeit, als Freude am neckisch bunten Spiel des Lebens, als Behagen an drolligen Wirrnissen nehmen, so könnten wir uns wohl ein Bild von der Wesensart des mecklenburgischen Humors machen; daß er — ich meine hier insonderheit den strelitzischen — wie gesagt, nicht grölt und lärmt; wenn wir uns nun aber ein Bild seines Wesens in bildhauerischer Art ausgedrückt denken möchten, so würde dies Bildwerk wohl am besten dargestellt werden durch das alte Tiermotiv von dem Fuchs, der zierlich und leise herangeschlichen kommt und sich eine Schafsmaske vorhält, durch deren treuherzig große Augenlöcher die lachenden und listigen Fuchsaugen blinzeln. So könnte das Wappenbild des mecklenburgischen Humors in völkerpsychologischer Richtigkeit dargestellt werden.

Gleich an der Pforte Mecklenburgs, bei der Bahnstation Dannenwalde, an der wir mit der Eisenbahn die mecklenburgische Grenze überfahren, grüßt die Erinnerung an so einen stilgerechten mecklenburgischen Humoristen: da liegt ganz dicht beim Stationsgebäude, aber hinter Büschen versteckt, ein prachtvolles Gasthaus an der Landstraße, wo schon mancher Erquickung gefunden hat; die schönste Erquickung aber wurde dort den beiden Männern Gottfried Kinkel und Karl Schurz zuteil, nachdem ihnen damals die berühmte Flucht aus der Festung Spandau gelungen war. Die beiden waren im Schlitten fortgejagt; die Festungswärter hatten gerade den Geburtstag eines ihrer Kollegen in einem kleinen Spandauer Gasthaus gefeiert. Wäre der Schlittenkutscher der beiden Fliehenden ein Berliner gewesen, so hätte er seinen Wortwitz nicht an den Markt bringen können; wäre er ein echter Holsteiner gewesen, so hätte er seiner Verdrossenheit über das schlechte Wetter in grimmigem Humor resignierenden Ausdruck gegeben; es war aber ein Mecklenburger; und deshalb schuf seine Fuchshaftigkeit eine Situationskomik, bei der er drollig eine schafsmäßige Harmlosigkeit zur Schau trug: er ließ nämlich seinen Schlitten, in dem die pelzvermummten Flüchtlinge saßen, gerade vor dem Gasthause halten, in dem die Zerberusse ihr heißes Getränk schlürften, und mit dem Ausdruck schuldlosester Kindlichkeit (der Mecklenburger bezeichnet so etwas mit dem Ausdruck „doch man so") betrat er die Gaststube, und erklärte, er hätte draußen in seinem Wagen „zwei distinguierte Durchreisende", die so sehr frören, und ob er nicht für die beiden Herren zwei Gläser Grog herausbekommen könne; — sein Wunsch wurde erfüllt; an seine eigene Kehle wird er sicher auch gedacht haben; und dann jagte er mit seinem Gefährt dahin, und während der wilden Fahrt wärmte ihn der stolze Gedanke an die drollige Wut der Leute, die er nicht nur um zwei Märtyrer, sondern auch um zwei Grogs geprellt hatte.

Wenn ich aus dem sehr reichen Schatze meiner strelitzischen Erinnerungen eine Anekdote nach der andern auskramen wollte, so würde leicht beim Zuhörer, der dies Land nicht so kennt, der Verdacht aufsteigen können, daß ich in verbohrter Absichtlichkeit, bloß um eine durch das symbolistische Fuchsbild mir lieb gewordene Theorie durchzudrücken, immer nur solche Geschichten herauskramte, die so ein harmlos Getue und so eine Listigkeit zeigen. Ich stoße aber immer wieder auf diese eine Wesensart der Schalkhaftigkeit in diesem Lande.

Auch in der Geschichte finden sich solche Beispiele. Als im Jahre 1866 der Krieg gegen Österreich begann, und das strelitzische Land durchaus nicht gleich in Kriegsbegeisterung loderte, als damals von Berlin aus immer dringlicher die Frage gestellt wurde, weshalb man denn in Neustrelitz noch nicht fertig sei, weshalb man noch immer mit dem Aufbruch zögere, da soll die ungemein harmlos klingende Antwort gelautet haben, daß die „Mützenschirme noch nicht fertig" wären. Wie rührend!

Daß diese maskierte Kindlichkeit, hinter der nie wirkliche Bosheit steckt, ihre sieghaftesten Triumphe feiert, wenn sie sich der beweglichen und schillernden, ganz und gar nicht plumpen plattdeutschen Sprache bedienen kann, das läßt sich wohl begreifen. Pastoren und Ärzte des Landes haben mir mehrfach erklärt, wie schwer ihnen der nekkische Kampf gemacht würde, wenn plattdeutsche Leute aus dem kleinen Volke unter der Maske der landläufigen Kindlichkeit sie

Digitized by Google

liebenswürdig verulkten, ohne daß sie sich in der pedantisch durchsichtigen, hochdeutschen Sprache geschickt verteidigen könnten. Bei solchen Disputen und bei all solchen mecklenburgischen Szenen geht es leise und wohlig zu. So leise wie Adolf Friedrich dem Engländer die Goldbörse schickte, so leise lächelnd wie Karl seine Unterschrift auf den Grabstein setzte; so lächelnd wie Georg dem alten Goethe die Uhr bringen ließ. Wirklich meckenburgische Lustspiele müßten so abgetönt sein; aber die Bühne ist ein unzartes Instrument, und die Zuhörer meinen, daß alle mecklenburgischen Scherze und alle mecklenburgischen Gerichte däftig und derb sein müßten.

Diese Friedsamkeit des mecklenburgischen Regiments, Wesens und Humors dringt aus mancherlei tiefen Quellen. Mag man auch mit noch so großem Recht — besonders auf dem dortigen Lande — Mängel des Schulwesens früher beklagt haben, so blieb doch gerade deswegen dem großen Volke eine kalte zersetzende Zweifelsucht erspart; ein rührender, unerschütterlicher Glaube hat da lange gewohnt. Diese reine Kindlichkeit gab dem früher so geknechteten Volke eine erstaunliche Dulderkraft. So kam es, daß dem dortigen Volke im Leben wie im Spiegelbild der Dichtung Gestalten lediglich als Träger großer Heiterkeit erschienen, die doch in Wahrheit Kreuzträger waren. Man denke zum Beispiel an die Gestalt Onkel Bräsigs. Was hätte ein holstein'scher Theodor Storm aus dieser Figur gemacht? Storm hätte ihn zum romantisch-melancholischen Hagestolzen gestempelt; Reuter zeigt ihn als den liebwertesten Junggesellen unserer ganzen Literatur. Reuter selber war ja so ein kinderloser Kindernarr, der sich in solche Onkels wohl ganz mühelos hindenken konnte. Reuters Bräsig geht gar nicht wie eine Stormsche Figur in tragischer Einsamkeitspose durchs Leben; in seiner Jugend hat sein „gnädigster Herr Graf" ihn um sein Bräutigamsglück geprellt; er ist der Braut, als die später einen anderen heiraten mußte (nach der Stormschen Melodie: „Meine Mutter hat's gewollt"), in ehrbaren Züchten brüderlich treu geblieben; er liebt ihre Kinder wie seine eigenen; er stößt den Gatten seiner ehemaligen Braut überall auf die richtigen Wege. Wie anders hätte ein Franzose dieses „dreieckige" Verhältnis geschildert! Dieses Land ist eben so schön und so reich und so bunt und so heiter, daß es in ihm kein typisches unheilbares Seelenleid gibt. Für die kleinen netten Humore, die jedes Leben und jede Landschaft bietet, hat der Mecklenburger immer offene Augen gehabt.

Ganz ergreifend und erschütternd, man möchte geradezu sagen: beschämend, spricht ein Stückchen dieser gotteskindlichen Sorglosigkeit aus ein paar schlichten Worten des alten Brand in Reuters düsterstem Werk „Kein Hüsung". Der alte Brand hat wirklich ein Leben geführt, das man ein Hundeleben nennen könnte; er hat sich elend und ohne Dank tot gerackert. Sein Sterbetag kommt; er läßt sich noch einmal an das Fenster rücken, um die Sonne zu sehen, und dann wird sein Auge hell, und dann (ich übersetze wörtlich) fragt er so recht aus freier Brust: „Heut ist wohl wunderschönes Wetter?"

Mehr besitzt er nicht, als den Anblick des schönen Tages draußen; diesen Ausblick hat ihm der gemütlose Edelmann nicht nehmen können; und daran hat er noch zuletzt seine ganz kindliche Freude. Man vergleiche mit diesem warmherzigen Gefühlsausdruck eines großen Kindes die kalten Worte, die Björnsons nordischer Großkaufmann Tjälde beim Anblick der schönen Natur spricht, wenn er meint: „Ein schönes Wetter — aber nicht für mich!" — Wenn wir diese beiden Worte miteinander vergleichen, so ist es uns, als hätten wir einmal in frostige nordische Nebelgegend und das andere Mal in gesegnetes, lachendes deutschestes Land geblickt. Was für eine Kraft liegt in diesen kindlichen Worten des alten todkranken mecklenburgischen Tagelöhners! Gebetskraft liegt in ihnen, daß man beschämt und bewundernd bei ihrem Klange ausrufen könnte: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?"

Der Fremde, welcher nach Mecklenburg auf die Anekdotensuche reist wie ein Knabe, der zum Teich geht, um Wasserkäfer zu fangen, wird gewöhnlich leer und enttäuscht heimkehren. Der Berliner Humor hat allerdings seinen Laden immer geöffnet; das bringt sein großstädtischer Tag- und Nachtbetrieb so mit sich. — Man sagt, daß im Neubrandenburger Ratskeller der mecklenburgische Humor so eine Art von Zentrale immer gehabt hätte; da entfaltete sich ja auch am Stammtisch Fritz Reuters schnurriges Anekdotenerzählertalent. Als aber vor ein paar Jahren ein namhafter Berliner Romanschriftsteller mit seiner Frau und seinen Kindern sich auf ein paar Wochen in der neubrandenburgischen Goldenen Kugel, dem Ratskeller gegenüber, niederließ, um da Studien zu machen, und als er dann noch gar dem Wirte im Ratskeller sich vorstellte, und dabei hinzufügte: „Ich bin nämlich Berliner Schriftsteller, und habe immer gehört, daß hier bei Ihnen so viele Originale verkehren," — da bekam jener Menschensucher auch kein einziges Original zu Gesicht; wenigstens „enthüllten" sie sich ihm nicht. Der Mann hat sich nachher darüber beklagt und hat gemeint, da wäre jetzt nichts mehr los, und da wären „alle Originale ausgestorben". Diese letztere Redewendung von den ausgestorbenen Originalen besteht wahrscheinlich seit den Tagen der Sintflut. Nur muß man bedenken, daß wirkliche Originale, die im Wesen des Volkes wurzeln, nicht in Fremdenindustrie machen.

Mecklenburg ist gastlich und verschwenderisch, wie sein wirklicher Dörchläuchting es war; aber es verzehrt sich wirklich nicht in Sehnsucht nach massenhaftem, geistlosem Fremdenverkehr. Das bedenke man, wenn man dahin reist.

Digitized by Google

Mecklenburgische Städtebilder

Von Frida Schanz

Neu-Strelitz (Oktober)

Herbstabend. Residenzlich-leises Treiben; —
Theaterzeit. — Herbstgold in Busch und Park. —
Im breiten weißen Schloß erglühen Scheiben,
Die großen, kühnen Kiefern duften stark.
In Liladuft verschwimmt der Gärten Tiefe.
Von Haus zu Haus spinnt Lichtschein, heimattraut. —
Nur sehr viel Blätter fallen, schwer wie Briefe.
Ein einziger Vogel gibt ganz leisen Laut.

Neu-Brandenburg (Juni)

Stadtmauerkranz; schneeweißer Hollerkranz;
Und zeitversteinte Eichen: — Immer Paare. —
Die roten Tore fangen Abendglanz
Und ragen wie verklärt vom Stolz der Jahre.
Behäbig streckt Fritz Reuters Stadt sich aus.
Geranien, Fuchsien quellen vor Behagen.
In dieser Luft erwuchsen Haus bei Haus
Die Helden, die jetzt Deutschlands Feinde schlagen.

Feldberg am Hausee (Juni)

Die kleine Stadt bespiegelt ihr Gesicht
Im weiten See — und mag es selber leiden!
Ein Weidenweg steigt auf zum Amtsgericht,
Noch niemals, meinst du, sahst du solche Weiden!
Geplätscher und Gerudер allerwege.
Jasmin, reich und gedrängt wie ein Gedicht.
Die kleinsten Gören stehn schon auf dem Stege
Und angeln Muttern stolz ein Fischgericht.

Friedland

Der Zug nach Friedland fuhr durch roten Mohn,
Wie wenn er Blut aus sanftem Boden preßte.
Das Kirchdach wuchtet überm lieben Neste.
Das Tor raunt: „Friede dir!“ wie ehmals schon!
Am Wall wie heimatstark die Eichenrecken!
Kornfluren fluten jenseits, endlos weit. — —
Die urzeit-schlichten Häuserreihn verstecken
Das echte Menschenglück, das hier gedeiht.

Mirow

Das Grünspandach der Kirche schimmert fein.
Schierling umspinnt den Friedhof dick mit Spitzen. —
Im Schloß der Ahnenbilder dunkle Reihn — —
Gemalte Edelsteine sprühn und blitzen.
Traumstill die kleine Stadt. Waldwege dunkeln.
Ehrfürchtig-totenstill die Fürstengruft,
Wo auf den Särgen Kronen leise funkeln. — — —
Ein „Jagd ist aus“ — schwebt geisternd in der Luft.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

J. C. Heer, Der lange Balthasar (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.) — Leonhard Schrickel, Land! (Berlin, Schuster & Loeffler) — Otto Pietsch, Das Gewissen der Welt (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.) — Helene von Mühlau, Der Kriegsfreiwillige (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Ernst Schubert, Ruhm. Ein Novellenkranz um Friedrich den Großen (Berlin, G. Grote) — Herbert Eulenberg, Letzte Bilder (Berlin, Bruno Cassirer) — Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers. In drei Bänden (Berlin, E. Fleischel & Co.)

Es ist ein Glück, daß Achill seinen Homer gefunden hat. Vom Sohn des Peleus würden wir sonst nichts mehr wissen. Erst das Lied hat ihn unsterblich gemacht.

Es ist ein Glück, daß Homer seinen Achill fand. Wenn der herrliche Held fehlt, der ihn beflügelt, muß der Sänger im Staube kriechen. Keine Bemühung der Phantasie bringt ihm ein, was ihm die Wirklichkeit verweigert. Und statt einer Ilias rauscht auf den Saiten seiner Harfe nur das Lied vom Froschmäusekrieg, die Batrachomyomachie.

Wie der Dichter den Helden, so verkündet der Kritiker den Dichter. Er kämpft mit ihm und für ihn, wie Homer für den schnellfüßigen Achill oder den strahlenden Hektor. Wenn aber kein Schnellfüßiger und Strahlender unterwegs ist, so muß auch er zu den Fröschen und Mäusen herabsteigen, zu König Pausback und Prinz Bröseldieb, und statt des Helms mit dem flatternden Busch muß er sich eine Nußschale aufs Haupt stülpen. Eine heimliche Ahnung sagt mir, daß ich heute mit solcher Rüstung auskomme: mit der Nußschale als Helm und mit Bohnenhülsen als Beinschienen.

Wenn die Kämpen allesamt etwas klapprig sind, ist die Reihenfolge ihres Auftretens ziemlich gleichgültig. Beginnen wir mit einem Ritter von der traurigen Gestalt, mit dem „langen Balthasar", den uns der Schweizer J. C. Heer in einem Dorfroman vorstellt (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.). Der lange Balz ist ein Schreinergeselle, ein übermäßig hoch aufgeschossener Mensch von einer Magerkeit, die nach Erbarmen schreit. Wenn er die Mütze lüftet, so sieht es aus, als setze sich ein umständliches Hebelwerk in Bewegung, und wenn er reitet, ist Don Quixote de la Mancha übertrumpft. Von Zeit zu Zeit überfällt diesen Unglücksmenschen auch noch die krankhafte Gier, „von manchen Speisen mehr zu essen, als vernünftig und anständig ist". Er weiß wohl, daß es „gegen die Sitte" ist und ihm schwer schadet, aber wenn er angefangen hat, kann er nicht aufhören. Wie sich andere in bestimmten Abständen betrinken, so muß er sich, deutsch gesprochen, überfressen — in Heißhunger-Anfällen, die durch das Martyrium seiner Kindheit erklärt werden. Außerhalb dieser pathologischen Zustände, die zu unappetitlichen Folgen und bittrer Scham führen, ist der Balz ein harmloser, sanfter, gutmütiger und tätiger Mensch mit schöner Seele. Es sind also sämtliche Elemente vorhanden, um eine wahrhaft tragikomische Gestalt in der Mischung hervorzubringen — eine Gestalt, über die man zugleich lachen und weinen könnte, deren Scheckigkeit uns zugleich anziehen und abstoßen, deren unästhetische Mitgift doch wieder durch rein menschliche Züge in der Schwebe gehalten würde. Es hätte sich zuletzt eine wunderliche Rührung ergeben können. Mit knurrigem Maul, aber innerlich butterweich wäre man um diesen merkwürdigen Kostgänger unseres Herrgotts herumgegangen, und seine glücklich-unglückliche Schmachtliebe für das schönste Mädchen des Ortes wäre von Spottlächeln und Mitgefühl gleichermaßen begleitet gewesen.

So ungefähr mag J. C. Heer in seiner Phantasie das Bild gesehen haben: er hat mit seinem langen Laban gewiß dichterische Absichten verfolgt. Aber auf dem Wege durch die Tinte geht ihm immer das Beste verloren. Was in der Vorstellung gefühlsstark war, wird auf dem Papier zu billiger Sentimentalität; was als Leidenschaft dahinrauschte, geht nun als schriftdeutsche Deklamation auf Stelzen; was sich im Plane organisch durchdrang, steht in der Ausführung hölzern nebeneinander. Dieser von der „Gartenlaube" entdeckte Schweizer ist kein Gestalter und hat vor allem einen ganz unentwickelten Geschmack, der sich in den entscheidenden Jahren offenbar an der Marlitt oder an Wilhelmine von Hillern vergiftet hat. Er kann planen, aber nicht ausführen; er bringt sein langes Heldengestell zwar in die Unappetitlichkeit hinein, aber er bringt es nicht wieder heraus — wenigstens nicht kräftig, sondern höchstens durch schwächliche Rührseligkeit. Und noch bedenklicher: er macht den Balz, der doch schon dem Titel nach sein Held ist, nicht zum Träger, sondern nur zu einem Mittel der Handlung; er verurteilt ihn zu einer ganz passiven Rolle.

Der eigentliche Konflikt nämlich entsteht

Digitized by Google

weder in dem Balz selbst, noch wird er mit seinem Willen in den Beteiligten veranlaßt. Sondern er kommt durch die Verbohrtheit und Schwächlichkeit der Nebenspieler zustande, die dadurch in die Hauptrollen hineingeraten. Ein strammer und lustiger Student macht sich einen Witz und gewinnt den Balz als Reiter für ein Volksfest. Da sich der Ritter von der traurigen Gestalt aber tags vorher in einem seiner Freßanfälle übernimmt, wird er durch den Ritt lebensgefährlich krank, und daraus wird für den Studenten, für seine Braut und deren Vater eine ganze Tragödie gemacht. Man glaubt es nicht, welche Begabung die Heerschen Eidgenossen dafür besitzen, eine Nichtigkeit zu einer Wichtigkeit aufzubauschen. Weil der Student Röbi einen Mensurschmiß mitbringt, wird er von seinem künftigen Schwiegervater als fürchterlicher „Rohling" abgekanzelt, dessen Narbe als Zeichen der Verkommenheit nicht gar weit hinter dem Brandstempel eines Vagnoträflings zurückbleibt. Nun kann man ja gewiß über den Wert von Durchziehern verschiedener Meinung sein, aber der Freihöfler, der daraus eine Staatsaktion macht, ist bloß borniert und beweist diese Borniertheit auch später, als er den braven Jungen vor die Tür setzt und wegen einer lächerlichen Zufälligkeit das Glück seiner Tochter stört. J. C. Heer jedoch bewundert diesen alten Esel und scheint — das mögen die Schweizer mit ihm ausmachen! — in ihm das Urbild aller Tugenden Helvetiens zu sehn. Wahrscheinlich soll er etwas Catonisches haben, doch ich bekenne, daß mir auch der römische Cato immer nur als heroischer Dummkopf erschien. Es wird allen Ernstes erzählt, daß Cato-Freihöfler erst milderen Sinnes wird, als der Student den Doktortitel erwirbt, — was mich beinahe veranlassen könnte, von jetzt ab die „Büchertische" auch mit den beiden Buchstaben zu zeichnen. Denn der Teufel weiß, welcher Ehren man bei den Freihöflers ohne sie verlustig geht. Aber Scherz beiseite: Konflikte, die durch den Doktorhut beseitigt oder gemildert werden, Konflikte, die ganze Romane gebären und überhaupt keine sind, Konflikte, die jedes gesunde Gefühl lachend beiseite schiebt: unter ihrem Zeichen steht der Heersche Roman. Das verträgt man schon in gewöhnlichen Zeiten nur unwillig, und nun gar heute, wo ein unerhörtes Weltgeschehn mit erbarmungsloser Gewalt über die Völker fährt! Da fühlt man das Schrullenhafte, das auf geduldigem Papier wie ein Gummibonbon in die Länge gezogen und tragisch angemalt wird, doppelt und dreifach in seiner Nichtigkeit.

Ist dies schlimm, so ist es nicht das Schlimmste. Denn schlimmer noch als die aufgebauschte Tragik der verdorbenen Verdauungsorgane, der vernagelten Köpfe und überempfindlichen Gewissen, schlimmer auch als die Blumigkeit und Gespreiztheit vieler Gespräche ist der konventionelle, unfreie, kleinliche Philistergeist, der das Buch beherrscht. Ob es sich um die bockbeinigen Alten handelt, die das Brett vor dem Schädel haben, ob um die schwächlichen, heulsusigen Jungen, die nur mit väterlicher und dörflicher Erlaubnis lieben, — in ihnen allen lebt die zitternde Angst vor der Meinung der Leute. Der gute Ruf, wie ihn verengte Seelen verstehn, ist der Popanz, vor dem sie sich feige ducken. Sie schielen immer nach der „Sitte" und dem Nachbar ...

Genug und übergenug! Aber mit ein paar Büchern dieser Art hat J. C. Heer insgesamt fast 400 — vierhundert — Auflagen erreicht, während alle erzählenden Werke, die der gleiche Verlag von Marie von Ebner-Eschenbach, Theodor Fontane, Ludwig Anzengruber veröffentlichte, in unendlich viel längerer Zeit alle zusammen noch nicht so viel Käufer fanden, wie ein einziger Roman des Zürichers. Und niemand errötet.

Ein zweites Dorfbuch, Leonhard Schrickels Roman „Land!" (Berlin, Schuster & Loeffler), ist besser, ohne deshalb schon gut zu sein. Das alte viel abgewandelte Thema, die Aufsaugung des Landes und der Landbevölkerung durch die Städte, ist hier kräftig, aber ohne besondere Eigentümlichkeit aufgegriffen. Fabrikant steht gegen Bauer; immer weiter treibt die Industrie ihre steinernen Ungeheuer vor, entwurzelt die Dörfler und raubt Scholle um Scholle, die bisher Korn getragen, für ihre Zwecke. Frommhold Vent, der zähe alte Bürgermeister, wirft sich dieser Entwicklung entgegen. Es ist ihm unfaßbar, wie man den Acker zu einer Ware machen kann; es scheint ihm, als streckten die bedrohten Felder bittend und bettelnd die Arme nach ihm aus; und mit verzweifelter Anstrengung versucht er den Boden seines Dorfes zu halten. Er opfert diesem Zwecke mehr, als er verantworten kann; er verhärtet sich um dieser Idee willen gegen sein eigenes Fleisch und Blut. Seine Schwiegertochter weist er vom Hofe, weil ein Unfall ihr die Hoffnung auf Kindersegen vernichtet; seinen Sohn treibt er in den Tod; seine Frau will er von einem andern Kinde, das ihm auf seinen Wegen nicht zu folgen vermag, scheiden. Und als er einsehn muß, daß doch alles nichts nützt, da wirft der Harte den Brand in sein eigenes Haus und läßt sich von den Trümmern begraben. Auch er versteht die Welt nicht mehr.

Hier regiert neben allem bäurischen Eigensinn doch wenigstens echte bäuerliche Tragik. Aus übermächtiger Liebe zur väterlichen Scholle wird der Bürgermeister auf die Bahn der Schuld und des Unterganges getrieben. Um dem Moloch Stadt zu wehren, der Land und Leute frißt, macht er selber den Acker zu seinem Götzen und wirft ihm zuckende Opfer vor. Er würde noch tragischer wirken, wenn seine Einsicht größer wäre. Aber Leonhard Schrickel hetzt ihn in solche Einseitigkeit hinein, daß der dümmste Leser bald klüger ist als sein Held. Und das ist immer ein Fehler. Auch sonst ist jede Person des Ro-

Digitized by Google

Bildnis eines Malers

Gemälde von Prof. Max Thedy

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
ILLINOIS

Digitized by Google

mans auf die scharfe Kante gestellt und alles, was Handlung heißt, ins Krasse gezogen. Man vermißt die feineren Mittel und die retardierende Kunst des reifen Erzählers. Ich wünschte, daß Leonhard Schrickel sich in seiner Vortragsweise mehr beruhigte und mehr Fülle und Fett ansetzte: er ist vorläufig noch zu mager ...

Nach den beiden Dorfromanen zwei Zeitromane. Der erste stammt von Otto Pietsch einem literarischen homo novus, dem man es mindestens lassen muß, daß er forsch und ohne literarische Bedenken aufs Ganze geht. In seinem umfänglichen Romanwerk „Das Gewissen der Welt" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.) will er nicht mehr und nicht weniger, als die politische und kulturelle Weltentwicklung der letzten Jahrzehnte in erzählerischer Form darstellen. Da ist man ehrlich verblüfft und setzt sich fester. Wenn dieser Neuling (spricht man zu seinem Herzen) ebensoviel Talent hat, wie er Mut besitzt, dann werden die Lorbeerbäume zittern müssen. Doch um es gleich vorwegzunehmen: man braucht die Bäume nicht zu beunruhigen.

Das Übermaß des Stofflichen läßt sich nur in großen Zügen andeuten. In Ostpreußen setzt der Roman, der zuletzt alle Kulturländer umspannt, ein. Dort wird in der Nähe eines Gutshauses von einer unbekannten Frauensperson ein Knabe geboren, den der bibelfromme Gutsgärtner als eigen aufzieht. Nach der Schulzeit wird der Theodor Merten genannte Findling Pferdejunge und Reitknecht, und schon hier beginnt er seine Rolle als „Gewissen" der Leute zu spielen. Da er aber einem adligen Schurken gegenüber gar zu tätlich wird, muß er einige Jahre ins Gefängnis wandern, um nach seiner Entlassung (1871) auf Amerika, das Land der Freiheit, zuzusteuern. Dort verdingt er sich zunächst als Strecken- und Brückenarbeiter, erlebt als solcher die furchtbare Eisenbahnkatastrophe an der Westbahn-Hängebrücke mit und erkennt empört die Gewissenlosigkeit und Habgier der Eisenbahn-Magnaten. Als Lokomotivführer, Erfinder, Werkmeister zeigt er später seine Fähigkeiten, steht bei dem gewaltigen Streik von 1877 an der Spitze der Chicagoer Arbeiter und geht danach zur Zeitung über. Hier bekämpft er mit aller Kraft die Korruption, kriecht in die Lasterhöhlen Chicagos, betätigt sich in zwei sensationellen Fällen als Detektiv, schleudert „Donnerkeile" gegen die Polizei, die mit Spielhöllenbesitzern unter einer Decke steckt, greift in den Chicagoer Anarchistenprozeß ein und ist endlich so weit, um sich in New York selbst ein großes Blatt zu schaffen. Sein Einfluß wächst von Tag zu Tag; er wird Präsidentenmacher; er erwirkt Gesetze; er hilft einen Krieg zwischen England und Amerika wegen venezuelischer Grenzstreitigkeiten verhindern; er, der einstige Pferdejunge, zieht mehr und mehr die Weltpolitik vor sein Forum und nennt seine Zeitung nun „Der Erdball". Auf seiner weißen Dampfjacht „Albatros" fährt er über die Meere. Er lebt in England und lernt englischen Geist kennen; er lebt in Frankreich, das gerade in den Erregungen des Dreyfusprozesses glüht; er besucht die Teufelsinsel mit ihrem Gefangenen; er nimmt persönlich oder durch seinen Pflegesohn an allen bedeutenderen Weltereignissen teil, die wie Films sich abrollen. Ich gebe nur ein paar Namen und Stichworte: Burenkrieg, Cecil Rhodes, Chamberlain, Kitchener, Konzentrationslager, Dumdum-Geschosse, russisch-japanischer Krieg, Revolution in Rußland, Progroms, Deutschland, Militarismus, englisch-deutsche Spannung, Jingoismus, Titanic-Katastrophe — mehr habe ich aus dem letzten Teil nicht notiert. Aber nicht wahr, es genügt doch? Und wohlgemerkt: alle diese Themata werden nicht nur im Gespräch berührt, sondern sie ergeben sich als persönliche Erlebnisse und Erfahrungen des allmächtigen Zeitungsmannes. Er ist selbst oder in der Gestalt seines alter ego Ephraim überall dabei, wo etwas los ist, in Asien, Afrika, Europa, Amerika, in Kriegen und Revolutionen; er selber studiert den Geist aller Länder, er selber fährt mit der „Titanic", so daß also das lobenswerte Streben herrscht, nach Möglichkeit Bild und Anschauung zu geben.

Bei der Hetzjagd der Geschehnisse muß aber natürlich alles recht äußerlich bleiben. Solch eine ungewöhnliche Stoffansammlung zu durchdringen und sie in der Einheit eines lebendigen Geistes zu binden, dazu gehört eine Glut und Kraft, die Otto Pietsch nicht im entferntesten aufbringt. Man merkt sehr bald, daß er kein Dichter ist. Seine Wurzeln sind nicht tief und innig eingesenkt in den nährenden, stärkenden und haltenden Grund eines bestimmten Bodens, sondern er hat etwas Losgerissenes wie sein heimatloser Held. Mit wie geringer Eigentümlichkeit ist z. B. gleich im ersten Teile Ostpreußen geschildert! Wie unverbunden sind Land und Leute! Wie wenig trägt Theodor Merten aus dem Lande seiner Jugend davon! Er kann sich deshalb in Amerika um so rascher entnationalisieren, aber man erkennt auch die ausgesprochene Oberflächlichkeit seiner Natur. Alles an ihm ist Firnis. Wie er sich seine Bildung in Lesehallen anliest, so glaubt er als smarter Amerikaner eine tiefere Kenntnis der Nationen dadurch zu erwerben, daß er als Reiseonkel hier und da einkehrt. Es ist natürlich nur Schaum, der seine Krüge füllt — „Gischt, sonst nischt," wie der Berliner sagt. Ein praktischer Mann, immer darauf erpicht, nach außen zu leben, weil er innerlich leer ist. Sein ganzer Weg und Aufstieg wird uns erzählt — aber kennen wir ihn eigentlich? Kommen wir ihm nahe? Bleibt er uns im Grunde nicht gleichgültig? Wenn man die Weltereignisse, denen er beiwohnt, striche: was bliebe dann übrig? Und hier sieht man deutlich, daß Otto Pietsch eigentlich Spiegelfechterei betreibt. Daß er nur mit dem Aufgebot der ganzen jüngsten Weltgeschichte unsere Teilnahme wach erhalten

Digitized by Google

und nur durch ewig wechselnde Beleuchtung von außen her den Anschein erregen kann, als wenn sein Heros selber leuchte. Aber die ununterbrochene Folge sensationeller Ereignisse kann den Mangel an Menschengestaltung und den Mangel an eigentlicher innerer Handlung nicht verdecken. Was uns vorgesetzt wird, ist Kientopfkunst mit Eisenbahnkatastrophen, Entführungen, Massenbewegungen, Moritaten, Abenteuern in Spielhöllen, Schiffsuntergängen und dergleichen. Es macht keinen Unterschied, ob die hohe Politik daneben auch in die Flimmerkiste gespannt wird. Das einzige, was ich nicht begreife, ist dies: warum die „Titanic" den Namen „Gigant" bekommt, warum bekannte Zeitgenossen umgetauft und hier und da ähnliche Verkleidungen beliebt werden. Doch es gibt ja Leute, denen es Vergnügen macht, leichte Rätsel zu raten. Sie werden diesen Zeit- und Zeitungsroman um seines Stoffes willen lesen und dem Buche des mehr journalistisch als dichterisch begabten Otto Pietsch vielleicht gar zu einem publizistischen Erfolg verhelfen. Ein literarischer Erfolg jedoch steht nicht in Aussicht.

Bescheidener in seinen Zielen, aber wohl sympathischer in seiner ganzen Art ist der zweite Zeitroman: „Der Kriegsfreiwillige" von Helene von Mühlau (Berlin, E. Fleischel & Co). Auch durch seine Blätter rauscht Weltgeschichte, doch sie gibt nur den Begleitklang für ein kleines, typisches Einzelschicksal ab. Nach dem Titel soll der Held wohl der vergrübelte, in allen Gärungen der Entwicklungszeit stehende Junge sein, der gute deutsche Junge, der noch nichts mit sich anzufangen weiß, der noch zu wenig Selbstvertrauen hat und mit einer Hand noch an der mütterlichen Schürze hängt. Dieser Junge, in dem sich tausend ähnliche finden sollen, wird vom Kriegsausbruch aufgerüttelt, er macht das Notabitur, er läuft begeistert von Kaserne zu Kaserne, bis er endlich von einem altmärkischen Husarenregiment angenommen wird. In der Schinderei des täglichen Drills beginnt der allzu Weiche sich zu härten, sein Selbstvertrauen wächst, sein Wille stählt sich, sein vergrübelter Geist wird auf das Einfache und Sachliche gelenkt, und als ein straffer, tüchtiger Kerl wird er gegen die Feinde reiten und streiten.

Aber dieser liebe Junge, der hier für Zahllose seinesgleichen steht, ist zwar als Soldat sehr wichtig, doch als Mensch kaum interessant genug, um uns in Atem zu halten. Über ihn, den Kriegsfreiwilligen, hinaus wächst seine Mutter. Er hat die äußeren Erlebnisse, die natürlich auch nach innen wirken; sie aber hat die tieferen seelischen. „Beneidenswert," sagt sie einmal ganz richtig, „sind heut nur die ganz Jungen, die sich besinnungslos in den Krieg hineinstürzen und gar nicht zum Denken kommen." Der Abschied wird ihnen nicht schwer. „Der ganze furchtbare, überwältigende Schmerz rast in den Herzen derer, die geben müssen, die zum Abwarten verdammt sind. Wer bringt dem Vaterland das größere Opfer: der junge, begeisterte Soldat, der, von tausend Hoffnungen beseelt, hinauszieht — oder die, die ihn geboren hat? Wir Zurückbleibenden sind am schlimmsten daran. Wir kosten das Elend zehn- und hundertfach durch."

Was hier Frau Maria, die Mutter, ausspricht, was sie an Stolz und Glück, aber auch an Weh und Herzensnot trägt, das wird zu vielen deutschen Müttern reden, und sie werden den „mit bangem Herzen geschriebenen" Roman schon deshalb gern lesen. Aber auch das tägliche Leben in der Husarenkaserne ist nicht nur offenbar sehr sachkundig, sondern auch mit großer Lebendigkeit und Leichtigkeit dargestellt. So ist ein liebenswürdig unterhaltendes, in vieler Beziehung sympathisches Buch entstanden. Es wiegt nicht besonders schwer und verleugnet weder eine konventionelle Mitgift in der Gestaltung noch die durch den Krieg gezüchtete Einseitigkeit des Urteils, ist aber gefällig und einer freundlichen Aufnahme sicher.

Mit ähnlich gutem Winde dürfte heut ein vom G. Grote'schen Verlage in Berlin herausgegebenes Buch von Ernst Schubert fahren: „Ruhm", ein Novellenkranz um Friedrich den Großen. Denn niemals war uns das Siegergenie auf dem Preußenthron näher als in diesen Zeiten, in denen sich seine späteren Nachfahren noch einmal gegen eine feindliche Welt behaupten müssen. Um den langen Weg, der vom jungen Fritz zum alten Fritz, vom Querpfeifer und Poeten zum philosophischen Greis von Sanssouci führt, rankt Ernst Schubert fünfzehn Skizzen. Sie verengen sich lieber noch zu einzelnen Szenen, als daß sie sich zu Novellen mit durchgeführten Konflikten erweitern. Der Kronprinz und Leutnant von Catte; der Racine deklamierende Schloßherr von Rheinsberg; der junge, ruhmbegierig in Schlesien einrückende König; Kämpfe, Siege, Niederlagen des Einzigen in der Spiegelung seiner Umgebung; der markgräfliche Hof von Baireuth und die Siegeskunde von Hohenfriedberg; die Schicksale der kleinen „Biche", des rehbraunen Windspiels; Tafelgespräche mit Voltaire; Friedrich im Schlosse von Lissa; der Tod seiner Schwester Wilhelmine am Morgen von Hochkirch; ein Gottesdienst in der Kirche von Kunersdorf; der sorgende Landesvater; der schon vom Tode gezeichnete Alte von Sanssouci — das sind etwa, auf Schlagworte gebracht, die Stoffe oder besser die Bilder, die Schubert bietet. Je kleiner diese Bilder sind, um so erfreulicher sind sie. Je mehr Raum sie einnehmen, um so weniger ist man damit einverstanden. „Der alte Kürassier" und das leicht phantastische „Eine halbe Stunde vor Tag" wollten mir am besten gefallen. Und ohne daß Ernst Schubert nun gerade eine bemerkenswerte dichterische Persönlichkeit ist, wird sein hübsches Buch, das in Liebe um einen Großen kreist, Freunde finden.

In ganz andrer Weise schneidet Herbert

Digitized by Google

Eulenberg die Silhouetten großer Toten aus ihrer Zeit. Er ist auf du und du mit ihnen; sein strammes Selbstbewußtsein grüßt sie als Gleichwertige; er begreift sie also zunächst aus seiner eigenen Menschlichkeit. Während der Lektüre ihrer Werke oder ihrer Lebensbeschreibung springt ihm, dem Dichter, der sich noch jetzt mit 40 Jahren merkwürdig eindrucksfähig erhielt, ein Bild ihres Wesens auf. In den „Letzten Bildern" z. B. (Berlin, Bruno Cassirer), mit denen er die lange Reihe seiner früheren Schattenrisse beschließen will, sieht er etwa Rousseau auf dem Pont neuf in Paris, nach Menschen suchend; er sieht Georg Büchner auf der Flucht in einem elenden Wirtshaus; er sieht Liliencron mit einem rotblonden Mädel in einer scheußlichen Bar unweit des New Yorker Hafens; er sieht Tolstoi vor amerikanischen Journalisten und kurbelnden Filmmardern flüchten. In solche kleinen Szenen versucht er nun möglichst viel von der Art des Abkonterfeiten hineinzulegen und den Charakter in seiner zeitlichen und räumlichen Umgebung zu beleuchten. Dabei wird allerdings immer vorausgesetzt, daß der Leser mit der betreffenden Berühmtheit wohlvertraut ist: sonst verliert er das Beste. Aus diesem Grunde habe ich mich nur an die Bilder der Dichter und Maler gehalten und die der Tonmeister beiseite gelassen. Mit einer Keckheit, die ängstliche Seelen vielleicht respektlos finden, nimmt sich Eulenberg seine große Toten vor, ohne sich im geringsten an ein bestimmtes Schema zu binden. Noch warm von den Stanzen des „Rasenden Rolands" besingt er Ariost in flotten Oktaven, wechselt dann in die darstellende Prosa hinüber und endet mit Terzinen; Viktor Hugo charakterisiert er (übrigens ausgezeichnet) in fünf Leichenreden; Musset nicht minder hübsch durch Briefe, Monologe, Rechnungsauszüge; von den Arbeitsnächten Flauberts muß der Schreibtisch erzählen, an dem der Dichter unermüdlich seine Prosa gefeilt und rhythmisch abgestimmt hat; in Dramolets wird Puschkin, in aneinandergereihten Anekdoten Rubens, im Traum eines Studenten Calderon gezeichnet. Neben glänzend Gelungenem steht vieles, was ganz und gar nicht bezwingt; die Gattung selbst ist reizvoll, aber gefährlich. Eine von Ironie durchblitzte Selbstkritik eröffnet die Sammlung, ein Selbstporträt in Versen beschließt sie — man weiß ja längst, daß der Mangel an Selbstbewußtsein nicht zu Eulenbergs Fehlern gehört. Aber schließlich: nur die Lumpe sind bescheiden, und man erfrischt sich doch an dem Eindruck einer sehr beweglichen, vorurteilsfreien und unspröden Persönlichkeit.

Noch ein paar Worte über die „hinterlassenen Papiere eines französisch-preußischen Offiziers", die unter dem Titel „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten" in drei Bänden vorliegen (Berlin, E. Fleischel & Co.). Es wird nicht klar, wer diesen Titel gegeben hat; auch manches andre bleibt im Dunklen. Der Frankfurter Bürgersohn, der hier sein bewegtes Leben als Offizier in Napoleonischen Heeren beschreibt, ist ein herzlich oberflächlicher, schwatzhafter und renommistischer Mensch, der den ganzen Klatsch und Tratsch der Zeit vor 100 Jahren aufhebt, aber darunter doch auch allerliebste und bezeichnende Züge. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er faustdick schwindelt, doch ob Frau Rat Goethe wirklich bei seiner Taufe zugegen war, ob er wirklich bei der Verhaftung und Entführung von Papst Pius VII. mitgewirkt hat, ob er tatsächlich der Geliebte von Napoleons Schwester, der schönen Paulette, gewesen ist und Murat zum Nebenbuhler bei anderen Schönen hatte, das ist im Grunde ziemlich gleichgültig. Mindestens hat er alle die zeitgenössischen Berühmtheiten in der Auffassung seiner Kreise gespiegelt. Als junger Leutnant macht er die Belagerung von Gaëta mit, kämpft in Kalabrien und Neapel gegen Banditen und Insurgenten, wohnt der Hinrichtung Fra Diavolos bei, wie einst als Knabe der des Schinderhannes, wird bei dem blutigen Maiaufstand in Madrid verwundet und in dem ganzen Napoleonischen Weltreich umhergeworfen. Seine Kriegstaten erscheinen uns nach heutigen Begriffen allerdings recht harmlos, um so üppiger durchflicht er sie mit Liebesabenteuern — ein Schwerenöter, der sich durch die europäische Damenwelt wie weiland Casanova „hindurchliebt" und darin ebensowenig wie in sonstiger Beziehung von nationalen oder anderen Vorurteilen geplagt wird. Wenn ich für jede Schöne, die der kleine Leutnant in den drei Bänden zu Fall bringt, einen Taler bekäme, so könnte ich lachen. Er flunkert hier offenbar ganz fürchterlich, und wer trotzdem noch Illusionen hat, der verliert sie im letzten Teile des Werkes gründlich. Da entpuppt sich dieser Offizier nämlich als ganz gefährlicher Revolverjournalist. Doch als Geschichtsquelle wird man seine Erinnerungen ja sowieso nicht benutzen wollen, und in all dem Ballast gibt es doch stets wieder zeit- und kulturgeschichtlich interessante Züge. Nur daß drei Bände mit insgesamt 1300 Seiten des Guten gar zu viel sind. Eine geschickte Hand könnte hier mit Leichtigkeit kürzen . . .

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 14. Februar 1916

Auch dieser Monat hat ganz große Kämpfe und Entscheidungen nicht gebracht. Für unsere Truppen freuen wir uns dessen, gerade in der Erinnerung an die Winterschlacht in Masuren, die sich in diesem Monat zum ersten Male jährt. Es bleibt unseren Soldaten durch diese Lage des Krieges erspart, wieder solche Kämpfe und Strapazen unter so schweren und ungünstigen Witterungsverhältnissen durchmachen zu müssen, so daß sie sich wenigstens einigermaßen ausruhen können für die großen Entscheidungen, die unweigerlich in diesem Kriege noch erfochten werden müssen.

Die Besetzung von Cetinje am 13. Januar durch unseren Bundesgenossen hatte den montenegrinischen Teil des Balkanfeldzuges bereits beendet. Am 16. Januar nahm die montenegrinische Regierung die Forderung bedingungsloser Kapitulation an, und mit der Besetzung von Skutari am 23. Januar, der von Alessio und San Giovanni di Medua am 28. ließ der Feldzug bereits das montenegrinische Gebiet hinter sich. Die Unterzeichnung der Bedingungen über die Kapitulation des montenegrinischen Heeres am 25. Januar setzte gewissermaßen den Punkt hinter den endgültigen Abschluß, durch den Montenegro nun aus dem Feldzuge ausscheidet.

Das Hin und Her, das diesen Ereignissen parallel ging, konnte an ihrer Bedeutung nicht das mindeste ändern. Von der montenegrinischen Seite aus wurde nämlich der Versuch gemacht, auch nach der Kapitulation scheinbar den Kampf wieder aufzunehmen, und weil bei der Natur des Landes und seiner Einwohner nötig war, allen die Waffen abzunehmen, zog sich begreiflicherweise die Erledigung der Kapitulation in die Länge. König Nikolaus hat dabei ein Spiel gespielt, das ursprünglich hinterhaltiger und zweideutiger aussah, als es tatsächlich war. Heute steht fest, daß er sich dem letzten Abschluß durch die Flucht entzogen hat; ob freiwillig, ob unfreiwillig, das ist nicht bestimmt zu sagen. Eine Stimmungsmache, die von den montenegrinischen Generalkonsuln und den feindlichen Telegraphenagenturen ausging, hüllte diese Tage und das Schicksal des Königs Nikolaus in ein Dunkel, das sich erst allmählich lichtete. Ohne Zweifel hat die Entente auf ihn einen starken Druck dahin ausgeübt, den Widerstand noch aufrechtzuerhalten, um den Österreichern in ihrem Vormarsch gegen Skutari Schwierigkeiten zu bereiten. Innerlich scheint König Nikolaus entschlossen gewesen zu sein, das Spiel, das für ihn vollständig verloren war, durch eine Waffenstreckung klipp und klar zu beenden, aber die Beziehungen zur Entente und vor allem die Familienbeziehungen zu Italien suchten das zu durchkreuzen, so daß einige Zeit die unklare Lage herauskam, als sei der Erfolg Österreichs über Montenegro eben doch noch nicht vollständig.

Er ist es. Am 25. Januar hat, wie erwähnt, die verantwortliche Regierung dieses Landes die förmliche Kapitulation abgeschlossen. Die Königsfamilie ist geflohen und hält sich in Lyon auf, weil die gespannten Beziehungen zu der Tochter und dem Schwiegersohne in Rom sich auch jetzt nicht gebessert haben. Wir überlassen den fünfundsiebzigjährigen Mann, den jetzt im Exil sehr bittere Empfindungen bestürmen müssen, seinem Schicksal, das er reichlich verdient hat. Die ganze vornehme Verwandtschaft, die sich seit 1889 um diesen Fürsten des Hauses Negosch scharte, hat ihm schlechterdings nichts genützt. Von allen schmählich verlassen, sucht er jetzt auf französischem Boden die letzte Zuflucht. Und er weiß, daß eine Zukunft ihm nur noch blühen kann aus der Hand des mit Deutschland verbündeten Österreich-Ungarns.

Noch sind die Rückwirkungen dieses Ereignisses nicht erkennbar. Aber das kann uns nicht davon abhalten, über seine Folgen schon sehr entschieden nachzudenken. Formal liegt das Verhältnis so, daß Deutschland und Montenegro ebensowenig miteinander im Kriegszustand sind, wie Deutschland und Italien, da Deutschland nur die diplomatischen Beziehungen zu Montenegro abgebrochen hat. Aber das ändert nichts daran, daß auch wir an diesem Abschluß ein großes eigenes Interesse haben. Zum ersten Male ist an einer Stelle des Weltkrieges, vielleicht noch in weiter Ferne und ganz leise, aber doch vernehmlich das Wort Friede erklungen. Verhandlungen über einen wirklichen Friedensschluß sollen zwischen Österreich und Montenegro beginnen, und es ist keine Frage, daß Deutschland auf sie einen wesentlichen Einfluß üben wird. Der ganze Feldzug im Osten von Kurland bis zum Ägäischen Meere war militärisch eine gemeinsame Angelegenheit; daher muß es auch seine politische Liquidation sein. Wir stehen heute nicht mehr dem Balkan gegenüber, wie der ehrliche Makler, der Bismarck 1878 sein wollte. Die Aufwendung von Gut und Blut im Kriege und die Verflechtung unserer militärischen, politischen und wirtschaftlichen Interessen in

Digitized by Google

die Balkanfragen bringen heute eine andere Stellung für uns mit sich. Sie fordern von vornherein von unseren Staatsmännern ein einheitliches und großzügiges Programm, das alle Halbheiten und Krisengefahren beseitigt. Denn das muß der Erfolg der Beteiligung Deutschlands an den Balkankämpfen sein, daß endlich einmal das ewig dort glimmende Feuer ausgetreten wird und dauernd geordnete, friedliche Zustände wirtschaftlicher Entfaltung sich anbahnen. Die gewaltigen Leistungen unseres Generalstabes und unserer Truppen haben für Deutschland eine unvergleichliche weltgeschichtliche Gelegenheit geschaffen; sie muß vom ersten Tage, schon jetzt und heute, mit Bismarckscher Geschicklichkeit und Weitblick benutzt werden, sie fordert gerade von Deutschland in diesem Augenblick einen schöpferischen Staatsmann.

⁂ ⁂ ⁂

Die Winkelzüge der montenegrinischen Politik erwiesen sich in ihrer ganzen Nichtigkeit besonders darin, daß die Armee Köveß, bei der, soweit wir wissen, deutsche Truppen nicht mitfechten, über die Grenze nach Albanien weiterrückte. Dort ist die strategische Lage gegenwärtig diese: Italien sitzt in Valona fest, während es den Norden, insonderheit Durazzo bereits aufgegeben hat. Ursprünglich wollte es zwar im Bunde mit den hierhin zurückgefluteten Serben, die wieder reorganisiert werden sollten, nach Norden und Nordosten den Bulgaren entgegen vorrücken, während der österreichische Vormarsch durch die Montenegriner aufgehalten werden sollte. Aber dieser Plan ist bereits völlig gescheitert. Skutari, das Hauptziel der montenegrinischen Politik, die Stadt, die König Nikolaus im ersten Balkankriege erstürmte, die dann an den Fürsten von Albanien abgegeben werden mußte, der Brennpunkt der ganzen verwickelten albanischen Frage und, wenn gut verteidigt, ein ausgezeichnetes Bollwerk, ist in österreichischer Hand, Tirana desgleichen. Die Bulgaren haben zugleich den Vormarsch aus der Südwestecke ihres neueroberten Gebietes angetreten, für den Durazzo und nach Süden Valona die Zielpunkte sind. So ist das ganze italienische Unternehmen, von dem soviel die Rede war, darauf zusammengeschrumpft, daß Valona ein zweites Saloniki wird, das bestenfalls eine Weile gehalten werden kann. Aber daß von ihm aus der österreichisch-ungarisch-bulgarische Vormarsch aufgehalten werden könne, davon kann keine Rede mehr sein. Und mit Valona fällt die Entscheidung über Albanien.

Was bedeutet es demgegenüber, daß Frankreich in ohnmächtiger Wut immer noch daran festhält, diese Kämpfe fortzusetzen, und mit der Besetzung von Korfu eine neue Verletzung der griechischen Neutralität von der Entente begangen worden ist? Uns ist es gleichgültig, wenn die Franzosen einen Erfolg darin sehen, ein Schloß unseres Kaisers erobert zu haben. Aber Griechenland kann es bald nicht mehr gleichgültig sein, wenn die ihm in feierlichen Verträgen verbürgte Unabhängigkeit so zum Spielball der Ententepolitik gemacht wird.

Noch begnügt sich sein König mit Unterredungen an Zeitungskorrespondenten, die allerdings seine innere Meinung deutlich genug sagen. Er und sein Land dulden es zähneknirschend, daß man zur See vollständig abhängig ist von der Gnade Englands, das ihm die Lebensmittelzufuhr in Rationen auf je drei Tage zumißt. Durch die Sprengung der wichtigsten Eisenbahnbrücke in der Gegend von Saloniki durch die Entente sind weiter die griechischen Truppen in Ostmazedonien von jeder Landverbindung mit den Ihrigen abgeschnitten. In Saloniki hat sich die Besatzungsarmee, die der französische General Sarrail führt, immer häuslicher eingerichtet. Große Befestigungen ziehen sich nach Norden bis an die frühere serbische Grenze hin, wo die Bulgaren bekanntlich haltgemacht haben. Es ist zu weiteren Kämpfen um dieses letzte Bollwerk der Entente auf der Balkanhalbinsel noch nicht gekommen. Die Ententeblätter schreiben auch alles mögliche darüber, warum dieser erwartete Vormarsch und Angriff auf die Stadt noch nicht eingesetzt habe. Aber unsere Heeresleitung wird wissen, warum sie das noch nicht getan hat. Sie wird auch hier wie bisher immer im Feldzug zur rechten Zeit und in der Lage den Angriff eröffnen, der uns und unseren Interessen paßt.

Diese Verzögerung schiebt für Griechenland den letzten Entschluß immerhin noch hinaus, weil die Frage noch nicht für es akut wird: Was wird aus dem griechischen Hafen Saloniki, wenn dieser von einem Angriff der Bulgaren, Deutschen, Österreicher und Ungarn erobert wird? Letztere drei haben kein Interesse daran, wohl aber Bulgarien, das bei der Ausdehnung, die es bereits durch diesen Feldzug gewonnen hat, unbedingt nach einem Hafen in größerem Stile streben muß. Ob dieser an der Adria oder am Ägäischen Meere liegt, wird der Fortgang der Ereignisse zeigen, — an der Berechtigung der bulgarischen Forderung, in der eine erhebliche Gefahr für Griechenland liegt, wenn es den richtigen Entschluß nicht findet, ist nicht zu rütteln.

Inzwischen aber kann Griechenland an einer anderen Stelle gegen seinen Willen schon früher in den Kampf hereingezogen werden. Je mehr sich die Operationen Valona nähern, um so mehr ergreifen sie ein Gebiet, das Griechenland heute besetzt hält, Koritza und Agyrocastro in Epirus. Diese beiden Stücke wurden, als Albanien gebildet wurde, diesem zugeteilt, sind aber von Griechenland niemals geräumt und immer festgehalten worden. Dringen die Gegner, wie es der Kampf um Valona mit sich bringen muß, auch hier ein, so kann der Konflikt für Griechenland unvermeidlich werden.

Digitized by Google

Ebenso wie Griechenland sucht Rumänien die letzte Entscheidung immer und immer wieder hinauszuschieben. Es hat mit den Zentralmächten ein ihm sehr vorteilhaftes Geschäft abgeschlossen über die Lieferung von Getreide, das auf dem neueröffneten Donaulauf uns zugeführt werden soll. Aber die Zweideutigkeit der rumänischen Politik hat sich sofort auch hierin wieder betätigt, indem sofort ein Geschäft mit England folgte, für das nur der Ausdruck Schiebung berechtigt ist. Denn das Getreide, über das der Kauf abgeschlossen wurde, soll erst nach dem Friedensschluß geliefert werden, einfach deshalb, weil es während des Krieges schlechterdings nicht geliefert werden kann. Dafür kann Rumänien schon heute bei der Bank von England über den Kaufpreis verfügen. Mit anderen Worten: es hat eine verdeckte Anleihe bei England abgeschlossen, und dieses Geschäft hat mindestens für uns den Nachteil, daß die Preise immer höher geschraubt werden. Im übrigen sollen wir überhaupt unsere Hoffnungen nicht zu hoch spannen auf das, was an Nahrungsmitteln und Rohstoffen aus dem Südosten während des Krieges zu uns kommen kann. Rumänien wartet, bis die ganz großen Entscheidungen gefallen sind, und fragt sich, wo diese wohl auf den zahlreichen Kriegsschauplätzen liegen werden.

⁂ ⁂ ⁂

Es hat im Januar vor allem erkannt, daß der russische Plan, den Balkanverbündeten zu helfen und durch eine Offensive in Bessarabien und Ostgalizien eine Entscheidung zu erzwingen, nicht zur Wirklichkeit gediehen ist. Damit ist es vor einer Entscheidung bewahrt geblieben, da die Folge einer siegreichen russischen Offensive der Einmarsch der russischen Truppen in das rumänische Gebiet gewesen wäre. In einer Frontlänge von 130 Kilometer wurde vom 24. Dezember bis zum 15. Januar fast ununterbrochen darum gekämpft. Der Wiener Generalstabsbericht bezeichnet diese Kämpfe als die Neujahrsschlacht in Ostgalizien und an der bessarabischen Front und hob in berechtigtem Stolz hervor, daß die von der russischen Heeresleitung verfolgten großen Zwecke nicht erreicht worden seien. Nach seiner Berechnung hat Rußland hier mindestens 70000 Mann an Toten und Verwundeten geopfert, ohne einen Erfolg erreicht zu haben. Unsere Verbündeten haben diese Offensive der russischen Südwestfront mit größter Tapferkeit abgeschlagen. Einzelne Kämpfe gehen seitdem immer noch fort, aber tragen nur episodischen Charakter. Und vorläufig wartet die ganze russische Front, wozu das Heer Mackensens bestimmt ist, das die Kriegsbetrachtungen der Entente fortwährend an den verschiedensten Plätzen des Krieges suchen.

⁂ ⁂ ⁂

Im Westen sind diese Wochen nicht ganz so still gewesen, wie bisher. Die Artillerietätigkeit auf der ganzen Front wurde immer lebhafter und dazu die Luftkämpfe, in denen unsere Flieger einen glänzenden Erfolg an den anderen reihten. Doch sind entscheidende Kämpfe nicht vorgefallen. Diese bahnen sich anderswo an und gehen vor sich auf dem Kriegsschauplatz, den wir als Orientkriegsschauplatz zusammenfassen wollen, weil er tatsächlich eine Einheit ist. Er umfaßt die Meerengen, Transkaukasien und Armenien, Mesopotamien und Persien.

Zunächst klang der Jubel über unseren Sieg auf Gallipoli mit vollem Rechte überall im neuen Vierbund nach. Der türkische Vizegeneralissimus Enver Pascha hat die Rolle der Türken in diesen Kämpfen um die Dardanellen treffend so gekennzeichnet: „Anfangs unternahmen wir mehrere Stürme, um den Feind ins Meer zu werfen, und wir trieben ihn bis zum Ufer zurück. Statt jedoch diese Sturmangriffe fortzusetzen, hielten wir es für nützlicher, den Feind an uns herankommen zu lassen. Auf diese Weise hofften wir, während sich die großen Kämpfe in den Karpathen abspielten, und während die große englisch-französische Offensive an der französischen Grenze gegen die Deutschen im Gange war, einen Teil der feindlichen Kräfte auf uns zu ziehen, um unsere Verbündeten zu entlasten. Unsere Hoffnungen gingen in Erfüllung, und wir gaben unserer Armee Gelegenheit, unseren Freunden zu Hilfe zu kommen, indem wir nach und nach eine englisch-französische Streitmacht von 500000 Mann an die Dardanellen zogen. Wir danken den Engländern aufrichtig, die uns Gelegenheit geboten haben, unseren Verbündeten in dieser Weise Hilfe zu leisten.“ Ein wenig wird in diesen Sätzen der Schleier von den meisterhaften strategischen Kombinationen unseres Vierbundes gehoben, die sich über Monate und ganz Europa hin erstrecken und deren alles beherrschender Mittelpunkt der deutsche Generalstabschef von Falkenhayn ist.

Nun entstand für unsere Gegner die Frage, was aus den starken türkischen Infanteriekräften würde, die durch den Sieg auf Gallipoli frei wurden. Aus dieser Erwägung haben sie begonnen, einen Plan durchzuführen, der in allgemeinen Umrissen schon früher gedacht war, den aber nunmehr der Großfürst Nikolai fester in die Hand genommen hat. Er kommt, kurz gesagt, darauf hinaus, in die russisch-englischen Operationen zwischen Batum und dem Persischen Golf eine Einheit zu bringen. Zunächst durch einen neuen russischen Angriff auf Erzerum, der die türkischen Gallipolitruppen nach Asien abziehen sollte. Zugleich sollte damit die Verstärkung der in Mesopotamien kämpfenden Türken verhindert werden und der Vormarsch der Russen durch Nordpersien eine Verbindung mit den englischen Operationen vom Süden her auf Bagdad herstellen. Der Plan ist ohne Zweifel umfassend und großartig, aber er dürfte an der Tapferkeit der Türken, an den unklaren persischen Verhältnissen und an der Schwie-

Digitized by Google

rigkeit der in Frage kommenden Kriegsschauplätze auch scheitern.

Anfang Januar rührte sich demgemäß, zum ersten Male seit seinem Rücktritt vom Oberkommando, der Großfürst Nikolai wieder. Er begann in breiter Front eine Offensive gegen Erzerum, die vor allem in den Tagen vom 10. bis 12. Januer durchgeführt wurde. Die Kämpfe haben jedenfalls, seitdem fortgesetzt, den Russen einen wesentlichen Erfolg nicht gebracht. Ebensowenig ist das bisher der Fall in den sich nach Süden anschließenden Kämpfen zwischen dem Wansee und dem See von Urmia, deren Offensivziel für die Russen die Stadt Mossul am Tigris ist. Gelänge deren Forcierung, so wären die rückwärtigen Verbindungen, die ohnedies durch das gebirgige Gelände sehr erschwert sind, für die Türken ungemein gefährdet. Bisher ist aber ein Erfolg auch hier nicht erzielt worden.

Dafür kamen die englischen Streitkräfte in Mesopotamien, statt Bagdad zu nehmen und mit dem aus Persien heranrückenden Bundesgenossen sich zu vereinen, in eine immer schwierigere Lage. Die schwere Niederlage bei Ktesiphon (südlich Bagdad) zog nämlich ihre Kreise immer weiter und weiter. In Kut el Amara (noch weiter am Tigrislauf nach Süden) ist von den Türken eine Abteilung von 10—12000 Mann Engländer eingeschlossen worden. Entsatzversuche hatten bisher nicht nur keinen Erfolg, sondern kamen selbst in eine gefährliche Lage. Die englische Presse sagt mit verblüffender Offenheit, daß dieser ganze Feldzug der Engländer in Mesopotamien, so wichtig sein strategisches Ziel, nämlich Bagdad und weiterhin die Linie der Bagdadbahn ist, nicht von einem wohlüberlegten Gesamtplan geleitet worden ist. Ursprünglich wollte man nur den Persischen Golf und den Lauf des Schatt el Arab, das Stück, in dem die beiden großen Ströme ihren gemeinsamen Unterlauf haben, von Kurna ab sichern. Anfängliche Erfolge erst in Basra, dann in Kurna führten immer weiter dazu, auch den Vormarsch auf Bagdad zu unternehmen, und dieser läuft sich jetzt in einer für die Engländer so gefährlichen Weise fest. Wir sehen hier abermals, was wir immer betonen, daß die Fülle der Kriegsprobleme und Kriegsinteressen, in denen England zu kämpfen hat, ihm eine einheitliche Leitung und Einsetzung aller Kräfte an den entscheidenden Punkten unmöglich macht. Dafür können wir in diesen mesopotamischen Kämpfen mit besonderer Befriedigung sehen, welch großen strategischen Nutzen die Bagdadbahn, obwohl sie noch gar nicht im ganzen fertig ist, uns gebracht hat.

Bei dieser Lage der Dinge für England nützt ihm auch der russische Vormarsch in Persien nichts. Nach langen Kämpfen und Verhandlungen hat allerdings Rußland die Aktionen in Nordpersien begonnen. Am 3. Januar hat der russische Vormarsch Hamadan, südwestlich Teheran, erreicht; er stünde also in der Luftlinie noch 400 Kilometer von Bagdad entfernt. Während nun der englische Vormarsch vom Süden her zum Stillstand gebracht ist, sind die Türken den Russen entgegengezogen und haben am 17. Januar Kirmanschah, nordöstlich Bagdad und halbwegs zwischen Bagdad und Hamadan, besetzt. In diesen Gegenden sind Türken und Russen handgemein geworden, ohne daß wir eine Vorstellung von den Truppenstärken haben, die dort gegeneinander geführt werden. Auch über die Haltung der Perser wissen wir genaueres nicht. Sie sind militärisch viel zu schwach, um mit ihren irregulären Truppen etwas durchsetzen zu können. Sonst hätte der russische General Baratow, der den Zug bis Hamadan geführt hat, nicht soweit in das persische Land eindringen können. Ohne Zweifel ist Persien vor allem in seinen Westgegenden in stärkster Gärung und Bewegung. Uns wird dies indes nicht allzuviel Nutzen bringen können, uns genügt es, daß die türkische Gegenaktion, an der auch der Feldmarschall von der Goltz beteiligt ist, bisher mit allem Erfolg ein Zusammenwirken der russisch-englischen Operationen zwischen dem Schwarzen Meere und dem Persischen Golf vereitelt hat. Im übrigen werden die wirklichen Entscheidungen des Weltkrieges weder hier noch in Persien oder gar in Afghanistan fallen.

⁂ ⁂ ⁂

Häufiger haben wir in der letzten Zeit von Erfolgen der U-Boote und der Luftfahrzeuge gehört. In der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar schleuderte ein deutsches Marineluftschiffgeschwader Bomben mit größtem Erfolge auf die Dock-, Hafen- und Fabrikanlagen in und bei Liverpool und Birkenhead, auf die Fabriken und Hochöfen von Manchester, Nottingham und Sheffield, sowie die Industrieanlagen am Humber und bei Great Yarmouth. Wie diese Namen zeigen, ist der deutsche Angriff diesmal in die Herzen des englischen Industriegebietes mit Erfolg hereingetragen worden. Gleichzeitig hat ein deutsches U-Boot in der Mündung der Themse eine Reihe Dampfer versenkt. Noch größeres Aufsehen aber machte ein Heldenstreich deutscher Seeleute, wie er in den ersten Kriegsmonaten die Welt in Erstaunen gesetzt hatte. In Norfolk, an der nordamerikanischen Küste, kam unter der deutschen Kriegsflagge ein Schiff, namens Appam, an. Es war ein englisches Handelsschiff, das von einem deutschen Schiff genommen und in ein deutsches Kriegsschiff umgewandelt worden war. Als solches fuhr es durch die englische Blockadelinie hindurch und erreichte mit seiner Besatzung und Hunderten von Gefangenen tatsächlich die amerikanische Küste. Welches deutsche Schiff die Appam so überrascht hat, ist noch nicht sicher; genannt wurde von Anfang an die Möwe, die aber in den Listen der deutschen Marine nur als ein altes Vermessungsfahrzeug geführt wird. Das aber steht fest, daß es deutschen Seemännern gelungen ist, die eng-

Digitized by Google

lische Blockadelinie zu durchbrechen, und diese Nachricht hat den Engländern sehr großen Eindruck gemacht. Die Vernichtung zweier englischer Kreuzer (10. Februar) und eines französischen Linienschiffs (8. Februar) haben diesen noch verstärkt.

⁂ ⁂ ⁂

In Nisch sind am 18. Januar der Deutsche Kaiser und der Zar von Bulgarien zusammengekommen und haben den Bund besiegelt, der zwischen Deutschland und Bulgarien nun durch ein Vierteljahr heißer und erfolggekrönter Kämpfe gegangen ist. Unter dem Eindruck unserer Siege hat Zar Ferdinand sich gewinnen lassen, und in dem glänzenden Gelingen des serbischen Feldzuges sah er die Bestätigung dafür, daß er auf die richtige Seite gesetzt hatte. Wirtschaftliche, kulturelle und politische Beziehungen haben sich so zwischen uns und Bulgarien geknüpft, und die Monarchenzusammenkunft in Nisch unterstrich diese besonderen deutsch-bulgarischen Beziehungen. Diese Berührungen sprechen den Willen Deutschlands aus, daß auf dem Balkan ein Großbulgarien entstehe und daß Deutschland bei allen Entscheidungen auf der Balkanhalbinsel mitwirken wird. Österreich-Ungarn aber und die Türkei gehören organisch in diesen Bund herein, weil, wie wir das öfters ausdrückten, erst im Bündnis mit Bulgarien die deutsche und österreichisch-ungarische Strömung der Orientpolitik in ein gemeinsames Bett zusammenflossen.

Die Verbindung, die damit geschaffen ist, kam in einem Friedenswerk glänzend zum Ausdruck. Am 15. Januar ist zum ersten Male der durchgehende Balkanzug zwischen Berlin und Konstantinopel aus Berlin abgegangen. Diese neugewonnene Landverbindung ist ein gewaltiger Erfolg unserer Kriegführung und unserer Organisation. Ihre strategische Bedeutung liegt auf der Hand. Ihre wirtschaftliche Bedeutung wollen wir freilich auch nicht überschätzen. Diese Landverbindung ist natürlich viel zu schmal und zu wenig tragfähig, als daß sie allein entscheidende wirtschaftliche Bedeutung für unsere Zukunft gewinnen könnte. Auch für sie wird der alte Satz gelten, daß auf weite Entfernungen der Seeweg immer billiger bleibt als der Landweg. Daher fordert sie ihre Ergänzung durch den Wasserlauf, der ja mit diesen Kriegserfolgen zugleich eröffnet und befreit worden ist und durch den Krieg bis zu seiner Mündung unserer Zukunft gesichert werden soll, die Donau.

Wir freuen uns dieser Erfolge und wir denken sie heute schon politisch und wirtschaftlich durch. Das glänzend geschriebene Buch Friedrich Naumanns über „Mitteleuropa" hat, freilich noch ohne die Türkei und Bulgarien mit hereinzuziehen, allen diesen Zukunftshoffnungen, Träumen und Gedanken eine Formel gegeben, die weithin Beifall und Anhänger gefunden hat. Man soll sie weiterhin durcharbeiten und ausgestalten. Denn es liegt in ihr tatsächlich ein großes Stück deutscher Zukunftsarbeit und deutscher Zukunft überhaupt beschlossen. Aber schon jetzt sagen wir ebenso bestimmt, daß in diesem Mitteleuropa allein die Orientierung unserer reichsdeutschen Zukunft nicht liegen kann. Wir brauchen für unsere Zukunft ebenso die Ausdehnung über die Meere, den Handel mit den Großmächten jenseits der Meere, die koloniale Entwicklung und alles Weitere. Wir dürfen uns dies nicht durch allen Glanz der Erfolge, die im Wort Mitteleuropa ausgesprochen sind, verdunkeln lassen, und jeder Tag der kritischen Zeit, die wir gerade jetzt durchleben, zeigt uns, daß neben der Richtung nach dem Südosten die nach der Nordsee und den Ozeanen gehen muß. Und das ist zugleich der Kampf mit England und der weltgeschichtliche Gegensatz Deutschlands zu ihm.

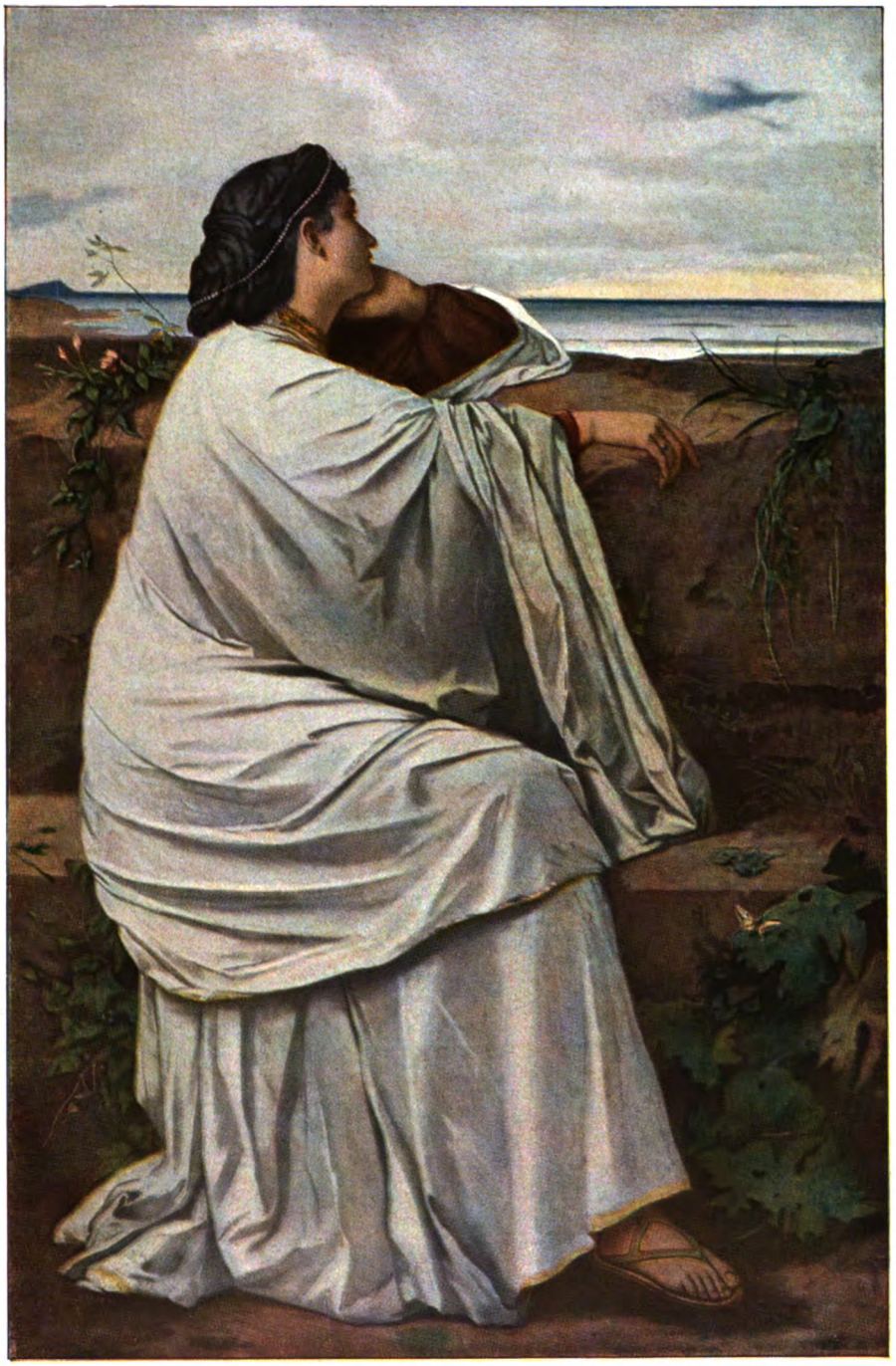
⁂ ⁂ ⁂

Wir hatten es kaum für möglich gehalten, daß sich der deutsch-englische Gegensatz, der die Hauptsache dieses Weltringens ist, noch verschärfen ließe. England hat es fertig gebracht, in erster Linie mit seiner Note zu dem Fall der „Baralong". An Arroganz und Brutalität übertrifft dieses Schriftstück alles, was bisher an englischen Äußerungen während des Krieges in die Welt gegangen ist. Der Reichstag hat darauf mit einer Einmütigkeit, die selbst in diesem Kriege selten ist, geantwortet. Er legte dabei weniger den Nachdruck auf die Repressalien, zu denen Deutschland jetzt gezwungen ist, als auf die Notwendigkeit rücksichtslos entschlossenen Handelns gegen England mit Waffen und in Formen, die nicht genannt wurden, weil jeder weiß, was damit gemeint ist.

Nun hat die rührige Hetzpresse in England, nachdem sie den Erfolg mit der Wehrpflicht errungen hat, ein neues Ziel aufgesteckt. England soll die Blockade gegen Deutschland, wie der Kunstausdruck lautet, effektiv machen, durch eine wirkliche und tatsächliche Sperre der See die Einfuhr für Deutschland überall abschnüren. Zwar wurde der Antrag auf unbestimmte Zeit vertagt, aus Rücksicht auf die Neutralen. Denn englische Blockade wäre nichts anderes als ein Krieg gegen den neutralen Handel, der nach der Behauptung der englischen Hetzer Deutschland immer noch mit Konterbande versorgt. Wollte England die Blockade durchführen, so könnte es das nur, wenn es die Einfuhrhäfen Hollands, Schwedens und Dänemarks wie deutsche Häfen behandelte, und wenn es weiterhin die amerikanische Zufuhr nach Europa stärker kontrollierte und schikanierte als bisher.

Darum war es kein Zufall, daß sich in diesem Monate die Beziehungen zwischen Deutschland und Nordamerika ungemein verschärften. Aber dieses ernste Kapitel sei dem nächsten Hefte vorbehalten.

Digitized by Google



Iphigenie. Gemälde von Anſelm Feuerbach
(Im Beſitz der Kgl. Gemäldegalerie in Stuttgart)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Neue Kriegs-Schaumünzen — Schmuck von Ivo Zechbauer in Ingolstadt a. D. — Statuette „Der Leineweber" von Hans Perathoner — Wappenteller der Ostpreußenhilfe, hergestellt von der Königl. Porzellanmanufaktur in Berlin — Handgedruckte Seiden der Wiener Werkstätten — Das neue Museum in Wiesbaden — Zu unsern Bildern

Barbaren-Denkmünze

Große geschichtliche Ereignisse wirken auf die Schaumünzenkunst stets befruchtend ein. Sie regen den Schaffenstrieb der Künstler an, sie mehren auch die Zahl der Sammler, die ja wohl die Hauptabnehmer sind. So bringt uns auch der große Krieg, in dem wir leben, unter dem wir leiden und der uns doch mit so hohem Stolze erfüllt auf

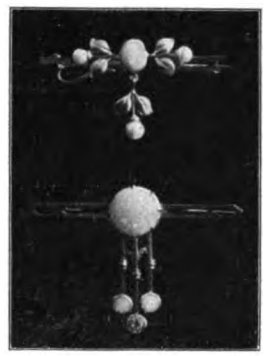
Denkmünze auf den Begründer der Jugendwehr

Schaumünzen zum Weltkrieg aus der Hofkunstprägeanstalt von B. H. Mayer in Pforzheim

Digitized by Google

Rückseite der Gedenkplatte für Frhr. Conrad von Hötzendorf | Schaumünze auf Feldmarschall v. Mackensen | Gedenkplatte, modelliert von Anton R. Weinberger in Wien

die Taten unserer Krieger und ihre Führer, eine heut schon fast unübersehbare Fülle von Medaillen und Plaketten. Unsere besten Fachkünstler versuchten dabei, der großen schweren Zeit nahezukommen, auf den verschiedensten Wegen ihren geistigen Inhalt zu fassen und in Erz zu prägen. Der Erfolg war ungleich und wird aller Wahrscheinlichkeit nach sehr ungleich bleiben. Mit der Bildnismünze allein ist es meist nicht getan. Nur wer gedanklich den Stoff zu bewältigen, ihm eine bestimmte Seite abzugewinnen weiß, weiß auch zu fesseln. Es wird unsere Leser, unter denen wir viele eifrige Sammler wissen, interessieren, einige der letzten neueren Schaumünzen, so die unseres alten treuen Mitarbeiters B. H. Mayer in Pforzheim und die des Wieners Anton R. Weinberger, kennen zu lernen. —

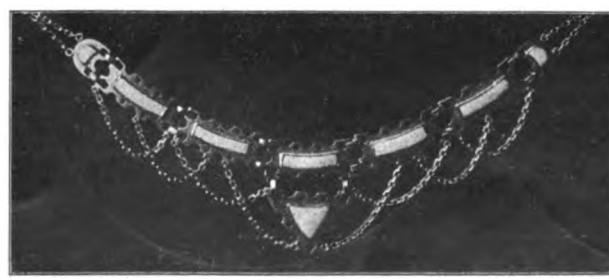


Brosche in Mattgold mit Opalen und Türkisperlen

Aus der Werkstatt eines Ingolstädter Goldschmiedes, Ivo Zechbauer, bringen wir einige sehr zierliche, geschmackvolle Geschmeidestücke von eigenartigem Reiz. Es steckt wirkliche Empfindungsgabe in den Stücken, die vom Schema erfreulich abweichen. —

Halskette in Mattgold mit Opalen

Bielefeld, die altberühmte Leinenstadt, erfreut sich eines sehr hübschen Brunnens, des Leineweberbrunnens, der dem Alten Markt der Stadt ein besonderes Gepräge gibt. Der Meister des Brunnens ist der Bildhauer Hans Perathoner, lange Zeit in Bielefeld selbst, jetzt in Berlin tätig. In Anlehnung



Halsketten in Mattgold mit Opalen. Schmuckarbeiten von Ivo Zechbauer in Ingolstadt a. D.

Digitized by Google

Halskette in Gold mit Opalen
von Ivo Zechbauer

Gürtelschließe, silbervergoldet, mit blauen
Jaspissteinen von Ivo Zechbauer

Ostpreußens Zukunft, seine Wiederaufrichtung aus Schutt und Asche ist eine deutsche Frage, die uns alle angeht. Ostpreußen muß mehr denn je zu einer Hochburg deutschen Wesens werden; der immer wieder begehrlich andringenden Slawenflut muß sich ein festgefügter Damm von deutschen Bauern und Bürgern entgegenstemmen, damit sich die Ostmark auch fernerhin als deutscher Granit erweise. Politische Einsicht und menschliche Teilnahme treffen sich auf halbem Wege, um Taschen und Herzen für Ostpreußen zu öffnen. Da ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die überall vorhandene Hilfsbereitschaft in die geregelte Bahn einer einheitlichen Organisation geleitet ist. Der gescheite und gütige Gedanke, für die vom Kriege geschädigten ostpreußischen Städtchen und Kreise in ganz Deutschland Patenvereine zu gründen, die sich ihres Schutzortes treusorgend annehmen sollen, hat durchschlagenden Erfolg erzielt. Mehr als dreißig solcher Vereine, die sich Kriegshilfsvereine der „Ostpreußenhilfe" nennen, haben sich im Laufe weniger Monate zusammengeschlossen, bedeutende Mittel sind angesammelt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Tätigkeit so vieler lebensvoller Vereine eine Quelle von Segnungen für Ostpreußen werden wird. Das Reizvolle an der Bewegung ist die Anknüpfung dauernder Beziehungen zwischen Patenort und Schutzort; so soll ein Schutz- und Trutzverhältnis geschaffen werden, ähnlich wie es im früheren Mittelalter zwischen den nach Osten gesandten Kolonien und ihren Mutterstädten bestand. Einen schönen Ausdruck hat dieses Treueverhältnis zwischen Patenort und Schutzort durch die von der Königlichen Porzellanmanufaktur Berlin für die „Ostpreußenhilfe, Verband deutscher Kriegshilfsvereine für Ostpreußen" hergestellten Gedächtniswappenteller gefunden. Die Teller bilden in ihrer vorzüglichen Ausführung und mit ihren leuchtenden heraldischen Far-

Westfälischer Leineweber
Statuette von Hans Perathoner

an seinen Leineweberbrunnen hat er, vielfach verlauteten Wünschen entsprechend, eine verkleinerte farbige Statuette geschaffen, die wir hier mit besonderem Vergnügen abbilden: sie hat einen ausgeprägt volkstümlichen Zug.

Digitized by Google

ben einen wirkungsvollen Wandschmuck, ein würdiges Erinnerungszeichen an die große Zeit; sie werden auch besonderen Sammelwert erhalten, da sie nur in beschränkter Zahl hergestellt werden und das Kriegszeichen des Eisernen Kreuzes erhalten. Da die Königliche Porzellanmanufaktur dankenswerterweise auf jeden eigenen Verdienst an den Tellern verzichten will, kann für jeden verkauften Teller ein nicht unerheblicher Betrag an die „Ostpreußenhilfe“ abgeführt werden. Der Preis beträgt für den bunten Teller 25 M., für den einfarbigen Teller (bläulich oder grünlich) 15 M. Bestellungen nehmen die Königliche Porzellanmanufaktur, ihre auswärtigen Vertreter und die „Ostpreußenhilfe, Verband deutscher Kriegshilfsvereine für Ostpreußen“, Berlin-Schöneberg, Gothaer Str. 19, entgegen. —

Wappenteller der Ostpreußenhilfe, hergestellt von der Königl. Porzellan-Manufaktur in Berlin

Wappenteller der Ostpreußenhilfe, hergestellt von der Königl. Porzellan-Manufaktur in Berlin

Handgedruckte Seide ist nichts Neues für Wien. Schon unter Kaiserin Maria Theresia waren, so schreibt uns A. S. Levetus, die in Wien erzeugten handgedruckten Seidenstoffe weit über die Grenzen Österreichs hinaus geschätzt. Im Jahre 1758 war eine „Dessinateurschule“ in Wien eröffnet worden, in der das Zeichnen und das Entwerfen gelehrt wurden. Man hatte also schon damals sehr wohl erkannt, wie notwendig es ist, Kunst und Kunsthandwerk Hand in Hand gehen zu lassen. So hat Wien auch in den handgedruckten Seiden, wie in so vielen anderen Kunst-

Digitized by Google

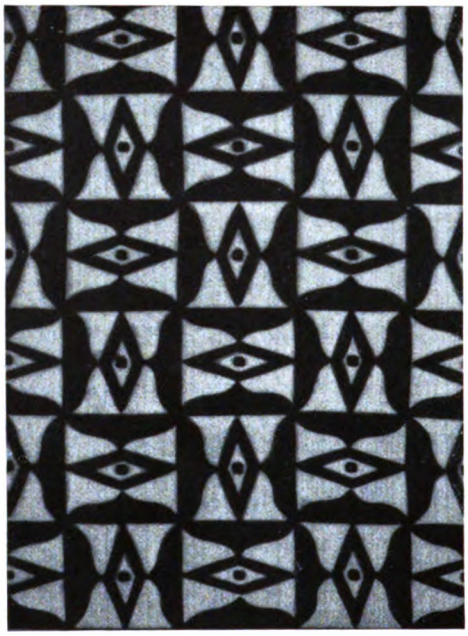
handwerken eine alte Tradition, und der Gedanke, diese zu erneuern, war es wohl, der die Wiener Werkstätte veranlaßte, die handgedruckten Seiden in ihr Programm aufzunehmen. Es ist dabei nur der eine Unterschied zu berücksichtigen, daß diese Entwürfe jetzt auf chinesischen Seiden feinster Qualität gedruckt werden, während sie im 18. Jahrhundert auf in der Stadt selbst gewebte Seidenstoffe aufgetragen wurden. Das Wagnis, diese Kunst der handgedruckten Seiden zu beleben, war kühn und ist interessant; aber der Erfolg stellte sich ein. In all den hier reproduzierten Mustern fühlt man den Hauch des künstlerischen Empfindens, die Meisterhand der Handwerker, das Verständnis für die Harmonie und Abtönung in den Farben. Wirklich ausgezeichnet sind die Arbeiten des Professors Josef Hoffmann durch Kraft und Schönheit der Entwürfe, Feinheit der Ausführung und jene Ruhe und Gedankenfülle, die für diesen Meister charakteristisch ist. Auch Dagobert Peches Entwürfe sind schön und phantasievoll. Daß ich die Arbeiten der Kunstgewerblerin Lotte Fochler-Frommel auf den Schluß verwiesen habe, geschah nicht aus Mangel an verdienter Anerkennung für diese Künstlerin. Frau Fochler-Frommel ist äußerst fruchtbar an Phantasie, ihre Entwürfe und Muster sind sehr anmutig und voll Reiz. Sie schöpft ihre Anregungen aus dem Studium der Tiere; dies ist sowohl aus der Form ihrer Entwürfe als auch aus den von ihr gewählten Namen klar; die Entwürfe „Goldfasan", „Zitronenfalter" und „Krebs" sind besonders schöne Muster. —

Wappenteller der Ostpreußenhilfe, hergestellt von der Königl. Porzellan-Manufaktur in Berlin

Drei Bauten der letzten Jahre zeigen deutlicher als alle großen Zahlen über den Fremdenverkehr die gesunde Entwicklung der Kurstadt Wiesbaden. Nach dem prunkvollen Kurhaus von Professor Thiersch baute die Stadt auf ihrer Adlerquelle das Kaiser Friedrich-Bad. Und damit auch Kunst und Wissenschaft die rechte Pflege erfahren, schuf das zielsichere Regiment des aus dem kunstfördernden Darmstadt stammenden Oberbürgermeisters Geh. Oberfinanzrats Gläßing trotz der Kriegszeit den Prachtbau des neuen Museums. Der bekannte Stadtbaumeister aus München, Professor Theodor Fischer, ist sein Schöpfer. Am Eingange der Hauptstraße im Kurviertel, berichtet uns Walther Müller-Waldenburg, erhebt sich das Gebäude, an der Stelle, an der ein ebenfalls von Fischer projektierter Triumphbogen einen Platz für Empfänge bilden soll, wenn nach dem Frieden der Kaiser wieder in seiner Mai-Residenz zu den Festspielen Einzug hält. Mit leiser Anlehnung an Wiesbadens bauliche Glanzzeit in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat der Meister dem Haus ein Sondergewand gegeben, das in der vornehmen Ausgestaltung der beiden Flügel und des stärker betonten eingerückten Mittelbaues reizvoll wirkt. Beim Betreten des Hauses durch die Kuppelhalle bannt sofort festliche Stimmung die Eindrücke des Alltags. Zu vollendetem Einklang eint sich hier mit dem dunklen Marmor der Wände das Goldmosaik der Kuppel, das der junge Münchener Maler Unold schuf. An die Halle schließt sich ein kirchenschiffähnlicher Säulengang in hellstem Gelb mit Graphitverzierungen, aus dem man dann in die drei Abteilungen des Hauses gelangt: in die Gemäldegalerie, das naturhistorische und das Altertumsmuseum, sowie in den Vortragssaal.

Mit besonderer Liebe und der praktischen Verwertung aller bisher gemachten Erfahrungen sind die Säle der Galerie mit den

Digitized by Google



Marke Alpenfalter,
entworfen von Prof. Jos. Hoffmann

Marke Krebs,
entworfen von Frau Lotte Fochler-Frommel

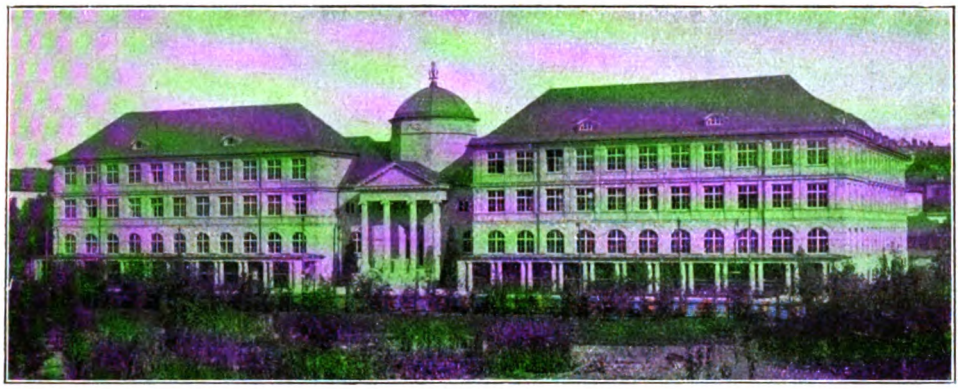
Räumlichkeiten für die nunmehr jährlich hier stattfindende große deutsche Kunstausstellung vom hiesigen Maler Völcker, dem Mitglied der Münchener Luitpoldgruppe, eingerichtet. Raumeinteilung, Belichtung (einfaches Seiten- und Oberlicht, sowie kombiniertes und Laternenlicht) und Ausstattung verbinden sich zu schön wirkender Geschlossenheit. Bei

Marke Venusgärtchen,
entworfen von Architekt D. Pesche

Marke Goldfasan,
entworfen von Frau Lotte Fochler-Frommel

Handgedruckte Seidenstoffe aus den Wiener Werkstätten

Digitized by Google



Das neue Museum in Wiesbaden. Erbaut von Prof. Theodor Fischer in München

der Ausschmückung der Säle ist mit erlesenem Geschmack die Wahl der Stoffe in Farbe und Art getroffen, auch die vielgestaltige Profilierung der Decken mit ihrem stilvollen ornamentalen Schmuck nach Entwürfen von Frau Hanna Völcker wirkt aufs angenehmste. Für die Plastiken hat man Sonderräume, Tonnengewölbe mit roten Ziegeln als Fußboden und mit Deckenschmuck des Münchener Bildhauers Nidda-Rümelin geschaffen. Die Galerie, die zu den jüngeren in Deutschland gehört, berücksichtigt besonders die deutsche Malerei der mittleren Jahre des vorigen Jahrhunderts und birgt als Kleinod die als Trübnergalerie einzig dastehende Sammlung Pagenstecher mit den zwanzig Bildern aus allen Schaffensperioden des Meisters. — —

Ein feines, in den Farben höchst reizvoll zusammengestelltes Stilleben von Kurt Haase eröffnet als Titelbild diesmal unser Heft. Ein Vorhang, ein Bild auf der Wand, einige Bücher, eine Schale, ein Kästchen: das ist alles. Aber dies „alles“ ist echt künstlerisch gesehen und wiedergegeben. Man schaut es sich gern an, nicht einmal, sondern immer wieder — wie denn überhaupt das Stilleben so recht das Bild für unsere unruhige Zeit ist, in der man so herzlich gern nach geistigen Ruhepunkten sucht. — Die Reihe unserer farbigen Kunstblätter ist diesmal besonders lang, und wir hoffen, daß auch die Aus-

Empfangshalle im neuen Museumsbau in Wiesbaden, Goldmosaik-Schmuck von Max Unold-München

Digitized by Google

wahl dem Sinn unserer Leser entsprechen wird. Da ist zunächst (zw. S. 296 u. 297) ein schönes kräftiges Frauenbildnis des Münchener Carl M. Schultheiß, prachtvoll in den Umraum hineingesetzt; es folgt, hinter S. 312 eingeschaltet, eine Vorfrühlingslandschaft aus dem Riesengebirge, licht und überaus frisch, die uns Hermann Hendrich gab. — Aus der ehrwürdigen Stadtkirche von Weimar wählte sich Prof. Otto Rasch, der, ein Thüringer von Geburt, in Ilm-Athen lebt und wirkt, einen schönen Vorwurf (zw. S. 336 u. 337); auch solche lichtdurchfluteten Innenbilder zählen zu denen, die man jetzt mit besonderer Vorliebe betrachtet. Von demselben Meister bringen wir, um die Art seiner reifen Kunst recht zu kennzeichnen, noch zwei weitere farbige Blätter: einen anmutigen Mädchenkopf (nach S. 344) und wiederum einen kirchlichen Innenraum (nach S. 352), den bekannten herrlichen Magdeburger Kreuzgang. Ganz anders mutet uns das nächste farbige Blatt (zw. S. 408 u. 409 eingeschaltet) an. Einen Schloßgarten stellt dies reizende, eigenartige Bild des Karlsruher Meisters Prof. Hermann Göhler vor, einen Schloßgarten aus älterer Zeit, seltsam bunt belebt von kleinen Gestalten, die uns gleichsam etwas erzählen von vergangenen Tagen. Und damit hinter dem Scherzspiel der Ernst sich anreihe, bringen wir endlich, nach S. 424, ein strenges, klassisches Gemälde, die berühmte Iphigenie von Anselm Feuerbach. Auch unsere nicht farbigen Kunstblätter sind in ihrer Mischung sorgsam gewählt. Von Prof. Walter Petersen geben wir (zw. S. 304 u. 305) ein schönes Frauenbildnis, das vornehm in jeder Linie. Recht im Gegensatz dazu steht das Gemälde von Prof. Rudolf Jettmar in Wien, die „Kämpfenden Amazonen" (nach S. 360). Hier liegt das Fesselnde, der Reiz nicht zum wenigsten in der Komposition, in der Art, wie der Künstler ein scheinbar wirres Durcheinander meistert, wie er die Gebilde einer überaus starken Phantasie zu formen wußte. Zum Malerbildnis, das uns Prof. Max Thedy gab (zw. S. 416 u. 417), mag eine herbe Plastik des Münchener Ludwig Buchner, zw. S. 320 u. 321 eingefügt, den Beschluß bilden, ein ernstes Werk von eigenartiger Schönheit. H. v. Sp.

Ein Saal der Kunstausstellung aus Anlaß der Eröffnung des neuen Wiesbadener Museums

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Am Kaminfeuer

Gemälde von Prof. Hans von Bartels

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXX. Jahrgang 1915/1916 Heft 8. April 1916

Über den Tälern

Ein Frauenleben von damals. Von Adelheid Weber

Es geschah an einem Maitage, daß der Doktor Asmus, der seit kurzem seine Augen für die weitere Umwelt wiedergefunden hatte, sie auch für die nähere gebrauchte und sein Töchterlein entdeckte. Das ging so zu:

Ein lachender Maimorgen war's, und dem Doktor kam nach langer Zeit wieder einmal die Lust, ehe er auf Praxis ging, seinen Berg blühen zu sehen. Der Berg blühte freilich immer, und zwar über und über, vom ersten Tage an, da die Sonne das erste Veilchen und die erste Schierlingsdolde hervorlockte, bis zur letzten wilden Malve, die der Frost knickte. Aber jetzt stand er in Weiß wie eine junge Braut und war ebenso feierlich anzuschauen und zugleich so frisch und hoffnungsselig, daß auch ein altes Herz lachen mußte.

Der Doktor ging im taufunkelnden Maigras den schmalen Fußpfad, der sich in weiten Kehren den Berg hinaufzog, so daß der Weg vom Haus zur Höhe fast ein Spaziergang wurde. Untenan standen die Tannen, hier einzeln in mächtigen Stämmen, breit ausladend, dort eng gesellt zu einem Engpaß niedriger Bäumchen. Aber groß oder klein, sie hatten alle auf der Spitze der Zweige goldene Hütchen. Die jungen Birken hatten die Blättchen noch eng zusammengerollt und ließen sie im leichten Winde schwanken und blitzen wie goldgrüne Glasstücklein an seidenen Fäden. Unter ihnen im Gras hoben die Gänseblümchen die weißen Köpfchen, und die Ringelblumen prahlten und strahlten mit ihren goldenen Sonnen. An beiden Seiten der Terrassen blühten die Schlehen und der weiße Hartstrauch. Alle Farben waren zart und hell, ein wenig herb in Ton und Art, wie es Jugend in der Knospe allezeit ist. Von oben herab brach bläulich weißes Licht durch den Blütenschleier der Kirschen- und Pflaumenbäume, die auf den höheren Terrassen einzeln im Grase standen. Leise sangen die noch ungeübten Vögel; nur die Amsel pfiff schon keck und ein wenig vordringlich ihre Locktöne; aber die Buchfinken, die Rotkehlchen, Blaumeisen und Ammern probierten erst schüchtern ihre Stimmen.

Der Doktor stieg langsam höher bis zum Steinbruch, der eine kleine Wüstenei in die lachende Fülle trug. Der rötliche Sandstein und der graue Kalk der Grube sahen heut in ihren dunkeln Farben zwischen all dem Weiß fast hübsch aus. Oben, wo der Berg über eine kleine Wiese in den Wald hinüberging, kurz vor dem scharf ansteigenden Pfade, der durch das Steingeröll hinaufführte, stand ein verwittertes Bretterhäuschen, „das Märchen" genannt. Wer es so getauft hatte, wußte der Doktor nicht, er selbst fand nichts Besonderes daran. Es hatte ein schwarzes Strohdach, das struppig über den kleinen Fenstern hing; edler Wein rankte sich in sie hinein und verstrickte sie mit seinen Ranken, zwischen denen im Herbst die Trauben in schwerer Fülle herabhingen. Die Fenster waren immer mit

 Nachdruck verboten. Copyright 1916 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Brettern vernagelt, und die Tür war verschlossen und ohne Schlüssel. In einem der Bretter war aber ein Astloch, durch das alle Kinder, die einmal davorstanden, neugierig guckten. Sie sahen nur in eine schwarze Leere; aber gerade die machte das Häuschen angenehm gruselig und lockte die Kleinen immer wieder, ob sie nicht doch etwas in ihr entdeckten.

Der Doktor dachte daran, daß er Dorchen noch vor vier, fünf Jahren oft ertappt hatte, wie sie, das Auge an das Loch gelegt, dastand, ganz schauernde Erwartung, und wo sie blutrot aus ihrer gebückten Stellung emporschnellte, wenn der Vater sie mit gutmütigem Spott anrief. Und als er so lebhaft an das kleine Dorchen von damals dachte, sah er plötzlich das große von heute oben über seinem Pfad stehen, an der blühenden Schlehdornhecke, die das Grundstück von dem Nachbargarten trennte. Und zwar stand sie auch jetzt in der erwartenden Stellung da, die er so treu im Gedächtnis bewahrte. Sie kehrte ihm den Rücken zu, über den die blauschwarzen, dicken Zöpfe bis zu den Knien hinabhingen; ihr Kattunkleidchen war verwaschen und zu kurz für ihre dreizehn Jahre, die überschlanke, hoch aufgeschossene Gestalt stand ein wenig vornübergebeugt, das Köpfchen zur Seite geneigt — und das alles zusammen war so rührend verlassen, so jung sehnsüchtig, ein wenig vernachlässigt und doch frisch wie Apfelbluft, daß es dem Doktor das alte Herz bewegte. Unter der jungen Gestalt auf der Höhe des weißen Berges lag der Garten in seiner Frühlingsblüte, und tief unten lag die hübsche Stadt in dem Grün ihrer Wiesen und ihrer Gärten, darin die alten und neuen Häuschen, grau mit roten Dächern, allerliebste Farbenflecke bildeten. Rings schlossen die Berge sie ein mit ihren dunkeln Fichten auf der Höhe und ihren grünschimmernden Buchen und Birken auf den Hängen.

Aber es schien dem Doktor, sein junges Kind sei nicht um des reizenden Bildes willen die Pfade und Stufen zur Höhe geklettert; es stand ja vor den blühenden Schlehen, das Gesicht zur Seite gewandt, und lauschte oder spähte. Was konnte das Dorchen dort suchen? Der Garten war klein und ebenso verwildert wie der Berg, aber viel kahler; das Häuschen darin war ganz versteckt in schwarzen Tannen — und der Bewohner? Der Mann, der da wohnte, allein in Einsamkeit und Dürftigkeit, hatte gewiß keinen Zauber für junge Kinder. Ein ehemaliger Volksschullehrer war's, dem das Schulmeistern nicht gut getan hatte, ein verträumter Geselle und nirgend in der Welt recht zu Hause als vor seinem Klavier oder seinem Tisch aus rohem Tannenholz, der allezeit mit Notenblättern bedeckt war. Der Mann war ein Dreißiger, also alt für so junge Dinger, war ein menschenscheuer Geselle, und seine lange, etwas vornübergeneigte Gestalt, sein dunkler Kopf, in dem große, schwarze Augen bald brannten, bald schwermütig nach innen schauten: das alles hatte ganz gewiß nichts Anziehendes für Kinder. Freilich, spielen konnte der Mann. Der Doktor war ganz unmusikalisch, aber die Musik, die zuweilen abends von dem Nachbarhäuschen zum Doktorhaus herüberdrang, mußte wohl etwas sein, das hörte er schon. Und nun lachte der Doktor in sich hinein. Die Dore quälte sich ja in letzter Zeit zwei, drei Stunden täglich mit Bachs wohltemperiertem Klavier. Er hatte sie gefragt, was sie eigentlich an dem unverständlichen, langweiligen Zeug habe, das sie mit solch ausdauerndem Fleiß einübte. Da hatte sie in ihren dunkelblauen, schwarzbewimperten Augen einen entsetzten Blick gehabt und erwidert: „Die Fugen von Bach muß jeder studieren, der einmal ordentlich Musik machen will." Er hatte über diese Antwort gelacht; die Dorothee war eben in dem Alter, das auf Autoritäten schwört, und plapperte ihrer Klaviermeisterin, die eben aus der Lehre von dem da drüben, dem Johannes Karsten, gekommen war, getreulich nach, was die ihr vorpredigte. Und nun war das Kind wohl den Berg hinaufgeklettert, um den Meister selbst spielen zu hören. Aber er spielte ja gar nicht? Aha, jetzt! Er war wohl mit einem Stück fertig gewesen und fing jetzt ein neues an; es kamen gedämpfte Töne zwischen den Tannen hervor. Dem guten Doktor waren sie nicht viel mehr als ein verworrenes Geräusch; aber sein Töchterlein bog den schlanken Oberkörper über die Hecke, als wollte sie jeden Ton mit ihren Händen fangen und mit ihrem Atem in sich hineinziehen. Der Doktor war be-

Digitized by Google

ruhigt. ‚Wenn's weiter nichts ist — das liegt in den Jahren und gibt sich mit wachsendem Verstand,' dachte er. Er kehrte sich um und stieg leise durchs taufeuchte Gras den Berg wieder hinunter.

Aber als er zu Mittag desselben Tages seiner Tochter gegenüber am Tisch saß und sie ihm die Suppe in den Teller schöpfte, während Ilschen mit der Serviette um den Hals auf ihrem hohen Stühlchen ungeduldig zappelte, sah er sich das Dorchen zum erstenmal so recht mit Verstand an.

Ja natürlich: sie war noch ein Kind. Freilich, ihrer guten Mutter wäre sie schon jetzt über den Kopf gewachsen gewesen; aber Arme und Schultern waren mager wie Grashüpferbeine, die Nase stach scharf aus dem schmalen Gesicht, die Hände waren groß und rot, die Bewegungen schlackig wie die eines unausgewachsenen Windhundes. Hm, so ein rechtes Kind war das Mädel am Ende doch nicht mehr, eher so etwas wie eine Puppe, aus der mal ein Schmetterling herausfliegen kann. Ein Schmetterling — das war auch ein dummes Gleichnis; man mußte nur die Augen ansehen, was die für einen ernsten, großen, fragenden, suchenden Blick hatten. Den hatte „Mamachen", seine gute, rundliche, kleine Frau, gewiß nie gehabt. Und er selbst — bewahre!

„Mädel," sagte der Doktor, „was denkst du so eigentlich in deinem kleinen Kopf?"

Dorothea hielt den Löffel, mit dem sie die Suppe aufgegeben hatte, noch über die Schüssel. Sie legte ihn nun mit einem kleinen Ruck hinein. Blutrot war sie geworden. Dann aber schaute sie mit geradem Blick auf den Vater. Als sie in seinem Gesicht den guten Ausdruck traf, den sie von früher her kannte, flog etwas Weiches, scheu Zärtliches über ihr scharfes Gesichtchen.

„Ich möchte riesig gern Stunden bei dem Meister haben," antwortete sie.

„So — so —" sagte der Doktor. „Und warum gefällt dir Fräulein Schön nicht mehr, Kleine?"

Wieder der klare, gerade Blick. „Sie gefällt mir schon. Aber sie sagt es selbst, Papa, ihre Kunst reicht aus für den Alltag; aber die des Meisters ist nicht von dieser Welt —"

„Tu mir bloß den Gefallen, Mädel, und sag' nicht ‚Meister'," fiel ihr der Doktor ein wenig ärgerlich ins Wort. „Das ist so aus dem verschrobenen Weimar 'nübergekommen und klingt nach alten Jungfern, denen Kindsköpfe nachplappern."

Dorothea war nun dunkelrot; aber ihr Blick verwirrte sich nicht, und es klang fest und sicher, als sie erwiderte: „Wer seine Sache ganz vollkommen kann, ist doch ein Meister, Papa. Warum soll man ihn denn nicht so nennen?"

„Weil's verrückt klingt," brummte der Doktor. „Und übrigens, vollkommen ist kein Mensch und kann kein Mensch eine Sache."

„Er schon, Papa."

„Also ich will, daß du keine verschrobenen Ausdrücke gebrauchst!" rief der Doktor heftig.

Da verstummte Dorothea; aber ihre klaren Augen sahen den Vater so erstaunt und betrübt an, daß der Alte sich vor dem offenen Kinderblick schämte. „Mir gehen die hohen Worte nun mal gegen den Strich," brummte er in versöhnlicherem Tone. Bei sich selbst aber forschte er zum erstenmal, ob seine Älteste eigentlich was Überstiegenes hätte, dem man dann freilich beizeiten vorbauen müsse. Er kramte in seinen Erinnerungen an ihre Kindheit, fand aber wenig darin, was ihm einen Anhalt für sein Urteil geben konnte. Denn ein Nachspürer der Kindesseele war er nie gewesen, hatte immer mehr nach außen gelebt als nach innen, hatte sich mit seinen Kindern gefreut, sich aber nicht viel Gedanken über sie gemacht.

⁂ ⁂ ⁂

Und doch, nun er darüber nachdachte: ja, seltsam war das Kind doch bisweilen gewesen. „Mamachen", seine kleine, behagliche Frau, hatte ihm oft genug vorgeklagt, sie käme doch mit den anderen Kindern so gut zurecht — wenn's nötig wäre, mit einer ordentlichen Tachtel oder dem Rohrstöckchen, aber der Dore käme sie nicht bei, nicht im Guten und nicht im Bösen; das Kind sei scheu wie ein Waldvogel und dann mal wieder zutraulich wie ein junger Hund, der geliebkost werden will. Immer tue sie Dinge, die kein anderes Kind je getan hätte, und habe Einfälle, über die man sich so wundern müsse, daß man gar nicht dazu komme, sie zu schelten, und auch nicht dazu, über sie zu lachen. Manchmal

Digitized by Google

färbe sie damit sogar auf die anderen Kinder ab, die doch sonst ganz regulär seien. Die Zwillinge freilich wären noch zu klein, denen schadete noch nichts; aber Edwinchen, der stämmige kleine Kerl, der dem Vater wie aus den Augen geschnitten war, hatte manchmal auch Einfälle, die ihm gewiß von allein nie gekommen wären. Die beiden, Dorchen und Edwin, waren nur ein Jahr auseinander, aber verschieden wie Wasser und Feuer. Sie zankten sich auch den ganzen Tag, wobei Dorchen meist der angreifende Teil war, dessen rasches und feuriges Wesen den bedächtigen Bruder, wenn es ihn nicht mit fortreißen konnte, heftig bedrängte. Nur abends, wenn sie beide in ihren Bettchen lagen, durch die Breite der ganzen Kinderstube getrennt, dann wurden sie friedlich und plauderten miteinander, bis einem von ihnen mitten im Satz die Augen zufielen und der Mund stillstand. Doktors wohnten damals noch unten in der Stadt, und ihnen gegenüber in der engen Gasse stand das Siechenhaus. Da knieten die Kinder stundenlang auf den Stühlen vor dem Fenster und guckten zu den Häusern hinüber, um einmal ein altes Männlein zu ergattern, das mit seinem Wassertopf stöhnend über die Straße nach der Pumpe humpelte, oder mit einem Gemisch von Grausen und Neugier ein zahnloses Weiblein sich schneuzen zu sehen. Und die Begriffe von alt, arm und widerwärtig, mußten den Kindern wohl ganz ineinander gefallen sein. Denn eines Morgens, als Mamachen in der kleinen Pause zwischen der Morgenarbeit und den Vorbereitungen zum Mittag mit ihrem Butterbrot am Fenster saß, waren aus dem anstoßenden Kinderzimmer die beiden Kinder gekommen, in ihren langen, weißen Nachtröckchen und mit bloßen Füßen, hatten sich merkwürdig einträchtig bei den Händen gefaßt und vor Mamachen hingestellt. Dann hatte Dorchen die leuchtenden Augen zu Mama erhoben und die Unterredung begonnen — sie war immer die Sprecherin: „Mamachen, wirst du auch einmal alt?“

„Ja freilich.“

„Ebenso alt wie die alte Frau mit den roten Augen?“

„Ja gewiß.“

Große Pause. Dann Dorchen mit ernstem, entschlossenem Ton: „Mamachen, wir haben uns besprochen. Der Edwin sagt, wenn du alt bist, wollen wir dich verkaufen. Aber Mamachen, hab' man keine Angst, ich verkauf' dich nicht, wenn du auch alt bist.“

Und nach einer kleinen, nachdenklichen Pause besorgt: „Aber Mamachen, werd' doch lieber nicht alt.“

Damals hatte Mama das kleine Ding doch auf den Schoß gezogen und geküßt, und es war ihr, als berge das heiße Herz ihrer Ältesten vielleicht größere Schätze als das des verständigen Brüderchens.

Damals, im Herbst, waren Dorchens erste Schultage gekommen, in der Klippschule, wo sie zugleich buchstabieren und stricken lernte. Die Technik des Strickens hatte Dorchen manche Träne gekostet, und nie hatte sie begriffen, warum die Maschen so fest an der bald ganz krummgebogenen Nadel klebten und dann ganz plötzlich, ordentlich mit einem Ruck, hinunterschlüpften, um sofort in eine unerreichbare Tiefe zu sinken. Dafür waren die Geschichten, die Fräulein Schmidt in der Weihnachtszeit erzählte, um so schöner. Da lag das Jesuskind in einer Krippe und war „so klein, Mamachen, so klein wie mein Zeigefinger —“

„Aber Dorchen!“

„Mamachen, vielleicht war es auch ein bissel größer, aber nur ein ganz klein bissel. Und es lag in so 'nem engen Futtertrog, wie im Stall bei Eigenfelds die Kühe draus fressen, und hatte einen Stern über dem Kopf, und die Engel und die Hirten beteten es an, und die heiligen drei Könige schenkten ihm so wunderschöne Sachen, daß man ihre Namen gar nicht behalten kann — so schön waren sie.“

Als dann das Christfest herannahte, und Edwinchen sich das Näschen am Türschloß platt drückte, um durch das Schlüsselloch in die gute Stube zu sehen, in die Mama alle Tage neue Päckchen verschloß, da zog ihn Dorchen mit strengem Ernst zurück; denn da drinnen hauste jetzt der Weihnachtsmann, und dem durfte niemand auf die Finger sehen. Ja, der Weihnachtsmann! Das war der erste Zweifel, der in Dorchen die alten Überlieferungen antastete: ob der Weihnachtsmann „echt“ war. Aber je mehr sie zweifelte, um so pietätvoller hütete sie Edwinchen vor dem Baume der Erkennt-

Digitized by Google

nis. Sie war diesmal vor dem schönsten Feste der Menschheit viel weniger zappelig als früher. Sie verkroch sich mit Edwin in die dunkelsten Winkel des Hauses und schien ihm dort mit vielem Reden, Bitten und Knüffen etwas einzubläuen, was dem dicken Bubenkopf nicht recht eingehen mochte; jedenfalls kamen beide immer dunkelrot und oft nicht in vollkommener Eintracht aus den dunkeln Winkeln hervor. Dann aber war es immer Dorchen, die das Einvernehmen wiederherstellte. Endlich wurde die Winkelhockerei seltener, Dorchens Miene strahlender und Edwins Gesicht das eines Braven nach vollbrachter Pflichterfüllung. Jetzt schlug Dorchen ein anderes Verfahren ein: sie bettelte Mama an um zurückgesetzte Endchen Wachsstock, um Stückchen von Silberketten und Blätter von Goldschaum. Und dann kam sie einmal aus der Schule verspätet und mit einem verschnürten Riesenpaket heim, durch dessen Papierhülle an allen Ecken und Enden Tannenspitzen guckten. Da ahnte Mama etwas und tat, als hätte sie keine Augen, antwortete auch auf Dorchens oftmaliges, ängstliches Befragen, sie habe nichts gesehen.

Der heilige Abend kam, der große Baum brannte, die Glocke klingelte. Papa öffnete die Türflügel der guten Stube. Aber nicht wie sonst stürzten die Kinder in wildem Lauf herbei, um erst auf der Schwelle, geblendet von der Herrlichkeit, stillzustehen. Feierlich langsam öffnete sich die Tür zwischen Kinder- und Wohnstube, und durch das matt erhellte Zimmer kamen langsam zwei weiße Kinder-, nein, wirklich zwei Engelgestalten. Ihre langen weißen Nachthemdchen hatte Dorchen sich und dem Brüderlein über die Kleider gezogen, in den bernsteingelben Haaren des holden Mädchenengels flimmerten lange Silberfäden, und das Bübchen trug einen goldenen Flimmerkranz in den dunkeln Locken. Der Mädchenengel trug mit feierlicher Würde ein Tannenbäumchen, an dem kleine Wachslichter brannten und goldene Ketten und Sterne flimmerten, das Bübchen einen Tannenzweig, den es wie ein Palmblatt vor sich hielt. Sie sahen beide so schön aus, daß Mama die Tränen in die Augen kamen und sie auf die Kinder zuging, sie in die Arme zu schließen, während der Doktor mit etwas belegter Stimme brummte: „Das habt ihr gut gemacht, Kinder."

Aber Dorchen wehrte mit einer großen, feierlichen Geste und begann: „Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde. Da machte sich auf Joseph aus dem Hause Arimathia mit Maria, seinem vertrauten Weibe, und sie gingen nach der Stadt Bethlehem, darum weil sie aus dem Geschlechte Davids waren. Sie fanden aber keinen Raum in der Herberge und übernachteten in einem Stalle. Daselbst gebar Maria ihren ersten Sohn, und sie wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe, daraus das Vieh fraß.

„Es waren aber Hirten auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Herden. Und der Engel des Herrn erschien ihnen, und die Klarheit des Herrn umleuchtete sie. Und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen . . ."

Jetzt stieß Dorchen das Brüderchen an, und der kleine Bubengel sagte mit seiner festen Jungenstimme: „Fürchtet euch nicht, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids."

Jetzt fiel das Dorchen ein: „Und alsobald war bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen . . ."

Nun stieß sie wieder das Brüderchen an, und beide, jetzt die Menge der himmlischen Heerscharen in sich vereinend, sprachen zusammen mit lauter, langsamer, feierlicher Stimme: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Sie schwiegen nun und standen ganz still. Dann schritt das Dorchen, noch ganz unter dem Druck seiner himmlischen Botschaft, langsam mit seinem Lichterbäumchen auf die Eltern zu.

Es war eine Anmut und ein holder Glanz über das Mägdlein ausgegossen, daß Mama nur ganz sanft das Kind in die Arme zu schließen wagte. Edwin hatte unterdes den Palmenzweig als hindernd dem Papa übergeben und war in vollem Jubel auf sein Schaukelpferd zugelaufen.

Als die Kinder endlich in ihren Bettchen

Digitized by Google

lagen, sagte Mama: „Ich bitt' dich um Gottes willen, Alter, was wird noch mal aus diesem Kinde werden?"

Die Geschäftigkeit und das Behagen des Alltags überwuchsen bald wieder die Zukunftssorgen im Doktorhause. Mama hatte wieder einmal kleines Zeug zu nähen und war dabei, entgegen den früheren Wartezeiten, oft von körperlichen Plagen heimgesucht, und des Doktors Praxis war so ausgedehnt und anstrengend geworden, daß er oft todmüde nach Hause kam. Aber wenn ihm beim Eintritt in die Wohnstube die Kinder entgegenkamen, das wilde Dorchen sich ihm mit einem Sprunge an die Brust warf, der stämmige kleine Kerl ihm die biedere Rechte in seine Hand patschte, und die Zwillinge krochen und grölten, dann war des guten Doktors Müdigkeit wie weggeblasen. Mamachen brachte die große Kaffeetasse mit dem verspäteten Vesperimbiß, setzte sich neben ihren Alten und plauderte mit ihm von den Tagesereignissen des Hauses — nach denen der Praxis durfte sie jetzt nicht fragen, die warf der Doktor für diese gute Stunde weit hinter sich ins graue Vergessen. Unterdes mußten die Kinder sich still verhalten; aber wenn der Papa den letzten Schluck Kaffee getrunken hatte, dann entstand ein Jubel. Dorchen trug die Tasse fort und brachte Schlafrock und Hausschuhe, Edwin die Pfeife und Mamachen den brennenden Fidibus, und die Zwillinge rankten sich als lebensgefährlicher Efeu an Papas Knien hinauf. Der gute Doktor tat ein paar Züge aus der Pfeife, sagte „Uff", gab Mama die brennende Pfeife zu halten, reckte die Arme, griff unter sich nach dem krabbelnden „Kroppzeug" und hob es auf seine Schultern, einen Zwilling hüben, den andern drüben. Und dann ging es „hüh" um den mit weißem Wachstuch bedeckten großen Eßtisch, die Kleinen kreischend vor Entzücken auf ihrem großen Pferdchen, Dorchen und Edwin im Galopp hinterher, im Wetteifer, Papas grauen Rockzipfel zu haschen. Wenn aber Mama stöhnte: „Mann, mir wird schwach!" dann stand der Doktor still und setzte die Zwillinge sorgsam auf die Erde neben Mama, während Dorchen und Edwin die in einer letzten Schwingung begriffenen Rockschöße endlich einfingen. Gleich darauf jedoch lag Papa längelang an der Erde, Dorchen und Edwin zu seinen Seiten, Arme und Beine lang und gerade ausgestreckt. Sie übten aufrichten ohne Zuhilfenahme von Fersen und Ellbogen, bis dann wieder die Zwillinge auf Papa herumkrabbelten und Papa sie endlich abschüttelte, daß sie zur Erde kullerten. Nun kam das Hauptstück des Abends: Papa setzte sich auf den Großvaterstuhl, Dorchen brachte wieder die Pfeife, und Mama zündete sie von neuem an, die Zwillinge wurden rechts und links auf Papas Knie gesetzt, Dorchen und Edwin hockten auf Schemelchen zu seinen Füßen, und während Papa die Zwillinge reiten ließ, erzählte er. Was er erzählte? Die alten schönen Kindermärchen, immer mit denselben Worten, immer mit demselben Anfang: „Es war einmal," und mit demselben Schluß: „Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch." Wo eine Hochzeit vorkam, da war Papa immer als Küchenjunge dabei gewesen, und zuletzt hatte ihm der Koch mit dem Fuß einen Stoß gegeben, und er war geflogen „bis hierher". Dieses Satyrspiel zum Schluß liebte Dorchen gar nicht sehr, aber Edwinchen wollte sich jedesmal darüber totlachen. Noch viel schöner war's, wenn Papa Gedichte deklamierte; die hatte Schiller gemacht, und von Schiller wußte Dorchen schon; er war ja sozusagen ein Nationalheiliger von Jena, hatte hier gelehrt wie ein gewöhnlicher Professor, hatte seine Tafel am Griesbachschen Hause und seinen Garten mit einer Laube, über der ein sehr schöner Spruch stand. Viel mehr als damals von Goethe in Weimar sprach man in Jena von Schiller, zu dessen hundertjährigem Geburtstag die Stadt rüstete, und nicht bloß die Jugend ließ sich noch von seinen Poesien in reinere, freiere und weitere Höhen tragen. Da war's nur natürlich, daß Papa, wahrscheinlich ohne jede pädagogische Nebenabsicht, seinen Kindern Schillers Gedichte vortrug. Das Allerschönste war das Lied vom Handschuh, denn das wurde gemimt, und zwar von der ganzen Familie. Mamachen hatte die passive Rolle, in sich „die Damen in schönem Kranz" zu verkörpern, wobei Dorchen meinte, daß sie alle Kränze trugen, und es durchsetzte, Mama eine Efeuranke um den Kopf legen zu dürfen, was sie sich auf Papas lachendes Zureden endlich

Digitized by Google

gefallen ließ. Papa begann nun mit hohem Pathos als Rezitator König Franz, Ritter Delorges und Kunigunde zu deklamieren. Der Löwe, von Dorchen dargestellt, spielte seine Rolle mit Majestät und Gefühl, sah sich stumm ringsum, schüttelte die Mähne, wobei ihm die Masse der schon dunkelnden Haare mit solchem Schwunge über Schultern und Gesicht flog, daß Mama stöhnte, sie werde morgen mit dem Kamm wieder mal nicht durchkommen. Edwin sprang als wildes Tigertier herein, die Zwillinge krochen als Leoparden in die Arena, Papa höhnte als Kunigunde in den höchsten Fisteltönen den tapfern Delorges, und der Höhepunkt des Dramas, von allen mit Spannung erwartet, nahte heran. Kunigunde hatte mit schmelzenden Tönen ihrem Ritter sein nahes Glück verheißen, da, vom donnernden „und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht" begleitet, fliegt Papas buntseidenes Taschentuch, zum Knäuel geballt, zwar nicht dem Fräulein Kunigunde ins Gesicht, wohl aber einem der sich duckenden wilden Tiere in den Nacken, und die Spannung löst sich in stürmischem Jubel. Darauf erklärte Mama, daß es „nun genug sei", die Guste brachte das Abendbrot, und die Kinder gingen schlafen.

⁂ ⁂ ⁂

So harmlos war das Leben im Doktorhause hingeplätschert, bis jenes Jahr kam, das dem Doktor durch die Lebensrechnung jenen dicken Strich zog, von dem er nicht wußte, daß er für sein ältestes Kind der Riegel vor der Pforte der unbewußten, fröhlichen Kindheit geworden war.

Dorchen war zehn Jahre alt, als der Doktor das Haus und den Berggarten über der Stadt kaufte. Er hatte damals die fünfzig noch nicht hinter sich und stand strack in seinen derben Stiefeln, der breite Mann mit dem rötlichen Vollbart, den hellen, blauen Augen in dem kräftig geröteten Gesicht und der frischen, lauten Stimme, von der etwas wie die Kraft und das Licht eines sonnigen Wintertages in die dumpfen Krankenstuben strömte. Er hatte vor, seine Praxis auf die Hochebene, in welche die Berge verliefen, einzuschränken, damit er wenigstens an den Sonntagnachmittagen in Ruhe seine Obstbäume okulieren und Mamachen helfen könne, aus der wildwuchernden Üppigkeit des Berges ein Stückchen für ihren Kohl und ihre Bohnen herauszuschneiden; er wollte auch einmal wieder mit den Kindern tollen und seiner gescheiten Ältesten Knackmandeln in Gestalt von Rechenexempeln und ähnlichen Prüfungen ihres raschen Verstandes zwischen die festen Zähnchen schieben.

Und gerade da war das große Unglück über das Doktorhaus gekommen.

In der Stadt herrscht die Diphtheritis, und die Doktorin, die ihr fünftes Kind unter dem Herzen trug, war immer voll Angst, ihr Mann könne die schreckliche Seuche ins Haus schleppen. Da es dem Vielbeschäftigten bei der Häufigkeit und Plötzlichkeit der Fälle aber nicht immer möglich war, sich jedesmal nach der Rückkehr von einem Patienten vollständig umzukleiden und Haar und Bart einer gründlichen Desinfektion zu unterziehen, hielt er sich von der körperlichen Berührung mit seinen Kindern möglichst fern.

Einmal, an einem Abend im Frühlinge, als sie eben die Zwillinge vom Garten ins Haus führen wollte, hörte Dorothea das Pförtchen gehen und sah den Vater langsam und müde die Steinstufen des Vorgärtchens zur ersten Terrasse heraufschreiten, auf der das Häuschen stand. Da brannte ihr wildes kleines Herz ihm entgegen, und sie nahm die beiden Zwillinge bei den Händen und rannte mit ihnen den Abhang hinunter. Ehe der überraschte Doktor abwehren konnte, lag sie an seinem Halse und die beiden Kleinen kuschelten die Gesichtchen in seinen Mantel. Über der lang vermißten Zärtlichkeit der Kinder vergaß der geplagte Vater einen Augenblick die Gefahr, von der man übrigens damals noch nicht soviel machte wie die spätere, bazillenwütige Zeit. Ein Ruf schreckte die zärtliche Gruppe auseinander. Die Mutter stand am offenen Fenster; sie war ganz blaß, schalt heftig auf ihren Mann und ihre Älteste, und der Doktor wandte ihr zuliebe nachträglich die erdenklichsten Vorbeugungs- und Desinfektionsmittel bei sich und den Kindern an. Aber am nächsten Tage, als der Doktor ins Land hineingeholt worden war, erkrankten die Zwillinge und Edwin und waren innerhalb weniger Stunden tot.

Dorothea hatte ihr Sterben nicht gesehen; denn sie wurde einer strengen Absperrung unterworfen; aber unter ihrem Mansarden-

Digitized by Google

stübchen hörte sie Wehklagen, hörte durch die verschlossene Tür den schweren Schritt des Vaters und andere, huschende Schritte kommen und gehen. Sie lag in bebender Angst vor einem Unbegreiflichen vor ihrem Bette auf den Knien und stammelte immer das eine: „Lieber Gott, hilf doch! Lieber Gott, lieber Gott!“ Und wartete in zitternder Hoffnung, es sollte jemand kommen ihr erzählen, was da unten geschah.

Es wurde dunkel im Stübchen. Niemand kam, dem einsamen Kinde seine Angst fortzuleuchten und mit liebevollem Menschenwort die Gespenster seiner Einsamkeit fortzuscheuchen. Die unten hatten in ihrer Not um die Sterbenden keine Gedanken für das kleine Leben oben, das in unklarem Ahnen mit dem Grauen vor etwas kämpfte, von dem es noch keinen Begriff hatte, und das darum um so riesiger und schauervoller es umdämmerte.

Tiefe, tiefe Stille. Dann ein furchtbarer Schrei — und wieder Stille und wieder Schreien.

Der Doktor unten, der sich über sein Weib gebeugt hatte, das der Weinkrampf schüttelte, richtete sich auf. Kam da nicht ein verzweifelter Schrei von oben? Polterte nicht etwas gegen eine Tür? Er tappte die Treppe hinauf, schloß die Tür der Mansarde auf, rief den Namen Dorotheens in die Dunkelheit hinein und stieß mit dem Fuß gegen den Körper seines Kindes, das, durch die Angst von Sinnen gebracht, seine Füße umklammerte. Der Doktor schlug mit dem Feuerzeuge Licht, und trug das Kind in sein Bettchen, wich aber gleich wieder bis zur Tür zurück. „Na, Dorchen,“ sagte er und zwang seiner Stimme den alten kräftigen Klang an, „was gibt es denn, du kleiner Narr?“

Das Kind streckte die Arme nach ihm. „O Papa, Papa! Sind sie alle tot? Alle?“

Der Doktor räusperte sich, ehe er antwortete. „Unsere drei lieben Buben sind —“ da fiel dem guten Mann ein, wie er das Kind beschwichtigen könne — „sind jetzt bei Gott als schöne kleine Engel,“ vollendete er. „Aber Mama ist gesund, und übermorgen sollst du sie sehen. Übermorgen kommst du wieder herunter, Dorchen. Bis dahin bist du meine vernünftige Alte und begreifst, daß wir vorher erst das Haus reinigen müssen, damit du nicht auch krank wirst. Das verstehst du, nicht wahr?“

Dorchen hörte dem Vater mit großen Augen zu und nickte ernsthaft. Aber als sich die Tür, in der er gestanden und gesprochen hatte, wieder hinter ihm zuschloß, war die Einsamkeit wieder da und das Grauen. Das Kind drückte seinen Kopf in die Kissen; denn ihn fror sehr und es fürchtete sich in dem Gefühl der Einsamkeit, das denjenigen, der es einmal in seiner ganzen Tiefe empfunden hat, durch das Leben begleitet. Und aus diesem Gefühl heraus wurde in Dorothea jene Sehnsucht nach Liebe geboren, nach gebender und empfangender Zärtlichkeit, die die gefährlichste aller Lebensgaben ist und den, der ihr anheimgegeben ist, zur höchsten Höhe oder in die dunkelsten Tiefen des Menschentums herauf- oder hinabführt, die aber immer für ihren Eigner die Fülle der Schmerzen und die stärkste und feinste Empfindung für sie in ihrem Schoße trägt.

* * *

Das Begräbnis war vorüber; nach langer, langer Zeit öffnete der Vater wieder Dorotheens Tür. Er war schon umgekleidet, war blaß und sehr ernst und still; doch seine wirklichkeitskräftige Gestalt in der Alltagskleidung blies doch wie ein frischer Wind die grauen Schemen fort, die Dorchen umringt hatten. Er strich ihr über das Haar und sprach lieb mit ihr, aber als seine gute Stimme ihren ganzen Jammer in heftigem Schluchzen löste, schob er sie von sich. Er hatte nun genug der Tränen und wollte sich und das Kind zwingen, die Gegenwart zu nehmen und zu tragen, wie sie eben war, und das Beste daraus zu machen, was sie hergeben wollte. Von seiner Frau konnte er das noch nicht verlangen, aber er hoffte auf die Zukunft, die ihr den Verlust der Kinder wenigstens zum Teil ersetzen sollte, und auf die gleichende Kraft des Alltags. So sagte er dem Kinde, es müsse ihm helfen, Mama auf andere Gedanken zu bringen. Darum dürfe Dorchen nie vor der Mutter weinen und über die Verlorenen klagen, und sie solle ihm das versprechen. Das Kind hörte sofort auf zu schluchzen, und während noch die Tränen in kleinen Kugeln in den tiefen, blauen Augen standen, legte es seine kleine Hand in die dargebotene große des Vaters.

Digitized by Google

Studie aus Concarneau. Aquarell von Prof. Hans von Bartels

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ich will nicht mehr weinen. Ich verspreche es dir heilig, Papa.“

Als Dorothea am nächsten Mittag in ihrem Glück, aus der Haft entlassen zu sein, die Treppe mehr hinuntersprang als ging und die Tür zum Eßzimmer aufriß, stand am Tisch Mama, ganz schwarz angezogen und das Gesicht verschwollen von Tränen. Die Kinderstühlchen, die ihren Sitz an beiden Seiten flankiert hatten, und Edwins Stuhl zur Rechten des Vaters waren fort, vom Tisch und selbst aus dem Zimmer verwiesen. Das hatte der Doktor durchgesetzt, und die Mutter weinte über die Härte. Als nun Dorchen hereintrat, noch in ihrem alten, bunten Kleidchen, breitete die Mutter aufschluchzend ihrer einzigen die Arme entgegen. Dorchen wollte hineinlaufen. Aber der Vater räusperte sich, und das Kind hielt an, wußte nicht, was es tun sollte und durfte, und näherte sich der Mutter langsam und zögernd. Die ließ die ausgebreiteten Arme niedersinken, sie auch in dem bittern Gefühle, sie sei allein mit ihrem Gram, und ihre Liebe, die bei den Lebenden Ersatz für die Toten suchte, sei zurückgewiesen.

Mit verschlossener Miene zeigte sie auf den Platz ihr gegenüber: „Du sitzest wohl lieber bei Papa,“ sagte sie. Das Kind trug seinen Stuhl auf den ihm angewiesenen Platz und sah schweigend in seine Suppe. Die Mutter aß keinen Bissen und setzte den Bitten ihres Mannes immer nur die Antwort entgegen: „Eßt ihr nur; ich kann nicht.“

Hastig und schweigend aßen Vater und Tochter. Der Doktor legte beim zweiten Gang nach den ersten Bissen Messer und Gabel nieder, warf einen Blick auf die Frau, die ganz still und blaß dasaß, rückte heftig den Stuhl und verließ das Zimmer.

Nun saßen sich Mutter und Tochter allein gegenüber. Der Frau rollten die Tränen unaufgehalten über die Wangen; das Kind saß mit niedergeschlagenen Augen, und der Bissen quoll ihm im Halse.

„Iß nur, laß dir's schmecken,“ sagte die Mutter. Das Kind glaubte wie immer an den Ernst dessen, was die Großen sagten, und schlang die Bissen gehorsam hinunter. Aber während es aß, begann es ihm wirklich zu schmecken; die Natur forderte ihr Recht. Die Mutter füllte ihm schweigend den Teller und sah zu. Und in ihrem törichten Herzen wuchs der Groll gegen das Mädchen.

Endlich ertrug sie's nicht länger; sie stand auf und ging hinaus. Und während das Kind verdutzt dasaß und weder zu essen noch aufzustehen wagte, hörte es im Nebenzimmer das Schluchzen der Mutter. Da fiel dem Kinde ein, was der Papa gesagt hatte, und es ging zur Mutter, die in Tränen aufgelöst auf dem Sofa lag, stellte sich neben sie und sagte getrost: „Du, Mamachen, du brauchst gar nicht zu weinen; die Brüderchen sind jetzt alle beim lieben Gott und spielen mit den Engeln.“

Die Mutter hob ihr beträntes Gesicht auf; ein Blitz schoß aus ihren verquollenen Augen zu der Trösterin hinüber.

„Ein schöner Trost für die Fühllosen,“ sagte sie. „Geh weg von mir, Mädchen, ich kann dich nicht sehen.“ Und dann brach sie aus: „Tot sein! Nur tot sein!“

Dorothea schlich verstört hinauf in ihr Stübchen. Und grübelte, warum die Mama sie nicht leiden konnte. Denn das allein war es, was sie verstand: ihr eigenes Leid. Dazwischen dachte sie wohl auch an die Brüderchen, aber mehr mit Neugier, ob sie wohl schon bei Gott wären.

Aber der Schleier, den die Phantasie über die großen Rätsel der Welt breitet, sollte für Dorothea an einer andern Stelle sich lösen als an der des Todes. Mitten in der Nacht, die diesem Tage folgte, erwachte das Kind. Von unten herauf kamen wieder unheimliche Geräusche: Türenöffnen und schließen, Laufen, Murmeln, Klappern. Und jetzt ganz deutlich Stöhnen. Dorchen sprang aus dem Bett, tastete zur Tür und die Treppe hinunter. Auf der Diele brannte eine kleine Lampe. Dorchen blieb auf der letzten Treppenstufe stehen und lauschte zum elterlichen Schlafzimmer hinüber. Da riß der Doktor die Tür auf und rief zum Sprechzimmer hinüber, wo der große Schrank mit den Instrumenten und Giften stand: „Schnell! Sie stirbt mir ja unter den Händen!“

Er hatte den weißen Kittel an, den er nur trug, wenn er böse Wunden zu machen oder zu verbinden hatte. Als er Dorchen, so weiß wie ihr Hemd, an der Treppe stehen sah, rief er ihr mit einem fremden, barschen Tone zu: „Willst du wohl gleich in deine Stube zurück, Mädel!“

Digitized by Google

Dorothea gehorchte zitternd.

Die Viertelstunden schlichen. Das Kind lag im Bett, die Decke bis ans Kinn gezogen, zähneklappernd, von Angst und Erwartung geschüttelt.

Endlich Tritte die Treppe hinauf. Der Vater trat ein. Er kam zu dem Bettchen, auf dem ein schmaler Streifen des Mondlichts den dunkeln Kopf und das weiße Gesicht seiner Ältesten auf den Kissen abzeichnete und sah freundlich in die angstvoll zu ihm aufgeschlagenen Augen.

„Der Storch —“ er stockte. Diesen Augen gegenüber, die so groß, so heilig ernst und so menschlich angstvoll an seinem Munde hafteten, kam ihm das Storchenmärchen läppisch und unwürdig vor. Er vollendete: „Gott hat dir ein Schwesterchen geschickt, Dorchen.“

Das Kind starrte ihn verständnislos an.

„Ein Schwesterchen?“ stammelte es. „Die Mama ist nicht krank, Papa?“

Der Doktor strich ihr über das Haar.

„Mama ist krank, und du darfst nicht zu ihr, bis ich's erlaube. Aber nun frag' nicht soviel, Kind, freu' dich, daß du für die toten Brüderchen ein Schwesterchen bekommen hast. Und nun schlaf.“

Schlafen! Wie konnte einer schlafen mit solcher aufregenden Überraschung und solchen Rätseln auf der kleinen Seele! Dorothea hockte in ihrem Bett, die Arme um die hinaufgezogenen Knie geschlungen, und grübelte. Das Storchenmärchen hatte sie schon lange nicht mehr geglaubt; es war ja dumm zu denken, der Langbein hole sich die Kinder aus dem Sumpf und trage sie irgendwohin. Sie grübelte weiter. Sie hatte schon lange über das große Rätsel gegrübelt. Und hierhin gehorcht und dorthin. Auf die Gespräche der Großen, wenn sie von einer Geburt sprachen. Sie hatten immer abgebrochen, wenn sie das Kind lauschen sahen, und hatten sonderbar gelacht. Und sie war fortgeschickt worden. Warum, wenn, wie Mama sagte, ein Engel die Kinder brachte? Warum sollte sie dann nicht fragen, wie er das machte und ins Haus käme?“ Und — dem Kind schoß ein neuer Gedanke auf: Papa war einmal über Land geholt worden zu Onkel Lamprecht, und Dorothea hatte den weißen Kittel und den Instrumentenkasten in den Wagen tragen sehen. Als Papa zurückkam, hatte er zu Mama gesagt: „Ein kräftiger Junge.“ Und Mama: „Wird die Lamprecht durchkommen?“ „Wollen's hoffen,“ hatte Papa geantwortet. Aber Tante Lamprecht war gestorben, und als Dorchen später mit den Eltern aufs Gut fuhr, war da ein neuer, kleiner Junge gewesen.

Also starb eine Mama manchmal, wenn ein Kindchen ankam. Und ihre eigene Mama wäre auch heute nacht beinahe gestorben — sie hatte es doch den Papa selbst sagen hören — und kurz darauf war das Schwesterchen dagewesen. Wie war das bloß? Wie bloß?

Eine brennende Neugier auf das große Geheimnis verdrängte bei dem Kinde eine Weile die Gedanken selbst an die kranke Mutter und das neue Schwesterchen. Sie durfte Mama auch noch lange nicht sehen, durfte auch das Schwesterchen nicht auf die Arme nehmen, nicht küssen, ja, nicht einmal berühren. Mit einem grenzenlosen Staunen nur sah sie ein winziges, rotes Köpfchen mit schwarzen Wollhaaren, einem scharfen, mageren Gesichtchen und unglaublich kleinen, verrunzelten Händchen im Korbwägelchen liegen und hörte es ganz leise quäken. Und als es beim Bad aus den Tüchern ausgewickelt wurde, war es ganz und gar in Watte gepackt und wurde gleich von der Badewanne aus wieder hineingepackt wie die Pfirsiche aus dem Garten, wenn Mama sie verschickte. Und die Pflegerin sagte einmal, es sei zwei Monate zu früh gekommen und sehr winzig und schwach und müsse behandelt werden wie ein rohes Ei. Sie konnte kein Verhältnis zu dem Kinde finden, bis sie es einmal aus allen Kräften seines kleinen Leibes schreien hörte und zur Pflegerin lief, damit sie dem kleinen Tierchen helfe. Die aber erwiderte ruhig, das Kind habe Hunger, aber es müsse noch eine halbe Stunde warten, bis seine Essenszeit gekommen sei. Dorothea schlich sich wieder ins Kinderzimmer und an das Korbwägelchen. Tierchen, das schon ein wenig abgeblaßt war, war jetzt wieder purpurrot, das Körperchen war zusammengezogen wie in großem Schmerz, das kleine Gesicht hatte auf der Stirn eine tiefe Falte, die ihm etwas unglaublich Sorgenvolles gab, so daß es aussah wie ein altes Männlein, und es schrie mit emporgestreckten Fäustchen

Digitized by Google

wie eine Beute der Verzweiflung. So weh tat ihm der Hunger! Dorothea ging wieder zur Pflegerin — aber die war unbeugsam — zur Uhr — aber die ging ihren langsamen Gang und hatte noch fünfundzwanzig Minuten zu schleichen, ehe die rettende Flasche zum hungernden Tierchen kam. Die Unerbittlichkeit der Gesetze, nach denen Menschen und Dinge den vorgeschriebenen Weg gingen, ohne sich um die Qual der hilflosen Kreatur zu kümmern, erregte Dorothea. Ach, wäre sie groß, da sollten kein Mensch und kein Tier mehr vor Hunger schreien.

Aber mittlerweile geriet Tierchen in immer größere Verzweiflung. Dorothea sah, wie sein Mäulchen die Bewegung des Saugens machte; sie schob ihm nun das eigene Fäustchen in den Mund. Das half für ein Weilchen, dann setzte das Geschrei mit neuer Kraft ein. Ganz ratlos schob das Kind seine Hand unter das zuckende Köpfchen und hob es ein wenig empor. Tierchen schwieg, die Wärme der tragenden Hand besänftigte seine Nerven. Nun redete Dorchen ihm zu, mit leiser, singender Stimme — der Schreihals schloß die Augen. Eine ganz kleine Perle kullerte aus den Augenwinkeln hervor — die rührte die Schwester mehr als alles Schreien. Sie behielt das Köpfchen in ihrer Hand und sang ganz leise, eine eintönige, sanfte, sich immer wiederholende Weise. Das Kleine schlief ein. Dorchen aber, als sie dem Kindchen helfen konnte, wurde köstlich froh in der ersten Regung jenes Gefühls, welches das köstlichste unter den Gütern bleibt, mit denen die Natur das Weib beschenkt hat: des Muttergefühls.

Sie blieb nun das kleine Mütterchen des Kindes, auch als die leibliche Mutter nach langer, schwerer Krankheit wieder vom Bett erstanden war und mühselig einherschlich. Die arme Frau hatte die verfrühte Geburt ihres fünften Kindes mit ihrer eigenen Blüte und Kraft bezahlen müssen. Sie erholte sich nie mehr von den Schrecken und Qualen, die in ihr harmloses Leben hereingebrochen waren wie Sturm und Wolkenbruch in Flatterrosen; sie war zerzaust und zerbrochen an Leib und Seele und wurde plötzlich alt. Und weil ihre Fröhlichkeit von jener Art gewesen war, die nur in der Sonne des Glücks gedeihen kann, brach sie nun vollständig zusammen. Obwohl sie die junge Knospe Dorothea und das zarte Kindchen neben sich hatte, meinte sie, vom Leben nichts mehr erwarten zu können; sie verweinte die Nächte und ging tagsüber matt ihren Pflichten nach, die ihr nun mühevoll, kleinlich und lastend erschienen. Aus dem Doktor Asmus wurde in jener Zeit „der alte Doktor". Sein Haar ergraute, seine Stimme verlor ihren kräftigen Klang, und sein dröhnendes Lachen hörte man nimmer.

Und Dorchen? In seiner ganzen Wucht und mit seinen unlösbaren Rätseln war das Leben schon vor das traumselige Kind getreten. Es hatte dem Tod in die unbegreiflich tiefen, unbegreiflich leeren Augen geblickt; es hatte das Rätsel der Menschwerdung halb erraten und hörte die Hoffnungslosigkeit eines zerschmetterten Daseins neben sich weinen. Es war ein Glück für die Kleine, daß Eindrücke von außen die schweren des Elternhauses zuzeiten wegdrängten.

⁂ ⁂ ⁂

Es war an einem Sommerferientag, als der Doktor sein Versprechen an Bertchen Eigenfeld erfüllte und das elfjährige Dorchen auf einer seiner Doktorfahrten zur Eigenfeldschen Mühle mitnahm.

Weil die Mühle im Saaletal lag, und das Wägelchen des Doktors wohl auf der Hochebene hinter dem Berge soweit fahren konnte, wie es wollte, aber nicht den schmalen und steilen Weg zum Tal hinunter, so stellten Eigenfelds wie die wenigen andern Talpatienten, die der Doktor noch besuchte, ihr eigenes Fuhrwerk unten an den Berg, der Kutscher strängte die Pferde ab und kraxelte den Berg hinauf, den Doktor zu holen. Das war eine umständliche Prozedur und wurde nur in den seltenen Fällen angewandt, wo eine alte Freundschaft Arzt und Patienten verband.

Das war hier nun insofern der Fall, als schon die Eltern der Eigenfeldschen Familie den damals noch blutjungen Doktor Asmus zu ihrem Hausarzt erwählt hatten. Familienverkehr war so lange beiderseits nicht gepflogen worden bis das dreizehnjährige Bertchen Eigenfeld es durch vieles Bitten dem Doktor abgewann, daß er sein Dorchen zu ihr mitnahm.

Das war eine köstliche Fahrt durch das

Digitized by Google

alte Städtchen hindurch, das sich in diesen Sommermonaten ganz in Rosen vergrub, und dessen lange nicht gesehene Gärtchen, Tore, überraschende Winkel und Durchgänge Dorchen mit Jubel wieder begrüßte, über den Markt, auf dem die buntbemützten Studenten bei dem üblichen Frühschoppen saßen und herrlich brausende Lieder sangen, und dann durch die Saalewiesen, wo das Gras so fett und hoch stand, wo tausend bunte Blumen das Grün überblühten, und jeder Halm schimmerte und blitzte in dem leichten Sommerdunst, der von der Schlangenlinie des blanken Flusses und aus der duftenden Erde in die Höhe stieg. Und wieder zwischen Bergen mit grünem Buchenlaub und gründunklen Fichten und womöglich mit einer uralten Burg hoch oben zwischen dem Grün, und dann wieder durch Täler mit goldnem Korn und grünen Wiesen, und wieder an Bergen vorbei. Nun bog sich die Saale zurück, und ein schmäleres Flüßchen erschien, ein Arm oder Zufluß des großen, erlenbestanden, mit hohen Ufern, und die Landstraße war jetzt mit Weiden besäumt, die merkwürdig melancholisch in der hellen Sonne standen. Nun ein Wehr — wie das Wasser da sprang und schäumte und milchweiß glänzte; jetzt der Mühlteich mit der Mühle, die vorn ein offenes Sägewerk hatte und auf der andern Seite eine Mahlmühle. Vor dem Sägewerk lagen die Balken, aus denen die Bretter geschnitten werden sollten; darüber, auf breitem Bretterstieg erreichbar, nach vorn offen, der Schuppen, in dem die Säge mit blanken Zähnen in den Balken schnitt, der langsam an ihr vorüberglitt, bis am Ende, wie lebensmüde, ein Brett nach dem andern von ihm abfiel. Auf der andern Seite liefen auf Treppchen die Mühlknappen mit weißen Säcken auf Rücken und Schultern von der Mahlmühle hinunter; selbst weiß wie Schnee mit weißen Haaren unter der weißen Kappe, alles um sich her bepudernd, warfen sie die Säcke auf den Wagen, der unten wartete, und eine köstlich weiße Wolke dampfte empor. Schön war das wie das fruchtreiche, nährende, verzehrende Leben, und eine Heiterkeit stieg daraus auf, die dem Kinde unbewußt das Herz wie mit Lerchensang füllte.

Jetzt stieg die Straße empor zu einem hübschen, einstöckigen weißen Hause mit einem bogigen Erker, über dessen kleinen Balkon tiefblaue Petunien herabhingen, während rotblaue Fuchsien die Gitterkästen der Giebelfenster überblühten.

Als sie das Haus sah, kam dem Dorchen einer seiner schalkhaften Einfälle. Sie duckte sich hinter die breite Gestalt des Papas, lüftete aber ein bißchen seinen Arm, daß sie zwischen Ärmel und Rock durchgucken konnte.

Gleich öffnete sich die Haustür, und eine große, hagere, sorgfältig gekleidete Frau stand auf der Veranda. Hinter ihr stürzten zwei jugendliche Gestalten durch die Tür und die Treppe hinunter auf den Wagen zu, standen aber dicht davor mit einem Ruck still. „Aber Onkel Doktor, hast du Dorchen denn nicht mitgebracht?“ fragte das Mädchen vorwurfsvoll.

„Ja, sie wollte nicht mitkommen,“ erwiderte der Doktor mit heuchlerischem Bedauern und blieb ganz still sitzen, denn er hörte hinter seinem Rücken krabbeln.

„Na, wie ich das aber finde,“ sagte die hellere Jungenstimme.

Unterdes krabbelte Dorchen hinter Papas Rücken in die Höhe, sprang über die niedrige Korblehne und schlich geduckt am Wagen entlang. „Hier ist sie!“ schrie sie plötzlich mit Trompetenton, schnellte in die Höhe — und sah sich einem großen Mädchen in fast langem, hellen Kleide gegenüber, das mit seinen dreizehn Jahren der zierlichen Elfjährigen völlig erwachsen vorkam, sich in einem engen Mieder sehr gerade hielt und ein hübsches, rot und weißes, ernsthaftes Gesicht zwischen blonden Zöpfen mit nachsichtigem Lächeln zu Dorchen niederneigte. Den Jungen sah Dorchen erst gar nicht an; sie hatte genug an der Überraschung über die junge Dame zu tragen, die statt des erwarteten Kindes vor ihr stand. Sie war beschämt und kam sich nun mit ihrer schalksnärrischen Einführung außergewöhnlich albern vor.

„Verzeihen Sie,“ stammelte sie.

„Aber wir wollen uns doch du nennen,“ erwiderte das große Mädchen freundlich. Es hatte eine wohlklingende, dunkle Altstimme, die Dorchens Ohr sofort bestrickte. Sie reichten sich die Hände und standen ein wenig, während der Doktor vom Wagen stieg und Frau Eigenfeld auf der Treppe begrüßte.

Digitized by Google

„Kommt doch 'nauf, Kinder," rief die stattliche Frau herab. Sie hatte dasselbe dunkle, weiche Organ wie die Tochter.

„Aber ich bin auch noch da, kleines Fräulein," sagte der fünfzehnjährige Knabe ein wenig spöttisch, aber sehr liebenswürdig. Dorchen schaute ihn nun erst an. Das war ja ihr wunderschöner, brauner Jünglingknabe aus der Bibel, der zur Harfe sang und Riesen erschlug und Könige besiegte. „David!" sagte sie aus ihrem großen Staunen heraus.

Er lachte hell. „Du bist ein komisches, kleines Mädchen," sagte er. „Ich höre auf den Namen Heinz."

„Heinz!" Ja, das war es: hell wie Trompetenton, golden wie Sonnenglanz, so war der Name, so war er! Freilich war er auch „bräunlich von Haar und Angesicht", wie ihr biblischer Liebling, aber er leuchtete über und über, und seine blonde, rosige Schwester war dunkel neben ihm.

„Heinz!" sagte sie und sah mit ihren Blauaugen ernsthaft in seine goldbraunen. „Ja, so mußt du heißen. Das paßt zu dir."

Er lachte. „Komisches Mädel!" sagte er wieder; aber sie fühlte sich gar nicht beschämt durch ihn, sie war ihm viel näher als seiner ernsthaften Schwester.

„Wo fehlt's denn? Bei Mutterchen?" fragte unterdes der Doktor die stattliche Frau Eigenfeld.

Sie nickte. „Sie wissen, Mutter klagt eigentlich niemals; aber sie sitzt ganz zusammengekrümmt, ißt nichts und antwortet kaum. Sie will ja niemand bei sich schlafen lassen; aber ich gehe nachts ein paarmal auf Socken an ihre Tür. Da höre ich sie stöhnen. Ich habe immer Angst, es geht einmal rasch mit ihr zu Ende."

Der Doktor legte der Frau, die sich so strack hielt, daß sie noch größer schien als sie war, die Hand auf den Arm. „Rasch zu Ende gehen," sagte er, „ist das nicht das Beste, was man einem kranken Menschen, zumal einem alten, wünschen kann?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie. „Ein tapferer Mensch will mit offenen Augen hinuntersteigen. Und er sollte auch Zeit haben, vorher mit seinem Gott und den Menschen Frieden zu machen."

Sie hatte leise gesprochen. Der Doktor schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Frieden machen sollten wir alle mit allem, was nicht zu ändern ist. Auch wir Jüngern, Frau Eigenfeld."

Sie nickte mit einem raschen, guten Blick auf ihn. Dann fragte sie schnell, ein wenig befangen: „Und bei Ihnen? Geht es Ihrer Frau nicht besser?"

Der Doktor verneinte stumm.

„Wir wollen zu Mutterchen gehen," sagte er nach einer kleinen Pause. — „Frau Eigenfeld, Frieden machen können mit der Vergangenheit, das ist das Lebenselixier für alternde Menschen."

„Ja," erwiderte sie. „Wenn's von oben kommt, von außen. Aber was von Menschen stammt, wirkt weiter in Menschen."

Sie schwieg ein wenig. Dann fuhr sie leiser fort: „Sie —" mit einer Kopfbewegung nach der Tür — „behauptet, Heinz sei der leibhafte Großvater. Er darf jetzt gar nicht zu ihr hinein. Und sie sagt, es werde uns einmal mit ihm gehen, wie ihr mit ihrem Manne. — Die Schicksale der Menschen kommen von innen, nicht von außen über sie, Doktor. Wie einer ist und wie er's formt oder trägt, so ist sein Leben."

„Frau Eigenfeld," erwiderte der Doktor, „da haben Sie ein wahres Wort gesprochen. Aber eben deswegen sollen wir den Menschen seinen eigenen Weg gehen und ihn nach seiner eigenen Fasson selig werden lassen. Nicht ihm den fremden, starren Willen entgegensetzen, wie es Ihre Schwiegermutter getan hat."

Frau Eigenfeld schien etwas entgegnen zu wollen; aber die Kinder kamen jetzt die Treppe hinauf, und sie gingen nun alle ins Haus zum Frühstück. Von der Mühle her kam der Hausherr dazu und brachte einen harmlosen, lauten Ton ins Gespräch, spaßte mit Dorchen und hatte für seine hübsche, ernsthafte Frau eine Art scherzhafter, ein wenig furchtsamer Galanterie.

⁂ ⁂ ⁂

Man war noch in jener glücklichen Zeit, wo auch in kleinen, ja selbst in sorgenvollen Verhältnissen die Fülle des unmittelbaren Lebens auf dem Lande es den Kindern und Gästen wohlig machte. Alles Tun der Menschen gehörte unmittelbar der Erde und ward ihnen ebenso von der Erde wiedergegeben; alles Tagesbedürfnis wuchs ihnen aus ihr zu: das kräftige, dunkle Roggenbrot und der weiße Stollen, But-

Digitized by Google

ter, Honig und Früchte, Geflügel, Eier und Fische — alles war, noch uneingeschränkt von kaufmännischen Berechnungen, in einem Überfluß vorhanden, der den Eindruck unerschöpflicher Lebensquellen machte; das Landleben, wenigstens auf seiner Oberfläche, war frei und leicht, jeder Landwirt ein kleiner Herrscher und Geber auf seiner Scholle. Es war denn auch der Stolz und das Selbstgefühl eines Königs in einem Gutsbesitzer, dazu jene Fröhlichkeit, die vom Gebenkönnen stammt, und die Einfachheit der Lebensauffassung, die das Wirken für das unmittelbare Bedürfnis des Tages mit sich bringt, die Gesundheit der Empfindung, die aus dem lebendigen Zusammenhang mit der Mutter Erde quillt.

Aber die Welt rollte schon leise über dieses Zeitalter dahin, in dem Milch und Honig floß, die Maschine zog siegreich in die Länder ein und wandelte oder verdrängte alte Sitte und Art. Die Kinder dieser Generation wandten sich schon der Stadt und ihren Lebensformen zu, die ihnen ein feineres und genußreicheres, vor allem aber abwechslungsvolleres Dasein zu versprechen schienen. Und die Eltern, die die Mängel und Sorgen des eigenen Berufes kannten, hatten wohl auch ein mehr oder minder klares Gefühl, daß die neue Zeit über die alte hinwegschritt und das Einfache austilgte. Sie schickten ihre Kinder in die Stadt, ließen die Söhne studieren und die Töchter in Instituten erziehen, von wo sie dann Bedürfnisse und Bestrebungen mitbrachten, die mit der alten Einfachheit des Landlebens nicht mehr zusammenstimmten. Das Weh dieser Übergangszeit trug die Familie, in der zwischen Eltern und Kindern oft unüberbrückbare Klüfte sich auftaten, in der die Eltern ihr Werk und ihre Art von den Kindern verachtet fühlten, auf deren höhere Bildung sie doch stolz waren. Es mangelte an beiden Seiten oft nicht der gute Wille, aber die Einsicht und das Gewährenlassen des fremdgewordenen andern.

Dorchen freilich war noch weit davon entfernt, solchen Zwiespalt auch hier zu ahnen; sie atmete in dieser Lebensfülle wie in Bergluft. Jauchzend fiel sie dem Vater um den Hals, als er ihr ankündigte, Frau Eigenfeld habe für sie ein paar Tage Urlaub erbeten, und sie dürfe bis zur nächsten Woche in Wöllnitz bleiben.

Am Nachmittag fuhren sie Kahn, und Dorchen lernte steuern, während die Geschwister ruderten. Sie fuhren das Flüßchen hinauf, über dessen Namen „Kitz" Dorchen lachte, unter niederhängendem Weidengebüsch, zwischen engen, schilfigen Ufern. Alles umher war flach und grün; nur in der Ferne säumten die Berge den Horizont. Die Welt war weit; aber die große Weltsonne leuchtete auch über der klaren Flut, die ihren kleinen Kahn plätschernd dahintrug. Sie sangen alle Volkslieder, die sie kannten, und die helle Stimme des Knaben, die schon den Übergang zum Tenor gewonnen hatte, vermählte sich schön dem leichten Sopran Dorchens und der vollen, dunklen Altstimme Bertchens. Sie sangen mit voller Hingabe, und es klang rein und leidvoll über das Wasser „Da draußen vor dem Tore", als hätten die jungen Herzen schon ein Bewußtsein vom Menschenweh. Aber als sie zu der Stelle kamen „Der Hut flog mir vom Kopfe, ich wendete mich nicht", sahen die Mädchen sich zufällig an, und da lachten sie hellauf; denn in ihren dummen, kleinen Köpfen war wohl dasselbe Bild eines Mannes entstanden, der seinem davonfliegenden Hute nachläuft. Der Gesang stockte, und der ältere Knabe sagte geringschätzig: „Seid ihr aber Gänse!"

Die also Berufenen kamen aber nicht zum Beleidigtsein; denn zur gleichen Zeit sagte das Bertchen: „Da kommt ja der Hans über die Wiese," und Heinz meinte verwundert: „Warum reißt er sich denn die Arme aus?"

Aber im nämlichen Augenblicke rief er: „Donnerwetter, das ist ja die Stelle!"

Und der Kahn stand wie festgewurzelt und ließ sich weder von angestemmten Rudern, noch von heftigem Schieben, Wackeln, Drängen der jungen Körper in seiner Standfestigkeit erschüttern. Unterdes war Hans herangestapft. Er sagte vorwurfsvoll: „Daß ihr auch nicht aufpaßt! Ich habe doch genug gewinkt!", hielt sich aber sonst nicht viel mit der Begrüßung auf, sondern setzte sich platt auf die Wiese, zog sich Schuhe und Strümpfe aus, krempte die Hosen auf und patschte ins Wasser. Heinz tat desgleichen, und die beiden Knaben versuchten so herzhaft, den Kahn wieder

Digitized by Google

flott zu machen, daß das rotblonde, gutmütige Gesicht Hansens sich purpurrot färbte und ihm der Schweiß von der Stirn rann. Der Kahn rührte sich nicht. Da warf Hans das Ruder hin, sagte: „So geht das nicht!“, packte Dorchen um den Leib, und ehe sie wußte, wie ihr geschah, war sie durch das seichte, schlammige Wasser getragen und am Ufer niedergesetzt.

„Puh!“ sagte Hans, wischte sich die Stirn und stakte wieder ins Wasser. Bertchen hatte indes schon ebenfalls Schuhe und Strümpfe ausgezogen, das Kleid über die Schultern geschlagen und stemmte nun mit ihrem kräftigen Körper mit den Rudern der Knaben zusammen gegen das Boot. Endlich rief Heinz: „Es bewegt sich, schwebt!“

Der Kahn wurde noch eine Strecke weiter fortgestoßen, bis er in tieferes Wasser kam und die Kinder hineinsprangen. Er glitt nun in der Mitte des Flüßchens dahin, Dorchen stand als verlassene Ariadne verdutzt am Ufer und sah ihm nach, bis Heinz ihr zurief: „Komm uns doch am Ufer nach, Mädel! Wir legen bald an. Hier ist zuviel Schlamm!“

Ein bißchen verlassen kam Dorchen sich vor, als sie durch das hohe Ufergras mühsam stapfte, während das Boot mit ihren Gefährten leicht dahinglitt und munteres Gespräch der Kinder zu ihr herübertönte. Sie schienen etwas zu beraten, Hans redete zu, die Geschwister schienen bedenklich, bis Heinz rief: „Was kann da sein! Wir kommen sowieso nicht mehr ungetauft nach Hause.“ Und zu Dorchen hinüber: „Geh nur noch ein Stück weiter. Wir landen in Witzenhausen. Du siehst gleich das Gehöft.“

In der Tat tauchten in der Ferne rote Dächer zwischen Bäumen auf, und nun legte auch der Kahn an, wurde von den Knaben an einen Weidenstumpf festgebunden, und die Kinder waren wieder vereinigt.

Aber während die drei Schiffer damit beschäftigt waren, ihre Kleidung wieder in Ordnung zu bringen, erhob sich ganz plötzlich ein Sausen, und es wurde dunkel, die Weidenbäume knarrten und ächzten, ihre Zweige fuhren wie in Verzweiflung in- und auseinander, auf und nieder, ein Blitz zuckte durch das Grau, Donner brüllte auf, ein Platzregen prasselte hernieder und verwandelte im Nu die vier Gefährten in tropfende Kleiderbündel.

„Das ist gut,“ sagte Heinz; „wir haben noch mindestens zwanzig Minuten nach Witzenhausen.“

„Ja,“ erwiderte Hans, „die Straße macht hier einen ganz dämlichen Bogen. Aber ich weiß einen Richtweg übers Moor. Kommt nur!“

„Wenn wir aber im Moor stecken bleiben?“ mahnte das bedachtsame Bertchen.

„Nanu, ich bin doch wohl schon hundertmal 'nübergegangen,“ erwiderte Hans. „Übrigens ist's nirgends gefährlich.“

Es erwies sich aber wieder die schwarzseherische Wahrheit vom hundertsten Mal. Der Regen prasselte mit sinnverwirrender Heftigkeit nieder; der Sturm wickelte den Mädchen die nassen Kleider um die Beine und schlug ihnen die Haare ins Gesicht. Bertchen, die ihre langen Kleider noch nicht recht gewöhnt war, blieb ein wenig zurück, während die andern so mit sich selbst beschäftigt waren, daß sie ihr Zurückbleiben nicht merkten. Sie hörten dann von weitem einen Ruf und blickten sich um. Bertchen fehlte. Der Regen schlug ihnen ins Gesicht und machte sie blind, eine kleine Bodenerhebung entzog die Ferne ihren Blicken. Sie hörten aber Bertchen wieder rufen und gingen nun antwortend zurück, der Stimme nach. Dabei zerstreuten sie sich aber. Plötzlich hörte Dorchen Heinz rufen: „Autsch! Ich stecke im Moor!“

Und zu gleicher Zeit rührte sich der Boden unter ihren Füßen und quatschte verdächtig. Sie zögerte weiterzugehen und sank gleich bis über die Knöchel ein. Ihr ging ein Schreck durch die Glieder. Sie rief nun auch und ging dabei auf gut Glück vorwärts, die Füße immer tief im Schlamm. Die Stimmen der drei antworteten, und sie sah die Knaben, Bertchen in der Mitte, zu sich herüberstapfen.

„Herrgott, wie siehst du aus!“ rief Dorchen, und Bertchen antwortete ein wenig grämlich: „Und du erst!“

Sie sahen sich nun erst recht an, die Kleider waren längst den haltenden Händen entglitten und hatten sich um die Beine gewickelt, und bis zum Knie glichen die Mädchen Schlammsäulen. Die Jungen lachten ausgelassen und steckten Dorchen

Digitized by Google

an; das adrette Bertchen war ein wenig verdrießlich, aber schließlich stimmte sie auch in das Gelächter ein.

Den Weg hatten sie nun wirklich verloren, das Moor sah in dem verschleiernden Regen überall gleichmäßig aus wie ein grüner Teppich mit eingestickten Sumpfnelken und Orchideen; hinter den Tritten der Kinder blieben ihre Fußspuren als riesige Mammutsstapfen zurück, bis das schwarze Wasser hineinfloß und sie auslöschte. Aber die Heiterkeit der Drei stieg nur bei diesem Anblick. Sie stapften in der Richtung weiter, von der Hans behauptete, sie müsse die richtige sein. Es dauerte jedoch noch über eine halbe Stunde, bis die Häuser des Gehöfts vor ihnen lagen. Mit einem Freudengeheul wurde das Aussehen begrüßt. Der Regen war ebenso plötzlich versiegt, wie er niedergeströmt war.

Sie gingen alle vier, Hans voran, durch das große Tor über den Hof, den auf der einen Seite Scheunen und Ställe begrenzten, auf der andern eine Ziegelei und große rote Gebäude, die Brennerei. Geradezu lag das ebenerdige Herrenhaus.

Die Fenster standen offen, und lebhaftes Stimmengewirr drang hinaus. Hans winkte: „Schleicht euch bloß leise heran und hört!“

Geduckt schlichen die vier näher zu den Fenstern und blieben stehen. ‚O Gott,‘ dachte Dorchen erschrocken, ‚da haben sie sich ja bei den Köpfen.‘

Frauenstimmen, wie es schien ein halbes Dutzend, schrien durcheinander.

Hans stand neben Dorchen. „Du denkst, sie zanken fürchterlich,“ flüsterte er.

Sie nickte. „Keine Spur!“ Er lachte mit gutmütigem Triumph. „Sie erzählen ganz friedlich.“

Dorchen schüttelte den Kopf.

„Ja, ja,“ bestätigte er. „Die Sache ist so: Mama fängt an die Geschichte zu erzählen, Luise fällt nach ein paar Worten ein, denn sie will auch erzählen, Trude desgleichen. Nun redet jede ihren Teil weiter, und jede immer lauter, um von den anderen gehört zu werden. Grad wie in der Oper im Terzett. Guck' mal vorsichtig 'nein, dann wirst du's sehen.“

Dorchen reckte sich zur Fensterhöhe.

Ein großes, mit altmodischer Behaglichkeit ausgestattetes Wohnzimmer, darin ein großer Eßtisch mit einer Kaffeemaschine, in deren Untersatz Kohlen glühten. Kuchen und Brotschnitte daneben. Herumsitzend, zunächst am Fenster und nur im Profil zu sehen, zwei Männer, ein älterer, rothaariger, behaglich abgerundeter Herr, der aus vollem Halse lachte, und ein jüngerer, schlanker und dunkler, der wie ratlos von einer der sprechenden Weiblichkeiten zur andern blickte, wahrscheinlich ohne im Wirrwarr der sich kreuzenden Worte das geringste verstehen zu können. Dorchen sah aber die Männer nur flüchtig an. Wahrhaftig, sie saßen ganz friedlich da, eine runde Frau, die neben sich auf dem Sofa rechts und links zwei dicke Möpse hatte, denen sie mit den runden Fingern eben liebkosend über die Köpfe fuhr — beiden zugleich, zur Verhütung von Eifersucht —; zwischen den Herren ein dunkles, schönes Mädchen von etwa fünfzehn Jahren und ein rundes, rotköpfiges von dreizehn. Alle lachten und schrieen dabei ihre wahrscheinlich komische Geschichte eifrig weiter über den Tisch hin.

Jetzt öffnete sich die nur angelehnte Stubentür, und herein schritt majestätisch ein großer, schöner Ziegenbock mit gewaltigem Gehörn. Keiner schien sich über den ungewöhnlichen Gast zu verwundern; er schritt ruhig auf den Kaffeetisch zu. Die runde Dame auf dem Sofa nahm ein Stück Zucker aus der Dose und reichte es ihm; er verschlang es, kehrte sich gravitätisch ab und ging wieder zur Tür hinaus. Die Möpse gaben, beide zugleich, einen mahnenden Blaff von sich, und die runde Herrin fütterte sie mit Kuchen. Das alles, ohne ihre Erzählung auch nur einen Moment zu unterbrechen.

„Das ist ja wie im Märchen!“ flüsterte Dorchen entzückt.

Im selben Moment fühlte sie sich von hinten derb gestoßen; als sie sich erschrocken umsah, stand der Ziegenbock hinter ihr und senkte eben die Hörner zum zweiten Stoß. Dorchen schrie erschreckt auf; Hans lachte und faßte den Ziegenbock bei den Hörnern, an denen sich das Tier nun ganz friedlich fortziehen ließ.

Durch den Schrei war aber die Gesellschaft drinnen aufmerksam geworden; die beiden Mädchen unterbrachen ihre Erzählung und liefen nach den Fenstern. Die

Digitized by Google

Lebensfreude

Bronzebildwerk von Prof. Ernst Seger

Digitized by Google

Digitized by Google

Ereignisse hatten Dorchen verblüfft, zudem stand der Ziegenbock wie ein Wachtposten unweit von ihrer Gruppe. Auch Bertchen fand nicht gleich die Kraft des Entschlusses, und als im nächsten Augenblick die Mädchen draußen fortlaufen wollten, waren die drinnen schon am Fenster. Sie schrien beide auf: „Mama, komm doch bloß her!“

Die runde Dame wälzte sich vom Sofa, die beiden Möpse schnellten bei ihrem plötzlichen Aufbruch in die Höhe, sprangen auch vom Sofa und bellten aus Leibeskräften, und als Bertchen und Dorchen nun wirklich fortlaufen wollten, stellten sich Heinz und Hans wehrend vor sie, und der Ziegenbock kam drohend näher. So stand die Gruppe, als die runde Dame zum Fenster trat. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Kinder, wie seht ihr aus!“ rief sie.

Hinter ihr standen nun auch die Herren.

Die beiden Mädchen draußen meinten vor Scham in den Erdboden sinken zu müssen. Aber das half nichts. Der schöne Schwarzkopf und der runde Rotkopf waren schon draußen und zogen sie unter hellem Lachen in den Hausflur. Da stand die runde Dame und sagte behaglich, aber sehr flink: „Ha, nu zieht euch mal zuerst um! Jemersch, ihr leckt ja wie ein Waschfaß — lauter Dreckwasser! — Kommt blos gleich in die Hinterstube, ihr dreckt sonst das ganze Haus voll. Jemersch, die Schuhe! Wo habt ihr bloß gesteckt? Im Moor natürlich! Hans, du bist wieder das Karnickel! Ich hab' dir schon tausendmal gesagt, du ersäufst doch nochmal in dem Sumpfloch! Luise, Trude, bringt von euren Kleidern — natürlich auch Wäsche — und die Anne soll 'nen Waschzuber mit Wasser und schwarze Seife in eure Stube bringen, die Mädel müssen sich doch erst abrubbeln. Hans und Heinz, ihr zieht euch auch um! Lacht nicht so dämlich, die armen Mädelchen können doch nichts dafür, daß sie wie Schmutzlappen aussehen; das ist euer Werk! Jemersch, jetzt tröpfeln sie auch von oben! — Ih, Bertachen, wer wird denn weinen, das ist ja alles bloß äußerlich, innen bleibst du doch die saubere Zuckerpupp! Und nachher kriegt ihr ganz heißen Kaffee und Kirschkuchen — delikat sag' ich euch!“

Die Worte sprudelten so unaufhaltsam aus dem Munde der runden Dame, daß das korrekte Bertchen jetzt erst Zeit fand, ihre Tränen verbeißend, vorzustellen: „Das ist Dorchen Asmus, Tante Kuno.“

„So, so,“ erwiderte Frau Kuno, „ist sie endlich gekommen. Na nachher, Kinder, wenn ihr wieder menschlich ausseht. Jetzt marsch ins Mädchenzimmer. Sputet euch ein bißchen! — Na, da seid ihr ja, Luise und Trude. Habt ihr alles? Und da kommt die Anne mit dem Waschfaß. Die Kleider und Hemden nachher gleich ins Wasser, Anne. Auswaschen. Die Sonne ist ja wieder da — sie trocknen noch bis Abend. Nein, wie sie lecken! Wie die leibhaftigen Nixen! Hab' mir die aber mein Lebtag nicht so dreckig vorgestellt!“

Die Komik des Gegensatzes zwischen der sprudelnden Rede und der Behaglichkeit des Ausdrucks war unwiderstehlich. Dorchen mußte lachen, die andern hatten es ihr schon zuvorgetan, Bertchen folgte auch endlich, und in vollem Jubel wurden die „Drecknixen“ ins Mädchenzimmer geleitet, wo ihnen die Kunoschen, immer wieder in lachender Angst vor „Ansteckung“ zurückspringend, die Kleider Stück für Stück vom Leibe zogen. Dann sprangen Bertchen in voller Unbefangenheit, Dorchen zwischen der Scheu vor der Lage und der andern, als Etepetetepuppe ausgespottet zu werden, in den Waschzuber. Sie lachte auch tapfer mit, als sie, in den Kleidern der Kunomädel „wie ihre eigene Großmama“ aussehend, hinter den andern in die Wohnstube trat. Aber plötzlich gab ihr Luise Kuno einen derben Stoß, und sie flog wie ein Flickenball ins Zimmer hinein. Eine Katze, die in der Ecke gesessen hatte, fauchte erschrocken, die Möpse blafften, die Herren, die jetzt am Fenster standen und rauchten, blickten lächelnd zu ihr hin, Mutter Kuno auf ihrem Sofa zwischen den Möpsen schlug die Hände zusammen: „Mädel, du siehst aus wie 'n Pojatz!“

Es dauerte aber nicht lange, so waren sie alle in den Genuß der Kirschkuchen und der Schichttorte — messerschneidendünner, dick mit köstlicher Butter bestrichener und aufeinandergeschichteter Brotschnitte — vertieft, und die Kunoschen begannen wieder zu erzählen, immer im Kanon und immer Crescendo und Accelerando bis zum Furioso. Eigentlich aber hörte niemand recht zu; die beiden Herren blieben

Digitized by Google

am Fenster stehen, und Herr Kuno entwickelte eins seiner neuen Projekte, von denen er immer ein Dutzend im Vorrat hatte, und von denen ihn jedes zum steinreichen Manne machen sollte. Augenblicklich wollte er die Brennerei in eine Glasfabrik verwandeln und versprach sich goldene Berge von der Ausführung dieses Planes. Aber auch ihm hörte eigentlich niemand recht zu. In diesem Hause schien eben jeder nur sprechen und niemand hören zu wollen.

Nach einer Weile trat Heinz zu dem Gast und schien ihn um etwas zu bitten. Der dunkelhaarige, junge Mann schritt darauf dem Tafelklavier zu, Heinz öffnete den Deckel, der Gast setzte sich auf den Drehsessel und spielte ein paar Passagen, deren Ton dünn und klapprig klang. Mutter Kuno seufzte tief auf und legte beide runde Hände auf die Möpse, denn es galt nun, eine Viertelstunde zu schweigen; Herr Kuno flüchtete sich und Hans folgte ihm. Die junge Gesellschaft rückte zusammen. Luise flüsterte noch Dorchen zu: „Es ist der Schulmeister Karsten aus Sangersleben — paß auf!"

Dann schlug der Mann, der mit geneigtem Kopfe dasaß, die ersten Akkorde an.

Und nun war es nicht mehr das Klavier, das vorher so kümmerlich geklungen hatte, es brauste und sang in tiefen, mächtigen Klängen, die Dorchens kleines Herz erschauern machten und es zugleich mit einer köstlichen, schmerzgesättigten Wonne füllten. Ein Wohllaut, eine Kraft, ein Leid, eine große, große Melodie, eine Liebe, ein Kampf, eine Angst, ein Triumph, ein Ausruhen. Dann schwiegen die Töne eine kleine Weile, und dann hob ein Gesang an, langgetragen, süß und ganz voll von jener Zärtlichkeit, nach der sich das kleine Herz sehnte, und ebenso schmerzvoll, wie ihre eigene Sehnsucht. Und dann wurde es ganz dunkel — nur in tiefer Nacht regte sich etwas unten in einem Abgrund schauerlich und herzbeklemmend. Aber gleich erklang wieder die süße Melodie, sang und wurde leiser und starb dahin und schwieg.

Dann ein Brausen, ein Toben, ein Schreien, eine große Tiefe, und etwas Gewaltiges, das sich daraus hob, höher und höher bis zum Himmel — und immer mächtiger wurde. Zu mächtig für die leidenschaftliche kleine Seele, die durch die Musik geweckt wurde.

Dorchen tat einen tiefen Seufzer, es sauste in ihren Ohren, und sie schloß die Augen. — Ganz fern flüsterte Frau Kunos Stimme: „Nu da, so'n Stadtmädelchen ist an Strapazen wie eure Sumpflauferei in der schwülen Luft nicht gewöhnt."

Sie öffnete die Augen; ihr war plötzlich leicht und wohl, wenn auch ein bißchen wirr im Kopf, und sie lächelte dem Herrn, der sie, ein wenig von weitem, etwas befangen und mitleidig betrachtete, flüchtig zu und erweckte in seinen dunklen Augen und auf seinen schön geschwungenen Lippen dasselbe Lächeln. Wie ein kurzer Gruß war es zwischen zwei Seelen, die in Urzeiten einmal im selben Lande miteinander gewandelt sind und sich für einen kurzen Augenblick erkennen.

Dann floß der Alltag über sie hin, und sie schwammen wieder voneinander fort und vergaßen das Erkennen.

Heinz holte jetzt seine Geige, denn die hatte er, wie Luise Dorchen zuflüsterte, hier versteckt und übte hier; zu Hause durften sie nicht wissen, daß er soviel spielte, wenn ihm auch die Stunden bei Herrn Karsten zugestanden worden waren. Er spielte nun mit ihm eine Beethovensche Sonate.

So hörte denn Dorchen zum erstenmal in ihrem Leben große Musik, und von diesem Tage stammte das Erwachen ihrer Musikseele und wurde der übermächtige Trieb, der ihr Leben erfüllte und gestaltete.

⁂ ⁂ ⁂

Dieser Tag wurde die Pforte zu vielen andern Tagen voll Kinderlust, die in Dorchens allzu ernstem, allzu bedrücktem Leben im Elternhause und in der Schule standen wie bunte Blumen im Waldesdunkel. Bei Kunos duftete es allezeit nach Obstkuchen und Getier, klang es immer von Geige, Klavier, Gesang und lustigem Geschrei, wurde Dorchen gehänselt und geneckt, bis sie, die ausbrechenden Tränen zu verstecken, einen stolzen Abgang nahm und in den lustig verwilderten Garten ging. Da setzte sie sich auf die Schaukel und wollte Trübsal blasen, bekam aber plötzlich von hinten einen Stoß und flog mit der Schaukel in die Lüfte, höher und höher, daß sie hell aufjauchzte und die Kunomädel sich vor Lachen über ihre leichte Versöhnlichkeit schüttelten.

Digitized by Google

Sie war und blieb mit ihren fremden Augen, ihrer Scheu vor allem Unzarten, ihrer Begeisterung, ihrem raschen Zorn und ihrer schnell bereiten Versöhnlichkeit „der Pojatz" für Kunos, und nur der siebzehnjährige Hans Kuno nahm sich gutmütig ihrer an, wenn die lustigen Schwestern sie zu arg quälten.

Aber in dem lärmenden Hause gab es immer abends eine Stunde, wo der stille Schulmeister von Sangersleben das alte Klavier brausen und singen ließ, und die Welt in schönen Klängen vor Dorchen versank. Sie wartete in geheimer, oft unbewußter Freude den ganzen Tag auf diese Stunde und atmete tief und erlöst, wenn das bekannte, leise Klopfen an der Tür ertönte. Dabei wußte sie aber kaum, wie der junge Schulmeister aussah, und dachte nicht daran, wie er sonst sich gab; er war ihr gar keine Person, er war das Instrument, auf dem ihre eigene Seele sang und klagte und jubelte und anbetete — er war ihre Stimme — war ihre Seele selbst.

Bei Eigenfelds wehte eine herbere Luft als bei Kunos, aber sie war im Grunde dem Dorchen wesensähnlicher. Die strenge, schöne Frau sprach mit dem ernsten Kinde wie mit ihresgleichen, das Bertchen tadelte ihre Überstiegenheit, ihr Ungeschick und ihre Unordentlichkeit und ermahnte sie ernst und freundlich wie eine gute Mutter, und Dorchen hatte vor dem stillen, verständigen Mädchen einen Heidenrespekt. Nur eine Person fürchtete sie in diesem Hause: die Großmutter, die stets in ihrem Zimmer blieb, nie Fremde sehen wollte, derentwegen man auf der Diele und Veranda leise sprach und behutsam auftrat, und von der Dorchen nichts wußte und sah wie zuweilen hinter den weißen Vorhängen der stets geschlossenen Fenster den Umriß eines großen Kopfes in einer weißen Haube, „graulich wie ein Gespenst" für Dorchens geschäftige Phantasie. Sie fing auch hier und da ein Wort auf von einem traurigen Geschick, das die alte Frau verbittert hatte, von Untreue, Verrat, von Verschleuderung ehemaligen Reichtums, von Elend und Verlassenheit, die ein Mann über das Haus gebracht, und die erst durch langjährige strenge Arbeit wieder gutgemacht worden waren. Alle diese losen, unzusammenhängenden Worte und Eindrücke gaben dem Hause einen großen Reiz für Dorchen. Und da war neben dem Ernst die Fülle des Lebens, da waren die Säge- und die Mahlmühle, da waren die Kahnfahrten und die morgendlichen Streifereien durch das taufunkelnde, grüne Gras, dessen Halme wie kleine Schwerter blitzten, unter den Bäumen, an denen die Blätter wie Glasstückchen funkelten. Da war am Abend Krebsfang bei glühenden Fackeln, wo die Jungen die Schwarzscheren mit den Händen aus Uferlöchern holten und zum Abendbrot eine Schüssel mit Rotröcken, „groß wie ein Haus", zwischen den festen Zähnen verschwand. Da war das Vorwerk mit dem Jungvieh — Füllen rannten in großen, eingezäunten Landstücken herum, und kamen doch ganz vertraut zu den Mädchen, nahmen den Zucker aus ihren Fingern und steckten die kühle Nase in die kleinen Hände; und die Schafe drängten sich so eng aneinander, daß Dorchen immer daran denken mußte, wie sie einst zu zweien die Gefährten des klugen Odysseus getragen hatten und von dem Einaug betastet wurden, ehe sie die Geretteten aus dem Felsloch in die Freiheit trugen.

Aber der größte Reiz des Eigenfeldschen Hauses war doch Heinz, der immer lustig und liebenswürdig war, strahlend von Schönheit und Witz, und für Dorchen immer David und Sonnenglanz in einer Person blieb. „Mamachen" freilich pflegte zu sagen, er sei „falsch wie Galgenholz", und meinte damit vielleicht eine gewisse Unzuverlässigkeit des Charakters oder auch nur des Temperaments, die auch der ernsthaften, kleinen Dore wehtat, ohne daß sie ihm dauernd böse sein konnte. „Der Goldene", so hatte das Kind ihn einst gegen ihre zweite Schwärmerei, die schöne Luise Kuno, genannt, und, obgleich Luise sich sehr über Dorchens Schwärmerei lustig machte, der Name blieb ihm.

Heinz war es auch, der Dorchens musikalische Begabung entdeckte und ihr Klavierstunden erwirkte; denn daran hatte in dem immer trüber werdenden Doktorhause bisher niemand gedacht.

Das arme Mamachen siechte dahin an Leib und Seele, und als Dorchen zwölf Jahre alt war, starb ihr die Mutter an einer jener Krankheiten, für die die Wissenschaft große Namen erfunden hat, die aber

Digitized by Google

eigentlich aus dem Herzen stammen und einfach ein Versiegen der Lebenskraft bedeuten.

Ihr Tod beraubte die Ihren kaum mehr eines zu messenden und zu wägenden Gutes; und doch wurde es, als ihr schwacher Atem stillstand, so still, als ihr kleiner Körper hinausgetragen wurde, so leer, als wäre das Leben des Hauses mit ihr fortgetragen. alles Tun, ja fast alle Gedanken der Ihren gedreht hatten. Die Sorge war aus dem Hause geschwunden, und als sie fort war, fühlten die, auf denen sie so schwer gelastet hatte, als ob der Inhalt ihres Lebens mit ihr entschwunden wäre, als schwebten sie in leerer Luft ohne die Bürde, die sie an der mütterlichen Erde festgehalten hatte. Wenn der Doktor, von der Praxis kommend, wieder einmal nach alter Gewohnheit zuerst nach dem Zimmer gegangen war, in dem Mamachen gelegen, und dann kurz vor der Tür mit einem Ruck umkehrte, dann konnte er nachher halbe Stunden lang gebückt dasitzen und vor sich hinstarren. Und Dorchen trug den ersten bewußten Schmerz ihres Lebens mit jenem Nichtbegreifenkönnen des Unglücks, mit dem junge Herzen wie arme, geschlagene Tiere überrascht und wehrlos sich unter seine schmerzende Wucht ducken. Sie hatte immer ein stummes Fragen in den großen Augen, die zu erwachen schienen aus dem traumseligen Dämmern der Kindheit, ein stummes Sichabschließen gegen die Teilnahme der Menschen, die ihr wehetat, ohne ihr zu helfen.

Dann kam im Gefolge des Todes etwas sehr Interessantes in das Doktorhaus: eine Großmutter, die Mutter Papas, die solange in Schleusingen gelebt und die Dorchen nur zweimal flüchtig zu sehen bekommen hatte. Aber nun zog sie auf den Berg mit uraltem Hausrat, mit zwei Katzen und einem Hunde, und war eine richtige Großmutter, uralt, klein und rund, mit einem rosigen, ganz glatten Gesicht unter einer schwarzen Haube mit schöner, weißer Rüsche, zwischen deren steifen Zacken das runde Gesichtchen aussah wie ein rosa Kugelbonbon in einem weißen Papiertellerchen.

Sie bezog die zwei Stuben unten im Hause, die früher das Reich von Mama und Kleinchen gewesen waren, und Schwester Ilschen kam nun ganz in Dorotheas Mansardenstübchen und unter ihre Obhut; denn Großmutter war zu alt, um durch Kinderlärm gestört werden zu dürfen, sie sollte nur als höchste Obrigkeit und Rückhalt für Dorchen „über dem Ganzen schweben", wie der Doktor sagte. Großmutter aß sogar in ihrer Stube und bekam die Teller sehr vollgefüllt, weil sie mit den Katzen Peter und Grete und mit dem Hunde Heckchen alles teilte. Sie verließ das Haus kaum mehr; sie wollte nicht mehr klettern und sagte, es käme schon zuviel Luft vom Berg her in die Fenster, und die Katzen frören gerade im Sommer; denn im Winter lägen sie schön warm am Ofen, wo sie ihr kleines Federbett stehen hatten. Auch Heckchen, ein gelbblonder, häßlicher Hund von gar keiner Rasse, hatte ein warmes Lager dicht neben dem der Katzen, und wenn es dem Peter einfiel, „der noch jung und darum frech war", oder wenn er sich mit seiner Mutter Grete veruneinigt hatte, so legte er sich neben Heckchen, der ihm auch willig die Hälfte seines Lagers abtrat. Bald aber machte sich Peter breiter und zog die Krallen aus den Sammetpfötchen heraus, und Heckchen zog sich immer mehr zurück, bis er endlich vom schmalen Rande seiner Lagerstatt, bis zu dem ihm Peter nachgerückt war, absprang und mit eingekniffenem Schwanz hinter den Ofen schlich. Dann lachte Großmutter wie ein Kind, stand von ihrem Sorgenstuhl auf und streichelte Peter das glatte Fell. „Der bringt's zu was," sagte sie.

Und er brachte es auch zu etwas, und zwar zu ganz absonderlich überraschendem.

Großmutter erwachte eines schönen Märzmorgens über einem Geräusch, das ihr den Schlaf jählings aus den Augen trieb. Es klang nämlich ganz wie das leise Weinen von Gretens Jungen, die doch vor acht Tagen von Martha in die Saale getragen worden waren. Großmutter setzte sich steil im Bett auf: wahrhaftig, aus der Nebenstube, wo ihre Schränke und Mützenschachteln standen, kam das Weinen junger Katzen her! Großmutter zog heftig an dem Klingelzuge über ihrem Bett; Dorchen, die eben zur Schule gehen wollte, stürzte herein. Großmutter saß in ihrem Nachtmützchen und Barchentjäckchen aufrecht im Bett.

„Kind," sagte sie ein bißchen atemlos, „ich weiß gar nicht, wie mir ist, ich hör'

Digitized by Google

immerzu da haußen junge Gatzen weinen. Ich hab' ja immer gesagt, es ist unrecht und eigentlich Mord, sie umzubringen, aber der Gottlieb, der dumme Jung', dein Vater meine ich, wollt' ja bartout nicht mehr als zwei Gatzen haben; er sagt, das ganze Haus stinkt nach ihnen. Und ich hab' doch auch in meinem ganzen Leben nichts von Gatzengespenstern gehört. Ach Gott, Kind, wenn du's Herz hast, spring mal 'nüber in die Schrankstub' und guck' nach!"

Dorchen, in ihrem Herzen über die Katzengespenster lachend, aber sehr neugierig, ging in die Nebenstube. Und da fand sie die Bescherung. Peter, der Kater, war in Großmutters offene Haubenschachtel gekrochen und hatte Großmutters Staatshaube — weiße Blenden mit handbreiten lila Seidenbändern — zu seiner Wochenstube erkoren. Jetzt lag er friedlich da und leckte seine sechs Jungen ab, fauchte aber drohend, als Dorchen in seine Nähe kam.

„Großmutter!" schrie Dorchen, „der Peter hat Junge gekriegt!"

„Jemersch!" klang's aus dem Nebenzimmer. „Nu da, ich sag's ja, das ist dem Jung', dem Gottlieb, aber recht! Denn die lass' ich nicht versäufen, und wenn er sich auf'n Kopp stellen dut — das will der liebe Kott nicht, wenn er aus dem Gater 'ne Katz' macht, daß man dem armen Keschöpf doch wieder die Jungen wegnimmt. Aber jemersch doch, jetzt heißt die junge Mama Peter. Nu da, sie wird eben Peterinchen genannt werden. Und nu spring, daß du in die Schule kommst, Mädel! Und heersche, den dummen Pälgern nichts von der Kespenstergeschicht' erzählen, und schon gar nichts von den Gaterjungen. Sie sind imstand und lachen darüber."

Ein paar Tage später fand Dorchen, die die Katermutter und ihre Kätzchen immer gleich besuchte, wenn sie aus der Schule kam, wieder ein überraschendes Bild. Peterinchen, entweder im Leichtsinn ihrer grünen Jugend oder in Erinnerung an ihre Katerherrlichkeit, war eine schlechte Mutter; sie ließ ihre Jungen im Stich und ging spazieren. Das hatte sie jetzt auch getan, aber in ihrem Bettchen, ein Bild friedvoller Mütterlichkeit, lag Grete, die noch immer ihre geraubten Kinder betrauerte, und unter, neben, auf ihr lagen die Jungen Peterinchens und sogen den Lebensquell aus den Brüsten der Kinderlosen.

Dorchen stand von fern, und es ging ihr durch die Glieder wie der Anblick von etwas Heiligem. Grete hob ein wenig den Kopf und — Dorchen hat es bis an ihr Lebensende behauptet — lächelte sie selig an; als sie aber näher hinzu trat, fauchte Grete und miaute dann kläglich und bittend.

„Nein, Grete, nein, die Jungen soll dir niemand nehmen," sagte Dorchen und setzte es mit der Großmutter beim Vater durch, daß alle sechs jungen Katzen so lange bei ihrer Pflegemutter blieben, bis sie ihrer mütterlichen Hut entwachsen und entwöhnt waren, wo sie dann bis auf eins, das zu Gretens Trost bei ihr blieb, an befreundete Familien verschenkt wurden. Peterinchen aber blieb immer leichtsinnig und führte einen auswärtigen Lebenswandel, bis sie eines Tages von ihrem Ausfluge nicht wiederkam. Großmutter behauptete, sie sei eigentlich doch ein Kater gewesen.

Als aber Dorchen damals, das Herz noch ganz voller Andacht, in ihr Stübchen hinaufkam, strebte ihr von Marthas Schoße mit ausgestreckten Armen Klein Ilschen entgegen.

„Lole! Lole!" krähte das Kind und lief, als Martha es niedersetzte, so rasch es seine dicken Beinchen tragen konnten, auf Dorchen zu. Die hob es empor in ihre Arme. Da streichelte es mit beiden Händchen die Wangen seines Pflegemütterchens und sagte zärtlich „Eia! Eia!" und streichelte wieder.

Dorchen strömte eine lichte, holde Wärme über das Herz. Immer mehr wuchs sie sich in ihre Mutterrolle hinein, hatte das Kind immer um sich und war stolz wie nur die echteste Mutter auf seinen Liebreiz. Der war seltsam groß und bezwang ihm alle Herzen, selbst das der Großmutter, die erst gar nicht davon erbaut gewesen war, sich von „so 'nem kribbelnden und krabbelnden Kroppzeug" die Ruhe des Alters stören zu lassen. Dem Kleinchen aber konnte auch sie einfach nicht widerstehen; es durfte zu jeder Tageszeit zu ihr hineinkommen und mit den Kätzchen spielen; es kletterte auf „Ohmas" Schoß und eite ihr Gesicht, es hatte alles lieb, wollte alles haben und kennen lernen, war aber gar nicht unglücklich, wenn man ihm ein Spielzeug fortnahm, sondern griff gleich freundlich und arglos nach einem

Digitized by Google

andern. Es fürchtete sich vor nichts und niemand auf der Welt, darum eroberte es sich alle Menschen und Dinge im Flug. Nur eins gab es freilich, was es nicht sollte und durfte und doch immer wieder tat: wenn Ohma schlummerte, sich einen Stuhl zur Servante ziehen, hinaufklettern, das Schlüsselchen umdrehen und den Chinesen beim wackelnden Kopf oder die Stehaufdame beim Reifrock fassen, oder die buntbemalten Tassen und Kännchen mit selbstvergessen lautem „eia!" liebkosen.

Dann wachte Ohma spätestens darüber auf, daß Kleinchen mit Gepolter vom Stuhl fiel und, noch immer das Stehaufchen in den runden Händchen, ganz freundlich auf der schneeweiß gescheuerten Diele saß. Es sah liebenswürdig und zufrieden nach der alten Dame hin und wartete gemächlich auf seine Strafe. Ohma mußte sich allemal erst dazu aufraffen, das Kind etwas unsanft in die Höhe zu ziehen und mit einem barschen: „Nu aber 'naus, und daß du mir haußen bleibst!" ihm das verbotene Spielzeug aus der Hand zu nehmen. Kleinchen trippelte dann ohne Weigerung zur Tür, machte da einen Knicks und wartete, bis Ohma den Drücker niederdrückte.

Auch für Dorothea war Großmutters Stube eigentlich ein Märchenreich, in dem es immer feierlich und Sonntag war. Auf den schneeweißen Dielen knisterte unter jedem Fußtritt feiner weißer Sand, denn Großmutter hielt darauf, daß ihr Reich genau so bliebe, wie es „zu ihrer Zeit" Mode gewesen war. An den Wänden standen schwere, geradlinige, schön eingelegte Schränke und Kommoden, der Tisch war mit braunem Wachstuch bespannt, über das schwarze Wachstuch der Kommode spazierten buntlackierte Chinesen mit langen schwarzen Zöpfen unter einem türkisblauen Himmel und hielten geradegespannte bunte Sonnenschirmchen über sich. Hinter dem Glas der Servante gab es hundert Herrlichkeiten aus vergangener Zeit, und von allen wußte Großmutter eine Geschichte zu erzählen. Jene Standuhr, ein Tempelchen mit elfenbeinernen Säulen und einem Architrav, auf dem ein geflügelter, goldener Amor auf goldenem Amboß ein von seinem Pfeil durchbohrtes goldenes Herzchen bei jedem Glockenschlage hämmerte, war 1815 von Großmutters Bruder, der Wachtmeister bei den Blücherschen Husaren gewesen war, aus Frankreich mitgebracht worden; dieses wunderfeine, bemalte und vergoldete Riechfläschchen, das noch immer nach Rosen duftete, hatte ein französischer Colonel 1806 der Großmutter geschenkt, die damals eine sehr reizende junge Frau gewesen war. Und der Geheimderat von Goethe, Exzellenz, war einmal in Ruhla gewesen, als Großmutter ein kleines Mädchen gewesen war, und hatte ihr über den Scheitel gestrichen und gesagt, er möge krauses, braunes Haar gern leiden, und Großmutter hatte nachher gehört, seine Christiane habe ebensolches Haar gehabt; der Herr Geheimderat hatte sogar einen Vers darauf gemacht, den Großmutter voll Stolz hersagte.

Diese kleine Geschichte war die Krone aller Geschichten für Dorothea. Denn sie war jetzt in das Alter gekommen, wo sie Bücher jeglicher Art mit nie zu sättigender Gier verschlang, und da hatte sie in Papas kleiner Bibliothek das Buch gefunden von dem alten Faust und dem jungen Gretchen, und die Ahnung von dem ganz Tiefen, ganz Gewaltigen, das Mann und Weib erhebt oder zerschmettert, hatte sie ergriffen wie Frühlingssturm. Je unverstandener das war, um so schöner war es und blieb der Phantasie unverloren und von den Gedanken umworben.

Aber dem großen Geheimnis noch näher, noch tiefer gesättigt von den Schauern und Entzückungen des Unergründlichen, war die andere Kunst, die Dorchen mit Leidenschaft zu treiben begann: die Musik. Eben jetzt, da sie die Kinderschuhe abstreifte, war ihr diese Kunst ganz nahe gekommen.

Jener Schulmeister Karsten aus Sangersleben, der zum erstenmal Dorchens Seele die Musik erschlossen hatte, tat, da seine Mutter, für die er die Pön getragen, gestorben war, die Schulmeisterei von sich ab und kaufte mit seinem kleinen Erbteil das Arbeiterhäuschen, das neben dem Asmusschen Anwesen lag. Nun setzte Dorchen es mit ihren Bitten bei Papa durch, Stunden bei Herrn Karsten zu nehmen und verbrachte alle Zeit, die ihr die Schule ließ, mit dem fleißigsten Üben.

Die Vierzehnjährige besuchte zwar jetzt die höhere Töchterschule der Stadt und hatte viel nachzuholen, aber sie war recht eigent-

Digitized by Google

lich ein Vielfraß, der auch die Wissenschaften in sich hineinschlang, unbesehen und in jeder Masse. Es war, als wüchsen ihr in diesem gärenden Übergangsalter die Kräfte und die Begier, sie zu nutzen, über jedes Maß hinaus, und wenn auch der Doktor nicht ohne Besorgnis in ihr schmal und scharf gewordenes Gesicht und auf ihren hochaufgeschossenen Körper blickte: die Leidenschaft des Kindes ließ sich nicht eindämmen, und der Vater war froh, daß sie sich im Geistigen entlud. Freilich, er wußte doch nicht, daß die Stunden bei Herrn Karsten Dorchen über alles Maß hinaus beseligten und folterten. Wenn der schweigsame, vielfordernde Lehrer sie gelobt hatte, lief Dorothea nach der Stunde als hätte sie Flügel an den Sohlen in den Berg und wühlte sich da ein in die Pfingstrosen, die zu vielen Tausenden die Hänge in roter Glut überblühten. Sie zog die kühlen Köpfchen an ihre heißen Lippen, an ihre glühenden Wangen, sang und jauchzte und war selig wie Eva am ersten Tage, da die Welt neu und glühend ihr entgegenblühte.

Und hatte Karsten sie getadelt, was er in wenigen strengen, unpersönlichen Worten tat, dann schlich Dorothea durch das Pförtchen, wie eine vom unfühlenden Richter zum Tod verdammte Sünderin.

Aber was das Schlimmste für sie war, sie wußte nie vorher, ob sie Lob oder Tadel ernten werde; denn Karsten war ein großer Musiker, aber kein Pädagog und auch kein Techniker. Er zog nicht in Erwägung, was die Kraft seiner Schülerin leisten konnte, die nur dilettantisch war und ohne sichere elementare Grundlage im Fluge sich das Obere aneignete, darum aber auch oft im Unteren steckenblieb. So übte sich Dorothea die Finger lahm an Sachen, die ganz über ihre technische Kraft gingen, und die sie einmal mit einem Flug des Temperaments und Verständnisses im Sturm nahm, um ein andermal kläglich an scheinbar geringen Schwierigkeiten zu scheitern und steckenzubleiben. Dann tadelte Karsten die Ungleichheit ihres Spieles, die er in ihrem flatterigen Charakter begründet glaubte, und Dorothea spielte nach dem ersten Fehlschlag mit eiskalten Fingern schlechter und schlechter in hoffnungsloser Verzweiflung über ihre Unfähigkeit. So schwebte sie wie auf einer Wippe stets von der Höhe zur Tiefe und hatte nie festen Grund unter den Füßen. Gerade dadurch aber stieg der Lehrer zu einer ungemessenen Wichtigkeit für sie hinauf und beherrschte, ohne es zu ahnen, ihr ganzes Wesen.

In ihrer Verzweiflung kam sie sogar zu dem närrischen Gedanken, wenn sie nur nicht so häßlich wäre, würde Herr Karsten sie doch vielleicht nicht gar so hart beurteilen, ein Gedanke, der irgendwie von außen in sie hineingebracht worden sein mußte, denn eigentlich dachte sie sehr wenig an ihr Aussehen. Sie hatte gar zu viel anderes zu tun und zu erleben.

Kunos hatten ihr Gut verpachtet und waren in die Stadt gezogen, wo Herr Kuno eins seiner Projekte zu verwirklichen gedachte. Trude besuchte noch die Schule mit Dorchen zusammen, und das Band der Jugendfreundschaft zog sich fester. Die reizende Luise, die jetzt ganz erwachsen war, wurde von Dorchen mit einer Schwärmerei geliebt, wie sie nur die gärende Backfischzeit kennt.

Das Kunosche Haus war immer voll von Besuch; Hans, der jetzt Medizin studierte, brachte seine Kommilitonen ins Haus, die Freundinnen der jungen Mädchen wurden von ihnen angezogen, und fast jeden Abend entwickelte sich eine lustige Geselligkeit mit Tanz, Gesang und Pfänderspielen.

Dorchen mit der Ungelenkigkeit, Sprödigkeit und Schüchternheit ihrer fünfzehn Jahre spielte gar keine Rolle auf diesen Festen; sie stand meistens unbeachtet in einem Winkel, und wenn Luise sie daraus hervorzog, so war es, um ihre Ungeschicklichkeit den andern vor Augen zu stellen.

Weil es aber für Dorchen schwierig war, selbst in Begleitung der Martha, spät abends den völlig dunklen und einsamen Berg hinaufzugehen, durfte sie immer einmal in der Woche nachts bei Kunos bleiben. Dann, wenn alle anderen Gäste fort waren, ging für Dorchen die Lust des Abend erst an. Herumtollen, balgen, sich lustige Geschichten von den Studenten erzählen — immer beide Kunomädel zugleich —, dann flüstern und eine in den Winkel ziehen und ihr was zutuscheln — bis plötzlich Dorchens Temperament durchbrach und sie einfach „ein tolles Mädchen" war und die ärgste von allen an wilder Lustigkeit. Nur was an die stillen Geheimnisse ihre Seele rührte, konnte

Digitized by Google

sie niemals betasten lassen, sondern litt lieber Spott. Wenn dann die Lust vertobt war und die Kunomädel ins Bett gekrochen, mußte Dorchen erzählen. Die Kunomädel lasen nie selbst, dazu hatten sie Dorchen. Die wikkelte sich eine Decke um, hockte sich auf das Fußende von Luisens Bett und legte los. Den ganzen, zuletzt gelesenen Roman — drei Bände der Marlitt — erzählte sie so hintereinander und merkte erst viel zu spät, daß ihre Zuhörerinnen sanft entschlummert waren, worauf sie endlich frierend und beschämt von Luisens Bett hinunter und auf ihr Sofa kletterte und noch lange mit weit offenen Augen vor sich hinträumte.

Aber auch ihren eigenen kleinen Roman sollte sie damals erleben.

Bei Kunos wurde immer viel Musik getrieben, zu der beide Mädel ein natürliches Talent hatten, und so brachte auch irgend jemand einmal einen Geiger, einen richtigen Virtuosen, ins Haus. Der war ein großes, aber ganz verlottertes Talent, ein Vierziger, dem sehr schwarzes Haar tief auf die Schultern fiel, dagegen auf dem Scheitel fehlte, und dem ein sehr schwarzer Schnurrbart ein verwettertes Gesicht mit kleinen, schwarzen Äuglein und einer mächtigen, purpurnen Nase zierte. Er spielte ganz anders als Herr Karsten, von dem er, Hahnke, als er ihn einmal in einer stillen Dämmerstunde bei Kunos hatte spielen hören, zu sagen pflegte, sie beide, Karsten und Hahnke, hätten sich in die Seele des Faust so geteilt, daß Karsten vom Himmel die schönsten Sterne fordre und Hahnke von der Erde jede höchste Lust. Und wenn das auch nicht ganz stimmte, wie Dorothea wohl fühlte, so packte sie freilich bei den tollen Passagen des Geigers und seinem erregenden Vibrato, bei dem langgezogenen Weinen und den jauchzenden Jubeltönen, dem schmelzenden Legato und dem harten Staccato ein süßes Grauen, als führe sie, nicht mit bedächtiger, sondern mit unerhörter Schnelle vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Ihre fünfzehn Jahre wollten ihr Recht, und selbst das harte Urteil, das ihr Musikgott Karsten über den Geiger fällte — es sei eine Schande, wie ein so großes Talent die Musik verschmutze — riß sie nicht aus dem Zauberbann, in den die Geige sie einsing.

Die Geige, nicht der Geiger. Aber ihre Fünfzehnjährigkeit verwechselte die Gegenstände ihrer Schwärmerei, und weil die Geige so zauberisch sang, war ihr der Geiger ein Zauberer. So konnte Herr Hahnke tun, was er wollte, es war für Dorchen geheiligt durch die Göttlichkeit des Täters. Wenn seine Witze einmal gar zu arg waren, so reichte ja Dorchens Verständnis nicht an sie heran, und war sein Behaben frech, so war es eben das eines Gottes gegen arme Irdische. Sie verblieb immer in zitternder Andacht, und wenn bei dem wilden Reigen, den der Geiger anführte, er auch sie erfaßte und herumwirbelte, war sie schreckensvoll beglückt wie jene Semele — im Schiller gleich hinter den Gedichten stand sie — die in der Umarmung Jupiters dahinschmolz. Dorchen dachte sich dieses Ende wundervoll schön.

Ihre Meinung von Herrn Hahnke, deren leiseste Anfechtung sie an sich selber als unwürdige Untreue empfand, fand zu ihrer Genugtuung eine Bestätigung durch Heinz Eigenfeld. Der „Leuchtende" war in der letzten Zeit in Dorchens Phantasie etwas durch die anderen Sterne, die ihr aufgegangen waren, verdunkelt worden, oder sein Glanz hatte sich auch selbst verdunkelt. Er war schon zweimal sitzengeblieben und seine Mutter verlangte gebieterisch, daß er Ostern das Abiturium mache, widrigenfalls sie ihm die Geige, als Zeit- und Studienverderberin, fortnehmen werde. Er versuchte nun ernsthaft, die Lücken seines Wissens zu stopfen, tat das aber mit Stöhnen und Schelten. Und Dorchen, der das Pflichttun so selbstverständlich schien wie das Atmen, verstand ihn darin nicht; zumal ihr Frau Eigenfeld immer mehr Achtung einflößte, je mehr sie selbst wuchs, und das verständige und treuherzige Bertchen ihrem eigenen springenden Wesen ein innerlicher Halt wurde. Dabei fühlte sie doch, daß beide Heinz viel mehr liebten als er sie und folglich viel stärker durch ihn litten, als er durch sie.

Nun war Heinz eines Abends zu Kunos gekommen und hatte Hahnke geigen gehört. Und seine Begeisterung äußerte sich in stürmischem Ausbruch. Er ging, als der letzte Geigenstrich hingeschmolzen war, auf den Geiger zu, packte seine Hand und zerdrückte sie beinahe. „Sie geigen wie ein Gott!" rief er laut, ohne sich im mindesten um das Erstaunen der andern zu kümmern. „Sie müssen mein Lehrer werden."

Digitized by Google

Fürſt Friedrich von Waldeck

Gemälde von Joh. Friedr. Auguſt Tiſchbein

(Im Beſitz des Fürſten von Waldeck-Pyrmont)

Digitized by Google

Digitized by Google

Herrn Hahnkes rubinrote Nase leuchtete, seine kleinen, schwarzen Augen lachten halb geschmeichelt, halb belustigt. „So," sagte er, „ich muß. Also erstens, junger Mann, bin ich kein Lehrer —, kein Genie taugt zum Schulmeister — zweitens: wer sind Sie, und was können Sie?"

„Ich heiße Heinz Eigenfeld und bin Primaner; aber das tut nichts zur Sache. Wenn Sie erlauben, so komme ich morgen Ihnen vorzuspielen."

„So — Sie kommen. Nach Weimar nämlich, denn da wohne ich, und wenn ich Zeit habe, spiele ich meinem Duzbruder Franz Liszt vor oder lasse mir von ihm vorspielen. Ja. Und bei wem haben Sie bisher gelernt — und was?"

„Bei Karsten. Was, kann ich nur vorgeigen."

„So, bei dem Himmelspieler. Na, der kann also auch geigen?"

„Er kann alles, was Musik heißt. Aber in der Technik ist er nicht so — so virtuos."

„Wie ich. Glaub's. Ja, ich bin auch nur ein armer Virtuos, ein Handlanger der Großen, ihr Instrument. Herr Karsten ist Komponist und Alleskönner — aber dafür kann er wahrscheinlich nicht so geigen wie ich. Also kommen Sie morgen nachmittag zu mir, junger Mann — ich will doch mal sehen, wie Herr Karsten die Violine lehrt. Und außerdem, Ihre göttliche Frechheit trifft auf verwandte Seiten bei mir. Wenn Ihr Talent ebenso kühn ist wie Ihr Mundwerk, will ich sehen, was ich für Sie tun kann. — Über die Bedingungen sprechen wir dann."

Als Heinz an Dorchens Platze vorbeikam, faßte sie seine herabhängende Hand.

„Ah, Dorchen," sagte Heinz. „Du glühst ja wie eure Pfingstrosen. Ein Genie, der Hahnke, gelle? Wollen wir uns übermorgen um eins vor eurer Schule treffen? Ich erzähle dir dann, wie meine hochnotpeinliche Prüfung ausgefallen ist."

„Ach ja, Heinz."

Er sah sie noch einmal ordentlich an. Wahrhaftig, dieses Dorchen war ja beinahe schon ein Fräulein! Und wie hübsch sie jetzt aussah, so „süß erschrocken —"

Luise Kuno kam auf die beiden zu.

„Du, Liese," sagte Heinz und sah ihr lächelnd in die Augen, „ob du wohl jemals süß erschrocken aussehen könntest?"

„Ne, dumm bin ich nicht!" Luise lachte.

Am übernächsten Tage erzählte dann Heinz. Er hatte Hahnke vorgegeigt, alles mögliche, und alles aus dem Kopf, und Hahnke hatte ihn auf die Schulter geschlagen, und gesagt, das sei der Ritterschlag, den er als Ritter vom heiligen Geist dem Edelknappen gäbe, und dann habe er ihn unter den Arm gefaßt und sei mit ihm in den Schloßgarten gegangen. Da waren sie dann wirklich Liszt begegnet, der um diese Stunde beim Borkenhäuschen zu promenieren pflegte und hatten tief den Hut vor dem alten Herrn gezogen, der in seinem langen, schwarzen Priesterrock mit seiner langen, hagern Gestalt und seinem Edelgesicht ausgesehen hatte wie der liebe Gott. Und Hahnke hatte gesagt: „Fürst und Herr aller musikalischen Geister, ich stelle Ihnen in diesem jungen Dachs hier meinen nachgeborenen Bruder von der Geige vor, der vielleicht einst die Welt zu seinen Füßen zwingen wird — wenn sie ihn nicht vorher überschluckt."

Und Liszt hatte ein wenig herablassend aber sehr gütig gelächelt und gesagt: „Bringen Sie mir den jungen Mann einmal in meine Sonntags-Matinéen, lieber Hahnke, damit er sieht, was er noch zu lernen hat. Denn ich setze voraus, Sie wollen Ihre Kunst ernstlich erlernen, mein Lieber?"

„Nicht wie ich, der verspielte Verspieler," hatte Hahnke gesagt und dabei wirklich unglücklich ausgesehen, und Liszt hatte erwidert: „Sie sind eben ein Zigeuner, lieber Hahnke, aber ein genialer."

Und sie hatten beide Liszts lange, elfenbeinerne Hand geküßt — beide — zuerst Hahnke, dann Heinz, und waren gegangen.

Hahnke wollte nun Heinz jeden Donnerstag, wo er in Jena war, eine Stunde geben. Den Preis dafür, einen Dukaten, verschwieg Heinz, denn noch wußte sein erfinderischer Kopf nicht, woher das Geld nehmen. Darum dachte Dorchen, Hahnke weihe Heinz aus reiner Liebe zur Kunst in deren Geheimnisse ein, und seine Großmut färbte den Heiligenschein, der um seinen verwüsteten Kopf stand, mit noch stärkerem Goldglanz.

Hatte nun aber Luise doch ein Wort gegen Hahnke fallen lassen, oder waren dem Virtuosen selbst die Augen aufgegangen, er begegnete seiner kleinen Verehrerin plötzlich mit einer halb scherzenden Galanterie,

Digitized by Google

welche Dorchen kaum mehr „süß", sondern bis ins Innerste erschrocken und betroffen aufnahm. Es war ganz und gar nicht das Jubelgefühl der Gläubigen, zu der ihr Gott sich herabneigt, auch nicht die Begeisterung, mit der die Schülerin ein Lob ihres Lehrers wie den überschwenglichen Lohn ihrer Mühen aufnahm, es war etwas Heißes, Lähmendes, was Dorchen bei diesen Huldigungen überkam, und sie weinte oft in der Nacht, als wäre ihr in eine große Kostbarkeit ein Sprung gekommen.

Und doch war es um diese Zeit, daß Dorchen sich zu putzen anfing. Auch kam sie einmal in der Dämmerung zur Großmutter, stellte sich an den Ofen, wo es schon ganz dunkel war, und fragte in einem Ton, der unbefangen klingen sollte: „Großmutter, du warst einmal sehr schön, sagt Papa. Sind — wir — eigentlich auch hübsch, oder sind wir häßlich?"

„Tumme Bälge seid ihr," erwiderte Großmutter, „und habt die Nas' in die Läng' und den Mund in die Quer. Seid damit zufrieden und dankt Gott, daß ihr nicht pucklig seid und kesunde Gliedmaßen habt."

Dorchen drückte sich zur Tür hinaus und sagte gar nicht, ob diese Antwort sie befriedige. Sie schlich sich vielmehr vor ihren kleinen Spiegel und blickte so forschend in ihn hinein wie die Königin im Märchen: „Spieglein, Spieglein an der Wand —"

Aber der Spiegel antwortete ihr kein Sterbenswörtchen.

Sie versuchte noch einmal.

„Bertchen," sagte sie, „nicht wahr, wir sind Freundinnen und werden einander immer die volle, reine Wahrheit sagen?"

Bertchen sah sie erstaunt an.

„Natürlich," sagte sie nur.

„Na, dann sag' doch mal — Dorchen schluckte ein bißchen — bloß so — es kommt gar nicht drauf an, ich möcht's bloß gern wissen: Bin ich eigentlich hübsch oder nicht?"

Bertchen sah sie prüfend an und erwiderte sachlich: „Ja, weißt du, manchmal, so von weitem, denke ich, an dir ist doch etwas; aber wenn du dann näher kommst, dann ist's nichts. — Aber nun sag' auch, ob ich hübsch bin?"

Dorchen dachte nach. Dann antwortete sie auch ehrlich und sachlich: „Ja, die meisten Menschen sagen, du seiest sehr hübsch. Aber ich finde das gar nicht. Weißt, ich mag die Blonden und Dicken nun mal nicht." So wurde denn Dorchens Wissen um ihr Äußeres auch von dieser Seite nicht gefördert.

Sie schlich jetzt oft, unter Großmutters Fenster sich duckend, heimlich nachmittags zum Kunoschen Hause, das unmittelbar unter dem Berge auf einer Wiese stand. Das Herz klopfte ihr bis zum Halse, wenn sie durch die geschlossenen Fenster die Töne der Geige und des Klaviers hörte. Hahnke wollte in Jena ein Konzert geben, und Luise begleitete ihm sehr geschickt einige Stücke, während in andern Duos — lauter kleinen Sächelchen, wie sie die Zeit und die Dilettanten liebten, die noch nicht den Ehrgeiz hatten, ihren Hörern klassisch zu kommen — noch zwei andere Damen der Gesellschaft mitwirkten. Diese Mitwirkung war für Hahnke das beste Mittel, Zulauf zum Konzert zu bekommen; denn es war den guten Jenenserinnen natürlich weit interessanter, Frau Professor X. und die Tochter des Direktors Y. zu hören und zu kritisieren, was die Damen „anhatten", als dem Geigenspiel eines ihnen unbekannten Virtuosen zu lauschen.

Herr Hahnke hatte Luisen gefragt, ob denn Dorchen nicht spiele, denn es sei unmöglich, daß hinter diesen Augen nicht eine Musikseele wohne. Nun mußte sie ihre Künste zeigen, und Herr Hahnke ruhte nicht, bis Dorchen ihn — nur privatim, denn ihre Mitwirkung in der Öffentlichkeit war ausgeschlossen — zu der Elegie von Ernst und zu der Meditation von Gounod begleitete, die über dem ersten Präludium von Bach eine sentimentale Singstimme schweben ließ. Herrn Hahnkes Geige sang denn auch diese Stimme so süß, daß sich ihm selbst „darüber die Augen verdrehten", wie er Luise zuflüsterte. Aber Dorchen nahm die Sache heilig ernst und kniete wieder andächtig an den Stufen des Thrones, den sie der Geige erbaut hatte.

Sie suchte auch auf eine Anregung von Hahnke ihren Papa zu bestimmen, eine Gesellschaft zu geben, und den großen Virtuosen dazu einzuladen; aber Papa fuhr sie an: „Du bist wohl rein toll geworden, Mädel! Hast noch nicht genug an dem Träumer, dem Karsten, daß du mir noch

Digitized by Google

den verlotterten Fiedler ins Haus schleppen möchtest? Fehlte dann bloß noch der liederliche Bengel, der Eigenfeld, dann wäre ja ein schönes Trio beisammen. Werde mir nicht verrückt, Mädel, sonst ist's alle mit dem Klaviergedudel und mit dem Laufen zu Kunos auch. Bist noch viel zu jung für die Schlampereien, und das Nachtlogieren ist mir schon lange nicht recht."

„Bei Kunos wird nicht geschlampt," verteidigte Dorchen entrüstet ihre Freunde, aber in ihrer Angst, Papa könne ihr im Ernst die Besuche bei ihnen verbieten, schränkte sie ihre Abendgänge dahin ein und schlich sich lieber nachmittags gleich aus der Schule zu Kunos, wo es denn eigentlich viel schöner war, weil Herr Hahnke, wie er ihr zuflüsterte, ganz für sie allein spielte. Und während Großmutter wähnte, Dorchen sei im Konfirmandenunterricht, lauschte das Jungferchen der Fiedel des Rattenfängers und schlich sich erst gegen die Abendbrotzeit, das in der Schultasche versteckte Laternchen in der Hand, mit der doppelten Angst der schuldbewußten Sünderin und des furchtsamen Mädchens durch die stockdustere Nacht den Berg hinauf und in ihr Oberstübchen.

Großmutter wartete indessen schon mit Sehnsucht auf Ostern, wo das Mädel, die Dore, eingesegnet wurde und aus der Schule kam. Denn es wurde ihr nachgerade zuviel, die kleine Ilse zu hüten, die eben im Stadium der „permanenten Selbstmörderin" steckte. Großmutter behauptete ja, Nerven seien eine von den verrückten Erfindungen der Neuzeit; aber jetzt bekam sie beinah selber welche, wenn „das kleine Balg", das ganz ruhig auf der Strohmatte des Fenstertrittes zu ihren Füßen gespielt hatte, plötzlich aufstand und die Augen mit frommem Engelsblick zu ihr aufhebend, stillvergnügt meldete: „Ohma, Ille 'nop dessen," was heißen sollte, Ilse habe einen Knopf verschluckt.

Dann nahm Großmutter die Rute hinter dem Spiegel vor, legte sie aber wieder hin, weil sie doch nicht genau wußte, ob eine Verzögerung durch die bewußte Prozedur am Ende für die Rettung des Kindes aus Lebensgefahr gefährlich werden könnte, faßte Ilse ziemlich unsanft bei der Hand und zog sie hinter sich her zum Vater. Ilschen ging auch freundlich und vergnügt mit.

„Du, Doktor," sagte die alte Dame, „das Balg da hat wiedermal einen Gnopf hintergeschluckt. Was dun wir denn da?"

Ilschen stand und sah den Papa neugierig an. Der Doktor rollte die Augen. „Wir schneiden ihr den Hals bis zum Bauch auf," sagte er mit fürchterlich tiefer Stimme. Und er ging an seinen großen Schrank, holte ein großes Messer und eine kleine Papierhülle heraus und stellte sich vor Ilschen. „Jetzt gib mal den Hals her!" sagte er.

Ilschen stand ganz ruhig und sah ihn an. In ihren Augen bildeten sich zwei Wasserküglein, aber sie bot Papa gehorsam das Hälschen dar.

Der Doktor räusperte sich. „Na, für diesmal will ich das Schneiden noch lassen," sagte er. „Gib dem unartigen Mädel das Pulver zu essen, Ohma. Wenn sie aber noch ein einziges Mal einen Knopf in den Mund steckt, wird ihr ohne Gnade der Hals aufgeschnitten — bis hierher."

Er fuhr mit dem Finger von Ilschens Hals bis zum Bäuchlein, daß es das Kind kitzelte und es lachen mußte.

Großmutter schüttelte tadelnd den Kopf.

„Bist selbst 'n alter Jung'," brummte sie. „Zu meiner Zeit erzog man die Kinder besser."

„Ja, ja, Mutter," gab der Doktor zu. „Aber m i c h hast d u doch wohl erzogen?"

Großmutter nahm sehr ärgerlich das Kind bei der Hand und zog es in ihre Stube. Da rührte sie das Pulver in einem großen Löffel mit Wasser zu einem grünlich bräunlichen Brei. Der Anblick besänftigte sie etwas. „Es schmeckt wenigstens abscheulich," sagte sie. „Daß du's ohne Maulziehen schluckst, du Balg!"

Ilschen schluckte. Sie leckte auch noch auf Ohmas Geheiß den Löffel aus. „Pulfa 'meckt süß," sagte sie befriedigt. Dann hockte sie sich in den Türwinkel zu den Katzen. Nach einem Weilchen kam sie wieder. „Ohma, Illa hat danz dewiß teinen 'nop luckt, boß Pellchen. Pommt sie nu Pulfa?"

Böser Ahnung voll sah Großmutter sich um. Wahrhaftig, an dem Klingelzuge fehlten ein paar Schmelzperlen! Nun kam die Rute doch zu ihrem Recht. Und dann sagte Ohma: „Nu aber 'naus, du Balg, ich will dich nicht mehr hinnen haben," und schellte der Martha. Und es war nur

Digitized by Google

zu hoffen, daß das Pulver neben dem Knopf auch den Schmelzperlen auf den rechten Weg helfen werde.

Aber Nerven konnte man immerhin bekommen, und es war Zeit, daß die Dora einem alten Menschen diese Kinderplage abnahm.

Zurzeit nähte, stickte und häkelte „die Dore" übrigens so eifrig, daß Großmutter an „ihre Zeit" erinnert wurde. Und es war wohl möglich, daß an den Gaben, die sie für ihre Lieben bereitete, Zärtlichkeit und Gewissen, das die kleinen Täuschungen und Vernachlässigungen der Ihren so sühnen wollte, den gleichen Anteil hatten. Sie bezwang auch ihre Sehnsucht und blieb jetzt mehr zu Hause; denn an den Abenden ging der Brummtopf um, und die verkleideten Buben mit den gräßlich tönenden Tönnchen und der großen Schnarre kamen bis auf den Berg hinauf und jagten Ilschen einen Heidenschreck ein. Auch die auf Stangen gesteckten Kürbisköpfe, die im Maul und den Augen glühende Kohlen hatten, konnten das sonst so unerschrockene Mädelchen zum bitteren Weinen bringen. Dann kam der König Herodes, angetan mit einem Purpurmantel aus Kattun und einer goldenen Krone aus Papier und hatte einen Leierkasten umgeschnallt, auf dessen Pult fingerlange Puppen unter Palmen spazierten und dann in eine Art Felsenstall hineingingen. Der war von innen erleuchtet, und man sah darin Maria im blauen Kleide und Joseph im braunen Mantel, und das Kindlein in der Krippe, von Ochs und Eselein neugierig beschaut, von Hirten und Königen angebetet, von Engeln mit großen, weißen Flügeln beschützt. König Herodes schob die Puppen hin und her und sprach zur Begleitung des Leierkastens die Weihnachts- und gleich darauf die Passionsgeschichte in passender Abkürzung. Über die Bühne des Leierkastens schritten nun Jesus mit dem Kreuz und Maria, gesellt mit Herodes und Pilatus; aber das schönste von allem war Petrus mit dem Hahn, der so natürlich krähte, daß Ilschen vor Jubel schrie, und dann Judas mit feuerrotem Bart und großem Buckel, der Geld aus dem Beutel in die Hand schüttete. Aber hinter ihm stand schon der Teufel und riß ihm den Kopf ab. Mit diesem Effekt schloß die Handlung, und Ilschen trippelte auf König Herodes zu und legte, ein wenig vorsichtig und von weitem, in seine Hand ein paar Pfennige, die Großmutter ihr gegeben hatte, und ihr Gesichtchen strahlte von nachträglichem Entzücken und von augenblicklicher Erleichterung, daß die immerhin bedenkliche Berührnng mit dem bösen König Herodes überstanden war.

Da geschah es denn, daß Dorchen das Kind emporhob und küßte, und Großmutter den Kopf über die Leidenschaftlichkeit schüttelte, mit der sie es tat.

Dann kam Weihnachten. Als die frühe Dämmerung einbrach, läuteten drunten in der Stadt alle Glocken, und Dorchen nahm ihr Laternchen und ein zweites Licht und stieg den feierlich weißen Berg hinunter zu den Lichtern der Stadt. Da begegneten ihr viele Leute, zumeist aber alte Weiblein und junge Mädchen; denn die Mütter hatten mit dem Christbaum zu tun, und für die Kinder war die Stunde zu spät. Die Wandelnden aber trugen, wie Dorchen wußte, alle Kerzen unter den Tüchern und Mänteln. Und die waren das Schönste an der Sache. Denn es war so feierlich, wenn die Kirche zuerst fast dunkel war, nur erhellt von den großen Lichtern am Altar, bis dann ein Lichtlein nach dem andern aufflammte, eins am andern angezündet und auf die Spitzen gesteckt wurde, die aus den Bankpulten aufragten, und die Kirche nun hell wurde und der Gesang anhub „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich—"

Während die Lichter niederbrannten und eine feierliche Dämmerung um die Kirchenpfeiler wob, ertönte von der Kanzel her die Stimme des Predigers: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab —"

Da füllte sich die Kirche mit der weltumfassenden Liebe, und das Herz des jungen Kindes, das sich in der Ecke des Betstuhls zusammengekauert und sein Lichtchen ausgeblasen hatte, damit niemand seine Tränen sähe, füllte sich mit der Ahnung einer Hoheit, der es nacheifern, und einer schwebenden Schönheit, die es zu sich ziehen wollte. Melodien klangen, Menschen zogen mit halbverhüllten Gesichtern vorbei, Gott leuchtete hoch oben in so blendendem Lichte, daß er nicht zu erkennen war — und das Kind, ohne es zu wissen, begann eine weitere Stufe des steilen Weges empor-

Digitized by Google

zuklimmen, dessen Ziel ihm noch verhüllt war.

Eine Stunde später hatte das Kleinleben der Wirklichkeit das Dorchen wieder lieb umfaßt. Im Wohnzimmer hatte Papa den Baum entzündet, Großmutter stand darunter, Martha hielt sich im Hintergrund. Ilschen, an Dorchens Hand, blieb zuerst wie verzaubert an der Tür stehn, riß sich dann mit einem Jubelschrei los, stürzte auf den Leiterwagen zu, der, von Ochs und Eselein gezogen, von einem Engel geleitet, von Dorchen zu Märchengestalten verwandelte Puppen trug, und schloß sie alle in eine entzückte Umarmung.

In die lächelnde Rührung hinein plumpste Martha mit einem niedlichen Päckchen in der Hand, das mit feuerfarbenen Bändern und Siegeln vielfach verschlossen war. „An Fräulein Dorothea," sagte sie.

Dorchen drehte das Päckchen zwischen ihren Fingern. Es trug keinen Poststempel. „Wer hat denn das geschickt?" fragte sie. Martha grinste.

„Weiß nicht. 'n Jung' war da und sprang gleich wieder fort."

Dorchen wurde heiß. Sie beschenkte sich mit niemand in der Stadt. Eine süße Angst befiel sie. Ob wohl Blumen im Paket waren? Wenn sie es doch auf ihrem Zimmer öffnen könnte!

Aber Großmutter sagte argwöhnisch: „Nu ne, was nöhlst du denn so? Spring 'n bissel mit 'm Aufmachen!"

Dorchen löste mit zitternden Fingern die Bänder. Es war immer eine Papierhülle über der andern, ein rosenfarbenes Band über dem gelösten. Blumen konnten nicht mehr darin sein; es war kaum mehr fingerlang. Nun, ein schmales Pappschächtelchen, darin, in rosa Watte gebettet —

Papa, Großmutter, Ilschen, Martha, alle reckten die Hälse. Dorchen ließ es in sein rosa Bettchen zurückfallen, als wäre es Feuer. Aber schon hatte Großmutter ihr das Schächtelchen aus der Hand genommen. „Jemersch!" sagte sie, „nu da, was ist denn das?" Und hob es mit spitzen Fingern in die Höhe. Und alle sahen es, Papa, Großmutter, Martha. Und Ilschen schrie: „Mann mit Hahnpock!"

Ja, es war ein Männchen, aus Wachs mit geschickten Fingern geformt. Und es hatte einen Hahnkopf; Kamm und Schnabel waren feuerrot; die Stelle, wo das Herz zu sitzen pflegt, war mit glühender Nadel in ein großes Loch verwandelt. In den Händen aber hielt das Männchen eine Geige, und den Schnabel sperrte es mit frecher Gebärde auf. Am Bein trug es einen Zettel. Großmutter drehte das Figürchen noch immer in den Fingern, hielt es weit von sich ab, um es besser zu betrachten, und sagte: „Nu, was soll denn das heißen? 'n Mann mit 'm Hahnkopf und 'ner Vigelin. Aber da steht was auf dem Zettel. Lies doch mal, Dore."

„Ach, Unsinn," preßte Dorchen heraus. „Es ist natürlich ein dummer Witz von Liese Kuno."

„Daß es 'n Witz sein soll, merk' ich schon," sagte Großmutter. „Aber ob er dumm ist, muß einer doch sehen. Also sprich, Mädel, was steht auf dem Zettel?"

Und Dorchen las mit gezwungenem Lachen: „Dorotheas Liebe."

Es war einen Augenblick still im Kreise. Dann sagte Papa in das Schweigen hinein: „Wie heißt doch der verliederte Geiger, der bei Kunos verkehrt?"

„Papa!" flehte Dorothea mit zitternder Stimme.

Der Doktor sah flüchtig auf Martha, die alle Ohren aufsperrte. „Hm," sagte er, „na ja, das geht auf deine Musikschwärmerei, Mädel. Bedank' dich bei der Liese Kuno für den dummen Witz. — Und nun müssen wir doch Illas Puppen sprechen lassen. Von wem willst du zuerst hören, Krabbe?" Es hob Ilschen auf ein Knie, setzte Schneewittchen aufs andere und hob an zu erzählen.

Erst spät konnte Dorchen sich in ihre Kammer schleichen und die ersten glühenden Tränen weinen über die Entweihung ihrer ersten Liebe durch die schnöde Welt.

Sie schlich jetzt selten nachmittags zu Kunos, sie schämte sich zu sehr. Wenn sie aber den Geiger einmal traf, dann war es immer, als bäte sie ihm die Schmach ab, die ihre Anbetung erfahren hatte.

So konnte es geschehen, daß Herr Hahnke das Dorchen so mißverstand, wie nur ein alter, wüster Mann ein junges, töricht reines Kind mißverstehen kann.

Liese Kuno, die dem schweigsamen Sichzurückziehen ihrer kleinen Freundin gegenüber kein ganz reines Gewissen haben

Digitized by Google

mochte, und die es anderseits vielleicht prickelte, einen in der Entwicklung unterbrochenen kleinen Roman zum Schluß zu bringen, lud Dorchen sehr dringend zu der Generalprobe des Konzerts ein, die bei Kunos stattfand.

Es war nun Ende Januar, ein verhangener Tag. Gegen Abend setzte eine rasche Kälte ein. Als Dorchen den Berg hinunterstieg, standen alle Bäume im Rauhreif, mit Spitzen und Perlen behangen und hoben sich gegen die roten und dunkelblauen Wolken des Abendhimmels ab in silbernem Schweigen. Die Tannen standen dazwischen mit ausgebreiteten Armen und hatten einen feinen, glänzenden Schleier über ihr dunkles Grün gelegt. Unten die Stadt war in weißem Nebel ganz versunken; aber die gegenüberliegenden Berge hoben sich aus dem weißen Meer in violetten Tinten gegen den Abendhimmel, und ein Wiesenstreifen auf dem einen Berge schimmerte merkwürdig grün dazwischen.

Die große und verklärte Feierlichkeit der Welt umspann das junge Kind mit Träumen von einer heiligen Schönheit, die sie auf der Erde suchte, während sie aus ihr selber auf die Gebilde der Erde hinausströmte und sie mit dem feinen Gold umwob, von dem Menschenköpfe sich wie Heiligenbilder abhoben.

Eine ziemlich große Gesellschaft wogte bei Kunos durcheinander, Angehörige und Freunde der beim Konzert Mitwirkenden. Dorchen schlich sich unbeachtet in ein Eckchen und ließ das Plaudern wie Bienengesumm um sich herschwirren. Ihre Phantasie war schon eingetaucht in die Wogen der Musik, die sie erwartete.

Dann, ziemlich spät, kam Herr Hahnke. Er ging gleich, die Gesellschaft fast unhöflich flüchtig grüßend, zum Klavier. Das war eine seiner Arten, die Leute schlecht zu behandeln, um auf sie Eindruck zu machen. Ob sie versagte oder gelang, war unberechenbar; diesmal spannte sie die Erwartung der Fremden. Die junge Frau des Gerichtspräsidenten saß am Klavier; er grüßte sie vertraulich mit dem Einverständnis eines Kameraden, sprach ein paar Worte mit ihr und trat an sein Pult. Seine Nase glühte röter, seines Haares Schwärze war unnatürlicher denn je, sein verwettertes Gesicht mit den breiten slawischen Backenknochen sah so verwüstet aus, daß es Dorchen unbewußt schmerzte.

Aber dann spielte er. Und die Welt versank im Nebel, wie das Tal, in das Dorchen hinuntergeschaut hatte — nur die Gipfel der Berge blieben stehen und darüber die roten, feierlichen Wolken. Dorchens Augen vergaßen alle Scheu und hingen an dem Geiger in selbstvergessener Hingebung.

Die seinen hatten sie gesucht und gefunden; er tauchte seinen Blick in den ihren und ließ ihn nicht mehr los, als er weiterspielte. Deutlich fühlte sie, er sagte: ‚Ich spiele nur für dich und spiele so schön, weil du mir zuhörst.‘

Und unbedenklich schob das Kind den Spieler an Stelle des Komponisten und ließ alle silbernen Töne, die von ihm zu ihr hinklangen, aus seiner Seele fließen und nicht aus seinen Fingern.

Das Händeklatschen, das Drängen um ihren Großen, das Zurückwogen, die Unterhaltungen, das Anbieten von Erfrischungen, Mutter Kunos Seufzen über die lange Pön, die ihrer Redseligkeit auferlegt worden war: alles das ging an Dorothea vorüber, wie das Pfeifen des Windes auf der Gasse an dem Insichversunkenen im Zimmer vorbeigeht. Sie hatte nicht einmal das Bedürfnis, dem großen Mann, der immer von Damen umringt war, nahe zu sein und zu hören, was er sagte, und worüber die Damen so lachten. Das alles war außer ihr: sie hatte seine Seele getrunken — sie allein.

Es wurde leerer im Zimmer; sie saß noch immer in ihrem Eck, verzaubert und gebunden. Aber da kam der große Mann auf sie zu, neigte sich zu ihr herab und sagte laut: „Nun, hat Ihnen der Spohr gefallen, Fräulein Asmus?“ Und leise: „Brechen Sie auf, ich begleite Sie nach Hause.“

Das Kind saß wie erstarrt, konnte sich keine Rechenschaft geben über den Schrecken, der ihm durch die Glieder gefahren war, über die jähe Angst und die dumpfe Enttäuschung, die es befiel. Aber es war doch auch ein Triumph in ihm und viel Neugier, das Kind wußte selbst nicht, worauf. Jedenfalls kam das Dorchen jetzt bald aus seinem Winkel heraus und sagte Kunos Lebewohl.

Es war noch früh am Abend und Martha noch nicht gekommen, um sie zu begleiten,

Digitized by Google

aber Dorothea hatte wie immer für alle Fälle ihr Laternchen mitgenommen. Sie steckte es im Hof an und ging ganz allein, ohne sich umzuschauen, über die dunkle Wiese. Es war undurchdringlicher Nebel, man sah kaum die Hand vor den Augen. Dazu war der Nebel unten zu Glatteis geworden. Mit zitterndem Herzen trippelte das Kind in die Finsternis hinein, wie ein Glühwürmchen mit seinem kleinen Lichtchen nur sich selber beleuchtend.

Da tauchte aus der Finsternis so plötzlich eine Gestalt vor ihr auf, daß Dorchen einen kleinen Schrei ausstieß. „So ängstlich?" sagte Herrn Hahnkes Stimme weich und zärtlich. „Ich bin es ja, Fräulein Dorchen; geben Sie mir Ihre Laterne und nehmen Sie meinen Arm. Nein, Kind, zieren dürfen wir uns nicht, sonst fällt das kleine Mädchen ihrem Verehrer noch zu Füßen, und das würde sich viel weniger schicken als das andere, gelle?"

Er hatte schon Dorchens linken Arm in den seinen gezogen; die Laterne aber behielt sie krampfhaft in der rechten Hand, gerade als wäre sie ihr Schutz in einer Lage, die ihr das Herz stürmisch klopfen machte. Eine dunkle Reue war in ihr erwacht und eine wirre Furcht vor einer Gefahr, die sie noch nicht einmal mutmaßte. Aber neben dem allen ging doch immer die Neugier und ein ängstliches Entzücken.

Herr Hahnke hatte Dorchens Arm eng an sich gezogen, er fühlte ihn zittern und ihr Herz klopfen. Das deutete er sich auf die eine Weise, die allein seinem Verständnis zugänglich war. Er preßte den Arm an sich; Dorchen erschrak und wollte ihn fortziehen, aber sie glitt dabei aus; denn den Berg hinauf war die Bahn so glatt, daß sie immer zwei Schritte hinauf und einen rückwärts glitten.

„Sehen Sie, kleines Dorchen, so was kommt von so was!" Herr Hahnke lachte. „Wenn ich Sie nun nicht gehalten hätte! Junge, liebe Mädchen haben immer ihren Halt in dem Manne, den sie sich erwählen. Und sollen sich ihm dafür auch ein bißchen dankbar beweisen, kleines Dorchen. Gelle, Kindle? Wenn Sie wüßten, wie ein altes, vielerfahrenes Herz wieder jung wird in der Berührung mit so einem süßen, süßen jungen Herzel, und wie das alte, vielerfahrene Herz dem jungen Herzel dankbar sein wird, wenn es sich ihm in vollem Vertrauen zueignen und hingeben will — Dorle, liebes, süßes Dorle, hast du denn auch eine Ahnung von der Macht der Liebe?"

Herr Hahnke redete noch viel, Herr Hahnke redete verhüllt, wurde deutlicher und verhüllte sich wieder, weil es ihm selbst nicht klar war, was er dem stummen, zitternden jungen Ding an seiner Seite eigentlich sagen und was es verstehen konnte. Dabei glitschten beide noch immer den beeisten Pfad hinauf und hinunter, daß ihnen von der Anstrengung der Schweiß auf der Stirn stand.

„Nein, so geht es nicht," sagte Herr Hahnke ärgerlich. „Dorchen, wir glitschen aus der Stimmung hinaus. Bleiben Sie doch ein Weilchen stehen und machen Sie Ihr Mäulchen auf. Gelle, Kind, du hast den alten Rattenfänger doch ein bissel lieb? — Noch immer stumm? Du, dem hat die Liebe zu dem süßen Kindle wirklich ein Loch ins Herz gebrannt, wie die Nadel des Lieserl seinem wächsernen Konterfei — Was sprichst —?"

Dorchen hatte nur einen dumpfen Laut ausgestoßen; nun aber sagte sie etwas. „Auch im Kopf hat er ein Loch," sagte sie.

Dabei zog sie ihren Arm mit großer Entschiedenheit aus dem Hahnkes. Aber bei der heftigen Bewegung glitt sie nun wirklich aus, und Hahnke fing sie eben noch in seinen Armen auf.

Darin hielt er sie nun fest und preßte Kuß auf Kuß in ihr Gesicht.

Sie war einen Augenblick betäubt; sie fühlte nur den steifgefrorenen Schnurrbart auf ihren Wangen, roch einen süßlichen, aus Weinduft und Parfüm gemischten Atem — fühlte einen furchtbaren Ekel und etwas Heißes, Atemraubendes. Sie stieß mit beiden Händen gegen die Brust ihres Bedrängers; die Laterne, die sie noch immer in der rechten Hand trug, prallte gegen seine Nase.

„Au!" schrie Herr Hahnke, ließ das Kind los, taumelte dabei, fiel und rollte den glatten Abhang hinunter. Dorchen taumelte auch, bekam aber einen Fichtenast zu packen und hielt sich und sogar ihr Laternchen aufrecht. „Dumme Gans!" hörte sie's noch aus der Tiefe brüllen.

Digitized by Google

Da lachte sie — lachte schallend, lachte sich Freiheit und Kraft zurück, und klomm, sich an den Zweigen haltend, die hier in den engen Weg hineinhingen, den Berg hinauf, sicher und tapfer, als könne jetzt nichts mehr ihr etwas anhaben.

Nur als sie in ihrem Stübchen war, mußte sie weinen, die ganze Nacht hindurch, als wäre ihr etwas sehr Schönes verdorben und gestorben.

Sie ging nun nicht mehr zu Kunos und hörte vom Konzert nur noch durch Papa, der vom Hörensagen erzählte, der liederliche Geiger sei mit einer großen Blase auf der roten Gurke und hinkend in das Konzert gekommen, habe fürchterliche Gesichter geschnitten, die Mitspielenden rücksichtslos angeschnauzt und selbst so schlecht gegeigt, daß der ganze Saal es als Hohn auf die erlauchte Versammlung aufgefaßt und ihn ausgezischt habe. „Der Kerl säuft nämlich und ist am Abend vorher gewiß angetrunken gewesen und auf dem Glatteis gefallen," sagte Papa mit einem Seitenblick auf Dorchen. Aber er erschrak beinahe, so laut und lustig lachte das Mädel.

„Na, viel Mitleid scheint bei fünfzehnjährigen Damen nicht zu sein," sagte er zwischen Erleichterung und Staunen. „Ich denke, du hast den Zigeuner mal ordentlich angeschwärmt, Mädel?"

„Eben drum. Wenn einer für einen auf dem Thron sitzt, darf er nicht Kopskegel schießen."

Aber in der nächsten Zeit konnte sie keinem Menschen ins Gesicht sehen, so sehr schämte sie sich ihrer Anbetung des Unwürdigen. Und zugleich war sie verstört in all' ihrem Denken. Was auf der Erde stand noch hoch und war noch heilig, wenn einer ein böser Narr sein konnte, der so schön spielte? Wenn nicht die Musik, das Schönste auf der Welt, ihre Meister heiligte?

Weil sie aber nicht ohne Suchen nach dem Hohen sein konnte, tastete sie sich zu dem Höchsten hin, das ihr ja in der Konfirmandenlehre besonders nahe gebracht wurde, und vergrub sich in ein leidenschaftliches Gottsuchen und heiße innere Kämpfe, die während der Konfirmation selbst gipfelten.

Als die Beichte gesprochen wurde, die Dorchen mit vollem Herzen mitbetete: „Ich armer, elender, sündiger Mensch bekenne alle meine Sünde und Missetat," da ging es wie Blitz und Stich durch ihren Leib; als der gute, alte Pfarrer mit Kelch und Brot zu dem Mädchen trat, brauste es Dorchen in den Ohren wie der Sturm vor dem Jüngsten Gericht; als er ihr selbst das Brot reichte, schloß sie schaudernd die Lippen und öffnete sie wieder zu dem Geständnis: „Ich bin unwürdig." — Aber die Worte kamen nicht, die bebenden Lippen öffneten sich zu einem schwachen Seufzer, und das Kind fiel um.

Es wurde nun in die Sakristei getragen, kam auch unter Papas Bemühungen soweit zu Kräften, daß es zu Kunos geleitet und dort vorläufig zu Bett gebracht wurde. Da löste sich die angstvolle Spannung der letzten Tage in einen Strom von Tränen. Den nahm der Doktor als Ausfluß der Schwäche geduldig hin und umgab sein Töchterchen in den nächsten Tagen mit solcher Sorgfalt, daß Dorchen sich in Grund und Boden schämte, solcher Liebe nicht wert zu sein.

Sie suchte nun durch Ernst und Verständigkeit ihre Bedenken und Sorgen zu sühnen, beschäftigte sich viel mit Ilschen und lehrte sie lesen, was allein schon einer Buße gleichkam; denn Ilschen hatte gar keinen Lernverstand und sah nicht ein, warum dieser lange Buchstabe „h" und jener runde durchaus „o" heißen solle, und noch weniger, warum man die beiden zusammenstellen und nun „ho" sagen solle. Viel lieber tippte sie auf dem Klavier, und wenn die große Schwester spielte, hockte die kleine gewiß in einer Ecke und schnurrte vor Behagen wie ein Kätzlein. Diese Hinneigung der kleinen Schwester zur Musik versöhnte die große immer wieder mit der Plage, die ihr Ilschen nicht nur in der Lesestunde, sondern noch mehr durch die Unruhe, in der sie sie hielt, bereitete. Denn Ilschen war noch immer die „permanente Selbstmörderin", wie Papa sie nannte. Zwar schluckte sie keine Knöpfe mehr, aber sie probierte sonst so ziemlich alles Lebensgefährliche aus.

Einmal hatte sie den Kopf zwischen Ofen und Wand gedrängt und nicht mehr zurückbekommen können, und Großmutter wollte nach vielen vergeblichen Befreiungsversuchen schon den Töpfer holen und den Ofen abbrechen lassen, als es dem Papa

Digitized by Google

Pferdeschwemme. Gemälde von Prof. Oskar Frenzel

Digitized by Google

Digitized by Google

einfiel, das Kind in die Höhe zu heben, wodurch irgendwie der Kopf mehr Spielraum bekam, und Ilschen zwar blau aber ganz vergnügt der geängstigten Familie zurückgegeben wurde. Sie bekam dann von Großmutter die Rute und wurde ins Bett gesteckt, von welcher Prozedur die alte Dame immer von neuem Heil für die Leidenschaften der Kleinen erhoffte, ohne jemals durch greifbaren Erfolg belohnt zu werden. Vielmehr hatte Ilschen in der letzten Zeit Geschmack daran gefunden, heimlich den Ihren zu entwischen und den Berg hinaufzuklettern, auf dem sie dann nach vielem Suchen hinter einem Schlehdornbusche oder zwischen den Tannen gefunden wurde, mit zerrissenem Schürzchen und blutenden Dornrissen auf den Händen, seelenvergnügt auf dem Bauche liegend und mit den schwarzen Wegschnecken spielend. Als Dorothea sie aber einmal dicht vor dem Steinbruche fand, dessen Tiefe kopfüber zu ergründen sie augenscheinlich Anstalten machte, grauste ihr, und sie versuchte, die beiden Haustüren streng verschlossen zu halten und Ilschen nicht aus den Augen zu lassen, was natürlich ebensowenig gelang wie die Bewachung eines Kätzchens, das es auf Vogeljagd lüsterte.

Eines Tages befiel Dorothea mitten im Üben ein plötzlicher Schreck. Sie hatte Ilschen bei Martha in der Küche spielend verlassen. Aber würde Martha auch so streng auf das Kind aufpassen, wie es nötig war?

Dorothea sprang vom Klavierstuhl auf und lief nach der Küche. Martha stand am Herd, Ilschen fehlte.

„Wo ist Ilse?"

Martha erschrak. „Ist sie nicht bei Ihnen, Fräulein? Sie wollte doch eben hinspringen, weil sie so gern Klavier spielen hört."

Dorchen lief zur Großmutter. Kein Ilschen. Die Haustüren waren geschlossen, also mußte das Kind im Hause sein. Eine Jagd durch alle Zimmer, in den Keller, auf den Speicher, ein Gucken hinter alle Kasten und Fässer, ein Rufen, Schelten, Klagen: das Kind war nicht zu finden. Endlich, wieder auf dem Speicher, schaute Dorchen zufällig auf die Leiter, die in den Raum dicht unter dem Dache führte, wo nur Zwiebeln, Majoran und Beifuß an langen Schnüren zum Trocknen zwischen den Dachsparren hingen. Dorchen blickte noch einmal auf die fast senkrecht emporsteigende Leiter, die, ohne Geländer, schwebend dahing. Ihr schwindelte bei dem Gedanken, das vorwitzige Kind möchte auch die haben versuchen wollen. Sie kletterte hinauf. Oben, im dämmerigen, winkeligen Raume sah sie sich um. Nichts.

Aber kam da, aus dem Winkel hinter der vorspringenden Dachecke, nicht ein Laut, wie ein Röcheln?

Sie stürzte darauf in solcher Hast zu, daß sie mit dem Kopfe gegen den Balken rannte, taumelte mit einem Schrei des Schmerzes zurück, stürzte wieder vorwärts.

Da, hinter dem Balken, an der Zwiebelschnur — hing das Kind! Es hatte die lose hängende Schnur um sein Hälschen geschlungen und sich auf diese Weise aufgehängt.

Dorchen stand das Herz einen Augenblick still, im zweiten hatte sie das durch die nun straff gespannte Schnur hochgeschnellte Kind erfaßt und hielt es, so hoch sie es konnte, empor, unausgesetzt schreiend: „Ein Messer! Auf dem Dachboden!"

Drunten wurde eine Tür geschlagen. Tritte auf der untern Speichertreppe.

„Rasch — ein Messer — rasch!"

Da war Martha. Die Schnur wurde zerschnitten, Dorchen, unter der Schwere des zurückfallenden Körpers taumelnd, hielt das leblose Schwesterchen fest in den Armen. Sie trug es mit Martha die Stiegen hinunter, ins Bett. Großmutter kam und setzte die Atmung ins Werk, bis Ilschen wirklich die Augen aufschlug.

Ihr erstes Wort war, ergeben in ihr Geschick „Oma — Rute —" Aber Großmutter hatte diesmal keine Kraft zur Pädagogik. Sie weinte wie Dorchen und wie Martha, die ganz laut heulten.

Endlich brachte Großmutter heraus: „Unseliges Balg, warum hast du dich aufgehängt?"

Ilschen war schon ganz vergnügt. Aber eigentliche Rechenschaft über den dunklen Drang, der sie zu diesem neuen Selbstmordversuch getrieben hatte, konnte sie nicht geben. Es kam nur soviel heraus, daß sie hätte sehen wollen, ob sie nicht ebensogut an der Leine baumeln könne wie die Zwiebeln.

⁂ ⁂ ⁂

Durch das Doktorhaus zitterte noch das Nachgefühl des großen Schreckens, der so

Digitized by Google

gut ausgegangen war, als die Nachricht von dem verhängnisvollen Unglück eines Freundeshauses es in mitleidige Trauer versetzte.

Heinz Eigenfeld war vom Gymnasium, wo er seine Zurückstellung vom Abiturium erfahren hatte, nicht mehr heimgekommen.

Ein Knecht, der den Doktor zum Sterbebett der Großmutter Eigenfeld rief, brachte die Kunde. Alle Knechte und Tagelöhner suchten mit dem Hausherrn die Saale und den Mühlteich ab und durchstreiften die Wälder. Die Polizei hatte die Frau nicht zur Hilfe rufen wollen.

Als der Doktor den Berg eben hinunter zum Wagen gehen wollte, stand Dorchen an der Gartenpforte.

„Laß mich mitfahren, Papa," sagte sie.

„Unsinn," brummte der Doktor. „In solchem Sterbe- und Unglückshaus kann man keine fremden Kinder brauchen."

„Ich bin kein Kind mehr, Papa."

Es war solch eine feste Ruhe in der Antwort, daß der Doktor überrascht aufblickte. Nein, es war kein Kind mehr, das ihn aus tiefen, ernsten Augen klar anblickte, das einen Zug leidvoller Tatkraft um die blühenden Lippen trug und jetzt bittend, aber mit verständiger Festigkeit hinzufügte: „Ich kann vielleicht Frau Eigenfeld helfen oder Bertchen Mut zusprechen, Papa."

„Komm denn," sagte der Doktor.

(Fortsetzung folgt)

Der Trotzige

Mädchen, ich wollte dir einmal sagen,
Daß ich vergehe, — so hab' ich dich gern!
Da hat mich ein Eiswind von dannen getragen.
Ich ging neben dir, weltenfern. — —

Mädchen, ich wollte dir einmal schreiben,
Wie ich an meinem Trotze litt.
Da stach ein Sonnenstrahl durch die Scheiben,
Der mir den Bogen des Briefes zerschnitt.

Frida Schanz

Selbstbefreiung

Du sollst nicht auf ein Wunder hoffen,
Das dich von deiner Qual befreit;
Denn in dir ist ein Himmel offen
Von selbstgeschaff'ner Seligkeit.

Nicht in der Zukunft kannst du lesen,
Ob sie dir noch ein Glück verheißt:
Du wirst von selbst und rasch genesen,
Wenn du dich von dir selbst befreist.

Laß uns schweigen

Laß still uns zueinander neigen,
Blick' wortlos mir ins Angesicht,
Ich kann nicht sprechen — laß uns schweigen,
Und störe unsre Andacht nicht!

Ich will ein großes Glück gewinnen,
Ein Frühlingsrausch kam über mich,
Doch hab' ich Angst, es wird zerrinnen,
Wenn wir nicht schweigen, du und ich...

Fürstin Gabriele Wrede

Digitized by Google

Oskar Frenzel

Oskar Frenzel, ein norddeutscher Tiermaler

Von Prof. Heinrich Werner

Ein ehrlicher Künstler! Das Wort hat sich mir von selbst in den Sinn gedrängt, als ich im Nachlaß Oskar Frenzels, in der Fülle der ausgeführten kleinen und großen Bilder, in der Menge der Zeichnungen und in der Unmenge der Studien ganz nach Gefallen herumstöbern durfte. Es hat sich darauf in mir bestätigt und befestigt, als ich kurz danach durch die wohlgeordnete und stattliche Ausstellung geschritten bin, die Freundesgesinnung voll Treue und Verehrung und voll rechten Verständnisses für Frenzels Art und Wesen dem am 15. Mai 1915 Verstorbenen zum Gedächtnis im Berliner Künstlerhaus gerüstet. Ja wahrhaftig: ein ehrlicher Künstler!

Aber als mich dann eine unmittelbare Eingebung das gleiche Wort bei der Niederschrift an den Anfang dieser schlichten Würdigung seines Schaffens stellen ließ, da fuhr gleich darauf die Feder wie von selbst mitten hindurch und machte einen dicken Austilgungsstrich.

Denn die Frage „Mehr nicht?“ — erstaunt von den seiner malerischen Kunst wirklich Vertrauten, mitleidig von den ihr Fernstehenden gesprochen — klang mir deutlich ins Ohr, und ich mühte mich, einen besseren Anfang zu finden, einen feiner herausgeputzten, mehr „dekorativen“ sozusagen.

Aber der Meister Oskar Frenzel selbst, so wie er mich nun einmal aus allen seinen Bildern und Studien anschaute, verdarb mir das Gelingen. Und gerade im rechten Augenblick mußte ich des feinen Auftritts in Lessings Minna von Barnhelm gedenken, wo sich das flinke Kammerkätzchen Franziska dem derben Just gegenüber verplappert: „Man ist auch verzweifelt wenig, wenn man nichts weiter ist als ehrlich“ — und sich die gründliche Belehrung holt, was es eigentlich mit dem guten deutschen Wort für eine Bewandtnis habe, und wie es wohl lohne, über seine innere Bedeutung nachzusinnen.

Darum also doch und zum dritten Male: ehrlich ist die am besten zusammenfassende Kennzeichnung für Oskar Frenzels Art, und zwar für die des Malers und des Menschen. Ehrlich ist schon sein nimmer

Digitized by Google

ermüdender Kampf ums Vorwärtskommen in der Jugend, um das Durchdringen zu einer tüchtigen ihnen Genüge tuenden Berufsarbeit allein, zunächst ohne hochstrebende ins eigentlich Künstlerische hineinwachsende Ansprüche, gewesen.

Am 10. November 1855 in Berlin als Sohn eines Werkmeisters der Königlichen Münze geboren, brachte Frenzel aus dem Elternhause eine auf gute Überlieferung gestellte, echt handwerkliche Auffassung vom Werte der Arbeit mit. Das Vorbild des Vaters stählte auch ihm den Sinn für den Ernst und die Bedeutung getreuer Pflichterfüllung. Er konnte die eigene Tüchtigkeit bewähren, als er nach der in einer Privatschule verbrachten Schulzeit in eine Lithographenwerkstatt eintrat. Hier reifte seine schon in den Knabenjahren mit großer Freude geübte zeichnerische Fähigkeit zu scharfer Erfassung und sicherer Beherrschung der Form. Manche erhaltene Zeichnung aus diesen Lehrjahren ist dafür ein gut veranschaulichendes Zeugnis. Bald gab eine dauernde Verwendung als Lithograph in Diensten der Königlichen Kunstgewerbeschule und des mit der Lehranstalt in engster Verbindung stehenden Kunstgewerbemuseums der Arbeit Frenzels eine bestimmte Richtung, insofern er vor wert- und anspruchsvolle Aufgaben gestellt und durch die Umgebung, in der er wirkte, zu künstlerischem Weiterstreben angeregt wurde.

Schon damals war er sich über Ziel und Gebiet seiner gegenständlichen Darstellungswelt völlig klar. Über alles liebte er die Tiere, und nutzte jede Gelegenheit, sie zu studieren. Schon um fünf Uhr früh in den Sommermonaten, drei Stunden, ehe der Lithographendienst ihn in seine Fesseln schlug, schlüpfte er Tag für Tag durch ein nur für ihn geöffnetes Türchen in den Zoologischen Garten, beobachtete mit nimmer erlahmendem Eifer seine Lieblinge — Schafe und Ziegen, die heimischen und die exotischen Gruppen — bei ihren ersten Morgenspaziergängen und -sprüngen.

Mit der reifenden Auffassung und mit der steigenden Sicherheit des Zeichners aber wuchs auch das Verlangen nach schwereren Aufgaben, regte sich mehr und mehr die Sehnsucht nach höheren Zielen. Im Jahre 1879 begann Frenzel, den Unterricht in den Abendklassen der Kunstgewerbeschule zu besuchen. Ein Aufgeben des Lithographenberufs war damals nicht möglich, denn der Vierundzwanzigjährige hatte gerade eine junge Frau ins eigene Heim geführt und mußte darum vor allem ans Verdienen denken. Aber im Jahre 1884, als sich Beziehungen zu Zeitschriften, denen er regelmäßig Zeichnungen lieferte — der „Landwirtschaftlichen Zeitung" hat er durch Jahrzehnte mit erlesen feinen zeichnerischen Gaben gedient —, gefestigt hatten, wagte er den Sprung und wurde ordentlicher Schüler der Kunstakademie zu Berlin. Eugen Bracht, der im achten Jahrzehnt noch heute rüstig Schaffende und nun als Akademieprofessor in Dresden Tätige, und Paul Meyerheim wurden seine Lehrer, für Landschaftsmalerei der erste, für Tiermalerei der zweite. Sie haben ihm mehr das solid Handwerk-

Kälbchen. Ölstudie

Bulle im Stall. Ölstudie

liche für seine Kunstübung erschlossen, soweit er das für die Malerei noch zu lernen hatte, als etwa seine Auffassung und Gesinnung beeinflußt. So kann man Oskar Frenzel auch nicht einer bestimmten „Schule" oder „Richtung" zuweisen, er ist in seiner sicheren Art immer ein Eigener gewesen. Fünf volle Jahre hielt er auf der Akademie aus, dann aber fühlte er sich reif zu der Arbeit nach seinem Gutdünken. Seine glücklichste und ergiebigste Schaffenszeit begann.

Spürt man bei einer genaueren Durchsicht der frühen Arbeiten des Künstlers *vor* dem Beginn seiner Akademiezeit im Vergleich mit seinen späteren Leistungen etwa nach vermuteten Stilwandlungen, so bleibt die Entdeckung auf die Erkenntnis der rein äußerlichen Veränderung beschränkt, daß eine Lösung von der scharf herausstellenden Konturzeichnung und ein Übergang zu einer breiteren, weicheren, kurz gesagt mehr malerischen Auffassung und Form erkennbar werden. Seinem tieferen Wesen nach aber ist Frenzel bis zu seinem Tode ganz und gar derselbe geblieben, der er in jungen Jahren als Zeichner war: ein Mann mit festem, hellem Blick für die Wirklichkeitserscheinung, mit frischer Kraft und ernstem Willen die Arbeit erfassend, die ihn einmal innerlich gepackt hatte, dann aber auch mit Schaffenszähigkeit und, was noch mehr besagen will, mit Schaffensfreudigkeit bis zum letzten Strich beim Werke beharrend.

So wäre es nach dieser Einführung wohl an der Zeit, auf die Ergebnisse dieser Arbeit, auf seine Bilder, einzugehen, aus ihnen selbst herauszulesen, was ihr Meister vom Wesen seiner Art hineingemalt hat. Dies geschieht für die Zwecke dieser kleinen Abhandlung natürlich auf Grund der gesamten, umfassenden Nachlaßfülle. Aber solch reiches Material wäre zur darstellenden Kennzeichnung nicht einmal nötig, und dem Leser bietet schon die kleine in den Abbildungen dieses Heftes gezeigte Auswahl die Möglichkeit zur Nachprüfung des hier Gesagten. Immerhin empfiehlt sich für die eindringendere Besprechung eine äußere Scheidung nach den im allgemeinen vorbereiten-

Digitized by Google

Nach dem Gewitter. Gemälde

Digitized by Google

Kühe in den Dünen. Ölstudie

den Studien und den ausgeführten Bildern.

Erlauben die Studien, die Einordnung von Oskar Frenzels Schaffen unter dem von der Kunstgeschichte festgelegten Begriff Tiermalerei gutzuheißen — die fertigen Bilder sagen, daß solche Umgrenzung zu eng wäre und dem Künstler nicht gebührend gerecht würde. Die Tiere mögen auf den Gemälden zunächst wohl äußerlich hervortreten, sie mögen das bewegende Leben in der Darstellung ausmachen. Die Landschaft aber ist mit kaum minderer Liebe behandelt und nicht nur stimmungsvolle Umrahmung, darin die Tiere den wirkungsvollen Aufputz bedeuten. Es wird später noch ausführlicher darüber zu reden sein; vorerst sollen die Studien für sich gewertet werden.

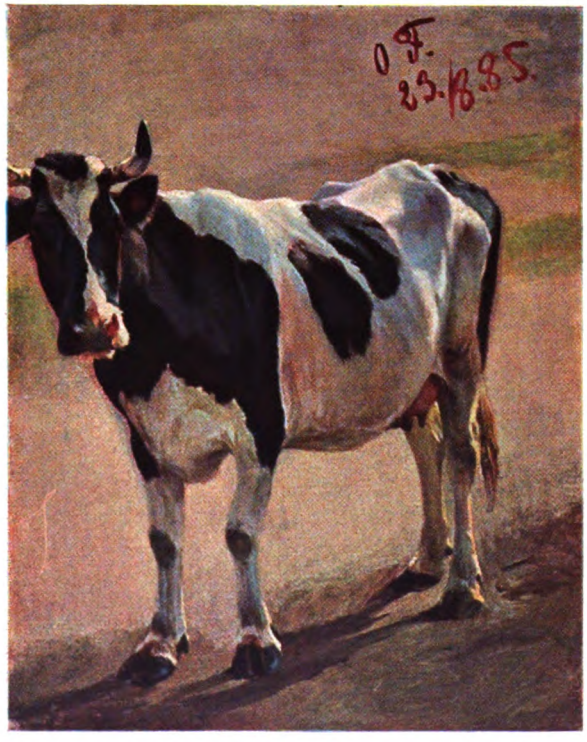
Sie zählen — gezeichnete und gemalte — im Nachlaß nach Hunderten. Aber ihre Menge mindert nicht den Genuß bei der Durchsicht, so frisch und fröhlich lacht die Freude des Künstlers an der Arbeit aus ihnen heraus. In den frühen Jahren hat Frenzel hauptsächlich Schafe studiert. Da gab es im Zoologischen Garten, der aber nicht allein das Beobachtungsmaterial lieferte, ganz unterschiedliche Gattungen und Arten. Später machte es dem Maler den größten Spaß, aus der großen Herde draußen auf der Weide die Einzeltiere zu sondern und ihrer Wesenheit bis in alle, auch die kleinsten Einzelheiten nachzugehen. Ja man könnte ihn mit Geltung für viele Jahre den berufensten Porträtisten des Geschlechtes der Wolleträger nennen, denn er hat eine Unmenge Schafsköpfe im wahrsten Sinne des Wortes mit größter Geduld und Hingabe gemalt. Dabei waltete das zeichnerische Interesse vornehmlich vor. Wie dieses jedoch auch mit dem malerischen zusammengehen konnte, wenn es galt, die Aufgabe des Bildmalers zur Wiedergabe eines Schafseinzelwesens in ganzer Figur zu steigern, das mag der Leser an der farbigen Abbildung des köstlichen Lämmchens auf Seite 474 selbst nachprüfen. Er wird nach dem ersten Blick darauf ohne weiteres zugeben, daß da ein rechtes Erz- und Urschaf im jugendlichsten Alter und damit die rührendste Verkörperung seiner vielgerühmten Tugenden, Harmlosigkeit und Unschuld, wiedergegeben ist. Aber der rasche Eindruck des zunächst nur Lustigen leitet bald hinüber zur rechten Freude an der malerischen Gestaltung. Bedarf's etwa noch besonderer Erläuterung, um die Wirkung solcher unmittelbar von der Entdecker-

Digitized by Google

freude ausgehenden und von ihr ausgehenden Malerei zur gebührenden Geltung beim Beschauer zu bringen? Drängt sich nicht von selbst die Bewunderung einer Darstellungsweise auf, die Festigkeit und klare Durchbildung von Zeichnung und Farbe mit ganz weicher und lockerer Behandlung zu vereinigen weiß? Ja, so klein das Bildchen ist, für Frenzels künstlerisches Streben und Wollen ist es von grundsätzlicher Bedeutung. Er gestaltete in bewußtem Gegensatz zu den ihm zeitgenössischen Tiermalern des Münchener Kreises, Zügels, Schramm-Zittaus und anderer, die die Bevorzugung einer mit äußeren Mitteln mehr prunkenden Art zu früherem und lauterem Ruhme emporgetragen hat. Nicht wie ihnen war ihm das Tier hauptsächlich Vermittler und Träger einer bestimmten starken Lichtwirkung. Er ging der Gliederung und dem Aufbau des Tierkörpers mit einer an Menzel erinnernden Gründlichkeit nach und wußte, bei der Zusammenfassung aller Einzelteile zum Ganzen doch die Endwirkung anzustreben: ein warmblütiges, von triebhaftem Leben erfülltes Geschöpf darzustellen. Es liegt nahe, in solchem Zusammenhang auf eine innere Verwandtschaft Frenzels mit alt-niederländischen Kleinmeistern hinzuweisen. Ohne Zweifel hat sie bestanden, ohne daß jedoch von bewußter Gefolgschaft die Rede sein kann.

Der gleich starke Eindruck bleibt nach der Durchsicht der anderen Tierstudien. Nur daß bei der Wiedergabe der größeren Tiere die technische Art natürlich mehr ins Breite und Wuchtige wächst, wie dies die Bildung des Modells erforderte.

Nach den Schafen hat Frenzel gern das gefiederte Volk der Hühner studiert. Darauf aber wandte er sein Interesse mehr und mehr seinen eigentlichen Lieblingen, den Kühen und Rindern zu. Aber auch Pferde- und Hundestudien sind zahlreich im Nachlaß zu finden. Sie bestätigen durchweg das schon zuvor Gesagte, und die Abbildungen geben eine gute Veranschaulichung. Trefflich tritt in der Studie nach den zwei Kälbchen Seite 468 die Kunst der verkürzenden Zeichnung, bei dem Pferdekopf auf Seite 473 die Sicherheit der überaus flotten Wiedergabe, bei dem Bullen im Stall auf Seite 469 die prachtvolle Modellierung, hier aber auch besonders die meisterlich durchgebildete Malerei des buntscheckigen Felles ohne weiteres hervor. Es mag doch hier stehen, daß Adolf Menzel, als der junge Maler ihm diese Bullenstudie verehrungsvoll als Geschenk übergeben wollte, die Gabe nicht annahm und aussprach: „So etwas dürfen Sie nicht verschenken!“



Kuhstudie (Öl)

Wie aus Klein- und Einzelwerk der Studien die großen Bilder geworden sind, lehren die hier nicht in Nachbildungen zu zeigenden Kompositionsskizzen aus dem Nachlaß des Malers. Es sind damit nicht etwa gekünstelte, vor dem Zeichentisch im Atelier erklügelte Zusammenstellungen gemeint, wie sie früher ein übler Brauch auf den Kunstschulen gepflegt hat, sondern im Augenblick er-

Digitized by Google

Am Waldesrand. Gemälde von Prof. Oskar Frenzel

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Stargarder Hügelland. Gemälde

faßte und festgehaltene Bewegungsbilder nach dem Wirklichkeitseindruck aus der Natur. Selbstredend zwang dann die Ausführung zur bedachtsamen Durchbildung des einzelnen und zur Herausarbeitung einer bestimmten geschlossenen Wirkung.

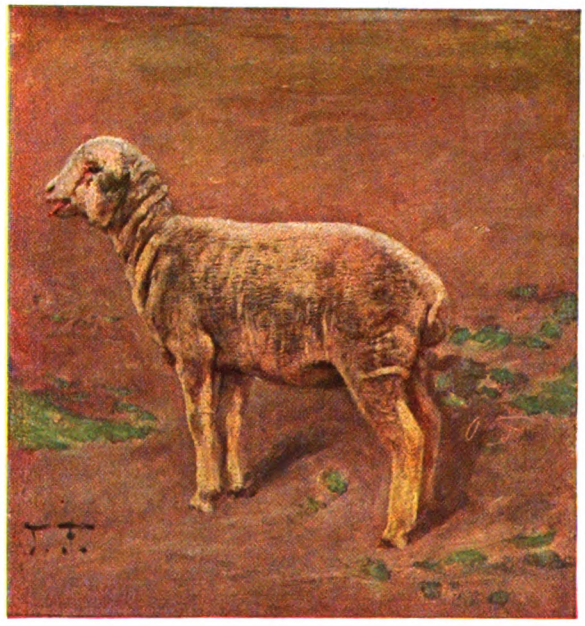
Auf solche „Entdeckungsfahrten" auszugehen, war des Künstlers schönste Freude sein Leben lang. Hatten ihn Winter und Frühling mit Atelierarbeit und Unterrichtsverpflichtung in Berlin festgehalten, der Sommer und der Herbst gehörten der Malerei draußen im Wald und freien Feld. Dann begann für ihn eine herrliche Zeit, deren Glanz und Freude noch den grauen Winter in der Großstadt erhellte. Immer lockte die norddeutsche Tiefebene mit ihren weitgedehnten, von Seen und Flußläufen erfüllten Flächen. Den Blick geradeaus, ins Unermeßliche des Raumes, das liebte Frenzel. Den Bergen war er nicht hold. In ihren Tälern fühlte er sich eingeschlossen, beengt. Es war ihm ganz unmöglich, die Muße zu einer ruhigen Studie zu finden, er ging bei jedem neuen Versuche schleunigst durch. So erklärt es sich auch, daß

Pferdekopf. Ölstudie

Digitized by Google

seine Kühe fast durchweg Exemplare der niederländisch-holländischen Rasse darstellen, die ja — schwarz-weiß gefleckt — auch die niederdeutschen Gefilde bis auf diesen Tag vornehmlich bevölkern.

Ins mecklenburgische Land wanderte er Jahr um Jahr, auch nach Pommern, in die Lüneburger Heide, wohl auch einmal ins Marschgebiet der Nordseeküste, an die Oderniederung und — mit besonderer Vorliebe — nach der von Wäldern und Wasser umschlossenen Plattenburg in der Priegnitz. Malerfreunde, die mit dabei waren und ihm nähertreten durften, erzählen, wie



Lämmchen Ölstudie

sich da draußen, zumal im geselligen Verkehr, Frenzels beste und tiefste künstlerische und menschliche Eigenheiten erschlossen. Wie er in aller Frühe das schwere Malergepäck immer ganz selbstverständlich selbst auf die Schultern lud und manchmal stundenweit damit über die Heide wanderte zum vorher sorgsam gewählten Studienplatz. Wie er den ganzen Tag rastlos arbeitete, und wie sich die Schaffenslust noch steigerte, wenn seine liebste Stunde kam, die des Sonnenuntergangs im weiten Gefild, wo ja das flache niederdeutsche Land seine reichsten Wunder spendet im Spiel des scheidenden Lichtes auf den Seen und Teichen, im nebeligen Moor und im Buschwerk von Luch und Bruch.

Nach dem harten Tagewerk war der fleißige Mann dann abends der beste Gesellschafter im kleinen Kreis. War er in sich gekehrt und wortkarg drinnen in der Stadt — im Dorfkrug draußen in der Heide war davon nichts zu spüren. Da war er der Lebhafteste der ganzen Kumpanei. Die Gestalt mittelgroß, kraftvoll und gedrungen, blond Bart und Haar noch in späten Jahren, nur still, solange gleichgültige Gespräche um ihn geführt wurden, aber zu derb-ausdrucksvoller Meinungsäußerung bereit, wenn es um künstlerische Streitfragen ging, die ihm allezeit am Herzen lagen — so war Oskar Frenzel ein rechter Norddeutscher der besonderen märkischen Art. Es war allzeit ein Beweis seiner grundehrlichen Natur, daß er den aufrechten Sinn auch stets in der Stadt als Mitglied von Ausschüssen und Preisgerichten bei Ausstellungen und Wettbewerben, als Angehöriger der Akademie und Vorstandsmitglied des Vereins Berliner Künstler bewährt hat. Wo er Gevatterwirtschaft, überhaupt — wie man zurzeit gemein-berlinisch sagt — irgendeine „Schiebung“ vermutete, da wurde er herzerquickend offen in seiner Meinungsäußerung und prachtvoll grob in deren Wortfassung. Seine Freunde wissen viel von dem Eindruck des letzten Augenblickes vor Losbruch des „Sturmes“ zu erzählen. Wenn er die große Brille absetzte, als ob ihn keinerlei irdischer Tand stören sollte in der Entfaltung eines wahrhaft olympischen Zornes. Es ist ihm äußerlich in der Bürgerlichkeit des Lebens nicht schlecht ergangen, aber er hätte es wohl besser und bequemer haben können, wäre er nicht manchmal bei denen gewesen, die gegen Schlendrian und die Herrschaft verstaubter Perücken frisch und fröhlich ankämpften. Als zu Beginn der neunziger Jahre die Berliner Sezession gegründet wurde, da tat auch er mit, ob-

Digitized by Google

Der Ruheplatz. Gemälde

Digitized by Google

Digitized by Google

Waldbach. Ölstudie

Digitized by Google

Hainbuchengang. Ölstudie

gleich man ihm dies an damals — leider — maßgebender Stelle besonders übel vermerkte. Also ein ehrlicher Künstler auch in dieser Hinsicht. Das alles mußte gesagt sein, ehe nun schließlich noch von Frenzels großen Bildern gehandelt werden soll, denn in so manchem Zug spricht aus ihnen auch sein persönliches Wesen mit aller Kraft.

Es war schon vermerkt: Frenzels Hauptwerke bringen Tier- und Landschaftsdarstellung in eine feste Gemeinschaft. In ihrem Aufbau ergibt sich, daß der Blick des Beschauers zumeist rasch in die Tiefe hineingeführt wird, er soll die Dehnung der Ebene empfinden. Im rechten malerischen Sinne bewegen die Wolkenmassen droben oder ein Hügel, Baumschlag, Fluß, der Zug eines eingerissenen Karrenwegs die friedvolle Stimmung. Die Tiere im Bilde, meist Rinder, liegen, stehen, äsen, trotten breit-behaglich, selten einzeln, meist in Herden, hier und da auch in kleinen, dann weit aufgelösten Gruppen.

Dem Leser, der sich nur an das mitgeteilte Abbildungsmaterial halten kann, ist es versagt zu ersehen, was die Durchsicht des Nachlasses so deutlich zeigte, daß ein rastloses Aufsteigen durch Frenzels Schaffen bis zuletzt gegangen ist, insofern es — wie bei allen den höchsten Zielen der Kunst Zustrebenden — auf immer schlichtere Einfachheit gerichtet war. Es sind köstliche späte Werke seiner Hand zurückgeblieben, die lediglich auf die Wirkung grauer und grüner Töne gestellt waren. Auch die rein landschaftlichen Gemälde bauen sich aus den schlichtesten Mitteln auf. Ihre Art entspricht den gewählten Vorwürfen friedvoller Idylle und großer, einheitlich-ruhiger Stimmung.

Ja, bei ihnen fand Frenzel noch besser als im Tierstück die rechte Gelegenheit, einmal zu zeigen, was ihm Schönheit im Verborgenen und Unbedeutenden wert war. Er griff einen Hügelhang aus dem Sandboden der Mark, ein paar blühende Heidekrautbüsche an einem Wassertümpel aus der großen Natur heraus und malte in das genaue Abbild den ganzen stillen Zauber hinein, den diese simplen Dinge für einen im Heimatboden Wurzelnden haben können. Mitunter ging er gar mit einer wiederum „menzelisch“ zu nennenden Gründlichkeit an irgend eine Einzelpflanze und fiederte Blatt- und Blütenwerk mit jener Freude am Tüfteln aus, die Dürer

Digitized by Google

so schön als „Kläubeln“ bezeichnet hat. Daß im Verzeichnis der Frenzelwerke nun schließlich auch noch Versuche in Bildhauerei genannt werden müssen, wird den Leser nach der Darstellung solch vielfältiger Schaffensbetätigung nicht überraschen. Die Studien zu den Tierbildern mußten ja das Verlangen erregen, die gemalte Plastik auch einmal ins Greifbare zu übersetzen. So entstanden flotte Modelle kämpfender Stiere, doch hat Frenzel die bildhauerische Übung nicht fortgesetzt, die malerischen Aufgaben erfüllten ihn mehr.

Die Pflicht getreuen und vollständigen Berichtes verlangt noch die Feststellung, daß Frenzel in der Öffentlichkeit durchaus als ein Meister seiner Kunst anerkannt war. Die Nationalgalerie, die Münchener Neue Pinakothek, die Dresdener Galerie und die städtischen Museen in Magdeburg und Königsberg erwarben große Tierstücke, die in den Sammlungen allezeit das Können ihres Malers rühmen werden. An Auszeichnungen auf großen Ausstellungen hat es Frenzel nicht gefehlt. Die Verleihung des Professortitels und die Ernennung zum Mitglied der Berliner Akademie war die rein äußere Bestätigung der längst festgegründeten Wertschätzung einer echten Künstlerschaft. Frenzel selbst legte auf derartige Dinge kein großes Gewicht. Daß er ein ganzer Kerl war, durfte er sich selbst sagen, und daß es ihm der kleine erprobte Freundeskreis, der ihm etwas galt, bestätigte, war ihm mehr wert als die laute Anerkennung der Welt.

Seine Arbeit hat bis zu dem am 15. Mai 1915 erfolgten Tode fast ohne Unterbrechung gedauert. Im letzten Jahrzehnt war sie dem Künstler durch ein sich steigerndes Halsleiden erschwert. Aber ganz hat die Krankheit den starken Mann und sein Wirken nicht brechen können. Er blieb — auch draußen im Feld — vor der Staffelei so gut und so lange, wie es irgend ging, und feierte auch in Stunden erzwungener Muße nicht ganz. Da waren gute Bücher und die Musik seine Freunde und Tröster. Bis dann der Tod ihn aus einem mit Mühe und Arbeit, aber auch mit Freude und Erfolg gesegneten Leben und Schaffen hinausführte.

Abend. Gemälde

Digitized by Google

In der Heide. Ölstudie

Digitized by Google

Aus dem Papyrusfund des Doktor Sophus

Eine Kriegsplauderei von Prof. Dr. Theodor Birt in Marburg

Es war an einem der letzten Abende des Jahres. Am Stammtisch im alten Weinhaus zum Goldenen Bären hatte man sich einen winterlichen Punsch gebraut. Der treffliche Bürgermeister schmauchte seine Pfeife; als Herrscher der Stadt saß er auf dem Sofa just unter dem Bild des Kaisers; auch der Oberpostrat war da, der verwundete Assessor in Feldgrau, der den Arm noch in der Binde trug, ein Universitätsprofessor, ein paar Oberlehrer, die noch immer auf ihre Einberufung zum ungedienten Landsturm warteten.

Man sprach wie immer vom Krieg und von Mackensen, von König Konstantin in Athen, der so schwer geprüft und charakterfest, von den Engländern und Franzosen bei Saloniki. „In den nächsten Januarwochen geht der erste Balkanzug mit Schlafwagen von Berlin nach Konstantinopel durch. Könnten wir mit! Und wann wird Frieden werden?"

Da kam der Philologe herein, den wir den Doktor Sophus nennen, bärtig und hinkend wie der Schmiedegott Vulkan bei Homer. Ein Philologe schmiedet immer etwas, wenn's auch nur altes Eisen ist.

„So spät?" hieß es. „Sie haben wohl schon anderswo Ihren Mosel getrunken? Oder ..."

„Nein! Ich bin voll ..."

„Sie sind voll?"

„Voll von den Ergebnissen meines Fundes."

„Sie kommen vom Arbeitstisch! Daher so rot!"

„Von meinem Papyrus. Mit Dampf ging's. Das wirkt so, als hätte ich gezecht. Jetzt hab' ich alles heraus."

„Ein griechischer Papyrus? Sie haben schon wieder griechische Pfeile im Köcher?"

Des Assessors Gesicht wurde lang, und er packte den Oberpostrat am Arme. „Kommen Sie an den Nebentisch. Wir wollen eine Partie Domino spielen."

Doktor Sophus aber fuhr unbeirrt fort: „Ja, ich kann Ihnen erzählen. Ein Stück Weltgeschichte! Das ist ein wahrer Goldfund, den ich gemacht. Ganz neues Licht ..."

Er stürzte ein Glas Punsch hinunter; der Professor half ihm die Zigarre in Brand zu setzen; er rauchte wie ein Vulkan: „Ganz neues Licht fällt auf Athens Geschichte. Sie wissen: Sparta, Athen und Kreta; Pisistratus und König Krösus ..."

„Was? Krösus, der reiche?"

„Jawohl."

„Hat denn der wirklich gelebt?"

„Und ob! Das sollen Sie hören."

„Das wird ja höllisch altmodisch."

„Vor vier Jahren, Sie wissen, als ich in Ägypten reiste, kaufte ich für unser Institut antike Papyri auf. Sie wissen ..."

„Sie wissen' ist Ihr drittes Wort!"

„Nun ja, Sie wissen, daß die alten Griechen ihre alten Bücher auf Papyrus schrieben und daß massenhaft solche Papyri in Ägypten, im Fayum, bei Elephantine und sonst daherum gefunden werden: im trockenen Sand aufgehäuft oder auch als Einwicklungsmasse für die Mumien, Menschenmumien und einbalsamierte heilige Katzen. Oft prachtvoll erhalten! Mein Papyrus ist aufgerollt gut drei Meter lang. Leider mehrfach durchgerissen und zerfetzt. Eine Mühe, sag' ich Ihnen, ihn zu lesen, mit der Lupe. Aber nun hab' ich alles entziffert. Soll ich es Ihnen vorlesen? Übersetzen?"

Der eifrige Mann sah den Schrecken auf den Gesichtern und lachte auf, daß es dröhnte. „Oder soll ich Ihnen den Inhalt frei erzählen? Einen großen Koalitionskrieg hat's gegeben ..."

„Nanu!" Der Bürgermeister schob die Abendzeitung weg, die er eben ergriffen hatte. „Dann schießen Sie los. Schießen Sie los mit Ihren Griechenpfeilen."

„Ein Koalitionskrieg, damals schon, im 6. Jahrhundert vor Chr. Athen eingekreist von den anderen Mächten. Krösus hielt sich neutral."

„Um Gottes willen! Im 6. Jahrhundert? Mensch, wie antiquiert! Das ist ja noch früher als Marathon und der ewig abgeleierte Xerxes und Themistokles."

„Nun, Semiramis ist noch älter, und sie war doch eine ganz interessante Person."

„Finden Sie?"

„Ich spreche also von Athen. Athen, heut leider so ohnmächtig, so wehrlos wie ein Lamm gegen jeden frechen Übergriff der großen Lümmel, dieser Bestien, der Engländer und Franzosen. Damals war es stark und das Zentrum alles Geschehens."

„Das Zentrum alles Geschehens? Dieser mikroskopisch kleine Winkel Erde? Nächstens reden Sie noch von einer Seeschlacht im Eimer! Oder von Bergwerken im Blumentopf. Der Philologe besieht sich die kleinen Dinge im sogenannten klassischen Altertum so lange durch sein Mikroskop, bis sie ihm riesengroß erscheinen."

„Ich bitte Sie! Was heißt klein und groß? Das ist alles relativ. Durch den modernen Dampfbetrieb, durch Eisenbahnen, Flieger und Auto ist die Welt nicht etwa vergrößert,

Digitized by Google

nein, es ist dadurch vielmehr alles eingeschrumpft und nahe beieinander. Wo sie fehlen, wächst der Raum gleich ins Tausendfache. Griechenland war also damals auch tausendmal größer als heute; das kleine Ägäische Meer war der Ozean, in dessen Ring sich das ganze politische Leben jener Zeiten einschloß. Kleinasien war damals so ‚über See', wie heut Amerika. Im Süden ist die Insel Kreta dem Ägäischen Meere vorgelagert, das England des Altertums; am Westrand des Meeres liegt Athen. Waren Sie nicht dort? Sie kennen ja doch Athen. Wie schön ist dies Attika im jungen Frühling, wie voll Seligkeiten ringsum das Mittelmeer, darin die Küsten ihre Felsenfüße stellen, als könnten sie ewigen Frühling aus der Tiefe ziehen."

Der Bürgermeister nickte: „Ja, ja, das Mittelmeer! Man vergißt ganz, daß Winter ist, wenn Sie so reden."

„Das Land der veilchenumkränzten Aphrodite! Man wird warm, wenn man an Athen denkt, und kann nicht glauben, daß da, wo der Reisende heute nur schwelgerische Gefühle hat, noch Kriege wüten können, daß da einst die Raufluft zu Hause war. Und doch: von jeher war es so. Der Gott Mars heißt ja der Liebhaber der Venus. Mars und Venus, die sich lieben! Es ist kein Kontrast. Das Unbegreifliche herrscht im Leben. Aber zur Sache."

„Trinken Sie doch erst."

„Ich trinke darauf, daß Sie Geduld haben, meine Herren. Drei Meter lang ist mein Fund! Erst aber muß ich ein Repetitorium mit Ihnen halten. Auf dem engen Festland drängten sich um das Landgebiet Athens und weiter südlich die anderen griechischen Staaten, Megara, Korinth, Argos, Böotien mit Theben, Euböa, Thessalien. Kreta aber ..."

„Kreta? Jetzt kommt es wohl? Auf nach Kreta!" rief der Bürgermeister. „Auf nach Kreta!" scholl es da auch vom Dominotisch her. Der Assessor war's, der offenbar halb mit zuhörte.

„Verzeihung, Doktor! Aber beim Punsch kann man auch schon mal Offenbach zitieren," entschuldigte sich der Bürgermeister, halb verlegen. „In Offenbachs ‚Schöner Helena' wird ja das ‚Auf nach Kreta' gesungen. Als ich meine Orientreise machte, bin ich von Athen auch zur Insel des Herrn Venizelos gefahren. Mächtig, breitspurig, mit seinen klotzigen Gebirgen so recht herausfordernd, liegt da dies Kreta, quer vorgelagert, dick bewaldet, als stünden etwa die Karpathen mitten im Meer. Der Berg Ida hat ewigen Schnee. Im Westen stehen die weißen Kreideberge, die Monti leuki; es kann wirklich an England erinnern. Ein Land so recht für Piraten und Banditen. Prachtvoll aber bei Knossos die grandiosen, uralten Königspaläste, deren Trümmer ... Wer hat sie noch freigelegt? Ich glaube, der Engländer Evans war es."

„Sie kennen die Paläste? Dann wissen Sie auch vom großen König Minos von Kreta. Unter König Minos war dies Kreta eine allmächtige Seebeherrscherin, und seine Kriegsflotte erhob Tribut von allen Küstenplätzen, auch von Athen. Aber der König war dabei doch ein edler, frommer Mann und sein Volk so rechtschaffen wie er. Seitdem kamen dort aber gewissenlose Geldleute, ein faules Demagogentum, zur Herrschaft, und die ganze Moral ging in die Brüche. Athen aber entwickelte sich damals aus bäuerischen Verhältnissen erstaunlich rasch zu einem Sitz der Intelligenz und der politischen Tatkraft; es war der erste zaghafte Anfang seines zukünftigen Ruhmes. Sie wissen von Solon und Pisistratus ..."

„Sie wissen?"

„Jawohl, Sie wissen!"

„Natürlich! Solon! Das Repetitorium geht weiter. Solon, der Weise! Das war doch der langweilige Athener, der immer sagte: ‚Nur nichts übertreiben!' (griechisch medén ágan!), derselbe, der auch nach Sardes ging zu dem reichen Krösus und ihn verängstigte durch seine fatalen Schicksalsweissagungen. Und endlich Pisistratus, der Tyrann ... oder meinten Sie vielleicht Polykrates? Polykrates, den unser Schiller besang und der auf seines Daches Zinnen stand? Der sorglos auf Samos seinen ‚Samos' trank, bis sein süßes Glück aufhörte?"

„Nein, bitte sehr. Bleiben wir bei dem vorigen. Pisistratus, das war ein kluger Mensch, eine wirklich weltgeschichtliche Figur. Dreißig Jahre, das wissen wir, hat der Mann im sogenannten ‚freien Athen' geherrscht, und sein Ruhm war groß. Was er aber geleistet hat, darüber wußten wir bisher fast nichts. Jetzt wissen wir's. Mein Papyrus redet. Ein großer Krieg war; den hat er durchgekämpft. Alle Mächte stürzten sich auf Athen. Pisistratus blieb Sieger; es ist großartig, und Krösus ..."

„Krösus, der Mogul, blieb neutral?"

„Schön neutral! Hören Sie nur. Wer heute nach Athen kommt ..."

„Nach Athen! Ihr Ton wird schon wieder schwärmerisch."

„Jawohl! Auf nach Athen! Meeresglanz, Himmelsglanz, Weltgeschichte, Sagen und Märchen, alles fließt da glitzernd durcheinander. Wer heute dahin kommt, auch der Handelsreisende, der von Pisistratus und von Perikles gar nichts weiß, steht schwärmerisch und voll Ehrfurcht staunend auf dem Burgberg, der Akropolis, und bewundert den Parthenon, das zerschossene Wohnhaus der Stadtgöttin Athene, mit seinen schwermüden Marmorsäulen, und das antike Theater, das weit offen liegt, indem es seine großen steinernen Zirkel in den Burgfelsen reißt, und, jetzt so leer und zertrümmert, damals der großartige Spielplatz war für die Eumeniden und den Prometheus des Aschylus. Die Geburt der Tragödie, wie Nietzsche es nannte, ist da geschehen; aber mehr noch: auch die Geburt des Lustspiels. Denn da

Digitized by Google

trieb Aristophanes, das blitzende Genie, der unverwüstliche Phantast, da trieb er seine gottvollen Possen, verkleidete seine Sängertruppe als Wespen und Vögel, die ausschwärmen, zirpen und krähen, und diese Karnevalsmasken hänselten jahraus, jahrein ungestraft die großen Staatsmänner und die miserablen Demagogen Athens. Wundervoller Übermut! Gleichzeitig aber wandelte schon Sokrates, der alte, Menschen suchend und Wahrheit suchend, durch die Gassen und Turnhallen, und Plato ..."

„Doktor! Doktor! Sie fürchterlicher Kathedermensch! Jetzt wird es mit dem Repetitorium zu arg. Kommen Sie endlich zur Sache."

„Ich wollte sagen: Parthenon und Theater, beides bestand noch nicht zur Zeit des Solon. Denken Sie sich ein begabtes Volk — ein Stück Menschheit —, das bisher noch wie im Urzustand dahinvegetierte: auf einmal erwacht es schüchtern zum Massenbewußtsein, zur Kultur und beginnt seine ‚Geschichte'. Das erste Entstehen der Staaten ist wie Urschöpfung. Bisher herrschten auch in Athen die primitiven homerischen Verhältnisse, wo es nur ein Dutzend prachtvoller Helden gab, und alle übrigen Menschen sind Nullen. Nun reckt sich auf einmal die ganze Volksseele aus der Tiefe, und ein wirklicher Staat, ein beseelter großer Volkskörper mit Eigenwillen, das moderne Wesen entsteht in seinen ersten köstlichen Anfängen."

„Ganz wie in der Kinderseele," warf der Oberlehrer (es war der Oberlehrer für Griechisch) dazwischen. „Dies Wachwerden der Knaben: es ist immer ein reizvolles Wunder, wie das Dämmern, das Lallen, wie das Träumen und zwecklose Tosen im Knaben aufhört und solch ein Bürschchen sich plötzlich selbst Ziele setzt, sich selbst zu regulieren anfängt und gleichsam sein eigenes Ich in die Hand nimmt."

Doktor Sophus schnaufte ungeduldig: „So ist's. Solon gab nun also den Athenern ihre Verfassung. Er tat es anscheinend ohne Vorbild. Haben Sie dafür Geduld? Es ist ungefähr die früheste freie Staatsverfassung, die wir kennen. Drei Bevölkerungsschichten gab es im Land, die armen Hirten und Köhler des Gebirges, die adligen Landwirte der Tiefebene und das Strand- und Hafenvolk von schwankender Vermögenslage. Durch Solon wurden die drei Gruppen dauernd zu einem Organismus vereinigt. Das gelang nur, wenn er die Verarmten gegen die Reichen, gegen den Wucher schützte. Dies geschah. Alle bisherigen Kontrakte, durch die der Verschuldete in persönliche Unfreiheit geriet, vernichtete er außerdem radikal. Die unterste Steuerklasse erhielt Steuererlaß; übrigens betrug die Vermögenssteuer fünf vom Hundert; und das ganze Volk versammelt sich nun zum Parlament und berät die Anträge des Senats. Wer aber in politischen Fragen nicht Partei nimmt, wer nicht mit abstimmt, verliert gleich sein Bürgerrecht ..."

„Hört, hört! Das nenne ich mir Volkserziehung."

„Jawohl! So wurden die staatsmüden reichen Herren aufgepeitscht, die unteren Stände gestärkt und zur Selbstachtung erzogen, und etwas Widerstandsfähiges, Siegreiches ging fortan durch alle Schichten. Und nun die Arbeit! Handel und Industrie und Münzwesen! Der ganze Staat ein Arbeiterstaat! Die Faulheit verpönt. Wer keinen Beruf hatte, stand unter Strafe. Wenn ein Vater seinen Sohn nichts Ordentliches lernen läßt, so braucht hernach der Sohn den Vater, wenn er alt wird, nicht zu ernähren. Aber noch mehr: damit sich das Land dauernd selbst ernähren kann, darf außer Öl kein einziges Landesprodukt exportiert werden. Der Ölbaum aber war heilig und straffällig jeder, der einen Olivenbaum niederhaut. Attika war und ist das Land des Öls und des Honigs. Nur die Erzeugnisse der Industrie — denken wir an die attischen Vasen mit ihrer unvergleichlichen Kunstmalerei —, nur diese wurden ins Ausland geworfen und hoch bezahlt. Das alles war Solons Werk, und sofort zeigte sich die Wirkung: eine starke Bevölkerungszuwanderung floß von außen heran, so daß die Arbeitskräfte rasch wuchsen. Bürgerrecht erhielten diese Zuwanderer zwar nicht, denn das hätte zu leicht internationale Gesinnungen in die Bürgerschaft getragen, gleichwohl aber freuten sich alle, die kamen, in diesem jungen, regen Betrieb mitzuarbeiten. Es war Zukunft, ein neues Lebensprogramm für die Menschheit; und das Ausland gab acht: alles sah jetzt auf dies glückliche Land, wo ein humaner Ordnungsgeist ganz neue Kräfte weckte und neues Licht in das Leben warf: der helle Verstand der Göttin Athene. Aber auch der Neid erwachte sogleich."

„Sagen Sie mal: steht das alles auf Ihrem Papyrus, was Sie da reden?"

„Ich bitte Sie! Das sind ja längst bekannte Dinge. Es ist nur die Vorgeschichte. Ich sage also: der Neid des Auslands erwachte gleich, und man begann sich vor diesem Athen zu fürchten. Da verließ Solon sein Vaterland, um die auswärtigen Mächte zu beschwichtigen. Denn vor allem die Kreter rumorten schon höchst feindselig. In Athen aber entstand jetzt der Militarismus."

„Militarismus!" Der Assessor rückte plötzlich näher; er warf dabei mit seinem kranken Arm das ganze Dominospiel um. „Militarismus! Jetzt kommt es!"

„Pisistratus bemächtigte sich der Staatsgewalt in Athen; ein sogenannter Tyrann oder illegitimer Herrscher; seine Verwaltung war aber völlig liberal, und die Bürger ertrugen ihn darum willig. Denn eben jetzt tat ein entschlossener Mann not, ein Soldat. Fleiß und Arbeit genügen im Leben nicht. Dem Staat fehlten noch die nötigen Waffen und eine auswärtige Politik. Pisistratus eroberte für Athen endlich ein überseeisches Kolonialgebiet, und zwar in K.ein-

Digitized by Google

asien, bei Tenedos, da, wo heute von Kum Kale aus die türkischen Batterien die englischen Panzerkreuzer beschossen haben. So beherrschte Athen für seinen Handel die Dardanellen: ein Erfolg, den der Herrscher nicht nur mit thrakischen und argivischen Söldnern errang; er bewaffnete auch die Bürger selbst. Etwas Großes, die allgemeine Dienstpflicht entstand. Aber auch Waffenfabriken legte er an, wofür ihm die Stadt Chalkis auf Euböa das Muster gab, und alle Athener, ob hoch, ob niedrig, exerzierten nun in den gleichen Waffen: Patrizier und Landbarone, Grobschmiede, Lohgerber, Töpfer, Viktualienhändler, Bader und Koch. In den Schildfabriken wurde gehämmert . . ."

„Sie reden fast so, als sprächen Sie von heute. Aber das mögen doch recht primitive Waffen gewesen sein."

„Warum glauben Sie das? Weil Pisistratus das Pulver noch nicht erfunden hat? Wir besitzen Statuetten aus jener Zeit, an denen man die Waffen ganz deutlich studieren kann. Da sehen wir: der Brustharnisch ahmte den Oberkörper sorglich nach, er war also doch ein plastisches Kunstwerk, und die Schilde trugen das Staatswappen; komplizierter aber ist der Helm; denn er hat Wangenschirme, die das Gesicht völlig maskieren, und in einer Bronzeröhre wird über der Kappe der kammartig gespreizte, stolze Helmbusch befestigt. Alles, auch die Beinschienen sind aus Bronze. Man denke sich nun aber, das Metall, diese harte Last, am nackten Körper zu tragen! Begreiflich darum, daß man gern Schwämme unterlegte, um die Haut zu schützen. Aber auch diese Waffenfabriken, auch diese Bewaffnung Athens erweckten aufs neue den Neid des Auslands . . ."

„O ja! Der Neid! Auch Deutschland weiß von diesem Neide zu reden!"

„Der Neid ist die Mutter des Krieges. Wir sind beim Kriege angelangt."

„Die Mutter? Bester Doktor, der Neid ist doch männlich."

„Das ist ein Fehler unserer Sprache. Es sind ja keine Frauen hier anwesend, um uns zu widersprechen. Der Franzose sagt ‚la jalousie', der Römer sagt ‚invidia': die Scheelsucht! Der Neid ist weiblich: die Amme des Krieges; ohne sie lebte er nicht. Hat sich der Krieg an ihr großgesäugt, dann springt er brutal ins Feld und beginnt hungrig Völker und Länder zu verschlingen, um satt zu werden.

„Als athenische Handelsschiffe nach Ägypten an Kretas Küste vorbeilaufen wollten, löschten die Kreter neidisch die Lichtsignale an ihrem Strand; dann schickten sie Gesandte an alle Staaten, an Spartaner, Korinther, Achäer, Böoter, Phoker und Ätoler, und die Gesandten sprachen: ‚Machen wir Krieg. Athens Erwerbsfleiß drückt auf uns allen. Nun schmiedet es auch noch Waffen. Wir klagen es an vor aller Welt. Wir kennen seine Pläne. Kommen wir ihm zuvor; oder soll das starke Korinth, soll Böotien athenisch werden?'

Die Kreter logen; denn Athen plante nichts derart. Die Kreter waren als üble Lügner bekannt; aber ihre Rede zündete trotzdem wie der Funke, der ins Stroh fällt. Selbst die Thessalier, Athens alte Freunde, schlugen sich zu dem großen, furchtbaren Feindesring, der nun entstand, und nur das herrliche Volk von Chalkis auf Euböa, das damals geradezu an der Spitze der Kultur stand, hielt treu zu Athen und deckte ihm den Rücken. Wer schildert die Schreckenstage, die nun in Athen folgten?!"

„Verzeihen Sie, lieber Doktor, daß ich Sie nochmals mitten im Drama unterbreche. Gibt es nicht ein Sprichwort von den Kretern, die lügen?"

Doktor Sophus war wie ein Eisenbahnzug, den man plötzlich bremst und der aus den Schienen springen will. Erst nach drei starken Zügen aus der Zigarre kam er zu sich. „Sprichwort? Allerdings und es steht sogar im Neuen Testament, im Titusbrief Kapitel 1: Die Kreter, heißt es da, sind immer Lügner, sind böse Tiere und faule Bäuche*). Sie trieben nämlich auf ihrer Insel nicht Ackerbau, sondern lebten lieber vom Seeraub. Sie allein hatten damals eine Kriegsflotte und terrorisierten damit das Meer und alle Städte. Daher hießen sie die faulen Bäuche, und daß die Gauner nun auch logen, gehörte zum Handwerk."

„Wie die Engländer!"

„Jawohl, wie die Engländer."

„War es nicht aber ein Kreter von Herkunft, der den Satz aufbrachte?"

„Ganz recht, und daran knüpft sich der berühmte Scherz. Wenn ein Mann aus Kreta sagt, daß die Kreter immer lügen, so lügt er selbst, weil er aus Kreta ist, und also ist der Satz, daß die Kreter lügen, gelogen, und alle Kreter sagen die Wahrheit!"

„Das nennt man einen Trugschluß. Eine glorreiche Sophistik. Ein Engländer aber würde das nie sagen, daß alle Engländer lügen."

„Glauben Sie?"

„Denn dann hätte er ja einmal die Wahrheit gesagt, was nicht möglich ist."

„Gut gegeben, und das ist kein Trugschluß!" rief da der Bürgermeister. „Heben wir erst einmal die Gläser. Ein Pereat dem Engländer und dem Geist der Lüge, der nach der Weltherrschaft greifen will!"

Der Doktor Sophus stürzte sein Glas herunter mit einem Zug. „Ich sage: Schreckenstage waren es damals für Athen"; und stürzend ging seine Erzählung weiter. „Es war Frühling. Auf dem Marktplatz lag der Schild eines Bürgers. Das Volk sah, wie plötzlich ein Adler aus der Luft herniederschoß, den Schild griff, hochstieg und ihn dann aus den Klauen wieder fallen ließ, daß es krachte. Das bedeutete Krieg. Aber der Schild war heil geblieben. Das schien ein glückliches

*) Im Hexameter: „Bestien sind, Faulbäuche die Kreter und lügen beständig."

Digitized by Google

Wunder. In der Nacht mehrten sich die unheimlichen Vorzeichen: aus dem Gebirge drangen Wölfe in das Heiligtum von Eleusis, und die ganze Nacht hindurch schrieen die Eulen auf der Burg aufgeregt, daß das Volk unten auf dem Markt stand und horchte. Am anderen Morgen aber lag schon die Kriegsflotte von Kreta wie ein Rudel Haifische vor dem Strand. Der Kommandant betrat die Stadt; Pisistratus wies seine dreisten Forderungen ab.

Seitdem war Athen blockiert. Mit Entsetzen stürzten die Frauen auf die Akropolis und starrten in die Ferne zum Parnaß und auf die See und rangen die Hände. Die Truppenzüge der feindlichen Bundesmächte rückten schon gegen die Grenze. ‚Alle Zufuhr fehlt, und wir haben kein Kriegsschiff! Helft ihr Götter unserer armen Stadt!'

Dann stürzten sie zu Pisistratus. Der Tyrann aber blickte so gelassen darein: ‚Unsere Speicher sind ja voll, ihr lieben Weiber. Wir haben Getreide und Pökelfleisch, Milch, Öl, Feigen und Honig genug. Und ob es Jahre währt: jeder im Land hat täglich sein Gerstenbrot; Weizenbrot gibt's nur an den Festtagen. Vor allem an Fett fehlt es uns nicht; denn unser Land trieft ja von Öl. Nur Salz wird rar, und die lieben Ferkel; die müssen wir uns aus Megara holen. Megara ist neutral; aber wir besetzen es.'

Er hatte einen Fuchskopf, der kluge Mann, mit blitzenden Augen, einen Spitzbart und krause Haarmassen, die ihm über den Schläfen lagen. Schallend klang sein Lachen; da wurde allen das Herz leicht. Aus der silbernen Scheide zog er das Schwert und sprach zu den Mannschaften: ‚Fürchtet nichts. Unser Land ist wie die Schildkröte; wer will sie verwunden? Unsere Leiber in Erz sind fester als Felsenwände. Kein Feind wird unsere Rebengärten zerhauen. Und Tugend und Recht ist unser Kampfgenosse. Wohlan! Wollt ihr eine gute Zukost? So dringen wir in Böotien ein. Da liegt der Kopaïssee, wo es Enten und Aale gibt.' Und er lachte wieder, daß es schallte. ‚O Aal, du leckersüße Labe!' rief sehnsüchtig der ganze Haufe. Die Pferde wurden schon aus den Ställen gezogen. Die wilden Kohlenbrenner von Acharnae standen schon da. Die Vornehmen warfen die langen jonischen Gewänder ab und banden das lange Haar straff im Nacken zusammen. Denn im Haar saß Heldenkraft, und man schnitt es nicht.

Die Frauen auf der Burg legten die Hand über die Augen; sie spähten hinaus. Da zogen schon nach drei Richtungen die drei Söhne des Pisistratus mit den athenischen Truppen gegen den Feind.

Pisistratus selbst hütete die Hauptstadt. Mit Groll sah er die feindlichen Schiffe, die ihren Stützpunkt im nahen Korinth hatten und täglich sich vor Athen legten. Eines Tages aber sank das kretische Admiralsschiff, ein Fünfzigruderer. Man muß wissen, wie leichtgebaut solche antike Galeeren waren; es waren große Ruderkähne, nichts weiter. Das Mittagsmahl war vorbei; die fünfzig Ruderknechte schliefen fest; sie hatten zuviel Wein gezecht. Da machten sich zwölf athenische Taucher, die sonst am Meeresgrund Schwämme fischen, mit Eisen und Bohrmaschine an die Galeere und bohrten von unten ein starkes Leck. Das Schiff sank rasch. Die Braven verloren selbst dabei großenteils das Leben, sie opferten sich stolz und froh dem Vaterland."

„Oho," schrie alles. „Ich dachte, Sie würden schon gleich ein deutsches Unterseeboot einführen."

Der Doktor sprang auf. „Hier reißt mein Papyrus ab. Es fehlt ein ganzes Stück. Dann beginnt der Text neu. Soll ich fortfahren?"

„Tauchen wir selbst erst einmal," rief der Assessor. „In die Bowle wollen wir tauchen. Aber sie ist leer. Neuen Stoff, Herr Wirt! — Sagen Sie, Bester, es ist elf Uhr. Wird es noch lang?"

Der Doktor Sophus putzte sich hastig seine Brille (sie war ganz beschlagen), biß sich in seinen mächtigen Schnurrbart vor Eifer, und seine Zigarre qualmte schlotartig, daß er wie ein Vulkan vor dem Ausbruch ganz in einer Rauchwolke stand. Dann zog er ein Heft hervor. „Gestatten Sie, daß ich das Folgende vorlese. Ich könnte sonst zu breit erzählen. Aber Sie begreifen, daß ich die Darstellung im Nachfolgenden doch etwas ausgeschmückt habe; denn der Papyrus hat über zweitausend Jahre im ägyptischen Sande gelegen, und er ist daher etwas trocken."

„In Gottes Namen. Es sei gewährt. Frischen Sie ihn auf."

„Solon, der, um des Pisistratus Wirken nicht zu stören, Athen freiwillig verlassen hatte, war über See von Kreta nach Kleinasien, er war zu König Krösus gereist. Denn in Kreta hatte man für ihn durchaus kein Verständnis gehabt. Sardes hieß des Krösus' Residenz, sein Schloß war ein Riesenkomplex von steinernen Sälen; alles bunt bemalt und vergoldet. Der Goldmann wohnte nicht etwa im weißen Hause. Denn im Altertum liebte man den ungefärbten weißen Marmor nicht. Vor Solon ging der Ruf der Weisheit her, und im Geiste jener Zeit behandelte man ihn allerorts wie ein Gefäß der Gottheit, als internationale Größe und unantastbar. Ein Kahlkopf von sechzig Jahren war er; klein und unscheinbar; aber er gehörte zu den rüstigen Sechzigern, die nicht weiter zu altern scheinen. Nur ein dünner weißer Bart umrahmte sein rosiges Rundgesicht. Aber seine Gestalt schien plötzlich zu wachsen, wenn er das Wort nahm, und kluge, treue Hundeaugen standen ihm im Kopfe. Ernst und Güte sprach daraus. Der fromme Krösus schloß ihn gleich ins Herz, wollte ihn täglich sprechen und setzte seinen Ehrgeiz darein, ihm zu huldigen. Die Despoten des Altertums hielten sich nicht nur Hofnarren, sondern auch Hof-Seelsorger und

Digitized by Google

geistliche Berater; und solch Seelsorger konnte sich immer auch ein freies Wort erlauben. Mit Ironie blickte Solon auf die prunkvolle Frömmigkeit des Allmächtigen.

Der Krieg war ausgebrochen. Krösus ärgerte sich darüber. Solon fand den Herrn in der großen Palasthalle, wo die mächtigen, aus Porphyr gemeißelten, geflügelten Stiere das hohe Dachwerk trugen. Wie ein Sardanapal stand Krösus da, hochgewachsen und schweren Körpers, an eine Säule gelehnt, die Hände auf dem Rücken. Sein Blick schwamm von Güte und Genußsucht. Das schleppende Kleid aus Goldbrokat floß an ihm weich hernieder. Im langen, wallenden Vollbart spielten schon graue Locken. Ein breites goldenes Band mit Edelsteinen hielt sein gescheiteltes Haupthaar frauenhaft zusammen. Die Säule sicherte sein Gleichgewicht; es war, als könnten die Füße, die in zartem gelben Gazellenleder steckten, ihn nicht tragen.

„Weiser Mann, deine Stadt erweckt mein Mißvergnügen," begann der König mitleidig. „Krieg ist wie saurer Wein. Saurer Wein, saurer Sinn. Ich mag ihn nicht. Ich bin ja freilich nur Zuschauer, aber Athen kauft jetzt meine Purpurröcke nicht mehr, und auch eure athenischen Waren kommen nicht ..."

„Jawohl! Hundert attische Kannen hatten wir bestellt, schwarz gefirnißt und aus dem feinsten Ton, und auch der Marmorfries! Es ist unleidlich!" so schrie die grelle Stimme der Königin dazwischen, der Königin Pheretime, die zwischen den Granatbüschen vor der Halle unter goldenem Baldachin mit ihren Töchtern auf persischen Teppichen lag und mit den jungen Panthern spielte. „Ich will meine Kannen!" schrie sie nochmals. „Athen soll Frieden machen."

„Ja, und wir wollen unsern attischen Honig," schrien auch die Töchter. „Athen soll Frieden machen!"

„Da hörst du's." Krösus lächelte milde und streckte die weiche Hand, an der die Ringe funkelten.

Solon sagte nur: „Soll? Athen soll?"

„Warum hat Athen mich nicht gefragt, ehe es den Krieg anzettelte?"

„Bist du etwa sein Richter, vor dem es sich rechtfertigen müßte?"

„Versteh' mich recht. Ich bin Friedensfürst, und ich wünsche den ewigen Frieden. Nimm all die zwergigen griechischen Staaten zusammen: hundertmal so groß wie sie ist mein Land. Allen meinen Völkern aber, den Karern, den Phrygiern, den Mysiern und wie sie heißen, allen habe ich den Frieden gebracht. Ich bin der Friede! Man soll es wissen."

„Du bist es darum, weil du in deinem Weltteil zufällig keine Grenznachbarn hast, die über dich herfallen könnten."

„Um so besser. Ich könnte in diese kleine griechische Welt wie in einen Ameisenhaufen mit meinem Stocke schlagen, und sie müßten mir Ruhe halten. Wozu überhaupt die Vielstaaterei? Ein einziger, großer Massenstaat, das wäre das Beste. Aber keine Gewalt! O nein! Das Wort des Krösus genügt. Die Götter stellten mich so hoch, daß ich hier Vorsehung spielen kann. Nur im Reichtum läßt sich leben: das sollen meine Freunde endlich von mir lernen, die Kreter so gut wie die Athener. Der Friede soll sich die Welt erobern."

„Der faule Friede? In diesem Kampf Kretas gegen Athen kämpft doch nur die Genußsucht gegen den Fleiß. Kannst du es loben?"

„Aber es ist ein ehrgeiziger Fleiß bei euch, der nicht zu ertragen ist. Er soll aufhören," herrschte der König.

„Der große Krösus sollte sein Urteil verschieben. Er sollte selbst einmal nach Athen kommen, um unser gutes Volk verstehen zu lernen."

„Um dort arbeiten zu lernen, wie? Und Gerstenbrot zu essen mit den Winzern und Wursthändlern? Ich, Asiens Herrscher? Der weise Solon fängt an, sich in Späßen zu üben."

„Wollte ich mich in Späßen üben, so würde ich dich, Krösus, den Löwen nennen, der da brüllt, aber keine Krallen hat."

Solons Stimme klang fest, als er das sagte. Er wußte, was er hier wagen durfte. Als er ging, hörte er die Königin zetern vor Wut. Krösus biß sich auf die Lippen.

Aber er schmollte nur drei Tage. Ein Solon konnte ihn nicht beleidigen. Und da war schon etwas Neues und Großes. Gesandte aus Kreta und Sparta kamen zum Krösus und bestellten Waffen, Waffen! Asien sollte für sie gegen Zahlung Waffen liefern. Die bessere Bewaffnung war es, die bisher Athen den vollen Sieg verschaffte. Die Spartaner fochten nur halbnackt oder im Lederkoller, die Kreter waren nur Bogenschützen.

„Wir brauchen Waffen!" flehten die Gesandten.

In Krösus blitzte es freudig auf. Aber er zauderte: „Ich bin ein frommer Mann, und mein Leitwort war: ich bin der Friede! Und nun?"

„Kindisch ist deine Frömmigkeit," hetzte da schon die streitbare Königin. „Der Kriegsgott Ares hat diese Griechen in seinen Mörser genommen und zerstößt sie, so wie man Zimmet im Mörser zerstößt, oder ist es Zeus selbst, der die Staaten zerdrischt? Auf alle Fälle drischt Zeus für uns. Ich hab' mich längst darein gefunden. Jetzt also der Waffenhandel. Siehst du den Vorteil nicht? Es ist unfromm, der Götter Gaben zurückzustoßen."

„Ja, gib ihnen die Waffen!" schrien da auch die Töchter des Krösus. „Es ist so schön, wenn einmal Krieg ist. Es ist so schön, Wetten zu machen, wer endlich siegen wird."

Seitdem sah Solon, wie des Krösus Gesicht immer strahlender wurde, als stünde die Sonne des Orients in seinen Augen.

Digitized by Google

Der Winter war vergangen; da lud der König den Griechen zu einer Ausfahrt; im vergoldeten Wagen fuhr er mit ihm durch Stadt und Land, und sie sahen die Prunktempel, die Schatzhäuser und Königsgräber, die gigantisch wie Berge ragten, die Purpurfärbereien, das königliche Paradies, wo unter Palmen die wilden Tiere gingen, und den berühmten Schwanensee; und wohin sie kamen, fielen die tausend Diener und Wächter und Eunuchen, die in Gold strotzten, vor dem Herrscher nieder aufs Angesicht.

Aus den großen Palastküchen fuhr ein ganzer Zug von Lastwagen. „Die Wagen, die du siehst," sagte Krösus, „sind voll Speisen. Sie fahren durch Dorf und Stadt. So speise ich täglich in Sardes 12000 Bedürftige. Bin ich nicht glücklich?"

„Du fragst immer dasselbe, ob du glücklich bist? Kein Sterblicher aber ist glücklich zu preisen, bevor wir nicht sein Ende gesehen."

„Du aber, Solon, willst mich immer nur fürchten machen."

„Reichtum und Genuß in Fülle, den hat dein Volk, o König. Die Armen kannst du satt machen. Aber ist hier auch Vaterlandsliebe zu Hause? Kennt man hier auch den Tod für das Vaterland?"

„Den brauchen wir nicht." Krösus blies sich eine Feder vom Kleide.

„Hüte dich, Krösus. Denn ich weiß alles. Den Frieden führst du im Munde und schmiedest Waffen. Dieser Krieg wäre längst zu Ende, wenn du Athens Feinden die Waffen nicht gäbest. Darfst du dich noch den Unbeteiligten mit den reinen Händen nennen? Das Blut Athens kommt über dich."

„Die Waffenschmiedekunst meiner Provinz Karien ist altberühmt," rief der König aus. „Meine Werkmeister dort sind froh, daß sie Absatz finden, daß sie wieder Geld, Geld in ihre Kammern legen können. Es ist immer dasselbe: Reichtum ist das Ziel des Daseins; Reichtum ist der Grund zur Tugend, und nur der Arme ist's, der in Roheit verkommt."

„Du aber bist der reichste der Reichen, Krösus. Man dürfte also auch nach deiner Tugend fragen. Ist das Tugend, daß du den Krieg nährst? Es ist nun schon das zweite Jahr, daß sich die Völker zerfleischen. Ich weine um mein teures Vaterland und klage dich an; ich klage deine Tugend an vor allen Göttern, die mich hören."

Krösus erschrak abergläubisch. „Laß die Götter beiseite."

„Denke nach, Herr. Habsucht und Frömmigkeit, Erdenstaub und Sonnenlicht, wie können sie Raum haben in einem Herzen?"

„Bin ich nicht fromm?" brüstete sich der König. „Stifte ich nicht jährlich in alle Göttertempel, so viele ich kenne, massive goldene Schalen, Erzbilder und Leuchter und silberne Dreifüße? Und du rufst den Zorn der Götter auf mich herab?"

„Die Götter darben lieber und sind arm, als Geschenke anzunehmen, die der Mensch aus schlecht erworbenem Golde schmiedet. Ich fürchte, dein Gold riecht nach dem Argen. Auch Athens Götter darben jetzt, so wie Athen selber darbt; aber Athen wird siegen und Athens Götter mit ihm, und sie hören mich zu dieser Stunde. Auch die Götter sind neidisch. Der Neid der Menschen schafft den unsicheren Krieg; der Neid der Götter schafft dir das sichere Verderben."

„Geh mir. Du bist ein schlechter Gast. Ich hasse die Sorge. Laß uns Possenreißer sehen, oder komm mit zum Schmause."

Sie kamen in den goldenen Festsaal. Da begann ein Krösusgelage; Solon nahm es lachend hin. Der Harem tat sich auf; die Frauen Asiens blitzten in ihrem Geschmeide; die Blumen dufteten in den Körben, und der König schlürfte mit seinen Lieblingen heißen, süßen Wein, lauschte dem Harfenklang und Flötenklang, sah die Bajaderen tanzen, weidete sich an allem und trällerte selig vor sich hin. Aber in seinem Gesicht zuckte es peinlich, wenn Solons Blick auf ihm ruhte. Es war der sichere, der sezierende Blick des Menschenkenners, der Blick dessen, der aus dem Gesicht den Charakter, der aus dem Charakter die Zukunft des Menschen abliest.

Als der König müde ward, brach Solon endlich auf und sagte: „Schlafe wohl, du Allmächtiger. Ich glaube, du wirst diese Nacht von deinen Ahnen, du wirst vom König Midas träumen."

„Vom König Midas?"

„Du weißt: Midas ist der, dem alles, was er berührte, und selbst das Wasser zu Golde wurde. War er glücklich? Sieh her. Auf diesem Vasenbild ist Midas gezeichnet und abgebildet. Der Künstler bildete Midas mit Eselsohren."

„Mit Eselsohren?" Da fuhr Krösus in Wut auf. Er ließ Solon greifen und zur Hinrichtung ins Gefängnis werfen. Im Nachtschlaf aber träumte Krösus wirklich vom König Midas und erschrak von neuem sehr. Das Abbild hatte recht gehabt. Abergläubisch ließ er den kühnen Athener frei; er tat, als wäre nichts geschehen.

Ein Halbjahr verstrich — Athen blieb siegreich. Da kamen die Waffenschmiede aus Karien zum Krösus und klagten laut: „Die Kreter zahlen nicht und die Spartaner auch nicht. Sie sind zu arm, sagen sie. Der Arme zahlt nicht. Wir wollen unser Geld!"

Krösus lachte; er überschaute die Sachlage rasch, und seine Miene wurde triumphierend. Er entschädigte die Werkmeister reichlich aus seinem eigenen Schatzhaus und dachte: ‚Wohlan, ihr Griechen! Ihr seid jetzt meine, meine, meine Schuldner geworden; ihr seid fortan in meiner Hand, und Solon rief seine Götter vergebens an. Ich bin der große Gläubiger der Welt. Nur dies Athen entzieht sich mir noch. Aber es soll sich beugen. Augenblicks soll es Frieden machen, und zwar so, daß seine Gegner, die mir jetzt die Millionen schulden, nicht völlig entkräftet werden, daß sie mir zahlungsfähig

Digitized by Google

bleiben. Denn wo nichts ist, wirft der Geldmann vergebens seine Netze."

Und auf prunkender Galeere schickte er eine Gesandtschaft mit drohenden Forderungen nach Athen. Die Gesandten staunten. Wo war der Krieg? Der Hafen Athens war voll bunter Segel; vom Strand scholl heller Jubel; kein kretisches Kriegsschiff war mehr zu sehen. Auf der Akropolis stieg vom Brandopfer ein Opferrauch zum blauen Himmel; Prozessionen gingen zur Burg. Das Volk tanzte auf dem Markt und sprang über die Weinschläuche und Fischkörbe in ausgelassener Freude. Tische standen im Freien; da wurde gezecht, und die Bürger rissen den Helmbusch vom Helm und wischten damit die nassen Tische. Und alles sang: „O Sieg! O veilchenbekränztes Athen, und o Völkerversöhnung, du holde Maid, du Genossin der Liebe, wie schön bist du von Angesicht!"

Der Friede war schon geschlossen. Des Krösus Gesandte kamen zu spät. Pisistratus ließ sie im Rathaus bewirten; sie bekamen nur Kriegskost und leckten sich vergebens die Lippen nach Truthühnern und Artischocken. Dann entließ er sie mit den Worten: „Wer nicht mit ficht, soll auch nicht mit raten. Meldet dies dem großen Könige, und er soll uns Solon wieder schicken, daß Solon sich an Athens Glück freue und daß er mich lieben lerne."

Krösus fühlte sich schwer gedemütigt. Erst nach Wochen erfuhr er, und zwar von den Kretern die Bedingungen, unter denen der Friede geschlossen worden war. Pisistratus, der Siegreiche, hatte wirklich seine Gegner klug geschont. Die alten Grenzen ließ er fast unverändert, wie sie waren; nur eine dreißigjährige allgemeine heilige Versöhnung wurde beschworen, alle Waffen aber mußten die Feinde an Athen ausliefern, und die ganze Kriegsflotte Kretas wurde zerstört; Kreta, die bösartige Herrin der See, war wehrlos für immer.

Krösus grämte sich sehr. Man hatte ihn für nichts geachtet. Da sprach zu ihm seine Königin: „Was läßt du den Kopf hängen? Sei froh, du Glücklicher! Siehst du nicht? Es ist ja nun alles so, wie du selbst es wolltest. Die griechischen Staaten sind so vielköpfig, sie sind so klein und schwach geblieben wie zuvor. Verkünde also unsrem asiatischen Volke, du selbst, du habest Athen zu diesem Frieden gezwungen; dein Machtwort hat alles gemacht; und der ganze Ausgang ist ein Triumph des Krösus!"

Und in seinem goldenen Wagen fuhr da wirklich Krösus mit unermeßlich prangendem Gefolge durch die Stadt Sardes bis auf den Tempelberg; sein ganzes Heer schritt bekränzt hinterdrein. Tausend Trompeten bliesen, und das Volk rief Hosianna und Sieg! Und schwenkte auf langen Stangen die Standarten und Pfauenwedel zur Huldigung: „Krösus, der Herr der Welt!" Eine Volksspeisung folgte. Die Weine flossen.

Solon trat zu Krösus.

„Bin ich nicht glücklich? Bin ich es nicht?" sprach der König wie im Rausche.

Solon aber streckte warnend die Hand: „Wende deine Augen, König. Nicht von den Griechen, von Osten droht dir dein Verderben. Bewaffne deine Eunuchen. Der große Friedensverkündiger wird kämpfen müssen. Ich sehe im Geist den waffengeübtesten Feind: ein gelber Drache ist's; furchtbar sein Gebiß; eine Brandfackel seine Zunge. Und du zerreißest deine Kleider, und all dein Gold zerschmilzt. Ich sehe Sardes in Flammen. Ich sehe dich auf dem Scheiterhaufen, und du reckst deine Hände und rufst: Solon! Solon! Solon, rufst du; Solon, der Warner, hatte mich umsonst gewarnt."

„Ein Drache?" Krösus starrte sprachlos ins Leere, als Solon von ihm gegangen war. Solon kehrte nicht wieder. Er war des Warnens müde und fuhr nach Athen, um in seiner geliebten Heimat zu sterben. Für Krösus aber kam wirklich die Stunde, wo er „Solon, Solon!" rief. Denn von Osten ...

„Aber genug!" Doktor Sophus sprang auf: „Der Papyrus ist hier zu Ende!" und griff rasch nach Mantel und Hut.

„Was hab' ich zu zahlen?"

„Sie waren heute unser Gast, lieber Doktor! Aber wohin auf einmal?"

„Mit dem D-Zug nach Berlin. Ich trag' das Manuskript selbst auf die Redaktion!"

„Aber hören Sie mal: haben Sie uns auch nichts aufgebunden? Ist der Papyrus nicht Schwindel? oder — besser deutsch — ist er nicht Fiktion? Sie sind gewiß kein Kreter, aber Sie sind ein Phantast. Wir stürmen morgen Ihre Wohnung, um den Papyrus zu suchen."

„Meine Wohnung ist abgeschlossen. Wenn ich meinen Fund photographieren lasse, meine Herren, dann können Sie ja Kontrolle üben."

„Und wenn Sie ihn nicht photographieren lassen?"

„Dann denken Sie, daß ich Ihnen zeigen wollte, wie in der Menschheit nur die Kostüme und die Uniformen wechseln. Das Dichten und Trachten ist ewig dasselbe, ob heute, ob morgen, ob vor Jahrtausenden. Denken Sie an die Sonne. Es ist noch immer dieselbe Sonne, die einst dem Solon leuchtete und die heute in unsere Schützengräben scheint: die Sonne Homers!"

Digitized by Google

Jahrmarkt

Gemälde von Josef Eberz

Digitized by Google

Digitized by Google

Das System

Erzählung von Otto Soyka

Als Ralph in der Anwendung der Schleuder einen besonders hohen Grad der Fertigkeit erlangt hatte — es war in seinem elften Jahre —, kam er in ein Knabenpensionat.

Eine Schleuder ist in ihrer primitivsten Form, die hier in Frage kommt, ein gabelförmiges Stück Holz, an dessen beiden Gabelteilen je ein Gummiband befestigt wurde; die Enden der Gummibänder hat man durch ein Stück Leder miteinander verbunden. Das ist alles. Es ist also ein sehr einfaches Instrument, aber bei geschickter Handhabung und namentlich nach fleißigem Üben lassen sich überraschende Effekte damit erzielen. Man legt ein Steinchen in den Lederfleck, zieht die Bänder kräftig an, zielt, und der Stein schnellt gegen das Ziel oder in die Nähe des Zieles. Es ist ratsam, menschenleere Gegenden für die Übungszeit zu wählen, und Orte, wo es Fensterscheiben, Vasen oder Spiegel gibt, tunlichst zu vermeiden.

Ralph konnte sich nicht an diese Regeln halten. Einfach deshalb nicht, weil er nicht in einer menschenleeren Gegend, sondern im Gartenviertel einer großen Stadt wohnen mußte, und weil die Zimmer des Elternhauses mit dem verschiedensten gebrechlichen Hausrat ausgestattet waren, während im Garten wiederum auf der einen Seite die Glasveranda, auf der anderen das Gewächshaus lag. Doch war es eine Ironie des Schicksals, daß er gerade in dem Augenblick ins Pensionat mußte, als seine Übungszeit eben vorbei war. Seine Mutter wollte die einfache Tatsache nicht begreifen, daß man die Gewächshausscheiben nur viermal zerschlägt, das fünftemal aber bereits sicher ist, die Katze, auf die man zielt, und die man im Interesse der Blumenbeete vertreiben will, zu treffen.

Das Pensionat hatte einen vortrefflichen Ruf. Der Direktor besaß ein besonderes Erziehungssystem, von dem man Wunderdinge zu berichten wußte. Er verstand es, mit Güte, nur durch den Einfluß seiner überlegenen Persönlichkeit, die wildesten Knaben fügsam zu machen. So stand die Sache für die Erwachsenen, die Ralphs Mutter geraten hatten, den Knaben in seiner freien Zeit dort und nirgends sonst unterzubringen.

Für Ralph sah die Sache anders aus. Ihm hatte man keine Aufklärung über den Ruf und die Bedeutung des Mannes gegeben, der nun seine Erziehung leiten sollte. Er hatte sich auch weiter keine Gedanken darüber gemacht, und so erlagen sein Übermut und seine Wildheit — das, was man aus Gründen der Sicherheit von Glasscheiben so sehr an ihm mißbilligte —, beim ersten Ansturm dem „System".

Wenn er sich darüber hätte Rechenschaft geben sollen, was ihm geschah, so hätte er es nur so ausdrücken können, daß er plötzlich unter den Einfluß eines wunderbaren Mannes geraten war, vor dessen Augen nichts Tadelnswertes Bestand haben konnte. „Wunderbar", das war das Wort für die Person des Direktors, wie sie den Knabenaugen erschien. Denn diese Persönlichkeit war anders nicht zu begreifen. Wenn es Wesen gab mit mehr als menschlichen Kräften, mit Fähigkeiten, die über alles Faßliche hinausgehen, so war der Direktor ein solches Wesen. Ein großer, hagerer Mann, der stets etwas gebeugt ging, mit raschen, nervösen Bewegungen — das ließ sich von ihm sagen. Aber unbeschreiblich war der Blick. Dieser Blick der klaren, grauen Augen war es, der die Zucht in der Anstalt aufrechterhielt. Es gab kein Geheimnis für diesen Blick, und er konnte einen in jeder Sekunde treffen. Der Direktor kam stets überraschend. Er trat im Augenblick eines Faustkampfes in den Arbeitsraum, obwohl man allen Grund hatte, ihn eben jetzt im Geschäftszimmer zu vermuten, er stand plötzlich im Stiegenhaus, wenn die Knaben das Geländer herabgleiten wollten, da sie „ihn" gerade vom Fenster aus gesehen hatten, wie er einen Wagen bestieg. Er war in das Klassenzimmer getreten, weil er gewußt hatte, daß dort ein Faustkampf stattfinden sollte, er war im Stiegenhaus gestanden, weil er gewußt hatte, daß die Knaben beabsichtigten, am Geländer herabzugleiten. Ihm war nichts

Digitized by Google

verborgen. Wer konnte ihm zugetragen haben, daß der kleine Bergmann ein Spottgedicht auf ihn verfaßt hatte? Wer hatte ihm verraten, daß Philipp unter seinen Heften die Photographie eines Mädchens verborgen hatte? Wer hatte ihm alle die zahllosen verbotenen oder erlaubten Dinge verraten, durch deren Kenntnis er verblüffte? Denn niemand verstand es so wie er, sein Wissen überwältigend zur Geltung zu bringen und den andern fühlen zu lassen, daß er wußte — wußte. — Für die Erwachsenen war es ein kluges System mit vortrefflichen Resultaten. Für die Knaben war es das Übernatürliche, das sie in seinen Bann schlug.

Wie ein geheimes Fluidum strömte es aus dem Direktionszimmer durch alle Räume der Anstalt, machte, daß jeder leise sprach, daß man scheu und eilig seine Pflicht erfüllte. Man hatte das Gefühl, stets unter diesen durchdringenden grauen Augen zu leben, vor denen es kein Entrinnen gab. Die Knaben betrugen sich musterhaft. Das war die milde und kluge Herrschaft des Direktors, der man mit Recht die Erfolge zuschrieb. — Wer hätte auch Lust gehabt, etwas Selbständiges zu tun, wenn einer von den Fremden, den Erwachsenen da war, dessen Mitwisserschaft man nicht entgehen konnte?

Woher diese ans Wunderbare grenzende Macht des Direktors, diese Macht zu durchschauen und zu erraten, stammte? — Einmal war ein älterer Schüler ausgeschlossen worden, weil er die Ansicht verfocht, der Direktor horche an allen Türen, durchstöbere heimlich nachts die Laden der Schüler und ließe von den Dienstboten spionieren. Er verfocht die Ansicht vor seinen fünf besten Freunden, und dennoch erfuhr der Direktor davon. —

Eines Morgens, nach dem Frühstück, kurz bevor Ralph zur Schule ging, zerbrach eine Scheibe der Glasveranda. Die Schuld daran konnte niemanden treffen, denn es war — nachweisbar! — das eine Gummiband der Schleuder beim Abschnellen zerrissen, und da vermochte kein Mensch zu bestimmen, wohin der Stein sich verirren würde. Derlei Gefahren waren Glasscheiben, die im Freien standen, immer ausgesetzt; es war ein Naturereignis, wie jedes andere, nicht anders, als hätte ein losgebrochenes Stück von einem Kometen die Scheibe zerschlagen. Es erschien also eigentlich ganz überflüssig, daß Ralph trotz dieser Rechtfertigung, mit der die Mutter sich schließlich zufrieden gegeben hatte, noch so etwas wie ein schlechtes Gewissen mit sich herum trug. Irgendein Unbehagen verfolgte ihn, und wenn er es sich klarmachen wollte, was es war, so war es der Gedanke an zwei graue Augen. — Er hätte es vorgezogen, heute nicht mit dem Direktor zusammenzutreffen.

Während der Pause, um zehn Uhr, begegnete er dem Direktor am Gange vor dem Schulzimmer. Er sprach gerade mit einem der Hofmeister, sah geradeaus und beachtete den Knaben nicht. Fast wäre es gelungen, unbemerkt vorüberzukommen, da, im letzten Augenblick noch, wandte er den Kopf. „Ah, Ralph!" Es lag etwas so Sicheres, Selbstverständliches in dem Ton, als hätte der Direktor hier auf ihn gewartet und bestätige nur, daß er sich jetzt ordnungsgemäß eingestellt habe.

Ralph sah einen Augenblick lang an der hohen Gestalt hinauf und senkte dann rasch den Kopf. Der Blick war nicht zu ertragen. — „Komm nach dem Unterricht zu mir." — Er hatte die Worte nur wie aus weiter Ferne gehört. Also, er wußte . . .

Der Unterricht ging vorüber, und dann stand der Knabe in jenem Raum, von welchem die geheimnisvolle Macht ausstrahlte, die allem, was in der Anstalt geschah, eine besondere Art gab. Ein Zimmer mit schweren herabgelassenen Portieren, in dem der grelle Lichtkegel einer Lampe den Knaben bestrahlte, so daß er, geblendet, zur Seite blicken mußte. Und hinter der Lampe, im Halbdunkel, der Direktor. — In den Fugen der schweren Eichenmöbel lauerten die Geister des Respekts, in den Falten der Vorhänge saßen sie, aus den Ritzen des Bodens drängten sie sich hervor. — ‚Bloß eine Scheibe, eine Scheibe der Glasveranda,' wollte der Knabe denken. ‚Wenn das Gummiband reißt, ist das ein Naturereignis. Wie wenn ein Stück von einem Kometen —' Aber die Gedanken gehorchten ihm nicht. In den langen Sekunden der Stille, die den ersten Worten des Direktors vorhergingen, machten die Geister des Respekts ihren siegreichen Angriff.

Digitized by Google

„Ich habe dich heute beobachtet," sagte der Direktor. „Du warst ganz anders wie sonst. Was ist geschehen?"

Ralph schwieg. Er sah nach den grauen Augen, vor denen man sich als Nichts fühlte. Was sollte man auch erwidern? Der dort wußte es ja.

„Sage mir die Wahrheit!" — Und nach einer Pause bestimmt und ernst: „Du hast wieder mit der Schleuder gespielt." — —

Er war ein wunderbarer Mann. Und er war auch gütig und verstand es, zum Herzen zu sprechen. „Ich brauche dich doch nur anzusehen und weiß es." Damit schloß die Ermahnung. Das war sie, die Zauberformel des Systems: „Und weiß." Das hielt sie alle wie mit eisernen Klammern, das schlug auch ihn in jenen Bann, gegen den doch immer neue Widerstände aus seiner jungen, lebenssicheren Natur erstanden. — Jetzt sanken sie nieder, diese Widerstände, und er gab sich gefangen. Aber wie ein furchtbares, niederschmetterndes Erlebnis ergriff ihn die Erkenntnis, daß er nicht mit sich allein sein konnte, daß einer da war, der ihn nur anzusehen brauchte und wußte.

Spät abends ging er heim. Still und mit müden Schritten. Seine Haltung änderte sich heute nicht, wie es sonst wohl geschah, sobald er aus dem Gesichtskreis der Schule kam. Er sah vor sich nieder auf den Boden. Er wollte niemand bemerken und mit niemand zusammentreffen. Er wollte überhaupt nichts mehr erleben, wenn er gezwungen war, in seinem eigenen Wesen nachher das Geschehene so deutlich zur Schau zu tragen, daß einer da war, der ihn nur anzusehen brauchte, um alles zu wissen.

Alles? Wirklich alles? — Er stand vor seinem Elternhaus. Da vor ihm lag der Garten so vieler Heldentaten. Wußte der Direktor auch von jener denkwürdigen Schlacht gegen die drei Nachbarsöhne, in der er ganz allein das Stück Mauer dort drüben verteidigt hatte? Und von dem Wettlauf vor dem Gewächshaus, in dem er Sieger geblieben war? Alles das, alles, was er je erlebt hatte, sein bester und liebster Besitz, war angetastet, gehörte nicht mehr ihm allein. Wenn sich der Direktor einmal die Mühe nehmen wollte, an solche Kleinigkeiten zu denken, so fand er sicher alles heraus.

Aber dort, ganz rückwärts, bei den Blumentöpfen, war das Versteck, wo seine zweite Schleuder lag. Er konnte es sich nicht versagen, nachzusehen, ob sie noch an ihrem Platze war. Sie war unberührt. Warum, — wenn der Mann alles wußte, — warum nahm er ihm nicht seine Schleuder aus ihrem Versteck? — Vielleicht nur, um ihn auf die Probe zu stellen? Um abzuwarten, ob er nicht selbst die Schleuder ausliefern würde? Vielleicht! Vielleicht, — wenn er alles wußte. In Gedanken schritt er zur Treppe.

Im Flur traf er die Mutter, die ihn sofort fragte, was es in der Schule Neues gegeben hätte. Er sah an ihr vorüber und dann . . . Er glaubte doch fest, ganz fest an die Wunderkraft des Direktors! Er hatte bis zu diesem Augenblick nicht eine Sekunde lang gezweifelt! Aber nun sah er an der Mutter vorüber mit seinem gleichgültigsten Gesicht und sagte trocken, als ob es das Natürlichste von der Welt wäre: „Neues gibt es eigentlich nichts von Belang aus der Schule. Nur der Direktor, — er hat mir gesagt, daß du ihm das von der zerbrochenen Scheibe telephoniert hast."

„Wirklich?" fragte die Mutter erstaunt. Sie war nicht ganz sattelfest im „System". „Er hat dir das selbst gesagt! Und mich hat er doch dringend gebeten, daß ich dir nichts davon erzählen soll!" — —

Es war ein Bann, aber man konnte ihn durchbrechen.

Das erste Grün

Graue Tage, voll von Heimkehrklängen
Kleiner Vögel in den kahlen Bäumen.
Sieh! am See ein Sträuchlein fängt zu träumen
Leise an und will die Knospe sprengen.

Geht ein alter Mann auf stillen Wegen.
Lacht das erste Blättchen ihm entgegen.
Schaut er um und um, als gält's ein Sündchen;
Küßt er's heimlich auf das grüne Mündchen.

Julius Havemann

Digitized by Google

Erfahrungen bei der Sammeltätigkeit für öffentliche Kunstsammlungen

Von Wilhelm von Bode, Generaldirektor der Königl. Museen in Berlin

Wie soll man Kunstwerke sammeln: über diese Frage sind Aufsätze und Traktate geschrieben worden, und zu ihrer Lösung sind genaue Rezepte gegeben. Ob sie jemandem dazu verholfen haben, ein ernsthafter, erfolgreicher Sammler zu werden oder das ihm unterstellte Museum vorteilhaft zu bereichern, möchte ich fast bezweifeln. Die Art, wie man sammelt, hängt davon ab, welche Kunstwerke man sucht, in welchem Lande, mit welchen Mitteln und unter welchen Umständen man sammelt, ob man eine Sammlung erst beginnt oder nur vervollständigt. Und schließlich wenn man noch so gut vorbereitet ist und noch so gewissenhaft und geschickt vorgeht, so ist doch der Erfolg zum guten Teil von der Individualität und vor allem auch vom Glück abhängig. Alle Rezepte, die man für das Sammeln gibt, sind zudem höchstens für den Augenblick mehr oder weniger richtig; schon nach wenigen Jahren, mit der Änderung des Geschmackes, der ja in der Kunst fast ebenso rasch wechselt wie in der Kleidermode, ändern sich auch die Verhältnisse im Kunsthandel nach der einen oder anderen Richtung.

Blicken wir zurück — denn nur aus der Vergangenheit können wir mit einiger Wahrscheinlichkeit Schlüsse auf die Zukunft ziehen —, so erfahren wir in dem, was gesammelt wurde, wie es erworben und bezahlt worden ist, den allergrößten Wechsel. Um die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts suchte man andere Kunstwerke als dreißig Jahre später, und damals bevorzugte man wieder andere als jetzt; ähnliche Veränderungen wird die nächste Generation erleben. Ja, stehen wir nicht auch hier vor einer vollständigen, noch unübersehbaren Änderung der Verhältnisse, wie sie der Weltkrieg für die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zweifellos zur Folge haben wird und zum Teil schon mit sich gebracht hat? Ich sehe ab von dem Raubzug, welchen die Franzosen nach altem napoleonischen Muster den Museen in Deutschland und Österreich androhen, ich sehe ab von den Plünderungen der Russen, wo sie innerhalb unserer Grenzen auftraten: aber muß nicht der wirtschaftliche Notstand, ja der Zusammenbruch nach dem Kriege die Kunstwerke aus dem Privatbesitz noch weit mehr als bisher herauslocken? Werden sie nicht in noch viel stärkerem Maße als bisher den Weg nach Amerika finden, dessen „Neutralität" jetzt alles Gold Europas einheimst? Wird nicht vor allem England, das noch immer die reichsten Schätze in Privatbesitz birgt, diese zur Deckung seiner Schulden nach Amerika abgeben müssen? Doch diese großen, unser enges Kunstgebiet gewaltig bewegenden Fragen, die noch ungelöst in unbestimmter Ferne liegen, müssen wir unerörtert lassen; wir können nur nüchtern die Verhältnisse betrachten, wie sie in dem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege lagen, um daraus unsere Schlüsse zu ziehen, die ich auf die eigenen Erlebnisse und Beobachtungen stütze.

Jeder eifrige junge Museumsbeamte, zumal wenn er nicht über ungemessene Mittel zu Anschaffungen verfügt, wird sich vornehmen, Umsummen, wie sie die internationalen Händler fordern und wie sie bei den großen Versteigerungen bezahlt werden, für seine Erwerbungen nicht zu vergeuden; er wird versuchen, unmittelbar an die Privatsammler mit Angeboten heranzutreten, die Kirchenböden, die alten Schlösser und Burgen zu durchstöbern, die Läden der kleinen Händler aufzusuchen, die abgelegenen kleinen Städte, die unbedeutendsten Versteigerungen zu besuchen. So beginnt man und so endet wohl auch mancher; aber mit welchem Erfolg? Bei dem Privatsammler wird man in der Regel eine ablehnende Antwort erhalten; zeigt er sich aber nicht abgeneigt zu verkaufen, so wird seine Forderung dem Museumsbeamten gegenüber fast immer wesentlich höher sein, als der Preis eines ähnlichen Kunstgegen-

Digitized by Google

standes im Handel. Bei dem Absuchen entlegener Orte, die einst Stätten der Kunstpflege waren, wird es dem Sammler ähnlich ergehen, wie bei dem Besuch von Winkelhändlern. Er wird Zeit und Lust verlieren, oder wenn er nicht nüchtern und kritisch genug ist, wird er in der Fülle von Schund ein mittelmäßiges Stück für eine ‚Trouvaille' — für einen Glücksfund — nehmen, der sich dann zwischen guten alten Stücken der ihm unterstellten Sammlung als minderwertig, wenn nicht gar als Fälschung, herausstellt. Die gleichen Erfahrungen wird er auf kleinen Versteigerungen machen, wenigstens heutzutage, wo geübte Spüraugen auch die unbedeutendsten der leider immer mehr zusammenschmelzenden Kunstversteigerungen absuchen. Noch vor dreißig und selbst vor zwanzig Jahren konnte man nicht nur in Köln und Berlin oder Paris, sondern ganz besonders im Zentrum des Kunstauktionshandels, in England, selbst im Auktionslokal von Christies, gelegentlich noch kostbare Schätze beinahe umsonst bekommen und fast auf jeder Versteigerung die eine oder andere gute Erwerbung billig machen. So sind, um nur einige Beispiele aus unserem Kaiser Friedrich-Museum anzuführen, das Bildnis Friedrichs des Weisen, ein Jugendwerk Albrecht Dürers, wie dessen „Betende Maria", Jan van Eycks Arnolfini und sein Christus am Kreuz, die kleine Madonna von Ercole Roberti und die vornehme Winzerin von Franc. Cossa, Rembrandts Skizze des barmherzigen Samariters und eine Reihe anderer Gemälde und Bildwerke für den fünfzigsten oder hundertsten Teil von dem erworben, was sie jetzt wert sind. Solche Glücksfunde sind heute, wenn auch nicht völlig ausgeschlossen, so doch ein seltener Zufall; sie sind noch möglich, wenn ein Bild bis zur Unkenntlichkeit übermalt ist, oder wenn ein Kunstwerk irrtümlich für Fälschung gehalten oder nicht richtig erkannt wird.

Aus solchen Zufallsfunden kann jetzt niemand mehr eine Sammlung aufbauen wollen. Noch weniger aus dem, was er vielleicht in den Kellergewölben oder auf den Böden der Kirchen findet, denn die Denkmalpflege wacht streng über allen Kunstwerken in öffentlichem Besitz. Auch was er in Burgen oder Schlössern zu entdecken glaubt, wird ihm dazu nicht verhelfen; ist doch heute jeder Besitzer nur zu sehr aufgeklärt und eingebildet auf den kleinen Kunstbesitz, den er von den Vorfahren ererbt hat. Wenn dem Sammler abseits von der großen Heerstraße durch einen Händler auf einem verfallenen Schloß oder im Besitz einer vornehmen alten Familie eine Kunstreliquie ganz vertraulich angeboten wird, so kann er ziemlich sicher sein, daß er mit einer groben Fälschung angeführt wird, die der Händler wohl selbst gegen einen Anteil am Raub in diesem vornehmen Hause aufgestellt hat. So gröblich angeführt wird heute wohl selten ein nur einigermaßen gewitzigter Sammler wie noch vor ein paar Jahrzehnten ein Sammler am Harz, der das „Glück" hatte, in einem alten Schlosse der Niederlande die silberne Rüstung Kaisers Karls V. zu entdecken, auf der die wichtigsten Lebensmomente des Kaisers, sogar schon sein Tod, dargestellt waren. Aber die Fälscher sind heute noch weit vielseitiger und geschickter, so daß man bei manchen Gattungen, namentlich der Kleinkunst — bei Medaillenmodellen, Bronzen, Porzellangruppen, Miniaturen, Silbergefäßen — auf Schritt und Tritt Fälschungen begegnet, die als solche selbst vom geübten Kenner zuweilen schwer zu erkennen sind.

Ein Weg, dem manche der älteren Museen ihre Anfänge oder wesentlichen Erweiterungen verdanken: der Ankauf ganzer Sammlungen in Privatbesitz, ist heute nur selten noch gangbar und dann in der Regel nur für Museen oder Abteilungen von solchen, die noch in ihren Anfängen stehen. Denn selten ist eine Privatsammlung so gewählt, daß sie sich als Ganzes oder nur in ihrem Hauptbestand für eine öffentliche Sammlung eignete; wenn das aber ausnahmsweise der Fall ist, so pflegt der Preis einer solchen Sammlung selbst für amerikanische Museen zu hoch zu sein, wie der Verkauf der Sammlung Rudolf Kann und jetzt die abteilungsweise Verhökerung der Sammlung Pierpont Morgan beweisen.

Am sichersten findet man heute wirklich Gutes und selbst Ausgezeichnetes in den Versteigerungen altberühmter Sammlungen und bei den großen Kunsthändlern. Wie aber sollen unsere deutschen Museen — so wird man mir einwenden — die Mittel

Digitized by Google

finden, um die Preise zu zahlen, die hier für gute und gar hervorragende Stücke gezahlt werden? Einen Rembrandt, Velasquez oder van Dyck um 1—2 Millionen, einen Hobbema mit 6—800000 Mark und einen Brouwer oder gar Fragonard mit 400000 Mark zu zahlen, geht allerdings weit über die Mittel, geht auch über die Verantwortung eines deutschen Museumsbeamten. Doch wird daneben in solchen Versteigerungen und wird selbst bei den internationalen Händlern, die nur für Amerika arbeiten und mehr und mehr dahin auch übersiedeln, um in Europa nur ihr pied à terre oder ihre Vertreter für den Einkauf zu behalten, sich noch immer das eine oder andere gute Stück preiswert finden lassen, das zur Vervollständigung der eigenen Sammlung wertvoll ist. Zum Glück sind ja die großen amerikanischen Sammler fast alle nur auf gewisse Meister aus, die drüben einen besonders guten Klang haben; nur für diese geben sie jene ungeheuren Summen und müssen selbst die Händler schon hohe Preise zahlen. Daß diese Preise sich dann in ihren Händen oft noch verdoppeln oder verdreifachen, begreift man, wenn man die Unkosten kennt, die zum Beispiel eine Firma wie Duveen Brothers durch ihre Häuser in den verschiedenen Städten, durch die Steuern, die hohen Gewinne der stillen Teilnehmer, die Auslagen für die Beamten, Agenten und die Gebühren für die „wissenschaftlichen Experten" hat; sie sind mit 7—8 Millionen im Jahre schwerlich zu hoch geschätzt. Für solche Preise, auf die der amerikanische Trustmagnat schon deshalb stolz ist, weil sie Rekordpreise sind, verlangt er aber, daß er nicht nur einen echten Rembrandt oder A. van Dyck, sondern daß er das beste oder mindestens eins der besten Bilder dieser oder ähnlicher großer Meister erwirbt, und daß das Bild durch seine vornehme Herkunft, wie durch das einstimmige Lob der Kritiker als solches weltberühmt ist. Er zahlt also zugleich das Verständnis wie die Mühe und Sorgfalt einer Reihe von Vorbesitzern und den Fleiß und die Klugheit früherer Forscher. Diese Unkosten braucht sich ein Museumsbeamter nicht zu machen; die Arbeit, die Auswahl nach Güte und nach den Bedürfnissen der ihm unterstellten Sammlung hat er kraft seines Amtes auszuüben, mit der Erweiterung seiner Sammlung soll er zugleich der Forschung nützen, das Verständnis der Kunstwerke und ihrer Meister fördern, den Zusammenhang zwischen ihnen und zwischen den einzelnen Schulen klarmachen. Indem er neue Gesichtspunkte, neue Kriterien findet, ist er imstande, auch seine Sammlungen nach diesen Richtungen zu bereichern, die früher nicht genügend berücksichtigt oder nicht richtig erkannt waren, und deren Werke er daher zu mäßigen Preisen zu erwerben imstande ist, bis durch seinen Verdienst das Verständnis dafür — meist leider nur zu rasch, müssen wir von unserem Sammlerstandpunkt hinzufügen — Allgemeingut geworden ist.

Einen weiteren Vorteil wird der wirklich begabte und gründlich vorgebildete Museumsbeamte vor dem gewöhnlichen Sammler und Händler haben: er wird unabhängig sein von dem Wechsel des Geschmacks, von der Mode und wird dadurch manche Möglichkeiten für Vermehrung seiner Sammlungen ausnützen können. Das war vor wenigen Jahrzehnten noch in außerordentlichem Maße der Fall. Wie gering man die primitiven Meister achtete, zeigte z. B. die Versteigerung der Galerie des Königs von Holland 1850, auf der die herrlichsten Altäre Jan van Eycks, Rogier van der Weyden, Simon Marmion u. a. für wenige tausend Gulden verkauft wurden. Noch bis zum Krieg 1870 erzielten Bilder von Frans Hals und Jan Vermeer, die jetzt mit dem Tausendfachen bezahlt werden, einige hundert bis tausend Gulden. Gleichzeitig waren die herrlichsten Marmorwerke der italienischen Meister des Quattrocento fast um den Wert des Marmors zu haben; E. Piot kaufte Minos Büste des Diotisalvi Neroni um 40 Franks, und Desiderios Büste der Marietta Strozzi im Kaiser Friedrich-Museum kostete kaum 150 Franks, während ein paar sehr schadhafte Wiederholungen danach in den letzten Jahren um je etwa 800000 Franks nach Amerika verkauft wurden. Sir W. Franks, der vornehmste und glücklichste Leiter, den das British Museum gehabt hat, erzählte gern, daß er in Rom ein ganzes Gubbio-Service zu 5 Franks das Stück gekauft habe; jetzt wird gelegentlich ein einzelner Teller von Maestro Giorgio bis zu

Digitized by Google

100000 Franks gesteigert. Solche Gelegenheiten findet man heute freilich nicht mehr, da die ganz einseitige Schätzung der alten Kunst je nach der Richtung der modernen, wie sie früher Regel war, infolge des historischen Sinnes unserer Zeit allmählich aufgehört hat. Selbst wenn jetzt der Geschmack plötzlich und gründlich sich ändert, kann zwar damit auch die Liebhaberei für verwandte Künstler älterer Zeit entstehen (z. B. mit Manet die Begeisterung für Goya oder mit Cezanne und Matiße die für Greco und Magnasco), aber deshalb sinken die Preise weder für Rembrandt, noch für Raphael, Botticelli oder Eyck. Die großen Meister der verschiedensten Zeiten und Richtungen bleiben anerkannt, auch wenn sie von extremen Modernen mit Ehrentiteln wie „Kitschier" bedacht werden. Aber einen gewissen Einfluß hat doch die Mode auf die Wertschätzung der alten Meister auch heute noch. Von dieser Mode soll sich der ernste Sammler freihalten; er soll ihr in der Erkenntnis von Künstlern, die mit Unrecht nicht beachtet werden, vorauseilen, soll aber auch die grundlose Mißachtung, die aus anderen Kunstströmungen sich ergibt, nicht mitmachen, sondern vielmehr für die ihm unterstellte Sammlung Nutzen daraus ziehen. Wenn heute die großen Stilisten der Landschaftsmalerei, ein Claude, Dughet, Poussin und Millet, wenn Murillo oder manche gar zu sorgfältig ausführende Holländer wie Wouwermans, A. van de Velde und Willem van de Velde kaum beachtet werden und in den Preisen ihrer Bilder stark gesunken sind, so wird ein gewissenhafter Museumsbeamter sich Bilder gerade solcher Meister vor allem zu erwerben suchen und gern Bilder von Magnasco oder Greco den Amerikanern überlassen.

Wer mit echt wissenschaftlichem Sinn und zugleich mit Qualitätssinn begabt ist, wird seinen Weg beim Sammeln bald finden, wenn die Verhältnisse auch in den verschiedenen Ländern mit altem Kunstbesitz, an den verschiedenen großen Kunstmärkten nicht unwesentlich verschieden sind und der Sammler daher immer zu- und umlernen muß. Er wird den großen Versteigerungen beiwohnen, aber auch an kleinen nicht vorbeigehen, wenn er gerade Zeit und Gelegenheit dazu hat. Er wird bald erkennen, daß es völlig töricht ist, wenn er aus Sparsamkeit glaubt, bei seinem Sammeln die Händler überhaupt ausschalten zu können. Weiß doch der Händler viel besser an die Besitzer, namentlich wenn sie Landsleute sind, heranzukommen und findet sie in bezug auf den Preis weit zugänglicher. Nur die Händler sind imstande, Kunstwerke, die früher nicht verstanden und wenig geschätzt waren und daher im Privatbesitz versteckt blieben, auszumitteln und auf den Markt zu bringen, und dadurch mit den Museumsbeamten Hand in Hand arbeiten. Wieviel billiger dieser in der Regel von dem Kunsthändler kauft, als von dem Besitzer, dafür führe ich nur ein schlagendes Beispiel aus unserer Galerie an: Als wir im Winter 1872/73 aus der Sammlung Sciarra das kleine Goes-artige, damals als Schongauer gefeierte Bild des Todes der Maria zu erwerben suchten, verlangte die Fürstin Sciarra 100000 Franks dafür; zwanzig Jahre später haben wir das Bild vom Kunsthändler Charles Sedelmeyer in Paris für 8000 Franks gekauft.

Der Museumsbeamte wird mit besonderem Nutzen die kleinen Händler aufsuchen, wenn er sie als zuverlässig und begabt kennen gelernt hat. Er wird aber auch bei den größten Händlern ein- und ausgehen, denn durch seine Kenntnis, durch seine Bekanntschaft in reichen Sammlerkreisen kann er sich ihnen nützlich erweisen und wird sie dann auch entgegenkommend für die Interessen des ihnen unterstellten Museums finden. Er wird sie vielleicht auch soweit bringen, daß ihm selbst Kunstwerke gezeigt werden, die nach der leidigen Art dieser Herren regelmäßig magaziniert sind und nur einzeln vorgeführt werden, weil sie nur für amerikanische Sammler bestimmt sind. Alle diese großen internationalen Händler waren auch einmal Anfänger, oft sehr bescheidene Anfänger, Agenten oder Antiquare; wer sie von uns als solche kennen gelernt und richtig erkannt, ihnen geholfen und sich ihrer bedient hat, hat sich ihrer jahrelang für sein Institut in nützlicher Weise bedienen können, bis sie zu selbständig wurden und ihm über den Kopf wuchsen und er gezwungen war, sich wieder nach einem tüchtigen Anfänger umzusehen. Aber auch dann wird er mit jenen großen Herren weiter auf gutem Fuße zu stehen suchen und

Digitized by Google

gelegentlich weiter für seine Sammlung mit Vorteil von ihnen kaufen können.

Wohl der dankbarste und oft ein ebenso erfolgreicher Weg, ein geradezu notwendiger Weg für unsere deutschen Kunstsammlungen bei der Beschränktheit ihrer Mittel ist das Zusammenarbeiten der Museumsbeamten mit ernsten Privatsammlern. Der Beamte muß Mittel und Wege finden, um sich ihnen zu nähern und ihnen zu helfen. Wenn sie aber an Ort und Stelle noch nicht vorhanden sind, soll er wohlhabende Kunstfreunde zu Sammlern heranzubilden wissen; er muß sie mit der Zeit zugleich zur Mitarbeit für sich heranzuziehen suchen und sie dadurch für seine Sammlungen interessieren. Auf diese Weise gewinnt er allmählich auch das größere Publikum für sein Museum, er schafft ihm Freunde und Gönner; in den Privatsammlungen, die er diesen Gönnern zusammenbringen hilft, schafft er sich oder seinem Nachfolger zugleich die Quelle, aus der sie die Museumssammlungen vermehren können, sei es, daß ihnen im Falle eines Verkaufs der Vorkauf gewährt wird, oder daß ihnen die Sammlung gar als Vermächtnis oder Schenkung zufällt.

In diesem Zusammenarbeiten, in der gegenseitigen Hilfe beim Sammeln, in dem gemeinsamen Genuß an den erworbenen Kunstwerken, in der Heranbildung eines Kreises ernster Kunstsammler und einer ganzen Gemeinde warmer Freunde der Kunst und ihrer Sammlungen erwächst uns Museumsbeamten eine der größten Freuden und der schönste Erfolg unserer Tätigkeit. Wie lohnend sie für die Museen werden kann, haben unsere Berliner Museen kürzlich wieder erfahren, als sie um Neujahr die bekannte Beckerathsche Sammlung alter Handzeichnungen und Bildwerke durch Vorkauf und eine ganz hervorragende Sammlung alter ostasiatischer Kunst durch Geschenk fast am gleichen Tag überwiesen erhielten.

Gedenkstrophen. Von Ernst Lissauer

Mit einem Bilde „Landhaus bei Wien"

Dies Haus ist genannt „zum Tagesschein".
Glück im Glas, Glück im Holz, Glück im Stein.

Mit einem Buch über die Mode im 18. Jahrhundert

Stöckelschuh, Korsett,
Gavotte, Menuett,
Cembalo, Spinett, —
Eine Welt aus Petits-Fours und Konfiture,
Der Herrgott malte einige Zeit en miniature.

Zwei Kinderlieder. Von Richard Schaukal

Die Blumen im Glase

Die Blumen, die armen Blumen,
Die sind uns über Nacht
Ganz welk und müd geworden —
Und waren doch frisch gebracht.

Wie haben sie uns im Felde
So fröhlich angelacht!
Sie haben wohl schlecht geschlafen
Im Zimmer über Nacht.

Die Hexe

Wir gehen durch den Wiesentau,
Wir gehen zu der Kräuterfrau,
Die wohnt im dichten Wald.

Ein Kauz sitzt auf dem schwarzen Dach,
Ein Kater geht ihr leise nach,
Ist hundert Jahre alt.

Sie hat nur einen Wackelzahn
Und sieht uns durch die Brillen an
Und murmelt was dazu.

Wer wird sie aber fragen heut?
Ich bin noch nicht genug gescheit,
Geh, frag' sie lieber du.

Digitized by Google

Bildnis meiner Frau

Gemälde von Prof. Hugo Vogel

Digitized by Google

Digitized by Google

Gurkha bei der Bereitung einer Mahlzeit

„Farbige Engländer" aus der Herbstoffensive 1915

Zeichnungen und Mitteilungen des Kriegsmalers Oskar Graf. Mit völkerkundlichen Ausführungen von Prof. Dr. L. Scherman, Direktor des Königl. Ethnographischen Museums in München.

Lille, 6. September. Noch immer rollt ununterbrochen der schwere Kanonendonner, seit zwei Tagen hat der furchtbare Angriff bei Arras begonnen. Der große Ernst der Lage lastet auf allen, denn die schwersten und gewaltigsten Angriffe seit Beginn des Krieges toben gegen unsere Stellungen mit entsetzlicher Wut — wird es unsern braven Truppen möglich sein, diesen Sturm auszuhalten? Wir sprechen wenig, wenn man sich beim Essen trifft. Jeder scheint in die Ferne zu horchen — —

7. September. Allmählich klärt sich die Situation, der Durchbruch ist nirgends gelungen, ich möchte sofort mich ins Kampffeld begeben, aber es ist noch nicht möglich vorzukommen. Von allen Seiten treffen jetzt Gefangene ein, die bunte Reihe der von den Engländern gepreßten Völkerstämme Indiens, mit ihnen auch Engländer und Schotten. — Heute Erlaubnis zum Betreten der Zitadelle, wo die Gefangenen drei Tage bis zum Abtransport nach Deutschland bleiben — jetzt gilt's jede Stunde zu benützen, um möglichst viel von den malerischen Eindrücken festzuhalten. Als ich mit dem Offizier, dem die Zitadelle untersteht, den großen Hof betrat, stellten sich die Inder alle mit ruhiger Würde auf den Befehl in Reih und Glied, auch die Franzosen wahrten den militärischen Anstand, die Engländer und Schotten dagegen kamen flegelhaft nachlässig, Hände in den Rocktaschen, Pfeife im Gesicht, schwätzend, als wären sie Herren des Orts — da dröhnt donnernd die Stimme des Offiziers über den weiten Hof, und mit einem Ruck fahren die Kerls zusammen, Todesschreck auf den Gesichtern, nun plötzlich in gut militärischer Haltung.

Mit der freundlichen Hilfe eines indischen Missionars, der als ständiger Dolmetscher da ist, konnte ich mich gut mit den einzelnen Indern verständigen. Langsam legen sie ihre ängstliche Scheu ab, war ihnen doch von den Engländern gesagt worden, daß die grausamen Deutschen jeden farbigen Gefangenen langsam, qualvoll verhungern ließen. Es wird ihnen jetzt von unserer Seite jede mögliche Erleichterung gewährt, und ich kann die religiösen Gebräuche dieser Menschen beobachten, die ihnen ihr Glaube eingibt, der in manchem an die ältesten Erinnerungen der Menschheit anknüpft. Ich sehe ihre täglichen Waschungen in aller Morgenfrühe, die sie trotz der Kälte unter freiem Himmel vornehmen,

Digitized by Google

indem sie sich vom Kopf bis zum Fuß mit heißem Wasser übergießen.

Jeder Stamm getrennt für sich — hier Gurkha mit ihrem mongolischen Gesichtstypus, weiter Sikh, die eine besonders stolze Haltung zeigen, Afridi und Panjabi.

Getrennt bereitet jeder Stamm für sich das Brot — was immer von einigen vorgenommen wird, die eine Art priesterlichen

Ein Sikh: Bau Singh

Rang unter ihnen einzunehmen scheinen. Aus Milch, Mehl, etwas Butter wird ein Teig gemacht, daraus Klöße geformt, die sie mit größter Geschicklichkeit so lange in die Luft werfen und mit der Handfläche auffangen, bis ein großer, papierdünner Fladen entsteht, der dann über einem Kohlenfeuer auf heißem Blech geröstet wird. Welch unangenehmen Gegensatz bilden da die Engländer — sie starren von Schmutz, räkeln sich umher; drei Tage nachdem sie in die Zitadelle eingebracht, klebt noch der trockene Lehm an den blaugrün karierten Faltenröcken der Schotten; alle sind sehr gut ausgerüstet, aber der Gesichtsausdruck zeigt doch das echte Proletariat. Vornehm und beinahe edel wirkt dagegen das Wesen der armen indischen Schlachtopfer. Eine schwermütige Frage liegt in ihren dunklen Augen, mit ruhiger Gelassenheit unterwerfen sie sich ihrem Schicksal und doch fühlen auch sie sicher den brennenden Schmerz des Heimwehs, die grausame Qual und Not der Ungewißheit, der Krankheit — all der Leiden, die ihnen die Kriegsfron der Engländer auferlegt.

Große Freude machten frische Gurken, die ich ihnen mitbrachte, und die sofort mit viel Salz und Pfeffer verzehrt wurden.

Mit Ausrufen des Staunens, der Freude erkennen sie sich und ihre Kameraden in meinem Skizzenbuch, dann schreibt jeder eifrig seinen Namen, seinen fernen Heimatsort, sein Regiment unter sein Bildnis. Nun sind sie heute abgezogen, die für die drei Reisetage im voraus gebackenen Brote in großen zusammengeknoteten Bündeln mit sich tragend. Oskar Graf

⁂ ⁂ ⁂

Der freundlichen Aufforderung Oskar Grafs, seinen Zeichnungen, deren künstlerische Erfassung des Typischen auf mich nachhaltig wirkte, einen kulturgeschichtlichen Rahmen zu geben, versuche ich mit den hier folgenden Darlegungen zu entsprechen. Sie gründen sich auf Beobachtungen während längerer Reisen in Indien wenige Jahre vor dem Kriege und verwerten dazu auch Feststellungen der amtlichen englischen Quellen, vor allem des „Imperial Gazetteer“, und des von einem Vorwort des Feldmarschalls Roberts eingeleiteten Werkes der Majore Lovett und Mac Munn über die indische Armee.

⁂ ⁂ ⁂

Von allgemeiner Waffenpflicht ist in Indien keine Rede. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Verhältnisse so gelagert sind, wie bisher in England; es kommen vielmehr

Digitized by Google

für die Anwerbung überhaupt nur bestimmte Bruchteile der indischen Untertanenschaft in Frage. Große Volksgruppen gelten ohne Rücksicht auf Statur und körperliche Kraft als ungeeignet für jeden soldatischen Beruf. Der Norden Indiens, dessen Klima einer Entnervung weniger Vorschub leistet, ist für die Rekrutierung weitaus am ergiebigsten. Nach Ständen zusammenfassend kann man sagen, daß die Grundbesitzer, die freie Bauernschaft und die Viehzüchter zum Soldatendienst das Hauptkontingent stellen. Ordnen wir nach Kasten und Stämmen, so nimmt sich die Liste etwa folgendermaßen aus: 1. Brahmanen (insbesondere Nordinder), Marathen und Rajputen, 2. Jat und Gujar, worin zugleich die religiös gesonderte Hauptmasse der Sikh eingeschlossen ist; 3. die Muhammedaner Indiens einschließlich der von jenseits der Grenze kommenden Afghanen- und Baluchenstämme; 4. die nepalesischen Gurkha. Die Eingeborenenanwerbung schließt die Verpflichtung in sich, auch außerhalb des britischen Territoriums, wenn nötig, sogar in überseeischen Ländern Dienst zu tun. Man nimmt junge Leute im Alter von 16 bis 25 Jahren; in Friedenszeit kann der Soldat nach drei Jahren seine Entlassung nehmen.

Angeblich ein Sikh, wohl Muhammedaner aus Nordwestindien

Ein Afridi: Lala Gai

Der indische Infanteriesoldat (Sepoy) hat eine Löhnung von monatlich neun Rupien (die Rupie ist normal mit $1^1/_3$ Mark umzurechnen), wozu auf dem Marsch und in Kriegszeiten Zulagen treten; der Kanonier bezieht eine, der Kavallerist zwei Rupien monatlich mehr. Nun gibt es bei der Kavallerie auch das sogenannte Silladarsystem; hierbei bezieht der Soldat 31 Rupien monatlich, also etwas über 40 Mark, wofür er alles zu bestreiten hat, auch Transport und Feldausrüstung, nur das Gewehr bekommt er. Steigt der Preis für Futter oder für Transporttiere, so gibt es besondere Zulagen. Bei all diesen Lohnsätzen vergesse man aber nicht, daß sie die Verpflegung einschließen. Der indische Eingeborene ist daran gewöhnt, sich selbst mit Essen zu versorgen, auch wo die Kastenordnung noch so lose ist; dazu kommt, daß der Soldat verheiratet ist und in den Militärstationen Baracken sind mit einer Art von Familienwohnung, die ihm einen Haushalt ermöglichen. Nach 21 Dienstjahren hat der Soldat Anspruch auf eine Pension von vier Rupien, die sich nach elf weiteren Dienstjahren steigert. Reliktenversorgung ist gewährt, wenn der Soldat außerhalb Indiens seinen Tod gefunden hat.

Bezüglich der Regelung der Ausgaben für das indische Heer bei seiner Verwendung im Reichsdienst wurde im Jahre 1900 nach mehrjährigen Debatten entschieden, daß die Anforderungen für die Truppen von dem Land getragen werden müßten, das ein besonderes Interesse an der jeweiligen Expedition

Digitized by Google

hat; ist aber daran das Land, das die Truppen stellt, auch unmittelbar und substantiell interessiert, so soll es auch einen Teil der Lasten tragen. Bei der Erörterung über die möglichen Operationsgebiete wurde damals dargelegt, daß Indien kein direktes und substantielles Interesse an der Verwendung der Truppen in Europa, in Afrika westlich des Kaps der guten Hoffnung oder in Ostasien habe, wohl aber an der Offenhaltung des Suezkanals und an der damit verknüpften Aufrechthaltung der Ordnung in Ägypten. Diese Bestimmungen geben jetzt besonders zu denken.

Die Zusammenstellung der Regimenter oder ihrer einzelnen Teile geschieht mit Rücksicht auf Stamm und Kaste, da die tief eingewurzelten indischen Kastenbegriffe eine Zusammenfügung scharf gesonderter religiöser oder sozialer Gruppen unmöglich machen. In Hinsicht auf die militärische Brauchbarkeit geht das Urteil erfahrener britischer Offiziere dahin, daß von den drei besten Typen des indischen Soldaten, dem Sikh, dem Panjabi-Mohammedaner und dem Gurkha, die beiden letzteren in schwierigen Gebirgsgegenden dem Sikh überlegen sind, daß dieser sie aber hinter sich läßt in Ausdauer und überlegtem Mut in Augenblicken der höchsten Gefahr.

Die Sikh sind eine religiöse Reformsekte, die sich im 16. Jahrhundert unter Abschaffung der Vielgötterei und der Kastenordnung vom Hindutum löste und sich später zur Abwehr des von den Mohammedanern auf sie geübten politischen Druckes zu einer kriegerischen Gemeinschaft entwickelte. Den Briten leisteten die Sikh in hartnäckigen Kämpfen bis 1849 zähen Widerstand, dann aber haben sie sich als treueste Anhänger der britischen Herrschaft betätigt. Sie bilden das beliebteste Soldatenmaterial, da sie kaum irgendeine von den Schwierigkeiten bereiten, die die

Zwei Gurkha: Jitsinh und Gopal

Digitized by Google

Gurkha im Range eines Jamadar (Leutnants)

unzertrennliche Folge des Hindukastengeistes sind. Freilich hat sich der Abstand vom Hinduismus in der Neuzeit wesentlich verringert. Die Hauptmasse der Sikhgemeinde wird von den ackerbauenden Jat gestellt, und diese gelten auch als die leistungsfähigsten Sikhsoldaten. Von den äußeren Lebensregeln fällt bei den Sikh das Verbot auf, Haar und Bart zu scheren und Tabak zu rauchen; das Haar tragen sie, auf dem Scheitel in einen Knoten gedreht, unter dem Turban verborgen. Ein Regiment bärtiger, hochgewachsener Sikh macht einen stattlichen Eindruck; unter den älteren Soldaten und Offizieren sieht man häufig geradezu imposante Erscheinungen; den scharf geschnittenen Gesichtern mit den dunklen Augen unter dem mächtigen Turban verleiht der große, buschige, wohlgepflegte Vollbart ein ehrwürdiges Gepräge (s. die Gruppenzeichnung S. 503 und das Bild S. 498 mit der Unterschrift Bau Singh). Ihren guten Ruf in britischen Diensten haben sich die Sikh seit den Zeiten des großen Sepoy-Aufstandes 1857 erworben, in dem sie sich treu um die englische Fahne scharten. Seitdem haben sie sich mit Vorliebe zu außerindischen militärischen und auch privaten Diensten verwenden lassen, die ihnen einträglichen Lohn versprachen. Überall, wo in Indien verlässige Truppen vonnöten sind, findet man Sikh stationiert, namentlich in Grenzgarnisonen. In Bhamo, nahe der chinesisch-birmanischen Grenze, wohnte ich einem Paradeexerzieren der dortigen Garnisonstruppen bei. Die indische Infanterie und Kavallerie bestand neben Panjabi vor-

Digitized by Google

wiegend aus Sikh, deren hoher, schlanker Wuchs ganz besonders neben den kleinen, untersetzten Kachin auffiel (Abb. S. 507). Übrigens haben sich diese nach dem Urteil des britischen Garnisonskommandanten seit ihrer vorerst als Versuch betrachteten Heranziehung zum Soldatendienst in körperlicher Gewandtheit, Zucht und Tapferkeit vorzüglich angelassen, sie stellen bis jetzt das einzig brauchbare Soldatenmaterial unter den Volksstämmen Birmas dar.

Ich darf hier vielleicht eine eigene Beobachtung einschalten. Als ich von Bhamo aus eine Expedition über das von Kachin bewohnte hügelige Grenzgebiet nach Namhkam antrat, wurden mir als Begleitmannschaft zwei Sikh mitgegeben, die sich während der zur Regenzeit nicht eben leichten Reittour vortrefflich führten; leider setzte dem einen die Fieberatmosphäre des feuchten Waldbereiches arg zu, wir mußten ihn schwer krank im Lazarett des äußersten Grenzpostens zu Panhkam zurücklassen. Ein stattlicher Panjabi aus Amritsar (im Offiziersrang eines Subahdar) war dort Platzkommandant; an ihn waren wir gewiesen worden, da unsere Wanderung durch einen Streifen übelberüchtigten chinesischen Gebietes führte und dann auch das Überqueren zweier angeschwollener Flüsse Sorge machte, namentlich um der Militär-Pack- und Reittiere willen, die man uns zur Verfügung gestellt hatte. Der indische Offizier kam seinem Amtsauftrag mit eifrigem Ehrgeiz nach; auf dem Rückweg bereitete er uns einen strammen militärischen Empfang auf seiner Station, die Wache präsentierte, zwei mächtige Blumensträuße und eine Schale Milch wurden zur Begrüßung überreicht. Dann führte er uns durch die Stationsgebäude und das Lazarett, wo unser Sikh noch am Fieber daniederlag. Beim Abschied ersuchte er, die von ihm geleisteten Dienste und die tadellose Führung seiner Station bei seinem Vorgesetzten in Bhamo anzuerkennen. Ein solches mündliches oder schriftliches Zeugnis ist den eingebornen Beamten ihren britischen Behörden gegenüber von großer Wichtigkeit.

Von den Muhammedanern des Panjab — einen guten jüngeren Typ veranschaulicht Grafs Zeichnung mit der Unterschrift Muhammed Ali Khan — wird seit langem tüchtiges Soldatenmaterial für alle Waffengattungen ausgehoben. Die indischen Muhammedaner sind meistenteils Nachkommen verschiedener Hindustämme, die zum Islam übergetreten sind. Unter diesen sind es die landbesitzenden Klassen, die sich als die vornehmsten betrachten (Rajputen). Die besten Kräfte holt sich die Armee aus dem Salzgebiet des Jhelum-Distriktes im Fünfstromland. Zu den Panjab-Muhammedanern treten nun Stämme, die von jenseits der Nordwestgrenze zugewandert sind, zumeist Pathan. Dieser Name bezeichnet die Pakhto oder Pashto sprechenden Leute; dann aber im allgemeinen Afghanen, speziell die nach Indien eingewanderten Kolonisten. Die Afghaneneinfälle in Indien beginnen im 10. Jahrhundert und seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts herrschte in

Ein Afridi: Nur Islam

Digitized by Google

Sikh beim Frühstück

Digitized by Google

Delhi eine Pathandynastie, die erst im 16. Jahrhundert von den Moghul zum Erlöschen gebracht wird. Inzwischen hat natürlich eine starke Vermischung der afghanischen Zuwanderer mit der indischen Bevölkerung stattgefunden, so daß viele charakteristische Stammeseigenschaften, auch im äußeren Habitus, verloren gegangen sind. Pathan haben sich nicht nur in der Ebene des Panjab niedergelassen, sondern sind auch als Hausierer und gerissene Pferdehändler in ganz Indien verstreut — sogar in Rangoon traf ich auf der Straße drei solch verwegene Gestalten aus Kabul und kaufte ihnen eine Gürteltasche als kennzeichendes Erzeugnis dortiger Lederarbeit ab. Im Basar von Calcutta sind sie zahlreich vertreten; wie die Polizei über ihr Temperament denkt, ersieht man daraus, daß ihnen bei Ankunft an der Bahn schon ihre großen Stöcke abgenommen werden. In Peshawar, der Hauptstadt der indischen North-West-Frontier-Provinz, sah ich Pathan in ihrer urwüchsigsten Form, wie sie mit schwerbeladenen zweihöckerigen Kamelen, — ruppig und struppig wie diese — von ihrer Bergheimat kamen und sich in der schmutzstarrenden Karawanserei niederließen; sogar in Begleitung des englischen Polizeiinspektors erschien es nicht ratsam, hier länger zu verweilen, so daß dieser selbst vom Photographieren abmahnte. Die Abb. S. 506 zeigt kultiviertere Typen; unten links sitzt ein Polizist, die übrigen sind teils Unterbeamte ähnlichen Ranges, teils Händler; die stehenden sprechen noch Paschto, die sitzenden Urdu.

Ein Panjabi: Muhammed Ali Khan

Die Hauptmasse der Pathan wohnt in dem unverwalteten Bergland zwischen der englischen Administrations- und der vertragsmäßigen afghanischen Grenze oder in Afghanistan selbst. Afghanen und Pathan sind Muhammedaner; merkwürdigerweise hat sich in den letzten 500 Jahren eine ihnen allen gemeinsame Legende über eine jüdische Abstammung herausgebildet. Die Durrani, die eigentlichen Afghanen, nennen sich z. B. Beni-Israel, „Kinder Israels", der Name des Yusufzai-Stammes heißt „Söhne Josephs"; alttestamentliche Namen wie Jakob, Joseph, Isaak, Abraham sind bei ihnen sehr häufig. Die afghanischen Bergstämme sind kühne, von Jugend auf in Kampf und Stammesfehde für das Soldatenhandwerk gestählte Leute von offenem, demokratischem Charakter, die unter guter Führung Vorzügliches leisten; sie haben scharfgeschnittene Gesichtszüge mit großer gebogener Nase, nicht selten sieht man neben dunkeläugigen und schwarzhaarigen Gestalten auch solche mit blondem Haar und blauen Augen, oft auch Gesichter von schönster Regelmäßigkeit und auffallend europäischem Typ.

Das trifft besonders für die Afridi zu, die unter den am indischen Militärdienst sich beteiligenden Pathangruppen die Mehrzahl bilden. Die hier zu nennenden Zeichnungen Grafs (S. 499, 502) dürften Typen aus Wazi-

Digitized by Google

ristan darstellen. Die Unterschriften sind wohl als Lala Gai und Nur Islam zu entziffern. Die Afridi bilden den größten, aber auch unruhigsten und kriegerischesten Stamm mit nahezu 30000 waffenfähigen Männern. Ihre Heimat ist im Norden des Hochlandes von Tirah, südwestlich vom Peshawar-Tal, und dehnt sich von da nordöstlich bis in die Täler südlich vom Khyberpaß aus, der selbst noch zum Afridigebiet gehört; er ist mit dem Kohatpaß der wichtigste Zugang vom afghanischen Bergland ins Industal, eine der alten Einfallspforten für die afghanischen Eroberer. Mit den Afridi, wie mit den anderen Pathanstämmen sind die Engländer seit dem für sie so unrühmlichen ersten afghanischen Krieg 1838—42 öfter in feindliche Berührung gekommen; bei ihren ersten Vorstößen in den Khyberpaß lieferten die Afridi manches Scharmützel, das für die Engländer übel endete. Nach den beiden Sikh-Kriegen (1845; 1848—1849) begannen Afridi in größerer Zahl ins indische Heer einzutreten; sie taten gute Dienste und sind sogar bei dem großen indischen Aufstand 1857 zuverlässig geblieben. Nach Beendigung des zweiten afghanischen Krieges im Jahre 1880 wurde zwischen dem Emir und den Engländern durch Vertrag vereinbart, daß letztere die Kontrolle des Khyberpasses übernehmen sollten. Sie regelten das mit den Afridi in der Weise, daß sie die Stämme zur Aufrechthaltung der Sicherheit verpflichteten gegen ein jährliches Subsidium von 87540 Rupien. Lokale Schutztruppen zur Begleitung von Karawanen wurden dort ausgehoben, erst 400, später bis 600 Mann; daraus wurde nachher die Truppe der „Khyber-Rifles". Als aber 1897 der ganzen Nordwestgrenze entlang die Unruhen ausbrachen, griffen auch die Afridi nach anfänglicher Zurückhaltung die isolierten Khyber-Posten und Forts an, deren Mannschaft den Stammesbrüdern nur lauen Widerstand leistete, und im Verlauf eines Tages war der Khyberpaß in den Händen der Afridi. In dem gegen die aufrührerischen Stämme geführten Krieg drangen die Briten zum ersten Male mit einer Armee nach Tirah in die gebirgigen Sommerwohnsitze der Afridi ein, die diese bislang als für den Feind unzugänglich gehalten hatten. Nach dem unter äußerst schwierigen Verhältnissen durchgeführten Feldzug wurde den Afridi eine Kontribution von 50000 Rupien und 800 Flinten auferlegt, und die früheren Abmachungen über den Khyberpaß traten mit Ergänzungen über Straßenbau usw. wieder in Kraft.

Von den friedlichen Beschäftigungen der Afridi (die Abb. S. 508 zeigt eine Gruppe

Religiöse Waschung

Digitized by Google

von drei Afridi-Männern und einer Frau, Basarbesuchern aus dem unabhängigen Gebiet, die Kohlen und Brennholz zum Verkauf bringen) hat die sogenannte „Afridi-Wachstuch"-Arbeit einen Ruf erlangt; man verziert, namentlich für Hochzeitsgewänder, Stoffe mit einer zähen, harzigen Masse (roghan), die mit Farbe oder mit Silber und Goldstaub durchmengt in Fäden mit einem Stift ornamental aufgetragen wird und so in den Stoff einsinkt, daß er ohne Schaden gewaschen werden kann. Im Basar von Peshawar sieht man in offener Werkstatt die Leute an der Arbeit; die derart verzierten Hochzeitskleider kommen etwas aus der Mode, dafür hat aber die Nachfrage der Europäer nach Portieren, Decken usw. in Afridi-Wachstechnik die Arbeit lukrativer gestaltet — im Stil allerdings gründlich verdorben. Die Mohmand sind die Nachbarn der Afridi nördlich des Khyberpasses und geben dem indischen Heer ebenfalls Soldaten ab; ihr unwirtliches Bergland liegt nordwestlich des Peshawar-Distriktes. Die Mohmand westlich der afghanischen Grenze sind Untertanen des Emirs, die Mehrzahl aber, die zwischen Afghanistan und dem Distrikt Peshawar wohnt, fügt sich der politischen Kontrolle der Engländer; sie untersteht dem Regierungsbeamten (Deputy-Commissioner) von Peshawar. Ihre Nachbarstämme rühmen sie wegen ihrer großen Tapferkeit; 18000 wehrfähige Männer vermögen sie aufzustellen. Auch sie haben den Engländern lange zu schaffen gemacht; 1897 gehörten sie zu den ersten, die die Fahne des „heiligen Krieges" gegen die Briten aufrollten und diese selbst geben ohne weiteres zu, daß noch jetzt die Mohmand jederzeit zum Aufstand bereit sind. Davon haben sie übrigens im Mai 1914 eine Probe abgelegt, indem sie einen Überfall auf die Indusbrücke unterhalb des Forts Attock bei Peshawar versuchten. Alle Pathanstämme, vielleicht mit Ausnahme der Afridi, sind religiös fanatisch. Die meisten bekennen sich zur sunnitischen Sekte des Islam; die wenigen Stämme, die Shiiten sind, gelten ihnen — ausgenommen im Krieg mit den Ungläubigen — als verhaßte Ketzer.

Schließlich zu den vielgenannten Gurkha. Von den auf Seite 500 wiedergegebenen Gurkha namens Jitsinh und Gopal hebt sich der auf Seite 501 gezeigte seinem Range nach als Jamadar, das ist Leutnant, ab. Sie kommen aus dem unabhängigen, unter britischem Schutz stehenden Staat Nepal. Der Grundstock der nepalesischen Bevölkerung ist mongolisch, es hat aber seit langem eine starke Vermischung mit Rajputen und anderen Hindu stattgefunden, die schon im 12. Jahrhundert unter dem Druck der muhammedanischen Invasion in Indien nach Nepal

Phot. Scherman

Pathan-Typen

Digitized by Google

(Phot. Scherman)

Sikh und Panjabi (links), hinterindische Lishaw und Kachin (rechts)

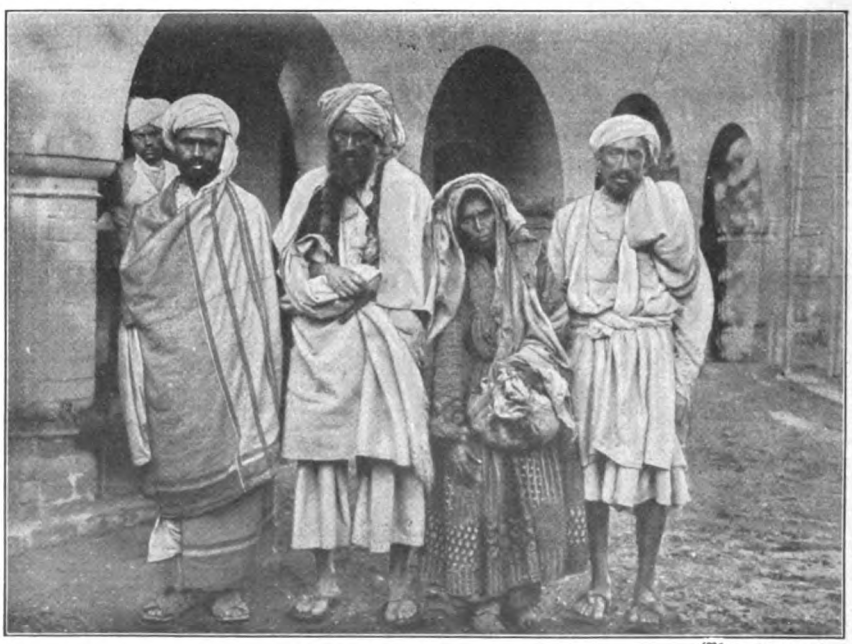
flüchteten. Als Gurkha bezeichnet man jetzt außerhalb Nepals jeden von dort stammenden Soldaten, obwohl das Wort streng genommen nur einer Minorität von vier Stämmen zukommt, die im 18. Jahrhundert das Gurkhareich aufrichteten und die früheren Newardynastien stürzten. Die Gurkha sollen im 14. Jahrhundert Rajputana verlassen und Niederlassungen im Süden Nepals begründet haben. Sie wurden im 18. Jahrhundert von einem der stetig uneinigen Newarfürsten zu Hilfe gerufen und hatten da die Gelegenheit benutzt, festen Fuß in deren Land zu fassen. Zu spät einigten sich die Newarfürsten gegen den Gurkhakönig, auch die angerufene britische Hilfe konnte nichts ausrichten, und 1769 war die Eroberung Nepals durch die Gurkha eine vollendete Tatsache. Von dieser Zeit her haben sich die Gurkha ihre Militärtüchtigkeit bewahrt. Neue Proben davon legten sie ab im nepalesischen Krieg 1814—1815, wo sie den Engländern schwere Schlappen beibrachten; ihre Angriffe mit den gekrümmten Kukrimessern waren berüchtigt. Erst 1816 kam nach englischen Siegen der Vertrag zustande, der noch den heutigen Beziehungen zu Nepal als Grundlage dient. Von jener Zeit datiert u. a. auch die Übergabe des jetzigen Regierungs-Sommersitzes Simla. Die Einreihung von Gurkhasoldaten, die von kundiger Seite viel früher angeraten worden war, erfolgte seit 1850 und hat sich glänzend bewährt, wiewohl man sie anfangs recht mißtrauisch aufnahm. Es ist hier, wie bei den meisten kriegstüchtigen indischen Stämmen, so gekommen, daß die Engländer sich ihre besten Truppen aus ihren ehemals hartnäckigsten Widersachern erzogen. Des Gurkha Hauptvorzüge sind eine vor nichts zurückschreckende Furchtlosigkeit und rücksichtsloses, schneidiges Vorgehen, große Ausdauer im Ertragen von Strapazen allerart, selbstsicheres Wesen und Treue. Die Zuverlässigkeit der Gurkha bei Verwendung im Kampfe gegen widerspenstige Stämme des Ostens wird dadurch erhöht, daß sie Orientalen anderen Glaubens und anderer Nationalität mit Abneigung und Verachtung begegnen und sich dem von ihnen seiner überlegenen Kenntnisse, seiner Stärke und seines Mutes wegen bewunderten Europäer anschließen. Überall wurden mir in Indien von britischen Offizieren die Gurkha als die unentbehrlichsten, tüchtigsten Truppen geschildert; ein pensionierter hoher Distriktsbeamter in Shillong, der in seiner Amtszeit bei Grenzfehden mit den Abor reichlich Gelegenheit hatte, die Vorzüge der Gurkha zu erproben, betonte das freundschaftliche Einvernehmen, das zwischen ihnen und dem britischen Soldaten herrscht; der englische Tommy, der sonst gegenüber dem indischen Kameraden den Abstand wahrt, marschiert in brüderlicher Eintracht mit dem Gurkha. Gerade zur Zeit meines Aufenthaltes in Assam im Oktober 1911 fand die

Digitized by Google

Mobilmachung einer größeren Strafexpedition gegen die eben erwähnten, zwischen Assam und Tibet hausenden Aborstämme statt, um den Mord zweier britischen Beamten zu rächen; zugleich sollte die Gelegenheit zu geographischen Forschungen am Oberlauf des Brahmaputra benutzt werden. In hellen Haufen strömten aus Manipur und den Nagabergen die als Träger und Wegemacher verwendeten Naga, von ihren Distriktsbeamten geleitet, zur Bahnlinie, und als ich dort in mitternächtiger Stunde ausstieg, sah ich mich im Dämmerschein schwach leuchtender Lampen inmitten eines Lagers hockender, stehender und liegender Gestalten mit langen Speeren und großen Körben, die alle auf den ersten Morgenzug warteten; als dieser kam, drängten und kletterten die halbnackten Burschen täppisch und lachend mit ihren riesigen Tragkörben am Rücken in die Wagen, guten Muts dem unwirtsamen Feindesgebiet entgegenziehend, mit denen die Assamesen selbst gegen hohen Lohn keine persönliche Bekanntschaft wünschten. Und von den Garnisonsstädten zogen in strammen Reihen die Gurkhatruppen; von Shillong aus begegnete ich ihnen mehrmals auf dem Marsch und am Bahnhof von Gauhati fand ich sie in einem Zeltlager untergebracht, wo sie ihrer Weiterbeförderung auf dem Brahmaputra harrten. Sie hatten bei diesem Feldzug seltener Gelegenheit ihren soldatischen Ruf als ihre Tüchtigkeit im Pionierdienst zu bewähren, Denn die Kampfesart hinterindischer Bergstämme stützt sich auf ein eigenartiges Verteidigungssystem. Ihre Siedelungen umgibt ein Wall aus Baumstämmen oder ein Pallisadenzaun aus Bambus. Verborgen bedrohen den anrückenden Feind scharf zugespitzte, gehärtete Bambusstäbe, schräg in die Erde gesteckt. Aufgetürmte Felsblöcke werden im Augenblick des feindlichen Anmarsches gelockert, im Gras lauern Fußfallen in Gestalt von Gräben, die mit vergifteten Bambussprossen gespickt sind — alles Praktiken, die in unseren Zeitläuften gar nicht so überaus seltsam anmuten!

⁂ ⁂ ⁂

Die Einschiffung indischer Eingeborenentruppen nach dem europäischen Kriegsschauplatz hat das Völkerbild des großen Weltkampfes um neuartige Züge bereichert. Es sind doch aber vorwiegend andere Gefühle, die diese Beobachtung in uns auslöst. Mit der Verwendung asiatischer Streitkräfte auf dem Kontinent hat Großbritannien die Grundsätze seiner Kolonialpolitik verleugnet, die vordem die Rechte der Weißen und der Farbigen so nüchtern, so zielbewußt abzugrenzen verstanden hat. Die Erkenntnis dieses folgenschweren Irrtums wird sich jenseits des Kanals früher oder später ihren Weg bahnen. L. Scherman



(Phot. Scherman)

Afridi im Basar von Peshawar

Digitized by Google

Die Wiege

Ballade von Hellmuth Unger

Unterm Dachfirst die kleine Kammer hält eine Wiege versteckt,
Drin haben wir einmal als Kinder die weichen Fäustchen gereckt.
Unser glückumfriedetes Leben barg sie wie ein hölzerner Schrein,
Acht Buben mit blauen Augen wiegte sie schaukelnd ein.
Acht Buben rief hell das Leben, sie kehrten nicht wieder her,
Als letzten trug mich ihr Wiegen, dann blieb sie leer.
Doch unserer Tage Lachen hängt jetzt noch wie Schleier daran,
Ich weiß, warum meine Mutter so oft an der Wiege sann.
Im Rosenrot über den Hecken blühten zweimal der Jahre zehn,
Da hört ich im alten Hause wieder die Wiege gehn,
Marienlieder singen. Das Kindlein, das schlummernd ruht,
Hat Blondhaar und blaue Augen, ist Blut von meinem Blut.
Du Wiege, schaukelnde Wiege, hüte den Knaben mir fein,
Bis einmal nach klirrenden Zeiten wird Friede im Lande sein,
Und halte ihn tief im Schlummer, er weiß nicht, was Deutschland traf,
Sein Vater hält Wacht am Feinde. So hüte ich seinen Schlaf.
Wir kannten als Kinder nur Lachen und leuchtende Sonne im Land,
Knabe in deinem Leben steht ein Schwert in lohendem Brand.
Mein Knabe, den brennende Liebe zum Tollen und Lachen schuf,
Deine Mutter wird dich nicht lehren heimelnden Kindesruf,
Sie lehrt dich die Hände ballen und spricht ein Gebet dazu,
Marschierender Krieger Lieder schrecken dich aus der Ruh.
Dann lausche, Knabe, ob leise die Mutter ein Schlaflied auch singt,
Frauen denken nur Frieden, der gaukelnde Träume bringt.
Knabe, nimmer wird Friede bei Menschen auf Erden sein,
Friede ist nie gewesen, nur Krieg allein!
Friede will weichliches Träumen, drum kannten Männer ihn nie,
Noch immer durch alle Zeiten Schwerthieb zum Kampfe schrie.
Drum, Knabe, schlummre und lausche! So singt deine Mutter dich ein:
Einmal ... einmal wird wieder Friede auf Erden sein.
Ich sage: Kampf wird dich rufen, uns allen rollt gleich das Los,
Noch kann ich den Schlummer behüten. Einst bist du groß!
Dann wirst du mit tausend Brüdern mannmächtig streiten und stehn,
Und daheim wird bei Schlummerliedern wie heute die Wiege gehn.

Digitized by Google

Die Neutralität Skandinaviens

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin

Ist der große Krieg, den wir zu führen haben, ein Krieg der Rassen miteinander? Am Anfang ist diese Frage gar manchmal bei uns aufgeworfen worden, und man suchte in dem Kampfe ein Ringen um die gemeinsame Sache der germanischen Nationen vor allem gegen das Slawentum zu finden. Diese Ansicht war von vornherein durch die nationale Zusammensetzung der miteinander kämpfenden Staaten widerlegt. Besonders in Österreich, in dessen Heere Hunderttausende von Slawen mittelbar auch gegen das germanische England kämpfen, mußte eine solche Stellung des Problems Kopfschütteln hervorrufen, weil sie zu Ende gedacht eigentlich die Auflösung Österreich-Ungarns voraussetzt und im Grunde dann — die innere Berechtigung des Panslawismus anerkennt.

Anderseits stehen reingermanische Staaten, wie vor allem die drei skandinavischen Reiche, neutral und sehen dem Kampfe der germanischen Nationen unbeteiligt zu. Verständlich wäre diese Haltung des europäischen Nordens nicht, wenn es sich nur um den Kampf der Rassen miteinander handelte. Verständlich und begreiflich aber wird sie, wenn wir diesen Krieg fassen als das, was er in seinem innersten Wesen ist: als das Ringen der Großstaaten, die das europäische und das Weltstaatenkonzert bilden, um die Macht. Für das politische Gleichgewicht, so wenig Kredit heute dieses Wort haben mag, das Rußland und England störten und dauernd stören wollen, fechten wir heute, und darum kämpfen in diesem Kriege, weil er ihnen die Freiheit eigener Erstarkung und Kulturentwicklung sichern soll, Deutsche und Magyaren, Westslawen und Osmanen Schulter an Schulter nebeneinander. Darum läßt man das Schlagwort vom Kampfe der Rassen, unter dem man sich etwas Reales in diesem Kriege nicht denken kann, besser ganz beiseite, und auch für eine Betrachtung der Neutralität Skandinaviens kann es nur Verwirrung schaffen.

⁂ ⁂ ⁂

Was konnte das erste Gefühl und der erste Entschluß in den skandinavischen Staaten allein sein, als der Weltkrieg ausbrach? Die größten Reiche der Welt traten in den Kampf gegeneinander. Schien es zuerst, als würden unsere Gegener Deutschland mit seinem Verbündeten überrennen, so war eine Parteinahme der kleinen Staaten für uns, so sehr sie germanischen Charakter tragen mochten, ausgeschlossen. Sie gefährdeten sich ja damit selbst. Und als nun doch die deutsche Kraft sich des Ansturms erwehrte und den Krieg von Monat zu Monat tiefer in Feindesland hereintrug, trat nicht ein, was an sich vielleicht erwartet werden konnte, daß die Gemeinsamkeit nicht nur des Blutes, sondern noch mehr auch der politischen Interessen die skandinavischen Staaten veranlassen würde, auf unsere Seite, auf die Seite des siegreichen Deutschlands zu treten. Sie sind im Gegenteil bis heute neutral geblieben.

Fassen wir sie mit dem Namen Skandinavien als eine Einheit zusammen, so geschieht damit etwas, was eigentlich nicht erlaubt ist. Aus dem Schulunterricht in der Geschichte kennen wir alle die berühmte Union von Kalmar, die 1397 von der Königin Margareta abgeschlossen wurde. Sie stellte auch politisch eine Einheit dieser drei Reiche her, für die die natürlichen Vorbedingungen durchaus gegeben sind. Mindestens Schweden und Norwegen erscheinen von der Natur schon beim ersten Blick auf die Karte als vorbestimmt für ein gemeinsames Leben und Schicksal, und Dänemark gehört in diesen Bereich insofern herein, als alle drei gemeinsam an den schmalen Wasserstraßen des Skagerraks und des Kattegats, die Nord- und Ostsee in Zusammenhang setzen, interessiert sind. Die gemeinsame Zugehörigkeit zu dem nördlichen Zweige des Germanentums, der gemeinsame Sprachbau und die daraus erfließende Verwandtschaft der geistigen Kultur, alles das sprach gleichfalls dafür und hätte in der Richtung weiterwirken müssen, für die jene Union der Königin Margareta zum ersten Male die politische Form schuf.

Aber jedermann weiß, daß die Geschichte Skandinaviens in der entgegengesetzten Richtung gegangen ist. Seine geistigen Einflüsse auf Deutschland sind gerade in den letzten drei Jahrzehnten ungemein stark gewesen, vor allem in der Literatur, deren Führer — wir erinnern nur an Ibsen und Björnson — geradezu zu einem Teil der deutschen Literatur geworden sind. Aber ging man dieser Bedeutung der skandinavischen Literatur für uns etwas genauer nach, so spürte man gleich sehr schnell die tiefen Unterschiede, die auch darin zwischen den Dänen, den Norwegern und den Schweden vorhanden waren. Es wäre ungemein reizvoll, diese Fragen genauer zu verfolgen, weil sie zu einem großen Teil mit erklären, warum da oben im europäischen Norden nicht die kulturelle und die nationale Einheit herausgekommen ist, für die von Haus aus alle Voraussetzungen zu sprechen schienen. Aber wir deuten diesen Zusammenhang hier nur an, um damit das Weitere zu belegen.

Die Union von Kalmar ist noch mehrmals erneuert worden, aber mit der Thronbesteigung Gustav Wasas 1523 endgültig zerfallen. Die drei Teile entwickelten sich selbständig nach verschiedenen Richtungen und damit voneinander weg. Und heute wissen wir, daß auch die Personalunion zwischen Nor-

Digitized by Google

wegen und Schweden, die 1814 und 1815 begründet wurde, von den Norwegern nicht als eine dauernd notwendige Form ihrer staatlichen Existenz empfunden wurde. Wir erinnern uns an die norwegische Revolution von 1905, an die mit einem Schlagwort sogenannte Revolution mittels eingeschriebenen Briefes, die damals auch diese beiden Länder wieder auseinanderriß. Seitdem stehen Schweden, Norwegen und Dänemark als unabhängige Reiche nebeneinander da.

Es war ihnen allen bei Ausbruch des Weltkrieges unzweifelhaft, daß sie Neutralität zu wahren hätten als die für sie einzig mögliche Haltung am Anfange des Krieges. Aber die Verschiedenheit der Entwicklung hatte von vornherein auch verschiedenartige Sympathien und Antipathien erzeugt, die für die Stellung der drei skandinavischen Staaten zum Kriege von großer Wichtigkeit sind. Sie können bei der Stellung, die die Monarchie in allen drei skandinavischen Staaten einnimmt, nicht ausschließlich durch die Tradition der betreffenden Königshäuser bestimmt sein, aber diese trifft mit Neigung, Anlage, auch Interesse ihrer Nationen so zusammen, daß sie doch auch den Maßstab für die Haltung ihrer Völker abgeben kann.

Auch heute ist der alte Gegensatz zwischen Dänemark und Deutschland, den zuletzt das Jahr 1864 geschaffen hat, noch nicht überbrückt. Er ist lange mit Bewußtsein aufrechterhalten und auch in die Dienste der großen Politik gegen uns eingestellt worden. War doch das dänische Königshaus trotz der Kleinheit seines Gebietes wegen der verwandtschaftlichen Zusammenhänge lange Jahre ein Mittelpunkt der Intrigen, die gegen Deutschland gesponnen wurden. Auch heute noch lebt die alte Königin Luise von Dänemark, die Mutter des jetzigen Herrschers; seine Tanten sind die Königinmutter von England und die Kaiserinmutter von Rußland. Die Gattin seines Oheims, des Prinzen Waldemar, die bekannte Prinzessin Marie von Orléans, ist freilich im Jahre 1909 gestorben — sie war eine der entschiedensten Trägerinnen der Feindschaft gegen Deutschland, weil in ihrer Person die französische Revanchehoffnung und die dänische Abneigung zusammenliefen und weil sie eine sehr kluge Persönlichkeit war. Ist es doch bekannt, daß mit ihrem Namen jene gefälschten Briefe in Verbindung gebracht werden, die dem Kaiser Alexander III. in die Hand gespielt wurden und ihm Mißtrauen gegen Deutschland einflößen sollten, und daß sie wesentlich am Zustandekommen des russisch-französischen Bündnisses beteiligt war, dessen Fäden auch über Kopenhagen liefen. Alle diese Traditionen wirken heute im großen Umfange noch nach und haben im Zusammenhang damit, daß die geistige Kultur und die Lebensformen Dänemarks sehr stark nach Frankreich neigen, eine uns abgeneigte Grundstimmung hervorgebracht. Ihr wird nur einigermaßen die Wage dadurch gehalten, daß Dänemark unmittelbar an Deutschland grenzt und daher ein für Dänemark ungemein vorteilhafter, von England nicht zu störender wirtschaftlicher Verkehr mit Deutschland ununterbrochen während des Krieges sich abspielen konnte.

Norwegen ist, wie schon erwähnt, seit 1905 wieder selbständig. Es wählte am 18. November dieses Jahres den Prinzen Karl von Dänemark, den Bruder des heutigen dänischen Königs, zu seinem Herrscher, der als solcher den Namen Hakon VII. annahm. Von Anfang ist Norwegen in der Einkreisungspolitik, die sich mit dem Namen König Edwards VII. verbindet, ein wichtiger Faktor gewesen. Für die Herrschaft auf der Nordsee ist es von Bedeutung, wie sich Norwegen stellt. Anderseits hat England als die Herrin der Meere sehr viele Handhaben zur Verfügung, die diesen ganz nach den Ozeanen gewendeten Staat gefügig machen können. Von diesen Voraussetzungen hat England in Liebe und Gewalt stärksten Gebrauch gemacht. König Edward persönlich hat den norwegischen König in sein System hereinzuziehen sich bemüht — die persönlichen Beziehungen wurden durch die Verheiratung König Hakons mit der Prinzessin Maud von Groß-Britannien, der Schwester des jetzt regierenden englischen Königs, gegeben. An sich waren Anlässe zu einem stimmungsmäßigen Gegensatze zwischen Deutschland und Norwegen bei weitem nicht so vorhanden, wie in Dänemark. Im Gegenteil ist von den skandinavischen Nationen die norwegische wohl in ihrem geistigen Einfluß auf uns die stärkste gewesen, sind doch die beiden Größten des skandinavischen Geisteslebens, eben Ibsen und Björnson, Norweger. Aber die Schiffahrtsinteressen nähern dieses von Handel und Seefahrt lebende Land wiederum viel mehr England als uns, und die damit geschaffenen Verbindungen wurden durch die englische Politik auf alle Weise gefördert und ausgenutzt.

Ganz anders ist das mit Schweden. Von den drei skandinavischen Völkern stehen die Schweden uns am nächsten, und auch der Krieg hat gezeigt, daß wirklich herzliche Sympathien zwischen beiden Völkern bestehen. Auch hier erlaubt es der Raum nicht, auf die tieferen Gründe näher einzugehen. Genug, die Tatsache ist da, und wir freuen uns ihrer. Hier liegen ja auch gar keine Anlässe zu Reibungen und Gegensätzen vor. Die schwedische Nation steht uns zu einem großen Teil freundlich und verständnisvoll gegenüber, der 1907 auf den Thron gestiegene König Gustav V. desgleichen, der, wie bekannt, mit der Prinzessin Viktoria von Baden, einer Enkelin unseres alten Kaisers, vermählt ist. Was so für ein engeres Zusammenstehen Schwedens mit Deutschland sprach, gewinnt eigentliche Kraft durch die gemeinsamen politischen Interessen gegen Rußland, und um derentwillen haben manche Kreise in Deutschland erwartet, daß sich Schweden entschließen würde, in den Krieg an unserer Seite ein-

Digitized by Google

zutreten, was wir von Norwegen und Dänemark niemals angenommen haben. Schweden ist auch, besonders nach der Heeresreform, die es während des Krieges ganz durchgeführt hat, die militärisch stärkste Macht: es verfügt über eine Kriegsstärke von 350000 Mann, die durch 180000 Mann Landsturm verstärkt wird, während Norwegen und Dänemark, die beide ja auch nur halb soviel Einwohner haben wie Schweden, nur 110000, bzw. 80000 Mann einstellen könnten. Trotzdem ist der letzte Entschluß von Schweden bisher nicht gefunden worden, und wir suchen das zu verstehen, indem wir zunächst kurz überblicken, welche Schicksale die drei voneinander getrennten skandinavischen Reiche in diesem Kriege bisher durchgemacht haben. Die Schilderung kann sich dabei in der Hauptsache auf Norwegen und Schweden beschränken, weil Dänemark aus den angeführten Gründen für sich steht und, wie jeder Zeitungsleser weiß, in den allgemeinen Kriegs- und Friedensfragen selten einmal genannt wird.

* * *

Man wollte in Skandinavien dem Ringen der Großmächte miteinander zusehen und dachte wohl auch nach dem Worte, das schon zu Anfang des Krieges einmal geprägt wurde, daß man vielleicht dem Sieger zu Hilfe eilen würde. Aber durch die Lage zwischen den Kriegführenden selbst wurde man ganz anders vom Krieg berührt, als etwa Spanien im Süden Europas, das die gleiche Haltung einnahm. England wie Rußland griffen mit ihrer Kriegspolitik von Anfang an sehr stark in die Verhältnisse Skandinaviens ein. England bedrohte und bedroht noch heute in einer rücksichtslosen, sich immer mehr verschärfenden Blockadepolitik gegen Deutschland Norwegen buchstäblich mit dem Hunger. Führt doch Norwegen allein zwei Drittel seines Getreidebedarfes ein. Dieser Handel ist durch den Krieg ungemein erschwert und wurde durch die Rücksichtslosigkeit der englischen Seepolitik auch gegen diese Neutralen noch viel mehr erschwert, als an sich nötig gewesen wäre. Schwedens Handel wurde desgleichen durch die Auslegung des Begriffes Konterbande lahmgelegt.

So gerieten die drei skandinavischen Länder, wenn auch nicht alle drei gleichmäßig und in jeder Beziehung, in eine gefährliche wirtschaftliche Lage. Sie haben Schwierigkeiten mit ihrer Ernährung und sind in ihrer Schiffahrt den englischen Durchsuchungsschikanen, die jeden wirtschaftlichen Verkehr der Neutralen mit Deutschland verhindern möchten, ausgesetzt.

Dazu kamen die russischen Eisenbahnpläne, die sich gegen Schweden und Norwegen richten. Da die Verbindung Rußlands durch die Ostsee und durch die Dardanellen abgeschnitten ist und die Verbindung über Wladiwostok nur verhältnismäßig wenig bedeutet, da ferner der Hafen von Archangelsk sehr früh zufriert, ist die Seeverbindung mit seinen Verbündeten für Rußland während des ganzen Krieges eine der brennendsten Fragen gewesen. Darum drängt es danach, Finnland in Verbindung mit der Nordsee bringen — Pläne, die auch in den letzten Friedensjahren öfters erwogen wurden —, auf eine Verbindung der finnisch-schwedischen Bahnen oder auf eine Bahnlinie längs der schwedisch-finnischen Grenze nach der Nordseeküste. Es dreht sich dabei in erster Linie um den norwegischen Hafen Narwik, in dem sich Rußland ein neues Fenster nach Europa schaffen möchte. Ersichtlich brachten diese Pläne Schweden und Norwegen in eine schwierige Lage. Was sollte geschehen, wenn Rußland die freie Durchfuhr nach der norwegischen Grenze von Schweden, und England den freien Transport von Narwik aus forderten, und wenn anderseits diese beiden nicht durchlassen wollten, was nach Deutschland weitergeführt werden konnte?

Die drohende Gefahr zwang daher die drei Staaten doch bald zueinander und die Einsicht, daß man vereint dem Drucke Englands und Rußlands, die Neutralität aufzugeben, eher widerstehen könne. In Schweden ist immer die Idee der sogenannten „skandinavischen Verteidigung", also das Gefühl der Solidarität der Interessen Skandinaviens nach außen trotz aller Verschiedenheiten der inneren Entwicklung, lebhafter gewesen als in Norwegen und Dänemark. Daher war es der schwedische König, der zu einer Zusammenkunft der drei Könige in Malmö am 18. Dezember 1914 einlud. Die Zusammenkunft, die erste Annäherung wieder seit der Union von Kalmar, erörterte die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und konnte auch eine reale politische Bedeutung haben. Sie schien die drei skandinavischen Reiche zusammenzuschließen, und wir konnten das nur lebhaft begrüßen, weil alle diese Bestrebungen Skandinaviens, den eigenen Handel von völkerrechtswidrigen Behinderungen frei zu halten, sich praktisch gegen unsere Gegner richten mußten.

Aber diese gemeinsame Not hat nicht ausgereicht, die Verschiedenheiten in den Interessen und Stimmungen auch weiterhin auszugleichen. Irgendwie erkennbare Konsequenzen hat die Zusammenkunft der drei skandinavischen Könige in Malmö nicht gehabt; jedes dieser drei Reiche ist seinen Weg im Kriege für sich weitergegangen. Während in Norwegen König und Volk einig sind, die Neutralität mit einem gewissen Wohlwollen für England aufrechtzuerhalten, kämpfen in Schweden die Richtungen miteinander, die einen für die Neutralität, die anderen, die sogenannten Aktivisten, für ein Eintreten in den Krieg an Seiten der Zentralmächte. Der Kampf ist durch mancherlei Vorfälle des Krieges von außen bestimmt worden.

Im Seegefecht bei Gotland, am 2. Juli 1915, fielen russische Schiffsgranaten auf schwedisches Gebiet, und zwar mit Absicht, mit rücksichtsloser Verletzung des schwedischen Territoriums und der schwedischen Neutralität.

Digitized by Google

Dazu kam im November 1915 die Überzeugung in Schweden, daß Rußland auf den Alandsinseln permanente Befestigungen — was durch den Pariser Frieden verboten ist — aufgeführt hat, von denen Schweden fürchten muß, daß sie auch nach dem Kriege nicht geschleift werden. Und dazu kam schließlich, daß Rußland die Bahn fertigstellte, die die Verbindung zwischen dem finnischen und dem schwedischen Eisenbahnnetz abschließt, über die sich nun ein lebhafter Verkehr entwickelte, bei dem gar nicht zu kontrollieren war, wieviel auch an Konterbande durchging.

Diese Vorgänge hielten die Frage nach der Stellung Schwedens immer in Bewegung. Auch die Belästigungen wirkten in dieser Richtung, die sich England gegen die schwedischen Interessen erlaubte. Der Schiffsverkehr wurde durch allerlei Schikanen belästigt, die schwedische Post in einer geradezu unverschämten Weise behandelt und das englische Kohlenausfuhrverbot griff überhaupt schon an die Wurzel des regelmäßigen Verkehrs zwischen Schweden und Übersee. Darum wurde in der schwedischen Öffentlichkeit die Frage immer lebhafter aufgeworfen, ob das Land im Weltkrieg bis zu Ende werde beiseite stehen können, ob nicht gerade seine ureigenen Interessen es veranlassen müßten, zu geeigneter Zeit mit bewaffneter Hand Stellung zu nehmen.

Die amtliche Politik Schwedens hat bisher diesen Zeitpunkt nicht für gekommen gehalten, auch nicht bei der weiteren Verschärfung der Beziehungen zur Entente, die im Dezember 1915 eintrat. Da wurde der private Telegraphenverkehr zwischen Rußland und Schweden in größtem Maße gesperrt, da wurde durch England eine Aktiengesellschaft unter dem Namen „Transito-Gesellschaft" begründet, die den gesamten Warenverkehr zwischen England und Rußland über schwedisches Gebiet unter Ausschluß aller schwedischen Reeder und Spediteure monopolisierte. Schweden hat sich amtlich gegen alles dies nicht besonders energisch gewehrt. Es hat nur Ausfuhrverbote erlassen, die gegen Rußland als Durchfuhrverbote wirken, und es hat die Beförderung der aus England kommenden Postpakete von Rußland inhibiert, womit sich eine Art Posttrieg entwickelte, der England und Rußland Schwedens Bedeutung als Durchfuhrgebiet nachdrücklich zu Gemüte führt. Aber darüber hinaus ist man bisher noch nicht gegangen, hat nur während des Krieges die Heeresreform durchgeführt und sich damit für alle Fälle eine stattliche Rüstung geschaffen. Wir glauben heute noch nicht, daß England und Rußland an kriegerische Unternehmungen gegen Schweden denken, aber sie versuchen hier dasselbe wie mit Griechenland und probieren Schritt für Schritt, wieweit auch hier ein kleiner neutraler Staat sich die Vergewaltigung durch die größeren gefallen läßt. Es fragt sich nur, wie lange sich Schweden das gefallen lassen kann, und wie lange sein stark aufgewühltes innerpolitisches Leben diese Spannung erträgt. Die Thronrede, mit der König Gustav im Januar 1916 den Reichstag eröffnete, war mit ihren nachdrücklichen Worten an die Adresse Englands immerhin ein Wink, daß auch hier die Geduld der Neutralen einmal reißen könne; die England so rücksichtslos auf die Probe stellt.

* * *

In Schweden kämpfen die Meinungen für und gegen den Krieg aufs stärkste miteinander, und wir können wohl sagen, daß die besten Köpfe Schwedens dabei auf unserer Seite fechten. Das liegt auch nahe, denn die Lage Schwedens ist der unserigen ebenso ähnlich, wie sein Schicksal. Schweden steht, wie wir, zwischen Rußland und England, und Schwedens Zukunft wird aufs stärkste bedroht, wenn die russischen Hoffnungen auf einen eisfreien Hafen über Finnland nach Schweden und an die atlantische Küste übergreifen, und noch mehr, wenn die gleichen Pläne über die Alandsinseln Schweden selbst bedrohen. Geht man diesen Erwägungen nach, so kommt man unweigerlich an die Frage Finnlands.

Schweden war in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit ein gewaltiger Ostseestaat; wir brauchen nur an die Namen seiner großen Könige zu erinnern, Gustav Adolfs (der nicht nur ein Vorkämpfer des evangelischen Glaubens, sondern auch einer großen schwedischen Ostseemacht war), Karls X. Gustav und Karls XII. Von dieser Höhe ist Schweden heruntergestoßen worden durch die Siege Peters des Großen, die ihm seinen Besitz auf der Südküste der Ostsee kosteten, und vor allem durch den Verlust Finnlands, das es 1809 im Frieden von Frederikshamm an Alexander I. hingeben mußte und mit dem es die Beherrschung der baltischen Ostküste verlor. Der Gedanke liegt darum heute außerordentlich nahe, daß Schweden durch einen Eintritt in den Krieg an unserer Seite sich seine alte Ostseestellung zurückerobern und dabei Finnland befreien könnte, das ihm, wenigstens in einem Teil seiner Bewohner, verwandtschaftlich nahesteht und durch die Russifizierungspolitik gerade des jetzigen Zaren zur Verzweiflung gebracht worden ist.

So einfach diese Gedanken in der Theorie klingen, so schwierig werden sie, wenn man ihre Ausführungsmöglichkeit und ihre Aussichten erwägt. Die Vorstellungen über Finnland, die auch bei uns umgehen, sind doch stark zu berichtigen. Es ist richtig, daß in erster Linie die Schweden in Finnland den Widerstand gegen die Russifikation getragen haben, mit einem Heldenmut und einem Rechts- und Freiheitssinn, der gerade in Deutschland immer viel Bewunderung und Aufmerksamkeit erregte. Darüber haben wir aber oft vergessen, daß Finnland nur 13 v. H. Schweden und 86,7 v. H. Finnländer zählt, daß die finnische Masse, die durch ein ganz demokratisches Wahlrecht politisch das Heft im Lande in der Hand hat, zuerst Feind der Schweden, gegen deren Herrschaft die Finnen

Digitized by Google

sich ihre Selbständigkeit im 19. Jahrhundert erkämpft haben, ist und sich mit Rußland in der Hauptsache abfindet. Manche haben sich bei uns gewundert, weshalb Finnland sich in diesem Kriege nicht gegen Rußland erhob. Auch das war einer der großen Irrtümer, mit denen unsere öffentliche Meinung in den Kampf gegen Rußland hereinging. Finnland ist systematisch entwaffnet worden, von der Wehrpflicht befreit und so schon physisch außerstande, eine Revolution zu machen. Aber auch an sich liegen die Dinge nicht so einfach, wie wir uns das unter dem Eindruck mancher Agitations-Schilderung vorstellen. Man sieht in Finnland nicht ein, was Schweden Finnland bei einer Trennung von Rußland wirtschaftlich, politisch, militärisch bieten könne. Man sieht dagegen sehr wohl ein, daß Schweden gar nicht in der Lage wäre, Finnland, selbst wenn es, was nicht der Fall ist, eine Vereinigung mit Schweden wollte, militärisch gegen Rußland zu verteidigen. Diese Gesichtspunkte, die wir uns in der Beurteilung der finnischen Frage zu eigen machen sollten, werden in Schweden immer der aktivistischen Bewegung entgegengehalten und nun durch ein Weiteres verstärkt.

Das Entscheidende für Schwedens auswärtige Politik ist und bleibt auch heute, daß eben die drei skandinavischen Staaten jeder für sich ihres Weges ziehen, und daß einem Kriegswillen Schwedens die unbedingte Abneigung Dänemarks und Norwegens gegen den Krieg entgegensteht. Die Eigenbrödelei, die zur Auflösung der Union geführt hat, rächt sich heute auf das bitterste. Überall sonst in der Welt wachsen die Staaten oder streben danach, durch Bündnis, durch Erweiterung ihres Gebietes und dergleichen, und es ist das selbstverständliche Ziel der Großstaaten, die aus diesem Kriege siegreich hervorgehen, in dieser Richtung auf den politischen Großbetrieb hin einen gewaltigen Schritt vorwärts zu tun. Die skandinavischen Staaten haben das Entgegengesetzte getan, und daraus ergibt sich für Schweden die schwierige Lage der Gegenwart, aus der heraus es daher von sich aus so schwer den Entschluß finden wird, in den Krieg einzutreten. Es ist isoliert, wie es im Jahre 1809, das ihm Finnland kostete, isoliert war. Es kann entscheidende Schritte kaum tun, weil Dänemark und Norwegen ihm möglicherweise dann in die Zügel fallen, und trägt so die Fesseln seiner eigenen Kleinheit und politischen Isolierung. Man ist sich in Schweden über diese Lage klar und darum nicht fähig, zu handeln, wie es die Aktivisten gern möchten.

Zu allerletzt wirkt in den skandinavischen Staaten, auch in Schweden, ein Moment, das uns lächerlich vorkommt und das lächerlich, aber wirksam ist: nämlich die Besorgnis vor der Macht Deutschlands, die nach einem siegreichen Krieg allzu bedrohlich werden könnte, dasselbe Motiv, das auch in Holland von unseren Gegnern immer benutzt wird.

So haben wir eine in sich sehr widerspruchsvolle Lage, da Dänemark und Norwegen entschlossen an der Neutralität festhalten wollen und namentlich Norwegen sich der Anmaßung Englands in wachsendem Maße fügt, weil die norwegischen maßgebenden Reeder die wirtschaftlichen Interessen höher stellen als die Selbständigkeit ihres Staates. Damit ist Schweden eingeengt und eingepreßt, in der eigenen Entschlußfähigkeit gehemmt und muß der weiteren Entwicklung des Krieges zusehen, die ihm doch immerhin möglicherweise, wie das in der schwedischen Presse auch ausgesprochen wird, eine große Gefahr bringen kann, nämlich die Ausdehnung der russischen Expansion und ihren Durchgang zum Atlantischen Meer. Schweden ist die Nation, die uns im Weltkriege die stärksten Sympathien beweist; kein anderer Ausländer hat sich so vorbehaltlos, so begeistert und hinreißend an unsere Seite gestellt, wie Schwedens großer Forschungsreisender Sven Hedin. Wir wünschten darum von Herzen, daß dieser Staat zu den glänzenden weltgeschichtlichen Überlieferungen zurückkehren könnte, die seine Geschichte meldet. Aber wir wollen in diesen Wünschen auch nicht vielleicht Unmögliches verlangen. Kaum eine der kleinen Nationen, um deren Schicksal in diesem Riesenkriege auch gekämpft wird, wird ihre Lage so bitter empfinden, wie gerade Schweden. Ob der Weltkrieg noch eine Lage bringt, die ihm den Entschluß leichter macht, als er jetzt für ein einsichtiges Urteil sein kann, das wissen wir nicht. Denkbar ist es sehr wohl, daß die englische Seepolitik die Versorgungsschwierigkeiten und die Einengung der wirtschaftlichen Verdienstmöglichkeiten so steigert, daß Schweden, um nicht zu ersticken, zu den Waffen greift oder daß eine russische kriegerische Unternehmung von Finnland her ihm den Entschluß dazu aufzwingt. Dann sehen wir für alles Weitere eine Bürgschaft für die Zukunft darin, daß die Gemeinsamkeit der Interessen dieser Kleinstaaten sich doch auch in Skandinavien durchsetzen wird, und daß an der Spitze der drei Staaten junge Fürsten stehen, die doch nicht so von der Last der Traditionen gedrückt werden, wie ihre Väter. Für den gegenwärtigen Krieg aber wollen wir uns zunächst Illusionen, wenn wir nach dem Norden Europas blicken, nicht hingeben. Erörterungen, die sich bei uns häufig finden, über den Anschluß dieses Nordens an die Zentralmächte oder über die Loslösung Finnlands von Rußland und die Herrschaft über die Ostsee in dem gleichen Zusammenhang haben heute noch keinen Boden unter den Füßen. Dergleichen Zusammenhänge werden nicht durch Zeitungsartikel und Belehrungen, wie es eigentlich sein müßte und natürlicherweise wäre, hergestellt, sondern werden, wie das Gegenbeispiel der in verwandter Lage befindlichen Balkanstaaten zeigt, allein im Feuer des Krieges geschmiedet.

Digitized by Google

Um Ostern, das weiß jedes Kind,
Das wissen die Toren und Weisen,
Daß da die Glocken geladen sind,
Alle nach Rom zu reisen;
Aus jeder Kapelle, aus jedem Dom,
Wo Glocken in Türmen hangen,
Tragen dann Engel die alle nach Rom,
Damit sie Segen empfangen!

Und es lag eine Kirche im Tal,
In der drei Glocken hingen;
Die hatten schon vieltausendmal
Gott gepriesen mit friedlichem Klingen;
Anna, Michael, Barbara,
Waren ihre tönenden Namen.
Und als jetzt wieder das Wunder geschah,
Und die Engel zur Osterfahrt kamen,
Da fanden sie im Glockengestell
Die Anna ohne Genossen,
Denn aus Barbara und Michael
Waren Kanonen gegossen!

Und die Anna klagte: „Ich bin allein
Von uns dreien geblieben!
Die anderen hat es in Not und Pein,
In Schlacht und Tod getrieben!
Ich hocke träg, wo die Turmuhr tickt,
Großmütterlich im Stuhle,
Und locke, wie's meinem Namen sich schickt,
Die Kinder zur Kirche und Schule!
Mich adelt aber keine Gefahr!
Drum ziemt mir kein Segen vor andern;
Laßt mich — will's Gott — erst im nächsten Jahr
Mit meinen Geschwistern wandern!
Die haben ja keine Sekunde Ruh
Zur Osterreise, zur schönen;
Die müssen wohl jetzt immerzu
Schüttern und rattern und dröhnen!"

Da sprachen die Engel — und ihr Spruch
War wie ein Singen zu hören —:
„Es kann kein Bruch, es kann kein Fluch
Je göttliche Weihen zerstören!
Unaustilgbar ist Gnadengewalt!
Die kennt kein Verklingen und Stocken!
Und verloren die auch ihre Glockengestalt,
Sie blieben vor Gott doch Glocken!
Und Gottes Jahrtausende stürmen schnell,
Und ewig ruhn Gottes Sekunden!
Und Barbara und Michael
Sind auch schon von Engeln gefunden.
Die Kanoniere, die sie umstehn,
Werden es gar nicht verspüren!
Du wirst die beiden neben dir sehn,
Wenn wir dich jetzt entführen!"

Der weiße Mond am Himmel zieht
Über verschlafnen Geländen.
Oben hoch singen die Sterne ihr Lied.
— Ach, wenn das die Menschen verständen! —

Digitized by Google

Fernher aus Schlünden dumpft der Schlacht
Verworrenes Praſſeln und Lärmen.
Über Rom da ſummt es durch die Nacht
Wie rieſiges Bienenſchwärmen,
Das klingt ſo ſüß, ſo trunken, ſo ſchwer,
Wie bitterſtes Heimverlangen:
Das ſind die Glocken! Die kommen her,
Um Segen zu empfangen!

Tauſend und Tauſend! Das jubelt und klagt
Von weltentlegenſten Grenzen!
Die hohe Kuppel Sankt Peters ragt
In überirdiſchem Glänzen!
Aufblüht der öſterlich-myſtiſche Traum
Im Zauberlicht aller Legenden!
Sankt Peters weiter, hallender Raum
Wächſt aus nach allen vier Enden!

⁂ ⁂ ⁂

Orgelgebraus! Es duftet! Es brennt
Ein Meer von glitzernden Flammen!
Glocken, die Land und Meer ſonſt trennt,
Kommen heute zuſammen!
Raſch finden ſie ſich alle zur Stell'
Nach altgeheiligter Sitte!
Zwiſchen Barbara und Michael
Harrt Anna ſtill in der Mitte. —

Und es klinkt eine Tür! Es kommt ein Schritt,
Leis wie von Kinderfüßen:
Das iſt der Papſt, der den Raum betritt,
Um ſeine Glocken zu grüßen!
Seine Augen ſenden milden Strahl,
Um die eherne Treue zu lohnen — —
Da ſieht er vor ſich mit einemmal
Bei den Glocken die vielen Kanonen!
Feldgrau beſchmiert, voller Lehm und Sand!
So ſtarren ſie ihm entgegen!
Da erhebt er die feine kindliche Hand
Zum väterlichen Segen!
Um ſeine Lippen ein Zucken zieht,
Als wollte ein Gram ihn bezwingen,
Dann ſpricht er, als klänge aus ihm das Lied,
Das droben die Sterne ſingen:
„Ihr Lieben, euch allen ſei Frieden beſchert!
Willkommen von allen Weltenden!
Ihr wißt, wer meinen Segen begehrt,
Lebt immer mir unter Händen!
Selig ſind, deren Kindlichkeit
Stille bewahrt in Stürmen!
Mögt ihr alle in baldiger Zeit
Gott wieder lobpreiſen von Türmen!
Denn die Namen, die euch die Stifter verliehn,
Sind unauslöſchliche Namen!
Nun möget ihr wieder zum Werke ziehn,
Dem Gott euch widmete! — Amen! —"

Digitized by Google

Auch du . . .! Von Albert von Trentini

Tobias Hardemüller war fünfundsechzig Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Er hatte fünf Söhne. Alle fünf rückten ein. Einer nach dem anderen. Sie brauchten nicht schweren Abschied zu nehmen. Die Mutter hatte auch der Älteste kaum noch im Gedächtnis. Die andern vier wußten ohne diese Erinnerung, daß sie an zertretenem Lebensgeist gestorben war. An den Vater aber band sie nichts. Der hatte sie früh aus dem Haus getrieben. Sie sollten sich nur selber fortbringen! Das hatten sie auch getan; seit Jahren war keiner mehr vor den Blick des Vaters gekommen. Freilich, so einfältig waren sie geblieben, um zu meinen, daß der Vater jetzt, in diesem alles Vergangene aufhebenden Augenblick den Wunsch erleben müßte, sie noch einmal zu sehen, und daß es ihre Pflicht wäre, diesen Wunsch unaufgefordert zu erfüllen. Aber das war ein Irrtum. Als Frank, der Ersteinberufene, am Abend vor dem Auszug vor das Haus kam, das wie etwas zu Verbergendes ferne vom Dorf und klein unter einem Riesenahorn in der Wiese drin hockte, und eben den eisernen Klopfer an die Tür werfen wollte, trat Tobias Hardemüller heraus. Er öffnete die Tür nur soweit, daß Frank in den von Kindheit her unheimlich bekannten Flur blicken konnte. „Du gehst auch fort?“ fragte er sogleich und unbewegt und schaute gleichgültig an ihm vorüber. „Dann also viel Glück!“ Und weil er so gescheit war, zu wissen, daß es andere Väter gab, die solchen Augenblick nur durch rasche Flucht abzukürzen sehnten, damit ihnen das Herz nicht aus dem Verstand bräche, machte er eine jähe Bewegung, zog den Zipfel seines langen Graurocks vorsichtig in den Spalt — und war drin.

Die anderen vier, als an sie die Reihe kam, fanden keinen anderen Empfang und keinen anderen Abschied.

So zogen sie denn aus der Heimat wie Fremde fort. Allerdings: ohne dabei viel Hartes zu empfinden. Der eine war Knecht bei einem Bauer gewesen, der zweite Arbeiter in der Ziegelei, der dritte Lohgerbergeselle. Baltasser, der vierte, hatte eine Bäckerei angefangen, mit Schulden von Urbeginn an, und der Jüngste, Rupert, ein Friseurgeschäft. Sie hatten sich zu solchen Diensten und Beschäftigungen gewiß mit der Sehnsucht begeben, den Hunger zu stillen, das Vergangene zu vergessen, und vier Wände zu schaffen, in die sie die eigenfaustgezimmerte Welt einmal zwängen könnten. Aber als aus solcher Hoffnung nichts Rechtes geworden, weil das Geld, das der Vater besaß, sie in den Augen der Dienstgeber und Kunden als Dilettanten erscheinen ließ, hatte sich eine plötzliche und bleibende Ergebung in sie hinein gesenkt: sie begannen einzusehen, daß ihre verzerrte Kindheit, das unlesbare Antlitz des Vaters, die offene Verachtung, die das ganze Dorf auf ihn warf, sie nie mehr aufstehen lassen würden zu freien Menschen. „Des Geizhalses Sohn“ stand, ohne daß sie an seiner Sünde nur den geringsten Teil hatten, als Zeichen auf jedem von ihnen.

So zogen sie fast gerne aus. Wer etwas zu schützen hat im Vaterland, verteidigt das Vaterland wie ein Gut. Wen niemand liebt, und wem niemand gibt, der ist des Vaterlands bester Bräutigam: Die Söhne vom Tobias Hardemüller gehörten ihm ganz!

Und darum gab es ihnen Gott, daß er sie erlöste. Frank, der Älteste, fiel in den ersten Septembertagen im Schlund eines blaugrünen Engpasses an der bosnisch-serbischen Grenze. Er hatte siebenundfünfzig Stunden ohne Pause im Feuer gelegen, das Lachen über die Kugeln erlernt und den Mut wie eine helle Springbrunnsäule aus der verarmten Brust steigen gefühlt; als ihm in der achtundfünfzigsten Stunde sein Leutnant hinterm Baum einen Feind zeigte, der dem Leutnant eben den Schenkel zerschossen hatte, sprang er auf, kehrte das Gewehr um, wollte auf den Baum losstürzen — und fiel.

Tobias Hardemüller erfuhr es eines Nachmittags, während in den Feldern vor seinem Hause die Ähren gelb wogten und über dem sanftblausten Himmel die fried-

Digitized by Google

lichsten Wolken zogen. Der Gemeindeschreiber brachte ihm die Botschaft. Aber Tobias Hardemüller verlangte es gar nicht, die Verlustliste einzusehen. „Krieg ist Krieg!“ sagte er, und ohne daß über das Steingesicht ein Schatten lief, schlug er die Türe zu.

Und kehrte zu seinem Gott zurück, der ihn seit einem reichlichen Menschenalter vollkommen und ausschließlich besaß. Nicht etwa wie der Geizhals auf dem Theater. Er war der wirkliche! Sein Glück bestand nicht so sehr darin, die Menge seiner aufgehäuften Schätze zu betrachten. Wonniger als das Wissen, so reich zu sein, wie selbst seine neidvollsten Verächter nicht annahmen, und diesen Berg von Geld durch unerbittliches Knausern langsam und Stunde für Stunde wirksamer zusammengescharrt zu haben, war das Bewußtsein der Freiheit von allen Bedürfnissen der eigenen Person und von den Ansprüchen aller anderen. Ihm konnte der Krieg nichts anhaben! Er hatte im längsten Frieden mit der Gier gelebt, das Erworbene in Gold festzulegen, das im Kriege nicht schmölze. Seine fünf Söhne waren ausgezogen. Diese Söhne aber waren nicht Gold. Und würde jemand kommen, ihn anzubetteln? Die Welt ging ihn nichts mehr an! Er hatte sie an seinen Geiz gewöhnt. Und Notleidende? Hungernde? Er hungerte mit Hochgenuß! Er dürstete mit Wollust! Er hatte alle Bequemlichkeiten und Freuden des Leibes abgetan, aller Labsal für die Sinne entsagt. Sein Bett war ein lumpiger Strohsack. Sein Essen ein täglich selbstbereitetes Gericht von Kartoffeln, die auch zur Schweinenahrung nicht mehr verkauft werden konnten. Er war ein Mensch geworden, der seinem Körper nur das mindeste vergönnte.

Bei diesem Gott Mammon vergaß er den Tod seines Sohnes. Und fühlte sich gerade deshalb, und durch diesen Gott, von neuem als einen Herrn über das Leben. Klagten und weinten nicht schon Witwen, Mütter und Väter? Ging nicht der Jammer und Wehschrei unzähliger Beraubter schon durch alle schwarzen Nächte? Tobias Hardemüller hörte es; aber er lachte darüber.

Eines Morgens im Dezember kam der Gemeindeschreiber zum zweitenmal vor das Haus. Da hatte der Ahornbaum überm Dach sein Blatt schon lange verloren und des Hardemüllers zweiter Sohn war bei den Mörsern in Flandern gefallen. Ein Klumpen Blut und Wunden sei er gewesen, als die englische Granate in die Batterie schlug. Für tapfere Deutschensöhne, die im Rauchen des sterbenden Leibs noch ihr Hosianna dem Krieg zusingen, ein Anblick! Und für einen Vater ein bitteres Los voll süßen Stolzes! Aber der Hardemüller hatte wieder sein „Krieg ist Krieg“ auf den Lippen, für diesen Sohn auch, und als, nur drei Wochen später, Baltasser in einem Stacheldraht auf den Karpathen hängen blieb, mitten in der Nacht und das grauenvolle Antlitz seines vergeblich gelebten Lebens zum letztenmal vor den Augen, bereitete sich im Hirn seines Vaters unterm Eindruck des Erstschnees, der sanft und geheimnissebergend vor den Fenstern sank, die dritte Begrüßung des Schreibers: „Krieg ist Krieg“ vor.

Warum ihm aber das Dorf Gadraun jedesmal seinen Schreiber sandte? Denn dieser Mensch kam Anfang Feber ein viertesmal; da stand das Eis noch wie blauer Glasfluß auf den teuflischen Stiegen, und Rupert, des Hardemüllers vierter Sohn, war an der Cholera in Rußland gestorben. Warum der Schreiber gesandt war? Ach, in jener Zeit war jedes Menschenherz im Lande aufgewacht. Wer gebar noch Kinder im Morgensonnenschein einer belächelten Zukunft? Wer erwarb noch in der Freude am Steigen des Hausgiebels? Wer kehrte noch dem Nachbar das Mühlwasser ab und aß abends schmatzend sein Huhn im Topfe? Eiserne und blutige Zeit! Du Zeit der Engel Gottes! Sie töten mit Stahl und wecken an der Getöteten statt mit himmlischen Fingern die Tugenden in den Lebendigen wieder auf. In dieser Zeit war das Dorf wie ein zürnendes Feuer auf den Tobias Hardemüller; sieh, fragte es haßvoll, jetzt, da jeder Stein Funken und Flamme fängt, gibt es für den Hardemüller nicht a u c h einen Blitz?

„Krieg ist Krieg!“ sagte Tobias Hardemüller, als der Schreiber zum vierten Male kam. Und ging von diesem Satz ruhvoll zurück in die fröstelnde Stube, deren Luft der Atem einer lebendigen Leiche war. Dieses nämlich beschäftigte ihn jetzt: er rechnete den Tausenden nicht nach, die all-

Digitized by Google

stündlich dahinstarben, und plagte seinen Kopf nicht mit dem Grübeln: wann wird wieder Friede sein und wie soll ein siegreiches Land seinen Helden danken? Aber er sann schweißtriefend und todangstvoll nach, wie er über Raubgier und Kriegsbrauch und über Minen und Listen triumphieren könnte. Es konnte ja alles geschehen! Soweit verstand er die Unberechenbarkeit des Krieges. Trotzdem suchte er jetzt ein neues Versteck seiner Schätze. Und fand es. Er grub einen Schacht bis unter den Bach hinaus, der zwanzig Meter vom Haus weg mit Halbmeter-Wassertiefstand in den Süden rollte. Tag und Nacht Arbeit! Wie ist Arbeit schön! Aber schöner noch das vollendete Werk! Es war der sechste April, Mittag gerade und schüchterner Frühling im Ahornbaum, der noch einmal treiben wollte, und Tobias Hardemüller kroch, erdig wie ein Maulwurf und den elektrischen Draht fest in der Hand, der ihn mit seinem Golde verband und, sobald er nur mit einem Finger auf ein winziges Knöpfchen drückte, zu jeder Sekunde in die Gewißheit setzte, am Hall eines Klangs treu bestätigt zu hören, daß Gold noch Gold war und Finsternis unterm Wasser noch wasserüberspültes Dunkel ... mit diesem Draht in der Hand kroch er aus dem Dielenloch seiner Stube, als er an der Tür draußen pochen hörte. „Euer jüngster Sohn ist verwundet im Dorf!“ rief der Schreiber im Frühgras der Schwelle. „Wollt Ihr ihn sehen? Bei seinem Bauer, dem Habicher, liegt er!“

Tobias Hardemüller ging zwei Tage lang nicht zu seinem Sohne. Der hatte auch kein Verlangen danach. Er lag weiß, wo er nicht blutig war, in der Kammer des Habicher, im Bett einer der blonden Habichertöchter, und schwieg. Er träumte das Grauenhafte wieder; er sah das Entsetzliche lebendig wieder vor sich, unausgesetzt, wie ein Ohr den unermüdlichen Herzschlag unabläßig im Gehäuse drin summen hört. Aber er redete nicht. Er war von jenen Opfern des Krieges eines, die zu viel erlebt haben, um noch zurückfinden zu können in die Gefahrlosigkeit eines weißen Betts, eines Betts unter schornsteinbehütetem Dach.

Zwei Tage lang kam Tobias Hardemüller nicht zum Sohn. Am dritten flogen ihm Steine in die Fenster. Und Flüche durch die Mauern. Da machte er sich auf. Als er in die Kammer trat, nachdem er, die Steinwerfer hinter sich, den Zorn des Dorfes durchwandert hatte, tat sich des Sterbenden Auge groß auf. Welches Kind schmäht seine Eltern im Tode? Aber des Hardemüllers jüngster Sohn war seit dem Sommer wohl oft schon vor Gottes Richterstuhl gestanden, an der Schwelle zwischen Hier und Dort, er mußte das Antlitz der Gerechtigkeit schon erblickt haben und das Gesicht der allerbösesten Sünde: er tat, als er den Mann ihm zukommen sah, schreckweit seine Augen auf, hob keinen Finger vom Laken, aber immer in höheres Licht den Blick; und hoffte. Hoffte von Minute zu Minute sicherer. Aber als es endlich eine ganze Weile geworden, daß er so hoffte und der Mann trotzdem noch immer nicht zusammenzuckte, seinen Ruf noch immer nicht empfing, warf ein verzweifelter Stoß seinen Körper mit einem Male in die Luft empor ... und eine Sekunde darauf röchelte er den letzten Atem aus. Der Hardemüller ging langsam nach Hause.

In dieser Nacht standen seine fünf Kinder, mit der Mutter zu einem schneeigen Ring geschmiedet, vor seinem Lager. Aber er war ein verständiger Mann. Er glaubte nur an das, was er selber vorstellte und war, und schlief seelenruhig ein.

In der zweiten Nacht scharte sich das ganze Dorf um sein Stroh und schrie. Aber auch diese Masse geballter Fäuste lächelte er kühl an; und spöttisch schlief er auch diesmal ein.

Ob es Unsterblichkeit gibt? — Des Hardemüllers Bett ward in jeder folgenden Nacht von mehr Volk, von mehr Land, von mehr Himmel umstanden, als wovon es in der vergangenen noch belagert gewesen war; so, als wollte das Unbekannte, das das Wasser über sein Gold trieb, in seiner Brust nach dem Ebenbild suchen. Aber der Hardemüller lag, den segensreichen Draht zwischen den Fingern, regungslos da, — es gibt Menschen, die dem Unendlichen trotzen!

Nach allen diesen Nächten jedoch, da der ganze Schauder des Kriegs, von bewegenwollenden Seelen gesendet, sich vergeblich um seine faulenden Lumpen bemüht hatte, kam ein Morgen, der ihm einen Brief

Digitized by Google

brachte. Er fand ihn, als er aus der Türe trat, um für die Kartoffeln Wasser zu holen, zwischen Pfeiler und Holz stecken. Es war seit Jahren nicht mehr geschehen, daß dem Hardemüller ein Lebendiger einen Brief schrieb. Redete nur einer zu ihm, so berührte ihn schon das Wort dieses Seltenen wie der Hauch einer vollkommen fremd gewordenen Wesenheit. Hohnselig lächelte er daher, als er jetzt die ersten Zeilen dieses Briefes las. Ein General von Rang, im Krieg einer der Feldherren, erzählte ihm die Heldentaten seiner fünf Söhne. Beweinte ihn wegen des grausamen Verlustes, beglückwünschte ihn zur Tapferkeit dieser fünf Söhne. Stellte ihm endlich eine Pension des Kaisers in Aussicht. Doch selbst über diese Verheißung lächelte der Hardemüller. Er faltete den Brief eben zusammen, als er gewahrte, daß auch die Rückseite beschrieben war. ‚Krieg ist Krieg!' spöttelte er nach seiner Weise, als wollte er sagen: man tut, was man kann; und ‚ich hab' nie gestohlen!', als wollte er sagen: die Pension in das Grab meiner Söhne! Und erhielt im selben Augenblick einen Schlag, der ihm die Haare zu Berg trieb: Denn es stand da zu allerletzt im Briefe ein Satz ... ein Satz ...

Zwei volle Tage las der Hardemüller an diesem Satz. Der Satz aber veränderte sich nicht! Er stand da mit nachtschwarzer Tinte. Er hieß: „Lassen Sie mich die Hand dieses braven Vaters drücken, der, indem er dem Vaterland *solche* Kinder erzog, wert ist des ehrenden Danks aller Guten!"

Noch einen dritten Tag las der Hardemüller an diesem Satze. Und hatte nach diesem Tage noch eine dritte schlaflose Nacht.

Nach dieser Nacht aber tat er sich in allem Morgen auf. Da lag noch die Dämmerung über dem Wasser. Als aber die Sonne über den Kirchturm von Gradaun emporstieg, kam der Hardemüller mit einer Schubkarre, die er mühsam vor sich her schob, und von einer verdutzten Gefolgschaft umgeben, vor dem Gemeindehause an. Es kostete Schwierigkeit, die Karre in den ersten Stock hinaufzubringen, wo des Bürgermeisters Kanzlei war. Und der Bürgermeister bekam eine Gotteslästerung auf die Lippen, als er den Tobias Hardemüller nur hereinkommen sah. Nach wenigen Minuten freilich wandelte sich dieser Fluch in ein mundoffenes Staunen: der Hardemüller packte nämlich Gold aus der Karre, Gold und immer weiter Gold und Gold ... um zwei Uhr nachmittags stand fest, daß es 97 690 Kronen in Gold waren, die der Hardemüller dem Krieg opferte.

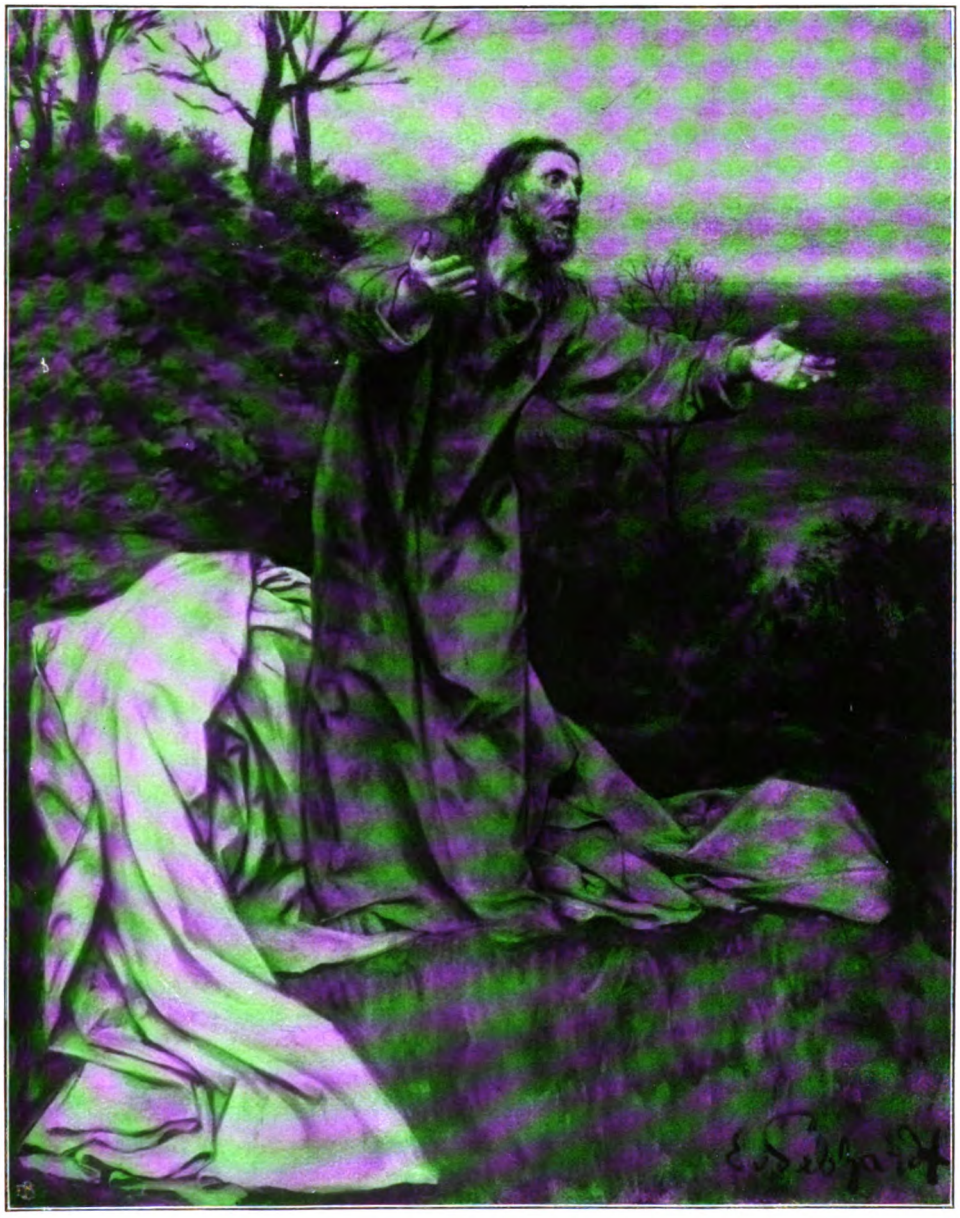
Er selbst, in einem ungeheuren Schweigen, saß auf einem Bänkchen in der Kanzlei, während noch einmal gezählt ward. Das wußte er gut: zu reden hatte er auch nach dieser seltsamen Stunde mit den Menschen nichts mehr! Trotzdem aber stieß ihn plötzlich etwas von der Bank auf und trieb ihm das Blut ins Gesicht. Das war, als der Bürgermeister nach vollbrachter Zählung das Auge auf ihn warf, das Auge eines Menschen, der die Wunder Gottes wohl hinnimmt, aber nicht begreift, und ungläubig forschte: „Wieviel aber hast du dir noch zurückbehalten, Tobias?"

Da begann an diesem Manne alles zu zittern und zu beben, so daß er in diesem Augenblick der Greis ward, der er bisher noch niemals gewesen. Kaum bis zur Barre hin brachte er seine klappernde Gestalt, stammelte, zu Purpur bestraft: „Noch einhundertsiebzig Gulden," und warf aus jäh aufgerissenem Rock die letzte Handvoll Gold auf den Tisch.

Aber der Bürgermeister glaubte es noch nicht! „Und jetzt wirklich und wahrhaftig *nichts* mehr?" fragte er unverbesserlich weiter, und scharrte das Häuflein dem Haufen zu. „Tobias?"

Der Hardemüller raffte sich verzweifelt auf. *So* also straft Gott! Und schloß seinen Graurock über dem Schlottern; und nahm die Hebel der Karre in die wachsweißen Hände; und machte noch eine hilflos keuchende Verbeugung. „Nein! Jetzt nichts mehr!" lallte er leise, wie ein Sterbender, der den Glanz der Ewigkeit über dem endlich verabschiedeten Leben angebrochen sieht ... „keinen Kreuzer mehr!" — und das war wahr! Er hatte jetzt nichts mehr als ein aufgehendes Licht in der endlichgeborenen Seele!

Digitized by Google

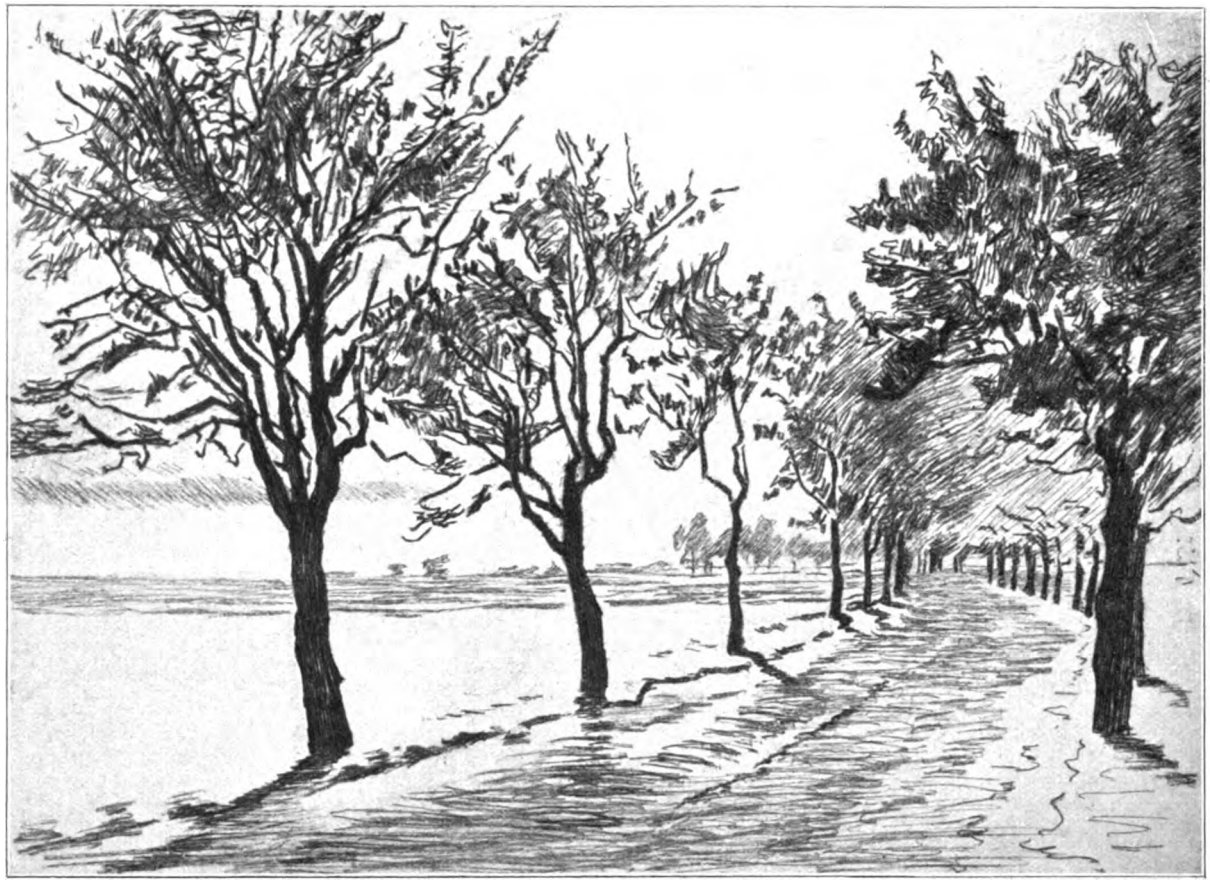


Christus

Ölstudie von Prof. Eduard von Gebhardt

Digitized by Google

Digitized by Google



Landstraße im Frühling. Radierung von Friedrich Stichling

Digitized by Google

Der Totentanz auf der Glocke des Wachturms zu Ypern

Ypern — „die ewige Stadt"

Von Willy Norbert

Ueber den Hallen und Häusern der uralten Stadt schwang sie durch Jahrhunderte, die alte erzene Glocke im hohen Wachturm, dem Belfried. Ihr eherner Ton mahnte an Tagen der Frömmigkeit, in festlichen Stunden des Glücks jubelte die Glocke in dem schweren, grauen Himmel der Niederlande, und in bösen Tagen riß ihr Ruf die Bürger auf gegen den Feind vor den Mauern der guten Stadt Ypern. Weit schallte die mächtige Glocke über die Dächer, die Äcker, Kanäle und Felder. Und immer, immer, in Freude und Schmerz, tanzten auf ihr den Todesreigen die Bürger von Ypern, Hand in Hand mit grinsenden Skeletten. Rund um den dicken Bauch der Glocke tanzten sie im Takte des schweren, nimmermüden Klöppels ihre „Danse macabre", die schauerlich-seltsame „Chorea Machabaeorum" des verängstigten, heute lachenden, morgen vergewaltigten vierzehnten Jahrhunderts.

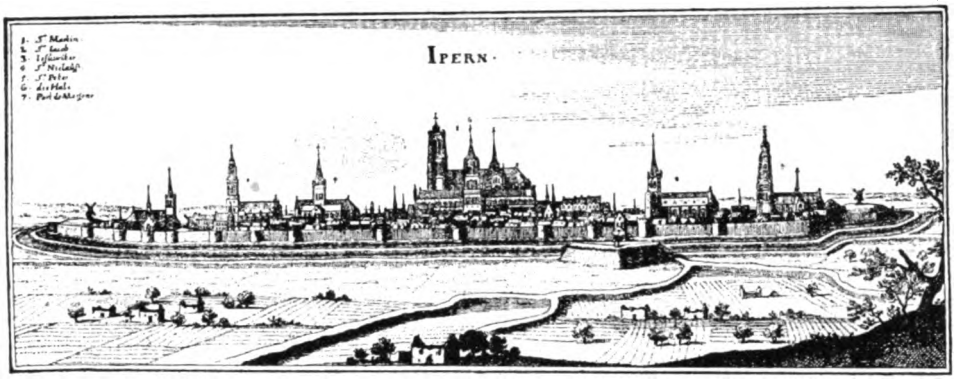
Wie ein Symbol schwang die Glocke über den Dächern. Als ein Sinnbild des Schicksals der Stadt und ihrer Bewohner riß zwischen frohen Bürgern das Gespenst des Todes an den Händen der Tänzer, sie aus Freude und Licht hinabziehend in den dunklen Abgrund der Zeiten. Rund ist die Glocke, rund ist der Reigen, geschlossen die Reihe der Tänzer wie ein Ring, dies Zeichen der Ewigkeit, ohne Anfang, ohne Ende. Ewig währt Freude und Leid, ewig Tod und Leben. Der Reigen blieb, jahrhundertelang blieb er und tanzte unaufhörlich über den Häuptern der Bürger von Ypern.

Und er war ein Symbol! Das Leben der Stadt war ein Reigen, ein Ring, gebildet aus Glück und Vernichtung. Hart lag die Hand des Schicksals auf der Stadt, auf dem Platze, da einst sie erstanden und, immer wieder vernichtet, neu erbaut worden war in nie versiegender Hoffnung. Kaum eine andere Stadt gibt es, die soviel Not und Tod kennen lernte wie Ypern, diese merkwürdige Stadt, die auf einem Vulkan erbaut zu sein schien, der sie verschüttete und zerstörte und sie wieder neu befruchtete, daß sie immer wieder sich erhob aus ihrer Asche wie ein Phönix, unvergänglich in ihrer Vergänglichkeit. —

Ein Kranz von Sagen umspinnt die Stadt Ypern. Uralte Überlieferungen, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, in modrigen, zernagten Handschriften mit zärtlicher Liebe berichtet, erzählen von dem wundersamen Schicksal der Stadt. Diese Geschichten greifen weit zurück in graue Zeiten, spielend meistern sie die Begriffe der Ewigkeit, Jahrhunderte werden zu Stunden, und die Last vergangenen Unglücks wird nicht gewogen. Nur Lust, ewige Lust im Leid, und Wiederkehr läuten und klingen aus den alten Historien wie aus der Glocke über den Dächern der Stadt. Denn der Tod hatte hier seinen Stachel verloren. Er, der häufige Gast der Stadt, war kein Unbekannter in ihren Mauern, und man wußte, daß nach ihm ewig wiederkehrte die Auferstehung, so wie im Reigen der Glocke das Leben dem grinsenden Gespenste des Todes folgte.

Mit schönen Buchstaben und lieblichen, naiven Bildchen haben die alten flämischen Chronisten in dicken Folianten viel zu erzählen gewußt von der Geschichte der großen Stadt Ypern. Ihre Erzählungen stimmen nicht immer überein, aber in einem Punkte sind sie alle doch einig: in der sagenhaften Historie von der Gründung der Stadt. Die aber klingt wie ein Märchen, großen Kindern erzählt, die das Wundern und Fürchten noch nicht verlernten. Und ganz ernsthaft bleiben die alten Chronisten, wenn sie auch Dinge sagen, an die, so sollte man meinen, sie selbst kaum glauben konnten. Aber viel Wahres mag hinter all dem Märchenhaften stecken, sind es doch alte, uralte, von Geschlecht zu Geschlecht übernommene Geschichten, die ein jeder erst mit den bunten Federn seiner Phantasie schmückte, ehe er sie weitergab.

Digitized by Google



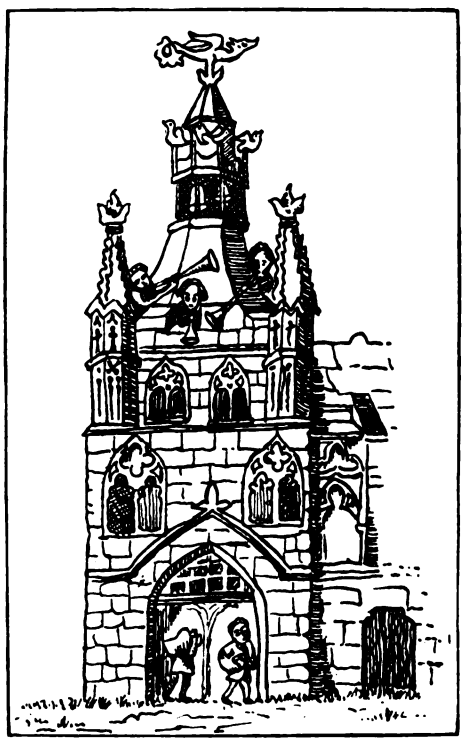
Ypern. Kupferstich in Merians Topographie

Wo die Wahrheit aufhört und die Legende beginnt, — wer könnte heute das sagen! Und dann — Wahrheit und Dichtung —, haben sie nicht oft ganz das gleiche Gesicht? Geschriebenes oder Gedrucktes muß nicht immer wahr sein und Erzähltes nicht immer falsch. Wie gern lauschte die Welt noch stets allen Märchenerzählern! Man hört so gern, wie es sein könnte auf Erden, trotzdem man weiß, daß es nie so war und sein wird! —

Ypern hat eine sehr aristokratische, ja klassische Abstammung. Die guten und gewissenhaften Chronisten Altflanderns erzählen sehr ergötzlich und lehrsam, wie diese ewige Stadt einst zur Welt kam. Ein junger, schöner Prinz hat sie gegründet, — wie könnte ein Märchenprinz anders sein als jung und schön! Und das war so zugegangen: Etwa fünfhundert Jahre vor Christi Geburt verließ Prinz Hyperborus aus dem alten, nicht unbekannten Geschlecht derer von Troja seine schöne, sonnige Heimat, in der es ihm zu heiß geworden war, und richtete den Schritt seines Schlachtrosses nach Norden. Solch ein stattlicher Prinz zieht nicht allein wie irgendein armer Minnesänger, und so war Hyperborus von siebenhundert Vasallen gefolgt. Aber solch ein junger Prinz läuft, wenn er verheiratet ist, nicht ohne Gemahlin in die Welt hinaus. Das wenigstens meinten die sieben Frauen des ritterlichen Abenteurers, und daher hatten sie sich unbedenklich ihm angeschlossen, worin die Frauen der siebenhundert Vasallen eine Berechtigung erblickten, dem Beispiel der sieben hohen Frauen zu folgen.

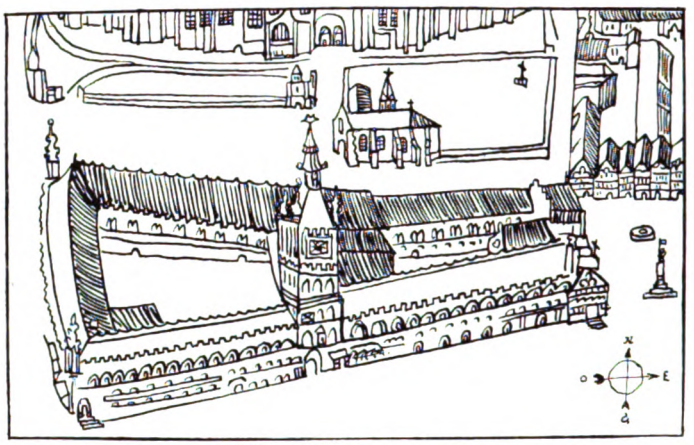
Eines Tages, hoch im Norden, war der Prinz wie gewöhnlich seinem Gefolge vorangeritten. Er kam in einen großen und schattigen Wald. Mühevoll drang er durch. Plötzlich hielt er überrascht an, denn vor ihm lag eine wundervolle, von tausend Blumen schimmernde Wiese, durch die sanft ein silberhelles Flüßchen rauschte. Hyperborus sprang vom Pferde, setzte sich an das Ufer, trank aus der Kristallflut und ließ sein entzücktes Auge über die liebliche Pracht dieses Idylls schweifen. Da trat mit einem Male an die Stelle des verträumten Ausdrucks deutlich der eines jähen Entschlusses in die dunklen Augen des Prinzen von Troja, er sprang auf, stieß sein gutes, von Priamus stammendes Schlachtschwert in den blumigen Wiesengrund und maß mit ernsten Kennerblicken Flüßchen, Wiese und Wald.

Plötzlich wurde das tiefe Schweigen zerrissen durch die laute Ankunft der sieben Frauen und des Gefolges. Ebenso überrascht und entzückt wie der Gemahl und Herrscher gab alles hell seine Freude kund.



Der Belfried von Ypern, gegen 1360
Nach einer Zeichnung aus dem 14. Jahrhundert im Stadtarchiv zu Ypern

Digitized by Google



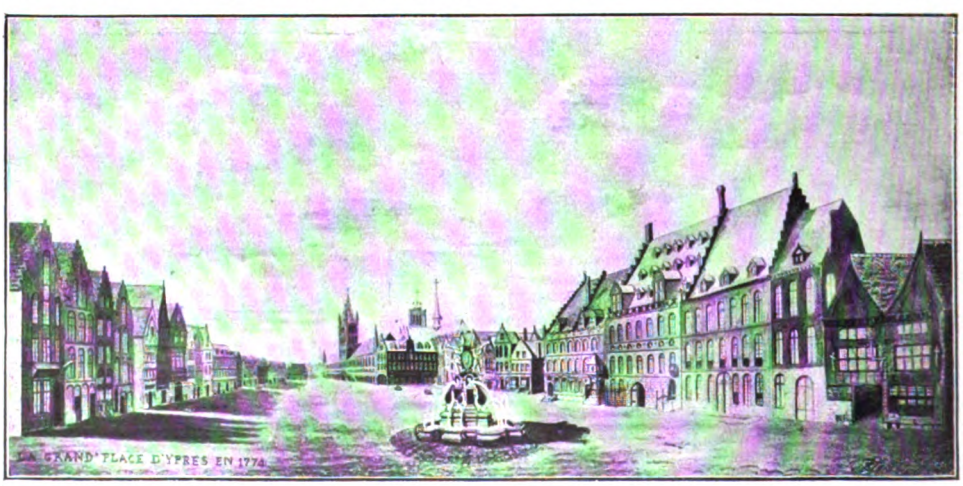
Die Hallen von Ypern aus der Vogelschau
Nach einem Holzschnitt im Staatsarchiv zu Ypern aus dem Jahre 1564

Da gebot Hyperborus Schweigen. Nachdem es nicht ohne Mühe erreicht war, verkündete der Prinz den aufmerksam lauschenden Frauen und Kriegern den soeben in ihm entstandenen historischen Entschluß. Ungeheurer Beifall belohnte ihn. Handelte es sich doch um nichts Geringeres als die Gründung und Erbauung einer Stadt auf diesem idyllischen, von der Natur so reichlich bedachten Platze! Wie selig waren besonders die sieben hohen jungen Frauen, waren sie doch, wie auch alle anderen, des beschwerlichen, jahrelangen Umherziehens müde. Aber was diese Damen am meisten beglückte, war die Aussicht, nun bald in einem ihrer würdigen Schlosse zu wohnen und ihre Toilette nicht mehr unter den dürftigen Plandächern ihrer Reisewagen machen zu müssen!

Man ging, so berichten die alten Chroniſten, sofort an die Erbauung der Stadt. Prinz Hyperborus von Troja, durch Tradition und Herkunft besonders dazu geeignet, entwarf eigenhändig den Bauplan. Auf einer kleinen Insel im Flüßchen entstand ein gutes, festes Schloß. Drei Ecktürmchen zierten seine hohen Mauern, denn dreieckig ward nach bewährtem Muster die Burg. Unter ihrem Schutze wurden siebenhundert Häuschen errichtet, in denen die Vasallen wohnten. Unfriede gab es nicht, jeder war sein eigener Hauswirt, und so stand die Kindheit der Stadt im Zeichen des goldenen Zeitalters.

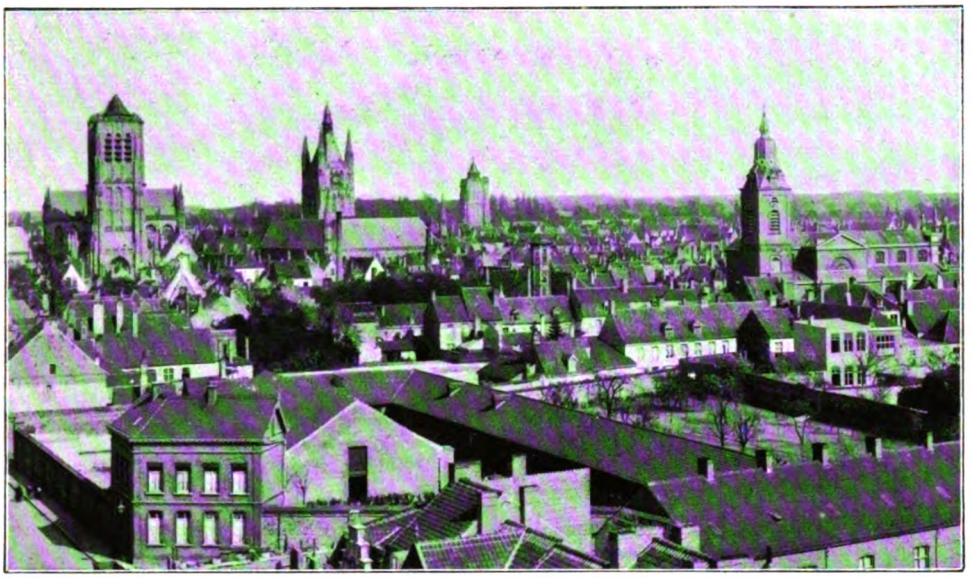
Aber noch in einem anderen stand sie, und zwar in dem der Fruchtbarkeit! Denn, so erzählen die Chroniſten, die Einwohner der Stadt vermehrten sich erstaunlich schnell. Und, so fügen sie hinzu, es war auch nicht nötig, um das Gedeihen der Stadt besorgt zu sein, denn jede der sieben Frauen Hyperborus' hatte durchschnittlich neun Kinder, so daß die Nachkömmlinge des Herrschers allein schon dreiundsechzig Häupter zählten. Wollte man nun vom Herrscher auf die Vasallen schließen, wogegen nichts einzuwenden wäre, so wird man leicht begreifen, daß die Zukunft der Stadt gesichert war, — so schließen die Chroniſten ihren in behaglicher Breite gemalten Bericht über die Gründung der Stadt, die natürlich nach ihrem Herrscher benannt wurde, dessen Name ja noch heute aus dem der Stadt klingt.

Dem Prinzen Hyperborus aber genügte das schnelle Wachsen der Einwohnerzahl nicht. Er bat den König des Landes, ihm



Der Groote Markt im Jahre 1774

Digitized by Google



Blick auf Ypern vor dem jetzigen Kriege

hundertundsechzig gesunde und kräftige Jünglinge und dreihundert ebensolche Jungfrauen zu überlassen. Im Interesse seines Landes und der neuen Stadt, deren strategische Wichtigkeit schon damals erkannt wurde, willfahrte der König dieser Bitte. Bald gerieten die Ufer der Yper — so wurde auch das Flüßchen benannt — in den Ruf einer besonderen Fruchtbarkeit, und manchen Jüngling und manche Jungfrau sah man pilgern nach Hyperborus' Stadt. Und wo früher üppig die Blumen geblüht, da gab es jetzt ein großes und reiches Wachsen und Gedeihen in Palast und Hütte ...

Doch auch hiermit war Hyperborus noch nicht zufrieden und um noch schneller die Zahl seiner Untertanen zu erhöhen, entsann er sich eines guten, alten lazedämonischen Gesetzes. Dieses einst in Sparta mit Erfolg angewandte Gesetz erließ er unverzüglich. Es erhob die Polygamie zur Staatseinrichtung. Die übrigen Paragraphen, welche die flämischen Chronisten in ihrem umständlichen Latein niederschrieben, eignen sich kaum zur Übertragung in eine lebende Sprache. Aus ihrer großen Zahl wollen wir uns daher nur mit dem — bescheidensten begnügen, der besagte, daß alle alten, schwachen, kranken oder kinderlosen Ehemänner verpflichtet waren, ihre Ehegesponste auf Wunsch mit den Junggesellen der Stadt bekannt zu machen. Und gerade dieser Paragraph erfreute sich in der Stadt besonderer Beliebtheit — nach den Chronisten — aus einem praktischen Grunde. Alle Kinder gehörten nämlich dem, unter dessen Dach sie zur Welt gekommen waren und hatten für den Dacheigner zu sorgen, sobald sie dazu imstande waren.

Leider verschweigen die Chronisten, ob Prinz Hyperborus, als er alt geworden, seinen Untertanen mit gutem Beispiel voranging. Das ist um so wunderlicher, als sie sonst mehr als ausführlich waren!

Das lazedämonische Gesetz hatte einen ungeahnten Erfolg und stellte selbst den der hundertundsechzig Jünglinge und dreihundert Jungfrauen in den Schatten. Gerade als die Einwohnerzahl eine ganz märchenhafte geworden, mußte Hyperborus, dieser echte Landesvater, seine Stadt verlassen. Der Tod raffte ihn dahin, als sein großes Werk vollendet war. Die Trauer war allgemein und tief. Und zum ersten Male zog die Sorge in die Stadt ein. Wie wird der Nachfolger sein? Wird er die wohltätigen und weisen Gesetze seines Vorgängers achten und beibehalten? Diese bange Frage lastete schwer auf den Gemütern der Einwohner. Hyperborus' Leiche folgten dreihundert weißgekleidete Jungfrauen mit schwarzen Schleiern. Die dankbare Stadt errichtete ihm ein Riesenmonument mit einer schönen Inschrift.

Die Befürchtungen der Einwohner hinsichtlich der Nachfolger ihres Prinzen erfüllten sich nicht. Und so lange, wie jenes spartanisches Gesetz galt, blühte Ypern weiter und weiter. Der neue Herrscher, Adriopanus, befestigte die Stadt, denn ihre wichtige Lage trat immer mehr zutage, und er glaubte, „daß sie einmal eine letzte Schanze der Verteidigung für die Belgier werden könnte!“, wenn diese vor ihren Feinden weichen müßten! wie einer der ältesten Chronisten wörtlich schreibt. War er ein Prophet?

Aber so stark die Mauern und so heroisch der Widerstand der Bürger gewesen, — den Römern konnte nichts widerstehen, und eines Tages zogen Cäsars Legionen auch in „Ypra“

Digitized by Google

Die Tuchhallen in Ypern. Rechts herausragend die St. Martinskirche

ein. Bald sprachen die besseren Bürger nur noch lateinisch und opferten den römischen Göttern. Sieben Tempel entstanden, Mars, Minerva, Pluto, Venus, Apollo, Pan und Diana geweiht. Auch einen Zirkus gab es zu jener Zeit und ein Kolosseum, mit Reiterstatuen verziert. Selbst eine Art Universität war errichtet worden, wo heidnisch-klassische Priester Astrologie lehrten und die Seelenwanderung als letzte Weisheit predigten. Am besuchtesten aber blieb trotz Universität und Zirkus der Venustempel. Durch ihn allein wurde der Bürger von Ypra zum wahren „Cives Romanus".

Und bald gaben auch Ypras Frauen denen Roms nichts nach. Da Industrie und Handel blühten und der Besuch des Venustempels eher stieg denn abnahm, kleideten sich die Damen an den Ufern der Yper, diesem nordischen Tiber, mit „auserlesenstem, raffiniertestem Geschmack", und wenn heute die Redakteure moderner Modeblätter die genauen Beschreibungen der Chronisten über die eleganten Kostüme der Frauenwelt Ypras lasen, würden sie umsinken vor Eifersucht und sich der Politik widmen!

Dem goldenen Zeitalter Yperns folgte bald ein eisernes. Ypras Kinderzeit war vorüber, der Ernst des Daseins trat an die junge Stadt heran. Bald war ihre klassische Epoche vorüber. Mit dem Verfall Roms nahm auch Ypras Macht ab. Während der ersten zehn christlichen Jahrhunderte wissen die Chronisten viel zu erzählen von den Einfällen der Vandalen und Hunnen, der Visigoten, Ostrogoten, Franken und Katten. Besonders diese verweilten lange an den Ufern der Yper; eine Anhöhe heißt noch heute nach ihnen: „Le mont des chats"! „Kattenberg" und nicht „Katzenberg" ist der ursprüngliche Name des lieblichen Hügels — behaupten die Chronisten! Aber sehr viel mehr wissen sie aus jenen Zeiten nicht zu sagen, denn Ypra war, wie Babylon und Karthago, ein Schutthaufen. —

Im Jahre 478 wurde Ypern zum zweiten Male gegründet und erbaut. Childerich tat diesmal, was vor etwa tausend Jahren Hyperborus getan. Wieder und in ähnlicher Weise, mit Burg und Häusergürtel, entstand die Stadt. Der alte Segen der Fruchtbarkeit blieb nicht aus, trotzdem das lazedämonische Gesetz des unvergeßlichen Prinzen von Troja abgeschafft war. Zwei heilige Väter, Eleutherius und Amandus, welche die Bürger zum Christentum bekehrt, hatten das heidnische Gesetz aufgehoben. Und gerade dies war es, an dem die Bürger am meisten gehangen, und das den heiligen Vätern die schwersten Hindernisse bei der Bekehrung der Heiden bereitet hatte.

Zum ersten Male klang eine Glocke über der Stadt! Den Sieg der Liebe verkündend schallte ihr heller Ton über die Trümmer der heidnischen Tempel — bis auch die Glocke sich legte zu den Trümmern. Die Engländer waren den Hunnen und Katten gefolgt! Im Jahre 605 verbrannten sie die Stadt. Wieder wurde Ypern erbaut, wieder hallten Glockenklänge über seinen Dächern, und wieder blühte es wie einst. Da kamen 853 die Hunnen nach Ypern. Ihnen

Digitized by Google

folgten noch einmal die Vandalen, und 880 die Normannen. Die waren am gründlichsten. Kein Stein blieb auf dem andern. Ein dunkler Grabeshügel bedeckte den Fleck, da Ypra einst gestanden, Ypra mit Universität und Venustempel, Ypra mit Kirche und Turm, von dem triumphierend die Glocke gesungen ...

Der Phönix entstieg der Asche, die Stadt konnte nicht untergehen! Balduin der Kahle, Graf von Flandern, erbaute neu die Stadt und wurde zum dritten Gründer. Und wieder ging alles zu wie zu den goldenen Zeiten Hyperborus'. Burg und Stadt, in alter Anordnung, entstanden wieder. Und mit ihnen wuchs die Zahl der Bewohner an den fruchtbaren Ufern der Yper. Seit jener Zeit, stellen die Chronisten fest, wurde Ypern nicht mehr gegründet — denn es wurde nie wieder gänzlich vernichtet, sondern stets nur teilweise zerstört. Und es klingt fast wie Bedauern aus ihren Worten, so sehr hatte sich ihre fleißige Feder an die dankbaren Beschreibungen von Gründungen der Stadt gewöhnt. —

Das Märchen ist aus. — Nimmermüde zog es sich über viele, viele engbeschriebene Seiten. Lächelnd klappt der jetzige Geschichtsschreiber die alten Folianten zu und wirft sie zurück in den Staub der Vergessenheit. Er glaubt an keine Märchen. Sein scharfes Denken findet andere Erklärungen. Hyperborus hat nie gelebt, in „Ypra“ gab es nie einen Venustempel und nie Priester, die an Seelenwanderung glaubten und mit ihr drohten. Ypern dankt nicht dem Märchenprinzen seinen Namen, sondern nur — dem kleinen lateinischen Worte „supra“, von dem die Worte „uppre“ und „upre“ stammen! — Ohne Beweise! — Die Stadt lag auf einer Anhöhe, war also „erhoben“. Und von „upre“ kommt natürlich „Ypern“. Das einzige, worauf sich diese ebenso scharfsinnige wie einfache Erklärung stützt, ist die wirklich etwas „erhobene“ Lage der Stadt. Sie liegt höher als die sie umgebenden Ländereien, besonders viel höher als das Gebiet von Furnes, im Norden der Stadt, zwischen ihr und dem Meere. Doch dieser Grund allein dürfte schwerlich genügen, denn was die Etymologie anbelangt, sind „Worte wie Glocken, aus deren Ton man alles, was man nur wünscht, heraushören kann“. Unser Märchen vom Prinzen hat aber viel mehr für sich als das dumme, kleine lateinische Wort. Und wenn „im Anfange auch das Wort war“ und nicht die Tat — Ypern, eine Stadt von so buntem und bewegtem Schicksal muß Höherem als einem bloßen, toten Wort seinen Ursprung verdanken; der Märchenprinz aus Troja mag sein Schöpfer gewesen sein, trotz „supra“, trotz Hügel und trotz aller Scharfsinnigkeit heutiger Geschichtsschreiber. Und was die bezweifelte Glaubwürdigkeit der alten flämischen Chronisten anbelangt, so mag man daran denken, daß unter all ihren Geschichten, mögen sie auch voller Anachronismen und Entstellungen sein, manch Körnlein Wahrheit stecken muß, denn die Chronisten sind ja nicht nur Erzähler, sondern auch Berichterstatter alter Geschichten, die in der Seele ihres Volkes lebten und weitergetragen wurden von Geschlecht zu Geschlecht. Wer möchte ihnen den ehrgeizigen, liebevollen Wunsch verargen, ihrer Vaterstadt einen Ursprung zu geben, der sich verliert in der Nacht der Zeiten? Sie gleichen darin nur den Genealogisten eitler Familien, deren Torheit sie vor Alter nicht schützte, sondern sogar dieses sie erfinden ließ! Und schließlich — der Sieg gebührt doch immer der Schönheit, und den Geschichten der Chronisten kann man

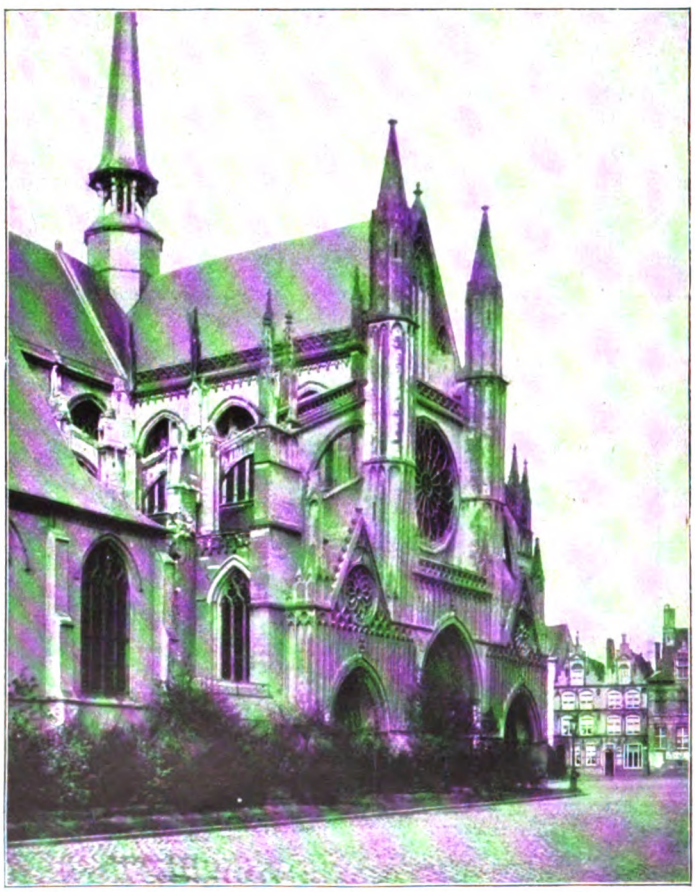
St. Martinskirche

Digitized by Google

nicht einen Sinn für romantische Schönheit und einen reizenden Stolz absprechen. —

Wirklich scheint es, als ob in den alten Chroniken die Wahrheit nicht fehle. Alle, alle sprechen immer — oft unabhängig voneinander — von der Burg auf der Insel. Fast alle flämischen Orte von Bedeutung sind so entstanden, daß erst die Burgen gebaut wurden und unter ihrem Schutze die Häuser der „Burgenses". Beschützt durch ihre Herren entwickelten sich die Siedelungen schnell und wurden zu Städten. So auch mag Ypern entstanden sein. Das Dunkel seines Daseins wird erst im 9. Jahrhundert etwas gelüftet, aber auch hier historisch nicht einwandfrei. Das erste Dokument, das Yperns Leben bezeugt, ist ein blutiges. Es stammt aus dem Jahre 1070. Gräfin Richilde, jene mordbürstige Tyrannin, entbot in diesem Jahre eine Abordnung von Bürgern der Stadt Ypern zu sich, deren sechzig Köpfe sie hinterlistig abschlagen ließ. Wenn eine Stadt aber eine so stattliche Abordnung entsendet, so muß sie schon von einer gewissen Größe sein, und so war Ypern ums Jahr 1000 sicher keine junge Stadt mehr. Ehe es aber zur Stadt wurde, war es lange schon ein Flecken, und vorher gewiß länger schon eine Siedelung, eine Burg. Also — ein wenig mehr Vertrauen und Verstehen für unsere alten Chronisten und ihre schönen Geschichten!

Wie ein neuer Stern, strahlend und funkelnd, erscheint Ypern plötzlich am historischen Weltenhimmel in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts. Es stellt sich vor als eine große, mächtige und reiche Stadt mit zahlreichen Kirchen, Klöstern und Hospitälern. Es ist Residenz der Grafen von Flandern und im Besitz von vielen Rechten und Privilegien, die ihm von den Grafen mit einer Fertigkeit und Übung verliehen waren, als hätten diese Herren seit Jahrhunderten nichts weiter getan. Die Stadt blüht und reckt sich, weit über die Grenzen rollen die Wogen seines Häusermeeres und kennen kein Hindernis; kein Kanal, kein Sumpf kann sie aufhalten. Und in der Stadt flutet reges Leben, neben den Trägern kostbarer Lasten schreitet, in reiche Gewänder gehüllt, der Bürger, am Arm die von Juwelen und Wohlleben strotzende Bürgersfrau, auf den Wegen und Kanälen rollen und fahren wertvolle Güter, Ströme fremden Goldes aber fließen in die Stadt . . .



Seitentor von St. Martin

Und was war die Quelle all dieses Segens, was ließ die Stadt so mächtig blühen und wachsen vor ihren Schwestern? — Die Tuchfabrikation! Ihr allein verdankten die fleißigen Bürger von Ypern den Segen, den Reichtum. Die Tuche von Ypern, ob weich und glänzend, ob hart und stumpf, ob purpurfarbig, sonnengoldig oder von schneeigem Weiß, genossen Ruf und Ruhm weit über die Grenzen von Flandern hinaus. Die Stoffballen von Ypern rollten auf fernsten Straßen und Meeren, begehrt von den fremdesten Völkern und bezahlt mit schönen, vollwichtigen Dukaten aller Herren Länder. Aber die guten Bürger von Ypern wußten, wem sie zu danken hatten! Ein Gotteshaus nach dem andern reckte seinen schlanken, zierlichen Turm in den Himmel, Hospitäler für Arme

Digitized by Google

Die Conciergerie

und Kranke entstanden neben den gewaltigsten Warenhallen, welche die Welt kannte und wie keine Stadt sie besaß. Ypern wurde der Sitz der ersten flämischen Parlamente, welche die großen nationalen Versammlungen gebaren, denen später die Staaten folgten. So wurde die Stadt auch politisch bedeutend und der Mittelpunkt, die Metropole des „Westlands“. Sie stand auf dem Gipfel der Macht, des Glücks und Reichtums, wie einst sie gestanden in den seligen Zeiten Hyperborus'.

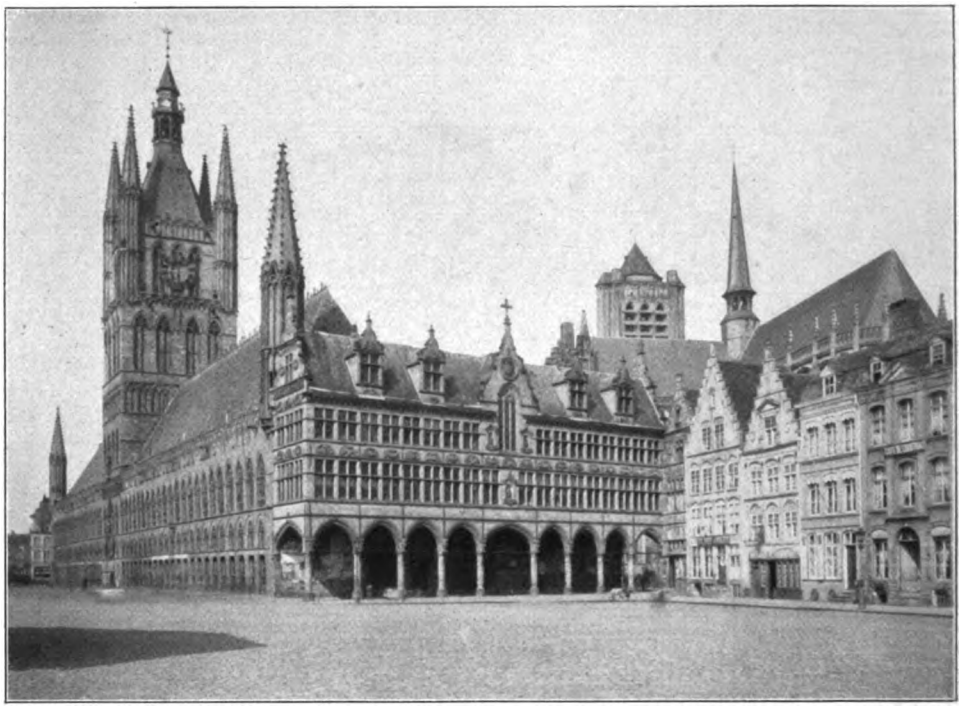
Da brach das Unglück über sie herein. Die Quelle des Glücks wurde zur Quelle des Unglücks, denn der Neid der andern brannte schon lange und loderte immer höher um die Stadt, je größer und reicher sie geworden. Und wie im Todesreigen auf der Glocke von Ypern dem Bürger das Skelett folgt, dem Leben der Tod, so folgte den Zeiten des Glücks und Blühens bald Vernichtung und Schrecken ...

Wild riefen die Glocken in rauhen und harten Schlägen auf zur Verteidigung. Vom Belfried tönten sie, dem herrlichen Wachturm, den Sehnsucht nach weitem Schauen und Stolz selbstbewußter Größe gemeinsam erschufen, jene Sehnsucht, die dem träumerischen Niederländer eigen, und jene stolze Größe, die dem Patrizier der Erfolg seines Fleißes gegeben.

Gegen die Franzosen riefen die Glocken! Bald aber verstummten sie, denn die Kraft mußte der Übermacht weichen. Wilhelm van Loo, Graf von Flandern, mußte seine Macht abgeben an Wilhelm von der Normandie. Die flandrische Grafenkrone aber war begehrenswert genug, und bald war der Normanne bedroht von Dietrich vom Elsaß, der mit starkem Heer in den Niederlanden seinen Einzug hielt. In Brügge schon war er, das sich ihm ergeben ohne Schwertstreich. Wilhelm floh nach Ypern. Die Bürger standen ihm treu zur Seite. Und anstatt, wie die Brügger, dem Elsässer die goldenen Schlüssel der Stadt auf purpurnem Kissen zu überreichen, läuteten ihre Glocken zum Kampf. Wieder wurde der Bürger Kraft gebrochen, Dietrich zog ein ohne goldene Schlüssel. Nur durch die Hingabe eines liebenden Weibes entkam der Normanne. An der Dender, diesem alten Schlachtenflusse, der viel Blut in seinen Wellen sah und der auch heute rot sich färbte im Verteidigungskampf des Deutschen Reiches, fiel Wilhelm von der Normandie.

Unter Dietrich vom Elsaß und seinem Nachfolger Philipp begann nach Jahren des Kampfes ein neuer, ruhmreicher Zeitabschnitt für die Stadt Ypern. Neben dem wuchtigen Belfried waren die Hallen entstanden, mit seltenem Geschmack und Verstand für Linie und Gleichklang angebaut an den Riesen. Wie von einem Wunder sprach die Welt von den Hallen von Ypern. Ihre mächtigen Formen, ihre Riesenausdehnung waren etwas Unerhörtes, etwas für Menschenhand schier Unmögliches! 133 Meter lang waren die Hallen, die gerade ausreichten, die kostbaren Waren zu fassen, und 70 Meter hoch war der Riese Belfried, von dessen Spitze man das Meer zu erblicken meinte. Altgermanische Anklänge reichen bis in diese Zeit, wie das Innere der Hallen deutlich mit seinen zweischiffigen Sälen zeigt. Und wie die Stadt,

Digitized by Google



Das sogenannte „Nieuwerk" an der Ostseite der Hallen

so waren auch die guten Bürger von Ypern angesehen weit und breit. Sie hießen nur noch „Enfants d'Ypres", und wollte man in jenen Zeiten die Güte eines Menschen loben, so sagte man von ihm, er wäre ein „Kind von Ypern"! Diesen Ehrennamen hatten sich die Bürger durch eine edle Tat erworben. Margarete von Konstantinopel hatte ihn gegeben. Als ihre Söhne Veit und Hans von Dampierre in der Schlacht von Westkapelle (gegen 1253) gefangen worden waren, und als die Gräfin, aller Mittel beraubt, das Lösegeld vergebens von den flandrischen Städten erbeten hatte, öffneten die Patrizier von Ypern ihre Schatzkammer und legten ihre größten Kostbarkeiten der Gräfin zu Füßen. In ihrem Mutterglück rief die Gräfin unter Tränen: „Dank, Dank! Meine Kinder! Meine Söhne sollen fortan eure Brüder sein! Von diesem Tage an will ich die Bürger von Ypern ansehen und lieben wie meine Kinder!"

Die edle Tat brachte den Ehrennamen. Sie wurde in jüngster Zeit in einem schönen geschichtlichen Bilde von Pauwels auf die Mauern der Hallen gemalt. Margarete von Konstantinopel aber vergaß ihre Schuld nicht. 1254 legte sie den Grundstein zum Haupt- und Querschiff jener herrlichen, im Jahre 1221 begonnenen Kirche zu St. Martin, die man eine Kathedrale nennen möchte. Der gotische Chor dieses vollendet schönen Bauwerkes ist das Hervorragendste an kirchlicher Baukunst in ganz Belgien.

In der Stadt der „Kinder von Ypern" begann im 13. Jahrhundert neben Macht und Reichtum auch die Kunst zu blühen. Die Gotik, von Frankreich gekommen, fand in den niederländischen Profanbauten Belgiens zuerst ihre Selbständigkeit. In den Belfrieden, Kaufhallen und Rathäusern entstanden Musterbauten edelster Gotik. Luftig und schlank standen ihre Silhouetten gut auf dem dunklen Himmel der Niederlande. Wie auf grauen Sammet gebetteter kostbarer Schmuck leuchtete feines, goldenes Zierwerk auf an den Zinnen, Spitzen und Bögen der in die Höhe strebenden Bauwerke. Im Winter aber gaben all jene feinen, durchbrochenen, zarten Formen und Gebilde eine wundersame Überraschung: in schneeigem Weiß schmiegten sie sich dann der dunkelblauen Himmelskuppel an, daß sie aussahen wie die zierlichsten Spitzen aus Brüssel oder Mecheln.

Daß Ypern in seiner fruchtbaren Zeit auch in der Kunst nicht zurückblieb hinter Städten wie Brügge oder Gent, dafür sprachen noch heute viele Zeugen aus jener und späterer Zeit, die sich trotz der stürmischen Schicksale seit dem 13. Jahrhundert erhalten hatten. Neben dem Belfried, den Hallen, St. Martin gab es noch eine ganze Reihe schöner und interessanter Werke der Baukunst und Bildnerei, die den harten Kämpfen getrotzt hatten. Außer der berühmten Fleischhalle waren es oft ganze Straßenzüge, die der Vernichtung entgangen waren. Sie alle, vereint unter

Digitized by Google

dem Schutze ihres Belfried, redeten eine stumme und eindringliche Sprache von der vergangenen Pracht und Macht der Stadt.

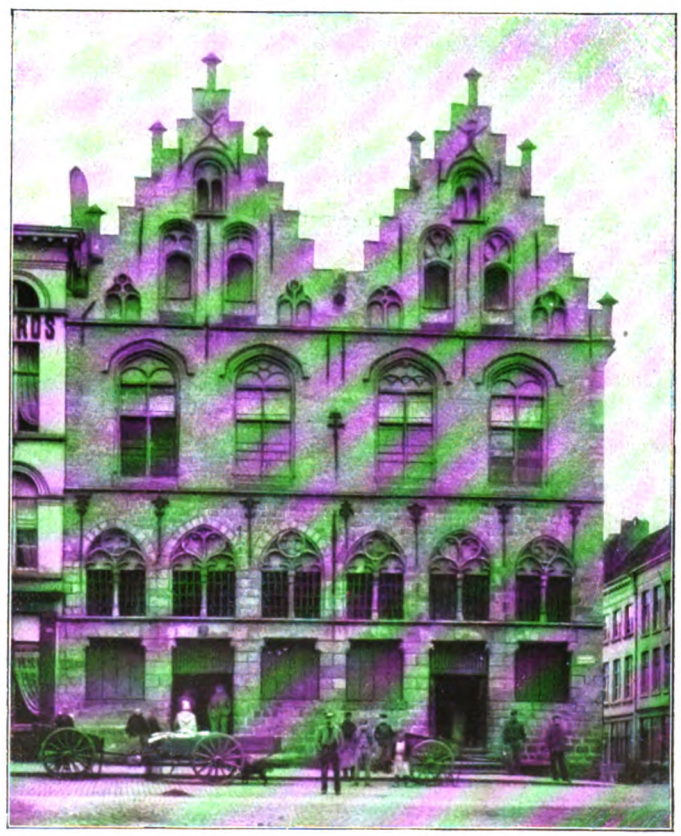
Ja, gegen Ende des 13. Jahrhunderts stand Ypern auf der Höhe seines Daseins! Ein berühmter Dichter, der mit seiner Laute durch die Lande zog, sang in jener Zeit:

„En mon dit vous amenterai
Gand et Ypre et puis Douay
Et Manline et Broisselles —
Je les doi bien nommer con celles
Qui plus belles sont à voir.“

Vom Patrizier herunter bis zum kleinsten Tuchwalker war ein jeder sich seiner Pflichten bewußt. Fest hielt man an den bewährten Überlieferungen der Vorfahren und „wandelte in den Fußstapfen der alten germanischen Freiheiten“, wie der letzte Chronist der Stadt rühmend hervorhebt. Und darin, daß durch den französischen Einfluß gegen 1300 die Bürger von Ypern von diesen alten Wegen abwichen, lag nach Ansicht dieses Chronisten der erste Anstoß zum Verfall. Denn bald machte französisches Wesen sich überall geltend und verdarb das Patriziertum, das den Franzosen gierig ihre äußere, so bestechliche Kultur ablauschte. Der Einfluß von Paris wurde verhängnisvoll. In Luxus und Schwelgereien verzettelte das herrschende, reiche Bürgertum seine Mittel und Kräfte. Verweichlicht in wenigen Jahren, wurde es bald zu schwach, die Lebensaufgaben der Stadt und der arbeitenden Klasse wahrzunehmen. Der Handel, diese Lebensader der Stadt, begann zu stocken, die Not zog ein in die Häuser der kleinen Bürger und Tuchmacher, die bisher noch geduldig die immer schwereren Lasten getragen.

Doch plötzlich ging es wie ein Schrei durch die Stadt. Vom Belfried heulten die Glocken. Sie riefen zum Aufruhr! Volksmengen durchzogen mordend und sengend die Gassen. Die verachteten Plebejer hatten zu den Waffen gegriffen. Unter den Glocken des drohenden Zeugen ihrer Macht und Kraft zerfleischten die Bürger von Ypern einander in jahrelangen, entnervenden Kämpfen. Und nun begann langsam der Ruin dieser blühenden Stadt, der fast ununterbrochen weiterfraß und nie aufgehalten werden konnte. Hundert Jahre später gab es statt 200000 Einwohner nur noch gegen 25000 in der Stadt, und von den 4000 Webstühlen wurden nur noch einige hundert betrieben. Der unglücklichen, durch innere Kämpfe und die große Pest heimgesuchten Stadt gab die Belagerung durch die mit den Gentern verbündeten Engländer im Jahre 1383 den Rest. Ypern mußte sich den Engländern, seinen einstigen Wolllieferanten, ergeben, und diese äscherten die Vorstädte vollkommen ein. Nun wanderten auch die letzten Weber aus, und die englische Tuchfabrikation übernahm die Versorgung der alten Kunden der flämischen Stadt. —

Aber auch jetzt war das Schicksal Yperns noch nicht erfüllt. Wenn auch die Glieder vernichtet, zerstückelt waren, das Herz dieser ewigen Stadt lebte noch, — es schien unsterblich zu sein. Und mit wundersamem Willen zum Leben erholte Ypern sich von den tödlichen Schlägen. Schon ein Jahr nach der englischen Brandschatzung empfängt es, geschmückt und lächelnd wie eine Braut, seinen neuen Herrscher, Philipp den Kühnen. Vom Belfried tönen die Glocken jubelnd



Die Fleischhalle

Digitized by Google

Haus in der Dixmuidener Straße

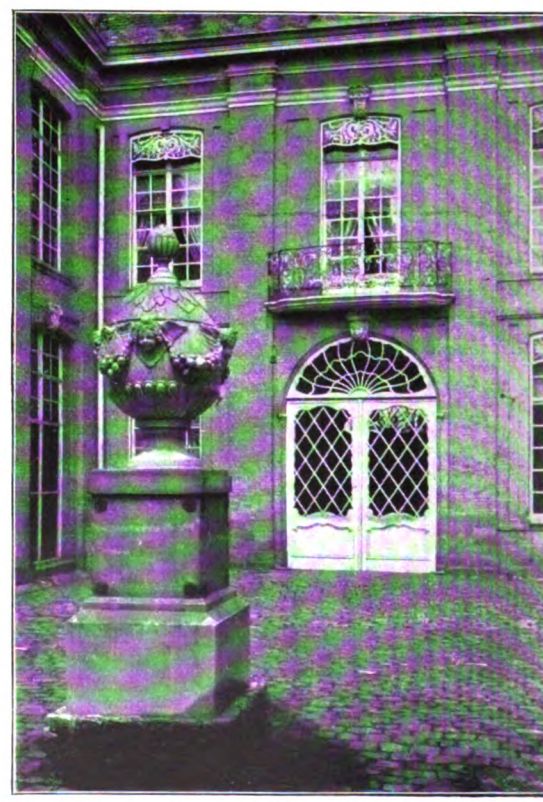
und hell, als die Späher auf seiner Spitze die Staubwolke auf dem Wege zur Stadt im Osten erblicken. Die Wolke kommt näher, es blitzt aus ihr von Schwertern und glänzendem Rüstzeug. Am Tore empfangen Yperns Bürger den Landesfürsten. Durch festlich geschmückte Gassen geht feierlich der Zug, an der Spitze schreiten mit dem Klerus die Väter der Stadt, denen die freien Gilden folgen. Jetzt erst kommt Philipp, der kühne Herzog, mit seinen beiden Damen, der Herzogin und seiner schönen Tochter, dem Fräulein von Burgund. Die Häuser der Südstraße verschwinden fast unter den prächtigen Stoffen und dem frischen Grün, mit dem man sie schmückte. Blumen und duftende Kräuter bedecken die Gassen.

Und wie in alten, unvergessenen Zeiten des Ruhmes und Glanzes geht die Feier vor sich. Nach dem Gottesdienste zu St. Martin wandelt der Zug zum „Groote Markt". Vom Belfried herunter blasen die Stadpiper wie einstmals die alten feierlich-lustigen Weisen, die Glocken schlagen den Takt, die Gilden stampfen ihn selbstbewußt mit. Durch das „Gulden Halleken", die kleine güldene Halle, betritt Philipp mit seinem Gefolge das mächtige Hallenhaus. Erwartungsvolles Schweigen liegt nun über dem Groote Markt. Ganz Ypern ist auf den Beinen, die Gilden stehen in Reih und Glied versammelt unter ihren steifen, bunten Bannern.

Da tritt der Herzog auf die „Bretesche" hinaus und mit ihm die Herzogin. Die Väter der Stadt reichen ihnen das Buch der Bücher. Und beide, Herzog und Herzogin, legen die Hände auf das heilige Buch und schwören mit lauter Stimme, daß alle Bürger von Ypern es hören, den alten, einst von den stolzen Patriziern vorgeschriebenen Schwur: „Wir schwören, daß wir unserer Stadt Ypern und unseren Bürgern ein guter, loyaler Herrscher und Herrscherin sein werden, und daß wir unsere Stadt Ypern und ihre Bürger in ihren Rechten, Privilegien, Gesetzen und Freiheiten, ihren guten Gebräuchen und Gewohnheiten schützen, verteidigen und erhalten werden, — also moet ons God helpen ende al syne Heleghen!"

Und in die enthusiastischen Beifallsrufe mischen sich jubelnd die Glocken des Belfried. —

Aber so glanzvoll und freudig jener Tag erschienen — er war nur ein Abglanz vergangener Macht und Größe gewesen, eine Erinnerung nur an Zeiten, die nie wiedergekommen und nie wiederkehren sollten. Der Verfall Yperns ließ sich nicht mehr aufhalten. Diese Stadt, deren Schicksal mit Jahrtausenden zu rechnen schien, blieb auf der absteigenden

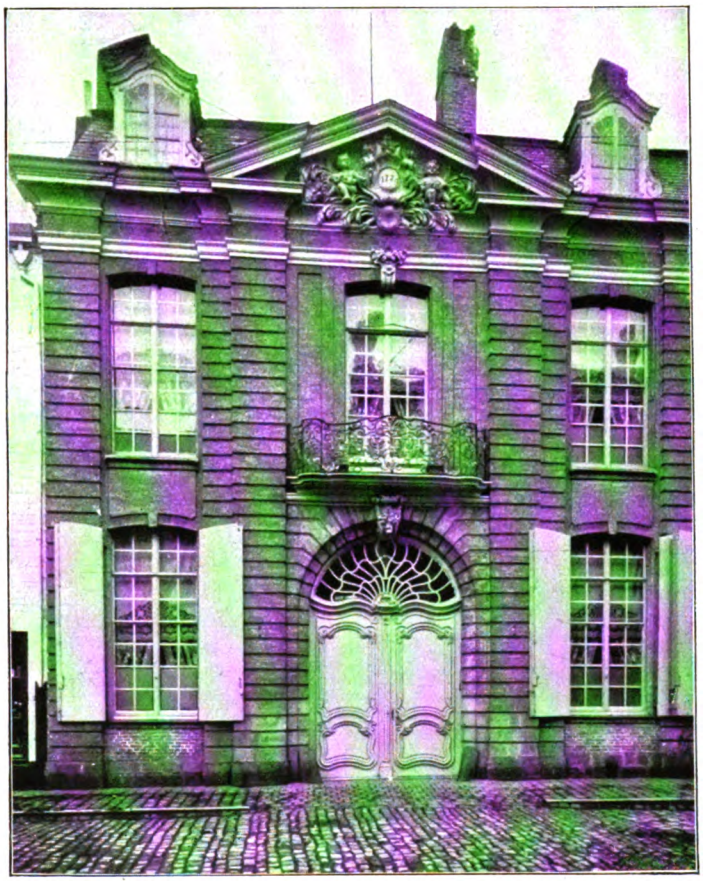


Die sogenannte Rubensvase im Hof des Merghelynckschen Hauses

Digitized by Google

Linie seit der Stunde, da innere Zerrissenheit dem äußeren Feinde die Vernichtung ermöglicht. Manch schwere Prüfung kam über sie in den folgenden Jahrhunderten; 1566 verheerten die Bilderstürmer die herrlichen Kunstschätze*), die Truppen Herzog Albas plünderten Ypern, und die Geusen und die Soldaten Alexander Farneses gaben der tief leidenden Stadt den Rest. 5000 Einwohner waren 1584 nur noch in ihr, die vor 300 Jahren 200000 in ihren Mauern gezählt.

Das Herz Yperns, das unsterbliche, trotzte dem Untergange. Es schlug noch. Zwar ganz leise nur, aber voll unzerstörbarer Hoffnung und ewigen Lebens. Es gibt keinen Untergang, keinen Tod! Über den leeren Häusern, den stillen Straßen schwebte weiter die große, erzene Glocke mit dem Reigen des Todes und — des Lebens! Auf Leben folgt Tod, aber auf Tod auch Leben — so läutete die Glocke ihre alte Weisheit über die verzagte Stadt und weckte neue Hoffnung, neuen Mut. Und ihr Ruf verhallte nicht ungehört. Die Stadt starb nicht. Zu trotzig stand ihr steinerner, zeitloser Belfried, zu fest ragten die mächtigen Hallen zu seinen Seiten, zu stark wurzelte die große Kathedrale von St. Martin in dem fruchtbaren, von Blut getränkten Grunde von Ypern. Ihre stumme Sprache drängte, vereint mit den Klängen der Glocke des Lebensreigens, zu neuen Taten, zu alter Arbeit.



Eingang zum Merghelynckschen Hause

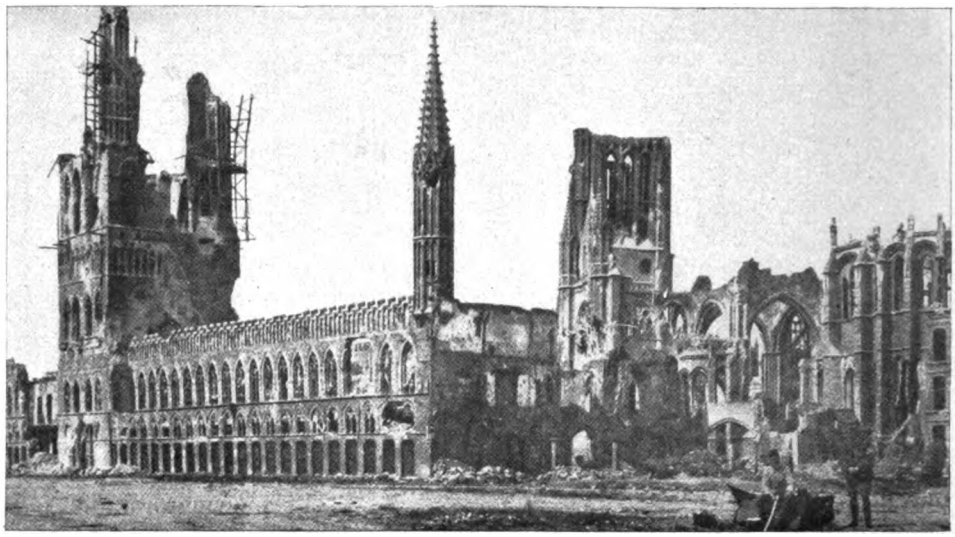
Belfried, Hallen und Kathedrale — das waren die drei Anker von Ypern. So hoch die Wogen der Vernichtung über die Stadt rauschten, sie hielten fest! Und wie sie an der Stadt hingen, so hing die Stadt an ihnen. Welche Opfer brachte man, sie zu erhalten! Vier schwere Belagerungen, da die Stadt sich den Franzosen unter Condé, Turenne und Ludwig XIV. ergeben mußte, brachte das 17. Jahrhundert. Die französische Artillerie verlangte neben all dem kostbaren Metall der Hallen und Kirchen auch die Glocken des Belfried! Über dreitausend Gulden zahlte man den Offizieren, daß die Glocken blieben und weiter singen durften über den Dächern ihr mächtiges Lied vom Leben! —

Und eine lange Zeit des Friedens kam. Die Wunden der ewigen Stadt waren verharrscht. Mit Liebe und Kunst war wieder aufgebaut, wie einst es gestanden, bevor es vom Schicksal getroffen war. Ein neues Geschlecht forschte eifersüchtig und zärtlich nach den Spuren der großen Vergangenheit der Stadt. Wie ein kostbares Kleinod hütete man, was noch vorhanden war, und war stolz auf die unvergänglichen Werte, die auch das schwerste Schicksal überdauert. —

Da plötzlich flammte der große Weltenbrand auf. Mitten in seinem Feuer, an heißester Stelle, steht die alte Stadt, umtobt vom Lärm des Kampfes. Zum sechsten oder siebenten Male sah Ypern die Franzosen,

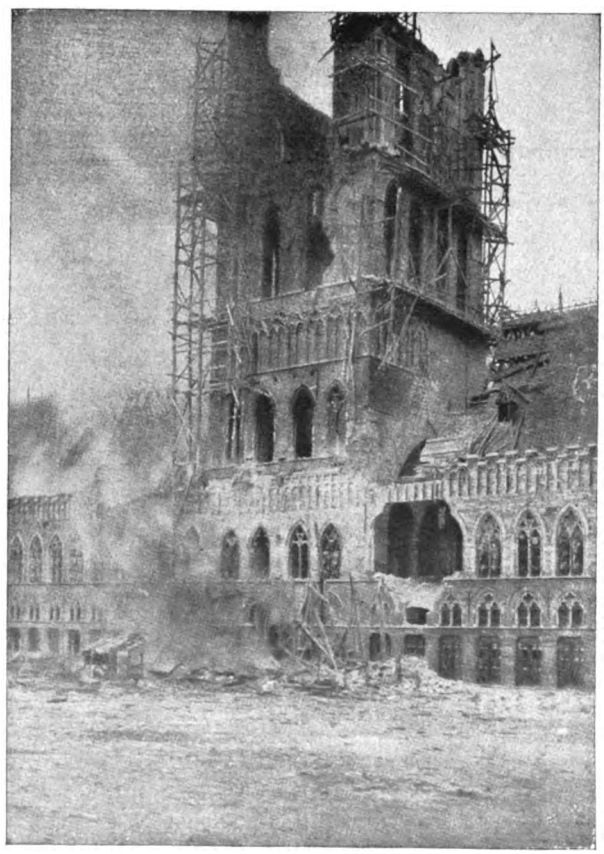
*) Von ihnen wurden auch die Fresken im herrlichen Schöffensaal übertüncht und zerstört, von denen man später ein paar Bruchstücke aufdeckte. Diese wurden dann sehr schlecht ergänzt und überarbeitet.

Digitized by Google



Die Tuchhallen und die Kathedrale St. Martin am 17. August 1915

zum dritten Male die Engländer. Böse Erinnerungen weckt ihre Gegenwart. Die Engländer sind die Herren der Stadt. Vom Belfried, wo einst die Späher der reichen Tuchstadt gestanden, von dem einst die Stadtpfeifer ihre alten Weisen geblasen, sehen heute in ohnmächtiger Wut und unwilliger Bewunderung die englischen Späher hinüber zu den undurchdringlichen Reihen des deutschen Volkes.



Der Turm der Hallen in Flammen

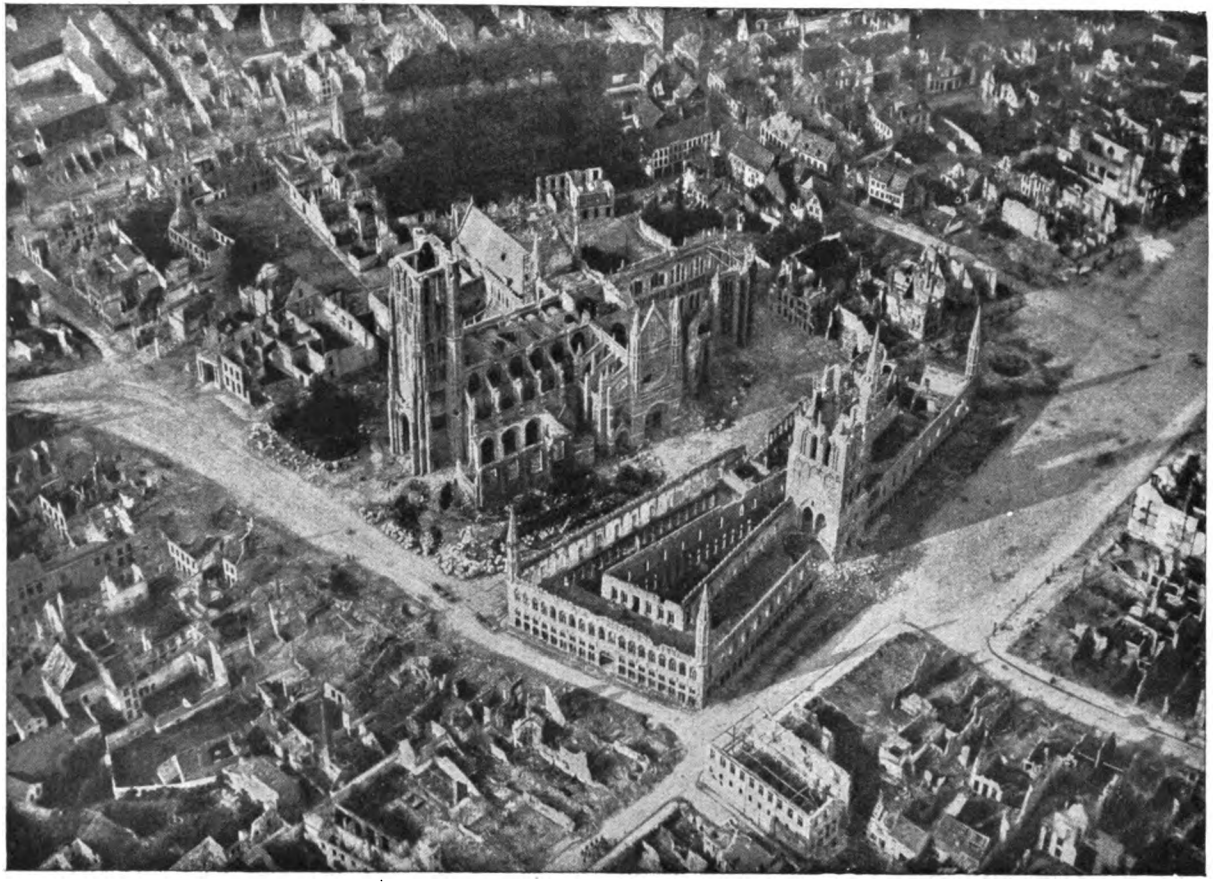
Die Engländer aber haben verkündet, daß sie die alte Stadt zerstören müßten. „Aus strategischen Gründen" würden sie Ypern „niederlegen"!

Noch steht der graue Belfried, noch wanken die durchlöcherten Hallen nicht, die alte Kirche von St. Martin ragt hoch noch ihr zerfetztes Haupt, das sturmgewohnte, in den von Kanonendonner erschütterten Himmel. Werden sie auch diesen Kampf überstehen, die drei Anker von Ypern, diesen schwersten Kampf ihres Lebens —? Werden je die Glocken vom Belfried wieder erschallen, wenn der Friede gekommen?

Unversehrt und wohlbehütet liegen der Stadt schöne Schwestern, Gent und Brügge, in der sorgsamen Hand der Deutschen...

Und Ypern? — Der äußere Feind hat nie tief ihm geschadet, aber der innere! Ihm dankte es einst den Zerfall seiner Macht, möge es ihm diesmal nicht verdanken den seines kostbarsten Besitzes, — seiner drei Anker!

Digitized by Google



Das zerstörte Ypern aus der Vogelschau. Fliegerphotographie des Service Photographique d'Aviation Belge vom August 1915

Digitized by Google

Erinnerung an Rußland

Von Agnes Harder

Jenseits der Grenze stand das stille Haus,
mit dicken Säulen vor den harten Stufen.
Sein Dach lag schwer und bogte niedrig aus,
und keine Stimme hat daraus gerufen.

Nur eine Malwe blühte blaß und krank,
doch hochgeschoßt, als ob sie suchte —
doch endlos lag die Steppe, weit und blank,
und eine Mauer nur herüberlugte

vom Männerkloster, dessen Fenster klein
und blind sich schlossen vor den Sonnenblicken,
von wo der Wind der Mönche Geißelschrein
hinübertrug, gepreßt und zum Ersticken.

Auf harten Stufen vor dem Siechenhaus
saßen die Fraun, in Tücher eingebunden,
und sahen in die Steppe still hinaus,
durch eines langen Sommers helle Stunden.

Und sahn zum Kloster, hörten auf das Schrein
und nickten stumpf und schwiegen miteinander,
und eine jede schien allein zu sein,
und saß doch eine dicht gerückt zur andern.

Und warteten. Und wußten nicht auf wen,
nicht, daß der Tod schon durch die Steppe kam,
daß langsam er, wie im Vorübergehn,
sich ihrer eine von der Treppe nahm,

und warteten. Und saßen dicht an dicht —
leis hob der Wind die Falten weißer Tücher
von einem stillen, alten Angesicht,
als blätterte er in dem Buch der Bücher.

Digitized by Google

Im Kleid der Mutter. Gemälde von Richard Vogts

Digitized by Google

Digitized by Google

Maria im Baum

Novelle von Klara Hofer

Der Doktor Tobias Holzwanger ging mit bloßem Kopf durch den Wald. Der Regen fiel, und die Dämmerung kroch grau über den Weg, des Professors dünnes Haar war feucht und hing strähnig in seine kantige und klobige Stirn. Es war ihm gleichgültig, und es würde bald noch nasser werden und noch schwerer und straffer herunterhängen. Er dachte flüchtig daran, ob sie es ihm wohl noch trocken reiben und ordentlich glatt kämmen würden, ehe sie ihn einscharrten, denn er hatte in der Tasche einen handfesten, guten Strick, und in Jagen 42 stand ein guter Baum, nicht zu schwach und nicht zu stark, mit einem handlichen Ast in über Mannshöhe. Es war eine Hainbuche.

Eigentlich wäre für einen Studierten eine Kugel angemessener gewesen. Aber er war aus bäuerlichem Stamm, dazu im Gebrauch von Waffen nicht erfahren, denn er hatte wegen Engbrüstigkeit und Kurzsichtigkeit im Heer keine Verwendung gefunden, und außerdem schickt sich für den Bauern zu einem solchen Schlußakt der Strick. Und wenn er auch nicht als Bauer gelebt hatte, so wollte er doch als Bauer sterben, und der Mensch sollte nur bleiben, was er von Haus aus war und wohin sein Blut ihn wies. Etwas in ihm sagte ihm mit verbissener Wut, daß er jetzt nicht so elend krepieren würde als ein Feigling und ein Unterlegener, wenn er auf der treuen Erde geblieben wäre und sich nicht verklettert hätte in die Gegenden, die fern von ihr waren, wie der glatte, bröckelnde Stein von der fruchtbaren Ackerkrume.

Der Regen klang und plätscherte, und der Holzwanger ging fürbaß und mühte sich, auf jene Stimme aus irgendwelchen Unterschichten nicht zu hören, da er kein Unterlegener zu sein vermeinte, sondern ein Überlegener, der sich von einem törichten und zwecklosen Spiel beizeiten gelangweilt abwandte.

Er war von Beruf Germanist und hatte das Glück gehabt, daß ein berühmter Lehrer dieser Disziplin auf ihn aufmerksam wurde und ihn, wie er gern zu sagen pflegte, entdeckte, indessen keineswegs für die Zwecke der Allgemeinheit, sondern für den Privatgebrauch des Meisters selbst. Hinfort saß der Holzwanger als Amanuensis in des Geheimen Rats Bibliothek und durchforschte für ihn die Gründe seiner Wissenschaft, denn er verstand mit schwerer Hand und Zähigkeit den Dingen an die Wurzel zu gehen und all ihre Verzweigungen und Verästelungen restlos aufzuzeigen.

Von dieser Zeit her stammte für den Meister, der auf einem der wichtigsten Lehrstühle Deutschlands saß, eine Epoche der Erneuerung und Verjüngung. Denn er war, dank einem glänzenden Äußeren und einer großen Leichtigkeit der Haltung, die er je nach dem Bedarf der Stunde oder des Augenblicks klug ins Imponierende oder Würdevolle oder auch nur Weltmännisch-Anmutige zu wenden wußte, zwar für die Zwecke der Repräsentation nach außen unübertrefflich geeignet, aber man hatte bemerkt, daß seine glänzenden und leicht geborenen wissenschaftlichen Leistungen nur mehr Blender waren und verlöschten, sobald man ihnen ins Tiefere nachging. Jetzt sah man mit Beschämung und Hochachtung, wie im Alternden die wissenschaftliche Auffassung sich vertiefte, und wie die geistreichen Kombinationen, denen man in früheren Zeiten so manche Unhaltbarkeit hatte nachweisen können, nunmehr wie die leichten und entrückenden Pfeiler der Gotik dastanden, aus tiefgehenden Fundamenten erwachsend, ungeheure Gewölbe tragend. Holzwanger indessen, in der ländlichen Dumpfheit seiner Außensinne, merkte nichts von dem, was sich um ihn begab, hatte alle Kräfte nur der Arbeit und der Zufriedenheit seines Lehrers zugewandt, dessen wohlgeschaffene Männlichkeit, billige Liebenswürdigkeit und begründete, wenn auch berechnend sparsame Dankbarkeit für seine Hilfe ihn glücklich machten. Ja, die Empfindung für ihn war eigentlich die einzige Verbindung seines in sich zurückgetretenen Gemüts mit der Welt und erhielt es am Leben. Der Geheime Hofrat hatte ihm den Extraordinarius verschafft, und da er der

Digitized by Google

Rede nicht mächtig und im Besitz eines mäßigen Vermögens war, die Notwendigkeit sein langsames Blut also nicht vorwärts trieb, so hatte er wenig Hörer und glaubte sich nicht geeignet, als Mensch auf Menschen zu wirken; zudem hielt die Arbeit für seinen großen Lehrer ihn um so mehr in ihrem Bann, als er auch in Dingen der Liebe höchst unglücklich gewesen war. Eine Frau, die auch nur mit dem Schatten eines Wunsches anzutasten, ihm frevelhaft erschienen wäre, hatte er unter der Billigung des Staats und der Kirche in die Gewalt eines Menschen kommen sehen, der sie in kurzer Zeit zugrunde richtete und an dem außer seinem alten und berühmten Namen und seit Jahrhunderten befestigten Grundbesitz nichts Adliges war. Er traf sie zuweilen auf seinen einsamen Spaziergängen, wie sie, auf den Arm ihrer Gesellschafterin gestützt, langsam und schwankend daherkam, indessen ihr Wagen in einiger Entfernung folgte. Er trat dann, ohne zu wissen warum, aus dem Instinkt heraus, mit dem Hut in der Hand, seitwärts des Weges, und sie grüßte ihn mit dem stillen Blick der durch Leiden wissend Gewordenen. Dann sah er sie seltener, und später hieß es, daß sie gestorben sei. Sie wurde in ihrer Heimat begraben, wie sie gewünscht hatte. Für ihn gab es seitdem keine Frauen mehr in der Welt. —

Bisher hatte der Geheimrat in verständigem Erfassen der Konjunktur die Arbeitskraft seines Gehilfen immer in Stränge gespannt, die er selbst in der Hand hielt, und mit der Beweglichkeit des Geistes, die ihn vor anderen zierte, seine Ausbeutung so betrieben, daß Tobias in dem demütigen Gefühl erhalten ward, der Wissenschaft nach den Weisungen seines geistigen Nährvaters als nützlicher Handlanger zu dienen, während in Wahrheit seine Feuer es waren, die den geräuschvoll arbeitenden Apparat des Meisters speisten. Einst aber, fortgerissen von dem reinen und durch keinerlei selbstsüchtige Erwägung befleckten Interesse an einer wenig aussichtsvollen Frage, mit der sich viele gute Köpfe umsonst gequält hatten, hatte er selbständige Schritte zur Erforschung eines gewissen Gebiets getan. Seiner Treue und durch nichts Weltliches abgelenkten Konzentration war es dabei gelungen, Zusammenhänge ans Licht zu bringen, die nun so deutlich und klar dalagen, daß man sich nur an den Kopf fassen mochte, wie es möglich war, sie bisher nicht erkannt zu haben. Er befand sich damals in einem einsamen Ort im Gebirge, wo er seine Urlaubszeit verbrachte. Glücklich über seinen Fund, kehrte er zurück und berichtete dem Meister davon, hinzufügend, er sei gesonnen, eine Schrift darüber herauszugeben. Der Geheime Rat nahm diese Mitteilung mit einer nachlässigen Kälte auf, als sei sie eine Winzigkeit, und brachte dadurch Tobias zum erstenmal zu einem das Herz pressenden Zweifel an der Lauterkeit seines Idols. Erzogen an den strengen Vorbildern der Antike, schämte er sich aber alsbald einer solchen Regung und erwog, während er, sehr behindert durch eilige Arbeiten für den Meister, die Resultate seiner Forschung niederzuschreiben begann, ob er ihnen nicht wohl eine übertriebene Wichtigkeit beimesse. Zu seinem Schrecken und ungläubigen Erstaunen fand er indessen nach wenigen Wochen in der führenden Zeitschrift des Fachs einen Schriftsatz des Geheimen Rats, der in flüchtiger, aber glänzender Gestalt die Hauptzüge seiner mühevollen Arbeit vorwegnahm. Er ging mit diesem Blatt zu dem Mann, für den im Interesse der Wissenschaft zu arbeiten Glück und Inhalt seines Lebens gewesen war, und hörte, wie dieser Mensch mit einer unsäglich kalten Frechheit ihm von oben herab hinwarf, er, Holzwanger, habe diese Ideen von ihm, der sie vor Jahren einmal im Gespräch mit ihm berührt habe.

Tobias stand und sah den Mann, dessen Jünger zu sein er sich selig gepriesen hatte, an, und das wahre Wesen dieses Menschen schlug ihm wie ein ekler und fauliger Dunst entgegen, so daß sein Ekel so groß ward, daß er ohne einen Ton sich umwandte und aus der Tür ging. Der Meister, in gegründeter Besorgnis, ein so unentbehrliches Werkzeug zu verlieren und in einer Art von nicht unberechtigtem Zorn über die Falschheit des Holzwanger, der sich bisher geduldig das Fell über die Ohren hatte ziehen lassen und nun, da dies schon zur süßen Gewohnheit und durch die Zeit geheiligtem Recht geworden war, plötzlich heimtückisch wider den Stachel zu löcken versuchte, machte zunächst Anstalten, alles ins Lächerliche und Belanglose zu ziehen

Digitized by Google

und Tobias persönlich zur Rückkehr zu bewegen. Da aber der Holzwanger, seinem törichten Herzen mißtrauend und mit Recht die Liebenswürdigkeit, mit der jener Verächtliche ihn wie ein Windelkind einzuwickeln verstanden hatte, fürchtend, sich ihm andauernd zu entziehen wußte, so erkannte er, daß bei diesem üblen Handel die beste Verteidigung im Angriff läge; der große Mann ließ daher an den geeigneten Stellen unter der Hand verlauten, der Holzwanger, seine Kreatur, und von ihm aus seinem elenden Handlangertum zu einiger wissenschaftlichen Selbständigkeit, die er ohne ihn nicht dauernd werde behaupten können, mit Mühe erzogen, dieser Holzwanger wollte jetzt in boshafter Verblendung sich einreden, daß jene in der Gelehrtenwelt mit Recht soviel bemerkte Feststellung nicht seine, des Geheimen Rats, sondern seine, des untergeordneten Hilfsarbeiters eigene Arbeit sei. Nachdem er solchergestalt seiner menschlich verständlichen Entrüstung einen beherrschten Ausdruck verliehen, wandte er die Stimme und sprach mit unterdrücktem, indessen keinenfalls unziemlich sentimentalem Herzenston knappe Worte des Mitleids für den Unglücklichen, den frevler Ehrgeiz und eine des wahren Gelehrten unwürdige Eigensucht also aus den Fugen gerissen hätten.

Der Holzwanger kam übrigens, auch ohne von diesen Deckungen Kenntnis zu erhalten, von selbst zu dem Schluß, daß in diesem Fall, wie so oft in den Weltläuften, Gewalt vor Recht gehe. Er sah ein, daß er sich mit einer Geltendmachung seiner Ansprüche nur die empörte Abweisung der Mitwelt einkaufen werde, da die Autorität des Räubers nicht zum mindesten durch die getreue Arbeit des fleißigen Famulus so fest wie der preußische rocher de bronze begründet war und begeisterte Jünger des bedeutenden Mannes hin und her im Lande auf den Kathedern der Wissenschaft saßen und die Fachpresse beherrschten. Man konnte zwar nicht sagen, daß sie die Wissenschaft um neue Begriffe bereichert hätten, denn das Befruchtende, Fortwirkendlebendige auszustreuen lag nicht in der Art ihres Herrn und Meisters; dafür aber waren sie emsige Verwalter dessen, was der Schweiß und die harte Geistesmühe anderer eingebracht hatte und verstanden mit der apollinischen Geste ihres Vorbildes das Haupt zu heben und vor wichtigen Abschnitten einen abwesend weiten Blick des vom Gott Erfaßten über das schauernde Auditorium gehen zu lassen. Daß gegen die Phalanx dieser Myrmidonen kein Halten seiner Stellung möglich sei, erkannte Tobias unverblendet durch die strahlende Gerechtigkeit seiner Sache; so gab er schweigend sein Amt auf und zog sich, angewidert von dem schalen Treiben, über das ihm jetzt plötzlich die Augen aufgingen, nachdem er so lange in glücklicher Verzauberung dahingelebt hatte, in die Stille eines entlegenen Ortes zurück; wodurch er die wehmütigen Andeutungen des Geheimen Rates über seine kranke Psyche auf glücklichste unterstützte und bekräftigte.

In der Folge zeigte sich, daß der verständige Menschenkenner recht geredet hatte, denn Tobias war zu jeglicher Arbeit unfähig geworden, und wenn der Meister bisher mit Argwohn und geheimer Sorge nach jener Wetterecke gehorcht hatte, von der sich möglichenfalls in Gestalt weiterer Werke ein Orkan gegen ihn erheben konnte, so ward er aufs kräftigste über seinen Gram getröstet, denn Tobias schien geistig tot, als wenn dieser Schlag, dessen er sich nimmermehr von einem so hohen und verehrten Mann versehen, das Lebendige in ihm für immer erschlagen und gänzlich verödet hätte. So war es auch in der Tat. Denn Tobias, dem die Arbeit eine Sache des Herzens gewesen und dessen Antrieb zur Arbeit aus dem Herzen kam, nämlich aus der törichten und heiligen Hingabe für jenen Menschen, den er liebte, gedachte zwar nunmehr, wie er es so glückhaft begonnen, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu umwerben; aber infolge der Schwäche in seiner Seele, die der Verrat jenes Bewunderten ihm geschlagen hatte, wie der Blitz das lebendige Holz, hatte er nicht mehr die Kraft, sich selbst zu bezwingen. Er verbrachte manche Stunde mit zähneknirschendem Grübeln ob seiner Unmännlichkeit, die ihn, statt ihn mit dem herzhaften Zorn des Gesunden gegen diesen Verächtlichen zu stärken und zu bewehren, in nutzlose Trauer, den Glauben an die einzige Seele, die er liebte, verloren zu haben, versinken ließ, wie in einem weichen, die Gestalt konservierendem, das Leben

Digitized by Google

mordendem Moor. Alles war schal und ekel und unersprießlich, und die Wissenschaft, der er gedient hatte, wie er wohl jener aus der Ferne geliebten Frau hätte dienen mögen, erschien ihm nicht mehr wie die Göttin, die er, Unwürdiger, in unbegreiflicher Gnade des Geschicks umarmen solle, sondern wie eine käufliche Dirne, befleckt von jedem, der den schmutzigen Preis zahlen mochte. Die Mühen seines Berufs, die er einst wohl mit den Wissenden der Vorzeit empfand wie die unschuldige Lust der Kinder, wenn sie in Moos und Gebüsch ein brütendes Vöglein auf dem Nest überraschen, schien ihm nunmehr entgöttert, trostlos und eitel, ein Wühlen in Moder und faulendem Totengebein.

Bei der Schwerfälligkeit und tiefgehenden Gründlichkeit seines Geistes, wie er ihn von seinen erdbebauenden Vorfahren überkommen hatte und bei der Einsamkeit und Öde seines nunmehrigen Lebens fraß die Krankheit sich ätzend und wühlend tiefer in seine Seele. Er erwog, wie das Gemeine im Lauf der Welt obsiege und herrsche und sogar die Maske des Edlen dem Besseren zum Hohn trage. So kam er, nicht in sentimentalem Weltschmerz, sondern aus einer männlichen Überzeugung heraus, zu der Erkenntnis, die schnöde Welt fahren zu lassen und das mit so leichtem Herzen, daß ihm dabei nicht einmal die Augen naß würden. Diese seine Ansicht bestärkte er bei vielen Schriftsätzen der Alten, die von der Bitterkeit und Schmach dieses Lebens handeln, und er beschloß, sich von dieser blutbefleckten Narrenbühne ohne Geräusch hinwegzubegeben, zumal er niemand zulieb leben, keinem zuleid sterben würde.

So ging er nun an diesem Märztage dahin, sonder Reue und nicht geschüttelt von den dunklen Fragen, die sonst in solcher Stunde das Herz anfallen, ja sogar mit einem kleinen Gefühl der List und Überheblichkeit, wenn er bedachte, daß der hübsche Sprenkel, den er bei sich trug, sonst gebraucht, ungewitzte Vögel zu fangen, nunmehr einem klug Gewordenen die Freiheit geben würde, aus einem engen Gehäus an bösem Ort ins Grenzenlose zu fliegen. Und während er seinen Fuß über junges betautes Gras, sickerndes Moos und moderndes Laub vom Vorjahr, oder ab und zu auf eine weiße Straße, die sich, in Wasserdunst und feuchten Nebel gehüllt, ins Wesenlose verlor, setzte, schien er nichts von dem holdgebannten, dem starken und sehnsüchtigen Leben um ihn zu spüren, das aus all dem zart sich Entfaltenden, Sprießenden, Erwachenden aufwärtsdrang unter dem weichen Streicheln des tauigen Elements.

Er war so an die ihm wohlbekannte Stelle gekommen, wo inmitten eines dichten Gestrüpps von Hasel und junger Birke die schöne Buche stand, bei der er Ruhe zu finden gedachte und die ihm jenen Ast durch die feuchte Dämmerung entgegenstreckte, wie einen Arm, an dem er sich führen lassen möge. Er stand, vom Wege etwas ermüdet, einen Augenblick still und richtete seine knochige, zusammengesunkene Gestalt empor. Der Baum stand vor ihm, ernst im erzenen Mantel seiner glatten, eisengrauen Rinde, nahe und doch wieder entrückt in seinem geheimnisvollen Leben, bedeckt mit tausend und aber tausend klaren Tropfen auf den herbduftenden, weichen Blättern. Der Baum rauschte tief und trostvoll in das gleichmäßig einförmige Geräusch des fallenden Regens hinein, und durch des Tobias Herz ging ein schmerzlich durchdringender Ton, wie der weckende Bogen wohl über die zerrissene Saite eines verdorbenen und zerstoßenen Instruments gehen mag. Er gedachte mit lösender Wehmut der gotterlösenden Kraft der Alten, von denen sein Blut kam, und wie sie fähig waren, mit der Gewalt ihrer Herzen die in der Natur gebundene Gewalt des Geistes zu erfassen, Gott nicht in Tempeln und zwischen Teppichen, sondern unter Bäumen verehrend. Eine Scham kam über ihn ob der Dürre und seichten Flachheit der materialistischen Zeit, die nur die Bestandteile erkannte und die tiefe Seele der Dinge nicht begriff. Desto unwerter aber erschien ihm die Epoche, und wie er in der Wissenschaft das Wissen verloren hatte, die gebannte Natur aus der Trockenheit der Materie zu erlösen, so hatte er auch unter dem Einfluß des zersetzenden Zweifels die Fähigkeit verloren, aus der Natur Gott zu erlösen und nicht minder aus seiner Seele. Deren einzige Funktion hatte seit vielen Jahren in jener scheinbar unfruchtbaren Liebe für einen Niedrigen

Digitized by Google

bestanden; dies Gefühl war nun ertötet. So faßte er nach jenem, ihm ermutigend entgegengestreckten Ast, um sich seiner Tragkraft zu versichern, als er erschreckend etwas Flaumiges, Lebendiges unter den Händen fühlte, das dort wohl, in sich geschmiegt, gekauert haben mochte und nun, weit entfernt ihn zu fliehen, ihm wie schutzsuchend entgegenkam, dessen Leben ihn gleichsam mit einem elektrischen Schlag durchzuckte, indem er die zarte, feuchte Wärme in seiner kaltgewordenen Hand empfand. Es war ein ganz junges Eichhörnchen, das aus dem Nest gefallen sein mochte, denn Tobias bemerkte, daß es, auf dem breiten Ast mühsam vorwärtsstrebend, das linke, schlaff herabhängende Vorderfüßchen schonte, als es nun, unschuldig nach Wärme suchend, auf ihn zukroch, als ob es seine Mutter gefunden habe. Er nahm das Verlassene, das leicht und weich wie die Knospe einer Salweide war, in seine Hände, um es zu erwärmen, denn es zitterte jämmerlich, schien sich aber nicht zu fürchten, sondern rollte sich zufrieden zusammen und schlief sogleich zwischen des Tobias Fingern ein. So stand er, an den Stamm gelehnt, das Hilflose in den Händen; über ihm rauschte der Baum und fiel der Regen, und er stand in einer Art Lethargie, hingegeben an die traulichen und zärtlichen Geräusche um ihn, die ihm die müde Stirn wie mit tröstlichen Schleiern umwanden. Er fühlte das geheimnisvolle Leben im Stamm und das vertrauensvolle Leben in seiner Hand und gedachte, daß er nun dies heilige Leben fortwerfen wollte, wie ein verbrauchtes Hemd, und daß er das Lebendige gesucht hatte bei dem Toten. Und während er stand und aus seinem Haar die Nässe floß und er sein götterloses Dasein bedachte, und wie es nur kam, daß er um der Unwertheit eines fremden Menschen willen hinausgestoßen war aus jenem Garten, in dem ihm alles unter den Händen lebendig geworden war, wie die toten Dinge mit vernehmlicher Stimme zu reden begannen, geschah es, daß sein Blut aus seiner Dumpfheit und Vereisung zurückpulste; sein unbewußt Heiligstes wurde lebendig und überstrahlte ihn wie mit blendendem Licht der Erkenntnis, wie Gott sich den Vätern geoffenbart habe im heiligen Leben der Natur, wie er auch aus der Kreatur heraus dem Menschen sich entgegenneige und wie es keine Erlösung gäbe als durch Liebe. Und so durch verhüllte Offenbarungen hindurchblickend wie durch zerreißenden Nebel, empfand er zum erstenmal wieder sein Teil und Erbe, die lebendige Seele, die in den Urvölkern die Durchdringung der Materie mit Gott geahnt und in Pflanze und Geschöpf den Unvergänglichen angebetet hat. Über ihn weg schoß wie eine süße, überströmende Welle lebendiger Befruchtung das alte Wissen seines Stammes von göttlicher Bekundung in Baum und Getier des Waldes; das tote Wissen der Bücher wurde lebendig und sprang auf wie die Knospe an schauerndem Zweig, wenn der Frühlingssturm feuchtfingrig in die Krone faßt, und der Baum fühlt, wie sein Leben wieder emporsteigt aus der Wurzel zum Stamm. So stand er barhäuptig, verschwistert mit dem Stamm, in dem heiligen Bezirk, umgeben von Ruten der Hasel, die das lebendige Element unter totem Geröll ahnt in der rechten Hand, in seinen Händen das heilige Tier der Vorzeit, das die Geheimnisse der Welt vermittelt, die heiße Stirn gepreßt an die Rinde, hinter der die Dryas wohnte und der nordische Gott.

Er kam zu sich von einem kleinen tröstlichen, heimlichen Geräusch, und indem er erwachend sich in dem Dunkel um ihn umblickte, gewahrte er, daß das Eichhörnchen, seinen Vorteil wahrnehmend, im stillen in seine Brusttasche gekrochen war und dort, geborgen und erwärmt, aus Hunger und Langeweile an dem hanfenen Strick zu nagen begann, den er zu so lebenverachtendem Zweck hierher getragen hatte. Über dem geschah es, daß ein Lächeln um seinen früh faltigen Mund ging und er das Tierchen streichelte und mit einem dennoch nicht bedrückenden Gefühl eines blamierten Schuljungen stillschweigend seinen Weg heimwärts nahm.

* * *

Am andern Morgen wachte Tobias auf von einem vertrauten Ton, der aus seiner Kindheit herüberzukommen schien und ihn an das zutrauliche Gurren der Tauben gemahnte, die auf dem väterlichen Hof inmitten des Großgeflügels ihr Futter suchten, jeden Augenblick rauschend emporschießend und wieder einfallend, und nickend

Digitized by Google

und ruckend auf roten Füßchen einhertrippelnd. Er hatte wieder die friedliche Empfindung jener fernen, arglosen Jahre, in der das bloße pflanzenhafte Dasein soviel Seligkeit umschloß. Das kalte, dumpfe Gefühl, mit dem er seit Monaten zum Leben erwachte und das aus seiner kranken, lethargischen Seele kam und bei jedem Bewußtwerden auf ihn lauerte, war zu seiner Verwunderung nicht mehr da. Sein Kopf war ein wenig benommen, und er besann sich noch schlecht, da hörte er wieder deutlich den hellen U-Laut und sich aufrichtend, sah er ein Köpfchen mit runden schwarzen Glotzaugen und rotgestrichelten Hasenohren aus der Brusttasche seines Rocks, der neben der Tür am Pflock hing, herausblicken und sah, wie das weiche, kindliche Schnäuzchen ängstlich suchend und schnüffelnd in die fremde Luft witterte. Er stand auf und holte das Tierchen zu sich, es kroch begierig der Wärme nach, bis es in seiner Armbeuge einen geeigneten Platz fand und wie gestern einschlief. Er lag und streckte die von gestern etwas steifen Glieder und sah auf das rote Häufchen Fell hin, das sich da so ruhig hob und senkte; er nahm sich in acht, den Arm nicht zu bewegen. Nach einer Weile fiel ihm ein, daß das Tierchen wohl Hunger haben könne; er machte sich fertig und trug es, das indessen unter dem Deckenzipfel friedlich weiter geschlafen hatte, sorgsam und ungeschickt in beiden Händen vor sich her, indem er mit den Ellbogen die Türen öffnete. Im Zimmer stand das grobe Kaffeezeug auf der blauweißen Decke, draußen fiel der Regen wie gestern und sprang gegen die blanken Scheiben, im Ofen brannte ein leichtes Feuer, und Tobias bemerkte, daß der Fliederbusch, der gegen das Fenster schlug, Knospen hatte und wie klar die messingene Kanne war. Er goß Milch in seine Untertasse und brockte ein wenig Weißbrot hinein, hob das Eichhorn, das platt wie eine Schildkröte auf dem Tischtuch umherkroch und kaum das Köpfchen heben konnte, behutsam auf und steckte es mit dem Schnäuzchen in das Futter. Es schnupperte hilflos; er tauchte seinen Zeigefinger in die Milch und hielt ihn ihm hin, während es in seiner Linken lag wie in einer Wiege. Es begriff und begann emsig und dankbar zu lecken; sobald die Milch versiegte, ängstlich nach neuer Nahrung schnuppernd und suchend, bis es, gesättigt, sich wieder zusammenrollte und so unzweideutig seinen Willen kundtat, die nächsten Stunden in des Extraordinarius großer, plumper Hand zu verbringen. Er saß still, und der Regen plätscherte, und das Feuer knisterte, draußen bebten die Knospen, und ihm war, er wäre ein Kind, er säße zu Haus in der warmen Gottessonne, sähe die flaumigen Küchelchen um sich herum spielen und hörte die Alte locken. Nach einer Weile stand er auf und gedachte, das der Wärme so bedürftige Tierchen in die innere Rocktasche zu schieben. Das Eichhörnchen aber, erwachend, erfaßte die Lage und kroch zwischen den Knöpfen der Weste hindurch unter das Hemd, wo es gehalten und gestützt von den Kleidungsstücken, am Herzen des Tobias und wohlgewärmt von seiner gesunden Haut, befriedigt seinen Schlummer fortsetzte. Jeden Versuch, es dort fortzunehmen und auf ein anderes Lager zu bringen, erstickte durch festeres Zusammenkuscheln und halb unwilliges, halb bittendes Gurren im Keim.

So setzte sich der Germanist an den Schreibstuhl, griff das erste beste Buch aus dem Bort und gab, hintenübergelehnt, wohl acht, das seinem Schutz Befohlene nicht zu verletzen. Er empfand, sich in jene Abhandlung des alten Wilhelm Grimm vertiefend, in der die Sagen eines Volkes den trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes zugezählt werden, halb unbewußt das leise beglückende Leben, das sich an seinem hageren Körper regte. Und über dem Lesen erschien ihm das göttergeweihte Tier des Waldes — wie denn all seine Gedankengänge stets auf seine Wissenschaft eingestellt waren — wie eine Gabe, von der Gottheit im Baum, die es nährte und hauste und nach deren Früchten es den alten deutschen Namen Eckert trug, ihm zugereicht. —

Mit der wachsenden Sonne wuchsen auch des Tierchens Kräfte, es wurde von Tag zu Tag munterer und fröhlicher, sein zartes Körperchen wurde straffer, sein kleiner roter Kittel dichter und glatter, seine zuerst ein wenig einfältig starrenden Augen verloren das Glotzende und blickten frisch und glänzend aus zwei schwarzen Vogelsternen

Digitized by Google

um sich; sein Schwänzchen, das, dürftig behaart, einem Eidechsenschwänzchen nicht unähnlich war, wurde kraus und dicht wie ein Helmbusch, und im Sitzen trug es ihn hinfort aufrecht und stolz, wenn es aber lief, so schlüpfte es ihm wie eine buschige Fuchsrute nach. Es verstand nun schon mit fast blitzartiger Geschwindigkeit hin und her zu fahren, während es erst nur hatte kriechen können und später in possierlichen Känguruhsprüngen vorwärtsgehüpft war. Es stieg auch nicht mehr wie früher mit täppischen Pfötchen in seine Milch, sondern langte gesittet mit dem Händchen die Brocken aus der Schüssel, zierlich auf den Hinterfüßchen sitzend und den Bissen sorgsam mit den Vorderpfötchen haltend; worauf es nie vergaß, sein Schnäuzchen an irgendeinem Tuch vielmals abzuputzen, was den Extraordinarius, der dergleichen noch nie von einem Tier gesehen hatte, in hohes Erstaunen versetzte und ihn zu mancher Meditation bewog über die Urelemente des Instinkts der Gesittung, da ihm dieses Tieres eingeborene Kultur waschechter erschien als die manches Menschen. Nicht müde wurde er, sich an des Tierchens schmetterlingshaftem Dasein, das es, befreit von allem Häßlich-Tierischen, auf huschenden Füßchen durch die Räume trug, und an seiner unendlichen Zärtlichkeit und Dankbarkeit zu erquicken.

Schon am Morgen horchte er mit reinstem Entzücken auf den schlagenden Laut seiner Vogelfüßchen, auf denen es über die Diele lief, den Sonnenflecken nach, sah es an der Gardine auf und nieder huschen, zuweilen sein anmutsvolles Köpfchen nach ihm wendend, ob er wohl wach sei, zuweilen auch gleich einer Bekrönung auf dem Sims des Schrankes ausgestreckt, mit in die Hand gestütztem Häuptlein ernsthaft und nachdenklich vor sich blickend. Sobald er die Augen öffnete und es ansah, sprang es dann, mit selig ausgestreckten Gliederchen die Luft teilend, in unbegreiflicher Leichtigkeit zu ihm nieder, saß auf seiner Decke und blickte ihn zärtlich an, um, sobald er es anrief und streichelte, vor Lust sich zu wälzen und vor Wonne und Glück mit allen vier Füßchen zu strampeln wie ein glückseliges Kind.

Auch seine Nahrung suchte und fand es nach Vogelart bald hier, bald da pickend und knabbernd und im Vorüberspringen aufnehmend, was es an Nüssen, Apfelstückchen oder Biskuitbrocken auf Schränken, Simsen, in Vorhangfalten, hinter Bücherreihen oder auch in des Professors Pantoffel vorsorglich versteckt hatte. Wenn Tobias aß, so saß es aufmerksam neben dem Teller, mit witterndem, rosigen Mäulchen hier und da mitkostend; oder es kam, wenn er trank, von ungefähr so leicht wie ein Falter auf den Tassenrand gesprungen und wiegte sich da schwebend wie ein weiches dunkles Vögelchen, das den kleinen Schnabel eintunkt. Immer war Walduft in seinem Fellchen. War es gesättigt und sein Herr reichte ihm eine Nuß oder Eichel hin, so nahm es sie zwar mit der anmutigsten Freudenbezeigung entgegen, packte sie dann aber dem Tobias wieder in die Hand, als ob es nur seine Dankbarkeit und seinen guten Willen zeigen wolle.

Es liebte alle Dinge und saß oft über Tags auf dem Fensterknopf und blickte den Pferden, die die Straße heraufkamen, nach, oder staunte des Abends den Mond an, der groß und mild über den Umrissen der den Horizont begrenzenden Berge heraufkam, so daß das himmlische Licht schön in seinen dunklen, spiegelnden Augen stand. Am glücklichsten aber war es in der Nähe des Tobias, lief ihm wie ein Hündchen nach oder kletterte auf ihm herum. Vor allem Schmutzigen und Gemeinen empfand es unendlichen Abscheu und putzte, strählte und glättete sich nach jedem Schlummer so eifrig wie ein Mädchen, das zum Tanz geht, und zum Schluß zog und wirbelte es seinen Schwanz so eifrig durch die Händchen, daß er sich krauste wie ein Straußenkiel, den die Schmuckfederarbeiterin auffrisiert.

So ging der Lenz dahin, und der Frühsommer öffnete sich seliger und tiefer, und dem Einsamen und Bitteren schmolz eine Rinde nach der andern vom Herzen über der Anmut und Kindlichkeit dieses Geschöpfs, von dem ihm dünkte, die Natur, die sonst „nur das Notwendige tut“, hätte es in ihrer Sonntagslaune gebildet, von allen Tieren des Waldes das Schönste und Besonderste in diesem Tierlein wiederholend und vereinend. —

Es konnte nicht fehlen, daß Tobias, stets bestrebt, auf den Grund der Dinge

Digitized by Google

zu bringen, sich über Wesen und Art dieser Geschöpfe, die ihm in ihrer Fröhlichkeit und Arglosigkeit zwecklos und selig wie alles Schöne und Rührende geschaffen dünkten, zu unterrichten wünschte. Eifrig hielt er in der Literatur Umschau und nahm nicht ungerührt die Treue und Frömmigkeit der Naturbeobachtung selbst der Griechen wahr, denen er sonst nicht allzuviel Unanfechtbarkeit auf diesem Gebiet zutraute, wenn er fand, wie sie dies Tier „das mit dem Schwanz sich schattende" genannt hatten und es dann ansah, wie es in den Kissen eines Binsenstuhls, den es vor allem zu seinem Schlafbaum erwählt hatte, friedlich schlummernd auf dem Rücken lag, das Köpfchen nach menschlicher Art ein wenig erhöht, sorgsam mit dem Schwanz sich zudeckend und nur dann zusammengerollt, wenn es etwa fror. So kam er unvermerkt wieder in sein altes Treiben hinein, und allmählich begann er wieder an Bibliotheken zu schreiben, Bücher-sendungen auszupacken und Material auszuziehen, indessen das Eichkätzchen auf seiner Schulter saß, auch wohl in den Federhalter biß, oder über das Papier hin- und herhuschend die Notizen mit dem Schwänzchen verwischte, um, wenn ihm dies verwiesen wurde, ganz zerknirscht, mit abwehrend vor der Brust gespreizten, kreuzweis gelegten Händlein so traurig dazusitzen, daß Tobias es voll Milde aufnehmen und es zuredend hin- und hertragen mußte. Denn diese sanfte Bewegung, die es an das Wehen des Baumes im Abendwind gemahnen mochte, liebte es sehr und begehrte also häufig von dem Extraordinarius herumgetragen zu werden, wie es denn überhaupt seine kleinen Wünsche aufs deutlichste und anmutigste auszudrücken verstand. —

Da nun Tobias in der Gerechtigkeit eines wahrhaft Tugendhaften erkannte, wie das Tierchen bei ihm doch manches entbehrte, wenn es gleich nichts zu vermissen und volles Genüge in der Zärtlichkeit seines Herrn zu finden schien, so unternahm er häufige Waldgänge, um ihm ein paar junge Baumtriebe, harzige Zweige und dergleichen zu verschaffen, knüpfte auch Verbindungen mit ein paar Buben an, die ihm allerlei Waldfrüchte, Tannenzapfen, Buchenkerne oder Eicheln zutrugen. Darüber wurden seine Augen heller, und sein stubenfarbiges Gesicht bräunte sich, seine eingesunkene Brust begann sich zu weiten, und indem er auf dem moosigen, sonnenflecküberzitterten Boden vorwärtsging, über sich die Wipfel weben und die Finken tirilieren hörte, während von fern der klagende, sehnsuchtsvolle Ruf der wilden Taube klang oder etwa ein Specht geheimnisvoll hämmerte, war es, als ob eine weiche Mutterhand ihm die frühen und bitteren Falten um Stirn und Mund wegwische, seine Seele bei der Hand nähme und in heilendem Traum geleite. Unbewußt rannen seine Gedanken über das, was er neu sich aufgenommen hatte, wie murmelndes Wasser über Kiesel und Stein, bis sie glatt und rund in der Sonne blinkten. Das Eichhorn bezeigte sich zwar traurig, wenn er fortging, aber es pflegte seinen Kummer meist zu verschlafen; kam er dann zurück, so saß es schon wartend hinter der Scheibe, stürzte mit unabläßigen Freudenlauten auf ihn zu, umkreiste ihn wohl hundertmal, als sei er ein Stamm im Wald; es zerrte die Zweige, die er ihm mitbrachte, wie eine unerhörte Beute durchs Zimmer oder biß ihn zuweilen vor lauter Glück auch wohl zärtlich in den Finger, ohne ihn jedoch mit seinen scharfen Zähnchen, die gelb wie nachgedunkeltes Elfenbein waren, jemals zu verletzen.

Hatte der Holzwanger solche Gnade der Natur, ihm hingereicht mit dem gleichen Arm, der ihm, wie er meinte, auf so andere Weise Befreiung von seinem Lebensüberdruß geben sollte, bisher gedankenlos hingenommen, so kam ihm nach einiger Zeit zum Ausdruck, was dies dürftige, kleine Leben für ihn bedeute. An seiner hochgelegenen Behausung war ein kleiner überdachter Altan, auf dem er an heißen Nachmittagen gern saß und auf dem seine Haushälterin in groben Gefäßen ein paar Bauerblumen und Würzkräuter zog. An diesen Blättern zu knabbern, sich auf der Blumenerde zu wälzen oder von dem Regenwasser zu trinken, mit dem die Alte die Blumen begoß, war des Kleinen Lust, und der Holzwanger saß zufrieden dabei, seinen Gedanken hingegeben, in die die leisen Laute von des Tierleins Gegenwart wie das Plätschern eines lieben kleinen Gewässers hineinklangen. Da geschah es, daß er einmal, von seinem Buch auffahrend,

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Prof. Hans Unger

Digitized by Google

Digitized by Google

ein plötzliches, widerwärtig taubes Gefühl von Leere und toter Stille hatte, und mit Angst aufspringend und das Tierlein rufend, es nirgends gewahren konnte. Er hoffte noch, es könne sich versteckt haben, wie es oft aus Mutwillen tat, dann auf kein Rufen hervorkommend, sondern wie weggezaubert bleibend. Wenn der Professor dann nicht mehr aus noch ein wußte, hörte er gewöhnlich ein kleines, tröstliches, schrotendes Geräusch; das war das Eichkätzchen, das scheinheilig-unbefangen an irgendeinem unsichtbaren Ort saß und eine Haselnuß aufbiß.

Heut aber blieb alles tot, und nachdem Tobias alles durchsucht hatte und den Blick verzweifelt und hoffnungslos zu der seitlichen Wand richtete, auf die die Sonne von einem strahlend blauen Himmel herabprallte, war ihm, als wäre mit dieses armseligen Tierleins Verlust alle Helle aus seinem armseligen Leben fortgenommen, als sei alles grau, kalt und unwirtlich. Da endlich gewahrte er es, an seinen schwachen Hinterfüßchen an der erhöhten Dachrinne des Nachbarhauses hängend und die Ärmchen angstvoll und sehnsüchtig nach ihm ausstreckend, auch versuchend, den Sprung bis zur Rinne seines Hauses, in der es emporgeklettert war, zu wagen und dann doch mutlos auf das glatte, treulose Blech, das seinen Füßchen keinen Anhalt bot, niederblickend. Worauf der zaghafte und ungeschickte Professor in die Küche stürmte, mit Heftigkeit den Schlüssel zur Oberstube verlangte, die Treppe in zwei Sätzen gewann, und sonder Bedenken vom Fenster auf das Ziegeldach des Hauses sprang. In der schwindelnden Höhe bewegte er sich fest und sicher vorwärts, ergriff das ihm glückselig entgegenkommende Tierchen mit fliegenden Händen. In der Oberstube wieder angelangt, schämte er sich nicht, das Verlorene und Wiedergewonnene mit zuckendem Gesicht zu küssen, ohne sich klarzumachen, wie er in diesem Geschöpf die freundlich ausgestreckte Hand der ewigen Liebe ergriffe und küsse. Fortan wurde der Altan mit einem Drahtnetz umzogen.

Im Juli begann eine Regenperiode, und der Holzwanger, des Lesens bald müde geworden, saß eines Nachmittags in seinem Zimmer und sah, wie das Eichhorn bald rot, bald weiß aufblitzend zwischen den braunen Flächen der Bücherregale und den grünen des Vorhangs wie in einem Walde hin und her schoß. Da wurde ihm deutlich, warum die naturnahen Germanen dies Tier dem rotbärtigen Gott der Gewitter geweiht hatten, und während das Eichhorn mit seinen Rotkehlchenaugen zu ihm herabblickte und sein freundliches, nun viel tieferes Uck-uck herabwarf wie eine Haselnuß oder Buchecker, kam ihm die Frage, warum die rotfarbigen Tiere Donars dem Menschen soviel Anteil und Zutrauen schenkten, da es doch keine neugierigeren und vertrauteren Waldtiere gab, als das Eichhorn und das Rotkehlchen. Er kam zu dem Schluß, daß das auf die diesen Tieren, als dem Gott wohlgefällig, bewiesene Schonung und Liebe zurückzuführen sei und erinnerte sich der Erzählung eines berühmten Lehrers der Gottesgelehrtheit, auf den am Niederwalddenkmal ein solches Tier zugekommen war und sich willig hatte aufnehmen lassen, um sich erst, nachdem er es ins Waldinnere getragen und auf einen Baum gesetzt hatte, von ihm zu trennen. Er erwog, ob man in der Vorzeit wohl diese Tiere in den Heimstätten gehalten habe in der Hoffnung, der Blitz des Gottes werde das Dach, das das ihm Geweihte herberge, gnädig verschonen, so daß die Anhänglichkeit und Zärtlichkeit dieser Geschöpfe für den Menschen ein durch die Jahrtausende und Millionen der Generationen gerettetes, dankbares Wissen im Blut sei. Ihm war, als sähe er durch einen Spalt hinein in die Herrlichkeit und Unendlichkeit des in Endlichem gebundenen Lebens. Und wenn er weiter gedachte, wie Gott, in der Natur sich offenbarend, sich dieses Geschöpfes bedient hatte, seinen trüben und verschlossenen Blick aufs neue dem Leben zu öffnen, quoll Dankbarkeit wie Tau über seine ehrfürchtige Seele. Unter solchen Empfindungen geschah es, daß er, wie ohne es zu wollen, an den Schreibtisch ging und unter dem Leitgedanken: „Maria im Baum“ das Wesen der Naturreligionen darzutun begann, zu beweisen, wie tief das Wissen von dem Gott, der in allem, was da lebet und webet, alles in allem wirkt, in die menschliche Seele als ein Vermächtnis ihres Ursprunges hineingelegt sei; wie die Natur liebend zu er-

Digitized by Google

forschen in Wahrheit ein Gott-Verehren sei. Er fühlte, er bezahle der Gottheit im Baum das schuldige Dankopfer, daß sie ihn aus seiner Torheit und Dunkelheit zurückgeholt habe in Leben und Licht.

Indem er aber die fertige Abhandlung überlas, ein wenig verlegen ob des populären Stils, der ihm der strengen Wissenschaft nicht ganz würdig erschien, alsdann aber erwägend, daß sie auf sicherer Grundlage ruhe und jede noch so kühne Hypothese mit vielfältigem Material beweise und bekräftige, schien ihm, sie könne auch andern von Nutzen sein. Daher gab er sie in eine große Zeitung, in der sie alsbald auch erschien und dem verwunderten Autor eine Anzahl Zuschriften eintrug, darin ihm Fremde aufs herzlichste für die Ausblicke dankten, mit denen er ihr Leben und ihre Kenntnis der Geistesentwicklung bereichert und, an das Kleine und Unscheinbare knüpfend, den Faden bis an das Herz Gottes selbst gesponnen habe. Er begann nun, beschämt, mehr auf die Stimmen der Zeit zu horchen, und es schien ihm, als ob bald hier, bald da eine Sehnsucht nach oben die Decke der materialistischen und allein auf das brutal Zweckmäßige gerichteten Ideen durchbräche, als ob die Zukunft der Menschheit doch nicht so gar verderbt im argen läge und es des Lebens wohl wert sei, daran mitzuarbeiten an seinem Teil.

So gelangte er wieder tiefer in die geheimen Stollen und Gänge seiner Wissenschaft und empfand, wie die toten Zeichen neu zu leben begannen, als wenn er die blaue Blume der Sage in Händen trüge. Er mußte lächeln, wenn er gedachte, daß ein Tierlein, nicht größer als jene aus Wolle und Filz gemachten, die die kleinen Kinder in den Gassen an einem Fädlein hinter sich zogen, den Faden hielt, an dem seine Seele sich vorwärtstastete.

Um diese Zeit begann das Eichhorn die Haselnüsse zu verschmähen und bald hier, bald da zu verstecken, so daß sie dem Professor nicht selten aus dem Rücken der schweinsledernen Folianten entgegenrollten, bei denen es hier und da sein Wesen hatte. Das Tierlein hielt sich jetzt an die Kerne der Sonnenblumen, als wisse es, daß nun in den Bauerngärten die goldenen Blumenscheiben sich der Sonne zuwendeten und die neuen Haselnüsse noch nicht reif seien. Und während sein Nährvater zu immer edlerer Menschlichkeit gedieh im Entdecken jener entzückenden Zusammenhänge der geistigen Welt, die ihrem Forscher immer neue glückliche Überraschungen bereithält, trug das Tier jedes Stück Papier und raschelnde Blättchen vom Altan hinter eine Bücherreihe und machte sich ein Nest für den Winter, war den langen Tag so fleißig wie ein Vöglein im Frühling, denn etwas sagte ihm, nun kämen die Kälte und die Not. Und als draußen der Wald verblutend in Sterbensglorie stand, da blühte drinnen sein Geschöpf auf in Kupfer und wehendem Silber und lief funkelnd über die Bahn der Sonnenstäubchen auf dem blanken Fußboden, als solle es das große schmerzliche Scheidefest da draußen mitfeiern. Und so fühlte es jeden Schauer mit, der durch den großen Leib der Mutter ging, wachte fröhlich auf, wenn sie lächelte, und verschlief den grauen Tag, wenn draußen die Nebel zogen und am kahleren Baum die hellen Tropfen hingen. Tobias empfand aber mit Heftigkeit das Leben der all-einigen Natur in diesem versprengten und verlorenen Tröpfchen, klopfen; er fühlte, wie die große Welt da draußen die kleine Welt, die das Tierchen in sich war, so wunderbar durchdrang, und wenn er es an seine Wange gedrückt hielt und sein kleines Herz pochen hörte, wie es so ruhig und stetig das Blut durch den kleinen Organismus trieb, begriff er die wundervolle Zweckmäßigkeit seiner Ausrüstung und wie alles Notwendige zugleich schön für es war. Da er dieses wildgebornen Tieres Zuneigung und Dankbarkeit in der Seele spürte wie warmen Regen, so war ihm, als weite sich sein enges Zimmer zum Sternenzelt, als läge er der Natur am Mutterherzen, als hörte er in ihrem Herzen das große Herz Gottes klopfen. Alle verhüllten Weissagungen der Menschheit, hindurchgerettet im Blut durch Jahrtausende der platten Klugheit, schienen ihm nahe der seligen Erfüllung, wenn er gedachte, wie alles Eis, das Kälte und Gottfeindlichkeit der Menschen um sein Herz getürmt hatten, nun weggeschmolzen war vor dem tröstlichen Kuß des Ewigen in diesem Tier, und er wünschte, auch anderer Herzen durch sein neues Wissen zu stärken und zu trösten.

Digitized by Google

Noch aber stand er mit hilflosen Händen vor diesem Ährenmeer, das er schneiden sollte, und die Fülle der Offenbarungen drang mit soviel Gewalt auf ihn ein, daß ihn Furcht befiel, wie er das Wesentliche werde erfassen und bergen können, wo alles wesentlich und wertvoll erschien. Oft auch kam, wie ein gefährlicher Rückfall, Verzagtheit über ihn, wenn die Erinnerung ihn vergiftend umstrickte und ihn mit Schlangenaugen ansah, so daß er bisweilen in Schwermut fiel und daran zweifelte, ob ihm je eine große Arbeit noch gelingen möge. Wiewohl gerade jetzt eine Frage die Gemüter und Geister seiner Wissenschaft beschäftigte, zu der er den Schlüssel zu haben meinte, nur daß er in der nachwirkenden Erschlaffung seiner seelischen Kräfte nicht die Kraft zum Beginn fand.

So saß er denn und grübelte manche Stunde, erwägend, wie gnadenvoll die Natur dem Tier sich zeige und wie herbe dem Menschen, wenn er sah, wie das Tier, das keins seiner Art je gelehrt hatte, all sein Wissen und was ihm not war, in seinen paar Tropfen Bluts mit sich trug, wie es beim leisesten Geräusche aus seinem Bettchen fuhr und auf einem hochgelegenen Ort Sicherheit fand, wie es seine Nüsse in die Erde der Blumenscherben grub, um Nahrung im Winter zu finden, und keines seiner Verstecke je vergaß; oder wie es, oft hakenschlagend oder unvermittelt aufhüpfend, auf der Flucht zur Verwirrung und Nasführung des Gegners, noch anmutig selbst im Kampf, vor ihm herlief. Da geschah es an einem Abend in der Dämmerung, daß er, in Gedanken wieder mit seiner Ohnmacht hadernd, verdüstert umherging, als ein fast menschlicher, furchtbarer Schrei und ein grausig krachender und berstender Ton ihm das Herz aufriß und er aus seiner Verstörtheit zu sich kommend, begriff, er habe, des ihn nach seiner Art zutraulich umspringenden Tierchens in seiner Verbitterung nicht achtend, es getreten. Worüber er so bitterlich erschrak, daß er mit zitternden Händen kaum Licht machen konnte, das Sterbende wenigstens bis zum Erkalten an seiner Wange zu halten und es seine Zärtlichkeit fühlen zu lassen. Er konnte es eine Zeitlang nicht finden, bis er es endlich unter einem Stuhl kauernd sah, heftig zitternd und die zutraulichen, schwarzen Augen mit soviel Angst und ungläubiger Verwunderung auf ihn gerichtet, daß er es mit den liebsten Worten zu rufen begann. Während er das mit den letzten Kräften sich ihm entziehende Tierchen endlich erhaschte, erwog er schon voll Verzweiflung und Zorn, wie er es wohl am schnellsten von seinen Leiden befreien könne, da er schon wieder die Grausamkeit des boshaften Schicksals erkannte, das ihn auch dieses kleinen Vermittlers und Erschließers, kaum daß er es in seiner Lieblichkeit begriffen hatte, wieder beraubte.

Er hielt es nun an sich gedrückt, und das Blut des Tierchens sickerte auf sein Hemd, und er wußte vor Kummer und Reue, daß er ihm in seiner Selbstsucht seine Holdseligkeit und Kindlichkeit so gedankt habe, nicht aus noch ein. Voll Schmerz betrachtete er die brechenden Augen und vermeinte, das warme Körperchen schon erstarren zu fühlen, als das Tier, sich erholend, ihn mit dem alten stillen und munteren Blick anschaute und zärtlich nach seiner Art ihm die Hand zu lecken begann. Er stand stumm, und auf einmal flossen die Tränen ihm aus den Augen, und so ging er in dem schwach vom Licht erhellten, düsteren Zimmer auf und ab, bis das Tier, seine Wunden emsig mit der schmalen rosigen Zunge leckend, ihm unter den Händen einschlief und er vorsichtig zusehend erkannte, daß er ihm das gleiche Beinchen, das schon damals verletzt war und das es wohl nicht so blitzschnell wie seine anderen Glieder gebrauchen konnte, aus dem Schultergelenk gerissen habe.

Am anderen Morgen umfing ihn eine unheimliche Stille, und fast stockte ihm das Herz, als er auf bloßen Füßen zu des Eichhorns Bettchen ging, denn er meinte nicht anders, als es kalt und tot zu finden. Es saß aber wohlgemut auf seinen Füßchen zusammengekuschelt da und sah ihn mit dem stillen, glänzenden Blick eines brütenden Vögelchens freundlich an. An der Verwundungsstelle hatte es durch beständiges Lecken, zugleich die Wunde reinigend, aus Blut und dem Haar seines Pelzes einen festen, harten Verband hergestellt; am nächsten Tag schon verließ es sein Lager, auf drei Beinen humpelnd, zu einem kurzen Ausflug, den es später mehrmals wiederholte, so vorsichtig und vernünftig,

Digitized by Google

als gehorche es einsichtig der Ordination eines erfahrenen Arztes. Der Holzwanger konnte nicht umhin, sich zu schämen, als er gewahrte, wie fromm es den Befehlen der weisen Natur folgte, indessen der Mensch, mit göttlicher und erhellender Vernunft begabt, seine Seele der heilenden Hand verstockt entzöge, immer erneut in seinen Wunden wühlend und grabend, bis sie vereiternd und schwärend sein Blut vergifteten. Sein Staunen wurde noch ehrfürchtiger, als er wahrnahm, wie zu rechten Zeit das Eichhorn das kranke Füßchen unermüdlich streckte, bewegte und mit Schonung gebrauchte, um es vor dem Steifwerden zu bewahren und gelenkig zu machen. Es konnte es denn auch in kurzer Zeit wieder genau so gut wie die andern gebrauchen; ja es schien, als wenn sein Ehrgeiz nun erwacht sei, denn wenn es sich sonst begnügt hatte, etwa vom Schrank auf das Bett oder vom Bücherschapp auf den Lehnstuhl zu springen, so unternahm es jetzt die sportlich interessantesten Versuche so lange und unermüdlich, bis sie gelangen, wie es denn auch trotz Hunderter von Mißerfolgen die Kunst erlernte, an einer glatten Fläche, wie etwa der Türumrahmung, so geschickt wie ein Marienwürmchen hinanzukriechen; worüber es zuerst selbst erstaunt war, dann aber vor Freude tanzte und sein neues Vermögen zu üben sich nicht genug tun konnte, was der Professor unter Nachdenken und mancherlei Erwägungen, die sich für die Zukunft nicht unfruchtbar zeigen sollten, mit ansah.

Bald danach, an einem besonders schönen Tag, hatte der Holzwanger, der eine Erkältung in sich fühlte, sich zu Bett gelegt, um durch Gebrauch schweißtreibender Mittel allen etwaigen bösen Folgen zuvorzukommen; zumal er meinte, seine Unlust und Zaghaftigkeit, jenes Werk, zu dem er nunmehr aus ihm selbst nicht völlig geklärten Gründen fest entschlossen war, ernstlich zu beginnen, hätte wohl auch in körperlichem Mißbefinden seinen Grund.

Das Eichhorn war, mit gehörigem Proviant versehen, in einer mit zahlreichen Luftlöchern ausgerüsteten Schiebekiste verwahrt, die auf dem Fußende von des Professors Lager stand, denn er fürchtete, wenn etwa während seines Schlafes die Haushälterin das Zimmer beträte, so könne das Tier wieder zu Schaden kommen oder entwischen. Der Eichkater hatte zwar durch Strampeln und lautes Schelten heftig gegen diese Internierung protestiert, was aber der Professor, die Notwendigkeit fühlend, ungerührt mit angesehen hatte. Er hörte denn auch bald den vertrauten kleinen Ton, der ihm sagte, daß der Eckert eine Haselnuß aufschrote, und legte sich zum Schlafen zurecht, hoffend, jener würde auch in verständiger Anpassung an die Verhältnisse die Zeit verschlafen. Und da er, dessen in jenem Teil noch immer empfindliche und gereizte Seele seinen besseren Willen zur Gesundung noch oft durch allerlei böse und lähmende Einwürfe beirrte, dazu gekommen war, in dem Eichhorn einen mitunter unbequemen, wenn auch alleranmutigsten Spiegel zu sehen, den die Mutter Natur dem alten ungebärdigen Kinde mit Lächeln vorhielt, so dachte er mit einer Art von Schadenfreude, wie nun doch auch dieses tapfere und beherzte Tier sich dem Druck der Lage werde fügen müssen. Er identifizierte schließlich im Halbschlaf seine gelähmte Kraft, die er vergebens aufzupeitschen dachte, mit dem gefangenen Tier, das sich nun mit einem spielerischen Nußkern, wie er mit ihm selber, tröste. Darüber schlief er ein und hörte in seinen ein wenig fiebrigen Traum hinein in Fortsetzung seiner Gedanken allerlei Töne und Gebraus von Befreiung und Kettenzerbrechen, bis er nach einigen Stunden erfrischt erwachte, ohne jedoch einen dringlichen und eifervollen Ton aus dem Ohr zu verlieren. Noch halb schlafumfangen, dachte er, ob das Tier denn immer noch an den Nußschalen beiße, denn ihm wurde klar, daß dies Geräusch von dem Eichhorn komme, als er ein befreiendes und triumphierendes Knirschen, Splittern, Bersten vernahm und, sich aufrichtend, das Eichhorn eben, mit Spänen glorreich bedeckt, wie ein Held mit Wunden, durch die Kistenwand das Licht gewinnen sah. Zwar erschöpft, aber stolz und tief befriedigt fiel es vor seinen Händen hin. Hier blieb es zunächst, von der ungeheuren Anstrengung ermattet, für eine Weile liegen und kümmerte sich durchaus um nichts weiter, bis es, der erkämpften Freiheit froh, einen ausgiebigen Gebrauch von ihr zu machen begann. Dies hatte zur Folge, daß der

Digitized by Google

neurastheniſche Extraordinarius a. D. noch am ſelben Abend eine Anzahl Quartblätter ſäuberlich zurechtſchnitt und am anderen Morgen einen unaufhaltſamen Eroberungszug in die vorhandene Materie begann; wobei er bemerkte, wie ſeine Kräfte wuchſen in dem Maße, wie der Berg vor ihm abgetragen ward, und daß er eigentlich mit ſeinem eigenſten Beſitz nur ein wenig plan- und ſinnvoll ſchalten dürfe, um den unbewußt von ihm beherrſchten Stoff nun aller Welt als ſein wohl erworbenes und gewonnenes rechtmäßiges Eigentum darzuſtellen. Auch das fühlte er plötzlich, daß jene ihm entwandte Feſtſtellung, die dazumal ſoviel Aufſehen gemacht hatte, eigentlich nur ein Zweig des blätterreichen Stammes ſei, den er nun durch die Kraft ſeiner Fauſt mit Wurzel und Krone emporhob, um ihn in den Garten des allgemeinen Beſitzes zu verpflanzen.

So konnte es nicht ausbleiben, daß das eigentlich im Unterbewußtſein längſt ausgetragene Werk dem Tobias wie ein reifer Apfel in den Schoß fiel und, durch die Gunſt des Geſchicks gerade in einer Zeit allgemeiner Unfruchtbarkeit erſcheinend, mit billiger und gerechter Wertſchätzung begrüßt wurde. Es ſollte das aber noch andere Folgen haben, da ihm bei dem plötzlichen Ableben des greiſen Germaniſten der Landesuniverſität des kleinen Nachbarſtaates, der der Tradition des Lehrſtuhls die Beſetzung mit einer namhaften Kraft ſchuldete, während die Männer von Ruf nicht willens waren, ihre wertgewordenen Stellungen in größeren Städten mit den engeren Verhältniſſen des kleinen Orts zu vertauſchen, die Behörde die Nachfolge dieſes hochverdienten Lehrers antrug. In ſeinem zunehmenden Selbſtvertrauen gewiß, es werde ihm hinfort auch gelingen, die Hemmungen, die in ſeiner Art und Gewöhnung lagen, allmählich zu überwinden, nahm der Holzwanger den ehrenvollen Ruf auch alsbald an.

⁂ ⁂ ⁂

Unter dieſem waren Herbſt und Winter dahingegangen und der Frühling nahte, und mit ihm jährte jener Tag, an dem der Extraordinarius, ſeine Füße auf den Weg des Todes richtend, wie er vermeinte, durch die in der Natur herrlich geoffenbarte göttliche Gnade den Weg ins Leben zurückgefunden hatte. Zu dieſem Tage beſchloß er, dem Tierlein, das zum Werkzeug des Allwaltenden an ſeiner verbitterten Seele geworden war, zum Dank die Freiheit zu geben, damit es ſeines holden Lebens ſich in der heiligen Geſundheit des Waldes, für den es geboren war, erfreuen könne.

So ging er denn abermals den Weg, den er damals in peitſchendem Regen gegangen war. Er kam zu dem Ort, wo, umrieſelt von Märzſonne, denn es war der Tag vor Oſtern, inmitten des Haſelgeſtrüpps der ernſte Baum ſtand, wie eine milde Frau, als deren Offenbarungsort die Altvordern dieſe Bäume verehrt hatten, und tief und troſtvoll im linden Winde ihm zurauſchte. Der Holzwanger griff in die Taſche und holte das Tierlein, von dem Baum ihm geliehen und anvertraut, hervor, das alsbald, berauſcht von der ſtrömenden Luft und vom zitternden Licht des Lenzes, mit halbgeöffnetem Mäulchen ſelig zu wittern begann und die Gewalt des Sprießens und Drängens rings umher tief in ſich zog. Der Tobias hielt es noch einmal feſt mit ein wenig unruhigen Händen und legte ſeine Lippen auf des Tieres liebliches Köpfchen. Dann hob er es, das ihm leicht und warm wie ein Vögelchen in der Hand ſaß, wie ein Symbol zum Baum empor und ſetzte es an die glatte, ſilbrige Rinde. Es lief eine Strecke auf ſeinen leichten Füßchen, wie geblendet von Glück und Seligkeit der Freiheit, wandte ſich, ſah auf den Holzwanger mit ſeinem friſchen und holden Blick herab und lief noch höher. Hierauf ſich umſchauend, gewahrte es, wie der Profeſſor, den Baum des Todes und nunmehr des Lebens abſchiednehmend mit dem Auge umfaſſend, ſich zum Gehen wandte. Da ſtürzte es ſich mit ſelig ausgeſtreckten Gliederchen aus dem Baum auf des Menſchen Schulter, mit zärtlichem Laut ſich an ihn klammernd und alsbald in ſeinen Kleidern ſich verkriechend, ſo daß jener die Wärme ſeines Bluts bis in ſein Blut verſpürte. Er ſtand ſtill, und über ihm rauſchte der Baum. Er legte ſeine Arme um den Stamm und ſeine Stirn an die Rinde, und ein Schluchzen machte ihn erbeben, wie der Stamm erbebte, unter ſeiner Umklammerung leiſe ſchwankend.

Digitized by Google

Das Gleichgewicht in der Politik

Von Prof. Dr. Paul Herre in Leipzig

Daß Gleichgewicht und Politik viel miteinander zu tun haben, liegt auf der Hand; ja man kann sagen, daß die Politik zur vornehmsten Aufgabe habe, zwischen den Kräften, die das menschliche Zusammenleben bestimmen, ein Gleichgewicht herzustellen. Das menschliche Dasein bedeutet ein auf Gegenseitigkeit beruhendes Sichabfinden des einen mit dem andern, der einen Gemeinschaft mit der andern. Immer wird bei dem Stärkeren die Neigung bestehen, den Schwächeren zu unterdrücken. Mögen Religion und Sittengesetz diesen Drang mildern, mögen sie seiner Maßlosigkeit Zügel anlegen: den elementaren Trieb, den die Natur dem Menschen wie jedem Lebewesen verliehen hat, werden sie niemals aus der Welt schaffen können.

Vollends im staatlichen Bereiche erscheint das Streben nach Macht und Herrschaft als der bestimmende Faktor, der bei aller Umgestaltung der politischen Verhältnisse seinem Wesen nach gleichbleibend der Entwicklung die Wege weist. Die Staatskunst ist die gegebene Wortführerin dieses Machtstrebens, sofern sie ihre Aufgabe recht versteht. Zugleich aber ist sie vor die Notwendigkeit gestellt, unter den dadurch hervorgerufenen Interessengegensätzen zu vermitteln, denn ein unbekümmertes Sprechenlassen roher Herrschaftsgelüste würde den Krieg aller gegen alle zu einem dauernden Zustand machen, der die friedliche Kulturarbeit der Völker ausschließt. Der staatliche Gesichtspunkt drängt wie von selbst zur Herstellung eines inneren und äußeren Gleichgewichts der Kräfte.

Am natürlichsten erscheint dieses Ziel im Hinblick auf die inneren Verhältnisse des Staatswesens. Nur durch eine Balancierung der gegensätzlichen Kräfte des Volksganzen wird das friedliche Zusammenleben der Untertanen gewährleistet, das allein eine Machtbetätigung nach außen ermöglicht. So wirkt der Staat instinktiv oder bewußt zugunsten des Ausgleichs zwischen den Individuen und den Ständen, wie zwischen den Gewalten, die die verfassungsmäßige Herrschaft erstreben. Wirtschaftliche und soziale Gegensätze werden miteinander versöhnt, geistige Parteiungen werden überbrückt: in der Staatsidee werden alle die vielfach auseinanderstrebenden Kräfte zu fruchtbringender Arbeit zusammengeschlossen. Nicht als ob dabei die Herstellung einer mathematischen Gleichheit das Ideal wäre, obwohl auch ihm zeitweilig nachgestrebt ist. In der Geschichte gibt es keine festen Größen; alles ist im Fluß und unterliegt dem Wandel. Neben den natürlichen bleiben die geschichtlichen Vorbedingungen für alle Gestaltung menschlicher Verhältnisse maßgebend und was einem Volk recht ist, ist dem andern nicht billig. Nur dasjenige Gleichgewicht führt seinen Namen mit Recht, das der organischen Ordnung entspricht, und nur das eine Ziel bleibt erstrebenswert: daß jede Gewalt, jeder Stand und jeder einzelne zum vollen Daseinsrecht gelangt, ohne Beeinträchtigung der andern. Es ist das staatliche Prinzip, das Bismarck einmal für die Reichsregierung in Anspruch nahm, indem er den Leitsatz proklamierte: Gleiche Gerechtigkeit für alle!

Durch die mehr oder weniger freiwillige Unterwerfung unter den Staatsgedanken reguliert sich dieses innerpolitische Gleichgewicht, und selbst in Fällen umwälzender Neuordnung besteht in der Staatsgewalt meist eine hinreichend wirksame richterliche Zwangsinstitution. Eine solche fehlt jedoch völlig hinsichtlich des Zusammenlebens der Staaten miteinander. Zumal auf dem Gebiete der auswärtigen Politik aber wollen sich Herrschaft und Macht durchsetzen, denn hier sind es die Völker, die mit starkem Lebenswillen Ausbreitung suchen. Der Drang nach Weltbeherrschung ist so alt wie die Geschichte selbst. Aber die Anwendung der Gewalt, die zum Blutvergießen, zur Vernichtung bedeutender materieller Werte und zur Minderung der Kulturerrungenschaften führt, soll nach Möglichkeit vermieden werden. Es sollen dem Streben nach Weltherrschaft Grenzen gezogen werden, die das vordrängende Volk oder dessen Führer gar nicht zur Ausführung des Versuchs kommen lassen. Und so werden vorbeugende Mittel und Wege ergriffen, die die Herstellung eines Gleichgewichts der Kräfte zum Ziele haben.

Zu je höherem Kulturstand die Menschheit emporsteigt, und je mehr Völker auf ähnlicher Kulturhöhe nebeneinander leben, um so stärker macht sich dies ausgleichende Streben geltend. Immer wieder aber stellt die staatliche Selbstsucht, die in der historischen Entwicklung begründete Verschiedenheit der Lebenskräfte der Völker der Verwirklichung des idealen Zieles unübersteigliche Hindernisse entgegen. Machtstreben und Gleichgewichtsstreben stehen sich im Prinzip unversöhnlich gegenüber, und die Verwirklichung eines schönen Ideals scheint in der rauhen Welt des politischen Daseinskampfes eine Unmöglichkeit. Ist deshalb der Gedanke des Gleichgewichts ohne Bedeutung für den geschichtlichen Prozeß? Ist er vielleicht mehr ein Hemmnis als eine Förderung der geschichtlichen Entwicklung, die ohne seine Einwirkung schneller und freier, ja sogar gerechter sich vollzogen hätte? Die Beantwortung dieser Frage macht die Betrachtung des geschichtlichen Herganges selbst erforderlich, bei dem Theorie und Praxis untrennbar ineinanderfließen.

Digitized by Google

Dem orientalischen Altertum war die Gleichgewichtsidee fremd. In den ersten Jahrtausenden greifbarer menschlicher Entwicklung beschränkte sich das staatliche Streben auf das rohe Waltenlassen des instinktiven Triebs nach Ausdehnung. Schrankenlos herrschte der Durst nach Macht, und in kriegerischer Unterwerfung und Unterdrückung suchte das stärkere Volk die schwächeren sich untertan zu machen. Auch das Griechentum, das nebeneinander bestehende Staatswesen auf der Grundlage gemeinsamer Kultur kannte und dem das politische Verfahren, einen überlegenen Staat durch verbündete schwächere niederzuhalten, an sich durchaus geläufig war, gelangte nicht zur Ausbildung eines Gleichgewichtssystems. Entsprechend dem besonderen Charakter der griechischen Politik blieb es bei dem ungleichen Nebeneinander von verfeindeten Staaten oder bei der Beherrschung untergeordneter Bundesgenossen durch ein zur Hegemonie emporgestiegenes Staatswesen. Erst die Diadochenstaaten der hellenistischen Zeit, die in größerem Raume und in gemeinsamer Kultur, Religion und Sprache sich miteinander abfinden mußten, brachten Ansätze zur Ausbildung des Gleichgewichtsgedankens. Zwar strebten Mazedonien, Syrien und Ägypten immer wieder nach einem Übergewicht und sogar nach der Wiederherstellung des Weltreichs Alexanders des Großen, aber zugleich erwuchs die Erkenntnis, daß die gegenseitige Anerkennung im Sinne kultureller und nationaler Individualität geboten sei. Noch bevor das reifende Gleichgewichtssystem feste Formen angenommen hatte, fielen diese hellenistischen Staaten jedoch dem Staatswesen zum Opfer, das, getragen von der staatsbildenden Kraft der Römer, den Weltherrschaftsgedanken in klassischer Vollendung verwirklichte. Im römischen Reich wurden alle Versuche zur Herstellung einer Gesellschaft nebeneinanderlebender gleichberechtigter Staaten zerstört. Der Drang nach Weltbeherrschung errang den unbestrittenen Sieg und fand in der christlichen Idee der Welteinheit eine weitere Stärkung.

Auch in den mittelalterlichen Jahrhunderten behielt dieser Welteinheits- und Weltherrschaftsgedanke die Führung. In weltlicher wie geistlicher Hinsicht suchte er Verwirklichung und fand diese im römischen Kaisertum deutscher Nation und im Papsttum. Nicht einmal diese beiden universalen Gewalten vermochten sich in gegenseitiger Anerkennung miteinander abzufinden. Im entbrennenden Kampfe siegte zwar schließlich das Papsttum an der Spitze der Weltkirche, aber es konnte diesen Sieg nicht erringen, ohne daß neue staatliche Gewalten auf dem Schauplatz erschienen und ihm die Universalherrschaft streitig machten. Eben mit dem Aufkommen der nationalen Staaten Frankreich, England und Spanien entwickelten sich vielmehr die Grundlagen einer neuen Staatengesellschaft, auf denen noch das System unserer Tage ruht, und Schritt für Schritt entfaltete sich nunmehr das Prinzip des Gleichgewichts. Noch in den Zeiten des eigentlichen Mittelalters hatten diese neuen staatlichen Kräfte die Universalherrschaftsansprüche des deutschen Kaisertums zurückgewiesen, aber der Gleichgewichtsgedanke kam zunächst dabei in keiner Weise zum Ausdruck. Auch in der Auseinandersetzung zwischen den Gestaltung suchenden Nationalstaaten selbst blieb er im Hintergrund, und als König Heinrich V. von England sich anschickte, von Frankreich Besitz zu ergreifen, berief sich niemand auf die dadurch bewirkte Gefährdung des europäischen Gleichgewichts. Der imperialistische Anspruch hatte noch völliges Daseinsrecht. Erst als die Fürstengewalt eine wirkliche staatliche Einheit schuf und als das staatliche Prinzip zur Entfaltung gelangte, vermochte sich der Gesichtspunkt der gegenseitigen Anerkennung als staatliche und kulturelle Individualität durchzusetzen, der die Vorbedingung der Gleichgewichtsidee ist.

Es entspricht der allgemeinen Entwicklung Europas, daß die ersten Äußerungen modernen staatlichen Zusammenlebens in der Welt der italienischen Kleinstaaten der Renaissancezeit zutage traten. Ebenso wie hier die Lehre vom Staate mit dem Machtzweck die erste klare Formulierung erhielt, entstanden auf italienischem Boden auch Theorie und Praxis eines politischen Gleichgewichts. Aus dem beständigen, aufreibenden Kampfe aller gegen alle erwuchs seit der Mitte des 15. Jahrhunderts das Streben, zwischen den mächtigeren Staaten Neapel, Florenz, Venedig, Mailand und dem Kirchenstaate die Wage zu halten. Aber indem die europäischen Großmächte am Ausgange des Mittelalters nach der italienischen Halbinsel hinübergriffen und in das große Ringen um ihren Besitz eintraten, rückte die Idee des Gleichgewichtssystems Italiens in den europäischen Bereich. Jetzt führte die neue Gefahr eines Weltreichs, dessen Aufrichtung die Habsburger von Spanien und Deutschland aus betrieben, die bedrohten Staaten namens des Gleichgewichts auf den Plan, und immer bewußter berief sich der staatliche Egoismus auf den politischen Leitsatz, dessen Berechtigung bald nicht mehr bezweifelt wurde.

Dem vornehmlich bedrohten Frankreich lag die Abwehr der universalen Bestrebungen Karls V. und seiner Nachfolger ob, und trotz mancher Schwankungen stand ihm England, von dem gleichen Interesse bestimmt, in dem 150jährigen Weltringen zur Seite. Der englische Großkanzler Francis Bacon hat es 1621 dargelegt, wie Karl V., Franz I. und Heinrich VIII., kaum daß einer einen Fußbreit Landes gewonnen hatte, sogleich die heftigsten Anstrengungen machte, „die Dinge Europas wieder in ein Gleichgewicht zu bringen". Schon spielte England dabei eine wichtige Rolle, und Heinrich VIII. war sich seiner Stellung als „Zünglein an der Wage" bewußt, wenn er den bezeichnenden Leitspruch

Digitized by Google

wählte: cui adhaereo, praeest — wem ich mich beigeselle, der hat das Übergewicht. Ja die jungfräuliche Königin Elisabeth legte 50 Jahre später die Aufgabe der englischen Politik so aus: „Es handelt sich darum, Europa in ungefähr gleiche Staaten zu teilen, deren Kräfte sich im Gleichgewicht befinden, damit sie sich scheuen, einander zu stoßen, und es nicht wagen, an allzu große Pläne zu denken." Trotzdem war es nicht das Inselreich, das in dieser Periode für das europäische Gleichgewicht den Ausschlag gab, denn England war damals noch keine den großen Kontinentalstaaten gleichwertige Macht. Frankreich selbst hielt im Bunde mit den schwächeren Staaten des Kontinents das habsburgische Großreich in den Schranken, und in der bedeutenden Schrift des Herzogs von Rohan aus dem Jahre 1638, die in der lateinischen Ausgabe den charakteristischen Titel „Trutina statuum Europae — Wage der europäischen Staaten" führt, fand diese Gleichgewichtspolitik ihren publizistischen Ausdruck: sie gipfelt in dem Bestreben, zwischen den beiden Polen Europas, Spanien und Frankreich, die übrigen Staaten in der Weise einzureihen, daß die stärkere habsburgische Macht in der Balance gehalten wird.

Trotz mancher Rückschläge endete das große Ringen zwischen den beiden Nebenbuhlern mit der Zurückdrängung des Hauses Habsburg. Der Westfälische Frieden von 1648 schuf zum erstenmal ein Gleichgewicht auf dem Kontinent, das die Existenz mehrerer einander gewachsener Großmächte zur Voraussetzung hatte. Zumal England hätte nun darüber wachen müssen, daß es bei diesem Zustand sein Bewenden hatte. Aber durch die Revolution und danach durch ein schwaches Königtum lahmgelegt, ließ es zu, daß Frankreich, der Sieger im Kampfe gegen das habsburgische Weltherrschaftsstreben, nunmehr seinerseits mit universalen Machtideen hervortrat. Ludwig XIV. wurde jetzt zu derselben Gefahr für das Gleichgewicht Europas wie 150 Jahre früher Karl V. Mit selbstverständlicher Folgerichtigkeit wandte sich das Gleichgewichtsprinzip deshalb gegen den französischen Sonnenkönig, und wie in der vorangehenden Epoche der Herzog von Rohan, so wurde nunmehr Paul von Lisola mit seiner glänzenden Schrift „Le bouclier d'état et de justice contre le dessein de la monarchie universelle — Der Schild des Staates und der Gerechtigkeit gegen den Plan der Universalmonarchie" vom Jahre 1667 der publizistische Vorkämpfer. Die Rolle der Abwehr fiel demgemäß in der umgekehrten Lage dem Hause Habsburg zu, aber es spiegelte die Wandlung der allgemeinen Verhältnisse wider, daß in dem neuen Ringen gegen einen Weltherrschaftsanspruch nicht der kontinentale Gegner die Führung hatte, sondern der europäische Inselstaat. England stieg seit der unblutigen Revolution von 1688 zu einem Frankreich und Österreich gleichwertigen Staate empor und wurde nun auch tatsächlich zum Zünglein an der Gleichgewichtswage, das es schon längst sein wollte. Whigs und Tories, die beiden britischen Regierungsparteien, waren sich bei allen Meinungsverschiedenheiten über die Handhabung der Balancepolitik einig, diese Schiedsrichterstellung fortan geltend zu machen.

Unter der Leitung Wilhelms III., des großen Oraniers, wurde Frankreich in den Koalitionskriegen des ausgehenden 17. Jahrhunderts zurückgewiesen, um in der Auseinandersetzung über die spanische Thronfolge des beginnenden 18. Jahrhunderts dann völlig niedergeworfen zu werden. Es bezeichnet die wohlbedachte Beobachtung des Balanceverhältnisses, wenn England sich in dem Augenblick von dem verbündeten Österreich trennte, da mit dem Tode Kaiser Josefs I. und mit der Nachfolge Karls VI., der zugleich der habsburgische Kandidat für den spanischen Thron war, die Gefahr einer Wiederherstellung des Reiches Karls V. drohend emporstieg. Der Friede zu Utrecht 1713 stellte das Gleichgewicht Europas wieder her. Mit starkem Nachdruck entwickelte das Vertragsinstrument das Ziel, „die Unruhe und den Verdacht zu beseitigen, wovon die Gemüter erregt sind, und den Frieden und die Ruhe der Christenheit durch ein gerechtes Gleichgewicht der Macht zu erneuern, das die beste und zuverlässigste Grundlage einer gegenseitigen Freundschaft und einer dauernden beiderseitigen Vereinigung ist."

Als ein unbestrittener Leitsatz beherrschte seitdem das Gleichgewichtsprinzip die Theorie und Praxis der europäischen Politik. In immer mechanischer werdender Auffassung stellte man es als das Gesetz hin, dem sich das Nebeneinander der Staaten unterzuordnen habe. Ja, man erhob mit naturrechtlicher Logik das Gleichgewichtsprinzip aus dem politischen Bereiche des Tatsächlichen in den des Rechtlichen und forderte seine Anerkennung als einen Satz des positiven Rechts. Diese ungeschichtliche Beurteilung und Ausnützung des Balancegedankens, die das Wesen des Staates verneinte, hatte vor allem bei Vertretern kleiner Staaten Boden, die im Schutze des Gleichgewichtsprinzips ein sicheres Dasein zu führen strebten.

Eben hier aber lag die natürliche Grenze seiner Geltung. Mochte der Idee nach das Gleichgewicht auch den Schutz der Schwachen umschließen, in Wahrheit war das Gegenteil der Fall: das Prinzip beschränkte sich im Sinne politischer Praxis auf den Kreis der Großmächte, und die Kleinen wurden vielmehr zur Durchführung und Aufrechterhaltung des Gleichgewichts unter ihnen zum Opfer gebracht. Während in ermüdender Wiederholung das Gleichgewichtsprinzip immer wieder als das politische Ideal angerufen wurde, sprach eine französische Instruktion des Jahres 1750 offen aus, daß es von einem jeden nach seinen besonderen Gesichtspunkten und Interessen ausgelegt werde. So lag es

Digitized by Google

in Wahrheit. Mit der Balancepolitik wurden die Machtziele begründet, die die Großmächte verfolgten und deren Kosten die Kleinen zu zahlen hatten. Es sprach aus der Handhabung des vergötterten Grundsatzes die Anschauung, daß nur den großen Staaten das gleiche Recht auf Anerkennung als politische Individualität zukomme. Durch stete Verminderung des kleinstaatlichen Gebietes gelang es zwischen den Großmächten die Wage zu halten. Die Ausdehnung der einen wurde mit der Vergrößerung der anderen beantwortet, und indem sich die Gewinne so immer wieder aufrechneten, blieb der Idealzustand des Gleichgewichts gewahrt. In den großangelegten Teilungen, denen schließlich auch ein Staat wie Polen zum Opfer fiel, gipfelte diese Politik. Der Eintritt der neuen Großmacht Preußen in das Staatensystem unterbrach freilich zeitweilig „die Balance Europas", und Friedrich der Große war sich seiner Rolle wohl bewußt. Aber zugleich schuf er doch seinerseits mit der Begründung der preußischen Großmachtstellung die breite Grundlage des festländischen Bereichs für das Gleichgewichtsprinzip, indem er die Brücke vom Westen zum Osten Europas schlug, wo Rußland die staatliche Führung an sich gerissen hatte. Diese politische Praxis, die der schematisierenden Idee den Krieg erklärte, fand ihren theoretischen Ausdruck in den klassischen Schriften des Göttinger Kameralisten Johann Heinrich Gottlob von Justi. Mit berechtigter Schärfe wandte sich dieser (1758) gegen „die Schimäre des Gleichgewichts von Europa" und stellte ihr das gesunde Machtinteresse des Staates gegenüber, das sich stets der Anlegung hemmender Fesseln widersetzen werde. Für die Übertreibungen dieser Machtpolitik hat er freilich keinen Sinn gehabt, und das Fortbestehen des Balancegrundsatzes hat er nicht verhindern können.

Es darf nicht vergessen werden, daß die Abwehr bedrohlicher Weltherrschaftsbestrebungen den Ausgang der Lehre vom europäischen Gleichgewicht bildete. Nicht umsonst hatte selbst der Franzose Fénelon, der im übrigen den staatlichen Theorien Ludwigs XIV. so nahe stand und für das Staatsinteresse volles Verständnis hatte, warnend seine Stimme erhoben: „Alles, was das Gleichgewicht umstürzt und was der Universalmonarchie zum Siege verhilft, kann nicht gerecht sein, selbst wenn es auf den geschriebenen Gesetzen eines einzelnen Landes begründet ist." Auf der Grundlage dieser Anschauung waren die Mächte in völliger Übereinstimmung darauf bedacht, dem gefährlichen Überwiegen einer einzelnen entgegenzuwirken. Aber von vornherein beschränkte sich das Ziel auf den europäischen Kontinent. Man dachte nicht daran, die Geltung des Leitsatzes auf die weiteren Gebiete des Erdballs auszudehnen, deren Bedeutung für die zukünftige Entwicklung damals trotz der kolonialen Betätigung nicht abgeschätzt werden konnte; man wollte nur Europas Völker selbst schützen. Kein anderer Staat aber trat mit solcher Entschiedenheit für die Aufrechterhaltung des kontinentalen Gleichgewichts ein wie das Inselreich England, das seinerseits infolge seiner geographischen Lage niemals bedroht war. Das ist die bestimmende Tatsache für die Geschichte des Staatensystems im 18., 19. und 20. Jahrhundert.

England war das Zünglein an der Wage geworden. Aber während es noch mithalf, das zur Weltherrschaft vordringende Frankreich Ludwigs XIV. in seine Schranken zurückzuweisen, ging es selbst außerhalb Europas an die Aufrichtung seines weltumspannenden Kolonialreichs. Während es wie keine andere Macht den Leitsatz vom Gleichgewicht im Munde führte, arbeitete es unentwegt an der Herstellung einer Ungleichheit der Machtverhältnisse zu seinen Gunsten. Das zähe Festhalten an der „Balance Europas", die keinen übermächtigen Kontinentalstaat aufkommen ließ, war die unentbehrliche Voraussetzung für die Durchführung der englischen Weltherrschaftspläne, und von der Zeit Wilhelms III. bis zum Weltkrieg unserer Tage erfolgte die jährliche Bewilligung des britischen Heeres „zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts". Anderseits vertrat die britische Staatskunst jedoch mit Entschiedenheit die Ansicht, daß das Gleichgewichtsprinzip auf den europäischen Kontinent beschränkt bleiben müsse und nicht auf die Meere und die kolonialen Gebiete ausgedehnt werden dürfe. Europa aber fand sich mit diesem in Englands Überlegenheit begründeten politischen Anspruch ab. Montesquieu stellte es in seinem „Geist der Gesetze" fest: „Die Insellage erlaubt den Engländern, alle Welt ungestraft zu beleidigen." Und gleichzeitig konnte der Herzog von Saint-Simon bereits auf das Ergebnis dieser Politik hinweisen: „Während England die Welt mit der großen Phrase des Gleichgewichts der Mächte in Europa betäubt, hat es die volle Herrschaft über alle Meere und allen Handel usurpiert."

Mußte sich das beherrschende politische Schlagwort in Verbindung mit dem bedrohten staatlichen Interesse der kontinentalen Großmächte nicht gegen das Inselreich geltend machen? Es hat lange Zeit gedauert, bis die von England geübte Willkür Europa geschlossen auf den Plan führte. Erst der Neutralitätsbund von 1780 schuf eine europäische Gemeinsamkeit gegen den unerträglichen Druck der britischen Herrschaft auf den Meeren, wenn auch die durch ihn bewirkte Regelung des mißbrauchten Seekriegsrechts nur eine vorübergehende Bedeutung hatte. Unter der Einwirkung der französischen Revolution und der daraus emporgewachsenen Militärherrschaft Napoleons I. trat die Abwehr der englischen Meeresdiktatur zurück. Bonapartes Ringen mit der britischen Seemacht wurde deshalb keine europäische Angelegenheit, sondern blieb eine französische, und England konnte gerade im Kampfe gegen die von

Digitized by Google

neuen universalen Bestrebungen erfüllte Kontinentalmacht und im Bunde mit den unterdrückten Großmächten Europas sein Weltreich in ungeahntem Umfange ausbauen.

Es mag von der späteren Entwicklung aus bedauert werden, daß Englands Seeherrschaft damals nicht die bereits im Wege befindliche Eindämmung erfuhr, die die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts vielleicht in gesundere Bahnen gelenkt hätte. Im Sinne der bestehenden Verhältnisse war es erforderlich, daß sich die europäische Gemeinschaft nicht gegen das gefährliche Inselreich wandte, sondern gegen die überragende Kontinentalmacht, deren ungestümer Drang nach Ausdehnung das Dasein der europäischen Staaten und Völker viel unmittelbarer bedrohte. Vielleicht wäre ein in seinen nationalen Grenzen verbliebenes Frankreich, das mit starker Initiative das übrige Europa an sich fesselte, das Werkzeug geworden, zu dem die Geschichte hundert Jahre später Deutschland gemacht hat. So wie die Dinge lagen, kehrte sich das Lebensinteresse der Staaten gegen den Soldatenkaiser, und wieder geschah das unter dem Schlagwort des europäischen Gleichgewichts. Allerdings berief sich auch Napoleon auf das Balanceprinzip, und im Hinblick auf die Weltverhältnisse und die Ausnahmestellung Englands hatte er ein Recht dazu. Aber im kontinentalen Bereiche war er es, der dagegen verstieß, und mit zorniger Anklage sprach es Fichte aus, „daß die deutschen Staaten zu Zulagen gemacht wurden zu den Hauptgewichten in der Wage des europäischen Gleichgewichts, deren Zahl sie blind und willenlos folgten". In klarer Erkenntnis erörterte 1806 Napoleons großer publizistischer Gegner Friedrich Gentz das Wesen des Gleichgewichts und stellte es den vergewaltigenden Bestrebungen des Korsen entgegen als „diejenige Verfassung nebeneinander bestehender und mehr oder weniger miteinander verbundener Staaten, vermöge deren keiner unter ihnen die Unabhängigkeit oder die wesentlichen Rechte eines andern ohne wirksamen Widerstand von irgendeiner Seite und folglich ohne Gefahr für sich selbst beschädigen kann." Diese klassische Definition trug dem natürlich und geschichtlich erwachsenen Individualismus der Staaten ebenso wie dem berechtigten staatlichen Machtanspruch Rechnung, lehnte aber um so entschiedener die Maßlosigkeit eines Machtstrebens ab, das sich rücksichtslos über jene Schranken hinwegsetzte.

In Verfolgung dieses Zieles wurde der neue Universalherrscher vom vereinigten Europa niedergezwungen. Neben Preußen, der am meisten betroffenen Großmacht des Kontinents, war England die Seele des Kampfes gegen Napoleon. Unter der entscheidenden britischen Einwirkung wurde demgemäß auf dem Wiener Kongreß von 1814/15 das alte Europa wiederhergestellt, das die Fortführung der Politik des 18. Jahrhunderts gewährleisten sollte. Ein neues Gleichgewichtssystem wurde geschaffen, über dessen Erhaltung die Großmächte zu wachen hatten; auch den festländischen Staaten schien es als Sicherung des weiteren Zusammenlebens unentbehrlich. Allerdings bediente sich die britische Seemacht des Balanceprinzips durch die erneute Beschränkung seines Geltungsbereiches auf den europäischen Kontinent mehr denn je für den Ausbau ihres Weltreiches, ja sie spielte jetzt zu diesem Zwecke den neuen Kontinent gegen den alten aus. Der liberale Ministerpräsident Canning erläuterte 1825 im englischen Parlament die Anerkennung der südamerikanischen Staaten, die sich vom spanischen Mutterland losgerissen hatten, mit den bezeichnenden Worten: „Ich rief die Neue Welt ins Leben, um das Gleichgewicht der Alten herzustellen." Gleichwohl blieb der Balancegedanke auch auf dem europäischen Festland der beherrschende Leitsatz, dem sich das Machtinteresse Frankreichs, Rußlands, Österreichs und Preußens anpaßte. Aber da die Aufzehrung der Schwachen und Kleinen, die im Sinne des alten Kompensations- und Teilungsverfahrens zur Aufrechnung verwandt werden konnten, in der Zeit der Einheitskämpfe an die Geltung der nationalen Idee gebunden war, so konzentrierte sich die Anwendung des Gleichgewichtsprinzips im europäischen Bereiche vorwiegend auf die beiden modernen Krisenfragen, die belgische und die orientalische.

Bei diesem weltgeschichtlichen Entwicklungsprozeß hatten diejenigen Völker das Nachsehen, deren nationaler Werdegang noch nicht seinen Abschluß erreicht hatte. Und selbst gegen sie wurde die Gleichgewichtsidee geltend gemacht. Das Einheitswerk Italiens und zumal Deutschlands mußte die in ihrem Namen entgegengestellten Hemmnisse überwinden: ein Thiers wie ein Napoleon III. bekämpften die deutsche Einigung unter ausdrücklicher Berufung auf das Gleichgewicht Europas, und nur in kriegerischen Auseinandersetzungen konnte das nationale Werk vollendet werden. Kaum aber hatte der Eintritt Italiens und des Deutschen Reiches in dem neuen System der sechs europäischen Großmächte seine Anerkennung gefunden, so trat auch der Gleichgewichtsgedanke in neuer Gestalt wieder hervor. In den Bündnisgruppen, die seit dem Ende der siebziger Jahre Europa in zwei Lager trennten, gelangte er zu unmittelbarem Ausdruck, und mit besonderem Nachdruck berief sich Bismarck mit seiner Politik der Erhaltung Österreichs immer wieder auf das europäische Gleichgewicht.

In derselben Zeit aber dehnte sich das Staatensystem des europäischen Kontinents auf die gesamten Gebiete des Erdballs aus, und zumal der afrikanische und asiatische Kontinent wurden die schier unerschöpflichen Kompensationsgebiete der europäischen Großstaaten. Auch Deutschland beschritt, den älteren Mächten folgend, die Bahnen der kolonialen Ausbreitung, und den alten Großstaaten Europas traten die Vereinigten Staaten

Digitized by Google

und Japan, die neuen Großmächte Amerikas und Asiens, zur Seite. Sie alle aber waren von dem Verlangen erfüllt, Anteil an der Weltherrschaft zu gewinnen. Lag es da nicht nahe, daß die Idee des Gleichgewichts, die dem Überwiegen einer einzelnen Macht über die andern entgegenzuwirken suchte, sich nunmehr aus den festländischen Verhältnissen Europas auf die allgemeinen Weltverhältnisse übertrug? Aber mit hartnäckigem Machtanspruch wachte England darüber, daß ihm die Beherrschung der Meere vorbehalten blieb. Bei dem ungeheuren Vorsprung, den es mit seinem überseeischen Besitz und seiner Flottenmacht vor den übrigen Großmächten hatte, gelang es ihm tatsächlich, seine Ausnahmestellung zu behaupten, und rücksichtslos nutzte es diese schiedsrichterlich aus, indem es im europäischen Bereiche unveränderlich den Balancegrundsatz handhabte zur Niederhaltung der Festlandsstaaten, die sich zu Weltmächten mit politischer und wirtschaftlicher Selbstbestimmung zu entfalten strebten. So wies es nacheinander Frankreich und Rußland zurück, um sich schließlich gegen das besonders bedrohlich emporsteigende Deutschland zu wenden. Es verhinderte die Ausbildung eines wahren Weltstaatensystems, das wie das europäische auf der Anerkennung gleichberechtigter Mächte ruht.

Diese selbstsüchtige Machtpolitik konnte mit Erfolg betrieben werden, weil die festländischen Großmächte ihrerseits an einer Auslegung des Gleichgewichtsgedankens festhielten, die der englischen in die Hand arbeitete. Von den kontinentalen Machtgegensätzen bestimmt, vermochten sie sich zu keiner Gemeinsamkeit aufzuraffen, die den unerträglichen Druck des englischen Weltreichs beseitigte. In völliger Umkehrung der Verhältnisse und in blindem Haß wurde vielmehr die deutsche Militärmacht zum Feinde des wahren Gleichgewichts gestempelt, der Staat, der, aus einer jahrhundertelangen Machtlosigkeit befreit, nur nach der Luft und dem Lichte verlangte, deren er zur Entfaltung seiner lebendigen Volkskräfte bedurfte. Wie in den großen Auseinandersetzungen des 18. und 19. Jahrhunderts beriefen sich in der Weltkrise des Jahres 1914 beide Parteien auf den Grundsatz des Gleichgewichts; beide Parteien behaupten noch in diesen Tagen, um seiner Aufrechterhaltung willen in den Kampf eingetreten zu sein. Es war notwendig, daß die staatlichen Kräfte, die in friedlicher Verständigung keinen Ausgleich gefunden hatten, sich in blutigem Ringen maßen. Die Entwicklung forderte die Klarstellung durch Sieg und Niederlage, damit ein neues Gleichgewichtssystem sich durchsetze, in dem die Völker nach ihrem tatsächlichen Gewicht sich in gerechter Wage hielten. Das ist der Inhalt unseres Weltkriegs.

⁂ ⁂ ⁂

Hält man sich dieses Auf und Ab des geschichtlichen Hergangs vor Augen, so tritt die eine Tatsache mit aller Deutlichkeit entgegen: das Gleichgewicht wird bei allem Hin und Her theoretisch und praktisch anerkannt, sobald ein Staatensystem gemeinsamer Kulturgrundlage da ist. Trotzdem wird es gleichzeitig bekämpft und gebrochen und doch immer wieder zur politischen Richtschnur gemacht. Es scheint, als ob ein seltsamer Widersinn in diesen Gegensätzlichkeiten obwalte, als ob ein Ideal nur aufgestellt sei, um die rohen, selbstsüchtigen Ziele trügerisch zu bemänteln. Tatsächlich hat sich das staatliche Machtstreben stets von neuem über die Bindungen hinweggesetzt, die seiner berechtigten Geltendmachung Fesseln anzulegen bemüht sind. Im politischen Kampf ums Dasein gibt es keine irgendwie geartete Schranke, vor der ein von Lebensdrang erfüllter Staat haltmacht, und immer wieder schafft er sich, wenn es ihm nötig erscheint, sogar „mit Eisen und Blut", freie Bahn. Ein Leitsatz des internationalen Rechts, dem sich alle Staaten und Völker zu unterwerfen haben, ist deshalb eine Unmöglichkeit: nur in den Augen unpolitischer Theoretiker, die den Dingen des Staates fernstehen, kann das Gleichgewichtsprinzip ein solcher Grundsatz von rechtsverbindlicher Kraft werden. Über allem positiven Recht steht das geschichtliche, das in den Völkern lebt und durch sie Geltung sucht, und dies verurteilt Rechtssätze, die das staatliche Dasein einschnüren, zu papierner Bedeutung. Mit klarer Einsicht hat Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" von der internationalen Politik als einem flüssigen Element gesprochen, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderung der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt.

So wahr das alles ist, so erweist sich das Gleichgewichtsprinzip bei genauer Prüfung trotzdem als wesentlich mehr denn ein hohles Schlagwort, dem jeder Inhalt fehlt. Die geschichtliche Entwicklung verlangt nach Ruhepunkten, und nicht zum wenigsten im einzelstaatlichen Interesse selbst sind Pausen in dem ewigen Kampfe der Völker vonnöten. Wie von selbst finden sich die Zusammenlebenden zu gegenseitiger, wenn auch unfreiwilliger Anerkennung, und im Vertrag, der den Kriegszustand beendigt oder einem solchen vorbeugt, sichern sie sich die Voraussetzung zu friedlicher Kulturarbeit: die Wage der Kräfte stellt sich ins Gleichgewicht. Aber die Weiterentwicklung hüben und drüben verläuft ungleich, und das Verhältnis der Kräfte verschiebt sich. Die vereinbarten Bindungen werden für die fortschreitenden Völker eine Last, für die stehenbleibenden eine unverdiente Sicherung, und es macht sich bei den Benachteiligten das begreifliche Bestreben geltend, ein neues, den Tatsachen entsprechendes Gleichgewicht herzustellen. In diesem Zusammenhange aber spielt der Balancegrundsatz eine bedeutungsvolle Rolle als politisches Regulativ: aus der Kulturgemeinschaft des Staatensystems geboren, stellt er sich zügelnd und

Digitized by Google

mäßigend dem Machtdrange entgegen. Die Gleichgewichtsidee wirkt zugunsten einer Verlangsamung und Abmilderung der Umwälzungen im staatlichen Zusammenleben und bewahrt die Völker vor jähen Ausbrüchen. Sie betont mit dem Recht des Konservatismus die Bedeutung des bestehenden Zustandes, wie denn die sogenannte Statusquo-Politik im engsten Zusammenhang mit der Gleichgewichtspolitik zu verstehen ist. Sie macht es möglich, die vorwärtsdrängenden Kräfte auf ihren Wert zu prüfen, und zwingt diese zugleich, ihren starken Lebensgehalt zu erweisen. Nicht als ob sie sich damit dem Lebensdrange überlegener Volkskräfte entgegenstellte. Sofern diese gesund sind und das historische Recht auf ihrer Seite haben, werden sie die im Gleichgewichtsgedanken verkörperten Hemmnisse überwinden und um so nachhaltiger im weiteren staatlichen Zusammenleben ihren Platz behalten.

An den Widerstreit der Machtinteressen ist das Dasein der Gleichgewichtsidee gebunden, aber über diesen Bereich hinaus führt die Notwendigkeit, sich in staatlicher Hinsicht miteinander abzufinden, die Völker folgerichtig dazu, sich gegenseitig als berechtigte Ausprägung allgemein menschlicher Kräfte anzuerkennen, deren Erhaltung die Fortentwicklung der Menschheit in all ihrer Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit sichert. Die menschliche Gesamtkultur hat das Nebeneinander der nationalen Kulturen, die auf der Eigenart der einzelnen Völker ruhen, zur Voraussetzung, mag vor dem philosophischen Urteil auch die eine wertvoller als die andere erscheinen. So hat gegenüber dem Weltherrschaftsstreben der Gleichgewichtsgedanke auch ein sittliches Übergewicht. Er dient unbewußt, aber mit der Veredelung der Machtidee, wie sie uns Deutschen vorschwebt, immer bewußter dem wahrhaft geschichtlichen Fortschritt, der in der Entfaltung des Individuums auf der Grundlage der Nation und in der steten Beziehung zur Menschheit beschlossen ist.

Mit dieser Feststellung klärt sich das Urteil über Recht und Unrecht im Weltkriege unserer Tage. Es sind durchaus verschiedene Gesichtspunkte, unter denen Deutschland und seine Gegner sich auf die Gleichgewichtsidee berufen. Nicht einmal im Sinne eines engeren kontinentalen Machtinteresses stimmen die Großmächte überein. Denn sicherlich ist dem halbbarbarischen Rußland, das sich von ungezähmten Machtinstinkten vorwärtstragen läßt, bei der Ausspielung des Balancegrundsatzes in demselben Maße um die Befriedigung ungezügelter Weltherrschaftsgelüste zu tun, wie Frankreich sich einer beinahe tragischen Selbsttäuschung über die tatsächlichen Grundlagen seiner nationalen Ansprüche hingibt. Italien aber, das die nationalistischen Heißsporne großsprecherisch als das Zünglein an der Wage der festländischen Großmächte hinzustellen liebten, hat sich beim Eintritt in den Krieg von inneren und äußeren Kräften treiben lassen, die mit gesunder Machtpolitik schlechterdings nichts zu tun haben. Deutschland dagegen hat mit dem verbündeten Österreich-Ungarn lediglich die Sicherung seiner Machtstellung in der Mitte Europas angestrebt, wie sie ihm zukommt und aus einer falschverstandenen Gleichgewichtsidee verweigert wurde.

Noch klarer tritt Deutschlands Recht in bezug auf den Gleichgewichtsgedanken zutage, wenn wir den Blick vom Kontinent zu den Weltverhältnissen lenken. Welchen Vorsprung haben nicht bereits Rußland, die asiatische Weltmacht, und Frankreich, die nordafrikanische Kolonialmacht, hinsichtlich des Anteils an der Weltherrschaft! Aber hier ist es in getreuer Wahrung der Tradition vor allem England, das dem aufstrebenden Kontinentalstaat den Platz an der Sonne verwehrt. In kulturwidriger Überhebung hält es daran fest, das Gleichgewichtsprinzip, für dessen Geltung auf dem europäischen Festland es sich so eifrig einsetzt, von den Meeren auszuschließen, und in listiger Täuschung stellt es sich dabei als den Schützer der kleinen Völker hin, deren Dasein durch das von den kontinentalen Großmächten verkörperte Balancesystem bedroht sei. In der britischen Gleichgewichtspolitik ist der Machtanspruch zu derselben Unsittlichkeit zugespitzt, mit der einst Napoleon, Ludwig XIV. und Karl V. sich die Welt untertan machen wollten. Ja, er ist noch gesteigert, denn Englands Weltherrschaftsstreben gilt dem ganzen Erdball und richtet sich mit besonderer Schärfe gegen die produktive Kulturarbeit, die sein verflachendes Schaffen zu überflügeln droht. Demgegenüber ist Deutschland die Rolle zugefallen, dem Gleichgewichtsgedanken auf den Meeren den Sieg zu erkämpfen. Sicherlich zunächst für das eigene Volkstum, das keine Knebelung verträgt und nach der freien Vollendung seiner inneren und äußeren Entwicklung verlangt. Aber indem es damit überhaupt die freie Entfaltung der individuellen wie der in den staatlichen Individualitäten organisierten allgemeinen Kräfte ermöglicht und gewährleistet, die zu fördern und zu erhalten seiner eigenen Anlage entspricht, wird es zugleich zum selbstlosen Bannerträger eines wahrhaften Gleichgewichts der Kräfte, das die Großen zügelt und die Kleinen schützt, das den Machtkampf nicht ausschließt, aber nach dem Urteilsspruch des geschichtlichen Rechts über das Fortbestehen der nationalen Kulturen wacht, deren einzelne Ströme sich dereinst im großen Meere allgemeinen und reinen Menschentums vereinigen sollen.

Die vielgeschmähte und bekämpfte Gleichgewichtsidee ist nicht nur das verstaubte Requisit einer veralteten Diplomatie, sondern hat, richtig verstanden und beobachtet, noch heute ihr volles Daseinsrecht. Als ein machtpolitisches Regulativ, das auch dem Kulturfortschritt dient, wird und darf sie in einem neuen Staatensystem gleichberechtigter Weltmächte fortleben zum Wohle der Einzelnen, der Völker und der Menschheit.

Digitized by Google

Fünfundzwanzig Jahre unser!

Hanns v. Zobeltitz zum 1. April 1910

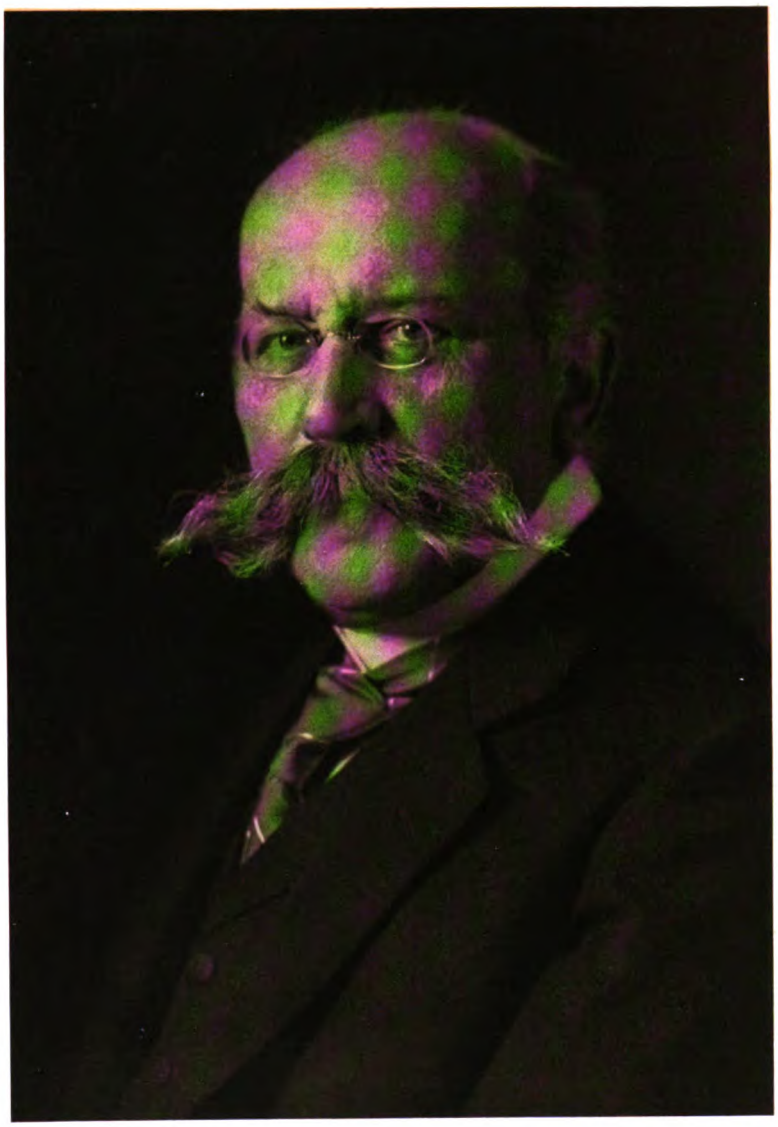
Unsere Leser werden nicht ohne den freundlichsten Anteil hören, daß die Monatshefte am 1. April ein Vierteljahrhundert der Zugehörigkeit eines Mannes begehen, den sie, wenn auch nicht als ihren Gründer, so doch als ihren treuesten Schützer und Mehrer nennen dürfen: Hanns von Zobeltitz. In der Tat ist selten das Schicksal eines Blattes so innig mit einer lebendigen Persönlichkeit verknüpft gewesen wie das unserer Monatshefte mit ihm. Wie es sich bei der Gründung der Zeitschrift darum handelte, dem Bedürfnis eines gebildeten Leserkreises von erweitertem Horizont Rechnung zu tragen, zugleich aber den Charakter eines Organs zu wahren, das Erholung gewähren und den Geist nicht in mühsamer Aufnahme anstrengen solle, so stieg und fiel Gedeihen und Ansehen der jungen Schöpfung mit einer Persönlichkeit, die das neutrale Gebilde lebendig und charakteristisch durchdrang und fähig war, alle die reichen Schattierungen des eigenen Interesses in dem gleichsam farblosen Kristall vielfarbig und blendend sich widerspiegeln zu lassen. Und nur darauf kam es an, daß jede Farbe rein, jedes Licht klar, seinem Wesen und seiner Natur entsprechend zum Ausdruck gelangte. Nicht leicht war es, solcher Aufgabe nachzukommen. Es war nötig, daß der, der dem Blatt Wesenheit verlieh, nicht eine nach bestimmter Richtung strebende Persönlichkeit sei, wiewohl der Einseitigkeit naturgemäß die in die Augen fallendsten Erfolge beschieden sind, sondern daß sie zu Nutz und Frommen des Ganzen die verschiedenartigsten Kräfte in glücklichem Gegengewicht ineinander fühle: genügend Weltmann zu sein, um auf dem Boden guter alter Kultur ohne den leidigen Snobismus, der alle vornehmeren Naturen hätte zurückstoßen müssen, das entsprechende behutsame Gefühl für die Regungen und Interessen der geistig angeregten Gesellschaft zu haben, ein unermüdlicher geistiger Arbeiter zu sein, der den nötigen geistigen Besitz beherrsche, um die Ehrfurcht vor der strengen Arbeit der Wissenschaft sich zur Richtschnur zu machen und dadurch jene Gediegenheit des Inhalts zu verbürgen, ohne die ein solches Unternehmen auf die Stufe der oberflächlichen Salonblätter herabsinken müßte, ein Kunstverständiger und Kunstkundiger, der durch Frische des Empfindens, durch gediegene Kenntnisse in Kunst und Kunstgewerbe genügendes Feingefühl aufbrachte, um in einer Zeit, in der der

Digitized by Google

Kampf der Richtungen wilder als je tobte, mit richtigem ästhetischem Takt das Bleibende und dem deutschen Geist Gemäße auszusondern. Daß Hanns von Zobeltitz zudem stets ein besonders reisefroher Mensch war, kam dem Blatt vortrefflich zustatten, weil sein Emporblühen in die Zeit fiel, wo dem Deutschen die Welt weit zu werden begann und der Sinn für Länder- und Völkerkunde so angeregt war, wie seit langem nicht Auch auf dem Gebiet der Länder- und Völkerkunde gab die wissenschaftliche Schulung, die er noch als Offizier zu den Füßen bedeutender Lehrer erworben hatte, seiner Auffassung Maß und Nachdruck, so daß gerade dieses Gebiet, auf dem sich sonst die Halbbildung mit Vorliebe tummelt, bei den Heften einen damals durchaus nicht allgemeinen wertvollen Charakter trug. Was aber vielleicht schwerer noch als alles andere wog, war die besondere Art geistiger Jugend oder vielleicht richtiger gesagt, innerer Verjüngungsfähigkeit, die immer wieder frisch ergriff, neu aufnahm, sorgsam verarbeitete und so neuen Besitz zum alten gewann: nicht oft wird eine Natur gefunden werden, die noch in höhern Jahren der Fülle des Wissens so bereit und geöffnet bleibt und die mit der schönen Achtung des tiefer Gebildeten noch im grauen Haar von der Wissenschaft dankbar Belehrung empfängt und weitergibt. Und ich möchte nicht anstehen, diese schöne Ehrfurcht vor allem lebendig Wirkenden, diese seine Aufgeschlossenheit für alle Strömungen des Geistes als den wahren Humusboden seines Lebenswerks zu betrachten. Einige wirken durch Fähigkeit zur Kritik, einige durch herzliches Ergreifen, und nicht zweifelhaft kann sein, wo der schönere Lebensgewinn zu suchen sei. Nahm man zu diesem seltenen und glücklichen Zusammentreffen notwendiger Eignung, die durch das Streben, dem Bedürfnis des Blattes recht zu dienen, noch immer höher entwickelt wurde, einen gewissen persönlichen Instinkt, aus der großen Schar der Künstler und Schriftsteller das gerade den besonderen Zwecken seines Blattes Nützliche und Notwendige herauszufühlen, so darf man sagen, daß das Sonntagskind des deutschen Buchhandels zuerst sein Glück dadurch bewiesen hat, daß es in der Person seines langjährigen Herausgebers gerade den Leiter erhielt, der für seine Eigenart der gegebene und ideale Mann war. Daß zudem noch eine Reihe von Romanen aus der Feder des unablässig Tätigen die Leser gefesselt und erfreut hat, ist ein weiterer rundender Zug am Bilde des Mannes, dem unsere Leser zu dem Vierteljahrhundert seines gedeihlichen Wirkens gern mit ihrem Dank einen frischen Lorbeerzweig reichen werden.

Johannes Höffner

Digitized by Google



Hanns von Zobeltitz

Aufnahme von Hofphotogr. E. Bieber in Berlin

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 15. März 1916

Nun können wir die Karten von Frankreich wieder hervorholen und unsere Blicke wieder auf die Front richten, die seit Monaten fast unverändert in Frankreich verläuft und die wir uns darum besonders tief eingeprägt haben. In ihr stieß die gewaltige Stellung der Festung Verdun wie eine Nase, deren Spitze in Etain zu suchen war, in unsere Stellungen ein, die nördlich und südlich von Verdun die Maas erreichten, nördlich sogar weit überschritten. Monatelang hat die Armee des deutschen Kronprinzen, der in dieser Gegend führt, still liegen müssen, und während sie die Aufgabe erfüllte, auf der Wacht zu stehen, mit Neid auf die Kameraden geblickt, die im Osten und Südosten Europas den alten preußischen Angriffsgeist immer wieder bewähren konnten. Jetzt hat auch für sie die lang erwartete Stunde geschlagen: am 21. Februar hat ein neuer Abschnitt des Weltkrieges begonnen, auf französischem Boden.

Die Ententeblätter haben in den letzten Monaten immer wieder die Frage besprochen, ob es die Deutschen möglich machen würden, an einer Stelle dieser Mauer vom Kanal bis zur Schweizer Grenze durchzustoßen. Und im allgemeinen war man dort, wie auch im neutralen Ausland, davon überzeugt, daß das nicht möglich sei. Was im Osten gegenüber den Feldbefestigungen der Russen in Galizien wohl gelungen war, das sei im Westen unmöglich gegenüber den planvoll angelegten, mit höchster Kunst ausgestatteten Stellungen der Franzosen und Engländer, die zudem durch gewaltige Festungen noch verstärkt waren. Man vergaß bei diesen Erörterungen gern, daß es sich auch bei den Feldzügen im Osten um Festungen allerersten Ranges gehandelt hat und daß auch diese dem Angriff der Deutschen zum Opfer gefallen waren, bis mit der Einnahme von Brest das ganze System der Festungen in deutscher Hand war. Natürlich wußte unsere Heeresleitung, daß die Aufgabe im Westen sehr viel schwieriger sein würde. Aber das hat sie ebensowenig abgeschreckt, wie die Rücksicht auf die unvermeidlichen Opfer, die ein solcher Kampf auf französischem Boden kosten muß. Denn das weiß jeder im deutschen Volk, daß eine Entscheidung in Frankreich erzwungen werden muß, und daß sie Opfer erfordert, weil man es hier mit einem tapferen, verzweifelt um das Letzte kämpfenden Gegner zu tun hat. Deshalb wurde das Unternehmen im Westen mit der sicheren Ruhe und Methode vorbereitet, die alle Aktionen unserer Heeresleitung ausgezeichnet hat. Sie hat nicht lange an der ganzen Front herumprobiert, wo wohl eine dünne Stelle sei, in der Weise, wie die Franzosen es während dieses langen Stellungskrieges häufig getan haben. Die Ratlosigkeit, die in solcher Angriffsweise liegt, ist nicht ein Zug unserer Heeresleitung; sie berechnet vorher ganz genau die Möglichkeiten und greift dann überraschend an.

Als Ziel hat sie sich von der langen französisch-englischen Front vor allem Verdun gewählt. Warum, das liegt so auf der Hand, daß Worte darüber überflüssig sind. Und wenn heute nach ihrem ersten Mißerfolge dort die Gegner versuchen, die Bedeutung und die Stärke dieser Festung herabzusetzen, so ist das ein bekanntes albernes Mittel, das jetzt wohl auch nicht einmal mehr bei den Neutralen verfängt. Verdun ist, wie bekannt, einer der stärksten Punkte in der ganzen Befestigungslinie des französischen Ostens und allezeit ist von Frankreich darauf der allergrößte Wert gelegt worden.

Heute ist der erste Abschnitt in dem Angriff gegen Verdun beendet. Wir können daher aus den Meldungen unserer Heeresleitung uns sowohl von der Methode des Angriffs wie von seinen Richtungen und Zielen ein Bild machen. Die Aufgabe war hier anders als bei Beginn des galizischen Angriffs. Man will hier nicht den Durchbruch der Front in erster Linie, für den an anderen Stellen bequemere Punkte vorhanden wären, sondern man will den Fall der Festung selbst, wegen ihrer überragenden Bedeutung in der Front und wegen ihrer Lage zu den Verbindungen rückwärts. Die Form des Angriffs aber ist die gleiche wie in Galizien, nur sinngemäß fortgebildet. Es wächst so eine neue Taktik des Kampfes ganz original aus der deutschen Anlage der Angriffe heraus: mit ungeheuren Artilleriemassen werden die Stellungen des Gegners eingeschossen, die dann der Infanteriesturm endgültig erobert und räumt. Darauf müssen die Geschütze nachgezogen werden, und so geht der Angriff systematisch in der gleichen Weise Abschnitt für Abschnitt voran. Darin liegt bereits die Erklärung, warum die Aktionen nicht mit der Schnelligkeit vorwärts gehen können, die die Ungeduld in der Heimat verlangt. Man braucht sich nur klarzumachen, was es heißt, Batterien von schwersten Geschützen über ein Terrain sofort nachzuziehen, das man soeben selbst durch stärkstes Feuer aufgewühlt hat und das zudem jetzt infolge der Jahreszeit teils direkt unter

Digitized by Google

Wasser steht, teils wenigstens ganz weicher Boden ist. Die Überwindung dieser natürlichen Hindernisse erfordert Arbeit und Zeit, ebenso wie der Nachschub der gewaltigen Munitionsmassen, die sofort immer wieder zur Stelle sein müssen. Mancher hält sich alles das daheim nicht genügend vor Augen und vermißt in dem langsamen Gang die Erfolge, während gerade in der methodischen Planmäßigkeit die Bürgschaft für das endgültige Gelingen liegt. Denn wir haben schon manchmal in diesem Feldzug erlebt, daß allzu stürmisches Vorgehen zwar für den Augenblick glänzende Erfolge bringen kann, diese aber dann nicht immer behauptet werden können. Gerade solche Rückschläge sucht unsere Heeresleitung zu vermeiden.

Verdun konnte von zwei Richtungen her angegriffen werden, vom Norden und vom Osten. Der tatsächliche Verlauf des Angriffes war, daß er vom ersten Tage an gegen die Nordfront, von Nordosten her, vorgetragen wurde, also nördlich der Bahn Etain — Verdun, und daß nach den ersten Erfolgen im Norden der Angriff gegen die Ostfront folgte, der sich in Vorstößen gegen die Côtes Lorraines in der Woevre-Ebene abspielte. Auf diese Weise sind große Erfolge erzielt worden. Nachdem in der Woche vorher auf der ganzen Front Artillerie- und Minenkämpfe stattgefunden hatten, begann der eigentliche Angriff am 21. Februar. Am 25. Februar fiel bereits der nordöstliche Eckpfeiler der Hauptbefestigungslinie, die Panzerfeste Douaumont, die das brandenburgische Infanterie-Regiment Nr. 24 mit stürmender Hand nahm. Ein außerordentlicher Erfolg, wenn man bedenkt, daß diese Panzerfeste das ganze Gelände beherrscht und von hier aus längst schon im Frieden alle Vorbereitungen für die Verteidigung bis in das kleinste getroffen waren; nicht nur die Anlage der Befestigung selbst, sondern auch die Richtungen der Geschütze, die Entfernungen der einzelnen Ziele, alles das war genau verbereitet. Gleichzeitig setzte sich die deutsche Front kämpfend gegen die Côtes Lorraines vom Osten her in Bewegung (Meldung vom 26. Februar), und am 7. März erfolgte die weitere Meldung, daß die französischen Stellungen im Norden auch auf dem linken Maasufer, bei Forges, gestürmt worden wären, während am selben Tage im Südosten ganz Fresnes in unsere Hand kam.

Diese Erfolge eines systematisch angesetzten und aufs tapferste durchgeführten Umfassungsangriffs ergaben Mitte März die folgende neue Frontlinie: von Béthincourt südlich Forges und Régneville — über die Maas an dieser entlang bis Bras — Douaumont, Vaux und dann ziemlich genau nach Südosten laufend, hart am Fuß der Côtes Lorraines — vorwärts Fresnes, von wo sie südlich in der Nähe von Combres die alte, bei Saint Mihiel weiterlaufende Front erreicht. Jeder Blick auf die Karte zeigt, welch ein Raumgewinn damit erzielt ist, der den des Feindes bei seiner Herbstoffensive in der Champagne heute bereits über das zehnfache übertrifft und über 25000 Gefangene in unsere Hand brachte. Heute ist in der Stellung von Verdun die permanente Linie der Außenforts im Nordosten bereits endgültig durchbrochen und die Woevre-Ebene vom Feinde geräumt. Und alles dies wurde erzielt, wie zu unserer Freude von der Heeresleitung gesagt werden konnte, mit Verlusten, die auf unserer Seite erträglich sind, während die Verluste der verteidigenden Franzosen sehr groß sind.

Voll guter Hoffnung blicken wir auf diese schweren Kämpfe, in denen wieder Hunderttausende deutscher Männer unter Führung des deutschen Kronprinzen um die stärkste feindliche Stellung ringen. Wir wissen so gut wie die Franzosen, was mit Verdun auf dem Spiele steht, ist doch die Entfernung von Verdun nach Paris nur 277 Kilometer, und warten in Ruhe und fester Zuversicht den weiteren Verlauf dieser Kämpfe ab, mit heißen Wünschen, daß sich dauernd an diese genialen Pläne unserer Heeresleitung und an diese todesmutige Tapferkeit unserer Soldaten der Sieg hefte.

Nicht nur bei Verdun ist an der Westfront gefochten worden. Auch auf mancherlei andere Punkte blickten die Gegner mit Besorgnis. In der Nähe von Ypern ist gekämpft worden, wo die Engländer ohne Erfolg versucht haben, anzugreifen und verlorene Stellungen zurückzugewinnen. Bei Souchez ist den Franzosen eine Stellung abgenommen worden, in der Champagne wurde gekämpft und am 11. März wurde ein erfolgreicher Kampf sächsischer Regimenter nordwestlich von Reims gemeldet, der gleichfalls stark ausgebaute feindliche Stellungen in unsere Hand brachte. Kurz, die ganze Linie ist in Bewegung gekommen und die ganze Welt blickt auf diese Kämpfe, in denen die Deutschen mit aller Kraft anstreben, die feindliche Front einzudrücken, die feindlichen befestigten Stellungen zu erobern.

* * *

Vor diesen Ereignissen ist der Balkankriegsschauplatz zurückgetreten, obwohl sich auf ihm, wie auch auf dem Kampfgebiet des Orients bedeutungsvolle Ereignisse vollzogen haben.

Der Feldzug in Albanien nähert sich bereits seinem Ende. Am 26. Februar haben die österreichisch-ungarischen Truppen Durazzo erobert und drängen nun unaufhaltsam auf die letzte Stellung des Feindes heran, auf Valona, dessen Fall nur noch eine Frage der Zeit ist. So wird in kurzer Zeit auch ganz Albanien in den Händen unserer Verbündeten sein.

Um Saloniki sind die Kämpfe nicht weiter gegangen; unter fortwährenden Verletzungen der griechischen Neutralität richten sich die unter Sarrail stehenden Franzosen und Engländer häuslich ein, während die Truppen des Vierbundes im wesentlichen an der bulgarischen Grenze stehen. Dafür ist im Kau-

Digitized by Google

kasus eine Entscheidung gegen die Türken gefallen, indem es den Russen gelang, am 16. Februar Erzerum zu erobern. Die strategische Bedeutung dieser Hauptstadt von Türkisch-Armenien ist nicht gering. Denn mit seiner Einnahme steht der Weg nach Trapezunt offen und ist die Möglichkeit zu weiterem Vordringen im Süden gegeben, die von den Russen auch ausgenutzt worden ist. So ist auch Bitlis bereits gefallen. Die Freude über die Einnahme Erzerums war in Rußland natürlich groß und kam knapp vor der Eröffnung der Duma sehr zurecht. Großfürst Nikolai, der auf den Schlachtfeldern Polens und Galiziens keine Lorbeeren erntete, hat also hier einen gewissen Erfolg davontragen können. Er soll ein Stück darstellen in dem bekannten großen strategischen Plane, in dem die Russen, durch Armenien und aus Persien vorrückend, den Engländern bei Bagdad die Hand reichen wollen, um so die Türken gemeinsam nach Westen zurückzudrängen. Dieser Plan ist auf dem Papier gewiß großartig, aber er wird schon an der Jahreszeit, an den weiten Entfernungen und an dem Gelände scheitern. Es nutzte den Russen nicht sehr viel, wenn sie Kirmanschah besetzt haben, und ausrechnen, daß von da nach Bagdad nur noch 250 Kilometer sind. Denn inzwischen sind in den Kämpfen im Irak die Engländer nicht nur nicht voran-, sondern in eine immer schwierigere Lage gekommen, während gleichzeitig die Türken in Yemen, also an einer noch anderen Stelle, erfolgreich angegriffen haben. Und so wichtig Armenien an sich sein mag, auch für die Türkei ist das nur ein Nebenkriegsschauplatz. Für sie sind Mesopotamien und der Suezkanal die weitaus wichtigeren strategischen Räume, während für uns die Hauptentscheidungen jetzt auf französischem Boden gesucht werden und außerdem zur See.

Während die Kämpfe in Frankreich sich nach und nach deutlicher enthüllten, sind die Beziehungen Deutschlands und der Vereinigten Staaten immer schwieriger geworden. Am 8. Februar veröffentlichte die deutsche Regierung eine Denkschrift an die Neutralen und gab in ihr den Entschluß kund, bewaffnete Handelsschiffe als Kriegsschiffe anzusehen und ohne vorherige Warnung zu torpedieren. Vom 29. Februar an sollte diese Maßnahme in Kraft treten. Damit sollte die viel erörterte Frage des U-Bootkrieges einen Stoß voran bekommen, und nun wurde die Frage ganz akut, wie sich die Vereinigten Staaten dazu stellen würden. Deutschland hat aus dem Munde seiner höchsten Staatsbeamten unzweideutig erklärt, daß sein in dieser Denkschrift ausgesprochener Grundsatz unumstößlich sei und von ihm nicht abgewichen werden könne. Kaum ein Schritt unserer Regierung wurde mit solcher Einmütigkeit aufgenommen, wie diese Maßnahme, die in Aussicht stellte, daß der U-Bootkrieg in stärkerem Umfange als bisher wieder aufgenommen werden würde, der durch das Eingreifen Amerikas nach der Torpedierung der „Lusitania" bekanntlich so stark ins Stocken gekommen war.

Die Haltung der Vereinigten Staaten zu dieser Frage des Seekrieges ist immer unfreundlicher gegen Deutschland geworden. Die Erörterung der „Lusitania"-Frage, die volle neun Monate währte, wurde wieder hervorgeholt und mit der um die deutsche Denkschrift verquickt. Die Art, in der die letztere behandelt wird, zeigt ferner deutlich, daß die Vereinigten Staaten die Entscheidung zum mindesten hinziehen wollen, ob sie den Standpunkt Deutschlands anerkennen wollen oder nicht. Uns ist gar kein Zweifel, daß sowohl Wilson wie sein nächster Berater Lansing durchaus deutschfeindlich sind und so auch die ganze Frage gegen Deutschland behandeln. Ihre treibenden Motive sind die Freundschaft für England und der Gesichtspunkt der Präsidentenwahl, die in diesem Jahre im November wieder stattzufinden hat und in der die demokratische Partei, wie Wilson selbst wiederum den Sieg wünschen.

Es ist kaum nötig, die einzelnen Erklärungen und Tatsachen hier aufzureihen, die für die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu nennen wären. Durch die Art der Nachrichtenübermittlung sind wir von der Möglichkeit abgeschnitten, schnell und unmittelbar Nachrichten aus Amerika zu gewinnen. Das meiste geht erst durch Reuter, der es bewußt im Interesse Englands färbt. Aber die Haupttatsachen liegen klar vor uns. Die Leitung der Vereinigten Staaten will den deutschen Standpunkt nicht anerkennen und dient, indem sie die Verhandlungen in die Länge zieht, dem Interesse Englands unmittelbar. Denn in diesen Wochen versorgt sich England wieder mit dem überseeischen Weizen, der namentlich aus Südamerika hereinkommt. Von Woche zu Woche litt es stärker unter dem Mangel an Schiffsraum, weil ganze Reihen seiner Handelsschiffe in den Dienst der Kriegszwecke gestellt sind. Es ist ihm auch nicht möglich, die Verbündeten, namentlich Italien, ausreichend mit Weizen und Kohle zu versorgen. Denn was nützen die schönsten Vorräte an allen Ecken des britischen Reiches, wenn man nicht die Schiffe hat, sie zu transportieren, oder nur zu Kosten, die den Preis unerträglich hoch treiben? In dieser Lage Englands halten die Vereinigten Staaten ihm die Stange, indem sie durch ihre ganze Stellung Deutschland daran hindern, die U-Bootwaffe in vollem Umfange zu gebrauchen. Niemand in Deutschland hat diese ganze Entwicklung unserer Beziehungen zu den Vereinigten Staaten leicht genommen, aber es nützt auch nichts, es zu verschleiern, daß sie heute als unser Gegner handeln. Ob sie, ob der Präsident Wilson es auf das Äußerste ankommen läßt, ist heute

Digitized by Google

noch nicht zu sagen. Die Stimmung im Senat und im Repräsentantenhaus ist für uns durchaus undurchsichtig, Widerstand gegen ihn etwa aus den Kreisen der Deutschamerikaner oder der Iren so gut wie nicht vorhanden. Die Möglichkeiten einer großen Verwicklung mit Japan, einer kleinen mit Mexiko sind immer da und wollen berücksichtigt werden. Vor allem aber ist es der Parteienkampf, die Wahlbewegung, unter deren Zeichen alle Entschlüsse der Vereinigten Staaten jetzt stehen, und das ist eigentlich für uns das Unerträglichste in diesen Wochen der Spannung, daß wir in solchen Lebensfragen unserer Nation abhängig sind von dem Auf und Ab einer Wahlbewegung, deren Gegensätze und Fragen uns an sich gänzlich gleichgültig sind.

Wie groß der Mangel an Schiffsraum in England ist, zeigte sich an einer anderen Stelle der Welt. Am 23. Februar beschlagnahmte mit einem Male Portugal die deutschen Schiffe, die in seinen Häfen Schutz gesucht hatten und dort seit Ausbruch des Weltkrieges lagen. Es war eine glatte Verletzung der Neutralität und des Völkerrechts, auf die Deutschland gar nicht anders konnte, als am 9. März mit der Kriegserklärung an Portugal zu antworten. Die deutsche Denkschrift zählte dabei eine große Reihe von Neutralitätsverletzungen durch Portugal auf, die es an sich verwunderlich machen, warum Deutschland nicht schon längst diesem kleinen Staat den Krieg erklärt hat. Denn bei den Beziehungen, die ihn mit England seit über zwei Jahrhunderten verbinden, war gar kein Zweifel, daß er, mochte er wollen oder nicht, in den Kampf gegen uns eintreten mußte, wenn England es für richtig hielt. Jetzt hat es den Augenblick für gekommen erachtet, weil es die 270000 Tonnen deutscher Handelsschiffahrt für seine Zwecke brauchte, und die ententefreundliche Stellung der portugiesischen Regierung ließ sich ganz gern in diesen Krieg hereinziehen. Sie glaubt, daß er Portugal selbst nicht viel schaden kann, und er bringt ihm sicherlich das, was es am dringendsten braucht, nämlich pekuniäre Hilfe. Der Staat ist ja durch Mißwirtschaft und Revolution heillos bankerott. Wäre er neutral geblieben, würde England ihn sich selbst überlassen haben. Jetzt hängt auch er sich mit seinen Geldforderungen an die Bank von England und wohl oder übel wird England seine Wünsche befriedigen müssen. Unser großer Handel mit Portugal ruht sowieso seit Monaten und seinen Verpflichtungen gegen uns ist dieser Staat gleichfalls seit Kriegsbeginn nicht mehr nachgekommen, so daß also die Kriegs-Erklärung vom 9. März an der tatsächlichen Lage nichts ändert. Für die Zukunft ist es vielleicht von Bedeutung, daß nun auch die Reste des alten portugiesischen Kolonialbesitzes in Afrika in die Liquidation der afrikanischen Kolonialwelt mit hereingezogen werden.

Am 29. Februar hat der U-Bootkrieg, wie wir gleich in den nächsten Tagen durch Meldung von Torpedierungen im Kanal erfuhren, wieder seinen Anfang genommen. Während wir den Nachrichten darüber weiterhin entgegensehen, veröffentlichte am 4. März der Generalstab wieder eine der Meldungen, die das deutsche Herz höher schlagen lassen. Nach monatelanger Kreuzfahrt traf die „Möwe“ unter dem Kommando ihres Kapitäns, des Grafen Dohna, im Heimathafen wieder ein, nachdem sie nicht weniger als 15 feindliche Schiffe mit fast 60000 Tonnen vernichtet hatte. Wieder einmal hat die deutsche Marine gezeigt, was sie leisten kann, wenn man ihr die Hände freigibt. Das Schiff gehört wirklich nicht zu den stattlichsten und stärksten unserer Marine und hat es doch vermocht, sich monatelang den feindlichen Spähern zu entziehen, hat es vermocht, die englische Blockade auf hoher See glatt zu durchbrechen und mit englischen Gefangenen und großer Beute wieder in einen Heimatshafen zurückzukehren. An solchen Beispielen sehen wir, wie unsere Marine geschult ist. Denn dergleichen läßt sich ja nicht nur mit Kühnheit und Todesverachtung machen, sondern erfordert auch klügste Berechnung und Ausnutzung aller Möglichkeiten. Wieder ein Held unserer Marine mehr wurde in diesem Grafen Dohna dem deutschen Volke bekannt, der sich würdig neben die Müller, Mücke, Weddigen und wie sie alle heißen mögen, anreiht.

Blicken wir heute auf die inneren Verhältnisse der feindlichen und mancher neutraler Staaten, so sehen wir beinahe überall schleichende Krisen und fast ängstliche Spannung. In Italien wankt das Kabinett, was kein Wunder ist, da es aus dem Feldzug nichts davongetragen hat, als Niederlagen und Opfer. In Frankreich zittert die innere Krise auf das stärkste und alles blickt auf Verdun hin, weil mit seinem Fall vielleicht auch das Schicksal der heutigen Leiter Frankreichs besiegelt wird. Griechenland und Rumänien wahren ihre Neutralität auch nur unter heftigen inneren Kämpfen. Und selbst die skandinavischen Staaten haben es für nötig gehalten, wieder einmal ihre Minister zu einer gemeinsamen Konferenz zusammenkommen zu lassen, — ein Zeichen, daß auch sie das Gefühl kommender großer Entscheidungen haben. In Rußland ist die Duma wieder zusammengetreten und hat in endlosen Reden die Lage besprochen und das Budget beraten. Sie hat den neuen Ministerpräsident Stürmer nicht gerade freundlich empfangen und sie glaubt in ihrer Mehrheit schon einen politischen Sieg über die Regierung davongetragen zu haben. Doch ist das von geringer Bedeutung. Für uns ist nur interessant, wie sehr in Rußland selbst die Betrachtung der Kriegsziele vor diesen inneren Auseinandersetzungen zurücktritt. Wenn sie so offen geführt werden und

Digitized by Google

die Berichte darüber dann nach Westeuropa kommen, so läßt das freilich die Lage Rußlands schlimmer erscheinen, als sie tatsächlich ist. Gewiß sind die Finanzen in einem Zustand, der schlimmer kaum gedacht werden kann, gewiß ist die Teuerung sehr groß und versagt der Apparat des Staats in beschämender Weise. Aber wir hören nichts davon, daß die innere Unzufriedenheit sich irgendwie bedrohlich gegen die Regierung richte, und wir hören auch nichts davon, daß sie die Armee an der Front ergriffen habe.

Auch England durchlebt kritische Zeiten. Man hat die Versprechungen gemäß dem neuen Wehrgesetz kaum ein paar Wochen halten können und stößt nun, indem man sie bricht, mit der Einberufung der Verheirateten, auf heftigen Widerstand im Volk. Ebenso werden die finanziellen Schwierigkeiten größer und größer, weil das Wachsen der Kriegskosten, das alle kriegführenden Staaten zu verzeichnen haben, England doppelt und dreifach trifft. Denn an seinem Geldbeutel hängen ja eine ganze Reihe von geldbedürftigen Verbündeten, die man nicht fallen lassen kann, wenn man nicht riskieren will, daß sie von der Entente überhaupt abfallen. Darum geht auch Englands Bestreben dahin, diese Entente so eng und geschlossen wie möglich zu halten. Immer wieder hören wir von einem Abkommen oder einer Verpflichtung, alles nur gemeinsam zu tun, man redet sich die Köpfe heiß mit dem Plane, wie man nach dem Krieg in dem Wirtschaftskampf gegen Deutschland zusammen bleiben könne, und man entschließt sich, wenn auch zaudernd und mit schwerem Herzen, die finanziellen Forderungen der Verbündeten doch immer wieder zu befriedigen. Die Zähigkeit, die England immer bewiesen hat, wenn es galt, ein als notwendig erkanntes Ziel zu erreichen, tritt uns auch jetzt immer wieder entgegen. Und so wissen wir, daß wir ihm nur begegnen können mit denselben Eigenschaften und mit demselben Willen, den Kampf gegen diesen Haupt- und Todfeind unserer Reichsexistenz mit allen Mitteln und bis zu dem nötigen Ende zu führen.

Unter diesem Zeichen standen die Zeichnungen auf die neue vierte deutsche Kriegsanleihe, deren ganze Anlage wiederum den festen Unterbau unserer Kriegsfinanzen erkennen ließ. Und unter diesem Zeichen sollen auch die Verhandlungen des deutschen Reichstags stehen, der am 15. März wieder und zu einer langen Tagung zusammentrat. Er hat sich mit einer heiklen Frage zu beschäftigen, die leicht die Gegensätze der Parteien und Stimmungen sehr emportreiben kann, nämlich mit der Frage neuer Steuern, die die finanziellen Lasten des Krieges heute schon notwendig machen. Sie sind groß und auch die Schwierigkeiten sind keineswegs gering, die in diesen Übergangsmonaten vom Winter zum Frühjahr in Sachen der Ernährung und Versorgung doppelt auf uns lasten. Aber sie sollen uns nicht zu groß erscheinen, wenn wir in den Wogen der politischen Bewegungen und Kämpfe über die ganze Welt hinblicken auf die einzigen festen und wirklich bestimmenden Vorgänge des Weltkrieges. Das aber sind die Kämpfe, die in diesem Monat gegen ein starkes Bollwerk der Franzosen begonnen worden sind. Inmitten all der Krisen und Sorgen des Augenblicks und inmitten des oft unübersehbaren Durcheinanders der politischen Bewegungen strahlt doch glänzend und hell aus diesem Monat wiederum die stolze Initiative, die die Führung der deutschen Heere ganz im Geiste Friedrichs des Großen wieder ergriffen hat. Und darin liegt für uns die Gewähr des Erfolges, für unsere Gegner aber am tiefsten der Zweifel, ob sie ihre feinen politischen und wirtschaftlichen Pläne durchsetzen können, da ihnen die Möglichkeit, sie in militärischer Initiative durchzusetzen, eben so völlig fehlt.

In der Vorbereitung auf alle diese Kämpfe, die uns noch bevorstehen, traf uns wie ein erschütternder Schlag, daß am 15. März der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Großadmiral Alfred von Tirpitz, von seinem Amte zurücktrat. Jeder kleine Junge im deutschen Reich weiß heute, daß neben dem Kaiser Alfred von Tirpitz die deutsche Flotte geschaffen hat, die stolzen Schlachtschiffe sowohl wie diese kleinen U-Boote, die ihre Kreise immer weiter, immer bedrohlicher für den Gegner gezogen haben. Und das Feld dafür hat er einem Reichstage abgewonnen, der erst sehr widerwillig den deutschen Flottenplänen gegenüberstand und der dieser mächtigen Persönlichkeit zum Schluß fast anstandslos seine Forderungen bewilligte. Tirpitz wußte sehr genau, wie weit Deutschland mit dem Bau seiner Flotte an Zahl und Größe der englischen herankommen konnte und sollte. So stark sollte die deutsche sein, daß die englische einen Kampf mit ihr scheuen sollte, weil die Verluste dabei England doch die eigene Seeherrschaft kosten konnten. Und dieser Risikogedanke, wie man es genannt hat, schützte eben dadurch von selbst, automatisch, die deutschen Küsten. Hat sich dieser kluge Plan nicht glänzend bewährt? Und ist nicht über ihn hinaus England selbst bedroht worden durch die besonderen Waffen des Seekampfes, die Deutschland so glänzend, so für die Welt überraschend ausgebaut hat? Wenn wir aber heute stolz sind auf die Matrosen und Seeoffiziere, die der deutschen Seekriegsflagge Ruhm auf den Meeren erworben haben, so danken wir dies dem Geist, den der Admiral Tirpitz seiner Marine eingehaucht hat, die Erziehung und Schulung, die er ihr mitgegeben hat. Den Roon der Marine hat man ihn genannt — und ist das beste Wort, das von diesem Lebenswerk des Offiziers und des Staatsmannes gesagt werden konnte. Mit Schmerz sehen wir diesen hervorragenden Mann von seiner Stelle scheiden, ehe das Ziel des Weltkrieges erreicht ist — mögen diese Taten und diese Manneskraft dem Vaterlande in seinem schweren Ringen nicht dauernd verloren sein!

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Georg Hermann, Heinrich Schön jun. (Berlin, E. Fleischel & Co.) — Kurt Münzer, Menschen von gestern (München, Georg Müller) — Julius von Ludassy, Die große Stunde (Berlin, Schuster & Löffler) — Lily Braun, Lebenssucher (München, Albert Langen) — Paul Ilg, Was mein einst war (Frauenfeld, Huber & Co.) — Paul Keller, Ferien vom Ich (Breslau, W. G. Korn)

Es geht nichts über die Seelenruhe. Ein Völkerweh, von dem die Jahrtausende noch sprechen werden, rauscht über die Erde; Blut und Feuer fällt über die Länder Europas; Millionen und aber Millionen durchzittert das untrügliche Gefühl, den Geburtswehen einer neuen Welt, dem furchtbaren Auftakt staatlicher und gesellschaftlicher Umformungen beizuwohnen, — aber was ein richtiger Ästhet ist, den ficht das alles nicht an. Und ob wir anderen uns die Augen ausstarren und der Zukunft entgegendrängen: er hat nur eine ironisch-skeptische Verwunderung dafür übrig, er sitzt etwa bei geschlossener Tür vor Großvaters Porzellan, er schwelgt genießerisch und seelenruhig — wenn er Georg Hermann heißt — in Möbeln und Moden von Anno dazumal und knetet in umständlicher Behaglichkeit ein Schwesterfigürchen von Jettchen Gebert.

Einen Augenblick hat er dann doch vielleicht die Empfindung, daß zwischen ihm und der Welt etwas nicht stimmt. Aber er faßt sich sofort; er zuckt lächelnd die Achseln. Der Weltkrieg? Du lieber Gott, zwar hat er in den Gehirnen vieler Dichter und Gelehrten die bedauerlichsten Verwüstungen angerichtet, doch man braucht sich nicht zu beunruhigen. Nur Narren glauben daran, daß sich in der Dichtung das geringste ändern könnte. „Kriege haben noch nie den Gang der Literatur beeinflußt."

Also spricht (für viele seinesgleichen) Georg Hermann, der Jettchen Gebert-Hermann, in einem Plauderbuche, das gleichzeitig mit seinem neuen Roman erschien. Es klingt fast wie eine Selbstberuhigung, wie eine vorweggenommene Verteidigung und ist natürlich eitel Spiegelfechterei. Jeder Literarhistoriker kann den Unsinn, daß Kriege, also Machtverschiebungen und Völkerschicksale, auf die literarische Entwicklung ohne Einfluß bleiben, aus dem Handgelenk widerlegen. Und was die zahlreichen Entgleisungen anbetrifft, die nicht nur den Zeitungen, sondern auch vielen bedeutenden Männern während des Krieges passierten, so wird sie gewiß niemand verteidigen wollen, aber alle diese Maßlosigkeiten, Torheiten und Ungerechtigkeiten stammten bei Freund und Feind doch in der Hauptsache aus der leidenschaftlichen Erregung, in die ein ungeheures Weltgeschehn die Gemüter versetzt hatte. Solche Leidenschaft, ob sie sich im Sturm der Stunde auch blind vergreift, erscheint mir immer noch besser und sympathischer, als die armselige Skepsis eines Mannes, der während des furchtbarsten Weltbrandes nichts Wichtigeres zu tun weiß, als mit ironischem Lächeln die Dummheiten der Journale und der einzelnen Berühmtheiten zu buchen. Ach, am Ende ist sich Georg Hermann noch Wunder wie klug und bedeutend vorgekommen, weil er mühelos in jeder Minute seine liebenswürdig überlegene Skepsis bewahrte! Hunderttausende sind auf den Schlachtfeldern verblutet — er bosselte ungetrübt an einem neuen Jettchen, er liebäugelte ungetrübt mit Kunkelgläsern, er saß im elfenbeinernen Turm und tat den Zeitgenossen kund und zu wissen, daß er „mit den Realitäten dieser Welt vielfach nicht übereinstimme" und daß die Störung dieses Weltkrieges die Dichtung selbstverständlich gar nicht berühre. Fürwahr, ein großer Mann! Es ist schade, daß man ihn als Porzellanfigur nicht in einen Glasschrank (echt Biedermeier!) setzen kann.

Aber wir wollen den talentvollen Georg Hermann nicht gar zu wichtig nehmen. Er ist eben der „Klugredner", wie er im Buche steht, der seine Seele an hübsche Worte verkauft. Er hat die Freude am „Schmusen". Als vor Jahren die ganze Welt Ehrlich-Hatas „Salvarsan" pries, widmete er der davon bedrohten Seuche eine Träne der Rührung und machte uns wort- und geistreich den Segen klar, den die Dichtung davon gehabt hätte. Vexiergeister dieser Art können unter Umständen recht amüsant sein, aber in ernsteren Fällen schiebt man sie beiseite. Denn die schöne Gabe der Mannesreife, auch die Gegenseite der Dinge zu sehen, wird bei ihnen leicht zu einem unfruchtbaren, verwirrenden Spiel, weil sie sich nicht mit genügender Urteilskraft und Entschiedenheit paart. Daran, an der richterlichen Fähigkeit des sicheren Messens und Bewertens, fehlt es Georg Hermann. Sein Herr und Meister Theodor Fontane war gewiß auch oft ein schillernder Papeler, doch wenn es drauf- und drankam, sprang von selbst das rechte Gefühl bei ihm vor. Dem Schüler aber mangelt dieser sichere Instinkt. Um ein prachtvolles Wort Bismarcks zu gebrauchen: er schielt öfters mit dem Verstande.

Digitized by Google

Nach dieser Einleitung wird sein neuer Roman keine Rätsel mehr aufgeben. Wenn man darin eine Heldin findet, die für ein gutes Wort ihrer Seele Seligkeit gibt, wenn man Räsoneuren begegnet, die sich spielerisch die Stichworte zuwerfen, so wird sich niemand wundern. Wenn das Unwesentliche an vielen Stellen in den Vordergrund gedrängt wird, während das Wesentliche mit dem Winkel vorlieb nehmen muß, so läßt sich dies gleichfalls aus dem angedeuteten Wesen des Erzählers verstehen. Und vielleicht erklärt sich aus dem Gesagten auch der eigentümlichste Eindruck, den man zurückbehält ... der Eindruck, als stünde das Buch in einem starken Gegensatz zum Geist unserer Tage.

Solche Empfindungen sind naturgemäß ganz subjektiv. Aber machen wir uns einmal klar, daß der große Erfolg von „Jettchen Gebert" nicht nur auf den unleugbaren Vorzügen des Romans beruhte, sondern wie jeder allgemeinere Erfolg auch zum guten Teil auf zeitlichen Gründen. Das Buch traf einen Nerv der Zeit; das Jettchen der Vergangenheit erweckte überall Gegenwarts- und Verwandtschaftsgefühle; die ästhetisch reizvolle, aber reaktionär-stickige Biedermeierepoche, die mit einem Gewitter abschloß, berührte sich innig mit der ganzen dumpfschwülen Atmosphäre vor 1914; sie bestätigte und ergänzte sie. Inzwischen hat sich auch über uns ein furchtbares Abschlußgewitter entladen, das neue atmosphärische Verhältnisse schafft. Wir können nicht mehr zurück, und wir wollen nicht mehr zurück. Und da nach alter Erfahrung die unmittelbar aufeinanderfolgenden Zeiten und Geschlechter sich immer am allerwenigsten verstehen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die neue, durch das Blutbad des Krieges gegangene Generation für die ästhetischen und biedermeierlichen Entzückungen der letzten Vergangenheit keinen Sinn mehr haben wird. Die Gunst der Stunde dürfte für Georg Hermann und seinesgleichen vorüber sein, und wenn er gerade kein Selig-Blinder ist, spürt er es wohl bald am eigenen Leibe, daß Kriege mit allen ihren Folgen sehr einschneidende Änderungen auch in der Literatur herbeiführen. Die um einen neuen Lebensinhalt kämpfende Welt von heute und morgen fragt vor den hübschesten Biedermeierromanen am Ende achselzuckend: Was ist uns Hekuba?

Im vorliegenden Falle trägt es nun gewiß zu dem Gefühl der Befremdung bei, daß der neue Roman von Georg Hermann — er heißt „Heinrich Schön junior." (Berlin, E. Fleischel & Co.) — recht wenig gelungen ist. Die Welt Jettchen Geberts ist darin nach Potsdam verpflanzt; das holde Mamsellchen bekommt ein schwächeres Seitenstück in Antonie Schön, geborene Arnstein, die ihrem Manne gleichfalls wegläuft; die reellen Kaufleute fehlen ebensowenig wie die geistreich-problematischen Naturen, aber das Berliner Königstraßenviertel mit seinen jüdischen Familien liegt dem Erzähler unvergleichlich besser, als die preußische Offiziers- und Beamtenstadt. Der Geheimrat von Mühlensiefen und seine fromme Aurelie können dem Onkel Eli und der Tante Minchen ebensowenig das Wasser reichen, wie Herr von Maltitz dem feinen Jason Gebert, und das Jettchen Gebert Numero 2 wird zwar als Feuerfliege, als Komet, als schillernder Kolibri, als indische Calla, als zierliches Wunderding geschildert, aber was nützt uns dieser ganze Bilderreichtum, wenn der Komet und Kolibri erst nach dem Fallen des Vorhangs zu fliegen beginnt? Schon im „Jettchen Gebert" zuckte Georg Hermann in einer bedenklichen Scheu und Schwäche davor zurück, die Konflikte auszutragen; er drückte sich um alle entscheidenden Szenen herum. Das hat er in dem neuen Roman nun ganz auf die Spitze getrieben. Ebenso verständnislos wie dem Kriege steht er auch jeder anderen Energieentladung gegenüber, und es ist fast spaßhaft zu beobachten, wie er sofort schleunigst flüchtet, wenn es irgendeinen stärkeren, womöglich gar leidenschaftlichen und stürmischen Auftritt zu bestehen gilt. Er spielt mit dem Don Carlos-Motiv. Schön senior heiratet die junge Antonie, die so wenig zu ihm paßt, wie einst Jettchen zu Joël Jacobi, und Schön junior verliert an die neue liebreizende Stiefmutter sein Herz, obwohl er selber schon mit einem blonden Gänschen verlobt ist. Heimliche Flämmchen wandern hin und her; auf einer Kahnfahrt findet sich Jugend zu Jugend ein einziges Mal in Glut und Kuß. Dann legt der Potsdamer Don Carlos Meere zwischen sich und seine Liebe, und die Erzählung bricht ab. In berichtartiger Kürze, die sich scharf gegen die Weitschweifigkeit alles Früheren absetzt, wird nur noch gesagt, daß Heinrich Schön in Brasilien am gelben Fieber stirbt, seine verlassene Braut einen sehr bläßlich gezeichneten Offizier heiratet und seine junge Stiefmutter, die schöne Wiege seiner Leiden, mit Herrn von Maltitz durchgeht.

Da steht man ungesättigt von einem ausgedehnten Essen auf, bei dem es nur langgezogene Vorgerichte gab, während man sich den Bratengang denken mußte. Der sich sachte anspinnende Don Carlos-Konflikt wird ja nicht innerlich gelöst, sondern einfach abgebrochen, und da uns Heinrich Schön junior sowieso nicht besonders fesselt, so wendet sich das Interesse suchend an die schöne Antonie, deren Lebensroman erst beginnt. Aber Georg Hermann macht die Klappe zu. Der Kolibri, sagt er, seine Flucht, seine Abenteuer, seine Erlebnisse — davon wollte ich ja gar nicht erzählen. Ich versprach euch nur die Geschichte des jungen Schön ... eine Geschichte aus Potsdam. Sowie er sich aus Potsdam entfernt, ist die Sache für mich erledigt.

Man sieht: auch hier liegt der Nachdruck ganz auf einer Zeit, einem Milieu, einer Stadt. Die Menschen sind nur hineinkomponiert. Der Rahmen, das Drum und Dran wächst über das Bild; Potsdam ist wichtiger

Digitized by Google

als Heinrich Schön. Das Potsdam zu Anfang der vierziger Jahre ... Potsdam mit seinen putten- und kränzengeschmückten Häusern, mit dem goldenen Atlas auf dem Rathaus, mit Sanssouci und der Pfaueninsel, mit dem Bornstädter Feld und der Havel, mit Belvedere und Brauhausberg, mit pensionierten Geheimräten, adligen Offizieren und den Seidenwebern von Nowawes. Schöne alte Bürgerhäuser tun ihre Pforten auf; Seide, Gläser, Stiche, Gemmen, Schmuckgegenstände, Kleider, Möbel und dergleichen werden liebevoll beschrieben; zeitgenössische Literatur und Politik werden gestreift; Couplets aus Großvätertagen klingen auf, und wie, wann, wohin die Potsdamer spazieren gehen, wie sie Feste feiern und tafeln, wie sie vor leeren Hofkutschen dienern, das alles ist mit breitbehaglicher Umständlichkeit erzählt. Auch der Stil zeigt diese entschlußlose Umständlichkeit, die häufig Manier wird. Ehe sich da ein Satz auf das, was er sagen will, oder gar auf das Ende besinnt, schweift er oft in Nebensächlichkeiten aus, verliert in Gedankenpunkten den Atem, setzt ein paarmal von neuem an, muß in Klammern unbedingt noch etwas einschalten und kommt erst nach allerlei Seiten- und Umwegen ans Ziel. Summa Summarum: trotz mancher hübschen Schilderung und trotz der netten Episodenfigur des Professors Schneider empfindet man den neuen Roman von Georg Hermann nur als Nachguß. Das Vergnügen bleibt mäßig.

Einen viel stärkeren Eindruck hat ein Berliner Gegenwartsroman auf mich gemacht: Kurt Münzers „Menschen von gestern" (München, Georg Müller). Es ist erzählerisch der erste ernsthafte Versuch, unter dem Zeichen des großen Umschwungs von 1914 mit dem unfruchtbaren Geschlecht, das sich vorher auf den ersten Plätzen breit machte, abzurechnen und ihm gegenüber den Krieg als Gericht und Notwendigkeit zu begreifen. Dazu hat sich Kurt Münzer aus der Gesellschaft von Berlin W. einen international gemischten, geistig bewegten Kreis von Personen klug zusammengestellt, der ohne auffällige Tendenzfärbung gewisse typische Eigenschaften einer dünnen Oberschicht mannigfach ausprägt. Gewöhnlich haben solche Zeitromane, die uns einen Spiegel vorhalten und etwas beweisen wollen, den Charakter des Unorganischen: man sieht die Konstruktionslinien durch die Zeichnung schimmern und hört am Schlusse förmlich das „quod erat demonstrandum". In dieser Beziehung wird man hier angenehm enttäuscht. Zwar spürt man jeden Augenblick eine sehr überlegte Führung, aber eine natürliche Erzählerbegabung, die mühelos Schicksalsfäden aufnimmt und verknüpft, läßt es nie dazu kommen, daß wir durch allzuviel Absichtlichkeit verstimmt werden. Über den Gestalten und ihren Beziehungen vergessen wir die Tendenzen, nicht umgekehrt.

Diese „Menschen von gestern", die Münzer da zeichnet, sind unter sich grundverschieden, aber sie haben alle etwas Gemeinsames als Kinder derselben Zeit. Sie haben den Zug im Gesicht, den das Zeitalter der Motore ihnen eingeprägt hat, die Rekordfalte, die Fliegerrunzel, den Schatten der Schlaflosigkeit. Sie sind unfroh und unfruchtbar. Die Unfruchtbarkeit ist das Zeichen, die Krankheit, die Schande der Epoche. Unfruchtbar sind diese „Intellektuellen", denen alles zu Erkenntnis statt zu Erlebnis, zu Sentenz statt zu Empfindung wird. Unfruchtbar sind diese Wurzellockeren und Entnationalisierten, die in der Stunde der Entscheidung selber nicht mehr wissen, wohin sie gehören. Unfruchtbar die Träumer, Schwächlinge und Ästheten; unfruchtbar die Künstler, die heimlich fühlen, daß sie nur Eklektiker sind und die irgendeinen Großen für den Publikumsgeschmack umarbeiten, der Maler etwa den Corot, der Architekt den Palladio, der Schriftsteller den Strindberg. Unfruchtbar vor allem auch die Frauen. An einer ganzen Beispielkette werden die verschiedenen Arten und Gründe der Sterilität erschöpft. Da ist das arme Weib, dem die Natur es verweigerte, Mutter zu werden; da jenes männerfressende andere, das durch Schuld der höchsten Möglichkeit ihres Geschlechtes beraubt ist; da das reizende Luxuswesen, das immer schön bleiben und deshalb wohl des Mannes Geliebte sein, ihm aber keine Kinder gebären will; da die Mutter, die ihre Mutterschaft haßt und furchtbar an ihren Kleinen gestraft wird. Schicksale über Schicksale spinnen sich durcheinander, alle klug erfunden und fein geführt. Ihre Träger sind fast durchweg lebendig erfaßte Gestalten. Wohl sind die meisten nur skizziert, doch wie außerordentlich plastisch einzelne trotzdem wirken, das mag die kleine Kommerzienrätin Taube mit ihrer Katzebein beweisen.

Über diese teils selbstsüchtig-eitlen, teils unselig-zerrissenen Kinder der Zeit kommt nun der Krieg — der Krieg, über den sie so oft wie über eine Unmöglichkeit gelächelt haben. Er reißt sie in seinen Wirbel; er bricht die Lebensunfähigen und stählt die anderen; er bringt das Gericht und die Erlösung. Mitten in jedem Volk, sagt der schwache Thomas, lebt noch ein zweites Völklein, ein beziehungsloses, unfruchtbares, unnützes: die Frauen ohne Kinder; die Mädchengebliebenen; die Künstler, die nichts Selbständiges leisten; die überflüssigen Träumer und Artisten, alle die Männer, deren Arbeit ohne Zusammenhang mit der Volksarbeit ist. Und für sie kann der Krieg eine Rettung und Befreiung sein. Sie können einem großen Zweck dienen, sie finden den Anschluß an die Volksgemeinschaft, ihr Leben bekommt Wert und Sinn. Sowohl diese erlösende, als auch die vernichtende Wirkung des Krieges stellt Kurt Münzer nun an seinen Gestalten dar, und man muß sagen, daß er auch diese gefährlichste Talentprobe, den Umschwung glaubhaft zu machen, gut besteht. Er findet nicht nur kluge Worte, sondern er

Digitized by Google

findet auch Szenen von kühner Symbolik, von beklemmender, erschütternder oder phantastischer Wirkung; er reißt uns zuletzt selber in den Krieg hinein und vollendet darin Schicksale, die sich in der Darstellung zu einer gewissen Größe erheben, wie zum Beispiel das Alexander Leydens; er gibt Bilder (ich denke etwa an das träumende Heer), die uns aufwühlen, und eröffnet Ausblicke, denen man lange nachsinnt.

In jedem Falle also sollte man diesen Roman lesen. Hier scheint ein neuer Mann (neu wenigstens für die weitere Öffentlichkeit) aufzustehen, der viel zu sagen hat. Er gehört nicht zu den reinen Dichter-Erzählern, deren Art am schönsten etwa ein Gottfried Keller vertritt, aber er könnte wohl ein Schriftsteller-Erzähler von starker zeitlicher Wirkung werden, also etwa ein neuer Friedrich Spielhagen.

Auf den Berliner mag ein Wiener Roman folgen: „Die große Stunde" von Julius von Ludassy (Berlin, Schuster & Loeffler). Bei einem Preisausschreiben der New Yorker Staatszeitung ist er im April 1914 einstimmig mit dem ersten Preise ausgezeichnet worden — „als der von einundsechzig Romanen weitaus bedeutendste, alle anderen hoch überragende, neben dem überhaupt kein zweiter in Betracht kommen konnte".

Da wird man neugierig, selbst wenn man die Zufälligkeiten jedes Wettbewerbes aus vielen Erfahrungen kennt und als Preisrichter, Preisgekrönter und lautlos Durchgefallener alle Möglichkeiten solcher Veranstaltungen schon am eigenen Leibe ausgekostet hat. Allzugroß wird die amerikanische Verlockung ja zwar nicht gewesen sein, von den wirklichen Könnern ist schwerlich einer über das große Wasser gegangen, aber immerhin: man muß sich den Sieger, der einundsechzig Mitbewerber überlegen geschlagen hat, ansehen.

Die große Stunde, die er im Titel verewigt, ist die große Stunde der Erkenntnis, des Schicksals, die für jeden Menschen einmal kommt. Da fällt es ihm wie Schuppen von den Augen, da hält er Abrechnung mit sich und seinen Nächsten, da entscheidet sich seine Zukunft. Bei der Heldin des Ludassyschen Romans läßt die Erkenntnis ziemlich lange auf sich warten. Sie heiratet Herrn Norbert Auerwald, den sie für einen echten Künstler hält. Inmitten seiner Miniaturen, Plaketten, Helme, Hellebarden hat sie ihn kennen gelernt; auf der Jagd nach einer alten Truhe hat er ihr Liebeswürdigkeiten gesagt; als er um sie freite, warf er ihrem Intarsiatisch verliebte Blicke zu; auf der Hochzeitsreise erwischt er einen echten Steen, und die eheliche Wohnung richtet er wie ein Museum ein, durch dessen Räume er tagtäglich kaufkräftige Besucher führt. Aber er verkauft nicht nur schöne alte Stücke, sondern fabriziert und fälscht sie; er ist kein Mann der Kunst, sondern nur ein Mann der Künste, ein wahres Genie des Unechten, das auch den Ruhm, ja selbst noch den Tod fälscht. Langsam erkennt seine Frau das alles, lernt in dem armen, närrischen Fittich das echte Genie schätzen, mit dem die Welt Schindluder treibt; fühlt, daß auch ihre Ehe nur die Imitation einer Ehe ist und erklärt ihrem Gatten mehrfach: „Unsere große Stunde ist gekommen!" Ich kann es dem amüsanten Gatten eigentlich nicht übelnehmen, wenn er bei diesem dumpf-pathetischen Auftakt einer ehelichen Auseinandersetzung die Achseln zuckt. Programmgemäß tritt die große Stunde dann auch bei verschiedenen anderen Personen ein, und man scheidet mit der erfreulichen Aussicht, daß sie sich bei der Heldin noch öfter wiederholen wird — in Richtung auf eine neue Heirat.

Muß ich noch etwas hinzufügen? Nicht gerade gut, nicht gerade schlecht, nicht recht warm, nicht recht kalt, Eigenes und Angelesenes, Echtes und Unechtes mischend — das ist der Preisroman, der das Rennen bei der New Yorker Staatszeitung gemacht hat. Den Einser, den er dort bekommen hat, kann ich ihm nicht bestätigen: ich muß ihm schon eine schlechtere Nummer ins Zeugnis malen.

Rascher noch können wir über das neue Buch von Lily Braun hinweggehn. Es heißt „Lebenssucher" (München, Albert Langen); es sieht furchtbar bedeutend aus und ist ein weiblich aufgeregter Weltanschauungsroman, in dem Geistesschwingen mit mehr Geräusch, als Gewinn sausen. Über alle modernen Fragen und Bewegungen werden darin Unterhaltungen gepflogen oder Reden geschwungen; sämtliche-ismen der letzten Jahrzehnte wirbeln durch die Luft, und ein junger Baron, Konrad von Hochseß (rote Rosen in silbernem Wappenschild), steckt sein aristokratisches Näschen in alle Kochtöpfe der Zeit, um das Leben, die neue Erkenntnis, die neue Religion und noch einiges andere zu suchen. Eigentlich kommt es dabei doch immer nur zu ein paar Liebesaffären, die ohne Weltanschauungsbrimborium auch zu haben waren, und eigentlich finde ich den jungen Herrn, der das köstliche Ergebnis einer gelungenen Rassenmischung vorstellen soll, reichlich unreif, eitel, aufgeregt und anmaßend. „Jung, gesund, reich und so ein Jammerlappen," sagt ein Mädel von ihm. Aber Lily Braun schätzt ihn offenbar anders ein, hält ihn für einen wundervollen Aristokraten (— echte Adlige bewegen sich nach ihrer Behauptung immer in Extremen —) und deckt wie Pallas Athene ihren Helden auf allen seinen Fahrten mit ihrem Schilde. Als einer, der das Leben fand, stirbt er schließlich leuchtenden Auges als Kriegsfreiwilliger. Mit ähnlichen Schlüssen werden wir wohl bei einem großen Teil aller Romane des nächsten Jahrzehnts rechnen müssen.

Unsere Zeitungen haben Lily Braun allen Ernstes mit Rousseau verglichen und ihr „höchste dichterische Gestaltungskraft" nachgerühmt. Sie mögen das mit ihrem Gewissen ausmachen, wenn sie eins haben. Ich finde

Digitized by Google

Eiſerner Wehrmann

Holzbildwerk von Bruno May

Als Nagelungsdenkmal aufgeſtellt in Frankfurt a. d. Oder

Digitized by Google

Digitized by Google

in diesen „Lebenssuchern“ zwar einen gewissen Instinkt für zeitliche Strömungen, aber weder Klarheit noch Tiefe des Denkens, sondern nur unruhig schillernde, leicht ins Extrem geratende, halbwahre Sentenzen prägende Oberflächlichkeit. Möglicherweise ist an diesem Eindruck auch die dichterische Ohnmacht Lily Brauns mitschuldig. Sie hat keine schöpferischen Fähigkeiten; es fehlt ihr das reine, ruhige Schauen, die tendenzlose Liebe zum Geschaffenen, und wenn in einer Dichtung die gestaltende Kraft versagt, so rückt auch die Ideenwelt in ein falsches und schiefes Licht. Schwärmend oder karikierend verfällt Lily Braun dem Dilettantismus, der bald ganz offenbar ist wie etwa in der Szene auf Seite 134—136, bald sich mehr versteckt, ihrem ganzen Roman aber jedenfalls den Charakter des Unechten aufprägt.

Es ist wahrhaftig eine Erfrischung, gleich danach in die harte und scharfe Luft des Schweizers Paul Ilg zu kommen. Man fühlt die liebe Erde stark und fest wieder unter seinen Füßen, und statt der Sentenzen und Debatten gibt es Gestalten und Erlebnisse. Paul Ilg macht das Eichendorffsche Wort wahr, daß kein Dichter sich von seiner Jugend lösen könne. Er kreiste in allen bisherigen Werken um die Werdezeit des jungen Menschen; er gab allen die Spuren, die untilgbaren Spuren der eigenen leidvollen Jugend mit, in der sein hochmütiges Herz sich gegen die Armlichkeit der Verhältnisse empörte und erbitterte. Die schöne Anmut, die sein Landsmann Huggenberger besitzt, konnte ihm unter solchen Bedingungen natürlich nicht gedeihen. Er hat sich blutig gescheuert, er ward herb und rücksichtslos, ein schroffer Gestalter, dessen Kantigkeit kein weicherer, lyrischer Zug milderte. Nun scheint ihm das Leben freundlicher zu lächeln, und Sommersonne fängt das Herbe zu süßen an. Sein neues Buch „Was mein einst war“ (Frauenfeld, Huber & Co.) hält sich im alten Stoffkreis, doch es ist menschlich freier, es hat den letzten Rest von Bitterkeit überwunden. So kann er in der ersten Erzählung „Maria Thurnheer“ der Spiel- und Jugendfreundin, die ihm doch einst so weh getan hat, mit Dank und Liebe nachsinnen, ja ihr Bild bleibt ihm ein Gruß aus der Morgenfrühe, ein Spieglein „War's nicht schön?“, ein Lämpchen für die finstere Todesschlucht. Und der kleine Kadett in der zweiten Erzählung, der von der schwachen Mutter zuerst hochmütig die teure Uniform erpreßt, zieht zuletzt willig den blauen, fast mit dem Tode der Mutter erkauften Tand wieder aus, schüttelt den letzten Rest von Eitelkeit ab und fühlt sich seinem gestrengen Schicksal von nun ab gewachsen.

Diese beiden Erzählungen sind ausgezeichnet; sie sind die besten des Bandes. Wenn man am Anfang der ersten den harten Paul Ilg fast ein wenig lyrisch schwärmen hört, so schüttelt man wohl den Kopf: das Lyrische liegt ihm nicht, und man fragt sich gar, ob er am Ende sentimental werden wolle. Doch die Furcht ist unbegründet. Meisterhaft werden die drei Personen, Vater, Mutter und Tochter, nebeneinander gestellt, und wenn man sich den alten Starrkopf, die schwache Frau und das lebensdurstige Mädel ansieht, so kann es eigentlich gar nicht anders werden, als es wird. Von den übrigen Erzählungen sei (außer dem Kadettlein) noch „Heimkehr“ hervorgehoben — auch darin spielt das Verhältnis des begabten, hochmütigen Kindes zu den Eltern, insonderheit des Sohnes zur schwachen Mutter, eine große Rolle. Man fühlt, wo vernarbte Wunden brennen. Aber gerade die Freiheit und Sicherheit, mit der Paul Ilg aus alten Schmerzen jetzt schon ganz unverbittert neue, sich mehr und mehr rundende Dichtungen speist, scheint darauf hinzudeuten, daß er nun mit dem bisherigen Stoffkreis fertig ist und die Bahn zu neuen Flügen frei hat. In der Not seiner Jugend hat er längst seinen Zuchtmeister erkannt, und mit den schönen Versen aus des Knaben Wunderhorn darf er in diesem Novellenzwischenspiel von sich selbst sagen:

„Es ist mir, als ob Gott Ballon mit mir schlüg';
Je stärker er schlaget, je höher ich flieg'.“ —

Mit dem neuen Roman von Paul Keller: „Ferien vom Ich“ (Breslau, Bergstadtverlag W. G. Korn) läuft der diesmalige Bücherbericht zu guter Letzt in ein liebenswürdig heitres Ringelschwänzchen aus. „Ich kann nicht lange traurig sein,“ sagt der fröhliche und gemütvolle Schlesier einmal; „mein Herz wendet sich ab vom Kummer, wie eine Pflanze sich abwendet vom sonnenleeren Nordhimmel“. Solch einem Manne muß man von Zeit zu Zeit die Tür aufmachen, und besonders am Familientisch hält man ihm gern einen Stuhl frei. Er bringt ja gerade keine Höhen und Tiefen mit, aber er bringt Wärme und Behagen. Diesmal hat er sich eine sehr hübsche Heil- und Erholungsanstalt ausgetüftelt, die er in einem schlesischen Städtchen gründen will. Und mit Hilfe eines Bindestrich-Amerikaners, der in der alten, noch immer wirksamen Weise das goldne Herz, den smarten Geschäftsgeist und das erfreuliche Scheckbuch vereinigt, kommt die Gründung auch zustande. Zwar wird der ganze Roman allmählich zu einem abenteuerlich-närrischen Maskenfest, und wer auch nur den zehnten Teil glaubt, müßte verpflichtet werden, eine Hypothek des Sanatoriums „Ferien vom Ich“ zu übernehmen, doch der Einfall ist niedlich, Heiterkeit überstrahlt das bunte Spiel, die Rangstreitigkeiten der beiden Schildbürgerstädtchen sind allerliebst erzählt, und mit entwölkter Seele klappt man das Buch zu. Sein letzter Satz lautet: „Es ist die größte Lust des Lebens, andern die Last des Lebens zu erleichtern.“

Digitized by Google

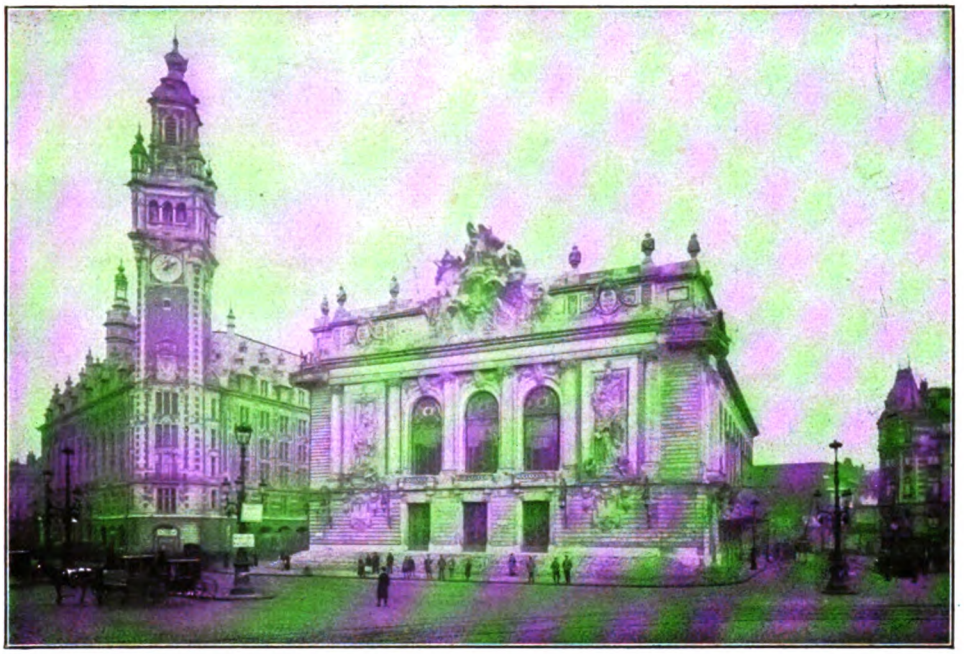
Illustrierte Rundschau

Kronprinz Rupprecht von Bayern; Büste von Prof. Fritz Behn in München — Vom Liller Theater und der Liller Kriegszeitung — Der „eiserne Wehrmann“ von Bruno May — Arbeiten und Entwürfe aus der Handwerker- und Kunstgewerbeschule zu Bielefeld — Zu unsern Bildern

Unter unseren ruhmgekrönten deutschen Heerführern erfreut sich Kronprinz Rupprecht von Bayern einer besonderen Wertschätzung und Beliebtheit. Daß die ihm in seinem engeren Vaterlande dargebracht wurde und wird, ist kein Wunder; denn er war ja von Kindesbeinen an mit Bayern und allem, was bayerisch war, auf das engste verwachsen. Seine besondere Beliebtheit umfaßt aber, ohne Übertreibung darf man es aussprechen, heut ganz Deutschland. Wir alle sehen in ihm nicht nur den Erben der bayerischen Königskrone, nicht nur den tapferen Sieger der großen Schlacht in Lothringen, den zähen Kämpfer in Nordfrankreich: es sprüht etwas persönlich, menschlich so unendlich Liebenswertes von ihm aus, daß sich niemand dem zu entziehen vermag. Ritterlich und eisenfest, gilt er allgemein draußen als der echte, rechte Soldatenvater: er, dem mitten im großen Kampf der eigene, über alles geliebte Sohn durch heimtückische Krankheit entrissen wurde, und der auch dies Leid wie ein Held trug, mitten unter seinen Feldgrauen, die begeistert an ihrem Führer hängen. Die Büste, die wir hier abbilden, bringt, scheint mir, die feste, straffe Geschlossenheit seines Wesens und zugleich doch auch die Güte seines Herzens schön zum Ausdruck. Sie ist ein Werk des Münchener Bildhauers Professor Fritz Behn, der seit Kriegsbeginn als Offizier bei der Armee des Kronprinzen im Felde steht. — Im Bereich der Armee des Kronprinzen liegt das „feldgraue“ Lille, die einst so stolze Hauptstadt Nordfrankreichs, ihr industrieller Mittelpunkt. Jetzt belegen die Franzosen oder Engländer die Stadt gelegentlich mit Fliegerbomben oder funken sogar mit besonders weittragenden Geschützen hinein, richten dadurch aber zumeist nur Unheil unter den armen Bewohnern an. Jedenfalls machen sich die Feldgrauen selbst, denen Lille als eine Art Dorado nach dem Schützengraben erscheint, aus jenen Gaben recht wenig, nehmen kaum Vermerk von ihnen. In Lille nun erscheint die älteste und verbreitetste deutsche Feldzeitung: die „Liller Kriegszeitung“. Ich hätte gern vermerkt: die älteste, verbreitetste und best geleitete Feldzeitung; aber ich besann mich noch rechtzeitig eines besserem. Man hätte es uns übel deuten können. Denn die „Liller Kriegszeitung“ ist, sozusagen, ein Ableger von uns. Ihr Herausgeber ist nämlich unser Paul Oskar Höcker, Hauptmann der Landwehr; und neuerdings hat er sich als Unterkraft auch noch unseren Dr. Paul Weiglin hinzugesellt, z. Z. feldgrauer Kanonier — nein, sogar Gefreiter. Unter diesen Umständen ist es ja kein Wunder, daß die Liller Kriegszeitung ein ganz hervorragendes Erzeugnis ist. Das ist sie in der Tat in der sorgsamen Herstellung, mit der feinen

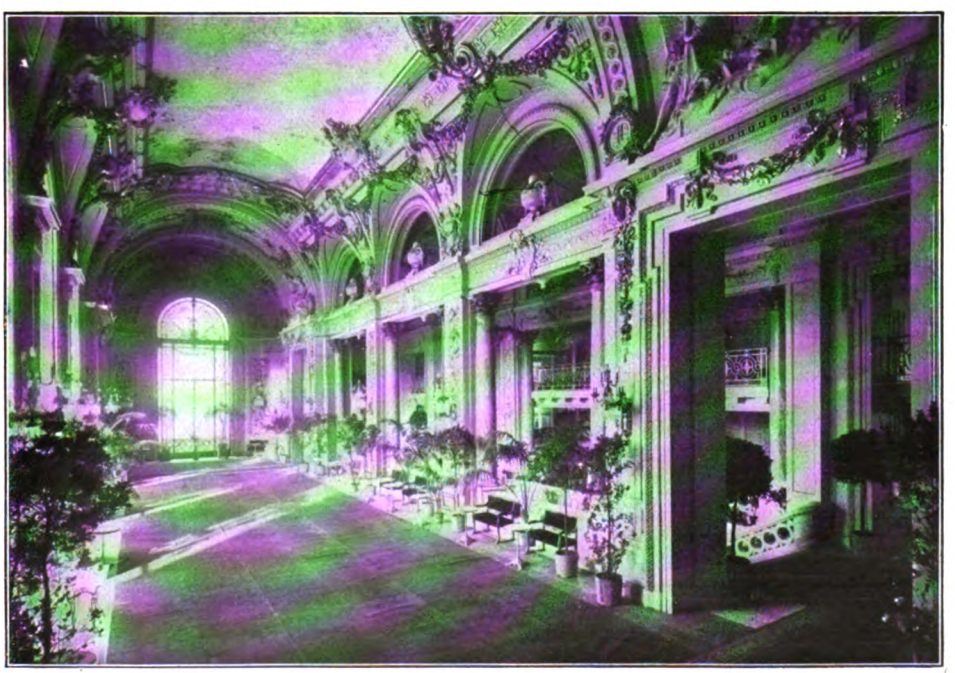
Kronprinz Rupprecht von Bayern
Büste in Eisenguß nach dem Modell von Prof. Fritz Behn
Ausgestellt in Brakls Kunsthaus in München

Digitized by Google



Das neue Theater in Lille, zur Eröffnung vorgesehen im Herbst 1914, während des Krieges zur Benutzung fertiggestellt vom deutschen Gouvernement der Stadt

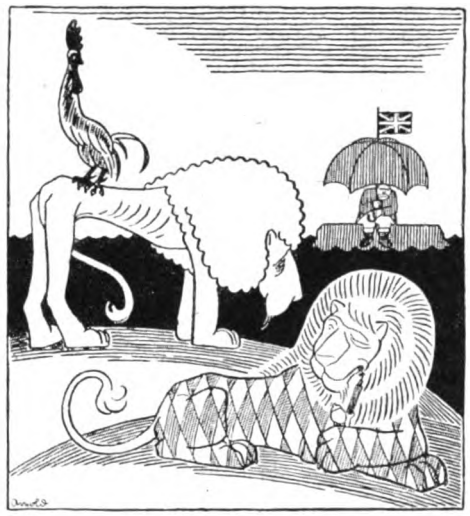
Mischung von Ernst und Scherz in Wort und Bild. Wer sie kennt, weiß: es steht ein Mann hinter ihr, der seine Sache von Grund aus versteht. Übrigens ist die Tätigkeit der schönen Firma „Liller Kriegszeitung" mit der Herausgabe dieses Blattes, das nebenbei



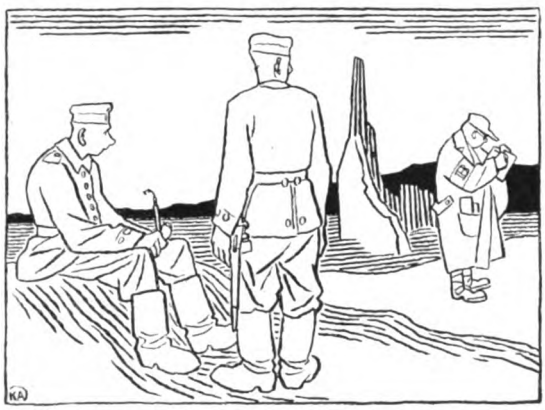
Die Wandelhalle im zurzeit Deutschen Theater zu Lille

Digitized by Google

bemerkt in einer Auflage von 80000 Exemplaren unentgeltlich in der Armee verteilt wird, nicht abgetan. Es wird eine große Druckerei betrieben, und allmählich hat sich, echt deutsch, auch ein eigener Verlag hinzugesellt. In diesem „jungen" Kriegsunternehmen erschienen bereits ein fesselndes Buch „Lille in deutscher Hand", dann „Arnolds Kriegsflugblätter" — der Maler Arnold ist der humorvolle Zeichner der Kriegszeitung — und, „auf vielfaches Verlangen", eine



Der bayerische Löwe und ‚the British Lion'
„Bürscherl, i moan, dir kumm i no amol ganz b'sunders!"



Der sächsische Berichterstatter: „Sag', Emil, was is denn das für eener, mit der B-Binde?" — „Dummer Gerl, der is doch von der Zeitung! Das heeßt: Bresse!"

prachtvolle Zusammenstellung des Inhalts einzelner Nummern der Zeitung, von denen viele heut schon Seltenheiten geworden waren. Die erste derartige Zusammenstellung hatte in einem Berliner Verlag das Licht der Welt erblickt, unser Paul Oskar Höcker, der nie genug Arbeit auf seine Schulter laden konnte, hat „Der Auslese erste Folge" aber selbst übernommen, gedruckt und zum Besten der Zeitung herausgegeben. Das hübsche Buch sei wärmstens empfohlen!

Es ist viel Regsamkeit in Lille, und sie äußert sich auch echt deutsch. Man denke: in Lille fanden wir ein Theater im Bau vor, das eigentlich im Herbst 1914 eröffnet werden sollte, und das nun vom deutschen Gouvernement durch einen Stabsoffizier des Ingenieur- und Pionierkorps fertiggestellt wurde. Schon zu Weihnachten gab es darin ein Gastspiel: Gäste aus Hannover führten zuerst die „Iphigenie" auf. Dann kamen Gäste aus Düsseldorf, und man gab u. a. den „Kälberbraten" von Hans Sachs, Kleists „Zerbrochenen Krug", Niebergalls Kleinstadtposse „Datterich" und Shakespeares „Was ihr wollt". Merkwürdig genug: das Stück des großen Engländers auf französischem Boden von Deutschen gespielt! Das Haus war immer ausverkauft; freilich kostete ein Sitzplatz im 4. Rang nur 20 Pfennige. Unsere Feldgrauen sollten es billig haben, kargten dafür aber auch nicht mit Beifall. Und lachen konnten sie, daß einem das Herz aufging! —

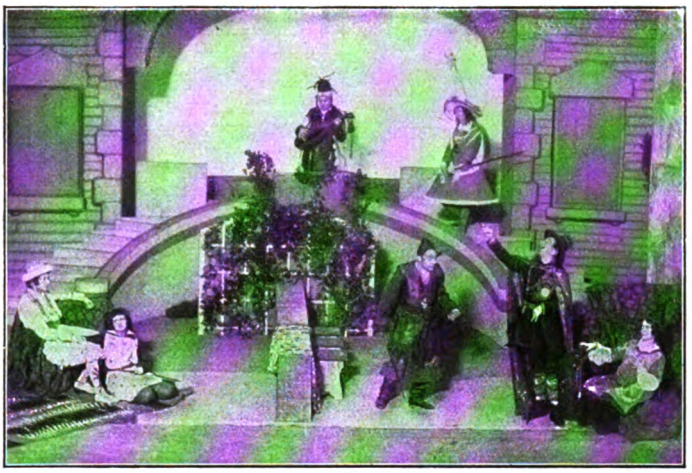
Unsere Leser wissen, wie wir den verschiedenen „Nagelungen" in deutschen Städten gegenüberstehen: bei aller Anerkennung der trefflichen Absicht in bezug auf das künstlerische Empfinden recht skeptisch. Aber es mag wohl das Meister Hindenburg zugeschriebene Wort zu recht bestehen: es wäre ihm ganz „Wurscht", wo und wie sie ihn „benagelten", wenn nur für seine Soldaten und deren Hinterbliebene ein recht gutes Stück Geld herauskäme. Hübsch ist es aber doch, wenn man auch einmal ein „Nagelungsobjekt" nach

Karl Arnold selbst

Aus dem Album „Arnolds Kriegsflugblätter der Liller Kriegszeitung" (Verlag der Liller Kriegszeitung)

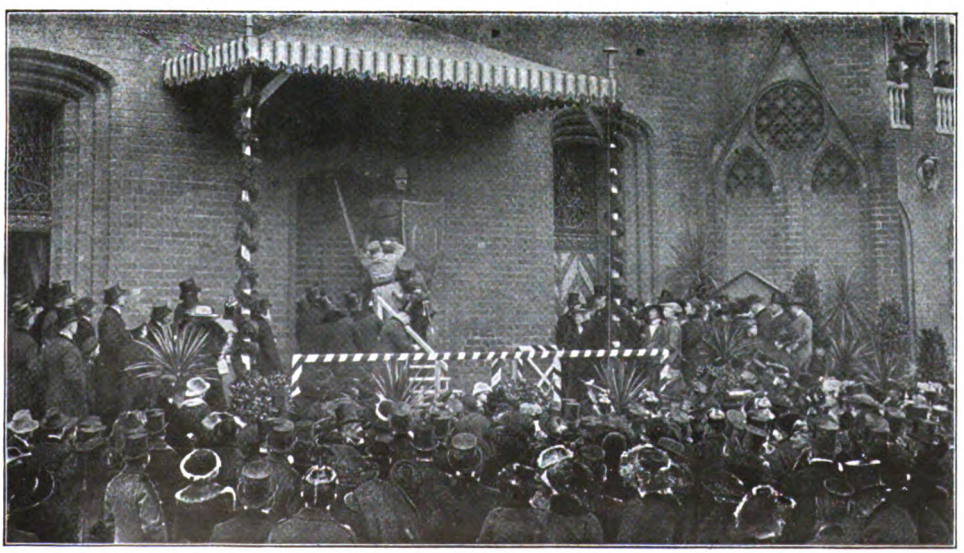
Digitized by Google

der künstlerischen Seite hin anerkennen kann und noch dazu eine Gestalt. Wir meinen den „Eisernen Wehrmann“ des Stuttgarters Bruno May, den die Stadt Frankfurt a. O. vor ihrem Rathaus aufgestellt hat. Es ist da wirklich ein kerniges Werk entstanden, schlicht und trotzig im Panzerhemd. Die Hauptsache aber scheint mir, daß nur Teile benagelt werden dürfen, die es vertragen können, nämlich Panzer und Schild. Dadurch ist endlich einmal vermieden, daß Fleischteile oder, wie bei dem Berliner Hindenburg, etwa die Nachbildung eines Wollmantels benagelt werde! —



Szenenbild aus „Was ihr wollt“ in der Gastspiel-Aufführung des Düsseldorfer Schauspielhauses im Deutschen Theater zu Lille

Zu den deutschen Mittelstädten, in denen neben einer breit und stark entwickelten Industrie ein außerordentlich reges künstlerisches Leben und Streben herrscht, gehört Bielefeld. Es ist zumal das Kunstgewerbe (im weitesten Sinne genommen), das sich hier immer mehr Bedeutung und Ansehen erobert hat. Auch auf der, leider durch den Kriegsausbruch nicht zur vollen Geltung gekommenen, Kölner Werkbund-Ausstellung war die Stadt ausgezeichnet, in einem eigenen Schauraum (Entwurf der Innenausstattung von Direktor Max Wrba, Ausführung von Tischlermeister Wilhelm Barkey) vertreten. Wir bringen heute aus der reichen Tätigkeit der Bielefelder Kunstgewerbler eine kleine Auslese glücklicher Schöpfungen: Stickereien von Fräulein Kleinhempel und Fräulein Hessel, eine außerordentlich hübsche Buchbinderarbeit nach dem Entwurf von Ludwig Godewols, einen Ehrenbürgerbrief nach dem Entwurf von Karl Muggly: bewährten Lehrern und Lehrerinnen der Bielefelder Handwerker- und Kunstgewerbeschule, deren Leiter der oben bereits genannte Architekt Max Wrba ist. Auch der Bildhauer Franz Guntermann gehört in diesen Kreis; von ihm stammen die ganz eigenartigen, als Säulenknäufe gedachten vier Temperamente, die wir auf Seite 576 abbilden —



Der eiserne Wehrmann von Bruno May vor dem Rathaus in Frankfurt a. O.
Ein Bild vom Beginn der Nagelung

Digitized by Google

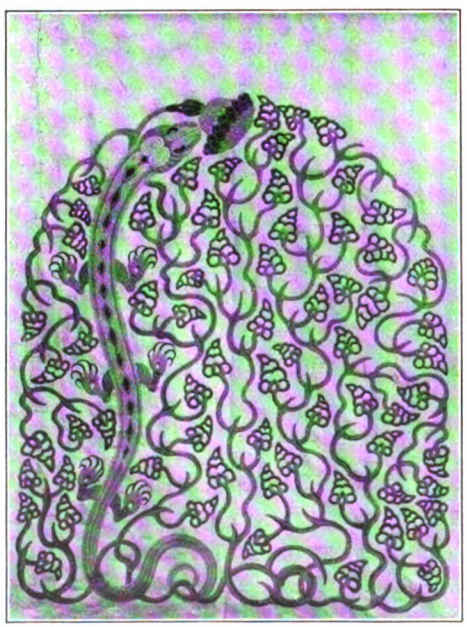
Seidenstickerei
Entwurf von Gertrud Kleinhempel

Masken, die wenigstens auf mich einen ganz besonderen Reiz ausübten.

Wehmütige, liebe Erinnerungen wekken in mir die Bilder von Hans von Bartels, unser Titelbild und die zwischen Seite 440 und Seite 441 eingeschaltete Landschaft. Wie oft bin ich mit diesem Künstler zu seiner schönen Werkstätte hinaufgestiegen, um Umschau zu halten unter den neuesten Werken des Unermüdlichen, vor allem unter seinen Studien, die mich stets besonders fesselten in ihrer Farbenfreudigkeit und Frische. Nie kam man vergeblich; brachte Bartels doch von jedem Ausflug, von jeder Reise Stöße von Studien heim. Allzufrüh hat der große Mäher den trefflichen Meister hinweggenommen.

Seidenstickerei. Entwurf von Else Hersel

Es ist sehr merkwürdig und ist vielleicht doch mehr als ein Zufall, daß schon in den letzten Jahren vor dem großen Kriege, der uns neben allem Schrecken und allem Leid doch auch soviel köstliche innere Einkehr brachte, man im deutschen Lande sich auf eine Reihe von deutschen Künstlern zu besinnen begann, die man Jahrzehnte, ja ein Jahrhundert lang belächelt oder mißachtet hatte. Es ist und bleibt das große Verdienst der Darmstädter Ausstellung 1914, daß sie dieses Besinnen auf gute deutsche Meister vergangener Tage zu einer gewissermaßen abschließenden Würdigung brachte. Zu jenen Künstlern, deren Werke fast nur noch in fürstlichen Schlössern mit einiger Achtung behandelt wurden, oft weniger um des Kunstwerts, als der dargestellten Persönlichkeit willen, gehören auch die „Tischbeine". Es handelt sich wirklich um „Tischbeine", um eine ganze Familie. Als Stammvater, wenn man so sagen darf, möchte man Johann Valentin (1715 bis 1767) nennen, dessen



Seidenstickerei auf Leinen
Entwurf von Gertrud Kleinhempel

Gestickte Wandfüllung in farbiger Wolle auf grobem Leinen. Entwurf von Gertrud Kleinhempel

Arbeiten aus der Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Bielefeld

Digitized by Google

Hauptwirksamkeit in Hildburghausen lag; bedeutender war sein Bruder Johann Heinrich (1722 bis 1789), der in Kassel eine reiche Tätigkeit entfaltete. Johann Heinrich Wilhelm, der Neffe des Genannten, ist wohl am frühesten wieder anerkannt und gewürdigt worden; er wird in der Kunstgeschichte meist als „der Neapolitaner" bezeichnet, weil er lange in Italien wirkte — den Abend seines Lebens aber war er in Hamburg und Eutin tätig. Der Tischbein endlich, dessen schönes Bildnis eines Waldecker Fürsten wir diesmal (zwischen Seite 456 und Seite 457) bringen, war der Sohn Johann Valentins; nach längeren Reisen in Frankreich und Italien wurde Johann Friedrich August (geb. 1750) Hofmaler in Arolsen, lebte dann in Dessau und starb 1812 in Heidelberg, nachdem er längere Zeit die Leipziger Akademie geleitet hatte. —

Ehrenbuch einer Bielefelder Schule
Entwurf von Ludwig Godewols

Dürfen wir in diesem Zusammenhang und unter Hinweis auf unser weiteres farbiges Kunstblatt, das Bildnis des sehr bedeutenden Dresdner Prof. Herm. Unger (nach Seite 544) einen redaktionellen Grundsatz entwickeln, der zwar eigentlich selbstverständlich ist, der aber von unseren kunstfrohen Lesern und Leserinnen dann und wann scheinbar immer noch verkannt wird. Eigentliche Kunstzeitschriften im engeren Sinn, die sich an einen meist ziemlich in sich abgeschlossenen Kreis wenden, dürfen einer bestimmten Richtung dienen. Das wollen und sollen wir nicht. Bei unserem sehr großen Leserkreis lassen wir bewußt verschiedene Richtungen zur Geltung kommen. Dafür sind unsere Bildergaben, von denen jede einzelne sehr sorgsam gewählt ist, so zahlreich, daß jeder Leser Blätter finden muß, die seinem Geschmack besonders entsprechen. Außerdem aber verfolgt unsere Auswahl das Ziel, unsere Freunde zum Vergleich der verschiedenen Richtungen zu veranlassen. Wir haben oft

Schauraum der Stadt Bielefeld auf der Werkbund-Ausstellung Köln 1914
Entworfen von Architekt M. Wrba, Direktor der Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Bielefeld

Digitized by Google

Phlegmatiker Melancholiker Sanguiniker Choleriker
Die vier Temperamente. Kapitäle in Holz geschnitzt. Entworfen und ausgeführt von Franz Guntermann

bemerkt, daß wir sie so zur Erkenntnis führen, daß gerade in der Kunst die einzelnen Richtungen nebeneinander ihr Recht haben! Der soeben entwickelte Grundsatz mag auch auf die schönen Bilder in unserem reichgeschmückten Artikel über Prof. Oskar Frenzel und das höchst eigenartige Gemälde von Josef Eberz (nach S. 488) Anwendung finden.

Besonders reich ist diesmal auch die Reihe der Kunstblätter im Tondruck. Neben der edlen reifen Plastik „Lebensfreude" von Prof. Ernst Seger (zwischen Seite 448 und 449) sei dabei in erster Reihe das schöne Bildnis von Prof. Hugo Vogel, unseres alten Gönners, erwähnt (nach Seite 496), das die Gattin des Malers wiedergibt, die zu malen er nie müde wurde. Herausheben möchte ich weiter den prachtvollen, herbernsten „Christus" (nach Seite 520) von Meister Eduard von Gebhardt in Düsseldorf: ein Gemälde, das zur kommenden Osterzeit willkommen sein wird. Und endlich das feine Bild von Richard Vogts „Im Kleide der Mutter". Eine liebenswürdige Idee hat in diesem Gemälde (zw. Seite 544 und Seite 545) eine ebenso liebenswürdige Verwirklichung gefunden.

H. v. Sp.

Ehrenurkunde. Entwurf von Karl Muggly

Arbeiten aus der Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Bielefeld

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Empfohlene Spediteure	2
Die orientalischen Eisenbahnen. Von Eugen Löwinger, Charlottenburg	3—4
Ein Vierteljahrhundert Daimler-Motoren-Gesellschaft	5—6
Berichte aus aller Welt	7—8
Die merkantilen Beziehungen zwischen China und Japan mit Bezug auf die künftige Gestaltung des Ausfuhrgeschäftes nach China	8
Künstlerische Kriegsandenken	9
Ein internationales einheitliches Zolltarifsystem. Von Dr. W. Stein	10—11
Der Aussenhandel Frankreichs	11
Handelsteil	12—14
Bezugsquellenregister	15—16
Neueste Anfragen aus dem Auslande	2. Umschlagseite
Deutsche Werkzeugmaschinen	3. „

Die orientalischen Eisenbahnen.

Von Eugen Löwinger, Charlottenburg.

Die Betriebsgesellschaft der orientalischen Eisenbahnen ist von der bulgarischen Regierung anlässlich der Mobilisierung der bulgarischen Armee davon verständigt worden, dass alle jene Teilstrecken der orientalischen Eisenbahnen, die sich auf bulgarischem Territorium befinden, beschlagnahmt sind. Es handelt sich gegenwärtig um die Strecken von Svilengrad über Demoteka nach Dedeagatsch im Ausmasse von zusammen 180 km. Dieses Vorkommnis hat natürlich nur sekundäre Bedeutung im Vergleich mit den weltbewegenden Ereignissen, die sich jetzt am Balkan abspielen.

Die Rechtsverhältnisse der Betriebsgesellschaft der orientalischen Bahnen sind aber im Zusammenhang mit den gegenwärtig schwebenden militärischen Operationen so interessant, dass wir es für angebracht halten, einen kurzen Rückblick über den hier in Betracht kommenden Fragenkomplex unsern Lesern zu bieten.

Die Verwickelungen haben schon im Jahre 1908 begonnen, als Bulgarien einfach die ostrumelischen Linien der Orientbahnen beschlagnahmte und an die rechtmässige Besitzerin nicht mehr zurückgab.

Die Gesellschaft hat natürlich die Massnahmen der bulgarischen Regierung damals nicht so ohne weiteres über sich ergehen lassen. Lebhafte Proteste waren die Folge, welche zwar direkt keine praktischen Resultate ergeben haben, doch hat sich schliesslich die Gesellschaft in den Verlust dieser Teillinien gefügt, weil sie hierfür reichlich finanziell entschädigt worden ist. Von der Ablösungssumme, die die Türkei von Bulgarien nach der Annexion Ostrumeliens erhalten hat, kamen 19 Millionen Franken auf den Teil der Betriebsgesellschaft. Ausserdem erhielt sie von der bulgarischen Regierung unter dem Titel „Für die Abnutzung der Betriebsmittel und für Entgang der Einnahmen" noch weitere $2^1/_4$ Millionen Franken. Diese beiden Beträge zusammengenommen, umfassen die Hälfte des Aktienkapitals der Betriebsgesellschaft, während der Verlust der ostrumelischen Linien lediglich ein Viertel des gesamten Eisenbahnnetzes der orientalischen Bahnen darstellte.

Während des Balkankrieges haben sich die Ereignisse weniger vorteilhaft für die Betriebsgesellschaft der orientalischen Bahnen entwickelt. Die verbündeten Balkanstaaten haben es sich nicht nehmen lassen, nach ihrem Gutdünken mit den Linien der orientalischen Eisenbahnen umzugehen, ohne dass die Betriebsgesellschaft es bis heute hätte durchsetzen können, irgendwie eine Entschädigung durchzudrücken. Bulgarien und Griechenland haben bei Friedensschluss die während des Krieges beschlagnahmten Eisenbahnlinien wohl der Gesellschaft zurückgegeben, haben es aber abgelehnt, für die Beschädigung an rollendem Material, die Schäden an dem Bahnkörper, sowie für den Entgang der Einnahmen irgendwie Ersatz zu bieten. Serbien hat sich die Angelegenheit noch bequemer zurechtgelegt. Es hat die Gesellschaft nicht wieder in ihr Eigentumsrecht zurückversetzt. Die serbische Regierung hat aber auch noch weiter jene Verhandlungen abgelehnt, die dahingingen, wegen Ablösung der Betriebsrechte mit der Gesellschaft eine Einigung zu erzielen. Sie hat vielmehr alle diesem Ziele zustrebenden Bemühungen der Betriebsgesellschaft mit dem Hinweis abgetan, dass sie sich in der Sache mit der Türkei auseinanderzusetzen habe. Dieser Widerstreit der Meinungen hätte grössere Dimensionen annehmen können, wenn nicht zu guter Letzt

Digitized by Google

doch die serbische Regierung Neigung gezeigt hätte, sich auf Verhandlungen einzulassen. Die Aktien gingen nämlich in den Besitz einer österreichischen Bankengruppe über und es zeigte sich sofort, dass die serbische Regierung es darauf angelegt hatte, die österreichische Monarchie von der Beherrschung der Verkehrsstrasse nach Saloniki auszuschalten.

In diese Angelegenheit hat sich dann auch noch eine französische Finanzgruppe hineingemischt, welcher die Linie von Saloniki nach Dedeagatsch gehörte. Man plante von dieser Seite eine verkehrspolitische Interessenteilung durch Gründung einer serbischen und griechischen Betriebsgesellschaft. Unter dem Mäntelchen der „Internationalisierung der Orientbahnen" sah man aber deutlich den Pferdefuss hinausragen, denn die Bemühungen der französischen Finanzgruppe gingen lediglich darauf hin, den österreichischen Einfluss gänzlich auszuschalten. Diese Kombination schlug natürlich fehl. Serbien erkannte, wie wir bereits angedeutet haben, dass es den direkten Verhandlungen mit der Orientbahn nicht aus dem Wege gehen könne und es verstand sich dazu, die Politik der Nachgiebigkeit einzuschlagen. Gerade als man daran ging, die Grundlagen für eine Verständigung zu konstruieren, ereignete sich das Blutbad in Serajewo, und damit waren die Verhandlungen unterbrochen und konnten natürlich seither nicht wieder angeknüpft werden. Schon vorher hatte die Gesellschaft ihre Ersatzansprüche nicht bloss gegen Serbien, sondern auch gegen Bulgarien und Griechenland (gegen letztere wegen deren Refüs irgendeinen Ersatz für die Benützung der Schienenwege während des Balkankrieges zu leisten) bei der Pariser Finanzkonferenz angemeldet, die nach dem Londoner Präliminarfrieden und den späteren Friedensverträgen in Aussicht genommen war, um die mit der Aufteilung der Türkei zusammenhängenden Finanzfragen zu regeln. Diese Finanzkonferenz hat ihre Tätigkeit noch nicht begonnen und wird nach den Umwälzungen, denen wir beiwohnen, wohl kaum je in Funktion treten. Die Betriebsgesellschaft der orientalischen Bahnen hatte bei der Pariser Finanzkonferenz eine Vergütung von 12 000 Franken pro Tag gegen Serbien angemeldet, zu berechnen von dem Tage an, an dem sich Serbien widerrechtlich in den Besitz des Netzes gesetzt hatte und bis zu dem Tage, an dem die Rückerstattung erfolgen würde oder ein zufriedenstellendes Arrangement zustande käme. Durch die Ablösung der ostrumelischen Linien hatte das gesellschaftliche Netz 310 km eingebüsst. Die Wegnahme der Linien auf dem neuserbischen Gebiete brachte der Gesellschaft einen weiteren Verlust von 371 km. Das alte Netz, das im Eigentum der Gesellschaft verblieb, betrug nunmehr 588 km. Hierzu kam die neue, auf türkischem Gebiet liegende Strecke Alpullu-Kirklisse im Ausmasse von 46 km. Die Betriebsgesellschaft hat ferner die Aktien der Eisenbahn Saloniki-Monastir angekauft (219 km).

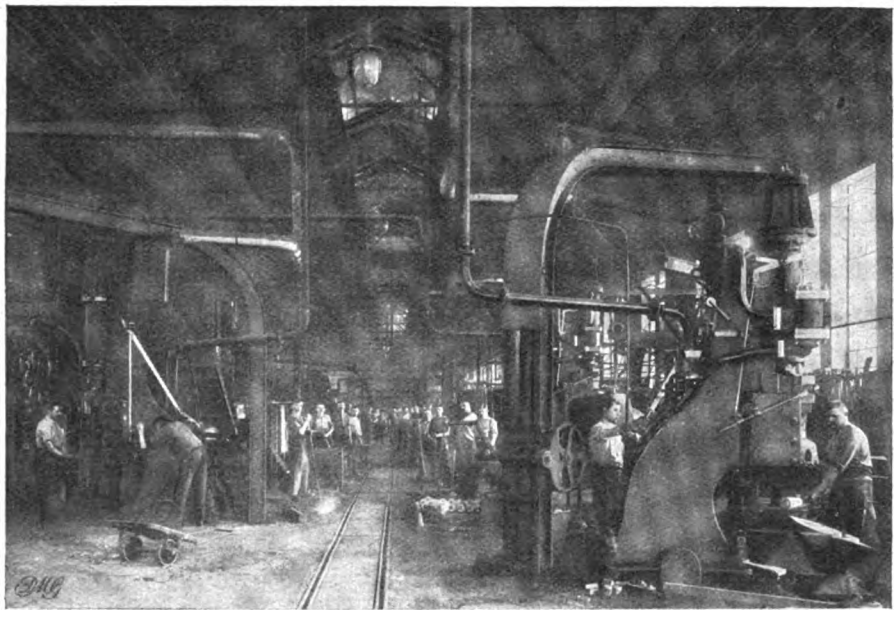
Durch das Eingreifen Bulgariens haben die Besitzverhältnisse der orientalischen Eisenbahn einschneidende Veränderungen erfahren. Die bulgarischen Staatsbahnen haben den Betrieb auf der Strecke Svilengrad-Dedeagatsch übernommen (180 km), die griechische Regierung hat Besitz ergriffen von der Linie Saloniki-Gewgeli (77 km), die auf neugriechischem Gebiete liegt. Das gegenwärtige Schienennetz der orientalischen Eisenbahn beträgt 327 km.

Was die zukünftige Gestaltung der orientalischen Eisenbahn betrifft, so ist eine Vorhersage recht misslich, wenn auch zweifelsohne die Aussichten für die Gesellschaft keineswegs schlechter geworden sind. An Stelle des renitenten Serbiens wird eine Macht treten, die die völlig gerechtfertigten Ansprüche der Gesellschaft älteren und neueren Datums ohne weiteres akzeptieren muss. Das uns befreundete Bulgarien wird wegen der früheren und jetzigen der Gesellschaft zustehenden Vergütungen wohl kaum einen gegensätzlichen Standpunkt einnehmen können. Das wäre sachlich und politisch kaum angängig. Die Mehrheit der gesellschaftlichen Aktien befindet sich, wie wir wissen, in Händen einer österreichischen Finanzgruppe und ausserdem ist die Türkei an den Ergebnissen der Gesellschaft finanziell beteiligt. Es sind also durchwegs „befreundete" Interessen, die nebst der Sachlichkeit der gesellschaftlichen Ersatzansprüche mitsprechen. Griechenland hat ebenfalls keine Ursache, sich den sachlich begründeten Ersatzverpflichtungen zu entziehen. Diese Annahme ist auch durch politische Erwägungen begründet. Da die Pariser Finanzkonferenz, die bisher kompetent gewesen wäre, ausgelebt hat, so werden diese „lokalen" Finanzfragen — wenn man so sagen darf — wohl auch im Friedensinstrument, das den Weltkrieg beendigt, Aufnahme finden.

Digitized by Google

Ein Vierteljahrhundert Daimler-Motoren-Gesellschaft.

Am 28. November 1915 vollendeten sich 25 Jahre seit der Gründung der rühmlichst bekannten Daimler-Motoren-Gesellschaft in Untertürkheim bei Stuttgart. Mit berechtigtem Stolze darf die Firma auf das Erreichte zurückblicken. Durch ihre hohe Leistungsfähigkeit hat sie sich zu einem der bedeutendsten Unternehmen der Automobil- und Motoren-Industrie entwickelt, worüber die anlässlich des Jubelfestes herausgegebene wundervolle Denkschrift eine urkundliche Darstellung bietet. Diese ganz hervorragend ausgestattete, technisch und künstlerisch wertvolle Denkschrift bildet ein beredtes Zeugnis, ein ehrendes Dokument für die Bedeutung der Jubelfirma. Wir können unsere Leser mit dem interessanten Entwicklungsgang der Daimler-Werke nicht besser in kurzen Zügen bekannt machen, als mit der folgenden Wiedergabe des Geleitwortes aus der vorerwähnten Jubiläums-Denkschrift:



Innenansicht einer Daimler-Werkstätte.

Deutsche Arbeit, vielgeschätzt, vielgeneidet und allbegehrt, steht auf dem Weltmarkt in der vordersten Reihe; mehr als 40 Jahre fruchtreichen Friedens waren ihr vergönnt gewesen, sich machtvoll zu entwickeln. In diese Zeit des stolzen Gedeihens, des stärksten wirtschaftlichen Aufschwungs deutscher Industrie fällt der Aufstieg der Daimler-Motoren-Gesellschaft, die Entwicklung des von Gottlieb Daimler erfundenen kleinen, schnellaufenden Benzinmotors und damit das Aufblühen ganz neuer Zweige der Technik.

Gottlieb Daimlers Name hallte durch die Kulturwelt, wie der eines George Stephenson, Daimlers Erfindung eroberte sich die Erde. Der Automobilmotor war es, der den letzten zwei Jahrzehnten ihr Zeichen aufdrückte. Als die ersten grössten Hindernisse überwunden waren, begann die neue Episode. Rasch nacheinander eröffneten sich Möglichkeiten, die kurz vorher noch phantastische Wünsche waren, Probleme, die man für unlösbar hielt, wurden

Digitized by Google

innerhalb verblüffend kurzer Zeit gelöst, die Entwicklung der jungen Industrie ging stürmisch vorwärts und zog ein Kielwasser neuer Ideen hinter sich her. Daimlers Lebenswerk war ein festes Fundament, auf dem die Technik des Benzinmotors schnell emporwuchs und sich zur Reife entfaltete. Daimler hatte die Forderungen seiner Zeit so klar erkannt, wie die der Zukunft. Sein weitausschauender Blick gab ihm die Überzeugung des Erfolges, und diese Gewissheit war ihm eine unerschöpfliche Quelle vertrauensvoller Tatkraft, mit der er die Grundlagen des grossen Werkes schuf, das heute seinen Namen ehrt.

Die Geschichte der Daimler-Motoren-Gesellschaft wäre nicht vollständig ohne die Vorgeschichte, die die ersten Versuche, die ersten Anlagen zum Bau der Werke bis zur Gründung der Gesellschaft im Jahre 1890 umfasst.

Acht Jahre vorher (1882) begann Gottlieb Daimler die Arbeit. In der Folgezeit war es ihm gelungen, seine Erfindung auszubauen, zu vervollkommnen und die nötigen Werkstätten zu errichten. Dann kam es zur Bildung der Gesellschaft, und die steile Entwicklungskurve vom kleinen Unternehmen zum Grossbetrieb nahm ihren Anfang. Der Aufstieg ging freilich nicht ohne Hindernisse und Fährlichkeiten und nicht immer gleich glücklich vor sich; aber die sich bietenden Schwierigkeiten und die Schwankungen des wirtschaftlichen Lebens konnten den raschen Aufstieg nicht hindern, wenngleich sich in den Jahren der Krisis das Sinken und Steigen der Konjunktur vom Stande der Arbeiterzahl ablesen lässt, wie Ebbe und Flut vom Pegel.

Die Geschichte der Daimler-Motoren-Gesellschaft gliedert sich in zwei scharf getrennte Teile. Der eine umfasst das erste Jahrzehnt — von 1890 bis 1900 — ein Jahrzehnt voll heisser Arbeit, die der Verbesserung des Motors und der Erweiterung der Daimler-Werke galt. Der andere Teil ist kurz „Mercedes" zu betiteln und kann als die Geschichte des modernen Automobilismus schlechtweg bezeichnet werden, die mit der Jahrhundertwende begann. Im Jahre 1900 tauchte der Name „Mercedes" zum erstenmal auf, und zwar so glanzvoll, dass er binnen kurzer Zeit jenen goldschweren Klang hatte, der den Erfolg auf dem Weltmarkt bedingt. Unter der Marke „Mercedes" eroberte sich der Daimler-Motor die Erde.

Es war eine nationale Streitfrage: „Welches Vaterland hat der Automobilismus?" Frankreich und Deutschland erhoben Anspruch auf diese Ehre, und beide Länder wussten ihren Anspruch zu begründen. Es ist zweifellos, dass Frankreich den Automobilsport zur Blüte brachte, dass in Frankreich das Automobilwesen anfänglich die grösste Unterstützung, die wirksamste Förderung erfuhr. Aber im Automobilbau war Deutschland immer an der Spitze. (In dem Buche, welches anlässlich der Jubelfeier herausgegeben ist, ist der Beweis dafür niedergelegt.) Die Verdienste Frankreichs schmälern zu wollen, wäre töricht. Aber der Streit ist ohnedies mit wenigen Worten entschieden. Deutschland, nicht Frankreich, ist das Vaterland des Automobilismus; Frankreich ist das Mutterland. —

Gleichlaufend mit der Entwicklung der Erzeugnisse ging die der Fabrik und die der inneren Organisation des vielseitigen Betriebes. Auch die Verwaltung wurde bis ins kleinste ausgebaut. Seit der Übersiedlung von Cannstatt nach Untertürkheim ist das Unternehmen von Jahr zu Jahr gewachsen; das ursprünglich so kleine Werk wandelte sich langsam zum Grossbetrieb, und damit änderten sich die Bedingungen der Leitung. Die Arbeiterfürsorge wurde durch Wohlfahrtseinrichtungen eingeleitet und befestigte das gute Einvernehmen und das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitern.

Genie, zähe Ausdauer, harte, zielbewusste Arbeit, und nicht zuletzt deutsche Gründlichkeit haben im Laufe von zweieinhalb Jahrzehnten das Werk auf jene Höhe gehoben, auf der es gegenwärtig steht. Es war ein schwieriger Aufstieg bis zu der Höhe, die die Daimler-Motoren-Gesellschaft heute in der Automobil-Industrie und im Welthandel einnimmt. Durch Angliederung immer neuer Gebiete des Verkehrs und durch die Vielseitigkeit ihrer Arbeit ist die Daimler-Motoren-Gesellschaft in 25 Jahren zum mächtigen Unternehmen emporgewachsen, dessen Arbeitshallen und Shedbauten vom Dröhnen der Arbeit erfüllt sind. Sie ist nach allen Seiten unabhängig geworden und kann jetzt mit Genugtuung und besonderem Stolze auf das verflossene Vierteljahrhundert zurückblicken, denn die Entwicklung des Unternehmens ist mit ein Teil jenes Werkes, an dem das geeinte Deutsche Reich seit mehr als vier Jahrzehnten arbeitet; der Nation den Platz zu sichern, der ihrer Grossmachtstellung zukommt und diesen Platz im internationalen Wettbewerb zu befestigen. Seit ihrer Gründung half die Daimler-Motoren-Gesellschaft mit, dieses Ziel zu erreichen, heute, da ein Weltbrand um Deutschland und die befreundete Nachbarmonarchie lodert, mit verdoppelter Kraft. So begeht die Daimler-Motoren-Gesellschaft mit Stolz den Gedenktag ihres 25jährigen Bestehens, während die donnernde Ouvertüre einer neuen Zeit die Erde in ihren Grundfesten erzittern lässt.

Digitized by Google

Berichte aus aller Welt.

Niederländisch-Indien.

Es ist erstaunlich, welch grosse Stabilität das hiesige Wirtschaftsleben nun schon seit mehr als 14 Monaten dem erschütternden Einfluss des Weltkrieges entgegengesetzt hat. Das lässt sich besonders vom Import behaupten, der doch durch die Massnahmen unserer Feinde vornehmlich bedroht war. Alle Veranlassung lag zu der Erwartung vor, dass im Importgeschäft die ersten und stärksten „Klappen" zu befürchten seien. Dass es nicht so weit gekommen ist, hat seine Ursache in der bedrängten Lage selbst. Not macht erfinderisch, das hat die ganze Welt am Beispiel Deutschlands gesehen, und so mussten sich auch unsere hiesigen Kaufleute durch weitsichtige Dispositionen und auf Umwegen der Situation anpassen, sie mussten Mittel und Wege erfinden, Kalamitäten auszuweichen. Was in dieser Beziehung von deutschen und holländischen Geschäftsleuten geleistet worden ist, darüber wird man nach dem Kriege wohl mehr zu wissen bekommen, vielleicht aber unterbleibt besser eine Erörterung in dieser Richtung. Denn es ist nicht das Verdienst Englands, dass wir hierzulande noch mit dem Nötigen versorgt sind.

So wie sich die Berechnung Albions im Waffenkampf als verfehlt erwiesen hat, ist sie es auch, und man darf behaupten in weit grössererem Masse, im kommerziellen Kampfe. Ja, in den hiesigen Kolonien hat Deutschland auf ökonomischem Gebiet einen glänzenden Sieg davongetragen, trotz des augenblicklichen geringen direkten Warenaustausches deshalb ein Sieg zu nennen, weil die Sympathie für alles, was deutsch ist, beim Engros-Zwischenhandel (Chinesen und Araber) und bei den Konsumenten (das sind die Eingeborenen) ausserordentlich gestiegen ist. Man darf es ruhig aussprechen: das ganze denkende und begreifende Land ist heute pro-deutsch.

Und mag die Mehrzahl der hiesigen, übrigens bedeutungslosen Zeitungen sich mit konstanter Bosheit weiter für „die gerechte Sache" Albions und Kompanie in die Schanze werfen, die öffentliche Meinung steckt nicht dahinter, heute hört man gerade von den Europäern, die früher Deutschland als den Pfuhl allen Übels beschauten, die Weisheit verkünden, dass England viel an Sympathie verloren habe!

Es dämmert also auch schon in dunklen Köpfen. So stehn die Aktien hier. Der Stein kommt ins Rollen!

Und daraus lässt sich, was das hiesige ökonomische Feld anlangt, eine gute Prognose stellen für den deutschen Kaufmann. Ist erst der Friede geschlossen, dann kann hier aufs neue der Krieg beginnen, der friedliche Wettbewerb auf wirtschaftlichem Gebiet; um den Sieg für die deutsche Flagge ist mir nicht bange. Dann soll aber auch alles Unrecht gutgemacht, aller dem deutschen Fleiss zugefügte Schaden eingeholt werden. Der Weg liegt offen: manche leere Ecken, die auf deutsche Waren lauern, sind aufzufüllen, viele tote Winkel müssen erst durch deutsche Erzeugnisse wieder neues Leben empfangen.

Deutschland darf nicht nur der grösste Abnehmer aller hiesigen Kolonialprodukte (Zucker etwa ausgenommen) sein, es muss auch der grösste Lieferant der schönen niederländisch-indischen Kolonien werden. (H. Steinmann, Soerabaia.)

Die rumänischen Banken.

In diesen Zeiten, wo jedes Land mehr denn je auf seine eigenen Finanzkräfte angewiesen ist, wird es nicht uninteressant sein, einige Erörterungen über die rumänischen Bankinstitutionen und deren Finanzkraft zu machen.

An erster Stelle ist die Rumänische Nationalbank zu erwähnen, die über ein Kapital von 12000000 Lei und einen Reservefonds von etwa 40000000 Lei verfügt (genau 39877686 Lei). Der Goldvorrat dieser Bank betrug am 23. Oktober 1915 283205036 Lei, dem ein Banknotenumlauf von 742348835 Lei gegenüberstand.

Unter den Privatinstitutionen nehmen acht Grossbanken den ersten Rang ein, und zwar:

1. Die Banca Românească mit einem Kapital von 26250000 Lei;
2. die Banca Agricola mit einem Kapital von 18500000 Lei;
3. die Banca de Scont mit einem Kapital von 10000000 Lei;
4. die Banca Generala Română, die im Jahre 1895 von der Disconto-Gesellschaft und S. Bleichröder, Berlin, gegründet wurde und über ein Kapital von 15000000 Lei verfügt;
5. die Banca de Credit Român, gegründet im Jahre 1904 von der k. k. priv. Österreichischen Länderbank, Wien, mit einem Kapital von 20000000 Lei;
6. die Banca Comerciala Română, gegründet im Jahre 1907 vom Wiener Bankverein und der Anglo-Österreichischen Bank in Wien mit einem Kapital von 12000000 Lei;

Digitized by Google

7. die Banca Marmorosch Blank & Co., gegründet im Jahre 1905 von der Pester Ungarischen Kommerzialbank, Budapest, Bank für Handel und Industrie, Berlin, Banque de Paris et Pays-Bas, Paris, mit einem Kapital von 20000000 Lei;
8. the Bank of Roumania Ltd., gegründet 1865, mit einem Kapital von 7500000 Lei.

Wie man hieraus ersieht, sind bloss die ersten drei Banken mit rumänischem Kapital konstituiert, während die übrigen mit fremdem Kapital arbeiten, was für alle diese Banken zusammengenommen 74500000 Lei beträgt.

Das Kapital der acht genannten Banken beläuft sich auf 129250000 Lei, und verfügen dieselben ausserdem noch über einen Reservefonds von über 47000000 Lei, der etwa 27 Prozent vom investierten Kapital ausmacht.

Das Totale, über welches also diese Banken verfügen, ist 177000000 Lei, wovon 70000000 Lei rumänisches Kapital bilden und die übrigen 107000000 Lei sich auf die fünf mit fremden Finanzen gegründeten Banken verteilen.

Ausser diesen Institutionen besitzt Rumänien noch etwa 200 Kleinbanken, die im ganzen über ein Kapital von 100000000 Lei verfügen, fast durchwegs aber von den erwähnten Grossbanken abhängig sind. Nicht eingerechnet sind hierin die Volksbanken, deren es heute in Rumänien nahezu 3000 gibt, und die über ein Kapital von 120000000 Lei verfügen, das sich auf 600000 Subskribenten verteilt. (Wilh. Eugen Abody, Bukarest.)

Die merkantilen Beziehungen zwischen China und Japan mit Bezug auf die künftige Gestaltung des Ausfuhrgeschäftes nach China.

Von Eugen Löwinger, Charlottenburg.

Man ist gewöhnt bei uns in Europa, alles das, was über die Expansionstätigkeit der Japaner bekannt wird, mit einer Art hypnotisierter Bewunderung aufzunehmen. In der letzten Zeit war so viel darüber zu lesen, dass die japanische Schiffahrt im Stillen Ozean ganz ungeheure Erfolge erzielt hat. Man kann wiederholt hören, dass die japanische Industrie durch die ungemein billigen Arbeitskräfte, die ihr zur Verfügung stehen, eine Gefahr für die europäische Produktion ist und dass die Japaner durch die skrupellose Nachahmungskunst, die sie europäischen Erzeugnissen gegenüber betätigen, einen ernst zu nehmenden Faktor bei unseren Bemühungen darstellen, in Indien und China mit unseren Erzeugnissen festen Fuss zu fassen.

Was insbesondere China betrifft, so kommen aus diesem Lande Mitteilungen, die darauf schliessen lassen, dass Japan wohl in der Lage sein mag, durch Androhung kriegerischer Massnahmen die chinesischen Staatsmänner fügsam zu machen. Aber dieses gewaltsame Einschreiten hat als folgerichtigen Gegendruck einen Zusammenschluss der chinesischen Kaufmannschaft bewirkt, die unverhüllt eine Boykottbewegung gegen alle japanischen Fabrikate in Szene gesetzt hat mit dem Erfolge, dass die Einfuhr japanischer Waren in den letzten Monaten in China merklich nachgelassen hat. Diese kommerzielle Gegenbewegung Japan gegenüber hat eingesetzt hauptsächlich bei den Sundries- und Textilgilden. Diese einflussreichen Vereinigungen haben es sich zur Aufgabe gemacht, dem gewaltsamen Eindringen japanischer Produkte ein Ziel zu setzen, und diese Bewegung hat es mit sich gebracht, dass die europäischen Fabriken — wenn auch Deutschland und Österreich augenblicklich hierbei nicht in Frage kommen — ihre Erzeugnisse haben absetzen können zu teuereren Preisen als die, welche für gleichartige japanische Produkte anzusetzen gewesen wären. Das Moment des politischen Antagonismus zwischen China und Japan wird für den europäischen Exporthandel nicht hoch genug einzuschätzen sein. Man braucht wohl nicht die Befürchtung zu hegen, dass in der Gesinnung der chinesischen Kaufmannschaft so bald ein Umschwung eintreten wird. Dazu kommt noch, dass in China durch die Bemühungen des Ministeriums für Handel und Industrie eine Organisation geschaffen worden ist, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Ausnützung der einheimischen merkantilen Hilfsquellen zu erleichtern. Diese Bemühungen von staatlicher Seite kommen natürlich auch den in China ansässigen Europäern zugute. Die von dem Minister für Handel und Industrie eingesetzte Kommission, die ein Unterglied der gedachten Organisation ist, hat zwecks Studiums der handelspolitischen und industriellen Verhältnisse folgende Abteilungen ins Leben gerufen: einheimische Handels- und Industriegesellschaften, ausländische Handels- und Industriegesellschaften, Ausfuhr und Einfuhr, Bank- und Rechnungswesen, Bergbau, Transport, Verkehr und Zoll. Man wird europäischerseits diese Bestrebungen gewiss mit Interesse verfolgen, denn man sieht hieraus, dass der Chinese jetzt darauf bedacht ist, die Erschliessung des Landes mit allen Mitteln zu erleichtern im Gegensatz zu der früheren Politik, die bestrebt war, die Europäer möglichst fernzuhalten. Ausserdem sieht man bereits — wie schon erwähnt — deutliche Anzeichen der von der chinesischen Kaufmannschaft gegen Japan hervorgerufenen Boykottbewegung, eine Tatsache, die für den europäischen Ausfuhrhandel von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Digitized by Google

Künstlerische Kriegsandenken.

Die herrlichen Waffentaten unserer feldgrauen Brüder an allen Fronten des ausgedehnten Schlachtgebietes wecken, was nur natürlich ist, bei allen Daheimgebliebenen das Verlangen nach sichtbaren Erinnerungszeichen an den weltumbrandenden Krieg.

In aller Munde finden die Leistungen unserer erfolgreichen Truppenführer sowie die machtvolle, imposante

Gestalt unseres obersten Kriegsherrn begeisterte Erwähnung und diese Schlachtenlenker sind es auch, die das grosse Publikum verehrt.

Als äussere sichtbare Zeichen des Gedenkens der grossen Heerführer sind seit Anbeginn des Krieges die mannigfachsten Sachen auf den Markt gebracht worden in mehr oder weniger kunstfertiger Ausführung und Gestaltung.

Die bekannte Nürnberger Münzprägeanstalt von L. Chr. Lauer ist nun ebenfalls mit Medaillen, Plaketten und Talern erschienen, die sämtlich auf den Weltkrieg Bezug haben. Auf dem Titelblatt vorliegender Ausgabe sowie auf dieser Seite bringen wir einige der geschmackvoll ausgeführten Kriegszeichen zum Abdruck.

Die Gedenkzeichen haben eine sinnige Modellierung erfahren. Die Köpfe sind meist in Mattsilber gehalten, während der übrige Teil in Glanzsilber ausgeführt ist. Ausser in echt Silber 990/1000 gestempelt, erfolgt die Ausführung noch in Bronze. Die Silbertaler sind durchweg 18 g schwer. Medaillen werden in 28 mm und 50 mm Durchmesser geschaffen. Die Plaketten werden in zwei Grössen hergestellt, nämlich in 65 mm und 80 mm Diagonale.

Bis jetzt sind ausser den abgebildeten Zeichen noch Erinnerungsmünzen und Plaketten auf General v. Beseler, Fregatten-Kapitän v. Müller, Generaloberst v. Kluck, General v. Emmich, König von Sachsen, König von Bayern, Bismarcks 100. Geburtstag, Generaloberst v. Bülow, Generalleutnant Ludendorff, Grossadmiral v. Tirpitz, Kapitänleutnant v. Mücke, Vizeadmiral Graf Spee, Generaloberst v. Einem und Kapitänleutnant Weddigen geschaffen worden, während weitere sich in Vorbereitung finden.

Silberne Medaillen und Plaketten aus der Kunstwerkstätte der Firma L. Chr. Lauer, Nürnberg.

*

Abbildungen sämtlicher Darstellungen stellt die Firma gern kostenlos zur Verfügung.

Digitized by Google

Ein internationales einheitliches Zolltarifsystem.

Von Dr. W. Stein.

In dem noch nicht entschiedenen Streite, ob beim Abschluss der künftigen Handelsverträge an dem bisherigen System der Meistbegünstigung festgehalten werden soll und kann, wird vor allem das Argument ins Feld geführt, dass Deutschland auf die Meistbegünstigung angewiesen sei, wenn es seine beträchtliche Ausfuhr behalten will. Dies ist der vornehmste Grund, weshalb sich in jüngster Zeit eine Reihe wirtschaftlicher industrieller Körperschaften unbedingt dafür ausgesprochen hat. Immerhin sind auch Stimmen laut geworden, die, wenngleich sie nicht einer unbedingten Differenzierung das Wort reden, dennoch eine Einschränkung der Meistbegünstigung befürworten, dergestalt, dass diese künftig nicht mehr für den ganzen Zolltarif zu gewähren sein, sondern auf gewisse, die vertragschliessenden Länder besonders interessierende Positionen beschränkt werden soll. Den Unterton aller dieser Äusserungen bildet offensichtlich die Besorgnis, dass der in die Welt posaunte reichlich phantastische Wirtschaftsplan unserer Gegner, der in einem Zollverein der Entente gegen Deutschland und in des letzteren völligem Ausschluss vom Weltmarkt bestehen soll, sich zur Tat verdichten könnte. Diese Angst erscheint unbegründet. Schon heute, wo der Bär noch nicht erlegt ist, streiten sie sich darüber, wie das Fell verteilt werden soll. Eifersüchteleien mannigfacher Art über die künftigen Absatzgebiete tauchen insbesondere zwischen England und Frankreich auf. Als vor kurzem die französisch-russische Handelskammer in Charkow eine besondere Niederlassung errichtete, um im Donetzbecken den Absatz französischer Industrieerzeugnisse zu fördern, erregte dies den Neid der Engländer. Sie errichteten gleichfalls eine Handelskammer in Charkow und suchen nun auf jede nur mögliche Art und Weise ihren französischen Konkurrenten das Wasser abzugraben. Der belgischen Regierung aber wurde die Errichtung einer Handelskammer in Charkow in brüsker Weise verweigert. Die Missgunst, die die Ententemächte mit scheelen Augen aufeinander blicken lässt, wird unser bester Bundesgenosse sein. Dazu kommt noch, dass in unseren industriellen Kreisen die Tatsache weit unterschätzt wird, dass die anderen Länder auf uns angewiesen sind. Russland z. B. kann uns keinesfalls entbehren. Massgebende russische Kaufleute und Industrielle geben schon jetzt der Befürchtung Ausdruck, dass die Ausschaltung Deutschlands vom russischen Markte das Zarenreich auf Gnade und Ungnade an England und Frankreich ausliefern würde. Die Gewissheit, dass die andern Länder uns brauchen, muss uns bei den kommenden Handelsvertragsverhandlungen den Rücken steifen und uns das absolute Gefühl der Überlegenheit wie auf militärischem so auf wirtschaftlichem Gebiete sichern. Nach Lage der Dinge hat Deutschland es wahrlich nicht nötig, seine Gegner gewissermassen bei guter Laune erhalten zu müssen.

Die Erörterung über eine anderweitige Fassung und Anwendung der Meistbegünstigungsklausel lenkt aber die Aufmerksamkeit auf die wiederholt aufgetauchte Frage einer einheitlichen Fassung der Zolltarife. Die jetzt geltenden Tarife sind technisch so verschieden aufgebaut, dass es über die Massen schwierig ist, sich darin zurechtzufinden oder gar Vergleiche vorzunehmen. Erschwert wird das Verständnis und eine vergleichsweise Prüfung überdies durch die Verschiedenartigkeit der in Anwendung gebrachten Mass-, Münz- und Gewichtseinheiten. Die Engländer vor allem, die auf der ersten Münzkonferenz im Jahre 1867 für Münzeinheit eintraten, halten heute zähe an ihren alten Einrichtungen fest. Allerdings war vor dem Kriege eine Reform des englischen Zolltarifs nicht zu wünschen. Die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse, vor allem der gewaltige Geldbedarf, werden aber England vielleicht ein weiteres Stück vom freihändlerischen Standpunkt abdrücken, so dass auch für diesen grossen Handelsstaat ein den übrigen Ländern angepasstes Zolltarifschema erwünscht sein muss.

Gegen einen einheitlichen Aufbau der Zolltarife sind nun eine ganze Reihe Einwendungen erhoben worden. Der wichtigste gipfelt wohl in der Befürchtung, dass die äussere gleiche Gestaltung der Tarife die Gefahr einer weiteren Spezialisierung und damit einer Erhöhung der Zollsätze in sich berge. Aber dem würde durch den Abschluss günstiger Handelsverträge nach oder bei Beendigung des Weltkrieges zu begegnen sein. Es darf auch nicht übersehen werden, dass sich weitgehende Spezialisierung schon jetzt vor allem bei den Vereinigten Staaten und bei Frankreich findet. In die Hoheitsrechte der einzelnen Staaten, wie behauptet wurde, greift der Einheitstarif aber um deswillen nicht ein, weil diesen ja die Höhe der Zollsätze zu bestimmen vorbehalten bleibt.

Digitized by Google

Es fragt sich nun, welches die zweckmässigste Tarifform sein dürfte, und die Antwort auf diese Frage kann eigentlich nicht so sehr schwer sein. Schon heute kommt mehr und mehr das Gruppensystem zur Anwendung, allerdings in den verschiedensten Abtönungen und gewöhnlich in einer Mischung mit der alphabetischen Reihenfolge. Die Warengattungen in den Zolltarifen lediglich in alphabetischer Reihenfolge nach den Anfangsbuchstaben zu ordnen, empfiehlt sich vor allem deshalb nicht, weil mit der Übersetzung solcher Tarife in eine andere Sprache jede Übersicht völlig verloren gehen muss, ein Mangel, der auch durch erneute alphabetische Anordnung in der Übersetzung nur scheinbar geheilt wird, denn einem solchen Tarif fehlt eben vornweg jede innere Gliederung und jeder systematische Aufbau. Alphabetische Tarife müssen also bei der Suche nach einem Einheitszolltarifschema ausscheiden.

Zweckmässig muss sich ein Zolltarifsystem der Fabrikationsmethode so eng wie möglich anpassen. Aus dieser selbstverständlichen, weil logischen Forderung ergibt sich die Grundform einer internationalen Fassung der äusseren Form der Tarife gewissermassen von selbst. Sie muss in Gruppen eingeteilt sein, die je einen Rohstoff in rohem und veredeltem Zustande mit den daraus gefertigten Halb- und Fertigfabrikaten enthalten.

In einem so aufgebauten Tarif findet sich jeder Interessent jederzeit zurecht. Die Übertragung des Wortlauts in eine fremde Sprache ändert am System selbst, an der Handlichkeit der Benutzung, der Möglichkeit des schnellen Zurechtfindens und des Vergleichs mit anderen Tarifen nicht das geringste, und dennoch bleibt es jedem Staate überlassen und leicht möglich, durch entsprechenden Ausbau der Gruppen seinen eigenen Bedürfnissen in jeder Weise gerecht zu werden. Natürlich wäre es überaus wünschenswert, wenn auch die Zahl der Gruppen überall die gleiche wäre. Hier bestehen in den Ländern, in denen ein gewisses Gruppensystem schon heute Anwendung findet, grosse Verschiedenheiten. Deutschland und Italien haben deren je 19, Japan 16 und Russland gar nur 10 Gruppen, während Österreich-Ungarn mit 51 an der Spitze marschiert. Hier liesse sich ein Ausgleich und ein Mittelweg ohne grössere Schwierigkeit und bei einigermassen gutem Willen leicht finden. Das einheitliche Gruppensystem vom Rohstoff bis zum Fertigfabrikate würde auch Zollvertragsverhandlungen wesentlich erleichtern und die teilweise Anwendung der Meistbegünstigung weit eher als bisher möglich machen.

Noch eine sehr wichtige Erwägung spricht für ein einheitliches Zolltarifschema. Es würde damit einer wesentlichen Vervollkommnung der Handelsstatistik der Weg geebnet werden. Ist diese Wissenschaft auch viel geschmäht, und macht man ihr zum Vorwurf, dass sie ein allzu gefügiges Instrument sei für einen jeden, der es mit kundiger Hand zu spielen verstünde, so ist doch sicher, dass die Statistik allein es ermöglicht, sich einen annähernd richtigen Überblick über die Handelsbeziehungen der einzelnen Staaten zueinander zu machen und in daś Verhältnis der gesamten Handels- und Wirtschaftspolitik einzudringen. Und wenn es allein der Vorteil des einheitlichen Aufbaues der Zolltarife wäre, es zu ermöglichen, die Handelsstatistik nach annähernd gleichen Gesichtspunkten zu bearbeiten — denn jede Verschiedenheit der Bearbeitung verzerrt das Bild ins Ungemessene —, er müsste genügen, der Vereinheitlichung das Wort zu reden.

Letzten Endes werden alle Staaten, die sich dem Gedanken geneigt zeigen, den Vorteil haben. Haben sich internationale Verträge auch jetzt während des Krieges, wo nur das Recht des Stärkeren und die Politik der Gewalt gilt, als „papiernes" Recht erwiesen, so werden doch nach dem Völkerringen die Staaten gemeinsamer Abmachungen nicht entraten können und es auch nicht wollen. Denn auch nachher leben wir noch im Zeitalter des Verkehrs. Nach wie vor bedürfen wir internationaler Vereinbarungen, und wie vor dem Kriege wird es internationales Wechselrecht, Seerecht und Schutzrechte geben. Je einheitlicher aber die Grundlagen sind, auf denen sich die wechselseitigen Handelsbeziehungen aufbauen, je gleichartiger die Bestimmungen, die den Handel schützen, desto grösser muss für alle Länder der materielle und ideelle Erfolg sein.

Der Aussenhandel Frankreichs.

Eine neuerliche Zusammenstellung der Zollverwaltung ergibt die Einfuhr Frankreichs in den ersten neun Monaten des Jahres 1915 die Summe von 5841273000 Fr. gegenüber 5489007000 Fr. im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Die Ausfuhr dagegen weist ein beträchtliches Minus auf, denn sie umfasst nur die Summe von 2183794000 Fr. Im Vorjahre ergab die Ausfuhr in der gleichen Zeitspanne die Summe von 4249661000 Fr. Die Verminderung der Ausfuhr erstreckt sich auf Waren allerart, besonders auf Fabrikerzeugnisse, deren Verkauf fast um 50 Prozent nachgelassen hat. —

Die Ausfuhr von Rohmaterialien nahm um 60 Prozent ab, die Einfuhr verringerte sich für Rohmaterialien um 902 Millionen, während die Einfuhr von Fabrikerzeugnissen um 782 Millionen und von Nahrungsmitteln um 472 Millionen stieg.

Digitized by Google

Leipzig. Die weltberühmte Frühjahrsmesse (Oster-Vormesse) findet im Jahre 1916 während der Zeit vom 1. bis 6. März statt, was wir in Ergänzung unseres Artikels im November-Heft ausdrücklich hervorheben.

Die deutsche Roheisen-Erzeugung im Monat Oktober 1915. Nach den soeben abgeschlossenen Ermittlungen des Vereins Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller betrug die Roheisen-Erzeugung im deutschen Zollgebiet im Monat Oktober (31 Arbeitstage) insgesamt 1076343 t gegen 1034124 t im September (30 Arbeitstage). Die tägliche Erzeugung belief sich auf 34721 t (gegen 34471 t im September). Die Erzeugung verteilte sich auf die einzelnen Sorten wie folgt (wobei in Klammern die Erzeugung für September angegeben ist):

Giesserei-Roheisen	185305 t	(188236 t)
Bessemer- „	14627 t	(17699 t)
Thomas- „	667529 t	(639362 t)
Puddel- „	20366 t	(18225 t)
Stahl- und Spiegeleisen . .	188516 t	(170602 t)

Von den Bezirken sind im Oktober (gegenüber September) beteiligt:

Rheinland-Westfalen . . mit	472275 t	(462393 t)
Siegerland, Kreis Wetzlar und Hessen-Nassau . . mit	71579 t	(66115 t)
Schlesien . . . . . mit	66952 t	(64559 t)
Norddeutschland (Küstenwerke) . . . . . mit	20259 t	(20262 t)
Mitteldeutschland . . . mit	33307 t	(32261 t)
Süddeutschld. u. Thüringen mit	21071 t	(18658 t)
Saargebiet . . . . . mit	72316 t	(69418 t)
Lothringen . . . . . mit	174070 t	(160259 t)
Luxemburg . . . . . mit	144514 t	(140199 t)

Somit hat die Erzeugung der deutschen Hochofenwerke auch im Oktober zugenommen.

Die deutsche Flussstahl-Erzeugung im Monat Oktober 1915. Nach den Erhebungen des Vereins Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller betrug die Flussstahl-Erzeugung im deutschen Zollgebiet während des Monats Oktober (26 Arbeitstage) insgesamt 1214855 t gegen 1174350 t im September (26 Arbeitstage). Die tägliche Erzeugung belief sich auf 46725 t (gegen 45167 t im September). Die Erzeugung verteilte sich auf die einzelnen Sorten wie folgt (wobei in Klammern die Erzeugung für September angegeben ist):

Thomasstahl	578337 t	(580428 t)
Bessemerstahl	16489 t	(13801 t)
Basischer Siemens-Martinstahl	510743 t	(474855 t)
Saurer Siemens-Martinstahl .	21731 t	(19895 t)
Basischer Stahlformguss . .	42492 t	(37546 t)
Saurer „ . .	22050 t	(26791 t)
Tiegelstahl	8482 t	(8415 t)
Elektrostahl	14531 t	(12619 t)

Von den Bezirken sind im Oktober 1915 (gegenüber September) beteiligt:

Rheinland-Westfalen . . mit	689484 t	(677095 t)
Schlesien . . . . . mit	114054 t	(108692 t)
Siegerland u. Hessen-Nassau mit	25701 t	(28253 t)
Nord-, Ost- und Mitteldeutschland . . . . mit	49867 t	(47243 t)
Königreich Sachsen . . mit	20715 t	(21969 t)
Süddeutschland . . . . mit	11146 t	(11744 t)
Saargebiet und bayerische Rheinpfalz . . . . . mit	98062 t	(87879 t)
Elsass-Lothringen . . . mit	112710 t	(107802 t)
Luxemburg . . . . . mit	93116 t	(83673 t)

Demnach ist auch im Oktober eine Zunahme in der Flussstahl-Erzeugung zu verzeichnen.

Freiwillige Arbeiterfürsorge in der Kriegsindustrie. Der Verein Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller hat unter seinen Mitgliedern eine Erhebung über den Umfang der Beihilfen veranstaltet, welche die Industriellen den Angehörigen ihrer unter den Waffen stehenden Angestellten und Arbeiter zukommen lassen. Das Ergebnis der Ermittlung ist bereits für die norddeutsche, wie für die südwestliche Gruppe veröffentlicht worden, bei denen zusammen 52 Werke über 15600000 M. in den ersten 12 Kriegsmonaten verausgabt haben. Nunmehr liegt auch das vorläufige Ergebnis der Feststellungen der süddeutschen Gruppe, die hauptsächlich Bayern, Württemberg, Baden, Elsass und Hessen umfasst, sowie der nordwestlichen Gruppe vor, die Rheinland und Westfalen umschliesst. Von den Mitgliedern der nordwestlichen Gruppe haben sich 50 Werke an den Erhebungen beteiligt, die bei einer Beschäftigung von durchschnittlich 220000 Leuten über 42000 Familien unterstützt und dafür im ersten Kriegsjahr über 17500000 M. verausgabten. Bei der süddeutschen Gruppe meldeten 60 Werke mit durchschnittlich 51000 Beschäftigten, dass sie zusammen über 15000 Familien unterstützten und dafür im ersten Kriegsjahr zusammen 7045000 M. aufgewandt haben. Dabei ist zu bedenken, dass in den genannten Zahlen nicht enthalten sind die Beträge, welche die Angestellten und Arbeiter in ihren Reihen gesammelt haben, um auch von sich aus den Angehörigen der im Felde stehenden Kameraden zu helfen.

Digitized by Google

In Anbetracht der sonstigen starken Belastung unserer Unternehmer ist es gewiss anerkennenswert, wenn sie die hilfsbedürftigen Arbeiterfamilien so reichlich unterstützt haben und diese Beihilfe vom ersten Kriegsmonat beginnend bis zum heutigen Tage beibehalten haben.

Verein Deutscher Fahrrad-Industrieller. Die jüngst stattgefundene Generalversammlung des Vereins Deutscher Fahrradfabriken fasste den Beschluss, für fernerhin die Bezeichnung „Verein Deutscher Fahrrad-Industrieller" zu wählen. Die erheblich gestiegene Tätigkeit des Vereins machte die Umwandlung der bisherigen nebenamtlichen Geschäftsführung in eine hauptamtliche nötig. Sofort nach Beendigung des Krieges soll dieser Plan verwirklicht werden. Der Sitz wird alsdann von Brandenburg a. H. nach Berlin verlegt werden und die Leitung der Geschäftsstelle wird dem Syndikus Dr. Timpe unterstellt.

In der Generalversammlung wurde einstimmig der Wunsch ausgesprochen, es möchten einheitliche Bedingungen für die deutsche Fahrrad-Industrie geschaffen werden. In einer in aller Kürze neu einzuberufenden Versammlung soll die Festlegung der Bedingungen erfolgen.

Die Neuwahlen ergaben folgendes Resultat: Ehrenvorsitzender Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. H. Kleyer (Adlerwerke in Frankfurt a. M.); erster Vorsitzender: Kommerzienrat C. Reichstein (Brennabor-Werke in Brandenburg a. H.); erster stellvertretender Vorsitzender: Direktor O. Kramer (Anker-Werke in Bielefeld); zweiter stellvertretender Vorsitzender: Direktor A. Richter (Mars-Werke in Nürnberg-Doos). Ferner wurden noch in den Vorstand gewählt: Geh. Kommerzienrat S. Seligmann (Continental in Hannover), Direktor C. Lutze (Metall-Industrie in Schönebeck) und Direktor Freund (Phänomen-Werke in Zittau).

Königsberg erhält eine neue Werftanlage. Für die Aufnahme der in den ostpreussischen Häfen verkehrenden Seeschiffe gab es in Ostpreussen bisher keine grössere Dock- oder Aufschleppanlage, die den Ansprüchen genügte. Allerdings hat Pillau Docks zu verzeichnen, doch dienen dieselben nur Schichauschen Bauten. Jetzt wird Königsberg eine grössere Werftanlage erhalten, die auch zum Docken und Aufschleppen der mittelgrossen dort verkehrenden Ostseedampfer genügt. Die Uniongiesserei beginnt in nächster Zeit mit der Erweiterung ihrer Werftanlagen. Die neuen Bauten werden in Continen bei den Fabrikanlagen der Uniongiesserei ausgeführt. Es wird dort eine Aufschleppvorrichtung mit Maschinenhaus gebaut. Bei einer auswärtigen Firma ist ein neues Schwimmdock bereits im Bau. Seinen Liegeplatz wird es dicht neben der Aufschleppe haben, an der Stelle, wo durch die Einmündung der Continer Beck der Pregel sich um etwas verbreitert. Zur Aufnahme des Docks, das versenkt über 4 m tief geht, wird der Fluss an dieser Stelle ausgebaggert. Dock und Aufschleppe sollen für Schiffe bis zu 600 Tonnen Eigengewicht ausreichen. Die Inangriffnahme und Ausführung eines so kostspieligen Baues während der Kriegszeit gibt aufs neue einen Beweis der nie erlahmenden Schaffenskraft unserer Industrie.

Ausbau der Neuyorker Hafenanlagen. Die Hafenanlagen sollen einen Ausbau in grösserem Massstabe erhalten. Zur Prüfung der Verhältnisse ist eine Kommission ernannt worden, die über die geplanten Erweiterungen alsdann berichten soll. Für die Arbeiten der Kommission soll eine Summe von 100 000 Dollar gefordert werden. Die vorgesehenen Verbesserungen sollen die grössten werden, die je im Hafen von Neuyork ausgeführt worden sind.

Im ganzen verfügt Neuyork über eine Wasserfront von 578 Meilen. Die Stadt besitzt davon 127 Meilen und von diesen sind wiederum nur 47 Meilen als Hafenanlagen ausgebaut. Grosszügige Neuanlagen lassen sich also ganz sicher durchführen.

Um die beherrschende Stellung des Neuyorker Hafens zu bewahren — es sind z. B. im Jahre 1914 nicht weniger wie 54,92 Prozent der Einfuhr und 36,56 Prozent der Ausfuhr der Vereinigten Staaten durch Neuyork bewältigt worden — soll mit der Inangriffnahme der neuen Bauten so schnell wie möglich begonnen werden.

Deutschlands Handelsbeziehungen zum Balkan. Infolge der Herstellung einer direkten ungehinderten Verbindung zwischen Deutschland einerseits und Bulgarien und der Türkei anderseits wird der deutschen Industrie und dem deutschen Handel der Export gewisser Artikel nach diesen Ländern ermöglicht. Es ist begreiflich, dass die frei gewordenen und die noch frei werdenden Verkehrswege in erster Linie militärischen Zwecken nutzbar gemacht werden müssen. Daher dürfen die Exporteure im Augenblick noch keine allzu weitgehenden Erwartungen in bezug auf Geschäftsmöglichkeiten nach den Balkanländern hegen. Die interessierten Firmen werden deshalb gut tun, sich an informierter Stelle über die einzuschlagenden Wege zu unterrichten. Die Geschäftsstelle des Deutschen Balkan-Vereins E.V. (Berlin W. 62, Lützowplatz 14, I), dessen Vertrauensmann gegenwärtig in den erwähnten Ländern mit Unterstützung der zuständigen Behörden die Export- und Importmöglichkeiten studiert, ist auf Grund amtlicher Mitteilungen und auf Grund eigner an Ort und Stelle eingeholter Informationen in der Lage, den interessierten Firmen zuverlässige Auskünfte darüber zu erteilen.

Rumänien. Minimalpreise für rumänisches Getreide, das für den Export bestimmt ist. Die Zentralkommission zum Verkauf rumänischer Zerealien hat für den Export folgende Minimalpreise festgesetzt:

1. Für Weizen, 74 kg beim hl und 50 Prozent Fremdkörpern 3500 Lei pro 10000 kg. Jedes

Digitized by Google

Prozent in Plus oder Minus verändert den Preis um 25 Lei pro Waggon. Zwei Körner Roggen werden als ein Fremdkörper betrachtet;

2. gewöhnlicher Mais, Zahnmais, mit 3 bis 5 Prozent verdorbenen Körnern, alte Ernte 1914, 3500 Lei pro Waggon à 10000 kg;
3. Hafer, 38 kg beim hl und 5 Prozent Fremdkörpern, mit 3500 Lei pro 10000 kg;
4. Roggen, 70 kg beim hl und 3 Prozent Fremdkörpern, 3500 Lei pro 10000 kg. Jedes kg beim hl in Plus oder Minus verändert den Preis um 50 Lei pro 10000 kg;
5. gewöhnliche Weissbohnen mit höchstens 5 Prozent verdorbenen Bohnen 5000 Lei pro Waggon à 10000 kg;
6. Erbsen 4000 Lei pro Waggon à 10000 kg;
7. Gerste bis 5 Prozent Fremdkörper 3500 Lei pro Waggon à 10000 kg;
8. Braugerste bis 5 Prozent Fremdkörper 4000 Lei pro Waggon à 10000 kg;
9. Hirse 4000 Lei pro Waggon à 10000 kg.

Diese Preise verstehen sich franko Waggon in der Aufladestation übergeben, in den Säcken des Käufers. Die Exporttaxen sowie die Transportspesen gehen ebenfalls zu Lasten des Käufers.

(W. E. A., Bukarest.)

* * *

Die Gesamtgewinnung Rumäniens an Rohöl hat im Monat August 1915 (15. August bis 15. September 1915) etwa 130000 t gegen 136415 t im gleichen Monat des Vorjahres betragen.

Brasilien. Aussenhandel im ersten Halbjahr 1915. Nach der brasilianischen amtlichen Handelsstatistik bewertete sich die Wareneinfuhr und -ausfuhr Brasiliens im ersten Halbjahr 1915 (und 1914) nach den wichtigsten Herkunfts- und Bestimmungsländern in Contos de Réis Papier, wie folgt: Einfuhr. Deutschland 7291 (71495), Argentinien 50761 (34789), Österreich-Ungarn 634 (4222), Belgien 424 (12773), Vereinigte Staaten von Nordamerika 71552 (50251), Frankreich 12632 (31244), Grossbritannien 59927 (79871), Spanien 2689 (3069), Niederlande 2042 (2374), Italien 13166 (13591), Norwegen 5764 (4967), Portugal 12861 (15809), britische Besitzungen 12432 (13244), Schweden 2332 (1737), Schweiz 2435 (4475) und Uruguay 4383 (5764).

Ausfuhr. Deutschland — (60871), Argentinien 23415 (16717), Österreich-Ungarn — (13122), Belgien — (9620), Chile 1669 (1030), Dänemark 9929 (871), Ägypten 2304 (645), Vereinigte Staaten von Nordamerika 171441 (153954), Frankreich 50738 (36916), Grossbritannien 70212 (66250), Griechenland 3306 (137), Spanien 2377 (2061), Niederlande 43213 (21811), Italien 9675 (4521), Norwegen 6115 (570), britische Häfen (auf Order) 1712 (2726), Portugal 6394 (4389), britische Besitzungen 4575 (2842), französische Besitzungen 1090 (1027), Schweden 35663 (3073) und Uruguay 8045 (7754).

Kompressoren, Bohrhämmer,
Gesteinbohr-&Schrämmaschinen

Deutsche Maschinenfabrik A.G.
DUISBURG

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Empfohlene Spediteure	2
Ein ungünstiges Moment für die amerikanischen Exportbestrebungen nach Südamerika. Von Eugen Löwinger, Charlottenburg	3—4
Bronze-Modelle	4
Leipziger Frühjahrsmesse	5
Das Prinzip der Meistbegünstigung. Von Dr. W. Stein	5—7
Lyoner Jahrmarkt contra Leipziger Messe	7—8
Die amerikanisch-britischen Verschiffungserlaubnisse. Von Eugen Löwinger, Charlottenburg	8—9
Verschiedenes	9
Handelsteil	10—12
Bücherbesprechungen	13
Gesuchte Verbindungen im Auslande und Übersee	14
Deutsche Werkzeugmaschinen	15
Bezugsquellenregister	16
Neueste Anfragen aus dem Auslande	3. Umschlagseite

Ein ungünstiges Moment für die amerikanischen Exportbestrebungen nach Südamerika.

Von Eugen Löwinger, Charlottenburg.

Die amerikanische Exportpolitik konzentriert, wie amtlich unumwunden zugestanden worden ist, vorderhand ihr Hauptaugenmerk auf Südamerika. Ein eigenes „Bureau für Foreign and Domestic Commerce" ist vom Handelsamt ins Leben gerufen worden mit dem Programm, nicht nur die amerikanische Kaufmannschaft auf den Export hinzuweisen, sondern auch alles aufzubieten, um diese Bemühungen zu unterstützen. Es ist also nur der natürliche Gang der Dinge, wenn die amerikanische Export-Industrie viel intensiver als zu Friedenszeiten ihre Betätigung in Südamerika gesucht hat. Dass diese Bestrebungen auf Erfolg rechnen durften, jetzt, wo Deutschland ausgeschaltet war, lag auf der Hand. England und Frankreich waren ebenfalls in ihrer Leistungsfähigkeit beschränkt und so boten sich denn die besten Aussichten. Immerhin hatte die ganze Aktion ihre Spitze gegen den deutschen Ausfuhrhandel; diesen so weit als irgendwie möglich zu verdrängen, dessen Stelle einzunehmen, war das Ziel der amerikanischen Ambition.

Es kann nicht erwartet werden, dass wir vor aller Öffentlichkeit auf die Einzelheiten dieser mit Vollkraft eingeleiteten Exportaktivität eingehen. Es müssten Gebiete gestreift werden, die sich heute für eine publizistische Besprechung nicht eignen. Es kann aber ein Moment herausgegriffen werden als Beispiel dafür, dass die amerikanischen Bäume ebenfalls wie überall sonst die Eigenheit haben, nicht in den Himmel zu wachsen.

Der Leiter des Exportbureaus der Nationalbank in New York hat sich in einer Versammlung über die Kreditgebarung bei Exportgeschäften mit Südamerika ausgesprochen. Die Rede ist natürlich in die amerikanischen Fachblätter gekommen und wir waren deshalb in der Lage, herauszufinden, dass in der Frage der Kreditbewilligung die Amerikaner vor wenig erfreulichen Eventualitäten stehen. Der Leiter des genannten Exportbureaus warnt ernstlich davor, die Wünsche der südamerikanischen Kundschaft zu befriedigen, denn „Rückschläge würden dann unvermeidlich sein und auf die einheimische Exportbewegung nachteilig einwirken". Würde man dem südamerikanischen Druck nachgeben, so würde man dahin gelangen, dass man nicht Ware exportieren würde, sondern Kredit. Man müsse also über ein gewisses Mass nicht hinausgehen, wenn auch vielleicht neunzig Tage von der Faktura, wie bisher meistens in der Union üblich war, für südamerikanische Verhältnisse zu wenig wäre. Es wurde, in Verbindung damit, der Gedanke behandelt, im Wege von Schiedsgerichten jene amerikanischen Exporteure zur Verantwortung zu ziehen, die über ein Höchstmass des Respiros hinausgehen würden.

Inwieweit diese Vorschläge Wert haben oder nicht und welche Erfahrungen die amerikanische Exportwelt in Südamerika schon gemacht hat, um derartige Erörterungen in der überseeischen Presse zu rechtfertigen, ist hier festzustellen nicht unsere Aufgabe. Für uns ist es von bedeutsamem Interesse zu konstatieren, dass seit dreissig Jahren der deutsche Exportkaufmann ganz gewaltige Geschäfte mit Südamerika gemacht hat, ohne dass es not-

Digitized by Google

wendig gewesen wäre, die Öffentlichkeit auf die Zahlungsgewohnheiten der südamerikanischen Kundschaft aufmerksam zu machen und im Wege amtlicher Massnahmen Remedur zu verlangen. Die deutsche Export-Industrie hat es verstanden, die Wünsche ihrer südamerikanischen Abnehmer in Einklang mit den eigenen Interessen zu bringen und die jahrzehntelangen herzlichen Beziehungen zwischen Verkäufer und Käufer haben eine Atmosphäre geschaffen, die jedenfalls, nach dem, was man darüber bisher gehört hat, von den amerikanischen Lieferanten nicht empfindlich gegen uns beeinflusst worden ist. Man darf deshalb die Hoffnung aussprechen, dass nach dem Kriege, wenn der deutsche Exporteur wieder seine volle Aktionsfreiheit zurückgewonnen hat, es ihm nicht allzu schwer sein wird, das etwa verlorene Terrain wieder zu erobern.

Im Zusammenhang mit der Einmischung der Regierung in Washington in die Exportpolitik ist zu erwähnen, dass einflussreiche amerikanische Handelskreise den Standpunkt vertreten, dass die Erfolge im Auslandsgeschäft abhängen von der Sachkenntnis, Geschicklichkeit und Anpassungsfähigkeit des exportierenden Kaufmannes und es wird darauf verwiesen, dass d i e s e n Qualitäten die deutsche Export-Industrie ihr Riesengeschäft zu verdanken hat, wie auch der britische Exporteur nur dank seiner individuellen Fähigkeiten die Auslandsmärkte beherrscht. Es wird Stellung genommen gegen die zu weit gehende väterliche Bevormundung der amerikanischen Exporteure von seiten der Bundesregierung und es wird verlangt, dass jeder berechtigt sein solle, sein Auslandsgeschäft nach eigenem Gutdünken zu betreiben.

Wir in Deutschland können ruhig die Entwicklung der Dinge abwarten, denn diejenigen Eigenschaften, Kenntnisse und Geschäftsgebräuche, die vor dem Kriege uns in das südamerikanische Geschäft hineingebracht haben, werden uns auch nach dem Kriege zur erfolgreichen Bekämpfung unserer Mitbewerber befähigen.

Bronze-Modelle.

In der Ausstellungshalle des Bayerischen Kunstgewerbevereins in München war jüngst eine sinnig ausgestellte Kollektion von Plastiken und Bronzegüssen zu sehen, welche in jeder Hinsicht als vortreffliche Arbeiten bezeichnet werden mussten. — Eine Freude war es, diese liebevoll durchgebildeten Modelle in Wachs ausgeführt zu studieren, welche so recht dem Charakter und der Technik des Erzgusses entsprechend durchgeführt waren. An diesen vorbildlichen Modellen war ein Nachziselieren wenig von nöten und zeigte, was eine kunstgeübte Hand von vorzüglicher Meisterschaft, welche die Technik beherrscht, zu leisten imstande ist.

Sämtliche Arbeiten sind in den siebziger bis achtziger Jahren entstanden und stammen von dem 86 jährigen Meister des Erzgusses und langjährigem Mitgliede des Bayerischen Kunstgewerbevereins J o h a n n H e r z n e r, welcher noch lebt.

Wenn auch diese Arbeiten für unsere heutige Zeit für manchen Geschmack nicht entsprechen, so bleiben solche Arbeiten stets, und zwar für alle Zeiten, ein Vorbild für künstlerisch durchgeführte Leistungen, an welchen viele unserer Zeit lernen könnten.

Welch ein Können gehört dazu, solche, mit dieser grossen Gewissenhaftigkeit durchgeführten Meisterstücke zu schaffen!

Gerade die soliden, fein durchgeführten Arbeiten früherer Jahre waren es, welche den deutschen und besonders den süddeutschen Namen des Kunstgewerbes in alle Zonen der Erde trugen. Die Verkaufspreise spielten oft keine Rolle, die Hauptsache war, dass der Gegenstand künstlerisch schön und vollendet durchgebildet war.

Und diesen soliden Namen, den wir Deutsche uns mit Recht erworben haben, sollten wir trachten weiter zu pflegen und suchen uns stets zu erhalten.

Leider sind in den letzten Jahren schöne Bronzen etwas ausser Mode gekommen und durch billigere, minderwertige Erzeugnisse verdrängt worden. Es wäre aber zu begrüssen, wenn die Kunst- oder kunstgewerblichen Verkaufsstellen diesen Teil des Kunstgewerbes mehr pflegen und empfehlen wollten, damit die Künstler und Bronzegiesser sowie Ziseleure Beschäftigung bekommen und ihren Unterhalt verdienen können. Seit Jahren und besonders in der gegenwärtigen schweren Kriegszeit haben diese Kräfte bitter zu kämpfen. Alle, welche dazu berufen sind, einen Kunst- oder kunstgewerblichen Zweig zu fördern oder für denselben Propaganda zu machen, sei daher besonders der solide echte Bronzeguss empfohlen. Keine Sparte des Kunstgewerbes wird auch ihren bleibenden Wert mehr behalten oder immer steigern, als eine echte, solid ausgeführte Bronze.

J. B.

Digitized by Google

Leipziger Frühjahrsmesse.

Die Leipziger Oster-Vormesse für die keramischen, Glas-, Metall-, Holz-, Papier-, Leder-, Gummi-, Korb-, Kurz-, Galanterie-, Spielwaren und verwandten Geschäftszweige wird wie in Friedenszeiten abgehalten und beginnt Montag, am 6. März 1916.

Die Mustermessen haben während der Kriegszeit in der bisherigen Weise stattgefunden und durch ihren zahlreichen Besuch aus Aussteller- und Einkäuferkreisen nicht nur ihre Daseinsberechtigung, sondern auch ihre geschäftliche Notwendigkeit voll erwiesen. Soweit es die Fabrikanten nur irgend ermöglichen können, werden sie deshalb ersucht, auch die bevorstehende Frühjahrsmesse in der gewohnten Weise mit Mustern zu beschicken, und zwar aus Gründen geschäftlicher Natur, wie auch aus nationalen Rücksichten. In gleicher Weise ergeht der Ruf an die Einkäufer, die dabei gleichzeitig ihren geschäftlichen Vorteil wahrnehmen, indem sie sich durch die Messe einen umfassenden Überblick über die gesamte Marktlage und dadurch einen wichtigen und wertvollen Anhalt für ihre geschäftlichen Massnahmen verschaffen. Angesichts der Bemühungen unserer Feinde, uns auf wirtschaftlichem Gebiete zu schädigen, ist es notwendig, immer wieder vor aller Welt die unerschütterliche Kraft und Stärke des deutschen Wirtschaftslebens darzutun.

Wegen Miets- und Verkehrserleichterungen in ähnlicher Weise, wie sie das letztemal gewährt worden sind, schweben noch Verhandlungen, von deren Ergebnis die Messbesucher seinerzeit sogleich benachrichtigt werden.

Das Prinzip der Meistbegünstigung.

Von Dr. W. Stein.

Kein Volk kann auf die Dauer des Schutzzolles entbehren. Wie politische, so muss jedes Land auch handelspolitische Grenzen haben. Diese festzulegen und die besonderen Handelsinteressen, die ein Teil der allgemeinen wirtschaftlichen Interessen der Völker sind, zu regeln, ist die Aufgabe der Handelsverträge. Jedes Land ist bestrebt, vom Vertragsgegner die günstigsten Bedingungen durchzudrücken, mindestens aber nicht schlechter gestellt zu werden als andere Staaten. Das führte zum sogenannten Meistbegünstigungssystem. Stand die Frage, ob wir bei demselben verharren sollten, schon vor dem Kriege in Erörterung, so tritt sie unter dem Gesichtspunkte eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses Mitteleuropas in eine neue Phase. Tatsächlich weist die Meistbegünstigung zahlreiche Mängel auf. Sie birgt vor allem die Gefahr, dass wir sie auch solchen Staaten zugestehen, mit denen wir zwar keine Tarifverträge schliessen, die aber an den Tarifsätzen, die wir unseren Vertragsstaaten zubilligen, erheblich interessiert sind. Andrerseits werden wir von gewissen Ländern, z. B. von England gegenüber seinen Kolonien, von Kanada gegenüber Frankreich, tarifarisch differenziert. Immerhin aber kann es fraglich erscheinen, ob die Anwendung der Reziprozität nicht noch grössere Mängel, insbesondere den Mangel der Stetigkeit der Zollsätze, im Gefolge haben werde, und vornehmlich aus diesem Grunde traten früher ein Teil der Industrie und der Handel für das Meistbegünstigungsprinzip ein, obwohl führende Männer die Unhaltbarkeit schon seit langem erkannten. So sagte der spätere Handelsminister v. Möller als Reichstagsabgeordneter vor der Beschlussfassung über unseren Zolltarif von 1902 im Reichstage: „Von 1903 ab kann man die Meistbegünstigung in der bisherigen Weise nicht fortgehen lassen. Wo mehr als ein halbes Dutzend Handelsverträge abgeschlossen werden müssen, wird es unmöglich, nur deshalb, weil bei den Verhandlungen dem einen Staat eine Konzession gewährt ist, sie auch jedem der anderen Staaten zu gewähren. Jedem Staate gegenüber muss jede einzelne Position wieder verwertet werden. Das gleiche tut auch jeder verständige Kaufmann; er wird nicht, wenn er einem Kunden den Preis herabsetzt, ihn auch allen anderen Kunden gegenüber herabsetzen. So muss es auch der Staat machen.“ Der Staatssekretär v. Posadowsky sagte ungefähr um dieselbe Zeit folgendes: „Ich gebe aber zu, dass jetzt, wo wir einen neuen Zolltarif geschlossen haben, wo wir im Begriff stehen, mit anderen Staaten auf Grund dieses neuen Zolltarifs in Tarifverhandlungen einzutreten, diese Aktion selbstverständlich auch eine Rückwirkung auf unsere Meistbegünstigungsverträge haben muss . . . Ich glaube im allgemeinen, dass es notwendig sein wird, bei zukünftigen Vertragsabschlüssen die Frage der Meistbegünstigung wesentlich mehr zu individualisieren, individueller zu prü-

Digitized by Google

fen, als das bisher geschehen ist." Kurz danach, am 16. Januar 1903, also nach Annahme des Zolltarifs, aber vor den Handelsvertragsverhandlungen, ward im Reichstage eine Resolution Speits angenommen, in der der Reichskanzler ersucht wurde, „das vertragsmässig oder herkömmlich bestehende Meistbegünstigungsverhältnis zu allen denjenigen Ländern zu lösen, bei welchen die Erfahrung gezeigt hat, dass ein solches Verhältnis den deutschen Interessen nachteilig gewesen ist". Es ist aber gleichwohl in den neuen Handelsverträgen so ziemlich alles beim alten geblieben. Im ähnlichen Sinne wie dargestellt, sprach sich auch Professor Dr. B. Harms, Kiel, auf der Generalversammlung des Bundes der Industriellen im Jahre 1911 aus: „Die Handhabung der Meistbegünstigung in unserer Zeit sei zu einer wahren Farce geworden und habe mit ihrem ursprünglichen Charakter nichts mehr gemein." Der Berliner Nationalökonom Dr. Jastrow redet der Wiederherstellung des Systems der differentiellen Meistbegünstigung das Wort. Er wünscht, dass schon in die Friedensverträge eine Klausel aufgenommen wird, nach der die wirtschaftlichen Begünstigungen, die Deutschland und Österreich-Ungarn einander einräumen, von anderen Staaten auf Grund des Meistbegünstigungsprinzips nicht beansprucht werden dürfen. Professor Brentano, München, hat kürzlich im Berliner Tageblatt zur Frage der künftigen Handelspolitik, die in Wirklichkeit ein Teil der allgemeinen Politik sei, und durch die die jeweilig herrschende innere und äussere Politik bestimmt werde, Stellung genommen. Dieser überzeugte und anerkannte Freihändler schlägt vor: alle neutralen Staaten Europas sollten sich verbünden. Eine wirtschaftliche Annäherung der Völker, auch wenn sie Opfer fordere, diene stets dem Heile der Verbündeten; auch sei eine wirtschaftliche Fesselung um so notwendiger, je grösser die Zweifel über die Haltung eines fremden Staates im Kriegsfalle seien. Man wundert sich, solche Worte aus dem Munde eines Freihändlers zu vernehmen. Aber Brentano sieht eben in dem mitteleuropäischen Wirtschaftsbunde, „in den er selbst das schutzzöllnerische Frankreich einziehen will, nur die letzte Etappe zur Verwirklichung allgemeinen Friedens und Freihandels". Damit wäre allerdings die Frage der Meistbegünstigung einfach und radikal gelöst. Indessen können wir natürlich nicht zur Abwechslung einmal Freihandelspolitik treiben. Für absehbare Zeit können wir weder den industriellen noch den agrarischen Schutzzoll entbehren. Die Zeiten des Freihandels sind längst vorüber. Russland, Frankreich und die Vereinigten Staaten hatten sich mit hohen Zollmauern umgeben, die teilweise fast Einfuhrverboten gleichkamen, und ein Ausbau des Systems der Vorzugszölle Englands zu seinen Kolonien, vielleicht gar eine englische Schutzzollpolitik, steht in sicherer Aussicht, alles Gründe für uns, das Prinzip fallen zu lassen.

Nun fragt es sich, ob uns die früheren Vertragsstaaten, die Meistbegünstigung hatten, nicht mit Repressalien begegnen werden. Das ist zwar zu vermuten, darf uns aber nicht in Furcht versetzen. Selbst wenn England dem deutschen Kaufmann und den deutschen Waren die freie Betätigung entzieht, und selbst wenn damit das letzte Stückchen Freihandel von der Welt verschwindet, so kann uns das nicht anfechten. Der Krieg hat gezeigt, dass man uns braucht, und dass die anderen Staaten gewisse deutsche Waren nicht nur deshalb kaufen, weil sie bei uns besser und billiger zu haben sind, sondern weil sie anderwärts überhaupt nicht zu haben sind. Diese Tatsache und diese Erkenntnis gibt uns bei den künftigen Handelsvertragsverhandlungen eine überaus günstige Stellung, die natürlich am Ende dieses Krieges ausgenutzt werden muss. Wir beendigen diesen Krieg, wann es immer sein mag, nicht als niedergebrochenes Land, sondern bleiben ein elastischer, wohlorganisierter Arbeitsstaat mit hochentwickeltem Aussenhandel. Da wir auf diesen angewiesen sind und sofort mit Rohstoffimport zu beginnen haben, allerdings auch sogleich mit verschiedenen der Welt unentbehrlichen Erzeugnissen wieder als Exporteure auftreten werden, so müssen wir auf Wiederherstellung geregelter Handelsbeziehungen zu kommen suchen. Gerade die Tatsache, dass das Ausland industriell ohne uns nicht leben kann, bietet die Gewähr, dass der Gefahr, die ängstliche Gemüter in einem auf Erschwerung unseres Absatzes gerichteten chauvinistischen Treiben erblicken, nicht die Bedeutung zukommt, die ihr beigemessen wird. Wir können dieser Gefahr auch begegnen, indem wir uns mit dem Schwerte in der Hand günstige Handelsverträge erzwingen. Jetzt haben wir das ungeheure Russland an der Kehle, das, seit wir die Ostsee beherrschen und gemeinsam mit den Türken den Bosporus in der Hand halten, für seinen gewaltigen Getreideexport keinen Ausweg hat. Wir können es nach Belieben zahlen lassen. Russland muss fühlen, was es verspielt hat. Räumen wir unseren jetzigen Verbündeten Vorzugszölle ein, und würden wir sie gleichzeitig auf russisches Getreide ausdehnen, so bedeutet das den Ruin unserer Landwirtschaft. Diese Tatsache begründet ohne weiteres die erste und grundsätzliche Forderung: Weg mit der allgemeinen Meistbegünstigung alten Stiles, welche die einem

Digitized by Google

besonderen Freunde zugestandenen Vorteile schliesslich zum Allgemeingut machte, das jeder umsonst erhielt. Nie war die geschäftliche Lage des Deutschen Reiches so günstig, wie gerade jetzt. Es muss daher mit handelswirtschaftlichen Konzessionen künftig nach dem Grundsatze der Differenzierung verfahren werden.

Lyoner Jahrmarkt contra Leipziger Messe.

Der Berner Korrespondent der „Frankfurter Zeitung" schreibt seinem Blatte: „Vor uns liegt die offizielle Werbeschrift des Initiativsyndikats für die Lyoner Mustermesse; sie ist ganz hübsch ausgestattet, wenn auch die Klischees der beigefügten Stadtansichten in arg altmodischer, geschmackloser Weise beschnitten sind, mit Bogen und Kreischen um jeden Turm und Erker. Aber Lyon hat, wie die Bilder zeigen, recht imposante Gebäude, und wir dachten, man würde diese zum Teil zur Unterbringung der ersten Lyoner Messe ausräumen. Man will ja doch die Leipziger Messe übertreffen und hat, wie das Schriftchen zeigt, auch einiges von ihr gelernt. Aus Hass gegen die Deutschen, aus Sympathie für Frankreich, so hofft man, werde die grosse Mehrheit der alten Besucher Leipzigs der Lyoner Messe den Vorzug geben. Die Menge gleichgültiger oder neugieriger Besucher soll, wie in Leipzig auch, von den Musterlagern ferngehalten werden, und es wird ausdrücklich untersagt sein, während der Messe irgendeinen Gegenstand zu verkaufen. Es soll kein Jahrmarkt werden, und das Protektorat haben der Präsident der Republik selbst und der Handels- und Industrieminister übernommen.

Das klingt alles grossartig, aber wer in neutralen Ländern etwa ernstlich daran gedacht hat, im Frühjahr nach Lyon zu fahren, wird nicht wenig erheitert sein, wenn er liest, wie diese neue Messe untergebracht werden soll. Lyon verfügt, wie uns ein Reklameschriftsteller versichert, über einen wunderbaren und ganz einzigen Platz für eine Messe, nämlich die sehr breiten und mit zwei prächtigen Baumreihen geschmückten Kais der Rhône, die ausserdem von einem wunderbaren Strassenbahnnetz durchzogen sind und eine Länge von 9 km haben. Aber wie denn? Steht hier etwa schon ein Messpalast neben dem andern bereit? Noch nicht ganz, aber in der Mitte der durchschnittlich 13 m breiten Kais will man Bauten (constructions) errichten, die wirklich und wahrhaftig eine Tiefe von ganzen 4 m haben sollen. Eine Skizze lässt erkennen, dass die Lyoner Messe, wenn sie überhaupt zustande kommt, aus ganz gewöhnlichen Holzbaracken bestehen wird, die verzweifelt an Gefangenlager erinnern. Jede Bude (man kann das französische boutique in diesem Falle nicht besser übersetzen) wird 4 m lang und breit sein, also eine Grundfläche von nicht mehr als 16 qm haben. Es ist alles mögliche, dass die einzelnen Läden durch eine Doppelwand voneinander getrennt sein sollen. Wer mehr Raum braucht, darf auch zwei Buden mieten (die Doppelwand wird dann herausgenommen), und wer noch ein Bureau wünscht, dem wird freundlichst empfohlen, eine dritte Bude dazuzunehmen. Etwas über 3 m Höhe werden dem Mieter versprochen, die Vorderwand soll aus Glasscheiben bestehen und Fussboden und Decke aus Holz sein (die Hinterwand etwa nicht?); und die Reklameschrift fährt fort: ‚Wohlverstanden, die Türen werden mit Schlössern versehen sein, zu denen allein der Inhaber die Schlüssel besitzen wird. Jedem wird es freistehen, sein Lokal zu möblieren wie er will; er wird es sogar heizen und beleuchten können.'

Kann nach diesen verlockenden Schilderungen jemand noch zweifeln, dass es sich bei der Lyoner Messe wirklich nur um einen Jahrmarkt handelt? Selbst angenommen, dass von den 9 km der Rhône-Kais vier oder fünf mit solchen Barackenreihen bepflanzt würden, glauben die Lyoner Veranstalter im Ernst, dass die Kaufleute der neutralen Länder, die die Bequemlichkeiten der grossartigen Leipziger Messhäuser gewohnt sind, Lust haben werden, kilometerlange Trambahnreisen zu den Buden der verschiedenen Aussteller zu unternehmen? Das macht ja gerade den Wert der Leipziger Messe aus, dass hier im Laufe der Jahrhunderte sich auf dem beschränkten Raume der Leipziger Altstadt eine ganze Messstadt entwickelt hat, ein Kaufhaus neben dem anderen, deren jedes mehrere hundert Ausstellungsstände beherbergt. Und für solch eine leere Lyoner Holzbude, die der Mieter erst mit Heizung und Beleuchtungsanlagen versehen muss, zu der er aber wirklich und wahrhaftig einen Schlüssel ausgeliefert bekommt, soll der Aussteller von Messmustern 550 Fr. Miete während der 14 Märztage zahlen! ‚Äusserster Preis' bemerkt die Reklameschrift! Aber stattfinden wird die Lyoner Messe, sogar ‚jedes Jahr, welches auch die Ereignisse, welches die Umstände sein mögen'. Alle Fabrikanten aller Länder werden zur Beschickung eingeladen, ‚ausgenommen die der feindlichen

Digitized by Google

Länder und besonders die aus Deutschland, Österreich und der Türkei'. Und kein Artikel darf auf der Messe ausgestellt werden, der aus den Ländern stammt, ‚die uns im Jahre 1914 und 1915 bekämpft haben' (an einen Krieg im Jahre 1916 scheint der Verfasser noch nicht recht geglaubt zu haben).

Auf der letzten Umschlagseite des Lyoner Büchleins lesen wir noch: ‚Es ist eine patriotische Pflicht für alle französischen Fabrikanten, an der Messe von Lyon teilzunehmen; es ist eine einzigartige Gelegenheit für alle ausländischen Fabrikanten, ihre Sympathie für Frankreich und die verbündeten Länder zu beweisen.' Ausländische Kaufleute pflegen aber im allgemeinen nicht eine Messe zu besuchen, um ihre Sympathien zu beweisen, selbst wenn sie für das betreffende Land solche fühlen. Die Lyoner Messe wird schon ihrer äusseren Aufmachung nach, wie ihre Werbeschrift zeigt, so ganz den Anstrich eines verunglückten Jahrmarktes tragen, dass die stolze Leipziger Messstadt auch in kommenden Friedenszeiten keinen Augenblick zu fürchten haben wird, durch die Budenreihen der Lyoner Rhône-Kais aus der Gunst der Kaufleute der ganzen Welt verdrängt zu werden."

Damit wird von neutraler Seite bestätigt, was wir wiederholt dargelegt haben. Der Aufbau und der Ausbau unserer Leipziger Messe ist dermassen sinngemäss im Laufe der vielen Erfahrungsjahre vervollständigt worden, dass jetzt irgendeine ehrgeizige Absicht nicht mehr genügt, ihn irgendwie zu übertreffen oder auch nur ihm ein Gleichwertiges an die Seite zu stellen.

Die amerikanisch-britischen Verschiffungserlaubnisse.

Von Eugen Löwinger, Charlottenburg.

Die britische Regierung unterhält bei ihrer Botschaft in Washington eine Abteilung, die zur Ausgabe von Verschiffungserlaubnissen für Güter deutscher und österreichischer Provenienz über Holland nach den Vereinigten Staaten befugt ist. Diese amtliche englische Stelle hat also die Möglichkeit in der Hand, der amerikanischen Industrie alle jene Produkte zuzuführen, deren sie unbedingt bedarf, d. h. die sie in gleich guter Qualität oder in der gleichen Preislage von anderen Industrienationen ausser Deutschland und Österreich-Ungarn nicht bekommen kann. Welche Momente sonst bei der Erteilung der Verschiffungserlaubnis in Frage kommen, ist uns nicht bekannt. Tatsache ist jedenfalls, dass die amerikanischen Importeure unter Beibringung der notwendigen Beweisstücke in der Lage sind, durch Vermittlung der soeben erwähnten britischen amtlichen Stelle aus Deutschland und Österreich-Ungarn Waren zu beziehen. Dass natürlich dieser Verkehr sich in ganz minimalen Dimensionen bewegt im Vergleich zu dem Exportgeschäfte, das die deutsche und österreichische Industrie in Friedenszeiten nach den Vereinigten Staaten gemacht hat, versteht sich von selbst.

Wenn die amerikanischen Importeure und die britischen Regierungsbeamten in Washington selbstverständlich bei der Erteilung von Verschiffungserlaubnissen ihre Beweggründe allein gelten lassen, so ist auf der anderen Seite die deutsche und österreichische Industrie bzw. die deutsche und österreichische Regierung in der Lage, bei diesen Käufen wieder jene Gesichtspunkte zu beobachten, die von ihren Interessen diktiert werden.

Eine ganze Anzahl von Erzeugnissen sind deutscherseits an Ausfuhrbewilligungen gebunden. Soweit die Rohmaterialien staatlicher Kontrolle unterstellt sind, kann man dessen sicher sein, dass deren Verarbeitung und Versand nach dem Ausland keine Benachteiligung der deutschen Interessen bringt. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, dass diejenigen deutschen Güter, welche die deutschen Grenzen passieren, um ins Ausland überzutreten, in keiner Weise die wirtschaftlichen, politischen oder militärischen Interessen des Deutschen Reiches tangieren.

Wie uns bekannt ist, sind aus Amerika Aufträge nach Deutschland, belegt mit Ausfuhrbewilligungen, gekommen, die einzelweise Beträge bis 250 000 Mark ausmachten. Man ist nun in einigen Geschäftskreisen von der Ansicht eingenommen, dass es nicht Deutschlands Sache sei, nur jene Produkte zu verkaufen, deren unsere Abnehmer unter allen Umständen bedürfen. Insolange sich das Exportgeschäft nicht so abwickele, dass auch jene Produkte von uns gekauft werden, die die Erzeugnisse der Konkurrenz nicht bedingungslos schlagen, sondern ihnen gleichkommen, man dem Ankaufsbedürfnisse des Auslandes bzw. der Vereinigten Staaten nicht Folge geben solle. Es wird auch mit dem

Digitized by Google

Argument, wir glauben überflüssigerweise, gearbeitet, dass, bei aller Sorgfalt und Aufmerksamkeit, es doch nicht verhindert werden könne, hie und da Lieferungen für die Union zu übernehmen, die direkt und indirekt unsern Feinden zugute kommen, indem deren Bestellungen in den Vereinigten Staaten mit diesen unseren deutschen Fabrikaten teilweise herausgebracht werden. Jedenfalls ist man in diesen Geschäftskreisen unter dem Eindruck, dass die Nichtausführung der überseeischen Orders unter den heutigen Verhältnissen dem deutschen Export im grossen und ganzen keine besondere Vorteile bietet, während die allgemeinen Interessen vielleicht zu leiden haben.

Wir können diesen Darlegungen nur sehr bedingt beistimmen. Wenn wir uns dazu entschliessen, die überseeischen Aufträge auszuführen, so sind wir, wie wir bereits ausgeführt haben, dessen sicher, dass die Expedition der in Frage stehenden Waren aber auch in keiner Hinsicht dazu angetan ist, deutsche Interessen irgendwie zu schädigen. Auf der anderen Seite aber haben wir den grossen Vorteil, dass wir unsere Abnehmer in stetem Kontakt mit uns halten. Und folgerichtig werden nach dem Kriege von diesen Käufern auch Bestellungen auf solche Waren erfolgen, deren Suprematie wir nicht innehaben. Man vergesse nicht, dass die amerikanischen Grossfirmen ebensowohl von Deutschland, wie von allen andern Industrienationen regelmässig kaufen und dass eine Enthaltsamkeit unsererseits notgedrungen dazu führen muss, dass jene mit uns konkurrierenden ausländischen Fabriken ins Geschäft hineinkommen, die heute, durch die Gunst der Verhältnisse, mit den deutschen Produkten nicht in Wettbewerb treten können. Es ist allgemeiner Wunsch, dass der deutsche Ausfuhrhandel, soweit er sich überhaupt aufrechterhalten lässt, in Tätigkeit verbleibe, und dieses Grundaxiom erscheint uns für die Beurteilung der ganzen Sachlage unbedingt richtungsgebend. Deshalb wünschen wir, dass die amerikanische Importwelt, soweit als nur irgendwie angängig, Veranlassung habe, bei der britischen Regierung in Washington Verschiffungserlaubnisse für deutsche Waren durchzudrücken. Man darf nicht ausser Augen lassen, dass die ganze Einrichtung von der englischen Regierung doch nur deshalb geschaffen worden ist, um den Amerikanern angenehm zu sein. Wenn wir nun durch unsere Zurückhaltung zeigen, dass wir von dieser Institution keinen Gebrauch machen wollen, so wäre dies für die englische Regierung ein angenehmer Vorwand, um die Kontrollstelle in Washington gänzlich abzuschaffen, ohne dass die Amerikaner sich irgendwie beschweren könnten. Wenn die amerikanischen Importeure es zustande gebracht haben, die englische Regierung zu dieser Einrichtung zu bewegen, so sollten wir alles tun, um die Nützlichkeit dieser Institution zu beweisen.

Wir glauben, dass wir den Engländern keinen grösseren Gefallen tun könnten, als wenn wir den Amerikanern den Bezug deutscher Waren aus eigenem Willen unmöglich machen. Wir versagen es uns, auf andere Gründe einzugehen, die es wünschenswert erscheinen lassen, soviel als möglich deutsche Waren nach dem Auslande zu bringen. Es ist hier heute nicht der Anlass geboten, sich auf das Gebiet der hochpolitischen Fragen im deutschen Wirtschaftsleben einzulassen. Die Hinweise, welche wir zur Begründung unserer Ansicht heute vorgebracht haben, scheinen uns durchschlagend genug, um jene Stimmen und Ansichten verstummen zu lassen, die sich gegen den Modus vernehmbar gemacht haben, der gegenwärtig bei der Abwicklung unserer Geschäfte mit Amerika in Geltung ist.

Verschiedenes.

Türkenspende. Der Verein Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller hat im Kreise seiner Mitglieder eine Türkenspende gesammelt, um damit unseren tapferen türkischen Bundesgenossen die ganz besondere Zuneigung und den Dank der deutschen Eisen- und Stahl-Industrie kundzugeben. Wir erfahren nunmehr, dass der genannte Verein die Summe von 31 000 M. aufgebracht und der unter Leitung von Enver Pascha stehenden türkisch-deutschen Vereinigung in Konstantinopel überwiesen hat, die den Betrag für das Deutsche Haus in Konstantinopel verwenden wird.

Mustergruppen für Fachausstellungen. Die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" hat soeben Mustergruppen für Fachausstellungen herausgegeben, die im Laufe dieses Jahres im Einvernehmen mit den jeweils in Betracht kommenden Reichsbehörden, den entsprechenden Königlich Preussischen Ministerien sowie von etwa hundert grossen industriellen und wirtschaftlichen Fachverbänden und -vereinen nach eingehender Prüfung aufgestellt worden sind. Schon heute darf der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck gegeben werden, dass diese in Kriegszeit entstandene vorbereitende Friedensarbeit bei Wiederaufnahme der Ausstellungstätigkeit der deutschen Industrie zum Nutzen gereichen und der mit den Mustergruppen verfolgte Zweck, das deutsche Ausstellungswesen nach glücklich beendetem Kriege gleich in die seit langem angestrebten Bahnen zu leiten, sich verwirklichen wird.

Den Mustergruppen ist ein nach Schlagworten geordnetes alphabetisches Sachverzeichnis beigegeben. (Adresse: Berlin NW. 40, Roonstr. 1.)

Digitized by Google

Statistisches aus der Eisen- und Stahl-Industrie. Nach den Erhebungen des Vereins Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller betrug die Flussstahl-Erzeugung im deutschen Zollgebiet während des Monats November 1915 (25 Arbeitstage) insgesamt 1192817 t gegen 1215287 t im Oktober (26 Arbeitstage). Die tägliche Erzeugung belief sich auf 46741 t im Oktober gegen 47712 t im November. Die Erzeugung verteilte sich auf die einzelnen Sorten wie folgt (wobei in Klammern die Erzeugung für Oktober angegeben ist):

Thomasstahl	565084 t	(578337 t)
Bessemerstahl	15912 t	(16489 t)
Basischer Siemens-Martinstahl	498352 t	(510701 t)
Saurer „ .	24089 t	(21800 t)
Basischer Stahlformguss . .	45044 t	(42482 t)
Saurer „ . .	22261 t	(22050 t)
Tiegelstahl	8946 t	(8476 t)
Elektrostahl	13279 t	(14952 t)

Von den Bezirken sind im November 1915 (gegenüber Oktober) beteiligt:

Rheinland-Westfalen . . mit	688518 t	(689889 t)
Schlesien . . . . . mit	109903 t	(114054 t)
Siegerland u. Hessen-Nassau mit	27421 t	(25701 t)
Nord-, Ost- und Mitteldeutschland . . . . mit	41844 t	(49825 t)
Königreich Sachsen . . mit	22691 t	(20715 t)
Süddeutschland . . . . mit	11947 t	(11215 t)
Saargebiet und bayerische Rheinpfalz . . . . . mit	94239 t	(98062 t)
Elsass-Lothringen . . . mit	101893 t	(112710 t)
Luxemburg . . . . . mit	94511 t	(93116 t)

Demnach hat die arbeitstägliche Leistung zugenommen.

Die Roheisen-Erzeugung im deutschen Zollgebiet betrug im Monat November 1915 (30 Arbeitstage) insgesamt 1019122 t gegen 788956 t im November 1914 (30 Arbeitstage). Die tägliche Erzeugung belief sich auf 33971 t (gegen 26298 t im November 1914). Die Erzeugung verteilte sich auf die einzelnen Sorten wie folgt (wobei in Klammern die Erzeugung für den November 1914 angegeben ist):

Giesserei-Roheisen	160897 t	(131941 t)
Bessemer- „	17736 t	(7984 t)
Thomas- „	642603 t	(498384 t)
Puddel- „	20493 t	(27647 t)
Stahl- und Spiegeleisen . .	177393 t	(123000 t)

Von den Bezirken sind im November 1915 (gegenüber November 1914) beteiligt:

Rheinland-Westfalen . . mit	449919 t	(390785 t)
Siegerland, Kreis Wetzlar und Hessen-Nassau . . mit	66432 t	(44912 t)
Schlesien . . . . . mit	62956 t	(55537 t)
Norddeutschland (Küstenwerke) . . . . . mit	19947 t	(14201 t)
Mitteldeutschland . . . mit	31332 t	(25292 t)
Süddeutschld. u. Thüringen mit	19937 t	(13881 t)
Saargebiet . . . . . mit	69382 t	(49853 t)
Lothringen . . . . . mit	156144 t	(98567 t)
Luxemburg . . . . . mit	143073 t	(95928 t)

Görlitzer Maschinenbau-Anstalt. Der im Geschäftsjahr 1914/15 erzielte Fabrikationsbruttoertrag beziffert sich auf 291888 M. gegenüber einem Fabrikationsverlust von 14006 M. im Vorjahr. Hierzu treten noch 3276 M. Grundstücksertrag und Beteiligungsgewinn. Demgegenüber erforderten die Zinsen der Teilschuldverschreibungen, sonstige Zinsen und Effektenkursverluste 292969 M. gegen 276515 M., Handlungsunkosten, Steuern und soziale Kosten 283293 M. gegen 566667 M., Abschreibungen 329371 M. gegen 472322 M. im Vorjahr, ferner werden 312320 M. für weitere Kursverluste auf Rubel und Aussenstände in Rubeln zurückgestellt werden. Durch diese verschiedenen Unkosten und Rückstellungen entsteht ein Gesamtverlust von 922789 M., durch den sich die Unterbilanz auf 1394373 M. erhöht, nachdem die früheren Reserven und Spezialreserven von zusammen 834000 M. bereits zur teilweisen Deckung des vorjährigen Verlustes mit Verwendung gefunden hatten. Das Konto für Rückstellungen auf Lieferungen bleibt noch mit 1243000 M. gegen 1576000 M. im Vorjahr bestehen. Die Debitoren verringerten sich von 6294427 M. auf 4961944 M., worunter sich 3029681 M. Forderungen an ausländische, davon 2682016 M. an russische Firmen befinden. Auf diese Aussenstände sind nur insoweit Rückstände gemacht, als der Kursverlust auf Rubel in Frage kommt, während die Aussenstände als solche voll in die Bilanz eingestellt wurden.

Wanderer-Werke vorm. Winklhofer & Jaenicke, Akt.-Ges., Schönau bei Chemnitz. Das per 30. September abgeschlossene Jahreskonto zeigt einen Bruttogewinn der Fabrikation von 4403493 M. gegen 2831988 M. im Vorjahr. Nach Absetzung der Unkosten und 761188 M. gegen 611152 M. Abschreibungen verbleibt mit Einschluss von 223431 M. (im Vorjahre 117808 M.) Vortrag ein Reingewinn von 3240912 M. gegen 1371057 M. im Vorjahr. Hieraus sollen 700000 M. gleich 20 Prozent Dividende gegen 12 Prozent im Vorjahr

Digitized by Google

verteilt, für Kriegsgewinnsteuer 1 Million reserviert, den verschiedenen Fonds 696000 M. gegen 565458 M. im Vorjahr zugewiesen und nach Abzug der Tantiemen und Gratifikationen 552702 M. auf neue Rechnung vorgetragen werden. Den in der Bilanz ausgewiesenen Kreditoren von 438137 M. stehen 1883359 M. Bankguthaben, 1591472 M. Debitoren und 3316228 M. Waren und Materialvorräte gegenüber.

Hannoversche Waggonfabrik, Akt.-Ges., in Ricklingen bei Hannover. Die Generalversammlung setzte die Dividende auf 25 (im Vorjahre 10) Prozent fest. In Ergänzung des Geschäftsberichts teilte die Verwaltung mit, dass man sich nach dessen Abfassung die notwendigen Terrains und Baulichkeiten zur Erweiterung und Vergrösserung des Unternehmens durch Verträge mit der Aktienzuckerfabrik Linden gesichert habe. Es lägen zurzeit für verschiedene Millionen Mark Aufträge vor. Man wolle hoffen, dass die Arbeiterschwierigkeiten nicht zu gross werden würden, damit man die Aufträge und das ganze Bauprogramm rechtzeitig erledigen könne.

Aus der amerikanischen Exportstatistik. Die „Neue Zürch. Ztg." gibt einen längeren Bericht der schweizerischen Gesandtschaft in Washington über die Wirtschaftslage und den Handel der Vereinigten Staaten wieder, dem wir folgende Angaben entnehmen: In den ersten neun Monaten des Jahres 1915 betrug der amerikanische Export gegenüber dem der gleichen Zeit des voraufgegangenen Jahres (in Mill. Dollar) u. a.:

	1915	1914
Rohbaumwolle . . .	307,3	242,2
Baumwollwaren . .	71,1	34,1
Explosivstoffe . . .	84,3	4,9
Automobile	85,6	22,7
Fleisch	194,8	97,7
Zucker	24,8	5,8
Getreide	423,4	172,8
Pferde	75,0	3,1
Chemikalien . . .	54,2	20,2
Eisenwaren	251,1	152,8
Lederwaren	124,4	39,1
Wollwaren	25,2	3,2

Die Gesamtausfuhr aus den Vereinigten Staaten hatte in den neun Monaten, endend September, einen Wert von 2532500000 Dollar gegen 1467400000 Dollar in der gleichen Vorjahrsperiode. Man sieht — der Krieg nährt seinen Mann.

Brasiliens Aussenhandel. Die Einfuhr hat im Monat Oktober 1915 3059000 Pfd. St. gegen 1472000 Pfd. St. in der gleichen Zeit des Vorjahres betragen. Für die ersten zehn Monate des verflossenen Jahres ergibt sich eine Gesamteinfuhr von 24981000 (32201000) Pfd. St. Der Rückgang in der Einfuhr fällt um so mehr ins Gewicht, als sich diese in der Zeit vom 1. Januar bis zum 31. Oktober 1913 auf 56994000 Pfd. St. bezifferte. Die Ausfuhr zeigte im Oktober einen Wert von 6204000 (3506000) Pfd. St. und in den ersten zehn Monaten des vorigen Jahres 41845000 Pfd. St. gegen 38177000 Pfd. St. bzw. 51010000 Pfd. St. in der entsprechenden Zeit von 1914 bzw. 1913. Demgemäss ergibt sich, dass die Handelsbilanz Brasiliens aktiv ist. Dies ist natürlich mit der gewaltigen Abnahme der Einfuhr in Zusammenhang zu bringen.

Schweiz. Der Einfuhrtrust. Die Société suisse de Surveillance économique eröffnete vor kurzem ihre Tätigkeit. Ihre Hauptaufgabe ist die Förderung der Einfuhr aus und über die Länder der Entente nach der Schweiz für ihren eigenen Bedarf. Sie übt die Kontrolle aus über die Verwendung der einzuführenden Waren für den schweizerischen Verbrauch für Industrie und Gewerbe und über deren Ausfuhr im Rahmen der hierfür besonders festgesetzten Bedingungen.

Die Ermächtigung, Waren an die Adresse der S. S. S. einzuführen, ist durch den Einführer nachzusuchen und wird erteilt nach Erfüllung der besonderen Bedingungen und Angabe über den Charakter der gesuchstellenden Firma und über ihre Beteiligung an der Ausfuhr aus den Ländern der Alliierten vor dem 1. Juli 1914. Sie wird geknüpft an die Leistung der für die richtige Erfüllung und Innehaltung der vertraglichen Bedingungen geforderten Sicherheit, die bestehen kann in der Hinterlegung von Wertschriften oder in einer Bankgarantie. Für die Einreichung des Gesuchs um Vermittlung der Einfuhr durch die S. S. S. stehen Formulare zur Verfügung, die schriftlich oder persönlich in den Bureaus der S.S.S. erhoben werden können.

Die Geschäftsräume befinden sich im Bundeshaus, wo ein hierfür besonders geschaffenes Bureau Auskunft erteilt. Die Telegrammadresse der S.S.S. lautet: Surveillance économique Berne.

Von der S. S. S. anerkannt sind bisher folgende Syndikate:

1. Verband schweizerischer Konsumvereine, Sitz in Basel; 2. Verband schweiz. Gerbereibesitzer, Sitz in Zürich; 3. Schweiz. Importvereinigung für Wolle und Wollfabrikate, Sitz in Zürich; 4. Importvereinigung für Baumwolle und Baumwollfabrikate, Sitz in Zürich; 5. Einfuhrgenossenschaft für die schweiz. Stickerei-Industrie, Sitz in St. Gallen; 6. Office d'Importation de la Chambre syndicale des fabricants suisses du chocolat, La Chaux-de-Fonds.

Weitere Syndikate sind zum Teil bereits gebildet und haben das Gesuch um Anerkennung an die S. S. S. gerichtet.

Dänemark. Regelung des Aussenhandels. Zur Bestreitung der ständig steigenden Unkosten für die Durchführung der Ordnung der dänischen Einfuhr aus dem Westen hat das Komitee der Grosshändler-Sozietät die Erhebung einer Gebühr für jede Gewährleistungs-Urkunde, die das Komitee ausstellt, beschlossen.

Digitized by Google

Die Gebühren sind bis auf weiteres festgesetzt worden wie folgt:

für Beträge bis zu 500 Kr.			2 Kr.
„ „ von mehr als	500 Kr. bis zu	1000 Kr.	3 „
„ „ „ „	1000 „ „ „	3000 „	4 „
„ „ „ „	3000 „ „ „	5000 „	5 „
„ „ „ „	5000 „ „ „	10000 „	8 „
„ „ „ „	10000 „ „ „	20000 „	10 „
„ „ „ „	20000 „		15 „

Für die Festsetzung der Gebührenhöhe wird es also erforderlich sein, auf der Verpflichtungserklärung den Fakturenwert der in Betracht kommenden Warensendung oder, falls dieser nicht bekannt ist, den ungefähren Handelswert anzugeben. (Nach Berlingske Tidende.)

Norwegen. Unsere Zementindustrie hatte 1914 ein einigermassen zufriedenstellendes Jahr. Bis zum Kriegsausbruch war die Bautätigkeit recht lebhaft, insbesondere wurden Wasserfälle ausgebaut und sonstige industrielle Anlagen in Angriff genommen. Anfang August trat darin eine Unterbrechung ein; als aber das geschäftliche Leben wieder in Gang kam, wurde auch die Bautätigkeit wieder aufgenommen, und die Zementindustrie hatte bis Ende des Jahres gute Beschäftigung. Dazu trug auch bei, dass die Einfuhr des ausländischen Zements, namentlich des deutschen, fast ganz aufhörte. Die Preissteigerung, welche bei Kriegsausbruch auf dem Zementmarkt eintrat, kam der inländischen Industrie nicht zugute, da diese die bedeutend erhöhten Herstellungskosten decken musste.

Die Einfuhr war im Laufe des ganzen Jahres so gross wie 1913. Ausfuhr fand auch in den letzten zwei Jahren nach europäischen und überseeischen Plätzen statt.

Die Zementfabrik Slemmestad wird erweitert, so dass sie sowohl den Verbrauch des ganzen Landes wie auch die Ausfuhr übernehmen kann. Eine zweite Fabrik befindet sich in Lier im Bau und soll 1916 in Betrieb kommen. Alsdann wird man sich auf eine ziemliche Übererzeugung gefasst machen müssen.

(Aus einem Berichte des Kaiserl. Generalkonsulats in Kristiania.)

— Ausfuhrverbot. Ein Rundschreiben des Landwirtschafts-Departements vom 30. Dezember 1915 verbietet die Ausfuhr von Fettsäuren allerart, sowohl tierischen als auch pflanzlichen Ursprungs. (Morgenbladet.)

Finnland. Verbot der Überlassung von Schiffen an das Ausland. Eine Verordnung des Generalgouverneurs über Finnland vom 14./27. Oktober 1915 verbietet den Verkauf, die Abgabe und zeitweise Überlassung von Schiffen an das Ausland, die in einem russischen oder finnländischen Hafen eingetragen sind.

(Nach Finnlands Allmänna Tidning.)

Niederlande. Geplantes Ausfuhrverbot für Lumpen. Nach Zeitungsmeldungen soll ein Verbot der Ausfuhr von Lumpen vom 1. Jan. 1916 ab geplant sein.

Für alte englische Baumwollstoffe sollen jedoch Ausfuhrgenehmigungen erteilt werden, sofern Posten von mindestens 10000 kg verschickt werden und sofern 20 Prozent der ausgeführten Menge zur Verfügung der niederländischen Papier-Industrie zurückbleiben.

(Bericht des Kaiserl. Generalkonsulats in Amsterdam.)

Portugal. Teilweise Erstattung des Einfuhrzolls für Bleioxyd und metallisches Blei bei der Ausfuhr des hieraus hergestellten Bleinitrats. Die Portugiesische Regierung hat auf Vorschlag des Finanzministers unter dem 26. November 1915 beschlossen, dass von dem Betrage der Zölle für Bleioxyd (Massikot) oder für metallisches Blei, die unter der Erklärung eingeführt worden sind, dass sie zu Bleinitrat verarbeitet werden sollen, für je 100 kg Bleinitrat, die ausgeführt werden, ein Teil erstattet wird, der 65 kg Bleioxyd oder 60 kg metallischem Blei entspricht.

Oesterreich-Ungarn. Industrieförderung in Ungarn. Dem ungarischen Abgeordnetenhause ist am 30. November 1915 ein Gesetzentwurf über die Verlängerung der Wirksamkeit des I. Abschnitts des Gesetz-Artikels III vom Jahre 1907 über die heimische Industrieförderung vorgelegt worden. Danach soll die Wirksamkeit dieses Abschnitts bis zur weiteren Verfügung der Legislative verlängert werden. Das Gesetz soll am 1. Januar 1916 in Kraft treten.

Rumänien. Nach einer Mitteilung der rumänischen Postverwaltung ist vorläufig die Durchfuhr von Waren in Postpaketen durch Rumänien nur mit besonderer Genehmigung des rumänischen Finanzministeriums, die durch Vermittlung der deutschen Gesandtschaft in Bukarest einzuholen sein würde, gestattet. Postpakete mit Waren aus Deutschland nach der Türkei und nach Griechenland sind daher bis auf weiteres nur zulässig, wenn eine schriftliche Durchfuhrerlaubnis des rumänischen Finanzministeriums für jedes Paket beigefügt ist.

Russland. Liquidierung der Handelsunternehmungen feindlicher Untertanen. Die in Abschnitt II Artikel 13 des am 10. Mai 1915 Allerhöchst bestätigten Beschlusses des Ministeriums über die Liquidierung der den feindesländischen Untertanen gehörenden Handelsunternehmen (Gesetzsamml. Art. 1113) festgesetzte Frist von zwei Monaten für die Forderungsanmeldung bei den Liquidatoren und die Vorlegung aller vorhandenen Beweismittel wird zugunsten der russischen und der ausländischen, aber nicht einem feindlichen Staate angehörenden Gläubiger, die sich ausserhalb Russlands aufhalten, durch eine Frist von sechs Monaten ersetzt; diese Frist wird gleichfalls vom Tage der Veröffentlichung des Gläubigeraufgebots in den „Senatsmitteilungen" an gerechnet.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Deutschland und Südamerika. Von Prof. Dr. P. Gast. 68. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". Preis 50 Pfg. (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.)

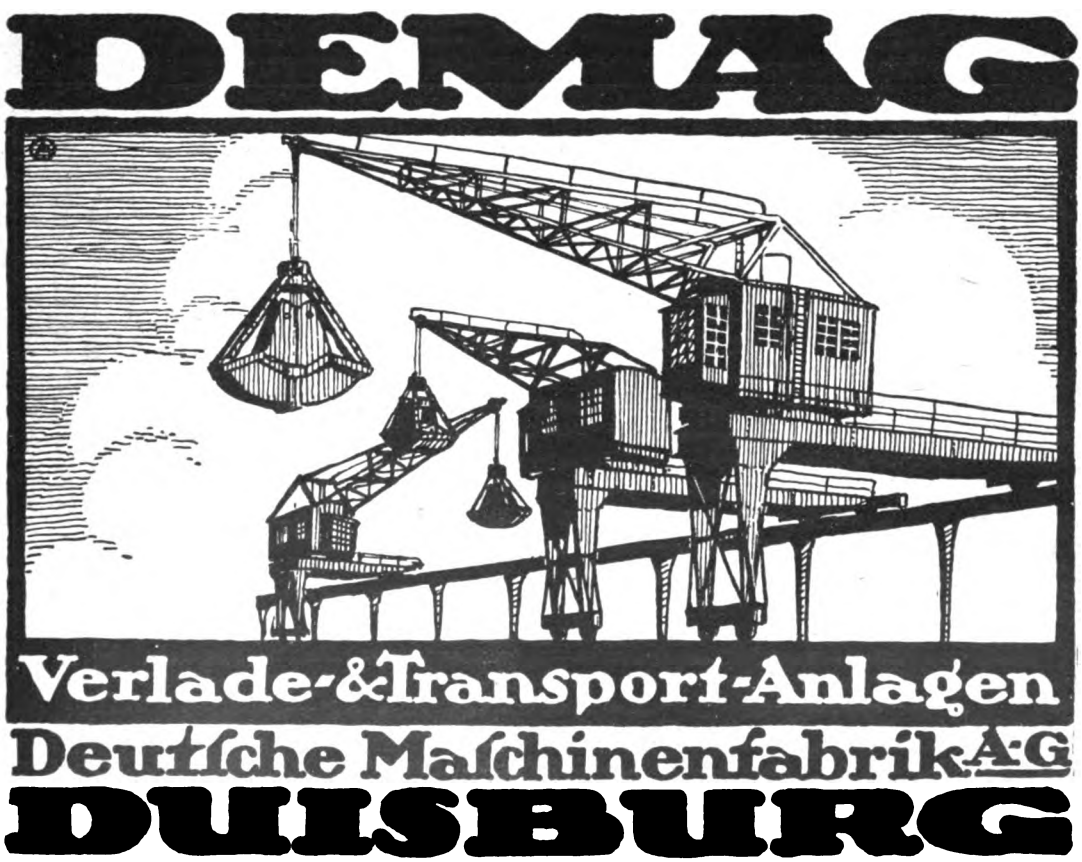
Eines der wichtigsten Kapitel der künftigen deutschen Auslandspolitik behandelt in diesem neuesten Heft der bekannten Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg" ein gründlicher Kenner der einschlägigen Verhältnisse, Professor Gast, der Leiter des Deutsch-Südamerikanischen Instituts in Aachen. Der Verfasser geht davon aus, dass auch in Südamerika die jahrzehntelang ausgestreute Saat des Deutschenhasses in den ersten Kriegsmonaten kräftig in die Halme geschossen ist, was an sich um so mehr überraschen musste, als deutsche Auswanderer, deutsche Gelehrte, Instruktoren und Unternehmer bisher in den südamerikanischen Staaten unendlich viel zur Hebung des dortigen wirtschaftlichen und geistigen Lebens getan haben. Diese Kulturarbeit vor allem würdigt Professor Gast eingehend; mit ihr ist für die künftig zu erneuernde Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Südamerika eine Grundlage gegeben, die jene Erschütterungen überstehen wird und auf der noch erfolgreicher als bisher weiter gearbeitet werden kann. Die kleine Schrift sollte daher von jedem beachtet werden, der aus eigener praktischer Tätigkeit heraus oder aus Interesse an den Schicksalen des Deutschtums im Auslande sich über die Beziehungen zwischen Deutschland und Südamerika unterrichten will.

Deutsches Kriegsbuch. Verlag von Knorr & Hirth, München—Leipzig. Preis: 1 Band M. 1.—.

Dieses Buch ist ausserordentlich übersichtlich mit allen Begebenheiten zusammengestellt und dürfte für jedermann eine wissenswerte und interessante Lektüre bilden.

Der Deutsche nach dem Kriege. Von Hermann Muthesius. Verlag von F. Bruckmann A.-G., München. Preis M. 1.—.

Der in dieser Schrift seine Mahnung für das Verhalten des „Deutschen nach dem Kriege" zusammenfasst, gibt sie aus eigener Erfahrung, die auf langen Auslandsaufenthalt gegründet ist: in England und Japan hat Hermann Muthesius dem Deutschen Reich gedient und er hat von dort und aus Frankreich, Amerika und Italien den freien Blick für das deutsche Wesen wie für die mancherlei Hemmungen heimgebracht, die es vor der ausserdeutschen Welt einengen. So kann Muthesius, der durch seine Verdienste um die Entwicklung des „Deutschen Stils" bekannt geworden ist, den Anspruch erheben, auch als kulturpolitischer Anreger gehört zu werden. Der Krieg hat uns über manches die Augen geöffnet und in vieler Beziehung Wunder gewirkt. Möge er auch da Wandel schaffen, wo lange Vernachlässigtes zu unbewusster, aber tiefgehender Schädigung unseres Verhältnisses zur übrigen Welt geführt hat.



Digitized by Google

Gesuchte Verbindungen im Auslande und Übersee.

Die **Abonnenten** des Export-Anzeigers erhalten die Adressen der neue Verbindungen suchenden Firmen **kostenlos** mitgeteilt. — An **Nicht-Abonnenten** geben wir die Adressen nur bekannt, wenn den Anfragen das erforderliche Briefporto von 20 Pfg. beiliegt.

V. 824. Zum Vertrieb ihrer **Vervielfältigungs-Apparate** sucht bedeutende deutsche Firma im Ausland und Übersee neue Verbindungen.

V. 825. Eine grosse Spezialfabrik zum Bau von **Geldschränken** und **Tresoranlagen** sucht im Auslande und Uebersee finanzkräftige Firmen zur Vertretung.

V. 827. Deutsche Firma, Fabrikantin von durch D. R.-P. gesetzlich geschütztem, bestens bewährtem **Beschriftungsapparat** sucht noch einige tüchtige Vertreter in grösseren Städten des Auslandes.

V. 828. **Messerputzmaschinen.** Eine leistungsfähige deutsche Firma sucht noch Vertreter an einigen Plätzen Südamerikas sowie in Asien.

V. 830. Bedeutende Firma, die **Pumpen und Gebläse** in eigener, patentierter Konstruktion herstellt, sucht noch Abnehmer an grossen Plätzen Südamerikas.

V. 831. Zur Einführung von **Samen aller-art** werden allerorts im Auslande und Uebersee rührige Firmen gesucht. Die Ware wird in überall glänzend bewährter tropensicherer Packung geliefert. Kataloge in deutscher, englischer und franz. Sprache vorhanden.

V. 833. Bedeutende deutsche **Druck-Farben**-Fabrik sucht geeignete Vertreter in allen Ländern der Erde zur Einführung ihrer Druckfarben in feinsten Qualitäten für alle Zweige der graphischen Industrie.

V. 834. Erste deutsche **Nähmaschinenfabrik** sucht neue Geschäftsverbindungen in allen Teilen der Welt.

V. 836. Gut eingeführte, finanzstarke Importhäuser in noch einigen Ländern können von sehr leistungsfähiger deutscher Fabrik die Vertretung in **Maschinen für Waggon- und Schiffbau** erhalten. Bedingung sind gute Beziehungen zu städtischen und staatlichen Behörden.

V. 837. Spezialfabrik für **Bindfaden-Abschneider** sucht neue Geschäftsverbindungen in allen Ländern. Das Fabrikat ist ein idealer Verkaufsartikel und eine Vertretung daher sehr lohnend.

V. 840. Bedeutendes deutsches Werk, überaus leistungsfähig in aller Art **Haushaltungs-Maschinen und -Geräte** sucht rührige Firmen, die sich mit dem Vertrieb ihrer Artikel befassen. Preisliste wird auf Anfrage gern gesandt.

V. 841. Erstklassige Maschinenfabrik und Eisengiesserei Deutschlands, die seit langen Jahren **Sägewerks-Maschinen** in bewährter Ausführung herstellt, sucht neue Verbindungen im Auslande und Uebersee.

V. 842. Grosse deutsche Fabrik sucht gut eingeführte Firmen zum Vertrieb eines durch D.R.G.M. geschützten **Kesselrohrreinigers.**

V. 843. Erste deutsche Spezialfabrik elektrisch betriebener **Bohr-, Schleif- und Schlagwerkzeuge** sucht für den Absatz ihrer Maschinen überall Firmen, die in Bergbau- und Ingenieurkreisen bestens eingeführt sind.

V. 844. Bedeutende deutsche Fabrik, die sich mit der Herstellung bestens bewährter **Wasserfilter** befasst, sucht in allen Teilen der Welt neue Verbindungen. Preisliste steht gern umsonst und portofrei zur Verfügung.

V. 845. In den verschiedensten Gegenden der Welt ansässige Firmen können die Vertretung einer deutschen Metallwaren-Fabrik übernehmen. Hauptsächlicher Fabrikationszweig sind **Massenartikel aus Metall** in polierter oder galvanisierter Ausführung. Auch in Feuerzeugen ist die Firma leistungsfähig.

V. 846. Firmen an grösseren Plätzen des Auslandes, die gute Beziehungen zur Elektrizitätsbranche haben, können die Vertretung einer deutschen Fabrik erhalten, die ein neuartiges **Deckenarmpendel** herstellt. Prospekte stehen gratis und franko zur Verfügung.

V. 847. Bedeutende Häuser im Ausland und Uebersee können die Geschäftsverbindung mit grossem leistungsfähigen deutschen Werk, das **Misch- und Knetmaschinen für Bäckereien und Dampfbackofen** als Spezialität herstellt, aufnehmen. Die Firma besitzt Patente in allen Ländern und hat 167 höchste Auszeichnungen zu verzeichnen.

Ein gutes Urteil

findet, wie aus nachstehendem Briefauszug hervorgeht, die sorgfältige, schnelle und kostenlose Tätigkeit unserer Vermittlungsstelle für Auslandsanfragen:

„Soeben erhalte ich Ihren Brief vom 14. d. Mts. Ich bin sehr angenehm überrascht über die Fülle der angeregten Firmen und deren seriöse Vornehmheit in dem betreffenden Fache. Einige schrieben bereits, den übrigen werde ich schreiben. — Ich danke Ihnen verbindlichst für Ihre Liebenswürdigkeit und werde mir erlauben, Sie s. Z. über den Erfolg des jetzt einzuleitenden Briefwechsels zu benachrichtigen."

An alle ausländischen und überseeischen Geschäftsleute richten wir die dringende Bitte, sich bei eintretendem Bedarf an deutschen Waren unserer Vermittlungsstelle zu bedienen. — Die Anfragen bitten wir unter Anführung der gewünschten Waren und eventuellen Referenzen an die

Vermittlungsstelle von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig,

Hospitalstrasse 27, zu senden.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Empfohlene Spediteure	2
Der Import nach der Türkei. Von H. W. Schmidt, Konstantinopel	3—6
Deutsche Exportindustrie: Kunstgewerbliche Neuheiten der keramischen Industrie und der Glasbranche	7—11
Förderung der Leipziger Messe	11—12
Leipziger Frühjahrs-Mustermesse 1916	12—13
Handelsteil	13—15
Bücherbesprechungen	15
Bezugsquellenregister	16
Neueste Anfragen aus dem Auslande	3. Umschlagseite
Deutsche Werkzeugmaschinen	4. „
Gesuchte Verbindungen im Auslande und Übersee	4. „

Der Import nach der Türkei.

Von H. W. Schmidt, Konstantinopel.

Nachdem jetzt der regelmässige Verkehr zwischen den Zentralmächten und der Türkei nicht nur für Passagiere, sondern auch für Waren aufgenommen worden ist, dürfte es an der Zeit sein, einige Regeln für den Geschäftsverkehr nach der Türkei aufzustellen.

Die Lage wird eine ganz verschiedene gegenüber derjenigen vor dem Kriege sein. Eine ganze Anzahl von Kommissionären in der Türkei, Franzosen, Engländer, Italiener usw. werden verschwunden und an deren Stelle deutsche und österreichische Firmen getreten sein. Daneben werden viele deutsche und österreichische Geschäftsfirmen, die bisher noch nicht nach dem nahen Osten importiert hatten, sondern nach anderen, vielleicht den uns jetzt feindlichen Ländern, auch nach der Türkei Beziehungen anknüpfen wollen.

Dafür gilt es nun, die folgenden Winke zu beachten:

Zu dem unmittelbaren Geschäftsverkehr mit den einheimischen Kunden in der Türkei kann nicht geraten werden, da es manche Firmen gibt, die ihre Verpflichtungen nur so lange erfüllen, als es ihnen passt, auch wenn sie durchaus zahlungsfähig sind. Es ist sehr schwer, sich gegen derartige böswillige Schuldner erfolgreich zu wehren, dies wissen die Leute auch und nützen es aus. Die Rechtsverhältnisse sind verwickelt und Prozesse nur dann anzuraten, wenn es sich um grössere Summen handelt. Aus diesem Grunde ist es dringend nötig, sich eines Vertreters, der unbedingt zuverlässig, reell, orts- und personenkundig sein muss, zu bedienen. Diese Adressen erfährt man am besten und einfachsten durch die deutschen und österreichischen Konsulate, sowie auch durch die Banken, von denen wir die Filialen der Deutschen Bank, der Deutschen Orientbank, der damit alliierten Deutschen Palästinabank, des Wiener Bankvereins usw. nennen.

Als erste Regel merke man sich, dass man nie einem sich meldenden Vertreter Vollmacht gebe nur auf Grund einiger Referenzen, da damit oft Schwindel getrieben wird, wie wir nachher sehen werden. Besonders für den Verkehr mit den Behörden ist ein derartiger Vertreter unbedingt nötig. Am besten dürfte es sein, wenn der deutsche bzw. der österreichische Importeur sich einer deutschen bzw. einer österreichischen Kommissionsfirma bedient, die leicht auf den betreffenden Konsulaten erfragt werden kann. Der Vorteil ist nicht nur der, dass in deutscher Sprache korrespondiert werden kann und Irrtümer vermieden werden, die beim Verkehr mit einer levantinischen Firma, die der deutschen Sprache kaum mächtig ist, vorkommen, sondern, was noch viel wichtiger ist, dass bei Differenzen die Vermittlung des Konsulats angerufen werden kann, welches die Angelegenheit rasch „à l'amiable" erledigen wird, während ein Streit mit der Firma einer anderen Nation langwierige Verhandlungen vor den Gerichten nach sich zieht. In dem Falle, dass der Vertreter ein Deutscher oder Österreicher ist, wird man auch ohne Bedenken demselben Inkassovollmacht erteilen dürfen, natürlich unter der Voraussetzung, dass die eingegangenen Auskünfte tadellose waren.

Ferner empfiehlt es sich, Konnossements stets an die Order des Vertreters auszustellen, damit dieser erforderlichenfalls über die Ware, solange sie noch nicht aus dem Zollamt abgeholt ist, frei verfügen kann.

Ich möchte noch darauf aufmerksam machen, dass das Reichsgericht in Leipzig wiederholt entschieden hat, dass mangels besonderer Abmachung das ausländische Recht Anwendung findet. Es ist somit gut, mit dem Vertreter einen besonderen Vertrag zu schliessen, worin die ausdrückliche Klausel vorkommt, dass im Falle von Streitigkeiten das deutsche Recht Gültigkeit habe und dass der Sitz der Importfirma als Gerichtsort zu betrachten sei.

Besonders scharfe Bestimmungen sind in betreff der Inkassovollmacht zu treffen. Selbst

Digitized by Google

wenn man die besten Auskünfte über den Kommissionär in den Händen hat, so ist es doch gut, sich auch hier möglichst zu sichern. Sieht sich die Importfirma genötigt, Rechtsstreit gegen den Kommissionär zu erheben und hat sie sich nicht durch obigen Vorbehalt des deutschen Gerichts gedeckt, so muss sie sich nach einem Rechtsanwalt in der betreffenden Stadt umsehen. Sie sollte aber nicht in der ersten Hitze ihre Wahl blindlings treffen, sondern sich unbedingt vorher auf dem betreffenden Konsulat nach der Adresse von vertrauenswürdigen Anwälten erkundigen, wie solche auf jedem Konsulat notiert sind. Womöglich sollte man einen deutschen, bzw. einen österreichischen wählen, die sich auch beinahe überall finden. Die Erfahrungen, die andernfalls schon gemacht wurden, sind wenig ermutigend. Auch für den Fall, dass der Anwalt den Rechtsstreit zugunsten der deutschen, bzw. österreichischen Firma erledigt hat, sind oft die Kosten derartig hohe, dass null von null aufgeht. Im Handelsvertragsverein ist deshalb eine Abteilung eingerichtet worden, die den deutschen Firmen bei Rechtsstreitigkeiten zur Seite steht. Diese Abteilung ist mit allen nötigen Einrichtungen versehen, die die internationale Rechtsverfolgung erleichtern und stellt den Firmen Anwälte in allen Städten des Auslandes, besonders auch der Levante, zur Verfügung, die Gewähr bieten, dass die Sache zur Zufriedenheit der klagenden deutschen Firma geregelt wird.

Diese segensreiche Einrichtung ist vielen deutschen Firmen gar nicht bekannt. Es wäre deshalb sehr zu empfehlen, mehr von derselben Gebrauch zu machen. Die Redensart: „Ich habe genug von den Geschäften mit der Levante" würde weit weniger vorkommen. Ein Grund, weshalb dieser Ausspruch so häufig vorkommt, ist oft der, dass der Importeur sich nicht genügend nach der Bonität der vertretenden Firma erkundigt hat und einem sogenannten Winkelkommissionär ins Garn gegangen ist. Es gibt darunter alle möglichen Leute, solche, die nicht einen Piaster in der Tasche besitzen, dafür aber grossartige Briefköpfe, auf denen eine pompöse Firma mit einer Menge Bankverbindungen und Filialen in allen Städten der Levante prangt. Aus diesem Grunde ergeht unsere Warnung, sich nicht an die Referenzen dieser Firmen zu halten, sondern sich durch die Konsulate, die deutschen und österreichischen Banken, solide Auskunftsbüros und Handelskammern genaue und erschöpfende Auskunft über die bewerbende Firma geben zu lassen. Nur von solchen wird er richtige Auskunft erhalten, von den ersteren, den angeführten Referenzen, schon aus dem Grunde nicht, weil diese Firmen eine richtige Auskunft gar nicht geben können. Und zwar aus folgendem Grund: Der Winkelkommissionär muss selbstverständlich Referenzeu haben, sonst erhält er keine weiteren Firmen zur Vertretung. Er verfährt nun meistens folgendermassen: Er macht mit dem kleinen Vermögen, das er hat, oder auch mit geliehenem Geld, einige kleine Einkäufe unter Voreinsendung des Fakturabetrags. Nach einiger Zeit erhält er die Waren auf sein Ansuchen mit halber Anzahlung und den Rest bei Ankunft der Ware. Auch diese Manipulation geht tadellos. Später drückt er die Bedingung durch, Bezahlung der Ware erst nach Eintreffen, was ihm anstandslos bewilligt wird, hat er doch bisher alles bereinigt. Zum Schluss erhält er auch den üblichen Dreimonatkredit. Die Referenzen, die nun auf sein Ansuchen die importierende Firma über ihn erteilen wird, können nicht anders als gute sein, da die betreffende Firma ja keine Ahnung davon hat, dass sie nur als Lockvogel dienen soll.

Selbstverständlich treffen diese Referenzen die wirklichen Verhältnisse keineswegs, die oft trostlose sind. Nach einiger Zeit, nachdem mehrere Firmen auf obige Weise zu Referenzen veranlasst wurden, zieht er es vor, zu verschwinden, ohne seine Adresse seinen trauernden Gläubigern mitzuteilen, oder er verkauft sein Geschäft an einen ähnlichen Mann, der natürlich für die Verbindlichkeiten des früheren Inhabers nicht haftet, weil er dies gar nicht könnte, auch wenn er den Willen dazu hätte. Hat die deutsche oder österreichische Firma dagegen eine reelle, von Konsulat, Bank, Handelskammer oder solidem Auskunftsbüro empfohlene Verbindung, so kann man ruhig mit levantinischen Firmen durch deren Vermittlung arbeiten, da die erstere genau weiss, wie weit sie in Sachen des Kredits gehen kann und welche Vorsichtsmassregeln bei der einen oder anderen Firma angebracht sein mögen. Die Hauptsache bei dem Geschäft nach dem nahen Osten ist, sich genau zu erkundigen, und zwar in der mehrfach erwähnten Weise, da es sonst sehr leicht vorkommen kann, dass die Firma grössere oder kleinere Verluste erleidet, bei denen sie geneigt ist, dieselben dem Geschäft nach dem Orient in die Schuhe zu schieben, während es in Wahrheit ihr eigener Fehler war, der ihr das Geschäft verleidet hat. Noch eine Eigentümlichkeit deutscher und österreichischer Firmen möchten wir hier zur Sprache bringen, die hoffentlich nach dem Kriege verschwunden ist. Es ist die, eine Firma mit möglichst pompösen, fremd klingenden Namen der deutschen bzw. österreichischen Vertreterfirma im Orient vorzuziehen. Es ist ja möglich, dass die Firma Mayer & Müller gerade so viel leistet, wie

Digitized by Google

die Firma Pappadiamantopoulos & Pappamichalopoulos! Ausgeschlossen! Nur ist vielleicht der Unterschied der beiden mehr in der Bonität als im Klang der Namen zu suchen. Wir wollen damit absolut nicht behaupten, dass alle Vertreterfirmen mit exotischen Namen vertrauensunwürdig seien. Im Gegenteil: es gibt unter ihnen Firmen, die sich an Reellität mit jeder anderen Vertreterfirma messen können. Vor dem Krieg waren beispielsweise die Weltfirmen Krupp in Essen und Lanz in Mannheim in Ägypten von griechischen Firmen vertreten, aber diese waren auch Prima-Firmen, die Besitzer und Prokuristen deutschfreundliche Griechen, die in Deutschland studiert hatten und deutsch wie ihre Muttersprache sprachen. Unsere Polemik richtet sich selbstverständlich nicht gegen solche Firmen, sondern gegen die Sucht, fremdländische Firmen den einheimischen vorzuziehen.

In neuerer Zeit ist die Praxis aufgekommen, dass der Kommissionär in der Levante in regelmässigen Intervallen den Besuch eines Vertreters der importierenden Firma erhält. Ist dies nur zu dem Zweck geschehen, dem Kommissionär und den Kunden die neuesten Muster vorzulegen, in nähere Fühlung mit dem Kommissionär und dessen Placiers zu kommen, so ist dagegen gar nichts einzuwenden, im Gegenteil, dies ist nur von Nutzen.

Anders dagegen ist es, wenn der Reisende nur zu dem Zweck hingesandt wird, herauszubringen, ob man das Geschäft nicht direkt, mit Umgehung des Kommissionärs und Schonung der Provision, selbst machen könnte. Dem ist entschieden abzuraten, und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstens merkt der Kommissionär es sicher, ob der Reisende für den ersten oder den zweiten Zweck gesandt worden ist, und wird verstimmt. Sodann werden die Kunden, wenn der Reisende das nächstemal ohne den Kommissionär seinen Besuch macht, eine Menge Mätzchen probieren, die sie in Gegenwart des lokalkundigen Placiers des Kommissionärs nie wagen würden, und schliesslich wird der Jammer bei Empfang der Ware erst recht losgehen und allerlei merkwürdige Abmachungen usw., an die der Reisende sich nicht erinnern kann, vorbringen, so dass man froh sein kann, wenn man nach gehörigem Abzug sein Geld erhält. Rechnet man dann die Sache nach, so kommt man zehn gegen eins darauf, dass man diesmal ein viel schlechteres Geschäft gemacht als früher und dass die Provision des Kommissionärs in dem geforderten und bewilligten Abzug zweimal enthalten ist.

Auch die kleinen Städte in der Levante werden neuerdings durch eigene Reisende besucht, und sogar vor ganz kleinen Nestern haben solche nicht haltgemacht. Diese Reisenden versuchen dann, den erstaunten Kleinhändlern Waren gegen Kredit aufzuhängen. Natürlicherweise ging diese neue Mode nicht von den Reisenden aus, die gegen festen Gehalt angestellt sind. Diese werden, wie bisher, nur die Kundschaft in den grossen Städten, die sie genau kennen oder wo sie durch den Kommissionär eingeführt sind, besuchen und so ihre Auftraggeber möglichst vor Verlusten bewahren. Anders die nur gegen Provision und oft nur auf kurze Zeit angestellten Reisenden. Diesen liegt es natürlicherweise nur daran, möglichst viele Geschäfte abzuschliessen und möglichst viel Provision zu erhalten, gleichgültig, ob ihre Firma nachher beim Inkasso verliert oder nicht. Ebenso natürlich endet diese Methode früher oder später mit grossem Krach in dem Moment, wo es ans Zahlen geht. Der Kleinhändler, der kaum genug hat, um von der Hand in den Mund leben zu können, denkt gar nicht daran, prompt zu bezahlen, oft will er auch gar nicht, selbst wenn er könnte. Wechselproteste können auf diese kleinen Orte gar nicht gemacht werden. Ebenso ist es mit dem Gerichtsvollzieher. Wenn schon, dann ist die Methode des Einzugs mit so horrenden Kosten verknüpft, dass bestenfalls null von null aufgeht. Beim Import nach der Levante ist noch besonders zu beachten, dass nur dann Erfolge zu erzielen sind, wenn man sich genau nach den Wünschen der Kunden richtet. Gerade dies ist ein Punkt, über den französische, englische und amerikanische Firmen oft schon gestolpert sind. Diese sagen sich, in der bekannten Verachtung des Türken, des Arabers und des Levantiners überhaupt, dass sie froh sein müssten, wenn sie die Ware überhaupt bekommen. Dass der einheimische Kunde besser weiss, was für die einheimische Bevölkerung passt, als der französische oder englische Importeur, ist klar. Das Ende vom Lied ist, dass der Kunde sich bitter beklagt, er könne die Ware, so, wie sie geliefert sei, gegen die Vorschrift, nicht gebrauchen, weil sie ihm nur liegen bleibe. Der Importeur schreibt einen gereizten Brief, der Kunde stellt ihm die Ware zur Verfügung, und der Skandal ist fertig.

Es folgen dann Reklamationen, Beanstandungen der Ware, Versuch von Herabsetzung des Preises, von Extrarabatten usw., was der Importeur nicht begreift, für Schikane hält und durch Vorwürfe über Kleinlichkeit erwidert. Dass er selbst die Schuld an der ganzen ärgerlichen Geschichte getragen, ist ihm nur sehr schwer beizubringen.

Gerade die deutschen und österreichischen Firmen hatten vor dem Krieg das Renommee,

Digitized by Google

genau nach Vorschrift zu liefern, und dies sollte auch nachher streng eingehalten werden. Zum Beispiel lassen sich nur schwer und ganz vereinzelt Restvorräte, die der Importeur auf Lager hat, nach der Levante verhandeln. Jedenfalls sollte man sich hüten, einem Kunden, der etwas Ähnliches bestellt, diesen Rest ohne vorherige Korrespondenz zu schicken, da man sonst Gefahr läuft, den Kunden ein für allemal zu verlieren.

Ganz besondere Sorgfalt sollte man der Verpackung, dem Transportweg und dem Lieferungstermin widmen. Besonders die leichtsinnigen Franzosen sind im ganzen Orient berüchtigt, dass sie alles dies ausser acht lassen. Die Verpackung ist nie schlechter als bei einer französischen Sendung, auf den vorgeschriebenen Transportweg gibt der Franzose bei seiner Unkenntnis der Handelsgeographie gar nichts, wenn er auch dem Kunden dadurch erhebliche Mehrkosten verursacht, und schliesslich ist er ebenso saumselig in bezug auf den Lieferungstermin. In allen diesen Punkten die anderen auszustechen, muss vor allem unser Prinzip sein. Nirgends mehr als in der Levante ist das rechtzeitige Ankommen der Ware von Wichtigkeit, da der Kunde seine Bestellung genau so aufgibt, dass sie rechtzeitig in seinen Händen ist, bevor die Einkäufer aus dem Innern des Landes sich in der Hafenstadt einfinden. Die wohlfeile Redensart, an ein paar Wochen ist doch nichts gelegen, ist hier vollständig falsch, da dem Kunden bei einer Verspätung von ein paar Wochen sein ganzes Lager liegen bleiben kann, da sich inzwischen die Käufer aus dem Innern wieder verflüchtigt haben und ihren Bedarf bei einer anderen Stelle deckten.

Besonderes Augenmerk ist auch darauf zu lenken, dass der Preis der Ware cif und nicht fob dem Kunden berechnet wird. Die französischen, englischen und amerikanischen Fabriken pflegen stets fob zu kalkulieren, was ja für den Fabrikanten angenehmer, aber für den Kunden in der Levante viel unangenehmer ist. Der Käufer muss bei einer Kalkulation fob erst alle die Spesen mühsam zusammentragen, die der deutsche Fabrikant leicht berechnen kann. Dadurch wird der levantinische Kunde bewogen, bei dem Importeure zu kaufen, der ihm die Ware cif berechnet hat.

Natürlich verkennen wir nicht, dass bei der Cif-Berechnung dem Fabrikanten oder Importeur erhebliche Mehrkosten entstehen. Er hat neben dem Fakturenbetrag noch die Kosten für Fracht und Versicherung zu tragen, bzw. vorauszulegen. Da nun bei einer Reihe von Waren die Kosten der Fracht einen unverhältnismässigen Teil der ganzen Faktura ausmachen, so wird man sehen, dass dieser Vorschlag dem deutschen Importeur grosse Opfer zumutet. Diese sind um so grösser, als er Fracht und Versicherung im voraus zu bezahlen hat, den Betrag aber erst mit Bereinigung der Faktura, also in einigen Monaten, wiedererhält. Trotzdem möchten wir, wenn es angängig ist, auf die Berechnung cif dringen, selbstverständlich nur bei einwandfreien Kunden, bei denen man sicher ist, dass sie nicht Schwierigkeiten bei Bezahlung der Rechnung machen.

Es muss noch darauf aufmerksam gemacht werden, dass voraussichtlich im Frühjahr dem türkischen Parlament ein neuer Zolltarif vorgelegt werden wird. Augenblicklich ist bekanntlich der Wertzoll auf 30 Prozent erhöht worden. An Stelle dieses Wertzolles wird nun ein neuer Zoll treten, der die Waren nach Gewicht belastet und so den Übergang zu einem vernünftigen, modernen System bedeutet. Die bisherigen Wertzölle waren für Luxusindustrie zu niedrig, für Lebensmittel zu hoch. Hoffen wir, dass dieser moderne Tarif bald ins Leben treten wird.

Zum Schluss kommen wir zu der Frage, welche Waren in erster Linie nach der Türkei mit Nutzen eingeführt werden können.

Wir nennen hier besonders Maschinen und Maschinenteile allerart, für alle Zwecke, für Landwirtschaft, Wasserwerke, Motoren, Elektrizitätsanlagen, Buchdruckereien. Ferner Eisenbahnwagen und Lokomotiven, sowie Schwellen, Schienen, Eisenbahnmaterial jeder Art.

Besonders zu nennen sind: Uhren, musikalische Instrumente, wissenschaftliche Instrumente allerart, Handwerkszeuge u. dgl.

Ausserdem Papier und Schreibwaren allerart, Artikel für den Bürobedarf, Glas- und Porzellanwaren, Spiegel, optische Artikel, besonders chemische Artikel, Arzneimittel.

Ferner nennen wir: Woll- und Baumwollstoffe, auch Seidenstoffe (für den Süden des Reiches leichte, dünne Stoffe, für den Norden und Kleinasien warme Stoffe), Wäsche für Herren, Konfektionswaren, Kragen, Krawatten, Manschetten usw., Unterwäsche usw.

Für die Ausfuhr kommen in Betracht: Die berühmte Angorawolle, Baumwolle aus Adana und dem Taurus, ferner Früchte jeder Art, die bisher aus Italien bezogen wurden: Apfelsinen, Rosinen, Feigen, Pflaumen, Trauben, Bananen, Mandeln, Weine, Oliven, Olivenöl, Datteln, Reis, Getreide, Kaffee, Gummi, Spezereien, Myrrhen, Harze, Safran, Krapp. Ausserdem Seide, Opium, Asphalt, Häute, Felle, Straussenfedern. — Schliesslich, aber nicht als letztes, ist noch der Tabak zu erwähnen, der, solange uns die Einfuhr ägyptischen Tabaks versagt bleibt, in viel grösseren Mengen eingeführt werden kann, als bisher.

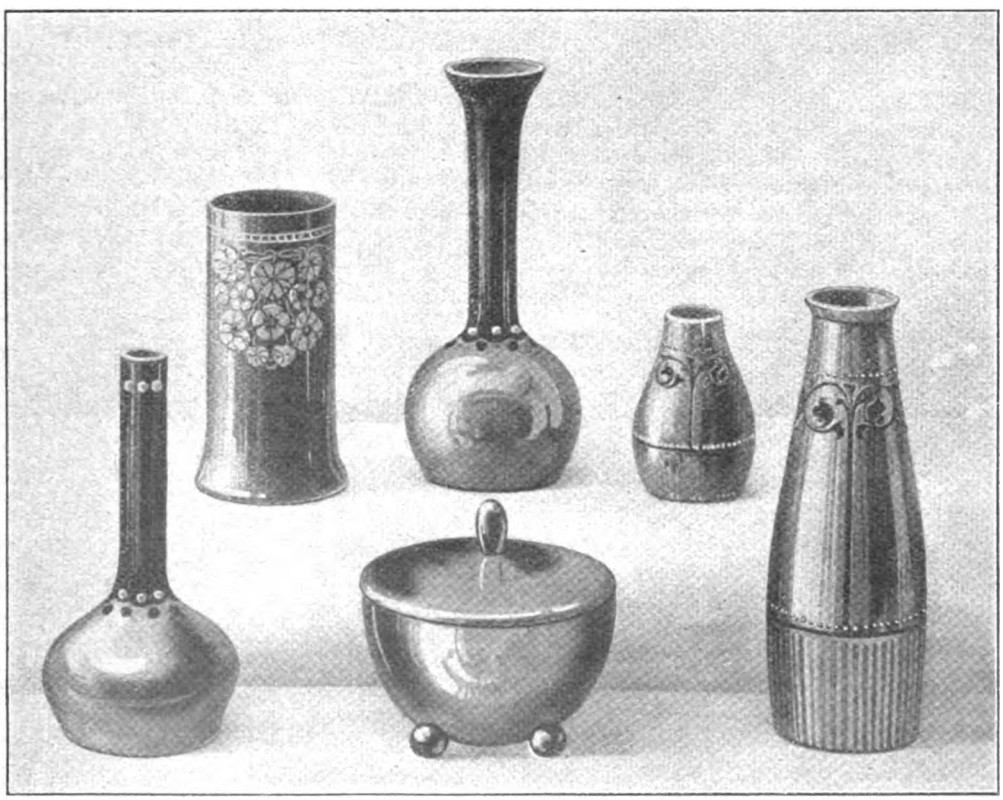
Digitized by Google

Kunstgewerbliche Neuheiten der keramischen Industrie und der Glasbranche.

Der bekannte Münchener Kunstgewerbler Jean Beck erfreut sich in der keramischen Fachwelt und auf dem weiten Gebiete der Glasindustrie des In- und Auslandes eines guten und wohlangesehenen Namens.

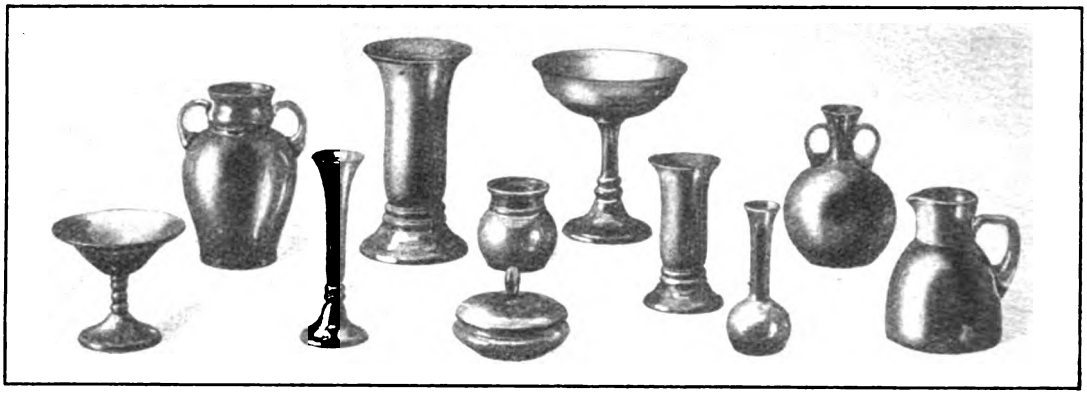
Fachmann und Künstler zugleich verfügt er über einen ausgeprägten Geschmack und ein Können, wie es ähnlich umfassend in Deutschland nur noch selten anzutreffen ist. Es erscheint uns daher ein kurzer Überblick über Becks Entwicklungsgang am Platze, und da wir zugleich die neuesten Erzeugnisse Becks im Bilde vorführen können, hoffen wir mit Sicherheit das Interesse unseres grossen Leserkreises zu finden.

Beck hat die keramische Malerei in der weltbekannten Firma Villeroy & Boch in Mettlach, in die er als junger Mann eintrat, praktisch erlernt. Täglich besuchte er die Zeichenschule, die damals unter der bewährten Leitung des bekannten und bedeutenden keramischen Künstlers Christian Warth stand, dessen Werke heute noch in vielen Museen zu finden sind. Warths Arbeiten sind infolge ihrer liebevollen Technik und Durchführung vorbildlich. Sie haben zu dem in den achtziger



Moderne Dekorationsvasen. Von Jean Beck, München.

Digitized by Google



Feine Zier- und Gebrauchsgegenstände aus Kunstglas. Von Jean Beck, München.

Jahren errungenen Weltruf der Firma nicht wenig beigetragen.

Beck trat in die Fusstapfen seines Meisters und Lehrers. Als fleissiger und strebsamer Schüler legte er besondere Sorgfalt auf solide und peinliche Durchführung seiner Arbeiten, denen er damit erhöhten Kunstwert verlieh.

Nach mehrjähriger künstlerischer Lehrzeit studierte er mehrere Jahre an der Kunstgewerbeschule München, in Dresden und Berlin und war in keramischen Fabriken und Werkstätten praktisch tätig. Hier kam es ihm besonders zustatten, dass er bei Villeroy & Boch zugleich einen tiefen Einblick in alle Zweige der Fabrikation gewonnen hatte. Alsdann wurde Beck als Dekorationschef und Zeichenlehrer an die Steingutfabrik in Mettlach berufen. Keine leichte Aufgabe harrte des jungen, aber über seine Jahre ernsten Mannes. Mit Energie und Tatkraft füllte Beck zur Zufriedenheit seiner Chefs die schwere ihm anvertraute Stellung aus. Seinem schöpferischen Können verdanken zahlreiche Entwürfe aus dem gesamten Dekorationsgebiet ihre Entstehung. Daneben erteilte er täglich den jungen Leuten der Dekorations-, Modellier- und Steinzeugwerkstätten Zeichenunterricht, dem er trotz seiner sonstigen umfangreichen Tätigkeit sein besonderes Interesse zuwandte.

Der Erfolg seines Strebens und seines Fleisses blieb denn auch nicht aus. Bereits im Jahre 1888 waren auf der Kunstgewerbeausstellung in München Arbeiten Becks neben denen des Meisters Otto Hupp ausgestellt, und mit freudiger Genugtuung durfte Beck später feststellen, dass die geschäftlichen Erfolge den künstlerischen nicht nachstanden. Ein Jahr später war Beck auf der Weltausstellung in Paris mit einer grösseren Anzahl seiner Arbeiten vertreten und auch hier blühte ihm neben Anerkennung seines künstlerischen Schaffens reicher geschäftlicher Nutzen.

Obgleich sich nun Beck bei Villeroy & Boch und durch seine jährlichen Reisen um-

Patriotische Wein- und Biergläser. Von Jean Beck, München.

Digitized by Google

Dekorationsvasen. Von Jean Beck, München.

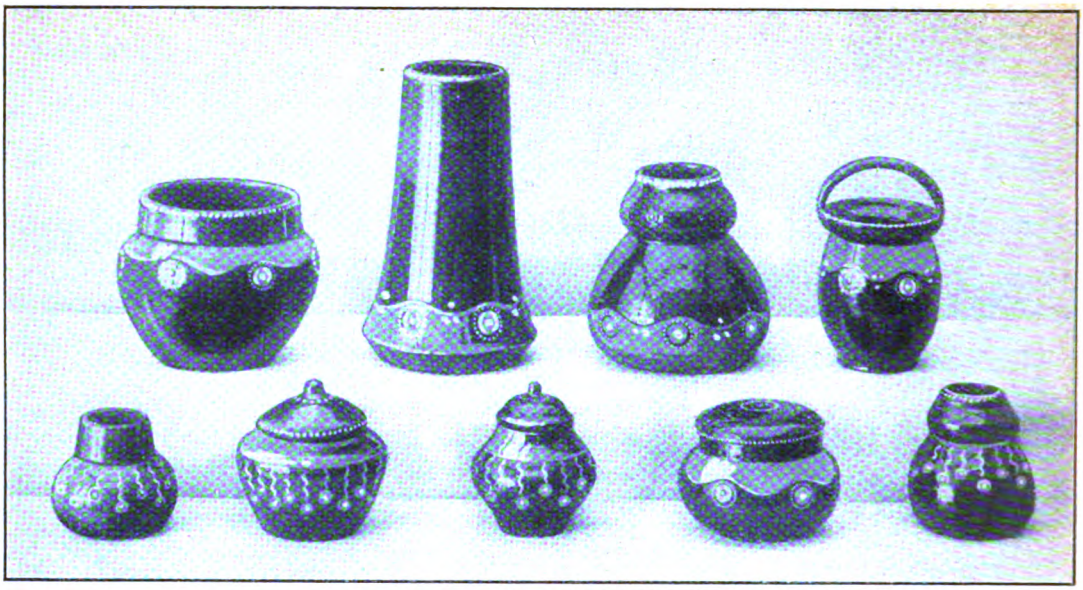
fangreiche und gründliche Kenntnisse auf dem keramischen Gebiete, sowohl in technischer wie in kaufmännischer Hinsicht, erworben, so genügte dies doch seinem Streben nicht. Er verliess vielmehr im Jahre 1890 auf besonderen Rat des damaligen Direktors der französischen Porzellan-Staatsmanufaktur in Sèvres, der ihn als Mitarbeiter gewinnen wollte, seine Stellung. Zu weiteren Studien wandte er sich zunächst nach München, wo er an der Kunstgewerbeschule, sowie in Privatateliers weitere Ausbildung suchte und fand. Daneben schuf Beck Entwürfe für die verschiedensten Branchen, erteilte Privatunterricht usw. Besonders arbeitete Beck während seiner Studienzeit für die Wächtersbacher Steingutfabrik, an deren Emporblühen er nicht geringen Anteil hat; auch war er in dieser Fabrik ein Jahr praktisch tätig, um die Ausführung seiner Arbeiten zu überwachen. Nebenbei erteilte er auch hier an junge und ältere Leute Zeichen- und Malunterricht. Diese ihm lieb gewordene Stätte verliess er dann, um im Jahre 1894 nach Paris an die Akademie zu gehen, wo er ebenfalls noch weiter studierte und fleissig die dortigen Sammlungen besuchte. Da aber der Direktor der Staatsmanufaktur in Sèvres inzwischen einem Herzschlag erlag, kehrte Beck nach Vollendung seiner Studien wieder nach München zurück, um auch hier noch mehrere Jahre künstlerisch tätig zu sein und nebenbei die Technische Hochschule zu besuchen. Im Jahre 1897 erhielt Beck den Ruf als künstlerischer Leiter an die kgl. sächs. Staatsmanufaktur in Meissen, den er aber ablehnte. Von 1900 an wandte sich Beck mehr der kunstgewerblichen Tätigkeit zu und widmete sich vorwiegend der Glasbranche, deren Technik er sich ganz besonders zu eigen machte. Hier schuf er, besonders für das Montierungsgebiet, Arbeiten, welche bahnbrechend wirkten. Durch viele Reisen im In- wie im Auslande entwickelte er eine rege Tätigkeit. Vielen Metallwarenfabriken und Silberwarenwerkstätten hat er durch Schaffung von Entwürfen, Lieferung von Keramiken und Gläsern bedeutende geschäftliche Vorteile verschafft, vielen Fabriken und kunstgewerblichen Betrieben hat er den Weg gezeigt und geholfen, sich einen dauernden Platz auf dem Weltmarkt zu schaffen.

Allmählich ging Beck zur Schaffung von feinen Kunst- und Gebrauchsgläsern über, welche besonders im Auslande gesucht und geschätzt wurden. Die grossen geschäftlichen Erfahrungen und Fachkenntnisse, welche sich Beck in Weltfirmen wie Villeroy & Boch, Mettlach, Dresden und Wächtersbach sammelte, kamen ihm in seiner selbständigen Tätigkeit sehr zustatten. Ein grösseres Absatzgebiet seiner Arbeiten war Italien, insbesondere Venedig. Von hier wanderten die Beckschen Gläser in alle Welt, sogar nach Deutschland, was oft nach Erzählung des Künstlers zu heiteren Vorkommnissen Anlass gab. Feine Gläser im Auslande wurden eben vor dem Kriege 100, 200 und 300 Prozent teurer bezahlt, als solche im Inlande gekostet hätten. Viel begehrt wurden die Arbeiten Becks auch in Holland, Spanien, Frankreich usw. Aber auch die deutsche Käuferschaft in allen Teilen des Reiches brachte und bringt seinen Schöpfungen grosses Interesse entgegen, so dass die Arbeiten Becks heute in allen Städten in den feineren kunstgewerblichen und Luxuswarengeschäften vertreten sind und infolge ihrer vielseitigen, vornehmen Formengestaltungen und Dekorationsausführungen mit Vorliebe gekauft werden.

Seidel und Aschebecher mit patriotischen Dekorationen. Von Jean Beck, München.

Wir bringen unseren verehrten Abonnenten und Lesern eine Anzahl Abbildungen von den verschiedensten Arbeiten des Künstlers, vor allem von sehr hübschen patriotischen Gläsern, mit dem Reichsadler, Becher, Kelche, Krüge, Vasen,

Digitized by Google



Kunsttöpfereien. Von Jean Beck, München.

Dosen, Schalen usw. in Weiss-Kristall und in farbiger Ausführung, die sich zu Geschenk- sowie Dekorationszwecken vorzüglich eignen. Diese Arbeiten waren in Stuttgart im Landesmuseum ausgestellt und haben wegen ihrer tadellosen Ausführung viel Anerkennung gefunden. Gerade die patriotischen Dekorationen auf Goldgrund sind sehr beliebt und werden vom Publikum besonders begehrt, weil sie von den gewöhnlichen patriotischen Sachen, dem sogenannten Hurrakitsch, womit der Markt geradezu überschwemmt ist, vollständig abweichen und durch ihre solide, künstlerische Ausführung einen bleibenden kunstgewerblichen Wert haben. Wir möchten das Publikum, sowie die feinen Spezialgeschäfte besonders darauf hinweisen.

Weiterhin verdienen die gleichfalls abgebildeten Serien von Kunstgläsern aller Farbenabstufungen, Gebrauchs- und Ziergläser, erhöhte Beachtung. Prachtvoller Schliff vereint sich mit neuen anmutigen Mustern. Kristallene Kelche und prunkvolle Römer, Blumenvasen, Schalen aus Kristall zeigen zum Teil entzückende Formen, die die Begierde und verlangende Kauflust jedes Kenners und Nichtkenners erregen. Durch ihre vielseitigen Formengestaltungen sprechen diese Arbeiten sehr an und passen zu jeder modernen Zimmer- und Wohnungseinrichtung. Leider wurde Beck

Kunsttöpfereien: Reizende Zier- und Gebrauchsgegenstände. Von Jean Beck, München.

Digitized by Google

durch Nachahmung seiner Gläser in billiger, mangelhafter Ausführung schon oft geschädigt.

Eine weitere Serie Arbeiten des Kunstgewerblers Beck bilden die Keramiken oder Kunsttöpfereien, welche ungeteilten Beifall finden. Alle diese Zier- und Gebrauchsgegenstände sind technisch vollendet und lassen auch kein Wasser durch, was bei ähnlichen Erzeugnissen dieser Art nicht selten vorkommt. Die Sachen sind ausserdem in Anbetracht der soliden Arbeit sehr preiswert und aus diesem Grunde für jedermann zugängig, was auch von den Gläsern dieses Künstlers gesagt werden kann.

Hoffen und wünschen wir, dass unsere deutsche Handelswelt das Streben dieses rastlos tätigen Kunstgewerblers vor allem dadurch unterstützt, dass sie seine Erzeugnisse kauft und dadurch die geschmackvollen Gegenstände immer weiteren Kreisen des Publikums vor Augen führt, welches für wirklich Gutes stets nicht nur empfänglich, sondern sogar dankbar ist.

Die deutsche Industrie sowie das deutsche Kunstgewerbe verdanken der künstlerischen und fachmännischen Tätigkeit Jean Becks beträchtliche Erfolge. Hier ist ein Künstler in seinem Fache, wie ihn die Branche nicht viele aufweist.

Möchte es Beck vergönnt sein, im freien künstlerischen Schaffen noch viele bedeutende Erzeugnisse hervorzubringen zu Nutzen und Frommen der deutschen Industrie, zur Freude und zur Augenweide eines jeden, der dem deutschen Kunstgewerbe Interesse und Verständnis entgegenbringt.

Förderung der Leipziger Messe.

Der Verband der Messkaufhaus-Inhaber zu Leipzig, e. V., hielt kürzlich seine Hauptversammlung ab. Der hierbei erstattete Jahresbericht behandelte laut „Leipziger Tageblatt" nicht nur die sattsam bekannte Mietsnachlassfrage, er zeigte auch, dass der Verband in eine ausgedehnte Werbetätigkeit für die Leipziger Mustermessen eingetreten ist. Steht er doch auf dem Standpunkt, dass die Mietfrage eine innere Angelegenheit ist, und dass die gesamte Messhausunternehmung nur den Interessen der Ausstellerschaft dient.

Es wurde eine Reihe von Massnahmen zur Förderung der Engrosmesse ins Auge gefasst. Noch im Januar des Berichtsjahres wurde beim Rate der Stadt angeregt, es möchte gelegentlich der Frühjahrsmesse auch eine Ausstellung aller derjenigen Waren veranstaltet werden, die bisher vom Auslande bezogen wurden, obwohl sie in gleicher Qualität auch vom Inlande hergestellt werden, und ein gleiches Schreiben auch an die Handelskammer gerichtet. Obwohl die Handelskammer bereits selbst vorher in gleichem Sinne öffentlich hervorgetreten war, hat sie doch nachher der Durchführung dieses Planes Unterstützung nicht zu leihen vermocht, während der Rat der Stadt insoweit der Sache nicht entgegentreten wollte, als von ihm weder Mittel noch Räume für diese Ausstellung beansprucht wurden. Diese Musterausstellung ist dann ohne amtliche Unterstützung als „Ausstellung von Ersatz für Waren aus Feindesland" zur Frühjahrsmesse ins Werk gesetzt worden und hat in weiten Kreisen der Industrie und Einkäuferschaft Interesse geweckt. Nicht allein, dass zahlreiche Einkäufer, wie sie selbst bekundeten, durch diese Ausstellung sich veranlasst sahen, ihren Aufenthalt in Leipzig um einen oder zwei Tage zu verlängern, hat sich auch infolge der dort angeknüpften Beziehungen eine Reihe neuer geschäftlicher Verbindungen ergeben. Einige Industrien sind zu Versuchen hinsichtlich neuer Muster gelangt, die auch befriedigende Resultate gezeitigt haben und einen vollgültigen Ersatz für englische Erzeugnisse in gewissen keramischen Artikeln erstehen liessen.

Neben dieser vorübergehenden Veranstaltung liefen Bestrebungen des Verbandes Deutsche Arbeit, auf dem Wege einer Wanderausstellung der bekannten Fremdtümelei in deutschen Konsumentenkreisen entgegenzutreten, weshalb eine Grundausstellung solcher Artikel stattfinden sollte. Da eine solche Ausstellung viel leichter im Zusammenhange mit der Messe einzurichten ist, trat der Verband dafür ein, dass, wenn solche Ausstellungen veranstaltet werden, sie tunlichst in Leipzig stattfinden möchten, wo schon die besten räumlichen und sonstigen Voraussetzungen vorhanden sind.

Unabhängig von diesen kleineren Mitteln zur Hebung der Messe ist der Verband noch Anfang Februar an Rat und Handelskammer herangetreten mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit einer besonderen Propaganda für die Mustermessen. Hinsichtlich der Ostervormesse wurde bereits Ende Januar bei der Handelskammer angeregt, es möchte durch unsere Gesandtschaften und Konsulate im neutralen Auslande darüber Aufklärung geschaffen werden, dass ein Besuch der Leipziger Messe mit keinerlei Schwierigkeit verknüpft ist, wie es seitens unserer Gegner in

Digitized by Google

dem bekannten Lügenfeldzug dargestellt wurde. — Um den Erfolg der Frühjahrsmesse tunlichst zu heben und der Ausstellerschaft so weit als möglich auch zu einem geschäftlichen Erfolge zu verhelfen, war ausserdem der Rat der Stadt Leipzig gebeten worden, er möge als Grosskonsument auf der Vormesse entsprechende Einkäufe an Bedarfsartikeln der städtischen Anstalten vornehmen lassen. Wenn der Rat auch dieser Anregung nicht nachgegangen ist, so war doch vom Verband auch damit versucht worden, der Ausstellerschaft auf der Ostervormesse zu nützen.

An weiteren Massnahmen zur Hebung der Messe war im März beschlossen worden, durch Vorträge mit Lichtbildern für den Besuch der Mustermesse zu werben und dem Rate und der Handelskammer gegenüber der Wille zur Förderung dieses Planes in der Form zum Ausdruck gebracht worden, dass man beschloss, die Kosten der Zusammenstellung in Wort und Bild zu übernehmen. Rat und Handelskammer haben den Plan beifällig aufgenommen, und er ist nunmehr so weit zur Durchführung gelangt, dass der erste Vortrag bereits im Januar 1916 in einer kaufmännischen Organisation in Braunschweig vorgeführt wurde. Ferner wurde noch im Frühjahr eine Neuplakatierung für die Leipziger Messe vorgeschlagen und zur Unterstützung ein entsprechender Kostenbeitrag in Aussicht gestellt. Mehr noch als der Verlauf der Frühjahrsmesse hat der Ausfall der Herbstmesse allgemein grosse Befriedigung hinterlassen. Damit der schöne geschäftliche Erfolg der Herbstmesse durch die mittlerweile eingetretene Metallbeschlagnahme nicht zu sehr geschmälert werde, hat der Verband den Rat der Stadt ersucht, bei den Reichsmilitärbehörden dahin vorstellig zu werden. Ferner wurde angeregt, den auf der Messe vertretenen Industriezweigen durch Veranstaltung einer Teppichmesse ein neues Glied anzufügen und dem zu erwartenden Warenverkehr aus dem nahen Orient grössere Aufmerksamkeit zu widmen sowie auch dem Messverkehr durch Besucher aus dem Orient auf dem Wege von Fahrtvergünstigungen und sonstigen Erleichterungen alle mögliche Förderung zuteil werden zu lassen. Hinsichtlich des Gedankens der Teppichmesse war sowohl bei der Händlerschaft als auch bei den Messbehörden und dem Handelssachverständigen des Deutschen Generalkonsulates auf Entgegenkommen zu rechnen. Die sofortige Inangriffnahme der entsprechenden Arbeiten unterblieb lediglich infolge des teilweisen Mangels an Rohstoffen und Arbeitskräften in den betreffenden Industriezweigen. Es steht jedoch zu hoffen, dass nach Friedensschluss auch nach dieser Richtung hin ein Besuch von Ausstellern möglich wird.

Als einen weiteren Erfolg darf der Verband es bezeichnen, dass die Messbehörden sich überzeugen liessen, der bisherige Apparat genüge den neuen Ansprüchen nicht mehr und es müsse eine Stelle geschaffen werden, die mehr als bisher eine grosszügige Werbetätigkeit für den Messbesuch betreibe. Die Frucht dieser Erkenntnis war der Plan der Schaffung eines neuen Messamtes, dessen Einzelheiten noch nicht festgelegt sind. Der Verband hat dazu noch wesentliche Verbesserungen vorgeschlagen.

Ausser diesen Massnahmen wurde noch bei der Handelskammer angeregt, es möchten in allen grösseren Städten des Auslandes ständige Vertreter für die Leipziger Messe gewonnen werden, deren Aufgabe es wäre, nicht allein für den Besuch der Messe zu werben, sondern auch sonst im Interesse der Messe alle wirtschaftlichen Vorgänge in ihrem Vertretungsbezirk zu beobachten, Auskünfte zu erteilen und dem neuen Messamt als Zentrale in jeder Form zu dienen.

Leipziger Frühjahrs-Mustermesse 1916.

Für die unerschütterliche Kraft und Stärke des deutschen Wirtschaftslebens spricht die Tatsache, dass die Leipziger Oster-Vormesse für die keramischen, Glas-, Metall-, Holz-, Papier-, Leder-, Gummi-, Korb-, Kurz-, Galanterie-, Spielwaren und verwandten Geschäftszweige auch in diesem Jahre wie in Friedenszeiten abgehalten wird und Montag, am 6. März, beginnt.

Das wirtschaftliche Leben in Deutschland nimmt seinen ungestörten Fortgang; die Reisenden werden ihre Her- und Rückreise unbehelligt abwickeln können, dafern sie sich nur durch Pass usw. gehörig ausweisen. Das Leben und Treiben in Deutschland unterscheidet sich nach wie vor nur wenig von dem in Friedenszeiten. In Leipzig selbst wird den Messbesuchern von den Behörden, von den Messhausbesitzern, wie von der ganzen Einwohnerschaft in weitgehendem Masse entgegengekommen werden. Die Hotels und Gasthöfe haben schon während der letzten Messen regelmässig nur die normalen Preise berechnet, so dass auch in dieser Hinsicht kein Grund zu Klagen vorliegen dürfte. — Der Besuch der Messe liegt sowohl im Interesse der deutschen Industrie, die nach wie vor arbeits- und lieferungsfähig ist, als auch der Firmen im neutralen Auslande, die sich dergestalt selbst an Ort und Stelle von der ungebrochenen Kraft und von der Gesundheit des deut-

Digitized by Google

schen Wirtschaftslebens überzeugen und gleichzeitig dabei ihren geschäftlichen Vorteil wahrnehmen können, indem sie sich durch die Messe einen umfassenden Überblick über die gesamte Marktlage und dadurch einen wichtigen und wertvollen Anhalt für ihre geschäftlichen Massnahmen verschaffen.

Die Leipziger Mustermessen sind nicht nur eine Angelegenheit der Stadt Leipzig, sondern durch die von ihnen vermittelte Arbeitsbeschaffung und die Versorgung des Auslandes mit den deutschen Industrie-Erzeugnissen eine wichtige Angelegenheit der ganzen deutschen Volkswirtschaft wie des nationalen und internationalen Handels überhaupt, die weitgehendste Förderung erfahren muss.

Berlin. Nach den soeben abgeschlossenen Ermittlungen des Vereins Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller betrug die Roheisen-Erzeugung im deutschen Zollgebiet im Monat Dezember 1915 (31 Arbeitstage) insgesamt 1029144 t gegen 854186 t im Dezember 1914 (31 Arbeitstage). Die tägliche Erzeugung belief sich auf 33198 t gegen 27554 t im Dezember 1914. Die Erzeugung verteilte sich auf die einzelnen Sorten wie folgt (wobei in Klammern die Erzeugung für November angegeben ist):

Giesserei-Roheisen	164372 t	(160959 t)
Bessemer- „	19997 t	(17736 t)
Thomas- „	642233 t	(642603 t)
Puddel- „	18861 t	(20493 t)
Stahl- und Spiegeleisen . .	183681 t	(177393 t)

Von den Bezirken sind im Dezember 1915 (gegenüber Dezember 1914) beteiligt:

Rheinland-Westfalen . . mit	456831 t	(395600 t)
Siegerland, Kreis Wetzlar und Hessen-Nassau . . mit	66187 t	(52477 t)
Schlesien . . . . . mit	66126 t	(61166 t)
Norddeutschland (Küstenwerke) . . . . . mit	20129 t	(14830 t)
Mitteldeutschland . . . mit	29724 t	(25299 t)
Süddeutschld. u. Thüringen mit	20446 t	(15473 t)
Saargebiet . . . . . mit	64061 t	(53554 t)
Lothringen . . . . . mit	157508 t	(124464 t)
Luxemburg . . . . . mit	148132 t	(111323 t)

Die Jahres-Erzeugung 1915 beläuft sich auf insgesamt 11790199 t (gegen 14389852 t im Vorjahre und gegen 10135329 t in den ersten zwölf Kriegsmonaten August 1914 bis Juli 1915). In den letzten fünf Kriegsmonaten August bis Dezember 1915 betrug die Roheisen-Erzeugung zusammen 5209405 t gegen 3539712 t in den ersten fünf Kriegsmonaten August bis Dezember 1914.

Die Flussstahl-Erzeugung im deutschen Zollgebiet betrug im Monat Dezember 1915 (26 Arbeitstage) insgesamt 1162895 t gegen 1192682 t im November (25 Arbeitstage). Die tägliche Erzeugung belief sich auf 44726 t im Dezember gegen 47707 t im November. Die Erzeugung verteilte sich auf die einzelnen Sorten wie folgt (wobei in Klammern die Erzeugung für November angegeben ist):

Thomasstahl	567454 t	(565084 t)
Bessemerstahl	14886 t	(15912 t)
Basischer Siemens-Martinstahl	472614 t	(498773 t)
Saurer „ .	19300 t	(24089 t)
Basischer Stahlformguss . .	42400 t	(45044 t)
Saurer „ . .	23934 t	(22111 t)
Tiegelstahl	7733 t	(8390 t)
Elektrostahl	14574 t	(13279 t)

Von den Bezirken sind im Dezember 1915 (gegenüber November) beteiligt:

Rheinland-Westfalen . . mit	665306 t	(688233 t)
Schlesien . . . . . mit	103467 t	(109903 t)
Siegerland u. Hessen-Nassau mit	25445 t	(27421 t)
Nord-, Ost- und Mitteldeutschland . . . . mit	44374 t	(41844 t)
Königreich Sachsen . . mit	21258 t	(22691 t)
Süddeutschland . . . . mit	10899 t	(11947 t)
Saargebiet und bayerische Rheinpfalz . . . . . mit	92283 t	(94239 t)
Elsass-Lothringen . . . mit	104089 t	(101893 t)
Luxemburg . . . . . mit	95774 t	(94511 t)

Die Jahres-Erzeugung 1915 beläuft sich nach den vorläufigen Berechnungen auf insgesamt 13187616 t (gegen 14946212 t im Vorjahre und gegen 11233693 t in den ersten zwölf Kriegsmonaten August 1914 bis Juli 1915). In den letzten fünf Kriegsmonaten August bis Dezember 1915 betrug die Flussstahl-Erzeugung zusammen 5903916 t gegen 3949560 t in den ersten fünf Kriegsmonaten August bis Dezember 1914.

Berlin. Ausfuhr von Walzwerkserzeugnissen. Nachdem durch Bekanntmachung des Herrn Reichskanzlers (Reichsamt des Innern) die Ausfuhr der unter Nr. 785 des deutschen Zolltarifs fallenden Erzeugnisse, nämlich von Trägern, Formeisen, nicht geformtem Stabeisen und Bandeisen

Digitized by Google

verboten worden ist, sind die Ausfuhrverbote auf sämtliche Walzwerkserzeugnisse ausgedehnt worden, mit Ausnahme von Halbzeug und Eisenbahnoberbaumaterial.

Zugleich ist in Verbindung mit dem neu geschaffenen Stabeisenverband beim Stahlwerksverband in Düsseldorf, mit Herrn Direktor Gerwin als Vertrauensmann, eine neue Zentralstelle der Ausfuhrbewilligungen für Stabeisen gebildet worden. Infolgedessen ist eine Abgrenzung des Zuständigkeitsbereichs der einzelnen Zentralstellen für Eisen- und Stahl-Erzeugnisse notwendig geworden.

Nach den getroffenen Abmachungen soll behandeln:

1. die Zentralstelle der Ausfuhrbewilligungen für Stabeisen in Düsseldorf (Vertrauensmann Direktor Gerwin) sämtliche Anträge auf Ausfuhr von Stabeisen, Stabstahl, Flacheisen, Universaleisen, Formeisen, Bandeisen, alles warmgewalzt. Ausgenommen sind:
   a) sämtliche Schiffsbaumaterialien,
   b) alle legierten Erzeugnisse,
   c) alle mit Metallüberzug versehenen Erzeugnisse,
   d) alle kaltgewalzten und kaltgezogenen Erzeugnisse,
   e) alle geschmiedeten oder sonstwie vorgearbeiteten Erzeugnisse der Nr. 785 des deutschen Zolltarifs;
2. die Zentralstelle der Ausfuhrbewilligungen für Grobbleche und Schiffbaumaterial in Essen (Ruhr) (Vertrauensmann Direktor Glitz) sämtliche Bleche von 4,5 mm Dicke und darüber, sowie sämtliche Schiffbaumaterialien;
3. die Zentralstelle der Ausfuhrbewilligungen für Eisen- und Stahl-Erzeugnisse in Berlin (Vertrauensmann Dr. J. Reichert) alle anderen Walzwerkserzeugnisse einschliesslich der legierten, mit Metallüberzug versehenen, kaltgewalzten und kaltgezogenen, ferner der geschmiedeten oder sonstwie vorgearbeiteten Erzeugnisse der Nr. 785 des deutschen Zolltarifs.

   Ausgenommen sind Stabeisen, Stabstahl, Flacheisen, Universaleisen, Formeisen, Bandeisen, alles warmgewalzt, sowie sämtliche Bleche von 4,5 mm Dicke und darüber.

Hannover-Linden. Hannoversche Waggonfabrik Akt.-Ges. Die Dividende wird mit 25 Prozent (10 Prozent) in Vorschlag gebracht. Dem Jahresbericht entnehmen wir: Trotz der Kriegsverhältnisse gelang es uns, den Wiederaufbau der im vorigen Jahre niedergebrannten Fabrikgebäude und den Anbau einer grossen Holzbearbeitungswerkstatt durchzuführen, die mit allen Erfahrungen der Neuzeit ausgestattet ist. Die grosse Leistungsfähigkeit unserer Anlagen, die wir vollständig in früherer Zeit nicht hatten ausnutzen können, in Verbindung mit den Neuanlagen, gestattete uns, den Umfang und die Güte unserer Produktion beträchtlich zu erhöhen und ein aussergewöhnliches Mass von Aufträgen zu übernehmen. Wir haben uns dabei schnell auf Arbeiten im Interesse der Heeresverwaltung eingerichtet. Der einschliesslich des vorjährigen Vortrages von 84150 M. (81343 M.) auf 1128439 M. (214807 M.) sich belaufende Reingewinn soll wie folgt verwendet werden: 25 Prozent Dividende 625000 M. (10 Prozent = 200000 M.), Kriegsfürsorge 200000 M. (—), Gewinnanteile 83550 M. (12000 M.), Vortrag auf neue Rechnung 219889 M. (84150 M.). Über die Aussichten wird bemerkt: Wir sind zurzeit gut beschäftigt, und wenn auch noch immer Schwierigkeiten zu überwinden sind, können wir doch, falls nicht ganz unerwartete Ereignisse eintreten, die Hoffnung auf ein günstiges Ergebnis aussprechen.

Essen. Deutsche Babcock- und Wilcox-Dampfkesselwerke Akt.-Ges. In der Generalversammlung, in der elf Aktionäre ein Kapital von 2376000 M. vertraten, wurde die sofort zahlbare Dividende auf wieder 10 Prozent festgesetzt. Über die Aussichten für das laufende Geschäftsjahr teilte der Vorsitzende mit, dass die vorliegenden Auftragsmengen grösser seien als die zur gleichen Vorjahrszeit, so dass man auch für das laufende Geschäftsjahr, wenn keine besonders ungünstigen Umstände eintreten, auf ein befriedigendes Ergebnis rechnen könne.

Dresden. Waggon- und Maschinenfabrik vorm. Busch. In der kürzlich abgehaltenen ordentlichen Generalversammlung wurde die Dividende auf $22^1/_2$ Prozent festgesetzt. Über die Aussichten des laufenden Jahres äusserte sich Generaldirektor Busch, dass die inneren Verhältnisse des Werkes durchaus zufriedenstellend seien. Zwar bringt die Arbeiterfrage einige Schwierigkeiten mit sich, indessen hofft die Verwaltung, auch diese zu überwinden. Die Aktionäre können daher in bezug auf die allgemeinen Verhältnisse des Werkes durchaus zufrieden in die Zukunft blicken.

Frankfurt a. M. Frankfurter Maschinenbau-Akt.-Ges. vorm. Pokorny & Wittekind. Die Verwaltung teilt mit: Die Beschäftigung sowohl in Heereslieferungen wie in Friedensfabrikaten ist nach wie vor gut, und für das Jahr 1916 liegen belangreiche Aufträge vor. Betreffs des Gewinns und der Dividende für das Jahr 1915 lassen sich feste Angaben noch nicht machen, doch wird das Ergebnis des Geschäftsjahres 1915 eine erhebliche Steigerung der Dividende zulassen, die im Vorjahre 9 Prozent, im Jahre 1913 10 Prozent betrug.

Stettin. „Union", Fabrik chemischer Produkte. Die Gesellschaft ist in der Lage, für das Geschäftsjahr 1914/15, obwohl es unter dem Einfluss des Krieges stand, wieder 10 Prozent Dividende in Vorschlag zu bringen. Über den Geschäftsverlauf enthält der vorliegende Geschäfts-

Digitized by Google

bericht keine Mitteilungen. Der Betriebsgewinn stellt sich auf 2121985 M. (i. V. 2310847 M.), an Zinsen wurden 203451 M. (291231 M.) vereinnahmt. Dagegen erforderten Unkosten 900410M.(1166269M.), darunter 63621 M. (190231 M.) für Reparaturen, ferner sind abzusetzen auf Delkredere-Konto 8157 M. (18312 M.), für Abschreibungen 409066 M. (403092 M.), wonach einschliesslich 301023 M. (288277 M.) Vortrag 1304892 M. (1302209 M.) als Reingewinn bleiben. Davon dienen 336000 M., wie im Vorjahre, zur Verteilung von 10 Prozent Dividende, 119734 M. (121183 M.) als Tantieme, 30000 M. wiederum für Wohlfahrtszwecke; der Vortrag wird von 301023 M. auf 345159 M. erhöht. Über die weitere Entwicklung des Geschäfts kann die Verwaltung in Anbetracht des Kriegszustandes auch gegenwärtig keinerlei Vermutungen aussprechen.

Vereinigte Staaten. Wilsons Absicht, einen Zolltarifausschuss einzusetzen, der die Zollfrage der Parteidiskussion zu entziehen hätte, beruht, nach einer Meldung der „Frankf. Ztg." aus Neuyork, zweifellos auf der zunehmenden Agitation der Republikaner für Änderung des Tarifs. Die letztere wird populärer, weil die Befürchtung da ist, dass die europäischen Nationen nach dem Kriege massenhaft Ware hierher verschleudern werden. Der Zolltarifausschuss würde jede einzelne Position durchzuarbeiten haben und dann Zölle vorschlagen, die auf den Herstellungskosten im Auslande und hier beruhen. Paul Warburg, Mitglied der Direktion der Bundes-Reservebank, warnte in öffentlicher Rede vor Ausdehnung der Anlagen auf Grund der Kriegsaufträge, weil ein Rückschlag in der Industrie sicher sei.

Bücherbesprechungen.

Kriegsfinanzen. Zweiter Teil. Reichstagsreden am 20. August und 14. Dezember 1915. Von Dr. Karl Helfferich, Staatssekretär des Reichsschatzamts. 69. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". Preis 50 Pfg. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Wie die erste Rede, die unser jetziger Reichsschatzsekretär am 10. März 1915 im Reichstag gehalten hat und die einen so wirkungsvollen und würdigen Auftakt für sein Zusammenarbeiten mit der deutschen Volksvertretung bildete, sind auch seine Reden vom 20. August und 14. Dezember des gleichen Jahres von der gesamten Öffentlichkeit als überaus bedeutsame Kundgebungen begrüsst worden. Auch die beiden letztgenannten Reden haben wegen ihres reichen, sachlichen Inhaltes, wie durch die in ihnen sich aussprechende Gesinnung und durch die klare, fesselnde Form einen den Tag überdauernden geschichtlichen Wert, und so wird es vielen willkommen sein, dass auch diese Reden jetzt in einem schönen Sonderdruck vorliegen: sie sind als 69. Heft der bekannten, von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg" erschienen, deren 41./42. Heft schon die Rede vom 10. März gebracht hatte, so dass nun alle drei Reden in einheitlicher, gut ausgestatteter Ausgabe zu haben sind.

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Fehlende Bezugsquellen weist Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig, Hospitalstrasse 27, unentgeltlich nach. Jede Anfrage unserer Abonnenten und Freunde wird sachgemäss und sorgfältig erledigt.

Bindfadenabschneider
Schnipp Schnapp
Idealer Verkaufsartikel.
Schneller und besser als Scheere und Messer.
Walther Kunde, Dresden I.

Bureau-Artikel:
Schnellhefter, Karten-Registraturen
Bureau-Möbel aller Art
Vollständige Bureau-Einrichtungen
liefert als Spezialität und sendet illustr. Katalog
Fabrik Stolzenberg, Oos-Baden.

Druck-Farben
in anerkannt feinsten Qualitäten für alle Zweige der graph. Industrie fabrizieren
Dr. Lövinsohn & Co., Friedrichsfelde-Berlin.

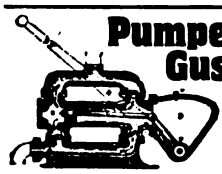
Malz-Extrakt.
Braunschweiger Mumme-Malz-Extrakt
Marke **H-C-F.**
als Nähr- und Heilmittel beliebt und bekannt.
Näheres durch: **H. C. F. Nettelbeck, G. m. b. H., Braunschweig.**

Maschinen Grösste Spezialfabrik Norddeutschlands moderner, erstklassiger für die Fassfabrikation, Hobel- und Sägewerke, Möbelfabriken, Waggon- und Schiffbau für den Export.
Böttcher & Gessner, Hamburg-Altona-Bahrenfeld.

In Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und billigstem Betriebe (da Reparaturen auf Jahre ausgeschlossen) unerreicht ist unsere
Messerputzmaschine „Arius"
mit Patentbürsten, daher bester Messerputzer der Gegenwart! Für Hand- u. Kraftbetrieb!
Aalwerke Heinr. Rieger & Söhne, Aalen i. Württbg. — Vertreter gesucht!

Papiere aller Art.
Spezialität: Chromo- u. Kunstdruck-Papiere u. Kartons, Elfenbeinkartons. Echte handgeschöpfte Bütten-Papiere.
J. W. Zanders, Papierfabrik, Bergisch-Gladbach, Rheinl.

Kunstdruck-Papiere, Chromo-Papiere
Kunstdruck-Kartons, Chromo-Kartons
liefert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit
Dresdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabrik
Krause & Baumann A.-G., Dresden-A. 7.



Pumpen, speziell **Kanal-Pumpen,** liefert die Firma
Gustav Redlien, Kiel.
20 Jahre bewährt! Kleiner Kolben! Langer Hub, ruhiger, stossfreier Gang! Anerkennungen aus den Kolonien, Mexiko, Südamerika, Russland, Sibirien usw.

Samen aller Art von Erfurter Gemüse- und Blumen etc. Tropensichere Packung! — Überall glänzend bewährt! — Deutsche, franz. u. engl. Kataloge gratis u. franko.
F. C. Heinemann, Erfurt 113. Hoflief. Sr. Maj. d. deutsch. Kaisers.

Samen allererster Qualität,
versenden in alle Welt und stehen mit Katalogen jederzeit zu Diensten
Carl Beck & Comp., Quedlinburg a. H.
Tel.-Adr.: „Samenexport Quedlinburg".

Speisepilze, getrocknet, in jeder gewünschten Exportpackung für Uebersee, auch für Nahrungsmittel-Fabriken liefert **S. Adler,** Pilze-Export, **Haidl am Ahornberge,** Böhmerwald.
Export-Vertretung: **Meyer & van den Bergh, Hamburg.**

Grosse
Verdienstmöglichkeit

bietet sich jeder ausländischen und überseeischen Firma durch den Verkauf **deutscher** Waren.

Die Vermittlungsstelle von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig, Hospitalstrasse 27, ist gern bereit, Adressen deutscher Firmen kostenlos bekannt zu geben. Es genügt eine genaue Bezeichnung der Artikel, deren Verkauf man sich widmen möchte.

Vervielfältiger „Optimus"
für Hand- u. Maschinen-Schrift, in Schwarz- u. Buntdruck.
Seit Jahren bewährt in jedem Klima.
Westenhoff & Co.,
Hannover 45. o Fabrik. Export.

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Redaktion und den Anzeigenteil: G. Schräpler in Leipzig.
Redaktion und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Die Leipziger Kriegsmesse 1916. Von Dr. W. Stein	3—6
Der Danzig-Odessa-Isthmus und das Streben Deutschlands zum Schwarzen Meer	6—9
Nordamerikas künftige Handelspolitik. Von Dr. W. Stein	9—11
Der Aussenhandel Rumäniens im Jahre 1913. Von Wilh. Eug. Abody, Bukarest	11—12
Wie das amerikanische Konsularkorps aufgefüllt wird	12
Handelsteil	13—14
Gesuchte Verbindungen im Auslande und Übersee	14
Bücherbesprechungen	15
Bezugsquellenregister	16
Empfohlene Spediteure	2. Umschlagseite
Deutsche Werkzeugmaschinen	4. „

Die Leipziger Kriegsmesse 1916.

Von Dr. W. Stein.

Wer nicht wüsste, dass die Welt in Flammen steht, dass eine Welt von Feinden das Deutsche Reich umdräut, uns vom Weltmarkt abzuschneiden versucht, uns in ihrer Lügenpresse als ausgehungert, als dem Zusammenbruch nahe hinstellt, der müsste, wenn er unvermerkt in die Leipziger Ostervormesse 1916 versetzt wurde, meinen, Deutschland läge mitten im Frieden.

Vom Kriege ist nichts, aber auch rein gar nichts zu merken. Die Strassen wimmeln von Menschen; in den Messpalästen, deren Zahl sich während des Krieges sogar noch um zwei, von 20 auf die imposante Ziffer von 22 Riesengebäuden, die nur Ausstellungszwecken dienen, erhöht hat, drängt und schiebt sich an den Ständen der von 2500 Ausstellern, will sagen, Verkäufern, die Schar der aus allen Teilen der Welt herbeigeeilten Einkäufer, und als einziger Umstand mag dem Kenner vielleicht auffallen, dass englische und französische Laute, letztere gar nicht, erstere selten vernehmbar sind. Und dann sind es natürlich Nordamerikaner, die ihren Bedarf an Waren für die kommende Friedenszeit zu decken bemüht sind. Gar viele fanden den mühsamen Weg über den Ozean und auch Südamerika sandte seine Vertreter nicht spärlich. Gerade die ausserordentlich starke Beteiligung des neutralen Auslandes, speziell Amerikas, als Käufer, gab der diesjährigen Kriegs-Ostervormesse ihr besonderes Gepräge. Nun sind die Vertreter der Neutralen da und werden dafür in ihrer Heimat Zeugnis ablegen, dass der Weltmarktsbedarf zum grossen Teil auf der Leipziger Messe gedeckt wird, dass das deutsche Wirtschaftsleben in glanzvoller Blüte steht und dass deutsche Waren der Welt unentbehrlich sind. Überaus zahlreich waren auch die nordischen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen auf dem Plane, die Schweiz entsandte ihre Boten und die Holländer geizten nicht mit Aufträgen. Dass Österreich-Ungarn reich vertreten war, ist selbstverständlich. Unsere Bundesgenossen wurden auch vor dem Kriege als wirtschaftlich zu Deutschland gehörig betrachtet und daher nicht eigens gezählt. Überhaupt war der Besuch glänzend. 2500 Aussteller zur vierten Kriegsmesse! Der Vergleich mit den drei ersten zeigt, dass der Besuch der Kriegsmessen dauernd steigt. Vor Kriegsausbruch, zur Ostervormesse 1914, betrug die Zahl der Aussteller 4000, die Zahl der Einkäufer, die aus aller Herren Länder zusammengeströmt waren, 15741. Zu Beginn des Krieges trat natürlich ein Rückgang ein. Niemand war imstande, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie sich die Verhältnisse der deutschen Industrie und des Handels in den nächsten Monaten gestalten, ob sie nicht durch den Krieg gelähmt würden. Das Trommelfeuer der Lüge, mit dem unsere Gegner die Welt mit Nachrichten von dem wirtschaftlichen Zusammenbruche Deutschlands überschütteten, tat natürlich im gewissen Sinne seine Wirkung. Der Besuch der ersten Kriegsmesse im Herbst 1914 war unter diesem ersten Eindruck naturgemäss ein schwacher. Aber schon die zweite Kriegsmesse, Ostern 1915, wies eine Steigerung der Besucherzahl auf. Das neutrale Ausland stellte sich vertrauensvoll wieder ein und die Zunahme der Besucher hielt bis heute erfreulicherweise an. Man zählte Ostern 1915 2200 Aussteller, Herbst 1915 gleichfalls — wobei zu beachten ist, dass die Herbstmessen stets schwächer besucht sind — 2200 und zur Ostermesse 1916 nicht weniger als 2500 Aussteller. In gleichem Verhältnis hat sich die Zahl der Einkäufer vermehrt. Es wurden fast 30000 Ausweise für die freie Rückfahrt seitens

Digitized by Google

des Messausschusses der Leipziger Handelskammer ausgestellt, gegenüber 15000 Ausweise für die vorige Herbstmesse. Wenn diese Ziffer auch nicht ausschliesslich die Einkäufer in sich schliesst, da die Aussteller und deren Personal mit einbegriffen sind, so darf man doch, besonders wenn man in Betracht zieht, dass die feindlichen Ausländer, die einen starken Prozentsatz der Besucher bildeten, naturgemäss fehlen, von einem Erstarken des deutschen Handels und der deutschen Industrie sprechen.

Vergleichen wir mit diesen ziffernmässigen Tatsachen die Veranstaltungen, die die Ententemächte gegen die Leipziger Messe, die ohne Übertreibung als der Zentralmarkt Mitteleuropas zu bezeichnen ist, in Szene setzten. Welche Mittel hat nicht die feindliche Konkurrenz skrupellos angewendet, um die feste Stellung der Leipziger Messe zu untergraben, ehe sie in Lyon und London zu ihrer merkwürdigen Frühjahrsoffensive einsetzte. Kann sich ein Besucher der Leipziger Messe etwas Kläglicheres denken, als 200 Bretterbuden am Rhoneufer und ein Ausstellungshaus am Themsestrand, das ganze 300 Verkaufsstände beherbergte, notdürftig gefüllt mit einem Sammelsurium von Mustern und Entwürfen, das, da die deutschen Waren natürlich ganz fehlten, auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen durfte. Und was das Köstlichste ist — und diese Tatsache soll dem Auslande nicht vorenthalten bleiben —, die Engländer suchten und fanden für ihre „Londoner Mustermesse" die Bezeichnung „Leipzic-fair". Der Erfolg der Leipziger Messe wird den ehrenwerten Krämern der City das fürchterliche Armutszeugnis, das sie sich durch die Wahl dieses Namens vor aller Welt selbst ausstellten, ganz sicherlich zum Bewusstsein bringen. Und an ihrem Geldbeutel, ihrer Achillesferse, werden sie fühlen, was sie verspielten, als sie leichtsinnig und gewissenlos den schrecklichsten aller Kriege entfesselten.

Indessen sind diese famosen, improvisierten Veranstaltungen unserer Feinde zu begrüssen; es ist erfreulich, dass auch manche Einkäufer den Weg dorthin fanden. Denn nun können sie Vergleiche ziehen, was deutscher Fleiss, deutscher Geschmack und deutsche Erfindung zu leisten vermag und wie es dagegen um die Leistungsfähigkeit der Ententeländer bestellt ist. So wird auch der weiter geplante Vorstoss, den jetzt die englischen Handelskammern vorbereiten, nämlich allem, was als „Made in Germany" auf internationalem Markte guten Klang und ausgezeichnetes Ansehen hat, den Zugang zu den Kreidefelsen jenseits des Kanals zu verwehren, wirkungslos verpuffen. Den durch Leipzigs verwöhnten Messebesuchern werden die Improvisationen in Lyon und London nur ein spöttisches Lächeln entlockt haben.

War die Besucherzahl in Lyon und London kläglich — und nur eine marktschreierische Reklame lässt sich vernehmen —, hüllt man sich über die Erfolge von Lyon in schämiges Schweigen, so bot die Leipziger Messe des Kunstgewerbes und der Geschirrbranche in ihren praktisch und vornehm, mit allem Komfort eingerichteten Messlokalen, dieser ureigensten Schöpfung Leipzigs, wie im Frieden ein vollkommenes Bild. Die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie zeigte sich in grossartigster Weise. Das Erzgebirge, das Meininger Oberland, Nürnberg mit seinen Scharen von Menschen allein in der Spielzeugindustrie, Württemberg mit seiner hochentwickelten, in der ganzen Welt bekannten Metallwarenindustrie, Offenbach, Berlin und Wien mit ihren Portefeuillesachen, Böhmen mit seinen Glasraffinerien, Sachsen und Thüringen (Rudolstadt, das Fichtelgebirge, der Karlsbader Bezirk) mit ihren Porzellanfabriken, Schlesien, Bayern, Lothringen mit ihren Glashütten, die Rheinprovinz mit ihren Steingutwerken, Berlin mit seinen Galanteriesachen — das sind die Hauptstützen, ist das Rückgrat der spezifischen Messindustrien. In einer Entwicklungsgeschichte von Jahrzehnten sind diese Industrien, Kunstgewerbe und Geschirrbranchen langsam zu ihrer heutigen Höhe herangewachsen. Sie sind dort in ihrem ureigensten Sinne bodenständig, anderwärts gibt es gleiches überhaupt nicht, meist nicht einmal die Vielseitigkeit einer einzelnen Branche, noch weniger deren Vollständigkeit. Dem Einkäufer auf unseren Messen ist aber nichts mit Einzeldingen gedient, er will ein Gesamtbild mit vielseitiger Auswahl haben. Er verlangt sogar Bereitschaft für verwöhnte Ansprüche, und nur die Leipziger Messen allein vermögen dies zu bieten.

Dem tat auch keinen Abbruch, dass unsere Feinde unter den Ausstellern fehlten.

England trat als Verkäufer hauptsächlich in Steingut- und Metallwaren, namentlich in Britannia-Metallwaren auf den Markt. Die jetzige Messe beweist schlagend, dass die deutsche Industrie es während des Krieges verstanden, gleichwertigen Ersatz zu schaffen, die uns den Verlust der „Britannia-Waren" leicht verschmerzen lassen. In Steingutwaren aber weist der amtliche Messkatalog 53 deutsche Firmen als Aussteller auf, die mit ihren Erzeugnissen wirksam mit England in Konkurrenz treten können.

Russland hat sich vor dem Kriege an der Messe nur mit Holzwaren, allerlei Kleinigkeiten, die wegen ihres Zusammenhanges mit dem

Digitized by Google

russischen religiösen Kultus eigentlich nur für Sammler Interesse hatten, beteiligt. Wir können diese Erzeugnisse entbehren.

Italien spielte weder als Aussteller noch als Käufer eine wesentliche Rolle.

Was aber Frankreich angeht, so wird ihm die schwere Einbusse, die es erlitt, erst nach dem Kriege deutlich werden. Es galt bis vor kurzem in Bakkaratfeinschliffen als konkurrenzlos. Seine Bijouterien, seine Gold- und Silberwaren, seine Bronzen schienen an Geschmack und Schönheit unerreichbar. Die Kriegsmesse 1916 zeigt, wie reich die südbayerischen und nordböhmischen Glasschleifereien vollgültigen Ersatz geschaffen haben. Das deutsche Kunstgewerbe hat sich spielend von dem französischen Geschmack und dessen Modelaunen freigemacht und die rege Nachfrage seitens der ausländischen Käufer zeigt, dass die Konkurrenzfähigkeit schon jetzt volle Anerkennung findet.

Und noch ein weiterer gefährlicher Konkurrent ist dem französischen Kunstgewerbe auf den Plan getreten. Unsere treuen österreichischen Bundesgenossen sind mit einem Musterlager der niederösterreichischen Landesgewerbeförderung Wien auf der Messe vertreten. Es ist dies eine nicht auf Gewinn berechnete amtliche Einrichtung, welche die Förderung des Absatzes kunst- und kleingewerblicher Erzeugnisse niederösterreichischer Provenienz beabsichtigt und sich besonders zur Aufgabe macht, leistungsfähige Produzenten mit Exporteuren und Kommissionären in unmittelbare Verbindung zu bringen und sich bestrebt, Kaufleuten zur zufriedenstellenden Besorgung ihrer Einkäufe als auch bei Bezugsquellen, Anfragen und sonstigen Auskünften ohne Inanspruchnahme von Gebühren oder Provision behilflich zu sein. In diesem Musterlager waren dieses Mal die Erzeugnisse von etwa 30 Firmen vereinigt. Der verwöhnteste Geschmack musste sich beim Beschauen der figuralen Bronzen in feinziselierter, hochkünstlerischer Ausführung, der wundervollen Meerschaum- und Bernsteinwaren, kostbarer Porzellane erfreuen. Besonders ins Auge stachen Bilderrahmen aus Bronze, die früher Pariser Monopol waren, Handarbeit von entzückender Schönheit. Und die Hauptsache: Österreich verfertigt diese Sachen jetzt billiger als Paris. So wird Frankreich für die Zukunft an der neuen Konkurrenz, die es von dem bisher behaupteten ersten Platz drängte, schwer zu tragen haben.

Wie der Besuch, so war auch die Einkaufsfreudigkeit sehr bedeutend. Das war zu erwarten, denn auch die letzte Warenbörse des Verbandes Deutscher Glas-, Porzellan- und Luxuswarenhändler, Nürnberg, die vielfach als Vorbote für die Lebendigkeit und Frische der ihr folgenden Messe angesehen wird, vereinigte nicht nur eine überraschend hohe Zahl von Einkäufern in Nürnberg, sondern sie zeichnete sich auch durch eine ausserordentlich rege Kauflust aus. Es wurde ein Umsatz erzielt, der der zweitgrösste seit 16 Jahren war, nur übertroffen von dem Umsatz gelegentlich der zehnjährigen Stiftungsfeier des Verbandes.

Der diesjährige Einkauf auf der Messe unterschied sich nach Informationen bei den beteiligten Verbänden so gut wie gar nicht von der normalen Friedenszeit, denn der Bedarf ist gross, kein Wunder, wenn man vernimmt, dass das Weihnachtsgeschäft in Deutschland überall zum Teil fast die Friedensumsätze 1913 erreichte, in vielen Fällen sogar wesentlich übertroffen hat. Selbst in der an sich daniederliegenden Glas- und Porzellanbranche hat das Weihnachtsgeschäft fast Friedensumsätze gebracht, die seit Beginn des Krieges fast auf $^1/_4$ bis $^3/_4$ des Umsatzes zurückgegangen waren. Das Jahr 1915 hat die Scharte ausgewetzt und die Leipziger Messe, die als das Barometer für das Jahr 1916 gelten darf, zeigte das gewohnte Bild. Das Geschäft ging flott, wie im Frieden, in Haus- und Küchengeräten fast noch besser. Das hat seinen Grund in dem Umstande, dass viele Aufträge für Kriegszwecke erteilt wurden, für Lazarette und Gefangenlager-Einrichtungen, Öfen, Geschirre usw. Lediglich die Metallbeschlagnahmungen, die zum Teil schädigend auf Umsatz und Absatz wirkten, haben gehindert, dass das Geschäft ein glänzendes war. Da aber die Preise zum Teil um 50 Prozent gestiegen sind, was auch den vorhandenen Lagern zugute kam, so ist auch das pekuniäre Ergebnis befriedigend, obwohl der Export seit Mai 1915 nach Übersee gänzlich stockt. Dafür aber ist nach dem Kriege nach Nord- und Südamerika ein gewaltiges Geschäft zu erwarten. Die von dort herbeigeeilten Einkäufer tätigten bedeutende, zum Teil sogar riesige Orders. Die Bestrebungen Nordamerikas, uns speziell in der Porzellan- und Geschirrbranche drüben aus dem Sattel zu heben, sind — das beweist die Messe — kläglich gescheitert. Im Gegenteil hat der Krieg, der die Käufer drüben zwang, anstatt der deutschen mit fremder, speziell amerikanischer Ware vorlieb zu nehmen, den Käufern vor Augen geführt, die Güte der deutschen Waren merken lassen, ihnen gezeigt, dass Bedienung und Lieferung von deutschen Häusern und Fabrikanten besser und sorgfältiger ist. Nach menschlicher Voraussicht wird übrigens Amerika niemals in der Lage sein, ein gutes Porzellan zu liefern, da ihm der unentbehrliche Rohstoff, das plastische Kaolin, fehlt; die Amerikaner können nur billiges Steingut für den täglichen Gebrauch herstellen.

Digitized by Google

Die Spielwarenindustrie ist auf ihrer alten, unerreichten Höhe geblieben. Natürlich hat sie den Zeitverhältnissen Rechnung getragen und die feldgrauen Zinnsoldaten beherrschen ebenso siegreich das Feld wie ihre lebenden Vorbilder an der Front im ernsten, eisernen Waffengange.

Natürlich sind einige Industrien schwächer vertreten. Es sind jene, deren Erzeugnisse aus militärischen Interessen beschlagnahmt sind. So hat der Pelzhandel starke Einbusse erlitten, ebenso Metallwaren, speziell die Nickelwaren, desgleichen die Seifen und Parfümerien. Im ganzen aber zeigte die Leipziger Messe ein bewundernswertes Zeugnis deutschen Könnens und deutschen Anpassungsvermögens.

Deshalb war das Geschäft auch in hohem Masse zufriedenstellend. Neben den schon erwähnten Ländern des Nordens und ganz Amerikas, neben Holland und der Schweiz, wurden von den Balkanstaaten recht hübsche Aufträge erteilt. Dort entwickelt sich jetzt allmählich der Bedarf. Hauptsächlich waren es Luxusartikel, Steingut- und Porzellanwaren, die begehrt wurden. Bulgarien forderte Dekorationsartikel. Hierbei muss man berücksichtigen, dass diese Länder, die zweifellos eine grosse Zukunft haben, jetzt mit Vertretern überlaufen sind. Was speziell die Türkei angeht, so kann diesem Lande gar nicht genug Beachtung geschenkt werden. Hat doch der Sultan dem Deutschen Reich einen sehr schönen Platz an überragender Stelle in Konstantinopel geschenkt zwecks Errichtung eines deutschen Hauses, worin deutsche Wertware, wie sie zum Teil im Deutschen Warenbuche, das während des Krieges herausgegeben wurde, abgebildet ist und deren künstlerische Vollkommenheit und Vollendung durch deutsche Künstler und Kunstsachverständige begutachtet wurde, in ständiger Ausstellung unseren türkischen Bundesgenossen vor Augen geführt werden soll, um deutsche Kultur und deutsche Kunstgewerbetätigkeit auch dort zu fördern. Für dieses deutsche Haus sollen aus Kreisen des deutschen Handels und der deutschen Industrie bereits 2 Millionen Mark gezeichnet sein. Es mag unseren Feinden das Lachen für immer verschlagen, wenn der Strom der Besucher in grosser Wallfahrt sich nach dem Balkan in Bewegung setzt, die früher gutes deutsches Geld ins feindliche Ausland trugen. Auch hierfür dient die Leipziger Messe, um dies anzubahnen.

So bot die Leipziger Messe ein Bild wie in Friedenszeiten. Von den Messpalästen wehten die Fahnen und bunte Firmenschilder gewährten den Strassen ihr charakteristisches, in der ganzen Welt einzig dastehendes Gepräge. Überall herrschte reges Leben und vor allem Geschäftsfreudigkeit. Unbeirrt ist der deutsche Kaufmann seines Weges gegangen, den Weg zum Siege, wie draussen im Felde die deutschen Soldaten, die mit unseren Verbündeten in treuer Hut den wütenden Ansturm unserer neidischen und rachsüchtigen Gegner an allen Fronten wehren und jetzt überall tief in Feindesland stehen.

Auch hieran wurden die Besucher erinnert. Mit klingendem Spiel zogen grössere Abteilungen unserer Feldgrauen durch die Strassen. Ein Zufall führte den Neutralen vor Augen, welche ungeheuren Reserven noch im Herzen des Landes stehen. Aus den Klängen aber der kriegerischen Musik tönte ein schwingender, singender Unterton. Das Dröhnen der Pauke und das Schmettern der Trompeten schrie den anwesenden Neutralen den wirtschaftlichen Sieg der vereinigten Mittelmächte, des Deutschen Reiches in die aufhorchenden Ohren. Es klang wie eine Fanfare: „Made in Germany . . . Made in Germany!“

Der Danzig-Odessa-Isthmus und das Streben Deutschlands zum Schwarzen Meer.

Der bekannte rumänische Ökonomist Herr B. G. Assan veröffentlicht in der rumänischen Zeitung „Revista porturilor si a navigatiunei comerciale“ unter obigem Titel einen sehr dokumentierten Artikel, den wir seiner Wichtigkeit wegen hier in Übersetzung wiedergeben.

„Zwei Golfe, die durch eine Landstrecke, Isthmus genannt, getrennt sind, üben gegeneinander einen attraktiven Einfluss aus, der um so grösser wird, desto grösser der Umweg zu Wasser ist, der gemacht werden muss, um von einem Golf zu dem anderen zu gelangen.

Der Handel von einem Golf zum anderen erfolgt auf dem Landwege, werden jedoch die Handelsbeziehungen intensiver, so wird der Isthmus durchschnitten, vorausgesetzt, dass keine natürlichen Hindernisse, wie Gebirge, sich dem entgegenstellen oder durch den Umstand unmöglich gemacht wird, dass mehrere rivale Staaten denselben Isthmus beherrschen.

Die Hindernisse, die sich einer Entwicklung der natürlichen Handelsbeziehungen von

Digitized by Google

Golf zu Golf entgegenstellen, haben die Dekadenz der Bevölkerung des betreffenden Isthmus zur Folge.

Es gibt eine Reihe derartiger Isthmen, die aus eben genannten Gründen an ihrem ökonomischen Aufschwung verhindert worden sind, während andere, wo diese Hemmnisse beseitigt wurden, nicht nur der am Isthmus befindlichen Bevölkerung zugute kamen, sondern der ganzen Menschheit zum Wohle gereichten.

Zu diesen letzteren gehören unter anderen der Isthmus von Suez, Panama, Korinth, der dänische Isthmus mit dem Kieler Kanal usw., wo durch menschliche Arbeit Kanäle angelegt und auf diese Weise Verkehrswege geschaffen wurden, die der ganzen Welt zum Segen gereichten.

Zu den anderen, welche die Verhinderung jedweden Fortschrittes zur Folge hatten, gehört vor allem der grösste europäische Isthmus, welcher das Baltische Meer (Danziger Meerbusen) vom Schwarzen Meer (Golf von Odessa oder Nicolaeff) trennt. Dieser Isthmus ist am leichtesten zu durchqueren, weil sich nicht nur keinerlei Gebirge hindernd in den Weg stellt, sondern sogar durch schiffbare Flüsse bedeutend erleichtert wird, und zwar durch die Weichsel, die bei Danzig beginnt und durch den San und später durch den Dnjestr bis nach Odessa fortgesetzt wird.

Welches war die Ursache, dass dieser Isthmus sich nicht zu dem bedeutendsten Verkehrsweg zwischen dem Baltischen und dem Schwarzen Meere entwickelt hat und die betreffende Bevölkerung so lange die Vorteile eines solchen entbehren musste?

Der Grund ist darin zu suchen, dass dieser Isthmus von drei rivalen Staaten: Deutschland, Russland (Russisch-Polen) und Österreich beherrscht wurde. Dieser Isthmus, den wir mangels einer kartographischen Bezeichnung den „Grossen Isthmus von Zentral-Europa" nennen können, durchschneidet den alten Kontinent in zwei Teile. Auf ihm befand sich der alte Weg, der Zentral-Europa mit Kleinasien und Indien verband. Dieser Weg ging über die Moldau und wurde erst verlassen, als Vasco de Gama 1489 den Weg nach Indien um das Kap der Guten Hoffnung entdeckte.

Durch die vollständige Eroberung Polens und der übrigen Teile Russlands beherrscht Deutschland einen grossen Teil dieses Isthmus, und wenn die verbündeten Zentralmächte nach Odessa oder Nicolaeff gelangen, so verfügen sie über den ganzen Isthmus, der, im Besitze einer einzigen Macht wie Deutschland, das sich einer derartig vorzüglichen Organisation erfreut, sich bald zum zweiten Wege zwischen Zentral-Europa, Kleinasien und Indien entwickeln wird.

Ich sage zweiter Weg, denn, wie bekannt, geht der erste Weg nach Indien über Belgrad, Sofia, Konstantinopel, welchen Weg vor allem Österreich-Ungarn ausnützen wird, während der zweite in erster Reihe Deutschland zugute käme.

Wohl liegt Rumänien auf keinem dieser beiden Wege, wenn aber unsere Führer von der günstigen Lage unseres Landes den richtigen Vorteil zu ziehen wissen werden und wir uns befleissigen, durch Industrie, Handel und Transportmittel aktiven Anteil an der deutschen Expansion im Orient zu nehmen, so werden wir uns dank unserer geographischen Lage für immer Unabhängigkeit und steten Fortschritt sichern. Wir müssen gemeinsame Sache mit der zivilisierenden Expansion Zentral-Europas machen und jeder, der gegen diese Expansion arbeitet, verfolgt unsere Vernichtung, denn der „Weg bildet den Staat".

Wie wird Rumänien sich seine Lage zwischen diesen beiden Expansionswegen Europas zu Nutzen machen?

Wir können uns dank der bereits existierenden Ramifikationen beide Wege nutzbar machen. Bisher war der Handel auf dem ersten Wege nach dem Orient durch Serbien beeinträchtigt, das als Agent Russlands sich der deutschen Expansion hindernd entgegenstellte, um nach Byzanz zu gelangen, nach welchem Russland so lange schon schmachtet. Ebenfalls Russland war es, das bisher die Schuld daran trug, dass der zweite Weg nicht zur Ausnutzung und Entwicklung gelangen konnte.

Da es über das Hinterland des Hafens Odessa sowie über Polen herrschte, baute es, entgegen der Tendenz Europas, breitgeleisige Bahnen, um auf diese Weise durch die Schwierigkeiten, welche die Warenumladung bereitet, die deutsche Expansion nach dem Schwarzen Meere zu verhindern.

Dagegen hat Russland einen Handelsstrom beleben wollen, der zwar keinerlei ökonomische Zukunft gehabt hätte, indessen von grosser strategischer und politischer Bedeutung für das Zarenreich gewesen wäre.

Es ist dies die Eisenbahnstrecke Moskau—Bukarest zur Adria (San Giovani di Medua oder Scutari), die von dem russischen Minister Witte in Vorschlag gebracht und später durch Iswolski durch das Zirkular, das er am 2. März 1908 an die Staaten Europas richtete, wieder aufgenommen wurde.

Diesem Projekt beeilte sich Rumänien anzuschliessen, indem es sich bereit erklärte, bei Turnu-Severin eine Brücke über die Donau zu schlagen.

Russland, das der Warendurchfuhr Deutschlands nach Odessa Schwierigkeiten bereitet

Digitized by Google

hat, führte dadurch die Dekadenz genannten Hafens herbei, wie aus folgender Aufstellung ersichtlich ist:

	1908		1909	
Odessa . .	69700	Waggons	85600	Waggons
Nowossisk .	37000	„	145000	„
Rostof . .	81000	„	156000	„
Nicolaeff .	89800	„	163000	„

Diese Dekadenz erscheint noch auffallender, wenn man die Bewegung des Hafens Odessa mit jener von Constanza (rumänischer Hafen am Schwarzen Meer) vergleicht, aus welchem im Jahre 1910 50000 Waggons Getreide und 53000 Waggons Petroleum exportiert wurden, also zusammen 103000 Waggons. Wie man sieht, betreibt Constanza, dessen Einwohnerzahl 27000 Menschen beträgt, einen viel grösseren Export als Odessa mit seinen 450000 Einwohnern.

Die Wiederbelebung dieses zweiten Weges nach dem Orient auf dem Dnjestr würde für uns einen noch grösseren ökonomischen Aufschwung zur Folge haben und besonders dann, wenn wir Bessarabien wieder dem Mutterlande einverleiben würden.

Wenn Odessa mit dem Dnjestr durch einen Kanal verbunden werden würde und desgleichen Constanza mit der Donau bei Cerna-Vodă, so würden diese beiden Häfen einen grossen Aufschwung nehmen, man müsste allerdings Constanza derartig ausbauen, dass die einlaufenden Schlepper daselbst überwintern können und der Export auch während des Winters fortgesetzt werden kann. Ausserdem würde die Anlegung eines Kanals zwischen Cerna-Vodă und Constanza nicht nur die Schiffahrt, die heute über Sulina erfolgt, um drei Tage verkürzen, sondern auch die Bewässerungsfrage der an Regen armen Dobrudscha bis zu einem gewissen Punkte lösen.

Rumänien muss trachten sowohl was Handel und Industrie als auch was Landwirtschaft anbelangt, sich zu entwickeln, um Erzeugnisse für den Export nach Kleinasien zu besitzen und wieder Waren aus Asien einzuführen, die wir an Hand der Vorteile, die unser Land bietet, verarbeiten könnten, um auf diese Weise an dem zukünftigen „Drang nach Osten" Deutschlands Anteil zu nehmen.

Wenn wir hingegen das Spiel Russlands machen und uns diesen Bestrebungen Deutschlands entgegenstellen, werden wir völlig erdrückt und in ökonomische Knechtschaft geraten.

Beteiligen wir uns aber an diesem „Drang nach Osten", wie es die Bulgaren und Türken getan haben, so werden wir erstaunliche Fortschritte machen, dank der Zivilisation, die uns aus Mittel-Europa, nicht aber aus den Steppen Russlands kommt.

Das, was König Karl I. vorausgesehen und in einer Londoner Rede von 50 Jahren kundgab, tritt heute deutlich hervor. Er sagte nämlich: „Ich habe die Würde, Fürst von Rumänien zu werden, angenommen, weil ich überzeugt bin, dass diesem Lande eine grosse Zukunft beschieden ist. Der kürzeste Weg von England nach Indien führt über Rumänien, denn ein gerader Strich, den man von London nach Bombay zieht, berührt Bukarest."

Diese, vor einem halben Jahrhundert ausgesprochene Ansicht des Königs Karl hat die Engländer gleichgültig gelassen. Sie haben niemals daran gedacht, eine Verbindung zu Land mit der grössten ihrer Kolonien zu bewerkstelligen.

Die Hoffnungen des Königs Karl werden selbst ohne das Zutun Rumäniens, und zwar durch Deutschland erfüllt werden, denn England, geradeso wie Japan ein Inselreich, interessiert sich bloss für den Handel zu Wasser, nicht aber für unseren Kontinentalhandel. Deutschland aber hat gerade im Gegenteil Interesse auf dem kürzesten Wege nach Indien zu gelangen, welcher Weg seit Jahrhunderten verlassen worden ist. Um dies zu verhindern, hat sich England mit Frankreich und Russland verbunden, welch letzteres Interesse hat, nach Byzanz zu gelangen.

Die Interessen Rumäniens sind also entgegen denen des Dreiverbandes.

Frankreich erhob sich zum Range als Grossmacht, als der Weg nach Amerika entdeckt wurde. Seither verfiel aber der Handel durch die Moldau nach dem Orient. Deutschland will diesen für Rumänien günstigen Handelsweg wieder beleben, während der Dreiverband Interessen verfolgt, die denjenigen Deutschlands und Rumäniens entgegenlaufen.

Vor allem ist es Russland, das uns den Wahn der Eroberung Transsilvaniens zeigt, um unser Augenmerk von der Dobrudscha und den Donaumündungen abzulenken, damit wir ihm den Weg nach Byzanz freilassen.

Wir müssen also der Expansion Mittel-Europas unseren Beistand gewähren und sie uns zum Nutzen machen. Der Fortschritt kann uns bloss von dem industriellen Deutschland kommen, nicht aber von Russland, das erst am Anfang seiner sozialen Entwicklung steht.

Die Völker, welche Eisenbergwerke, mechanische Werkstätten und vervollkommnete Industrien besitzen, können aus eigener Kraft und ohne fremde Hilfe Krieg führen. Die Staaten hingegen, die sich nicht dieser Vorteile erfreuen, können demnach nicht mit eigenen Mitteln einen Krieg führen, sondern sind von den industriellen Staaten abhängig.

Derartige abhängige Staaten sind z. B. Rumänien, Serbien, Griechenland, Russland usw.,

Digitized by Google

welche nur auf beschränkte Zeit Krieg führen können und von auswärtiger Hilfe abhängig sind.

Das Eisen spielt eine Hauptrolle. Es wird zur Hälfte aus Amerika und zur Hälfte aus Europa gewonnen. Von letzterem besitzt Deutschland die meisten Bergwerke und ist in keiner Weise von Fremden abhängig, um seinen Kriegsbedarf zu decken. Es hat bewiesen, dass es in der Lage ist, sich mit einer ganzen Reihe grosser Staaten zu messen, dank seiner vorzüglichen Organisation und methodischer Anwendung all seiner Kräfte. So sehen wir, dass die von den Deutschen und Österreichern besetzten feindlichen Gebiete Dreiviertel von Deutschland ausmachen, dass sie 90 Prozent der französischen Eisenproduktion, 69 Prozent der Kohlenproduktion, 86 Prozent der Roheisenproduktion, 69 Prozent der Textil-Industrie und 43 Prozent der gesamten Industrie Frankreichs erobert haben. Ausserdem verfügen sie heute über die ganze Industrie und die Bergwerke Belgiens und Polens.

Frankreich muss sich dagegen in Amerika approvisionieren und sein Gold über den Ozean schicken, was zur Folge hatte, dass Frankreichs Handel bei 5 Milliarden Frs. Ein- und Ausfuhr einen Fehlbetrag von $2^1/_2$ Milliarden Frs. zuungunsten Frankreichs ergab.

Russland besitzt 250 km von Odessa entfernt (im Distrikte Krivoi-Roy) und am Dniepr die wichtigsten Eisenbergwerke, die aber nicht hinlänglich sind und es ist ebenfalls genötigt, sich in Amerika und Japan zu approvisionieren.

Österreich und Deutschland verfolgen die Eroberung dieser Gebiete, um dadurch das Ende des Krieges herbeizuführen, denn jene Länder werden zuerst Mangel leiden, die ihre Munition nicht selbst herstellen können, sondern sie gegen Gold austauschen müssen.

Die Zentralmächte werden ihre Absicht recht bald in die Tat umzusetzen beginnen und Rumänien einladen, sich an dem Unternehmen zu beteiligen.

Sie werden mit uns dieselbe Sprache führen wie mit Bulgarien, dem sie für die Mithilfe an der Eroberung Serbiens einen Teil von Trazien und Mazedonien zugesprochen haben.

Uns werden sie sagen: Wir wollen nach Odessa oder Nicolaeff, um den zweiten Weg nach Kleinasien zu beherrschen und die Eisenbergwerke Russlands zu erobern. Wollt ihr uns dabei Hilfe leisten, so werdet ihr Bessarabien und auch die Bukowina wiedergewinnen und euch für immer den Handel durch die Dardanellen und das Eiserne Tor sichern.

Unter solchen Bedingungen dürfen keinerlei Bedenken vorherrschen. Rumänien muss mit dem Fortschritt, mit der Zivilisation gehen."

W. E. A.

Nordamerikas künftige Handelspolitik.

Von Dr. W. Stein.

Die Schutzzollpolitik ist das wirtschaftliche Axiom der nordamerikanischen Republik. Nirgends in der Welt gibt es eine brutalere, rücksichtslosere und selbstsüchtigere Tarifgesetzgebung, als in den Vereinigten Staaten. Die eigene Industrie, die dadurch geschützt werden soll, hat allerdings in den letzten Jahrzehnten eine staunenswerte Entwicklung durchgemacht. Im Jahre 1860 gab es in Nordamerika 140433 industrielle Unternehmungen mit einem Kapital von 5000 Millionen; im Jahre 1900 dagegen waren es 512339 mit einem Kapital von 50 Milliarden, und die Zahl der Arbeiter hatte sich vervierfacht. Seither sind diese Ziffern noch beträchtlich gewachsen. Eine ähnliche Entwicklung weist der Ertrag der Kohlenbergwerke auf. Noch 1890 war derselbe um 40000 t geringer als der Grossbritanniens; 1904 aber produzierten die Vereinigten Staaten 102000000 t mehr als England. Diese rasch steigende Produktion bedingte einen stärkeren Export. Die fieberhafte, zügellose Konkurrenz der amerikanischen Erzeugnisse machte sich auf dem Weltmarkte und vor allem in Europa immer fühlbarer. Das beweisen die Ausfuhrziffern. Im Jahre 1880 kamen 12,5 Prozent der amerikanischen Gesamtausfuhr auf die europäischen Märkte. Zehn Jahre später waren es 17,9 Prozent und 1900 gar 31,6 Prozent. Damit trat Nordamerika an die zweite Stelle der Ausfuhrländer. Übertroffen wurde es nur noch von England, die dritte Stelle nahm Deutschland ein.

Der Krieg hat nun gewaltige Verschiebungen zur Folge gehabt. Der frivole Eingriff in die Weltwirtschaft von seiten Englands hat unseren Aussenhandel empfindlich getroffen. Zugleich ist Englands Handelsbilanz passiv geworden. Nutzen aus der Kriegskonjunktur zogen bislang nur die Vereinigten Staaten. Dennoch aber ist die Hoffnung, die ehemals deutschen Absatzgebiete mühelos zu erobern, selbst ihnen, die wir heute getrost zu unseren Gegnern rechnen dürfen, fehlgeschlagen. Im Pazifischen Ozean, in China und Japan haben sie seit dem 1. August 1914 eigentlich nur Rückschläge

Digitized by Google

erlitten. Auch ihre Hoffnung, die lateinamerikanischen Märkte zu gewinnen, hat sich nicht erfüllt, obwohl sie es an Anstrengungen, die besonders vom panamerikanischen Büro in Washington planmässig betrieben wurden, nicht haben fehlen lassen. Massen von Briefofferten haben diese Märkte überschwemmt. Aber dahinter standen keine 90 Tage Sichtkredit, und die Käufer können sich auf die Bedingung, Zahlung an New Yorker Kommissionshäuser bei Übergabe der Dokumente, nicht einlassen.

So sehen wir in den Vereinigten Staaten jetzt, da die Erkenntnis aufdämmert, dass es nicht einmal gelang, Deutschland während seiner jetzigen Weltabgeschnittenheit aus dem Sattel zu heben, die Besorgnis vor der kommenden Konkurrenz eines siegreichen Deutschlands aufsteigen. Diese Furcht löst grosse Anstrengungen aus, die einmal die Förderung der amerikanischen Ausfuhr zum Ziele haben und die weiterhin bezwecken, bei den künftigen Handelsverträgen so günstig wie möglich abzuschneiden. Zuvörderst wird in einem Beschluss des „National Foreign Trade Council", an dessen Spitze der Stahltrustgewaltige James A. Farrel steht, die Behauptung aufgestellt, die Vereinigten Staaten seien bei früheren Handelsverträgen so schlecht weggekommen, dass ihnen in Zukunft besondere Vergünstigungen eingeräumt werden müssten. Sodann sehen wir die Vereinigten Staaten die grössten Anstrengungen machen, ihre Ausfuhr zu heben. In welcher Richtung sich diese bewegen, zeigt eine Veröffentlichung in der von der National City Bank, der grössten und mächtigsten mit 250 Millionen Mark Aktienkapital arbeitenden Bank New Yorks herausgegebenen Monatsschrift „The America's", betitelt: „Die kommenden Tarife und Handelsverträge der Welt". Zunächst wird gefordert, dass die Bildung von Kartellen, Syndikaten und Trusts für den amerikanischen Export gestattet sein soll. Sodann soll eine permanente sachverständige und unparteiische Kommission zur wissenschaftlichen Vorbereitung der künftigen Tarifgesetzgebung ins Leben gerufen werden. Dem Schmerzenskinde der Vereinigten Staaten, der Handelsmarine, soll besondere und angelegentlichste Pflege zuteil werden, obwohl die Meinungen der beteiligten Kreise in diesem Punkte wesentlich auseinandergehen. Nichtsdestoweniger erscheint dieser Wunsch begreiflich angesichts der Tatsache, dass der amerikanische Schiffbau von Jahr zu Jahr zurückgeht. So sank er in den Jahren 1907 bis 1913 von 474 000 auf 226 000 Brutto-Register-Tons. Indessen werden, wie die Dinge heute liegen, alle Anstrengungen der Vereinigten Staaten vergeblich sein, die unbestrittene Überlegenheit der deutschen Schiffahrt und ihren grossen Vorsprung jemals einzuholen. Weiter wird der vermehrten Gründung amerikanischer Bankinstitute im Auslande, namentlich in Süd- und Mittelamerika das Wort geredet. Die nordamerikanische Auslandsbankpolitik hat bekanntlich seit November 1914 eine völlige Neugestaltung erfahren. Das Recht der Notenausgabe wurde damals den Nationalbanken genommen und den zwölf Federal Reserve-Banks übertragen. Die ersteren dagegen erhielten die Erlaubnis, im In- und Auslande Filialen zu errichten, von der insbesondere die National City Bank in umfangreicher Weise Gebrauch machte. Sie rief Zweigniederlassungen in Buenos Aires, Rio de Janeiro, Santos, Sao Paolo und neuerdings auch in Havanna auf Cuba ins Leben, beteiligte sich an der International Banking-Corporation in New York, die ihrerseits eine Anzahl Filialen in China, Japan und Indien unterhält, und finanzierte auch die Gründung eines einflussreichen amerikanisch-chinesischen Bankunternehmens. Neben dieser positiven Arbeit richtete sich die Geschäftspolitik der Nationalbanken vor allem darauf, die Ausdehnung des Filialnetzes, namentlich deutscher Grossbankenübersee, zu verhindern. Neben der Deutschen Bank nämlich, die allein schon eine ganze Anzahl von Zweigniederlassungen in den südamerikanischen Ländern im Anschluss an den Banco Aleman Transatlántico, so in Argentinien, Brasilien, Chile, Bolivien, Uruguay und Peru unterhält, haben auch andere deutsche Grossbanken, die Diskonto-Gesellschaft und die Dresdner Bank, seit langem in Südamerika festen Fuss gefasst. Erstere durch ihre Tochtergründungen, die Bank für Chile und Deutschland, und die Brasilianische Bank für Deutschland, letztere durch die Deutsch-Südamerikanische Bank. Gesetzgeberische Massnahmen mit dem Endziel der Bekämpfung dieser europäischen, speziell deutschen Konkurrenz, sind in den Vereinigten Staaten zu erwarten, nachdem kürzlich zur Förderung und Regelung des Handels und der Industrie die Federal Trade Commission ins Leben gerufen wurde. Endlich wird noch als letzte Massnahme die Beiordnung von Handelsattachés zu den diplomatischen Vertretungen und die Entsendung von Beamten des Handelsdepartements zur Anbahnung besserer Handelsbeziehungen gefordert.

Alle diese Bemühungen und Anstrengungen lassen erkennen, dass die Furcht vor Deutschlands ungebrochener wirtschaftlicher Kraft gross ist. Gelang aber den Amerikanern nicht einmal jetzt die Eroberung des Weltmarktes, so kann dies nur als ein deutlicher Beweis wirtschaftlicher Schwäche ausgelegt werden. Daraus ist aber mit ziemlicher Sicherheit zu fol-

Digitized by Google

gern, dass die Vereinigten Staaten sich auch beim Abschluss neuer Handelsverträge als nicht schlagfertig, als unterlegen, erweisen werden, vorausgesetzt natürlich, dass Deutschland standhaft bleibt und vor allem endlich einmal aufhört, die sogenannte „amerikanische Gefahr", die seit etwa 15 Jahren in den Gehirnen spukt, zu überschätzen. Vor allem aber dürfen wir nicht vergessen, dass es lediglich der „Neutralität" der nordamerikanischen Republik zu verdanken ist, dass das blutige Ringen nicht längst sein Ende gefunden hat. Das gewaltig angeschwollene Schuldkonto der Vereinigten Staaten Deutschland gegenüber muss bei der künftigen Regelung der Handelsbeziehungen beider Länder seinen Ausgleich finden.

Der Aussenhandel Rumäniens im Jahre 1913.

Von Wilh. Eug. Abody, Bukarest.

Das rumänische Statistische Amt veröffentlichte vor einigen Tagen die offiziellen Daten über den Aussenhandel Rumäniens im Jahre 1913.

Wie vorauszusehen war, haben die politischen Ereignisse des Jahres 1913 den Handel Rumäniens, wenn auch bloss in geringem Masse, ungünstig beeinflusst.

Der Gesamtaussenhandel Rumäniens im Jahre 1913 betrug 1 260 717 975 Lei, während derselbe im Jahre zuvor eine Höhe von 1 280 009 343 Lei erreichte.

Von der genannten Ziffer kommen auf die Einfuhr 590 012 640 Lei zu stehen, während die Ausfuhr 670 705 335 Lei betrug.

Vergleicht man diese Zahlen mit denen des Vorjahres, so ergibt sich für den Exporthandel im Jahre 1913 ein Mehr von 28 601 552 Lei, während der Import um 47 892 920 Lei zurückgegangen ist. Quantitativ hingegen ist die Einfuhr Rumäniens im Jahre 1913 vorgeschritten, denn es wurden um 160 159 t mehr Waren eingeführt als im Jahre 1912.

Daraus geht hervor, dass Rumänien im Jahre 1913 mehr schwere Waren bezogen hat, die aber billiger waren. Tatsächlich beweisen die statistischen Daten, dass im Jahre 1913 viel weniger Textilwaren und teuere Erzeugnisse der Konfektionsbranche importiert wurden.

Die Ursache dieses Rückganges liegt aber nicht darin, dass die Aufnahmefähigkeit des Landes in diesen Erzeugnissen abgenommen hätte, denn der Luxus nimmt in Rumänien eher zu als ab. Vielmehr ist der Wenigerimport an diesen Luxus-Erzeugnissen darauf zurückzuführen, dass wegen der zahlreichen Fallissements, welche die Konfektionsbranche im Jahre 1913 hier zu Lande zu verzeichnen hatte, der Kredit seitens der betreffenden ausländischen Lieferanten gänzlich aufhörte oder aber sehr eingeschränkt wurde. Es ist also klar, dass die rumänischen Kaufleute, gezwungen, die Waren bar zu bezahlen, weniger umfangreiche Bestellungen gemacht haben.

Aus nachfolgender Aufstellung ist ersichtlich, mit welchen Ländern Rumänien in Handelsbeziehungen steht und welche Höhe die Ein- resp. Ausfuhr aus und nach jedem Lande beträgt.

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1912	1913	1912	1913
Deutschland	240 435 000 Lei	237 819 000 Lei	42 536 000 Lei	52 408 000 Lei
Österreich-Ungarn	138 874 000 „	138 192 000 „	94 750 000 „	95 858 000 „
England	88 000 000 „	55 739 000 „	43 041 000 „	44 840 000 „
Frankreich	39 063 000 „	34 136 000 „	49 948 000 „	63 526 000 „
Ver. Staaten von Nordamerika	12 874 000 „	31 937 000 „	1 062 000 „	108 000 „
Italien	37 075 000 „	21 442 000 „	121 066 000 „	71 308 000 „
Belgien	20 150 000 „	16 493 000 „	152 999 000 „	182 028 000 „
Türkei	14 827 000 „	15 256 000 „	25 869 000 „	36 853 000 „
Russland	16 536 000 „	12 905 000 „	6 226 000 „	— „
Schweiz	10 875 000 „	7 842 000 „	56 000 „	276 000 „
Holland	5 506 000 „	5 143 000 „	52 180 000 „	45 024 000 „
Griechenland	2 073 000 „	3 187 000 „	636 000 „	5 677 000 „
Bulgarien	2 018 000 „	1 510 000 „	8 209 000 „	9 650 000 „
Ägypten	287 000 „	422 000 „	19 170 000 „	23 695 000 „
Spanien	659 000 „	450 000 „	499 000 „	11 735 000 „
Schweden	510 000 „	317 000 „	— „	838 000 „
Serbien	510 000 „	264 000 „	1 694 000 „	2 753 000 „
Norwegen	523 000 „	252 000 „	1 109 000 „	— „
Andere Länder	7 080 000 „	6 694 000 „	21 055 000 „	18 683 000 „

Digitized by Google

Die Ziffern der Tabelle zeigen, dass, obwohl der Import Rumäniens im Jahre 1913 um 48 Millionen Lei kleiner war, trotzdem die Einfuhr aus Deutschland bloss um etwa 2,5 Millionen Lei abgenommen hat. Hingegen hat der Handel Englands, Frankreichs und Italiens zusammen um fast 53 Millionen Lei abgenommen.

Merkwürdigerweise hat England und Frankreich gerade im Jahre 1913 sich hier zu Lande für einen intensiveren Handel organisiert, indem ersteres eigens für Rumänien eine Handelskammer in Bukarest errichtete, während Frankreich eine sogenannte „Gesellschaft zur Hebung der rumänisch-französischen Handelsbeziehungen" gegründet hat. Wie man sieht, war die Tätigkeit derselben aber nichts weniger als erspriesslich. Dagegen hat der Exporthandel der Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Rumänien um fast 20 Millionen Lei zugenommen.

Der Import aus Österreich-Ungarn ist dem vorjährigen gleich geblieben. Prozentual nehmen die Zentralmächte 64 Prozent der Gesamteinfuhr Rumäniens ein, wovon Deutschland allein 42 Prozent, während sich die übrigen Länder zusammen die restlichen 36 Prozent untereinander teilen.

Wie das amerikanische Konsularkorps aufgefüllt wird.

In den deutschen und österreichischen parlamentarischen Vertretungskörpern sowie in der Presse ist oft genug zu lesen gewesen, dass die Art, wie für den Nachwuchs in unserem Konsularkorps gesorgt wird, nicht ganz als einwandsfrei zu gelten habe. Es wird deshalb interessieren, zu hören, wie man in Amerika vorgeht, um das Konsularkorps aufzufüllen. Vor allem ist festzustellen, dass jedermann Zutritt hat, der die Aufnahmeprüfung besteht. Ein- oder zweimal im Jahre werden die Tage von der Regierung bekanntgegeben, an welchen diese Prüfungen stattfinden; es werden beiläufig jedesmal 40 Aspiranten zugelassen. Die letzte Aufnahmeprüfung hat beispielsweise am 30. August v. J. stattgefunden.

Das Prüfungsprogramm stellt folgende Bedingungen auf:

Es muss die Kenntnis einer fremden Sprache nachgewiesen werden, es werden Fragen gestellt über die industriellen und kommerziellen Hilfskräfte und Entwicklungen der Vereinigten Staaten, Arithmetik, neuere europäische Geschichte, die historische Entwicklung der letzten Zeit von Südamerika und im fernen Osten. Die Konsularassistenten werden, wenn sie die Prüfungen bestehen, ohne weiteres angestellt mit einem Gehalt von 1000 Dollar pro Jahr für die ersten drei Jahre. Dann kommen 200 Dollar pro Jahr hinzu bis zu einem Höchstgehalt von 1800 Dollar pro Jahr. Dann sind sie zum Avancement für den Posten eines Konsuls reif. — Dolmetscher werden für die Türkei, China und Japan eingestellt. Sie erhalten 1000 Dollar pro Jahr und ausserdem die Kosten für den fremdsprachlichen Unterricht ersetzt. Sie müssen sich verpflichten, fünf Jahre im Staatsdienst zu verbleiben. Jedes Vierteljahr müssen sie sich einer Prüfung unterwerfen. Nach einem zweijährigen Studium muss es sich entscheiden, ob sie zum Dolmetscher geeignet sind oder die Karriere aufgeben wollen. Nach einem weiteren zweijährigen Dienst in der Türkei, Japan oder China werden sie einer neuerlichen Prüfung unterzogen, von der es abhängt, ob sie im Konsularkorps weiter vorrücken können.

Es steht uns nicht zu, ein Urteil über das amerikanische System zur Auffüllung des Konsularkorps abzugeben. Man wird aber jedenfalls der Ansicht sein dürfen, dass der Weg, den das amerikanische Auswärtige Amt eingeschlagen hat, ein recht einfacher und, wie uns scheint, auch recht praktischer ist. Vor allem ist aber hervorzuheben, dass jeder Amerikaner Gelegenheit hat, in den Konsulardienst zu treten. Hauptsache ist eben, dass er die nötige Qualifikation und die nötigen Kenntnisse für dieses Amt aufbringt. Welcher Abstammung er ist und wie sonst seine Familienverhältnisse liegen, scheint bei der Beurteilung über seine Aufnahmefähigkeit in das Konsularkorps so ziemlich nebensächlich zu sein.

E. L., Ch.

Digitized by Google

Berlin. Nach den Ermittlungen des Vereins Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller betrug die Roheisen-Erzeugung im deutschen Zollgebiet im Monat Januar 1916 (31 Arbeitstage) insgesamt 1 077 046 t gegen 1 029 144 t im Dezember 1915 (31 Arbeitstage). Die tägliche Erzeugung belief sich auf 34 743 t gegen 33 198 t im Dezember 1915. Die Erzeugung verteilte sich auf die einzelnen Sorten wie folgt (wobei in Klammern die Erzeugung für Dezember 1915 angegeben ist):

Giesserei-Roheisen	164 401 t	(164 372 t)
Bessemer- „	16 875 t	(19 997 t)
Thomas- „	682 576 t	(642 233 t)
Puddel- „	21 840 t	(18 861 t)
Stahl- und Spiegeleisen . .	191 354 t	(183 681 t)

Von den Bezirken sind im Januar 1916 (gegenüber Dezember 1915) beteiligt:

Rheinland-Westfalen . . mit	474 734 t	(456 831 t)
Siegerland, Kreis Wetzlar und Hessen-Nassau . . mit	70 721 t	(66 187 t)
Schlesien . . . . . mit	69 260 t	(66 126 t)
Norddeutschland (Küstenwerke) . . . . . mit	21 152 t	(20 129 t)
Mitteldeutschland . . . mit	31 942 t	(29 724 t)
Süddeutschld. u. Thüringen mit	21 774 t	(20 446 t)
Saargebiet . . . . . mit	69 730 t	(64 061 t)
Lothringen . . . . . mit	159 316 t	(157 508 t)
Luxemburg . . . . . mit	158 417 t	(148 132 t)

Demnach ist in der deutschen Roheisen-Erzeugung im Januar 1916 wieder eine erhebliche Zunahme zu verzeichnen. 34 743 t täglicher Roheisen-Erzeugung stellt einen neuen Höhepunkt dar.

Die Flussstahl-Erzeugung im deutschen Zollgebiet betrug im Monat Januar (25 Arbeitstage) insgesamt 1 224 732 t gegen 1 165 465 t im Dezember 1915 (26 Arbeitstage). Die tägliche Erzeugung belief sich auf 48 989 t im Januar gegen 44 825 t im Dezember 1915. Die Erzeugung verteilte sich auf die einzelnen Sorten wie folgt (wobei in Klammern die Erzeugung für Dezember angegeben ist):

Thomasstahl	583 744 t	(567 454 t)
Bessemerstahl	14 393 t	(14 886 t)
Basischer Siemens-Martinstahl	506 217 t	(473 808 t)
Saurer „ .	26 852 t	(19 300 t)
Basischer Stahlformguss . .	46 056 t	(42 523 t)
Saurer „ . .	24 946 t	(25 179 t)
Tiegelstahl	8 230 t	(7 736 t)
Elektrostahl	14 294 t	(14 579 t)

Von den Bezirken sind im Januar (gegenüber Dezember) beteiligt:

Rheinland-Westfalen . . mit	696 141 t	(667 334 t)
Schlesien . . . . . mit	116 163 t	(103 467 t)
Siegerland u. Hessen-Nassau mit	27 692 t	(25 445 t)
Nord-, Ost- und Mitteldeutschland . . . . mit	50 601 t	(44 710 t)
Königreich Sachsen . . mit	22 949 t	(21 258 t)
Süddeutschland . . . . mit	11 686 t	(10 899 t)
Saargebiet und bayerische Rheinpfalz . . . . . mit	95 283 t	(92 489 t)
Elsass-Lothringen . . . mit	101 555 t	(104 089 t)
Luxemburg . . . . . mit	102 662 t	(95 774 t)

Mit einer monatlichen Erzeugung von 1 224 732 t und einer arbeitstäglichen Gewinnung von 48 989 t ist ein bisher im Kriege nicht erreichter Höhepunkt zu verzeichnen.

Preissteigerung der oberschlesischen Kohlen. Für Anfang April soll mit einer Erhöhung der oberschlesischen Kohlenpreise zu rechnen sein, wie die „Breslauer Ztg." erfährt, es sei aber noch ungewiss, ob sie sich auf alle Sorten erstrecken werde. — Dazu ist zu bemerken, dass eine Erhöhung für Hausbrandkohlen nach den bisherigen Berichten nicht in der Absicht der Kohlenzechen lag, und dass auch die preussische Regierung wenig geneigt schien, eine derartige Erhöhung gutzuheissen. Bisher sind die Kohlenpreise in Oberschlesien während des Krieges zweimal erhöht worden, nämlich zum erstenmal am 1. Januar 1915 um 1 bis 1,50 M. und zum zweitenmal am 1. Oktober um 0,50 bis 1 M. für die Tonne. Ferner wurde im Sommer des vorigen Jahres der sogenannte Winteraufschlag von 0,50 M. entgegen den sonstigen Gepflogenheiten nicht aufgehoben, so dass die Preise für die gangbarsten Sorten im ganzen während des Krieges eine Erhöhung um etwa 2 M. erfahren haben gegenüber einer solchen von 3 M. beim Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat.

Rumänien. Eine neue Verfügung des rumänischen Handels- und Industrieministeriums bezüglich der Waren, die nach Rumänien exportiert werden. Genanntes Ministerium erliess am 1. Dezember 1915 folgende Anordnung:

Alle Pakete (Säckchen usw.), Dosen, Vasen usw. müssen mit einer Aufschrift oder einem Schildchen, Etikette usw. versehen sein, welche sichtbar und gut leserlich das Nettogewicht des Inhaltes, also ohne Emballage, tragen soll. Für die Richtigkeit dieser Angaben garantiert der Kaufmann und wird dafür verantwortlich gemacht. Desgleichen verhält es sich mit den Flüssigkeiten, und müssen die betreffenden Gefässe, wie Flaschen usw. eine Etikette tragen, auf welcher sich der Nettoinhalt genau ver-

Digitized by Google

zeichnet befindet. Auf Grund der nämlichen Verfügung müssen die Pakete mit Garnen und den Textilwaren im allgemeinen ausser der Gewichtsangabe die Längenangabe in Meter tragen, wofür der Kaufmann ebenfalls verantwortlich ist.

Gewicht und Mass müssen in den laut Artikel 5 und 6 des Gesetzes für Gewichte und Masse bezeichnet werden.

Zu den Warengattungen, welche diese Verfügung betrifft, gehören:

1. Weingeisthaltige Getränke (Wein, Kognak, Rum, Bier usw.), 2. Kaffee, Surrogate usw., 3. Tee, 4. Siegellack, 5. Schokolade, Kakao usw., 6. Konserven jeder Art, 7. Mehl, mehlhaltige Erzeugnisse, Biskuits, Pischkofen usw., 8. frische und getrocknete Früchte, 9. Milch, flüssig, kondensiert oder in Pulver, 10. Kerzen, 11. Petroleum, Benzin usw., 12. Amidon, 13. Tier- und Pflanzenfette, 14. frische Butter, 15. Farben, Öle usw., 16. Zucker in Würfeln oder per Hut, 17. alle Waren, die per Stück oder in Schachteln usw. verkauft werden.

Alle Verstossungen gegen diese Verfügung, wie gänzliche Unterlassung oder Fälschung der verlangten Angaben werden von genanntem Ministerium strafrechtlich verfolgt auf Grund des Gesetzes für Masse und Gewichte Art. 31, 32 und 37, sowie auf Grund diesbezüglichen Reglements, Art. 290 und 293, indem man sich die Strafen laut Art. 332, 333, 385 Alin. IX und 388 des rumänischen Strafgesetzbuches zuzieht. W. E. A.

Vereinigte Staaten. Kalinöte. Der „New Yorker Handelszeitung" werden aus Kreisen der Chemikalienhändler u. a. folgende Mitteilungen gemacht: Es ist interessant, festzustellen, dass Chlorkali seit Ausbruch des Krieges allmählich von 40 Dollar per Tonne von 2000 Pfund bis auf 480 Dollar gestiegen ist. Dabei schätzt man die derzeitigen verfügbaren Bestände auf nicht mehr als etwa 1500 Tonnen. Sollte der Krieg in Europa noch weitere vier bis sechs Monate anhalten, so würde die Kalinot zahlreiche Industriezweige in Bedrängnis bringen, u. a. der Pulverfabrikation für die Alliierten ernste Schwierigkeiten bereiten. Es ist bekannt, dass zur Herstellung gewisser Pulversorten Chlorkali in Form von Kalistickstoff (Salpeter) und Kalichlorat erforderlich sind, und es ist wohl möglich, dass, je nach der Länge des Krieges, Chlorkali noch einen Preis von 1000 Dollar die Tonne erreichen kann. — Chlorkalium kann natürlich unter den jetzigen Verhältnissen in Amerika nur noch für rein industrielle Zwecke benutzt werden; eine Verwendung für Düngezwecke ist nicht mehr möglich.

Gesuchte Verbindungen im Auslande und Übersee.

Die **Abonnenten** des Export-Anzeigers erhalten die Adressen der neue Verbindungen suchenden Firmen **kostenlos** mitgeteilt. — An **Nicht-Abonnenten** geben wir die Adressen nur bekannt, wenn den Anfragen das erforderliche Briefporto von 20 Pfg. beiliegt.

V. 824. Zum Vertrieb ihrer **Vervielfältigungs-Apparate** sucht bedeutende deutsche Firma im Ausland und Übersee neue Verbindungen.

V. 825. Eine grosse Spezialfabrik zum Bau von **Geldschränken** und **Tresoranlagen** sucht im Auslande und Übersee finanzkräftige Firmen zur Vertretung.

V. 827. Deutsche Firma, Fabrikantin von durch D. R.-P. gesetzlich geschütztem, bestens bewährtem **Beschriftungsapparat** sucht noch einige tüchtige Vertreter in grösseren Städten des Auslandes.

V. 828. **Messerputzmaschinen.** Eine leistungsfähige deutsche Firma sucht noch Vertreter an einigen Plätzen Südamerikas sowie in Asien.

V. 830. Bedeutende Firma, die **Pumpen und Gebläse** in eigener, patentierter Konstruktion herstellt, sucht noch Abnehmer an grossen Plätzen Südamerikas.

V. 831. Zur Einführung von **Samen aller-art** werden allerorts im Auslande und Übersee rührige Firmen gesucht. Die Ware wird in überall glänzend bewährter tropensicherer Packung geliefert. Kataloge in deutscher, englischer und franz. Sprache vorhanden.

V. 833. Bedeutende deutsche **Druckfarben**-Fabrik sucht geeignete Vertreter in allen Ländern der Erde zur Einführung ihrer Druckfarben in feinsten Qualitäten für alle Zweige der graphischen Industrie.

V. 834. Erste deutsche **Nähmaschinenfabrik** sucht neue Geschäftsverbindungen in allen Teilen der Welt.

V. 836. Gut eingeführte, finanzstarke Importhäuser in noch einigen Ländern können von sehr leistungsfähiger deutscher Fabrik die Vertretung in **Maschinen für Waggon- und Schiffsbau** erhalten. Bedingung sind gute Beziehungen zu städtischen und staatlichen Behörden.

V. 837. Spezialfabrik für **Bindfaden-Abschneider** sucht neue Geschäftsverbindungen in allen Ländern. Das Fabrikat ist ein idealer Verkaufsartikel und eine Vertretung daher sehr lohnend.

V. 840. Bedeutendes deutsches Werk, überaus leistungsfähig in aller Art **Haushaltungs-Maschinen und -Geräte** sucht rührige Firmen, die sich mit dem Vertrieb ihrer Artikel befassen. Preisliste wird auf Anfrage gern gesandt.

V. 841. Erstklassige Maschinenfabrik und Eisengiesserei Deutschlands, die seit langen Jahren **Sägewerks-Maschinen** in bewährter Ausführung herstellt, sucht neue Verbindungen im Auslande und Übersee.

V. 842. Grosse deutsche Fabrik sucht gut eingeführte Firmen zum Vertrieb eines durch D. R. G. M. geschützten **Kesselrohrreinigers.**

V. 843. Erste deutsche Spezialfabrik elektrisch betriebener **Bohr-, Schleif- und Schlagwerkzeuge** sucht für den Absatz ihrer Maschinen überall Firmen, die in Bergbau- und Ingenieurkreisen bestens eingeführt sind.

V. 844. Bedeutende deutsche Fabrik, die sich mit der Herstellung bestens bewährter **Wasserfilter** befasst, sucht in allen Teilen der Welt neue Verbindungen. Preisliste steht gern umsonst und portofrei zur Verfügung.

V. 845. In den verschiedensten Gegenden der Welt ansässige Firmen können die Vertretung einer deutschen Metallwaren-Fabrik übernehmen. Hauptsächlicher Fabrikationszweig sind **Massenartikel aus Metall** in polierter oder galvanisierter Ausführung. Auch in Feuerzeugen ist die Firma leistungsfähig.

V. 846. Firmen an grösseren Plätzen des Auslandes, die gute Beziehungen zur Elektrizitätsbranche haben, können die Vertretung einer deutschen Fabrik erhalten, die ein neuartiges **Deckenarmpendel** herstellt. Prospekte stehen gratis und franko zur Verfügung.

V. 847. Bedeutende Häuser im Ausland und Übersee können die Geschäftsverbindung mit grossem leistungsfähigen deutschen Werk, das **Misch- und Knetmaschinen für Bäckereien und Dampfbackofen** als Spezialität herstellt, aufnehmen. Die Firma besitzt Patente in allen Ländern und hat 167 höchste Auszeichnungen zu verzeichnen.

Digitized by Google

Heft 8
XXX. Jahrgang
April 1916
(Zweiter Band Heft 4)
UNIVERSITY OF ILLINOIS
JUL 30 1919

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte erscheinen mit [illegible] Preis [illegible] Jahrgang [illegible]

Bad Salzuflen

(Fürstentum Lippe)

Fürstliches Sol-Thermalbad und Inhalatorium.

Grosse Erfolge bei Krankheiten des **Herzens** und der Gefässe, des **Nervensystems**, der Verdauungsorgane u. Luftwege sowie bei Stoffwechselerkrankungen, Frauenkrankheiten und Rheumatismus.

Kriegsteilnehmer geniessen weitgehendste Ermässigung.

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN
OMNIBUSSE

NULAG-AACHEN

Digitized by Google

Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Strassentreiben in Leipzig zur Kriegsmesse 1916. (Zum Artikel auf S. 3—6.)

In 30 Tagen über die ganze Welt!

Digitized by Google

C. & E. Fein Stuttgart 46

Gegründet 1867.

Telegramm-Adresse: CEFEIN STUTTGART.

Erste Spezialfabrik
elektrisch betriebener

Bohr-, Schleif- und Schlagwerkzeuge.

Empfohlene Spediteure.

Berlin.
A. Warmuth, Hofsped., C. 2.

Breslau.
Gustav Knauer, Hofspediteur.

Hamburg.
Internationale Transport-Vermittlung Wilh. Loesch & Co.
(Spezialität: Sammelverkehre nach Uebersee.)

Hamburg.
Jordan & Berger Nachf., Bahnhofsplatz 1.

Karlsruhe.
Eug. Lutz, gegründet 1883.

Leipzig.
Moritz Merfeld.
Uhlmann & Co., gegründet 1853.

Mainz.
Rhein- u. See-Speditions-Ges. m. b. H.

Mannheim.
Eug. Lutz, gegründet 1883.

München-Gladbach.
Internationale Speditions-Gesellschaft m. b. H.

Ostrowo (Pos.).
Max Teichmann.

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN
OMNIBUSSE

MULAG-AACHEN

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger erscheint monatlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen der Welt, durch die Postanstalten und vom Verlage zum Preise von 4 Mk. jährlich ($^1/_4$jährlich 1 Mk.) zu beziehen. Er gelangt in sehr bedeutender Auflage **an die besten deutschen Kaufmanns- und Handelskreise im Auslande und Uebersee** (darunter die deutschen Konsulate, Vereine, Klubs usw.). — Inserate: Zeilenpreis 80 Pfg.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig. — Adresse für Anfragen u. Aufträge: **Leipzig, Hospitalstr. 27.**

Deutsche Ueberseeische Bank

Aktien-Kapital Mk. 30,000,000.—.

BERLIN W. 8, Mauer-Strasse 39

Gegründet von der Deutschen Bank, Berlin.

Niederlassungen unter der Firma

Banco Aleman Transatlántico

in

Argentinien: Bahia Blanca, Buenos Aires, Córdoba, Mendoza, Rosario de Santa Fé, Tucuman.
Bolivien: La Paz, Oruro.
Chile: Antofagasta, Concepcion, Iquique, Santiago, Temuco, Valdivia, Valparaiso.
Peru: Arequipa, Callao, Lima, Trujillo.
Uruguay: Montevideo.
Spanien: Barcelona, Madrid.

Banco Allemão Transatlantico

in

Brasilien: Petropolis, Rio de Janeiro, Santos, São Paulo.

Kontokorrent- und Depositenverkehr • Kreditbriefe, Akkreditierungen • Briefliche und telegraphische Auszahlungen • Einziehung von Wechseln und Dokumenten • Besorgung aller sonstigen Bankgeschäfte

Korrespondenten an allen grösseren Plätzen der Welt :: Eigene Telegraphenschlüssel.

Vertretungen in:
Bremen: Deutsche Bank Filiale Bremen.
Hamburg: Deutsche Bank Filiale Hamburg.
Brüssel: Deutsche Bank Succursale de Bruxelles.
Konstantinopel: Deutsche Bank Filiale Konstantinopel.

Digitized by Google

Maschinenbau-Anstalt HUMBOLDT CÖLN-KALK Gegr. 1856

Vollständige Aufbereitungs-Anlagen für Kohle · Erze · Metalle und Erden aller Art

Vollständ. Zerkleinerungs-Anlagen für Zement · Schotter · Kali · Knochen · Gips usw.

Brikettierungs-Anlagen · Bergwerksmaschinen · Metallurgische Anlagen

Müll-Verbrennungs-Anlagen · Trocknung Heizung · Lüftung

Dampfkessel · Dampf-Maschinen · Dampfturbinen Rohöl-Motoren · Kompressoren · Wasserhaltungen · Transmissionen

Eismaschinen u. Kühl-Anlagen · Brauerei- u. Mälzerei-Anlagen

Eisenkonstruktionen Wellblechbauten · Hallen Brücken · Schmiedestücke · Industrie- und Zierbleche · Streckmetall

Lokomotiven u. Stellwerks-Anlagen Transport- u. Verlade-Einrichtungen

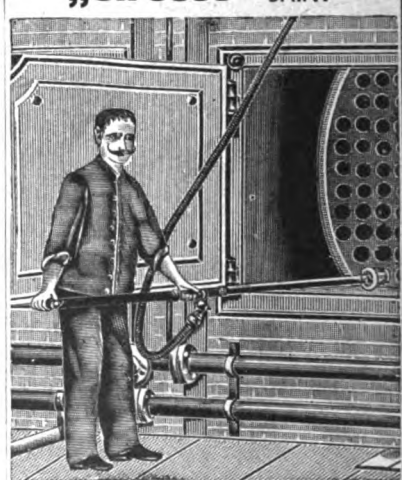
D.R.G.M. **„Turbo“**

Kesselrohrreiniger.

Vollkommenster Apparat für innere Reinigung von **Kesselsteinablagerungen** jed. Art i. Wasserrohrkess., Economisern, Verdampfapparaten usw. Die beste Methode zur schnellen u. gründl. Entfern. d. Kesselstein. unt. Gar. Hohe Leistungsfähigk., verbunden m. gross. Dauerhaftigkeit.

aus d. vollen Metalle heraus nahtlos gezogen ohne jed. Dichtungsmaterial. Ueber 7000 Stck. in Verwendung. Ueberlegenste Ausführung.

„Sirocco“ D. R. P.



Schlick'scher Dampf-, Heissluft-, Flugaschen- und Russ-Reiniger.

Bietet bei Tischbein-, Fairbairn-, Schiffs-, Lokomobil- und anderen Kesseln enorme Vorteile gegenüber dem bisherigen Reinigen mit Bürsten. Bei über 5000 Kesseln in Verwendung. **Pro Stück Mk. 180.—.**

Gustav Schlick Dresden 16 N. 6.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands im Kriege. Herausgegeben von der Dresdner Bank, Berlin.

In ihrer bis jetzt in zwei Auflagen vorliegenden Schrift über „Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands", die im In- und Ausland in Tausenden von Exemplaren Verbreitung und vielfache Anerkennung gefunden hat, hat die Dresdner Bank in kurzen statistischen Tabellen ein umfassendes Bild von Deutschlands wirtschaftlicher Entwicklung und Macht gegeben. Die neue Schrift, die jetzt von der Bank herausgegeben wird, ist eine Ergänzung zur ersten. Sie schildert die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands im Kriege und wird vielen als bequemes Nachschlagemittel willkommen sein. Auch bei der neuen Arbeit liegt der Wert in den knapp gehaltenen statistischen Tabellen, die auf kleinstem Raum ein ausführliches Bild von Deutschlands Volksvermögen, Landwirtschaft und Industrie, Finanzen, Bankwesen, Geldmarkt und Börse geben und zahlenmässige Belege, soweit sie zurzeit erhältlich sind, für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Deutschlands im Kriege bringen. Soweit als möglich sind jeweils die entsprechenden Zahlen für England und Frankreich zum Vergleich herangezogen, so dass jedem die Möglichkeit gegeben ist, an Hand der Unterlagen sich selbst ein sachliches Urteil zu bilden. — Die Schrift soll auch in fremden Sprachen erscheinen und wird sicherlich zur Aufklärung des Auslandes über die wirtschaftliche Lage Deutschlands im Kriege beitragen. Die Broschüre wird Interessenten von der Dresdner Bank auf Wunsch kostenlos zur Verfügung gestellt.

Verzeichnis der deutschen Aus- und Durchfuhrverbote für Eisenerze usw. Die Zentralstelle der Ausfuhrbewilligungen für Eisen- und Stahl-Erzeugnisse, Berlin W. 9, Linkstrasse 25, hat soeben eine neue (fünfte) Ausgabe von ihrem Verzeichnis der deutschen Aus- und Durchfuhrverbote für Eisenerze, Alteisen sowie für Eisen- und Stahl-Erzeugnisse einschliesslich Maschinen und Fahrzeugen unter Berücksichtigung des jetzigen Standes der Verbote herstellen lassen. Die Druckschrift enthält alle durch besondere Verfügungen bewilligten Ausnahmen, eine genaue Darstellung der bei Stellung von Ausfuhranträgen zu beobachtenden Förmlichkeiten und ein übersichtliches nach der Buchstabenfolge geordnetes Gesamtverzeichnis sämtlicher einem Aus- und Durchfuhrverbot unterliegenden Eisen- und Stahl-Erzeugnisse. Das Verzeichnis kann zum Preise von 80 Pfg. und 10 Pfg. für Porto von der Zentralstelle der Ausfuhrbewilligungen für Eisen- und Stahl-Erzeugnisse bezogen werden.

Das feldgraue Büchlein der Dresdner Schriftstellerin E. Käthe König, **„Während des Weltkriegs"**, Skizzen und Novellen einer Frau zur grossen Kriegszeit (Verlag: C. C. Meinhold & Söhne, Dresden), liegt bereits in **2. Auflage** vor. Die Verfasserin erzählt in den zwölf schlichten Skizzen und Novellen, die es umfasst, Schicksale, wie sie das furchtbare Völkerringen in seiner tragischen Grösse sowohl dem Einzelmenschen, als auch der Gesamtheit gestaltet. Die Geschichten, die ein Stück Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft atmen, sind frei von Berechnung auf Augenblickswirkung. — Das auch äusserlich sehr hübsch ausgestattete Büchlein ist zu dem billigen Preise von M. 1.— in Kartonumschlag, M. 1.50 in Leinen gebunden, in jeder Buchhandlung erhältlich oder vom Verlag direkt zu beziehen.

DEMAG

Verlade-&Transport-Anlagen

Deutsche Maschinenfabrik A.G

DUISBURG

Digitized by Google

Papier, Schreibwaren, Haushaltungs- und Gebrauchsartikel aller Art.

Wiener Firma ist bereit, diese Artikel von noch nicht vertretenen Firmen (Erzeuger) den Alleinverkauf zu übernehmen. Zahlungsbedingungen: Jeder Betrag wird nach Empfang der Ware per Scheck beglichen. Nachrichten unter **E. A. 1470, Export-Anz., Leipzig.**

Silberne Gedenktaler

in künstlerischer Ausführung mit Porträts aller unserer **Heerführer**

Abbildungen kostenlos!

Stück Mk. 4.50

L. CHR. LAUER, Münzprägeanstalt

NÜRNBERG 39, Kleinweidenmühle 12 • **BERLIN SW.,** Ritter-Str. 56

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Fehlende Bezugsquellen weist Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig, Hospitalstrasse 27, unentgeltlich nach. Jede Anfrage unserer Abonnenten und Freunde wird sachgemäss und sorgfältig erledigt.

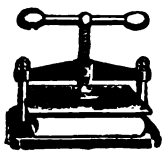
Bureau-Artikel:

Schnellhefter, Karten-Registraturen
Bureau-Möbel aller Art

Vollständige Bureau-Einrichtungen
liefert als Spezialität und sendet illustr. Katalog
Fabrik Stolzenberg, Oos-Baden.

Druck-Farben

in anerkannt feinsten Qualitäten für alle Zweige der graph. Industrie fabrizieren
Dr. Lövinsohn & Co., Friedrichsfelde-Berlin.



Kopierpressen

in Gusseisen und Schmiedeeisen
liefern billigst
Aalwerke Heinr. Rieger & Söhne,
Aalen, Württb.

Lohnende Geschäfte

kann jede ausländische Firma machen, wenn sie deutsche Waren verkauft.

Die Vermittlungsstelle von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig, Hospitalstrasse 27, ist gern bereit, Adressen deutscher Firmen **kostenlos** bekannt zu geben. Es genügt eine genaue Bezeichnung der Artikel, die man zu verkaufen wünscht.

Braunschweiger Mumme-Malz-Extrakt

Marke **H-C-F.** **als Nähr- und Heilmittel beliebt und bekannt.**

Näheres durch: **H. C. F. Nettelbeck, G. m. b. H., Braunschweig.**

Malz-Extrakt.

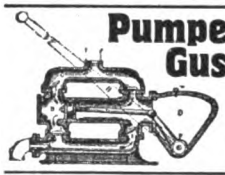
Maschinen Grösste Spezialfabrik Norddeutschlands moderner, erstklassiger für die Fassfabrikation, Hobel- und Sägewerke, Möbelfabriken, Waggon- und Schiffbau für den Export.
Böttcher & Gessner, Hamburg-Altona-Bahrenfeld.

Papiere aller Art.

Spezialität: Chromo- u. Kunstdruck-Papiere u. Kartons, Elfenbeinkartons. Echte handgeschöpfte Bütten-Papiere.
J. W. Zanders, Papierfabrik, Bergisch-Gladbach, Rheinl.

Kunstdruck-Papiere, Chromo-Papiere Kunstdruck-Kartons, Chromo-Kartons

liefert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit
Dresdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabrik Krause & Baumann A.-G., Dresden-A. 7.



Pumpen, speziell **Kanal-Pumpen,** liefert die Firma
Gustav Redlien, Kiel.
20 Jahre bewährt! Kleiner Kolben! Langer Hub, ruhiger, stossfreier Gang! Anerkennungen aus den Kolonien, Mexiko, Südamerika, Russland, Sibirien usw.

Rechenmaschinen

für alle Rechnungsarten (Burkhardt-Arithmometer).
Export.
Erste Glashütter Rechenmaschinenfabrik
Arth. Burkhardt, Ing., **Glashütte (Sa.) 23.**

Samen **aller Art** von Erfurter Gemüse und Blumen etc. Tropensichere Packung! — Überall glänzend bewährt! — Deutsche, franz. u. engl. Kataloge gratis u. franko.
F. C. Heinemann, Erfurt 113. Hoflief. Sr. Maj. d. deutsch. Kaisers.

Samen allererster Qualität

versenden in alle Welt und stehen mit Katalogen jederzeit zu Diensten
Carl Beck & Comp.,
Quedlinburg a. H.
Tel.-Adr.: „Samenexport Quedlinburg",

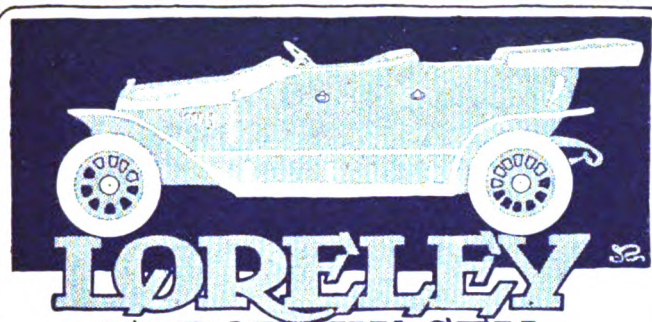
Speisepilze, getrocknet, in jeder gewünschten Exportpackung für Uebersee, auch für Nahrungsmittel-Fabriken
liefert **S. Adler,** Pilze-Export, **Haidl** am Ahornberge, Böhmerwald.
Export-Vertretung: **Meyer & van den Bergh, Hamburg.**

Vervielfältiger „Optimus"

für Hand- u. Maschinen-Schrift, in Schwarz- u. Buntdruck.
Seit Jahren bewährt in jedem Klima.
Westenhoff & Co.,
Hannover 45. o Fabrik. Export.

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Redaktion und den Anzeigenteil: G. Schräpler in Leipzig.
Redaktion und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27.

Digitized by Google



LORELEY
EXPORT WAGEN

RUD. LEY ACT.-GES.
Gegr. 1856.
ARNSTADT IN THÜR.
VERKAUFSCENTRALE:
BERLIN W. 15, KURFÜRSTENDAMM 69.
Telegr.-Adr.: Loreleyauto Berlin.

Ein moderner, für die schlechtesten Terrains geeigneter, vielfach prämierter Export-Wagen.

Tüchtiger und durchaus zuverlässiger **Kaufmann**, Deutsch-Schweizer, über erstklassige Referenzen verfügend, würde nach Beendigung des Krieges, event. auch früher, **Filiale od. Generalvertretg. eines leistungsfähigen deutschen Hauses** übernehmen. Interessenten belieben sich in Verbindung zu setzen mit **C. Regius, Rorschach** (Schweiz).

KLISCHEE-FABRIKATION
Buch- und Kunstdruck
Lithographie Steindruck
C. SCHÖNERT
LEIPZIG-94
Graphische Kunstanstalt

Prospekte gratis u. franko.

Deckenarmpendel

feststellbar auf jeden Punkt einer Kreisfläche von 2—3 m. Unentbehrlich für Arbeitsräume, Werkstätten, Kontore, Druckereien usw.

Fabrikation feinerer Beleuchtungskörper und Mikroskopierlampen.

Gebrüder Stärzl, München.

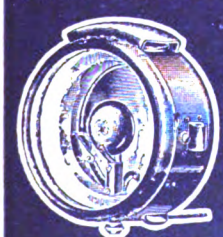
Fabrikation von Werkzeugen für Graphik, Bildhauer, Indikatoren, harmon. Analysatoren, Tachometer usw.

Julius Pintsch A.-G.
Zweigniederlassung **Frankfurt** a. M.

Für d. Anschl. v. Gastischlampen, Gaskochern, Gasplätteisen usw. verwende man zur Verhütung von unzeitigen Gasausströmungen, Unglücksfällen unseren glänzend begutachteten **Sicherheits-Gassteckkontakt** System Behr-Pintsch.

Wir beziehen uns auf den Artikel im Export-Anzeiger Heft 3, Novbr. 1915.

RIEMANN



Ca. 950 Arbeiter u. Beamte
BRÜSSEL 1910 GRAND PRIX
TURIN 1911 2 GRANDS PRIX
HERM. RIEMANN, CHEMNITZ-GABLENZ

LATERNEN

Feuerzeuge
— Massenartikel —
gedreht, gestanzt, gezogen, geprägt, gedrückt und gegossen
(poliert und galvanisiert)

Militäreffekten
Paul Taucher, Nürnberg-Maxfeld.

Digitized by Google

Deutsche Werkzeugmaschinen

Fräsmaschinen, Vertikale **Stossmaschinen**
Roscher & Eichler, Altmittweida bei Chemnitz.

Fräsmaschinen, Revolverdrehbänke
Werkzeugmaschinen-Fabrik Gildemeister & Co., Akt.-Ges., Bielefeld.

Fräsmaschinen
für Metallbearbeitung, insbesondere Einfache u. Universalfräsmaschinen.
Mossdorf & Mehnert, Chemnitz i. Sa.

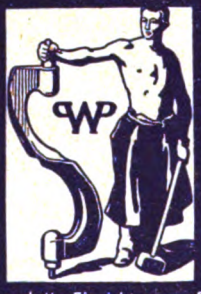
Pressluftwerkzeuge
und -Maschinen
Fabrik für Bergwerks-Bedarfsartikel G. m. b. H., Sprockhövel.

Das einzelne Feld kostet jährlich nur Mk. 48.— netto, worin ein Abonnement auf die reichillustrierten Hefte von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger mit vielen technisch interessanten Artikeln und Abbildungen einbegriffen ist.

Werkzeugmaschinen,
Leitspindel-Support-Drehbänke, Räderfräs-Automaten.
Oscar Ehrlich, Chemnitz 42.

Werkzeugmaschinen,
insbesondere Schnelldrehbänke mit Räderkasten und Stufenscheiben, sowie komplette Einrichtungen moderner Geschossfabriken.
Neisser Eisengiesserei und Maschinenbau-Anstalt Hahn & Koplowitz Nachf., Neisse, O.-S.

Werner & Pfleiderer
Cannstatter
Misch- u. Knet-Maschinen
Dampf-Backofen-Fabrik
Cannstatt-Stuttgart



Komplette Einrichtungen für
Lebensmittel und Chemie
Patente in allen Ländern
167 Höchste Auszeichnungen.

Carl Lauser, Stuttgart

Geschäftsbücher-Fabrik * Buchdruckerei
:: Fabrik feiner Lederwaren ::

Neue Sonder-Kataloge:

No. 23. Amerikanische Journale.
„ 39 und 39a. Celest-Durchschreibe-Bücher für Blei- und Achatstift, Feder und Tinte, mit gesetzl. geschützter Schreibtafel.
„ 73. Celest-Kartothekkarten und -Schränke.
„ 84. Vereinfachte Amerikanische Buchführung und Bilanz nach Professor Huber.
„ 88. Gesamtkatalog über auswechselbare Geschäftsbücher nach 4 Systemen.
„ 90. Celest Amerikanische Journale mit Celest-Perforierung (ohne Übertragung der Endsummen).
„ 100. Amerikanische Cassa-Bücher.
„ 107. Celest-Konto-Korrent-Karten-Buchführung auf losen Karten in feuersicherer im Pulte eingebauter Kasse.
„ 120. Billing-Bücher, d. h. immerwährende Verkaufs-Bücher mit auswechselbaren, liniierten und paginierten Karton-Blättern.
„ 121. Gäste- und Chronik-Bücher in einfachen und Luxus-Aussattungen.

Gründungs-Jahr 1858.
SPECIAL-FABRIK für LAGER-WEISSMETALLE
Ww. Louis Ebbinghaus Hohenlimburg

Straussfedern
garantiert echt, fertig auf den Hut 1/2 m lang 15 cm breit 2 M., 18 cm breit 4 M., 20 cm breit 10 M., 25 cm br. 15 M., 30 cm br. 30 M., 3/4 m lang 50 bis 75, 1 m l. b. 100 M. Versand auch kl. Post. n. d. Ausl. geg.

Vereins. d. Betrag. Ill. Preisl. auch ü. Boas, Stolen, künstl. Blum. usw. gratis. Offert. üb. rohe Federn, Paradiesvög., Reiherfed. Gräser. Palmen usw. erbet. H. Hesse, Dresden, Scheffelstr. Gegr. 1893.

Oberrheinische Metallwerke G. m. b. H.

Mannheim-Fabrikstation.

Fabrik für moderne Acetylen- und elektrische Dynamo-Beleuchtung, Automobil- und Fahrrad-Beleuchtungsgegenstände, Automobil-Kühler nach eigenem, patentierten Lamellen-System. — Cornets.

FISCHER & WITTIG IN LEIPZIG.

Digitized by Google

Im Felde

wie in der Garnison braucht jeder Soldat ein zuverlässig wirkendes Mittel, dessen Anwendung ihn gegen Wundsein und Wundlaufen der Füsse schützt. — Regelmässiges Abpudern der Füsse (Einpudern der Strümpfe), der Achselhöhlen, sowie aller sonst unter der Schweisseinwirkung leidenden Körperteile mit

Vasenol-Sanitäts-Puder

belebt und erfrischt die Haut, schützt gegen Wundlaufen und Wundwerden und hält die Füsse gesund und trocken.

Bei stärkerer Schweissabsonderung empfiehlt sich die Verwendung des **Vasenoloform-Puders,** der bei Hand-, Fuss- u. Achselschweiss ärztlich u. klinisch glänzendste Anerkennung gefunden hat. Eingeführt in der Armee.

Zur Kinderpflege verwendet man das von Tausenden von Aerzten anerkannt beste Einstreumittel

Vasenol- Wund- u. Kinder- **Puder**

das Wundliegen, Wundreiben, Entzündungen und Rötungen der Haut zuverlässig verhindert.

In Orig.-Streudosen zu 75 Pf. in Apotheken u. Drogerien.

Durch die Photohändler **prompt lieferbar:**

„Agfa-Trockenplatten"

„Agfa-Extrarapid" *** „Agfa-Special"
„Agfa-Chromo" * „Isolar" * „Isorapid"
„Chromo-Isolar" * „Chromo-Isorapid"
„Agfa-Diapositiv" * „Isolar-Diapositiv"
oooooooooo „Agfa-Röntgen" oooooooooo

Blaue „Agfa"-Preislisten 1916 kostenlos,

ebenso **Dr. M. Andresens reichillustrierte Schriften:**

„Über farbenempfindliche und lichthoffreie **Platten**"
„Über photographische **Entwickler**" *** „Über photochemische **Hilfsmittel**"
„Winke für die **Blitzlichtphotographie**"

Durch Photohändler oder vom Verlag:

„Agfa" ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION
oooooooooooooooooooooo BERLIN SO. 36 oooooooooooooooooooooo

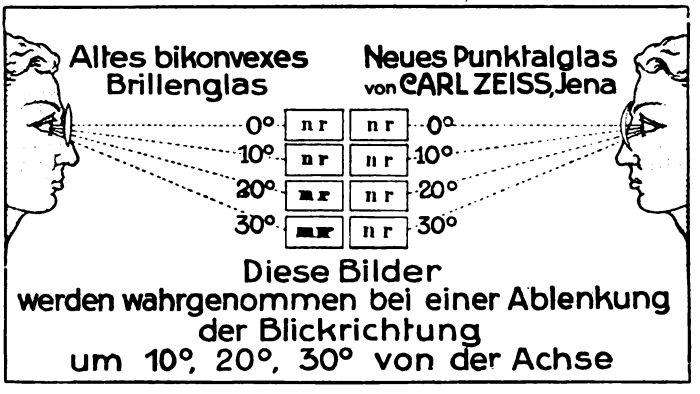
Digitized by Google

Mit der PFAFF-Näh-maschine bist Du gut versorgt

Digitized by Google

ZEISS
PUNKTAL-GLÄSER

Punktuell abbildende Brillengläser für Kurz- u. Weitsichtigkeit u. Astigmatismus.



Deutliche Abbildung

bei jeder Blickrichtung von der Mitte bis zum Rande des Glases.

Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit des Auges.

Brillen mit Zeiss-Punktalgläsern sind ohne Mechanismus als Schiessbrillen verwendbar.

Nur durch Optiker zu beziehen.

CARL ZEISS JENA

Prospekt Opto 17 kostenfrei.

BERLIN · HAMBURG · WIEN · BUENOS AIRES

Digitized by Google

Empfohlene Töchterpensionate

Dresden-A. Villa Kaitzerstr. 18a. Schweizerviertel. o
Töchterpensionat Küster-Bertram.
Eig. gr. Villa mit schatt. Gart. in gesunder Lage. Vorsteh. **J. Kiessling** u. **C. Jäckel,** staatl. gepr. Lehrerinnen. Sorgf. Erziehg. Vorzügl. zeitgemässe Ausb. i. Wissensch., Sprach., Musik, Mal., Handarb., auf W. i. Haush. Angen. Familienl. Prosp. u. Ref. d. d. Vorsteh.

Eisenach Töchter-Pens. Purschian. Erstkl. Pens. in herrl. Lage. Vorn. Villa m. all. hyg. Einrichtgn. d. Neuzeit. Gr. prächt. Park, unmittelb. am stundenw. Gebirgswald. Die jung. Mädch. find. unt. sorgsamst. mütterl. Anleit. gewissenh. Ausb. zu tücht. deutsch. Frauen. Grdl. Unterr. in all. Zweigen d. Haush., Weiterbild. i. Wissensch., Sprach., Mus., Mal., all. Handarb. I. Fachlehrkräfte. Vorz. Verpfl. Aufn. Erholungsbed. Gesell. Familienl., gesellsch. Fortbildg., Tanzst. I. Ref. Näh. sowie Prosp. d. Frau Dir. **M. Purschian, Eisenach, Marienthal 26. Ruh., v. all. Kriegslärm fern. Aufenth.**

Friedrichshafen am Bodensee.
Königl. Paulinenstift,
Mädchen-Pensionat unter Kgl. Protektorat.
Höhere Mädchenschule. Haushaltschule. Bes. wiss. Fortbildungskurs. Sorgfält. Erziehung. Ausführl. Prospekt mit Lehrplänen.

Thale a. Harz Töchterpensionat u. Fortbildungsschule in Wissenschaften und Haushalt fürs praktische Leben von Frau Professor Lohmann und Tochter. Deutsche, ausländische und Fachlehrerinnen. Musik, Gesang, Malen, Hand- und Kunstarbeiten, Schneidern, Turnen, Tanzen, gesellschaftl. Formen. Haushalt, Kochen etc. Gesundes Leben, liebevolle Fürsorge. Ausführliche Prospekte.

Weimar Prakt. Töchterbildungs-Institut (mit Lehrprogramm einer Frauenschule), gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt.
Harthstrasse 30. Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftl., gewerbl. u. künstl. Ausbildung. — Gediegene Erziehung zu tüchtiger Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleben Grosser Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor **Dr. phil. Curt Weiss u. Frau.**

Fordern Sie die Aufnahme-Bedingungen vom
Töchterheim Distelbarth
Zittau i. Sa.
Gediegenste Bildungsstätte für junge Mädchen. Wissenschaften, Sprachen, Künste. Haushalt. Gemüsebau.

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 17.50 monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an
Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Berlin W. Potsdamerstr. 90.
Sprach- und Handels-Lehrinstitut f. Damen von Frau **Elise Brewitz.**
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar mit staatlicher Prüfung.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Berlin SW. 11 **Chemie-Schule für Damen** von **Dr. M. Vogtherr.**
Theoret. u. prakt. Ausbildung in technischer u. med.-physiol. Chemie, Bakteriologie, Mikroskopie, Mikrophotographie. Kostenfr. Stellenvermittelg. Prospekte.

Braunschweiger Vorbereit.-Anstalt
für Abitur., Prima, Fähnrich-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Energischer, individ. Unterr. in kleinen Abteilungen. Eig. Haus mit Garten. Gute Pens. auch f. Schüler höh. Lehranstalten. Damenabteilung zur Vorbereitung f. Prima u. Abitur. Bisher stets beste Erfolge. Näheres durch den Leiter **Oskar Soff,** Bammelsburgerstr. 12.

Eisenach · Institut Burchardi (Eisenacher Kochschule), Bornstr. 7, 11.
Pensionat.
Haushaltungsschule mit Blumenpflege und Gartenbau.
Seminar für Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde.
Staatl. Prüfung m. Gleichberechtigung i. Preussen.
Alles Nähere ist ersichtlich aus dem ill. Prosp., der auf Verlang. kostenfrei zugesandt wird.
Auch währ. d. Kriegszeit gesicherter Schutz, hrzl. Aufnahme u. gute Ausbildung i. gewohnter Weise.

Falkenberg (Mark) bei Eberswalde. **Victoria-Institut.**
Der Lehrplan dieser im Jahre 1859 unter dem Protektorate Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Friedr. Wilh., weiland Kaiser Friedr. III. gegründeten, in schöner u. gesunder Umgebg. auf dem Lande geleg. Erziehungsanstalt für Söhne aus den gebild. Ständ. ist der eines **Realgymnasiums. — Berechtigung zum einj. freiw. Militärdienst.** Näheres d. d. Leiter der Anstalt Direktor **Hermann Schulz.**

Ev. Pädagogium Godesberg am Rh.
Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einjähr.-Berechtigung). Kleine Klassen. Familien-Erziehung. Körperl. Fürsorge. **Jugendsanatorium** unter Leitung des Schularztes. **Zweiganstalt in Herchen (Sieg)** in ländl. Umgebung u. herrl. Waldluft. Direktor: Prof. **O. Kühne** in **Godesberg am Rhein.**

Rosswein i. Sa. **Deutsche Fachschule** für **Eisenkonstruktion, Bau-, Kunst- und Maschinenschlosserei.** Einzig dastehende Spezialfachschule Deutschlands für das Schlossereigewerbe. Gegründet 1894. Theorie und Praxis. 3 Sonderabteilungen. Umfangreiche Übungswerkstätten. 30 PS Dampfmaschine. Dauernde Ausstellung. Programm frei durch die **Direktion.**

Witzenhausen-Wilhelmshof a. d. Werra. 98
Deutsche Kolonialschule.
Einzige, seit 16 Jahren bewährte praktisch-theoretische Vorbereitung für junge Männer, welche über See einen Beruf als Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte suchen. Mindestmass der Vorbildung: Berechtigung zum Einjährigendienst.
Prof. B. A. Fabarius, Direktor.

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 17.50 monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an
Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

Sanatorium Am Goldberg.
Von Prof. u. Ärzten empfohlen. **Bad Blankenburg – Thüringer Wald.** Wint. u. Somm. bes. Prosp. frei.
Spezialheh. v. Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, nervös., Herz-, inn. u. Frauenkr.
Höchstz. 50 Kurgäste. — Tel. 44. Dr. K. Schulze, Arzt u. Besitzer.

DAVOS DER GRÖSSTE UND VORNEHMSTE HOCHGEBIRGSKURORT UND SPORTPLATZ DER SCHWEIZ.
1500—1800 m ü. M. 7000 Fremdenbetten. ◘ PROSPEKTE durch den VERKEHRSVEREIN.

Waldsanatorium Davos
Höchster Komfort — Höchste Hygiene
Deutsche Leitung — Prospekt

Sanatorium St. Blasien für Lungenkranke im südl. Schwarzwald, 800 m üb. d. Meere.
Modernste Einrichtungen. Herrliche Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Bewährtes Heilverfahren. Viele Dauererfolge. Illustr. Prospekte frei. Dir. Arzt: Privatdozent **Dr. Baumeister.**

Donaueschingen (Bad. Schwarzwald).
705 m ü. d. M. **Solbad und Höhenluftkurort.** 705 m ü. d. M.

Hedemünden Sanatorium für Nervenleidende.
a. d. Werra. Südhannover.
Unmittelbar am Kaufunger Wald gelegen, mit ca. 400 Morgen grossem Waldpark. Vornehm und behaglich eingerichtet. Alle modernen Heilfaktoren. Näheres durch Prospekte.
Prof. Dr. Eichelberg. **Dr. med. Grahl.**

Partenkirchen (Bayer. Hochgeb.) Dr. Wigger's Kurheim.
Sanatorium für innere, Nervenkranke u. Erholungsbedürftige. Modernste sanitäre Einrichtungen, jegl. Komfort. Durch Neubau bedeut. vergrössert. **Kurmittelhaus.** Geschützteste, aussichtsreiche, erhöhte Lage. Gross. Park. Prosp. Das ganze Jahr geöffnet. **Währ. der Kriegsdauer in voll. Betriebe. Kriegsteilnehmern Ermässigung. – Idealer Frühjahrs-Aufenthalt.**

Bad Soden am Taunus
Grösstes Inhalatorium des In- u. Auslandes, 30 Min. von Frankfurt a. M. Radium-Emanatorium; mod. ausgebauter Kurort geg. Erkrankung der **Atmungsorgane, Herzleiden, Rheuma.** 26 Heilquellen. **Naturwarme kohlensaure Sprudelbäder.** Neues mod. Badehaus, medico-mech. Institut. Prosp. d. d. **Kurverwaltung.**

Wiesbadener Kochbrunnen Hauskuren
Nach jedem der letzten Kriege *fanden unzählige Patienten durch* **Hauskuren** *d. sehnsuchtsvoll erhoffte Gesundheit wieder. Bei* **Rekonvaleszenz,** *nach* **Blutverlusten,** *zur* **Blutverbesserung. Magen-Darmkrankheiten,** *nach* **Dysenterien.** *Überraschend schnelle Heilerfolge bei* **Gicht, Rheuma, Steinleiden.** *Kochbrunnen-Bäder in Dosen à 1 Bad. Kurbroschüren bereitwilligst d.* **Brunnen-Contor, Wiesbaden.**

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Hotels

Berchtesgaden Pension Geiger, Bischofswiesen.
Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet. Besitzer **F. Geiger.**

Wiesbaden Nassauerhof.
Hotel — Badhaus.
Vornehmstes Haus. — **In freier Südlage der Stadt,** gegenüber dem neuerbauten Kurhaus u. Königl. Theater. Badhaus mit direkter Thermalquelle. Man verlange Prospekte von der Direktion: **Fritz Bieger.**

Bäder- und Reise-Anzeiger

Gossmann's Sanatorium Wilhelmshöhe-Cassel
Erstkl. Kuranstalt für natürl. Heilweise. Während des Krieges ermässigte Preise von 6 ℳ an. Unvergleichl. Lage. Arzt u. Aerztin. (Frau Dr. Fischer-Dückelmann, Verf. v. „Die Frau als Hausärztin".) Prosp. frei.

Finkenmühle Thüringer Waldsanatorium Post Mellenbach
Spez. Diät- und Erneuerungskuren. Beste Erfolge bei chron. Krankheiten.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz Diätet. Kuren nach Schroth
Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. frei.
Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 M.

Digitized by Google

Dr. Bieling.
Waldsanatorium Tannenhof
Friedrichroda
Thür.
Besonders geeignet für Ruhebedürftige und Kriegsrekonvaleszenten

Dr. Teuschers Sanatorium
Oberloschwitz-Weisser Hirsch
f. Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürft. b. Dresden.
Wasserbehandlg., Massage, kohlens., aromat., elektr. Bäder u. Behandlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié. Eingeh. Diät bei Mastkuren, Entfettung, Diabetes, harnsaurer Diathese, chron. Magen- u. Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individ. Pflege. Klinische Untersuch. u. Behandlg. Kleine Patientenzahl.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Rezensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

Neue Bücher unserer Mitarbeiter.

Bartels, Adolf. Die besten deutschen Romane. K. F. Koehler, Leipzig.

Böhlau, Helene. Der gewürzige Hund. Roman. Verlag Ullstein & Co., Berlin.

Fulda, Ludwig. Deutsche Kultur und Ausländerei. (Zwischen Krieg und Frieden, 31.) S. Hirzel, Leipzig.

Grabein, Paul. Im Auto durch Feindesland. Sechs Monate im Autopark der Obersten Heeresleitung. Verlag Ullstein & Co., Berlin.

— Der Brief der Sibylle Brand. Roman. Verlag der Wiking-Bücher Post & Obermüller, Leipzig.

Liller Kriegszeitung. Vom Pfingstfest zur Weihnacht. Der Auslese erste Folge. Herausgegeben von Hauptmann d. L. Hoecker. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung, Lille.

Lucka, Emil. Grenzen der Seele. Schuster & Loeffler, Verlag, Berlin.

Norbert, Willy. Passionels Tagebuch. Hinterlassene Papiere eines gefallenen französischen Landwehrmanns. Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

— Tommys Tagebuch. Aufzeichnungen eines gefallenen Engländers. Ebenda.

Reuter, Gabriele. Ins neue Land. Roman. Ullstein & Co., Berlin.

Scheerbart, Paul. Das graue Tuch und zehn Prozent Weiß. Ein Damenroman. Georg Müller, München.

Strobl, Karl Hans. Madame Blaubart. Roman. Verlag der Wiking-Bücher Post & Obermüller, Leipzig.

Vesper, Will. Briefe zweier Liebenden. Gedichte. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Wassermann, Jakob. Das Gänsemännchen. Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Verlangen Sie den Prospekt
Gräfl. Stahlbad Liebenstein
Herzheilbad · Thür. Wald.
Das ganze Jahr geöffnet.

Jungborn im Harz
Rudolf Just's Kuranstalt unweit Bad Harzburg, = Post Stapelburg. —
Älteste und grösste Naturheilanstalt ihrer Art in Deutschland. Geschützte Lage, milde Kur. — Aerztliche Leitung. — Überraschende Heilerfolge bei allen Krankheitsarten. — Illustrierter Prospekt und Jungborn-Blätter unentgeltlich. — Lehrbuch: Adolf Just, Die naturgemässe Heilweise in kurzer Darstellung, 1.80 Mk. postfrei.

Sanguinal-Krewel
(Pilulae Sanguinalis Krewel)
1 Flac. mit 100 Stück Sanguinalpillen M. 2.20
Hervorragendes Mittel zur Unterstützung der baldigen Wiederherstellung der verwundeten Krieger
Zu haben in allen Apotheken
Man achte auf die Originalmarke Krewel
Vorzügliches Mittel gegen Blutarmut und Bleichsucht

KARL FOERSTER
Bornim b. Potsdam-Sanssouci.

Grosskultur u. Versand moderner und altmodischer winterharter
Blütenstauden u. Rankgewächse.
Bilderreiches Auswahlheft 1916 bewährtester Neuheiten frei.
Pflanzzeit März-Mai oder Sept.-Nov.

W. Ritmüller & Sohn
G. m. b. H.
Göttingen
Gegr. 1795. Gegr. 1795.
Aelteste Pianoforte-Fabrik Deutschlands
Flügel Pianos

Das Ritmüller-Instrument ist an Wohlklang und Tonfülle unübertroffen.
Ueber unsere Instrumente mit Patent-Doppel-Resonanzboden D.R.P. 108315 liegen tausende von Anerkennungen vor.
Man verlange Preislisten und Abbildungen.

Digitized by Google

ERNEMANN

Armee-Kameras

4½ x 6, 6 x 9 und 9 x 12 cm.

für Platten u. Film eingerichtet.
Bei unseren Tapferen im Felde beliebteste Rocktaschenapparate:

Deutsche Meisterwerke

der Kamerabautechnik.
— Preisliste kostenfrei —

HEINR. ERNEMANN A.G. DRESDEN 169

Photo-Kino-Werke Optische Anstalt

August Stösslein,

Werkstätten
für Friedhofskunst,

Dresden-A. 21,

früher Werkstätten für
Friedhofskunst Plauen i. V.

Einfache und reichere Grabdenkmäler, auch solche für gefallene Krieger. — Lieferung einschl. Aufstellung nach allen Plätzen, auch nach dem Ausland.

Ausführung in eigenen Werkstätten direkt am Bruchort.

Beste Empfehlungen. Gold. Med. der Stadt Leipzig auf der Baufachausstellung in Leipzig 1913.

* * *

Nebenstehende Abbildung:
No. 212.
Grabmal auf dem Friedhof in Dresden-Tolkewitz.

Das **Pädagogium Neuenheim-Heidelberg**, mit kleinen Gymnasial-Realklassen, hat modern bewährte Einrichtungen (Sport, Wanderungen, Werkstätten) und Schülerheim. Die Schüler werden bis zum **Einjährigen** geführt oder in die **Prima** und **Obersekunda** (7./8. Kl.) der Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, ohne Rücksicht auf frühere Schulen, seit mehr als 20 Jahren mit großem Erfolge und meist mit Zeitersparnis übergeleitet. — Im Kriegsjahr allein wurden 17 Schüler in die Prima, 11 in Obersekunda übergeleitet, 50 erhielten die Einjährigen-Berechtigung und 25 frühere Schüler bestanden das **Abiturium** (Absolutorium). — Interessante Schulnachrichten sind im Jahresbericht und in den Prüfungsergebnissen enthalten.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT

80 PFENNIGE.

Bewährt als vorzügl. linderndes Mittel bei catarrhal. Affectionen u. chron. Brustleiden

Seelische Beratungs-

bücher, als selten tief empfohlen in: „Ärztl. Standesztg." Wien, „Volkserzieh." 2c. Daraus ergibt sich schon die Sonderart, wie der Verfasser Charakt., intime Züge drieß. nach Hdschr. beurteilt. (Seit 1890.) Prospekt frei. Paul Liebe, Augsburg I.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Neue Bücher.

Abert, Hermann. Johann Joseph Abert (1832—1915). Sein Leben und seine Werke. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Adam-Kappert, Karl. Schafft Kriegerheimstätten! Ein Aufruf zur Versorgung der Kriegsinvaliden. Verein „Südmark", Graz.

Altmann, S. V. Soziale Mobilmachung. Vortrag. J. Bensheimer, Mannheim.

Angel, Walter. Liebchen. Roman. Schuster & Loeffler, Berlin.

von Bezzel, Oberkonsist.-Präsident D. Dr. Bismarck und das deutsche Gemüt. Verlag Paul Müller, München.

Blunck, Hans Fr. Sturm überm Land. Gedichte der Kriegszeit. Eugen Diederichs, Verlag, Jena.

Brandenburg, Erich. Die Reichsgründung. 2 Bände. Quelle & Meyer, Leipzig.

Brockhaus, H. Deutsche städtische Kunst und ihr Sinn. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Bröger, Karl. Kamerad, als wir marschiert. Kriegsgedichte. Eugen Diederichs, Verlag, Jena.

Burger, Fritz. Handbuch der Kunstwissenschaft. Unter Mitwirkung von anderen herausgegeben. Lieferung 23. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Berlin-Neubabelsberg.

Buesgen, M. Der deutsche Wald. (Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk. Herausgegeben von Konrad Höller und Dr. Georg Ulmer.) Quelle & Meyer, Leipzig.

Claffen, Walther. Die deutsche Familie und der Krieg. Georg D. W. Callwey, München.

Cloeter, Hermine. Häuser und Menschen von Wien. Kunstverlag Anton Schroll & Co., G. m. b. H., Wien.

Corrinth, Curt. Tat—Tod—Liebe. Gedichte aus dem Kriege. Xenien-Verlag, Leipzig.

Das brennende Volk. Kriegsgabe der Werkleute auf Haus Nyland. Gedichte. Eugen Diederichs, Verlag, Jena.

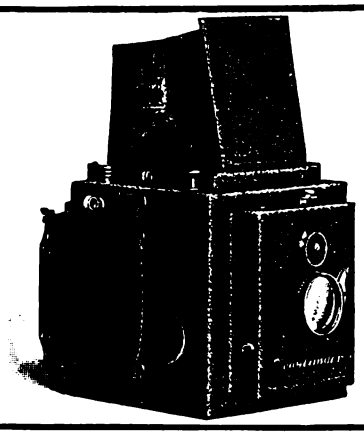
Der Heiland. Ein Sachsensang aus dem neunten Jahrhundert. Fünfte Liebesgabe deutscher Hochschüler. Furche-Verlag, Cassel.

Deutsche Feld- und Heimat-Bücher. Herausgegeben vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung. 1. Riebesell: Mathemathik im Kriege. — 2. Gagelmann: Physik im Kriege. — 5. Henze und Gagelmann: Natur und Krieg. — 6. Collischonn: Freund und Feind in der Geschichte. — 8. Altmann: Die Entstehung des Weltkrieges. — 9. Endres: Das deutsche Heer. — 11. Arndt: Die Mobilmachung des Geldes. — 15. Liebrecht: Die Kriegsfürsorge. — B. G. Teubner, Leipzig.

KALODONT

ZAHN-CRÊME UND MUNDWASSER

Digitized by Google



Voigtländer

Letzte Neuheit:

Spiegel-Reflex-Kamera

4½ × 6 cm

mit Compound-Verschluss.

Preisliste umsonst und postfrei.

Voigtländer & Sohn, A.-G., Braunschweig.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Dienstpflicht, Die weibliche. Unter Mitarbeit von Oberstudienrat Dr. Kerschensteiner, Prof. Dr. Aloys Fischer u. a. herausgegeben vom Institut für soziale Arbeit, München. Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München.

Doehring, Lic. theol. **Bruno. Die Religion des Schlachtfeldes.** Eindrücke und Gedanken, gesammelt auf den Schlachtfeldern des Ostens. Reuther & Reichard, Berlin.

Duncker, Dora. Die Graue Gasse. Roman. Verlag der Viking-Bücher Post & Obermüller Leipzig.

van Eeden, Frederik. Pauls Erwachen. Schuster & Loeffler, Berlin.

Europäische Volkshymnen und Heimatslieder. Verlag Louis Oertel, Hannover.

Falsche Propheten. Ein Rückblick auf die Stimmungsmache der Entente im Herbst und Winter 1914/15. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Fischer, Max. Heinrich Heine, der deutsche Jude. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachflg., Stuttgart.

Floericke, Kurt. Bulgarien und die Bulgaren. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Frei, Oskar. Strahlen der Liebe. Lyrische und Kriegsgedichte. Selbstverlag, Breiterweg 6, Northeim (Hann.).

Gewerbliche Einzelvorträge. Gehalten in der Aula der Handels-Hochschule Berlin. Georg Reimer, Verlag, Berlin.

Gomoll, Wilh. Conrad. Im Kampf gegen Rußland. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Graziella, Thea. Der Unpatriotische. Roman. Xenien-Verlag, Leipzig.

Gubalke, Lotte. Das Flügelmädchen und andere Erzählungen. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Hahn, Ed. Von der Hacke zum Pflug. Quelle & Meyer, Leipzig.

Hedin, Sven. Nach Osten! F. A. Brockhaus, Leipzig.

Henkl, Rolf. Das Lied von der Ewigkeit. Gedichte. Carl Konegen, Verlag, Wien.

Hirschfeld, Magnus. Kriegspsychologisches. (Deutsche Kriegsschriften, 20. Heft.) A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn), Bonn.

Ilg, Paul. Was mein einst war. Erzählungen. Huber & Co., Verlag, Frauenfeld.

Jocham, Magnus. Theodor Körner, der schwarze Jäger. Ein Appell an meine Kameraden im Feld. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

Junghans, Sophie. Orfanna. Erzählung. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Otto Weddigen

Ein Lebensbild von Heinrich Richter.

Mit 37 Abbildungen, 2 farb. Beilagen u. 1 Brieffaksimile.

3. Auflage.

Preis 1 Mk. 20 Pfg.
In künstlerischem Leinenband 2 Mk.

Unser Weddigenbuch, die erste ausführliche unter Mitwirkung der Familie und einiger Freunde Otto Weddigens entstandene Lebensbeschreibung des Helden von U 9 hat in der kurzen Zeit, die seit dem Erscheinen des Buches vergangen ist, eine so starke Verbreitung gefunden, dass der Druck zweier neuer Auflagen erforderlich wurde. Soeben erschien die dritte, durch neue Bilder ergänzte Auflage des Buches, die ihm zu seinen zahlreichen alten Freunden manchen neuen erwerben wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

Unübertroffen an Formenschönheit

Marke „Lupa" ges. gesch.

Prospekte kostenlos

ist mein neuester ges. gesch. Korsettersatz „Lupa" mit regulierbarem Busenformer und Rückenhalter in einem Stück vereint. Es läßt sich mit keinem Korsett eine solch formvollendete Figur erzielen wie mit meinem Korsettersatz „Lupa", nachdem er gleichzeitig volle Büste erzeugt. Nicht nur für schlanke Damen eignet sich „Lupa" vorzüglich, sondern auch für starkleibige Damen. Der Hüftformer flacht starke Hüften ab und hält den Leib zusammen. Durch den regulierbaren Busenformer wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. „Lupa" ist eine absolute Neuheit auf dem Gebiete der hygienischen Figurenverbesserung. Viele Anerkennungen :: :: Modell 3013 kompl. m. verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickereigarnit. wie Abbildung oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß u. champagnerfarbig M. 17,50. Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben! Versand gegen Nachnahme

Ich tausche Waren um od. zahle Geld zurück!

Nur bei **Ludwig Paechtner, Dresden-A. 501,** Bendemannstr. 15.

Verkauf für die Schweiz: **H. Hafner, Altstetten-Zürich.**

Schlafen Sie schlecht?

Eine große Wohltat bei Schlaflosigkeit, Lungenleiden, Schwindsucht, Nervosität, Migräne und Erschöpfung ist die Benützung von Kräuter-Rochs

Lupula-Schlafkissen.

Dasselbe ist mit mentholis. Hopfenblüten gefüllt, die außerord. kühlend und einschläfernd sowie nervenstärkend wirken. (Ärztl. erprobt.) Es ist ohne schädl. Nachwirk. zu gebrauchen, während die chemischen Schlafmittel meistens starke Herzgifte sind. Auch Schwerverwundeten in den Lazaretten, Gichtikern und kleinen Kindern, die schwer einschlafen wollen, ist dieses Kissen ganz besonders zu empfehlen. Preis in 2 Größen à ℳ 3.— u. 5.—, erhältlich durch d. Fabrikant. **Kräuter-Roch,** Dresden, Wallstraße 26. Verkaufsstellen werden errichtet.

Universität Frankfurt a. M.

Das **Vorlesungsverzeichnis** für das am 26. April beginnende **Sommer-Semester** ist erschienen und wird auf Verlangen vom Sekretariat (Jordanstrasse 17) unentgeltlich zugesandt.

Neueste Liste 22-Katalog.

KRIEGS-BRIEFMARKEN

„Berliner Briefmarken-Zeitung" Probeheft gratis

Philipp Kosack & Co., Berlin C. 2.

Musik-Instrumente

für Orchester, Schule u. Haus.

Spez.: Geigen. Eigene Ateliers.

Preisliste frei!

Jul. Heinr. Zimmermann

Leipzig, Querstrasse 26/28.

Krankenfahrstühle

für Strasse und Zimmer.

Selbstfahrer, Tragstühle, Krankenmöbel, *Katalog frei.*

Köhler Comp., Hofl. Heidelberg.

Emser-Wasser

gegen

Katarrhe Husten Heiserkeit

Verschleimung, Magen-, Darm- und Blasenleiden Influenza Gicht

Pädagogium Neuenheim

in Heidelberg-Neuenheim.

Gymnasial-Realklassen. Erfolgreicher Übertritt in **Prima** u. **Sekunda** (7./8. Kl.). **Modern** bewährte Einrichtungen. Sport. Spiel. Gr. eig. Spielfeld. Wandern. Fluss- u. **Hallenbäder.** Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzügl. empfohl. **Familienheim** in eigener Villa. Keine Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperl. Schwacher** und **Zurückgebliebener.** Aufgaben u. Anleitung in tägl. **Arbeitsstunden.** Prüfungsergebnisse. Prospekt durch die Direktion.

Seit 1895: **312 Einjährige, 198 Prima** und **Obersekunda** (7., 8. u. 9. Kl.).

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Karten des französisch-belgischen Kriegsschauplatzes. Mit einem alphabetischem Verzeichnis der in den Karten enthaltenen Namen. 9. Aufl. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

— **zum Kriege auf der Balkanhalbinsel.** Mit einem alphabetischen Verzeichnis der in den Sonderkarten enthaltenen Namen. 2. Aufl. Ebenda.

— **zum Weltkriege: Der Orient.** Mit einem alphabetischen Verzeichnis der in den Karten enthaltenen Namen. 7. Auflage. Ebenda.

Katz, Georg. Lotte Lands Traum vom Glück. Roman. E. A. Schwetschke & Sohn, Verlag, Berlin.

Kluge, Friedrich. Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Vorträge und Aufsätze. Quelle & Meyer, Leipzig.

Kobert, R. Die Pflege der Gesundheit im Heim. Verlag des Hofbuchhändlers Friedrich Bahn, Schwerin i. M.

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. 11. Die Argonnenkämpfe vom 20. Juni bis 2. Juli und vom 13./14. Juli 1915. Mit vier Karten. — 12. Die Schlacht von La Bassée und Arras im Mai 1915 (Lorettoschlacht). Mit vier Karten. — 13. Die Kämpfe in Serbien und östlich von Wilna. Mit drei Karten. — 14. Der Durchbruch bei Prasznysz. Unser Kaiser bei der Armeeabteilung Woyrsch. Wie Kowno erobert wurde. Mit zwei Karten. — Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Krug von Nidda, G. Der deutsche Militarismus und Englands Schuld am Kriege. Carl Heymanns Verlag, Berlin.

Krukenberg-Conze, Frau Elsbeth. Die Erziehung des Kindes zur Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Krutina, Edwin. Der Flieger. Ein dramatisches Gedicht. Felix Lehmann, Verlag, Berlin.

Haupt-Katalog 1916

Verlangen Sie unseren reich illustrierten Mode-Katalog. Wir senden denselben postfrei. Wir tauschen Waren um oder zahlen Geld zurück

RENNER

Dresden · Modehaus · Altmarkt

1916 Sonder-Katalog

Verlangen Sie unseren Sonder-Katalog über Künstlerkleider, Mutterkleider, Vernunftkleid. Wir senden alle Waren post- und bahnfrei

Digitized by Google

und 500 andere.

Alles Nähere im Handbüchlein des künstlerischen Wandschmucks. 60 Pf., auch in Briefmarken.

R. Voigtländers Verlag in Leipzig 3

Einmal erprobt, immer verlangt

Für Feinschmecker:

Lobeck's.

Firma gegr. 1838

Marke: Dreiring

CHOCOLADE CACAO DESSERT

Hof l. Sr. Maj. d. Königs v. Sachsen

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Kümmel, Konrad. Die Brillenkompagnie. Heitere Erinnerungen aus der Garnisonsdienstzeit zu Ulm und Stuttgart 1870/71. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

— Schwabenstreiche aus der Kaserne. Heitere Erinnerungen aus der Garnisonsdienstzeit zu Ulm und Stuttgart 1870.71. Ebenda.

Lamer, Hans. Römische Kultur im Bilde. Quelle & Meyer, Leipzig.

Langstein, L. Säuglingsfürsorge, die Grundlage für Deutschlands Zukunft. Julius Springer, Berlin.

Lemke, Ernst. Die Hauptrichtungen im deutschen Geistesleben der letzten Jahrzehnte und ihr Spiegelbild in der Dichtung. Quelle & Meyer, Leipzig.

Lersch, Heinrich. Herz! Aufglühe dein Blut. Gedichte im Kriege. Eugen Diederichs, Verlag, Jena.

Lhande, Pierre, S. J. Luis. Ein pädagogischer Roman. Genehmigte Übersetzung von Koloman Schlesiger. Buchhandlung Ludwig Auer, Donauwörth.

Lhotzky, Heinrich. Vom heiligen Lachen. Haus Lhotzky, Verlag, Ludwigshafen am Bodensee.

Lohmann, Julius. Deutsches persönliches Wesen. Chr. Kaiser, Verlag, München.

Lothringer, Archibald. Die roten Kreuze. Kriminal-Roman. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Natorp, Andreas. Der heilige Krieg. Gedichte aus den Kriegsjahren 1914—15. Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes A.-G., Barmen-U.

Nowak, Karl Fr. Hötzendorfs Lager. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Nusbaum-Hilarowicz, Józef. Der Krieg im Lichte der Biologie. Vortrag. Gustav Fischer, Jena.

Opitz, H. G. Mein philosophisches Vermächtnis an das Volk der Denker. Kommissions-Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig.

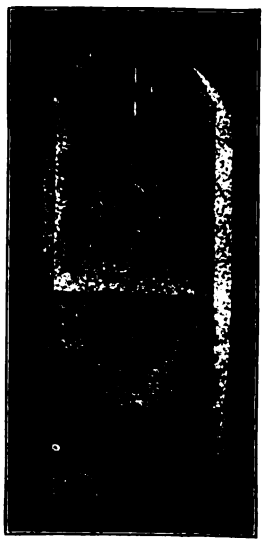
Ostwald, Paul. Die kulturpolitische Mission Bulgariens. „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt, Dresden.

von Pastor, Ludwig. Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

Paul, Adolf. Die vier Eulen. Roman. Kronen-Verlag G. m. b. H., Berlin.

Paull, H. Die neue Familie. Ein Beitrag zum Bevölkerungsproblem. (70. Heft „Der Deutsche Krieg".) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Penck, Albrecht. Wie wir im Kriege leben. Ein Brief an Herrn Prof. Theobald Smith, Rockefeller Institut, Rinceton (N. Y.), Nordamerika. J. Engelhorns Nachflg., Stuttgart.



Wiesbadener Gesellschaft für

Grabmal-Kunst

(früher Wiesb. Ges. f. bild. Kunst)

Leiter Dr. v. Grolman, Wiesb., Kapellenstr. 41,

versend. geg. Portoersatz unverbindl. f. d. Empfänger **Auswahl-Kollektionen v. Grabmalentwürfen** unserer besten Künstler (1100 Nummern, desh. ungef. Preisl. angeb.), **besorgt neue Entwürfe** nach spez. Angaben gleichf. ohne Verbindlichkeit der Abnahme u. vermittelt tadellose Ausführung. Man bestelle zur Orientierung das reich illustr. Flugbl. „Winke f. d. Besch. ein. Grabmals". (Frei geg. 20 Pfg. in Briefm.)

Lager fertiger Grabsteine, nach Entwürfen der Gesellschaft ausgeführt:

Baden-Baden: Theod. Weder. **Bautzen:** Joh. Petschke. **Berlin:** K. Schwarz, Berlin-Weissensee, Lothringerstr. 6. **Bremen:** Berger & Traupe. **Breslau:** P. Kamm, Matthiasstr. 8. **Brünn:** Alfred Dressler, Ugartesstr. **Cassel:** G. Holtzmann, Holl. Str. 55. **Coblenz:** Heinrich Pabst, Cusanusstr. 28. **Cöln:** Heinrich Pabst, Aachenerstr. 126. **Dresden-Tolkewitz:** Chr. Göbel & Co. **Duisburg:** H. Kleinholz, Am Friedhof. **Düsseldorf:** P. Haake. **Eltville a. Rh.:** F. Seidel. **Emmerich a. Rh.:** Gebr. Kratz. **Essen:** Joh. Goldkuhle, Nikolausstr. 8. **Flensburg:** A. Treede. **Frankfurt a. M.:** Gebr. Wagner, Eckenh. Landstr. 184. **Fürth:** Sigm. Löwensohn, Weinstr. 45. **Gotha:** Paul Herr. **Greiz:** E. Hörig. **Halle a. S.:** Em. Schober, Mansfelderstr. 52. **Hamburg-Ohlsdorf:** F. H. W. Witte. **Hildesheim:** E. Zöpfchen, Bahnhofsallee 4. **Karlsruhe:** Rupp & Möller. **Kiel:** Thomas Ingwersen, Eichhofstr. 38. **Königsberg i. P.-Rothenstein:** K. Schwarz. **Leipzig:** F. G. Damm, Ostplatz. **Leutkirch:** A. Joser. **Lüdenscheid i. W.:** Neufeld & Kattwinkel. **Mannheim:** Fr. Kurz, Käfertalerstr. 35. **Meiningen:** Adolf Gögel. **München:** Aschenbrenner & Körnlein, Werkst. für Grabmalkunst, Ungererstr. 129; Emil Grötsch (für die jüd. Friedhöfe). **Oldenburg:** B. Neumann. **Osnabrück:** H. Vogt, Süsterstr., an der Johanniskirche. **Pforzheim:** J. Wielandt. **Stuttgart:** Rich. Schönfeld. **Wiesbaden:** C. Roth, Plattenstr. 81. **Zürich:** A. Schuppisser, Dufourstr. 45.

Gnutzmann & Sebelin

KIEL 8.

Deutschlands ältestes Spezialgeschäft.

Kieler Matrosen-Anzüge

für Knaben und Mädchen,

genau nach Vorschrift der Kaiserl. Marine.

Zeichnungen und Preisliste gratis.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Frei- u. Stabübungsgruppen, Wettkämpfe u. Spiele.

Bearbeitet von **Fr. Schmale,**

Städtischer Oberturnlehrer in Bielefeld

Preis gebunden 1 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Rheinauer Gartenmöbel

nach Entwürfen erster deutscher Künstler

der Professoren: **Peter Behrens, Hermann Billing, Hans Christiansen, Wilh. Kreis, Max Läuger, M. Littmann, Albin Müller, Emanuel von Seidl, Karl Wolbrandt, Franz Zell** u. a.

Erstklass. Fabrikat, streng einfache Formen mit durchweg künstlerischen Wirkungen.

Unser Prachtkatalog, 136 Seiten stark, kann infolge der bedeutenden Kosten, die seine Auflage beansprucht, gratis nicht abgegeben werden und **ist gegen Einsendung von Mk. 1.50 franko zu erhalten. Bei Bestellung wird der Betrag zurückvergütet.**

Katalog über weisslackierte Damentoilettentische gegen Einsendung von 50 Pfg.

Beissbarth & Hoffmann Akt.-Ges.,
MANNHEIM-RHEINAU II.
Kunstgewerbliche Werkstätten.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Proffen, Georg. Kriegsgedichte 1914/15. Buchdruckerei des Kreisblatts (Emil Hegemeister), Stadthagen.

Ratgeber für Krieger und Kriegerfamilien. Enthaltend Ratschläge in den wichtigsten die Krieger und ihre Angehörigen berührenden Fragen. Herausgeber: Kriegsauskunftei und Kriegsschreibstube, Berlin SW. 11, Dessauer Str. 30. Verlagsanstalt „Teutonia", G. m. b. H., Berlin.

Reich, Hermann. Das Buch Michael, mit Kriegsaufsätzen, Tagebuchblättern, Gedichten, Zeichnungen aus Deutschlands Schulen. Herausgegeben aus den Archiven und mit Unterstützung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

Reichen, Albert. Die Hilfstätigkeit der Schweiz im Weltkrieg. (Heft 1 „Der Samariterdienst der Schweiz im Weltkrieg".) Orell Füßli, Zürich.

Reismann, H. Noch eine Hamlet-Erklärung, aber einzig aus den Worten der Dichtung. Heinrich Schöningh, Münster i. W.

Révai, Maurus. Das Endziel des Weltkrieges Englands Ausschaltung aus Europa. (Zeitspiegel Heft 12, Herausgeber H. Mühlbrecht.) Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.

Richtermappe. Teure Heimat, in der Ferne sei gegrüßt! 24 teils unbekannte Handzeichnungen Ludwig Richters. Liebesgabe deutscher Hochschüler, Nr. 7. Furche-Verlag, Cassel.

Robert, Friedrich. Der Geburten-Ausgleich nach diesem Kriege. Verlag für Bevölkerungsfragen, Berlin W. 35.

Rocholl, Heinrich. Hindenburg. Deutschlands Stolz, Rußlands Schrecken. Ein Volksabend. Fr. Emil Perthes, Gotha.

Rudolph, Hermann. Das Leben nach dem Tode. Neue wissenschaftliche Entdeckungen der okkulten Forschung. Theosophischer Kultur-Verlag, Leipzig.

Schab, Siegfried. Studieren oder nicht? Ein Wort zum Erlaß des Unterrichtsministers behufs „Eindämmung des Zudranges zu den Mittelschulen". Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky, Wien—Leipzig.

Schalk, Gustav. Nordisch-Germanische Götter- und Heldensagen. Für jung und alt. 4. verbesserte Auflage. Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr.

Schaehle, Franz Gebhard. Und mein Stamm sind jene Asra ... Herbstesgesänge. Buchdruckerei Dr. J. Kirsch, Bamberg.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Schleußners Photo-Hilfsbuch. Das positive Bild. 2. Teil. Dr. C. Schleußner, A.-G., Frankfurt a. M.

v. Schmid, Hedda. Um seines Kindes willen. Roman. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Schmökel, Hermann. Die Leute von Kluckendorf. Stiftungsverlag, Potsdam.

Schulte vom Brühl, Walther. Der Hammer Thors. Weltbrandgeschichten. Verlag der Viking-Bücher Post & Obermüller, Leipzig.

Schultze, Ernst. Rußlands Feindschaft gegen die Volksbildung. Verlag der Dürr'schen Buchhandlg., Leipzig.

Schulze, Prof. Dr. Unsere Unterseeboote. Geschichtliche Entwicklung und Wirkung dieser modernsten Waffe. Max Brunnemann, Cassel.

von Seidlitz, Woldemar. Das erste Jahr des Kulturkrieges. Georg D. W. Callwey, München.

Seiler, Paul. Auslese. Gedichte. E. Hoene, Verlag, Forst (Lausitz).

Sellmann, Prof. Dr. Auf Posten, Jungdeutschland. Ein Wort an unsere liebe deutsche Jugend. Verlag „Eckart", H. Nijhuis, Witten (Ruhr).

Skowronnek, Fritz. Das sinkende Schiff. Roman aus der Ostmark. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Stern, William. Ethik der Frauendienstpflicht. Rede. B. G. Teubner, Verlag, Leipzig.

Tages-Chronik des Weltkrieges. Die Ereignisse jeden Tages in kurzen Merk-Worten. Das Jahr 1914. Heinrich Hugendubel, Verlag, München.

Theodor, Karl Ernst. De profundis amavi. Gedichte. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Seit Jahrzehnten bewährtes, unübertroffenes Einstreupulver für kleine Kinder.
Von hervorragender, desinfizierender Wirkung geg. starken Schweiss. Unentbehrlich als hygienisches Toilettemittel, zum Einpudern der der Reibung am meisten ausgesetzten Körperstellen und im Gebrauch von Touristen und Sportsleuten jeder Art. Von zahlreichen Ärzten warm empfohlen.
In den Apotheken.

Invalidenräder
Krankenselbstfahrer
Krankenfahrstühle.
Solide Fabrikate.
Katalog gratis.
Rich. Mauue,
Dresden-Löbtau.

NEUE • BROSCHÜRE • ÜBER
FAMILIEN-WAPPEN
VERSENDET • KOSTENLOS
HEINRICH PFANNSTIEL
GROSSH. S. HOFLIEFERANT
WEIMAR
THEATERPLATZ

Das U-Boot. Motor-Tauch-Schiff.

Die technische Entwicklung und Anwendung der **Unterseeboote,** ihrer **Motoren, Torpedos** usw.

in gemeinverständlicher Darstellung nach Einzelberichten der Fachzeitschrift „Motorschiff und Motorboot"

mit über 100 teils ganzseitigen Abbildungen und einem künstlerischen Umschlagblatt

soeben erschienen.

104 Seiten 4°, Preis kart. M. 3.—.

Durch die erfolgreiche Betätigung stehen die U-(Tauch-)Boote heute im Vordergrund des allgemeinen Interesses, obwohl sie die jungste und unbekannteste maritime Waffe darstellen. Jeder Staat breitete auch vor dem Kriege schon sorgsam dichte Schleier über alles, was Tauchboote betraf, nur sparsam drangen Nachrichten über Zahl und Leistungsfähigkeit der von den verschiedenen Seemächten verwendeten Typen an die Oeffentlichkeit. Kein Wunder, dass das deutsche Volk über die Taten eines Weddigen, eines Hersing und vieler anderer, heute noch unbekannter U-Boot-Helden auf das höchste erstaunt war und nun gern näheres über diese unheimlichen Stahlfische wissen wollte, die dreissig- und fünfzigmal grössere Meeresriesen mit einem Schuss auf den Grund des Meeres legen konnten. Ueber alles, was über U-Boote, insbesondere über feindliche und neutrale Tauchboote bekannt geworden ist, unterrichtet dieses neue Buch in einer erschöpfenden und jedem verständlichen Weise. 104 Grossquartseiten mit über 100 Abbildungen geben ein getreues Bild der Entwicklung des Tauchbootes von den geschichtlichen ersten Anfängen an bis auf die neueste Zeit. Selbst die letzten feindlichen und amerikanischen Tauchbootschöpfungen, die teils während des Krieges fertiggestellt wurden, sind berücksichtigt. Besondere Abschnitte sind dem U-Boot-Motor, dem U-Boot-Betrieb, den Fahrten und Erfolgen, den Hebe- und Mutterschiffen, Torpedos und der Abwehr gewidmet.

Zu beziehen durch den Buchhandel.
Bei direktem Bezug vom Verlag Klasing & Co. G. m. b. H., Berlin W. 9, Preis 3.— M. zuzügl. 30 Pf. für Porto.

Verlag von Klasing & Co. G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstrasse 38.

Digitized by Google

Echte

Kieler Matrosen-Anzüge

in Woll- und Waschstoffen

für Knaben und Mädchen.

Eigene Anfertigung.

Preisliste und Muster frei.

Rudolf Amsinck, Kiel N.

Heinrze & Blanckertz

jeder Hand eine passende

Schreibfeder

Fabrik-Berlin-NW-43

Violette Schiebeschachtel 60 ₰

Liste kostenlos!

GW.

An rechter Stelle sparen

ist während des Krieges noch mehr als sonst der Wunsch aller Mütter. Wo läßt sich aber bei der Pflege der Säuglinge und kleinen Kinder sparen. Darauf kann man nur antworten, daß der am besten einkauft, der nur das Beste, tausendfach bewährte nimmt.

Wer für die Säuglinge und kleinen Kinder den **Vasenol-Wund- und Kinder-Puder** als Einstreumittel benutzt, der wird zuverlässig Wundsein, Wundwerden und Rötungen der Haut verhindern und dadurch viele Sorge und Kosten vermeiden. **Vasenol-Wund- und Kinder-Puder** wird von den ersten Autoritäten der Kinderheilkunde als bestes Einstreumittel für kleine Kinder empfohlen und in zahlreichen Krippen, Säuglingsheimen, Entbindungsanstalten und Krankenhäusern seiner ausgezeichneten Erfolge wegen dauernd angewendet.

Der **Vasenol-Sanitäts-Puder** ist als bestes Mittel zum Abpudern der Füße (Einpudern in die Strümpfe), der Achselhöhlen, sowie aller unter der Schweißeinwirkung leidenden Körperteile gegen Wundlaufen, Wundreiben und Wundwerden bereits bekannt und wird besonders von unseren Feldgrauen immer wieder verlangt, weil durch die regelmäßige Anwendung des Vasenol-Sanitäts-Puders die Füße gesund und trocken erhalten werden.

Bei stärkerer Schweißabsonderung verwendet man bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß den **Vasenoloform-Puder**, der seit Jahren in der Armee bestens bekannt ist.

Auf Wunsch versenden die Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau, an unsere Leser gern ausführlichen Prospekt über die Vasenol-Puder.

Briefmarken

Auswahlen nach Fehllisten.

Vorzugspreisliste gratis.

Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 33V.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

U-Boot — Motor-Tauch-Schiff. — Die technische Entwicklung und Anwendung der Unterseeboote, ihrer Motoren, Torpedos usw. in gemeinverständlicher, reich illustrierter Darstellung nach Einzelberichten der Fachzeitschrift „Motorschiff und Motorboot". Verlag Klasing & Co., G. m. b. H., Berlin.

Ulmer, Friedrich. Sturmgeboren. Gedichte aus dem Krieg. Verlag Paul Müller, München.

Unger, Hellmuth. Sturm im Osten. An Österreichs Seite in den Karpathen und Galizien. Gottlob Koezle, Chemnitz.

Urkunden zur Religion des alten Ägypten. Übersetzt und eingeleitet von Günther Roeder. Eugen Diederichs, Verlag, Jena.

Vaerting, M. Wie ersetzt Deutschland am schnellsten die Kriegsverluste durch gesunden Nachwuchs? Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin, München.

Vom deutschen Michel. Sechste Liebesgabe deutscher Hochschüler. Furche-Verlag, Berlin—Cassel.

Vom jüngsten Tag. Ein Almanach neuer Dichtung. Kurt Wolff Verlag, Leipzig.

Wachtelborn, Karl. Germanische Kultur! Zwei Vorträge: Rückblicke und Ausblicke, gehalten im Kriegsfrühjahr 1915. Jaeger'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Wasner, Georg. Studiosus Heym. Roman. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Weber, Hans Siegfr. Ansiedlung von Kriegsinvaliden. („Der Deutsche Krieg", 71. Heft.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Wöhrle, Oskar. Ein deutscher Handwerksbursch der Biedermeierzeit. Auf der Walze durch den Balkan und Orient. Die Lese, Verlag, G. m. b. H., Stuttgart.

Wulffen, Erich. Die Traumtänzerin. Roman. Carl Duncker, Berlin.

Neuer Frauenberuf.

Ausbildung als Chemikerin für Zuckerindustrie etc. in der staatl. konz. **Fachschule für Zuckerindustrie in Dessau 213.** Nächster Kursus: 8. Juli. **Prospekte frei.**

Für **Zuckerkranke** und **Nierenleidende**

Dr. J. Schäfer's physiol. Nährsalze

ohne Diätzwang, ärztl. empfohlen. Preis M. 3.— u. 4.50.

Zu haben in Apotheken und bei

Dr. Julius Schäfer, Barmen 10, Wertherstr. 91.

Belehr. Broschüre gratis.

Harmoniums von 46 bis 2400 Mark.

Bes. auch von jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. spielbare. Illustr. Kat. **umsonst. Aloys Maier,** Hofl., **Fulda.**

Salit das Einreibemittel

Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß, Reißen.

In Apotheken:

Fl. M 1,40; Doppelfl. M 2,40.

Digitized by Google

Probenummer kostenlos!

Wegen ihres neuartigen, fesselnden und vielseitigen Inhaltes in Verbindung mit einem beispiellos billigen Preise (vierteljährlich nur 1.— Mk.) strömen der illustrierten Wochenschrift

„Die Deutsche Frau“

fortgesetzt aus allen Teilen Deutschlands Scharen neuer und begeisterter Anhängerinnen zu.

Das Programm der Deutschen Frau:

Was bringt sie zum Lesen? **Aufsätze über:** Hauswirtschaft, Frauenberufe, Frauenbildung, Kunstgewerbe, Sport und Spiel, Frauenerwerb, Nebenerwerb, Theater, Musik, Bildende Kunst, Künstlerische Kleidung, Gesundheits-, Schönheitspflege usw. **Romane und Novellen** ersten Ranges, Skizzen, Studien, Rechtsrat, Bücherschau, Praktischer Ratgeber, Briefkasten, Echo der Frauenarbeit, Preisausschreiben, Plaudereien, Lesefrüchte, Kleine Presse usw.

Was bringt sie an Bildern? **Aktuelle Aufnahmen** vom Leben des Tages, soweit es in engen Beziehungen zur Frauenwelt steht; Photographien künstlerisch wirkender **Modeneuheiten;** Arbeiten aus allen Gebieten des **Kunstgewerbes.** — **Führende Frauen** und **Künstlerinnen** in ihrem Heim wie in ihrem Beruf; Neue Werke der deutschen **Malerinnen** und **Bildhauerinnen,** künstlerisch wertvolle **Liebhaberaufnahmen.**

Im Anhange der **Deutschen Frau** befinden sich **zwei neue gemeinnützige Einrichtungen,** die bei der gebildeten Frauenwelt in allen Teilen Deutschlands einen **riesigen Zuspruch gefunden** haben:

Der Kleidermarkt

und

Der Markt für Gelegenheitskäufe.

Der Kleidermarkt vermittelt unter den Leserinnen den An- und Verkauf gut erhaltener Kleider, Hüte u. dgl. (vielfach aus ersten Werkstätten) zu ermässigtem Preise.

Der Markt für Gelegenheitskäufe vermittelt unter den Leserinnen den An- und Verkauf von Schmuck, Möbeln, Kunstgegenständen, Spiel- und Sportsachen u. dgl.

Jede Nummer enthält die neuesten Angebote und Gesuche.

Jede Buchhandlung, Zeitungsexpedition, Postanstalt nimmt Bestellungen an. — Preis vierteljährlich nur 1.— Mark.

Verlag der Deutschen Frau (Velhagen & Klasing), Leipzig.

Digitized by Google

Tausende von Damen

der vornehmsten Kreise und des Mittelstandes kaufen jahraus, jahrein

Kleider, Mäntel, Backfisch- und Kinderkleider

nur im Hause Polich

und haben stets in anerkennendster Weise ihre vollste Zufriedenheit ausgesprochen. Wo aber Tausende von Damen stets zur Zufriedenheit bedient worden sind, kauft man zweifellos

sehr gut und sehr billig.

Mein Katalog Nr. 7 wird auf Wunsch franko und gratis zugesandt.

Polich

Leipzig, Petersstraße

Curt Bentzin
Werkstätte für photogr. Apparate
Görlitz.
Man verlange Liste Nr. 2

Poetko's alkoholfreien Apfelsaft naturrein, aus edlem frischen Obst, unbegrenzt haltbar, Idealles Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende, versendet pro Flasche 50 Pfg., Auslese 60 Pfg., exkl. Glas u. Kiste, von 30 Flasch. aufwärts geg. Kasse
Ferd. Poetko, Guben 22.
Grösste Apfelsaftkelterei Deutschlands.

Dr. Fr. Schoenfeld & Co
Düsseldorf.

- Feinste Künstler-Ölfarben
- Skizzen-Ölfarben
- Temperafarben
- Wasserfarben
- Wasserfeste Tuschen

Maltuch.
Alle Mal- und Zeichengerätschaften.

Darlehen

an Private gewährt die Spezial-Abteilung des **Bankgeschäfts Hermann Neumann,** *EISENACH, Waldhausstrasse 8.*

In der Kriegszeit muss man sparen!

Als vollwertigen Ersatz für teuren und gesundheitsschädlichen Bohnenkaffee empfehle ich meinen sehr eingeführten

Just's Nährsalz-Früchte-Kaffee	das	Pfund	M.	**0.55**	u. Porto
	9	„	„	**0.50**	„ „
Dr. Reich's Nährsalz-Normal-Kaffee I	das	„	„	**1.—**	„ „
	9	„	„	**0.90**	„ „
Dr. Reich's „ „ „ II	das	„	„	**0.75**	„ „
	9	„	„	**0.70**	„ „

Wiederverkäufer gesucht, wo noch frei!

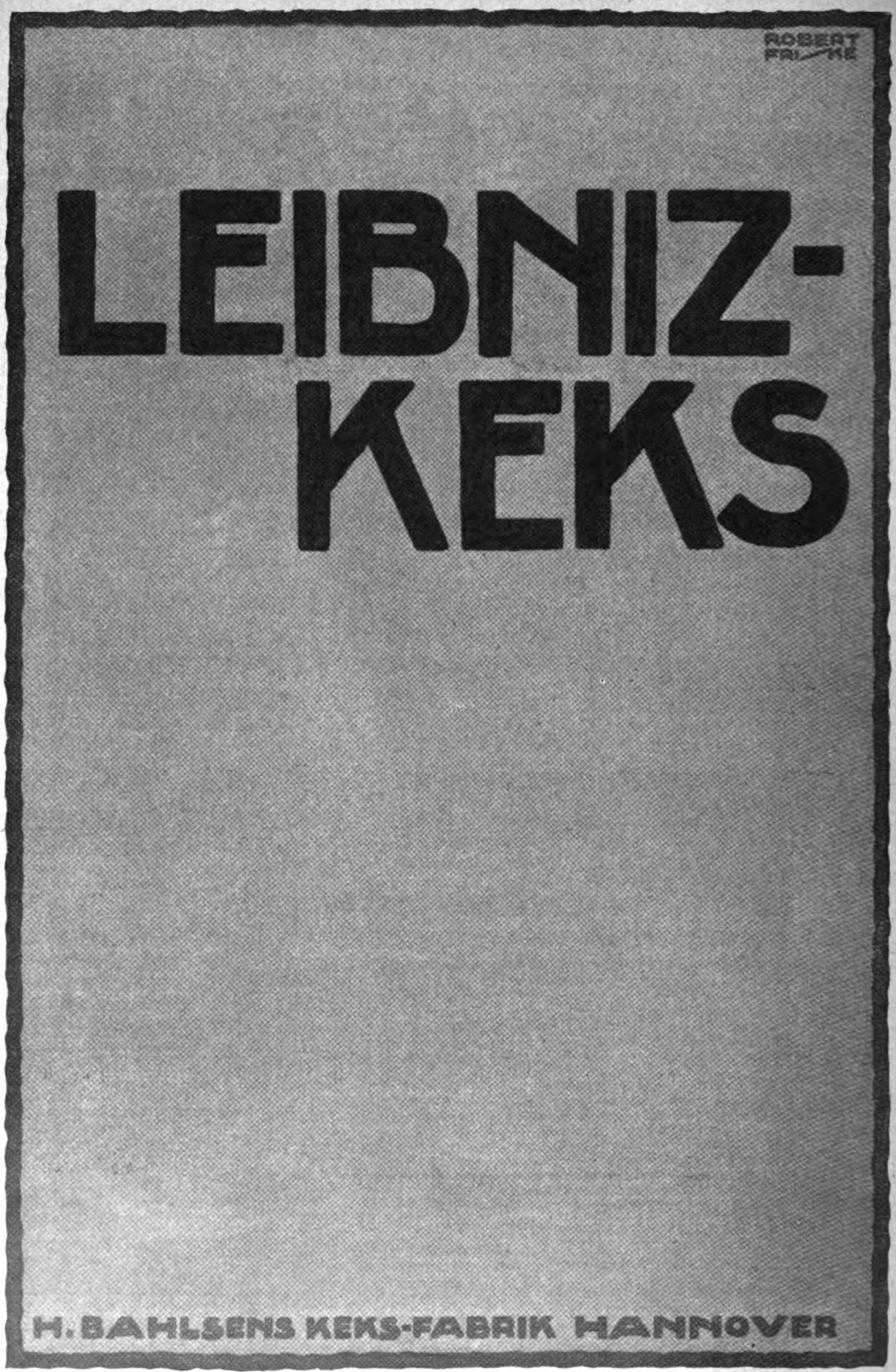
Gustav Just, Zentrale für Lebensreform, **Ilsenburg a. H.**

Haupt-Broschüre kostenlos.

Reformator
das neue unsichtbare Bett.
Katal. **15 R** grat.

Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik,
Berlin, Markgrafenstrasse, Ecke Kochstr.
München, Dienerstrasse 6.

Digitized by Google



Für die Anzeigen verantwortlich: G. Schräpler in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Wildunger Helenenquelle

bei Nierenleiden, Harnsäure, Eiweiss, Zucker.

1914: 11325 Badegäste und 2181681 Flaschen Versand. Schriften kostenfrei.

Fürstliche Wildunger Mineralquellen, A.-G., Bad Wildungen.

Lernt fremde Sprachen!

Die Wichtigkeit dieser Forderung ist noch nie durch einen Umstand so überzeugend zutage getreten, als wie durch den Weltkrieg. Diese Tatsache spiegelt sich am besten ab in den vielen Tausenden von Feldpostbriefen, in denen die Notwendigkeit der Kenntnis fremder Sprachen zum Ausdruck gebracht und bezeugt wird, welche Vorteile den sprachkundigen Deutschen in den besetzten Kriegsgebieten geboten werden.

Was für glänzende Aussichten aber erst dem Sprachkundigen für die Zukunft winken, wird sich zeigen, sobald der Frieden geschlossen ist und der wirtschaftliche Wettbewerb der Völker untereinander wieder einsetzt. An jeden Vorwärtsstrebenden ergeht daher der dringende Ruf, fremde Sprachen zu erlernen, um für den friedlichen Kampf um den Vorrang des Welthandels gerüstet zu sein.

Der beste Weg hierzu bietet sich in den weltberühmten Unterrichtsbriefen nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Nach dieser in vielen Jahrzehnten erprobten Methode kann jeder leicht und bequem Französisch, Englisch, Italienisch, Russisch, Polnisch, Ungarisch, Rumänisch usw. erlernen. — Verlangen Sie noch heute die Einführung Nr. 16 in den Unterricht der Sie interessierenden Sprache von der

Langenscheidt

schen Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 29, 30.

Digitized by Google

Automobile
Flugmotoren

Hervorragende deutsche Qualitätsarbeit.

BENZ & CIE. Rheinische Automobil- u. Motorenfabrik A.-G. **MANNHEIM.**

Verkaufsstellen an allen grösseren Plätzen.

Digitized by Google

Ein Gesundbrunnen

für Nervöse, Genesende, durch Verwundung oder Strapazen Geschwächte sind

Pinofluol-

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

SCHUTZMARKE PINOFLUOL

12 Bäder M. 3.- in Apotheken, Drogerien, Parfümerien
Man verlange ausdrücklich Pinofluol in Tabletten

Gratismuster und viele Gutachten durch die Pharmakon-Gesellschaft Chemische Fabrik Frankfurt a.M.

Schwächliche, Blutarme, Nervöse, Rekonvaleszente, durch Verwundung oder Strapazen Heruntergekommene

finden in

Dr. Hommel's Haematogen

ein energisches, von Tausenden von Ärzten glänzend begutachtetes **Kräftigungsmittel.**

So sieht die richtige Packung aus

Warnung! Wir warnen vor Fälschungen, die mit dem Namen Hommel oder **Dr.** Hommel Missbrauch treiben. Man verlange daher ausdrücklich das echte **Dr. Hommel's** Haematogen!

Verkauf in Apotheken u. Drogerien. *Preis per Flasche Mk. 3.—.*

Aktien-Ges. Hommel's Haematogen, Zürich.

Generalvertreter für Deutschland: **Gerth van Wyk & Co.,** Hanau a. M.

Digitized by Google

Soeben erschienen:

Das positive Bild

Schleussner-Photohilfsbuch II. Teil.

Preis M. 1.—.

❖

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft

Frankfurt a. Main 60.

Zweigwerk für photographische Papiere: BERLIN-FRIEDENAU, Bennigsenstr. 23/24.

Bad Salzschlirf

bei FULDA. * Kurzeit 1. Mai bis 1. Oktober.

Althewährtes Bad gegen Gicht und Stoffwechselleiden.

Salzschlirfer Bonifazius zu Hauskuren überall erhältlich.

Die **fleisch-** und **fettlosen** Tage bedeuten für **Gichtiker** eine **Unterstützung** der **Brunnenkur** mit

✿ Salzschlirfer Bonifazius! ✿

Der neue Badehof.

(Hervorragende Küche.)

Alle Drucksachen frei durch die **Kurverwaltung.**

Digitized by Google

Trinken Sie nur ein deutsches Mineralwasser.

Als solches empfehlen wir
unsere qualitativ unerreichte, Deutschlands Edelwasser genannte

Offenbacher

Kaiser Friedrich Quelle.

Dieselbe ist ein vorzügliches Tafelgetränk und ein unvergleichliches Heilwasser bei allen Stoffwechselkrankheiten wie Gicht, Rheuma, Blasen-, Nieren- und Gallenleiden, sowie allen Erkrankungen der Atmungs- und Verdauungsorgane.
Von vielen ärztlichen Autoritäten verwendet und verordnet.

Depot in **Berlin:**	*LOUIS QUENSEL, SW., Schönebergerstr. 19. Tel. Amt Lützow Nr. 669*
Dresden-A.:	*H. FICINUS Wwe., Mohren-Apotheke, Johannesstr. 23. Tel. 3216*
Frankfurt a. M.:	*FRIEDRICH STAHL, Güntersburg-Allee 37. Tel. Hansa 259 u. 714*
München:	*GEORG FETSCHELE, Perhamer Str. 1. Tel. 11353.*

Wybert

TABLETTEN

schützen bei Wind und Wetter vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten. Diese sind unseren Kriegern eine hochwillkommene

Liebesgabe

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken und Drogerien Mark 2.— oder Mark 1.—

Digitized by Google

Asbach „Uralt"

alter deutscher Cognac.

Weitere beliebte Marken: Asbach „Echt" und Asbach „Alt".

Brennerei: Rüdesheim am Rhein.

Verkaufsstelle für Österreich:
Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I, K. K. Hofburg.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google